**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

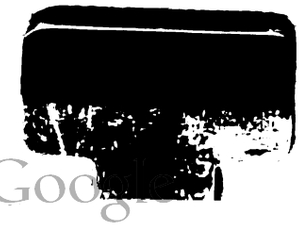
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
SEP 29 1977
AP30
A88
V.60
PMT 2
1967

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

Nr. 27. Stuttgart, 4. August 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Sitten und Gebräuche auf Föhr sonst und jetzt. Von Christian Jensen. S. 521. — 2. Der britische Häringsfang und die Häringsfischer. (Schluß.) S. 524. — 3. Die Steppen im südlichen und mittleren Persien. S. 529. — 4. Die Kalmücken oder das Volk der Wala. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 532. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 535. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 537. — 7. Litteratur. S. 540.


## Sitten und Gebräuche auf Föhr sonst und jetzt.

Von Christian Jensen.

Die Insel Föhr gehört wie die Halligen (cfr. „Ausland" Nr. 40 bis 42, Jahrgang 1884) zu den Resten der friesischen Uthlande (Uthlande = Außenlande), einem mit besonderen Rechten und Freiheiten versehenen, im Westen des Herzogtums Schleswig liegenden und von Friesen bewohnten Inselland, und ist unter diesen das mittelste Stück. Im Norden und Nordwesten ist Föhr durch die Insel Sylt und deren Halbinsel Hörnum, im Südwesten durch die vorliegende hohe Düneninsel Amrum gegen den starken Andrang der offenen Nordsee geschützt, nach Süden und Südosten von ihr entfernt liegen die Halligen und nach Osten hin dehnt sich die von Deichen umsäumte, ungefähr 1 ½ Meilen entfernte Festlandsmarsch. Gegen Westen ist die Insel selbst durch einen mächtigen Steindeich befestigt und ihr Marschland durch gute Seedeiche eingefriedigt; sie umfaßt heute noch eine Fläche von etwa 82 Quadrat-Kilometer = 1.45 Quadrat-Meilen, wovon der südwestliche Teil (etwa drei Fünftel der Fläche) hochliegendes Geestland, der nordöstliche Teil fruchtbares Marschland ist.

Die 16 Dörfer der Insel liegen alle auf der Geest, und zwar zumeist auf der Grenze zwischen Geest und Marsch. Der als Seebad seit 1819 bekannte Flecken Wyk liegt an der Südostecke derselben; 1880 hatte Föhr 4533 Bewohner. Föhr macht mit seinen wohlgebauten Dörfern, seinen hübschen Flecken einen guten Eindruck auf den Besucher; seine biedern Bewohner sind der Mehrzahl nach Friesen oder friesischer Abkunft, und die den Friesen „eigentümliche, starke Anhänglichkeit an vererbte Sitten" finden wir auch bei ihnen wieder, wenn sich auch im Laufe der Zeiten so manches veränderte.

Am Südufer Föhrs nagt und spült die Flut unaufhaltsam, wenngleich langsam, Bestandteile des Bodens fort. Noch in den letzten Jahrhunderten klopften oft, namentlich in den Jahren 1717 und 1825, einlaßbegehrend die Wogen der Nordsee an die Deiche der Insel und überschwemmten die bereits seit 1492 eingedeichte Marsch, zerstörten die Deiche und richteten großen Schaden an. Seit der Zeit ist die Föhringer Marsch nicht mehr überflutet worden, denn man hat inzwischen die Deiche mit großen Kosten (in einem Jahre allein 21,000 Mark für eine Deichstrecke von 9 Km.) ausgebessert und befestigt; immer aber mahnen noch oft die heftigen Sturmfluten besonders, daß man vor der Wucht der Wellen nicht sicher sein kann. So verkünden diese „güldnen Ringe", goldnen Ringe, wie man mit Recht die Deiche nannte, die zerstörende Gewalt des Meeres, das sich im Sommer friedlich um die nordfriesischen Landestrümmer legt, und geben uns ein ehrendes Zeugnis von dem Charakter des Friesenvolkes, seiner Ausdauer, Emsigkeit und Geduld bei wiederholter Aufführung neuer und zertrümmerter Deiche, woran auch der Schriftsteller der alten Zeit gedacht haben mag, als er sagte: „Deus mare, Friso litora fecit", oder „Gott hat das Meer, der Friese das Land gemacht."

In stetem Kampfe mit dem Meer, das den heimatlichen Boden zu verwüsten droht, aufgewachsen, bewahren auch die als Seefahrer oder sonst in der Ferne weilenden, auf Föhr geborenen Menschen eine Anhänglichkeit und Liebe für ihr Eiland, wie der Schweizer für seine Alpen-




Digitized by Google

thäler und Gletscher, so daß sie erst recht fern von der Heimat inne werden, „was sie entbehren", und daß sie sie nicht entbehren können.

Der heimische Dichter spricht in weiterer Ausführung dieses Gedankens:

„All huar ik san uk üb a Eerd,[1]
all hü uk hedd dett Lun:
et jaft doch man ian Eilun Fehr,
det leit mi bowenuun.
Ja, kam'k uk uun dett lokkelst Sted,
huar Surgen goreg wiar,
tocht ik doch ädder an uk leed
an di, lew Eilun Fehr."

In freier Uebersetzung lauten diese Verse:

„Wo ich auch weil' auf weiter Erd,
Und wie auch heißt das Land,
Es giebt doch nur ein Eiland Föhr,
Das liegt mir obenan.
Ja, käm' ich auch in ein glücklich Land,
Wo Sorge gar nicht wär:
Dächt ich doch frühe und auch spät
An Dich, lieb Eiland Föhr."

* * *

Nach diesen einleitenden Bemerkungen über Föhr und seine Bewohner gehen wir zur besonderen Betrachtung der Sitten und Gebräuche über.

In die traulichen Räume eines Föhrer Hauses eintretend, wollen wir an der Hand von uns gewordenen Mitteilungen und nach Anleitung des Herrn Dr. Ploß in Leipzig versuchen, ein Bild jener Sitten und Gebräuche zu entwerfen, denn: „Es sind", um mit Dr. Ploß zu sprechen, „nicht blos die leis widerhallenden Klänge aus halb vergessenen Zeiten, die uns entgegentönen und uns in harmonische Sympathie versetzen; es ist auch das frischgeweckte Interesse an altgefestigtem Brauch, dessen Zauber uns anzieht und fesselt, dessen Vorschriften, wie ein religiöses Gesetz alle diejenigen beherrscht, die sich über die Schwelle des Kinderheims begeben."[2] Betrachten wir daher zunächst:

## I.

### Das Kind in Brauch und Sitte auf Föhr sonst und jetzt.

Motto: „Geh' fleißig um mit Deinen Kindern, habe
Sie Tag und Nacht um Dich und liebe sie
Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie Dein! nicht länger." L. Schefer.

Während nach dem Kinderglauben auf den Halligen die Kinder aus der Tiefe des Meeres kommen, tritt hier der Storch, der beliebte Bote der Wolkengöttin, als Vermittler auf. Er bringt die Kinder, nachdem er sie aus einem Sumpfe geholt, durch den Schornstein ins Haus. Das Neugeborene bringt für die Geschwister oder für besuchende Kinder eine Düte Naschwerk mit auf die Welt. Vielleicht übernahm auch hier der Storch die Bestellung dieser Süßigkeiten, ähnlich wie bei Goethe:

„Stille, Kinder! sie geht in die Stadt und bringt euch des guten Zuckerbrotes genug, das euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr sehet sie bald mit den schön vergoldeten Deuten."
„Hermann und Dorothea".

Der Nabelschnurrest wird auf Föhr nicht als Amulet aufbewahrt, sondern verbrannt; ebenso scheint im dortigen Volksglauben von der Glückshaube nichts bekannt zu sein. Auf Amrum heißt es von der Glückshaube, sowie auch von Sonntagskindern: „Sonntagskinder und andere, die auf der Glückshaut (meń Hätj aúrt Haad) geboren sind, können ‚Likschüünen' sehen."[1] Vor eintretendem Todesfall sehen jene Bevorzugten schon den Leichenzug sich von dem Wohnhause nach dem Gottesacker bewegen oder statt des Leichenzuges sehen sie oft Lichter und Feuerkugeln. Clement erzählt:[2] „Jedes Kind kriegte gleich nach der Geburt ein Häubchen — Höfk — von feinem Leinen auf, ein von schwarzem feinen Tuch gemachtes Kreuz war oben auf dem Häubchen, und unten um die Stirn wurden die Bändchen des Häubchens (Höfkbeanker) eisenfest umgebunden — so fest und nicht anders mußte es sein. Man sagte, solche, welche seekrank wären, hätten die Bändchen nicht fest genug umgehabt. Es waren der Bändchen zwei, ein rotes und ein gelbes, das rote unten. Die alte Sitte hat aufgehört. Zur Nacht trugen wir Kinder unser ‚Uelken' um den Kopf. Auch diese Sitte nahm ein Ende." Ob auch vielleicht das schwarze Kreuz des Häubchens ein Schutzmittel war gegen das Treiben der Unholde, der Unterirdischen?

Bei den neugeborenen Kindern wachsen bisweilen die Haare vorn auf dem Kopf strahlenförmig auseinander; man sagt dann von ihnen, daß sie ein Nest auf dem Kopfe hätten und gelehrte Leute würden. Wachsen dagegen bei solchen Kindern die Augenbrauen auf der Nase zusammen, so wird das Kind reich oder es stirbt auf dem Meere; ungewöhnlich starke Behaarung des Kindskörpers deutet an, daß das Kind kräftig und stark werden wird. Wie auf den Halligen, kennt man auch auf Föhr besondere Zeichen der feierlichen Anerkennung des Kindes durch den Vater nicht; nur der Wöchnerin werden von Nachbarn Eßwaren, dem Kinde aber Geschenke nicht gebracht. Wohl erhält dasselbe beim ersten Besuch einer fremden Wohnung ein Ei, auch wohl zwei Eier als Symbol der Kraft und der künftigen Entwickelung und als Vorbedeutung dafür dargereicht, daß es später keinen Mangel am Notwendigsten habe. Besondere Opfer sind bei der Geburt des Kindes nicht gebräuchlich. Segenssprüche und

[1] O. C. Nerong: „Föhr, früher und jetzt". Selbstverlag, 1885, S. 149.

[2] Dr. med. H. Ploß: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker". 2. Auflage. Berlin 1882. S. 1.

[1] Chr. Johansen: „Die nordfriesische Sprache". S. 117. Kiel 1862.

[2] „Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen". Seite 154. Kiel 1845.

Digitized by Google

Ermahnungen für den Säugling gibt es nicht, ebenso wird zu Ehren des Kindes kein Baum gepflanzt; auch wird keine Nahrung unter das Volk ausgeteilt. Bei den Wochenbesuchen und sonstigen Besuchen innerhalb der ersten acht Tage erhalten die Besucher ein Glas Wein, das auf das Wohl des Kindes getrunken wird; außerdem wird gewöhnlich dem Dienstmädchen des Hauses, sobald die Wöchnerin das Bett verlassen, ein Geschenk gereicht.

Stirbt das Kind ungetauft, so wird es auf dem Friedhofe begraben. Die Begräbnisfeier verläuft sehr stille; zwei Nachbarn und der nächste Leidtragende, der Vater, bringen es zu Grabe, in der letzten Zeit häufig vom Prediger begleitet.

Stirbt eine Wöchnerin, so befestigt man auf dem Sarg derselben ein großes Kreuz aus weißem Seidenband. Nach Chr. Johansen gab man einer solchen eine Scheere mit ins Grab. Bleibt dagegen das Kind am Leben, so ist es der Gefahr ausgesetzt, von den Unterirdischen verwechselt zu werden. Die Onnerbaalkisen konnten diese Verwechselung nur vor der Taufe des Kindes ausführen; man verhinderte dieselbe, indem man eine Scheere in die Wiege legte.[1] Die kleinen Männlein mit ihren roten Kappen kamen gewöhnlich bei Nacht, weshalb man bei der Wiege, so lange das Kind eben nicht getauft war, Wache halten mußte.[2] Es wird ebenfalls von den Zwergen erzählt, daß man sie auf dem Merham-Wasser auf Amrum, aus welchem man Kinder fischt, Schlittschuh laufen gesehen habe. Nach altem Aberglauben mußte ein Kind, das eine Zauberin werden sollte, auf einem zwischen den Zinken einer Heugabel ausgespannten Pferdehaar tanzen, ehe es getauft ward.[3] Wenn heute der Aberglaube in dieser Beziehung abgenommen hat, so besteht doch noch die Sitte, den Kindern mit Unholden zu drohen, und so ist in den Drohungen noch ein Teil des Aberglaubens lebendig geblieben. Man sagt: „Klumphorn", „Böser Mann", „schwarzer Mann", „Unterirdische ꝛc. werden Dich holen!" Man sieht es auf Föhr nicht gern, daß die kleinen Kinder von den Leuten gerühmt werden, etwa wegen ihrer Schönheit, ihrer Fähigkeiten; man glaubt dort nämlich, daß derlei Kinder frühzeitig sterben.

Die frühere Sitte, das Neugeborene baldmöglichst, gewöhnlich am dritten Tage, taufen zu lassen, ist genügend durch die Bedeutung der Taufe als Schutzmittel erklärt. Jetzt geschieht dieselbe gewöhnlich etwas später. Der früher neben der Taufe bedeutsame Akt der Namengebung ist jetzt schon vorher vollzogen, und zwar durch Eintragung in die Standesamts-Register; bei der wirklichen Tauffeier geschieht derselbe nur noch als Befolgung der alten Sitte. Zunächst werden die Kinder benannt nach den Großeltern, und zwar wird der Großvater, resp. die Großmutter zuerst genannt, der resp. die gestorben ist, oder auch der- oder diejenige, bei denen sich die Eltern des Täuflings aufhalten.

Ist diese Quelle der Namengebung erschöpft, so kommen die Namen von anderen verstorbenen nahen Verwandten an die Reihe, in zweiter Linie die von lebenden Verwandten. Für gewöhnlich bekommt das erste Kind seinen Namen nach den Großeltern auf väterlicher und das zweite nach denen auf mütterlicher Seite. Stirbt ein Kind, so bekommt in der Regel das zunächst nachher geborene desselben Geschlechts den Namen des verstorbenen Kindes. Es herrscht indes vielfach die Meinung, daß bei Wiederholung des Namens von toten Kindern das lebende ihnen bald nachfolgen werde.[1]

Auf Föhr bestand wie auf den Halligen sehr lange der alte Brauch, (bis zum Anfange dieses Jahrhunderts) die Kinder nicht auf den Stamm- oder Zunamen, wie es jetzt geschieht, sondern auf den Vornamen[2] des Vaters zu taufen. Im täglichen Leben hat man noch nicht von dieser Weise abgelassen. „Eine Folge davon war, daß die Föhrer in den früheren Jahrhunderten fast gar keine Geschlechtsnamen hatten, daher es auch schwer ist, die früheren verwandtschaftlichen Verhältnisse der Föhrer unter sich zu erkennen. Wir sehen dies an dem Stammbaum einer alten Landvogts-Familie:

Rörd Arfsten,
Nickels Rörden,
Eschel Nickelsen,
Rauert Eschels.

Eschel Rauerts, Knudt Rauerts,
Jakob Eschels. Martin Knudten.

Ganz unmöglich ist es, aus dem Stammnamen zu erkennen, daß die beiden zuletzt Genannten Brüderkinder waren."[3] Nur bei eingewanderten Familien nicht friesischer Abkunft verstand sich der Prediger ausnahmsweise dazu, auf den Stammnamen zu taufen. Man setzte hier, wie wir das von den Halligfriesen anführten,[4] dem Vornamen des Vaters ein s, en, ens hinzu und bildete so die Stammnamen. Der Reisende J. G. Kohl sagt, daß man dieses System, aus dem Vornamen des Vaters den Stammnamen zu machen, im ganzen skandinavischen Norden beobachtete.

Die Pathen des Kindes wählt man aus der Verwandtschaft. Es kommt vor, daß die Verwandten, nach

[1] Vergl. Chr. Johansen und K. J. Clement a. v. O.

[2] Vergl. Chr. Johansen und K. J. Clement a. v. O.

[3] Chr. Johannsen: „Die nordfriesische Sprache", Kiel 1862. Seite 83.

[1] Derselbe Satz findet sich bei Rochholz, „Alemannisches Kinderlied ꝛc." S. 294: „Man darf einem Kinde nicht den Namen des schon verstorbenen Geschwisters geben, jenes müßte sonst gar bald nachfolgen."

[2] Einige Föhringer Personennamen: a. Namen männlicher Personen: Arest, Braar, Frödd (Fred), Hai, Knütj, Oak, Rievert (Rörd), Rauert, Rakmar, Woegen ꝛc.; b. Namen weiblicher Personen: Antje, Eike, Eme, Elke, Göntje, Herleg, Ing, Jonging, Jonggöntje, Jommtje, Kaike, Krassen, Kreske, Mattei, Mantje, Mattje, Tat, Turke, Uaske, Voleg.

[3] O. C. Nerong: „Föhr, früher und jetzt", S. 77, 78.

[4] Siehe „Ausland" 1884, Nr. 40, S. 782.

Digitized by Google

denen das Kind benannt wird, zuerst Pathenstelle vertreten; bei der Wyk aber, wohin manche Sitten und Bräuche von den Halligen her gebracht wurden, darf der oder die, nach denen der Täufling benannt wird, nicht Pathe sein. Einen eigenen Namen für „Pathe" hat man im Föhringer Dialekt nicht. Nur die Thätigkeit des Gevatterstehens wird bezeichnet: „Fader stun", „Ik ha Fader stennen" (Gevatterstehen, ich habe Gevatter gestanden). Die Zahl der Pathen ist drei, zwei männliche, eine weibliche Person, oder umgekehrt, je nachdem das Kind männlichen oder weiblichen Geschlechts ist. Besondere Rechte und Pflichten der Pathen, außer denen, welche die Taufe auferlegt, kennt man nicht. (Forts. folgt.)

---

## Der britische Häringsfang und die Häringsfischer.

(Schluß.)

Dieser kurzen Skizze der Entstehung und des Fortschritts des schottischen Häringsfangs reihen wir nun einige Bemerkungen über die sozialen Aussichten dieses Erwerbszweigs und eine allgemeine Schilderung der gegenwärtigen Art des Betriebs im Fang und Einpökeln der Häringe an, welche doch manchen interessieren dürften, der noch nicht das Vorrecht genoß, eine der größeren Fischerstädte in den Monaten Juli und August zu besuchen, nämlich in derjenigen Jahreszeit, wo der mächtige Häring den einzigen Gegenstand der Unterhaltung bildet.

In den Häfen der Häringshandelsstädte treffen zu Ende Juni's und Anfang Juli's Boote aus Nord, Süd und West ein, welche mit allen Arten von Hausrat beladen sind; vor allem fallen hier in die Augen die Betten und Wolldecken der Fischer, auf welchen Weiber und Kinder liegen, welche diese Art zu reisen gewählt haben, um die Kosten der Eisenbahnfahrt zu ersparen, die sich aber oft in einem so traurigen körperlichen Zustande befinden infolge der Stürme und des heftigen Seegangs, daß sie genugsam gegen die thörichte Sparsamkeit der Fischer zeugen. Allein auch zur Eisenbahn bringt jeder Zug außer den Fischern, ihren Angehörigen und deren Gepäck Hunderte von Hochländern aus Inverneß, Sutherland, Roß und von den Inseln, welche Beschäftigung an Bord der Boote suchen. Diese, in Verbindung mit dem Zudrang der Kleinbauern (welche hier als Kärrner eine Anstellung suchen), Vagabunden, Bummlern, Hausierern, predigenden Vertretern aller möglichen religiösen Gemeinschaften ꝛc., schwellen bald die normale Bevölkerung um viele Tausende an und bilden eine so buntscheckige Menge, wie man sie nur denken kann. Die Fischerstädte von Aberdeenshire und die nördlicheren Häfen erwachen nach einer langen Periode der Schläfrigkeit zu der Thatsache, daß nun die Zeit der geschäftlichen Rührigkeit gekommen ist; und die Straßen, welche früher leer und öde aussahen, wimmeln nun von Männern, Weibern und Kindern, welche alle von dem Wunsche hierhergelockt worden sind, an der Ernte des Ozeans ihren Anteil zu erhalten. Die Ordnung inmitten einer solch buntscheckigen Bevölkerung ist oft nur mit Mühe aufrecht zu erhalten, und die unbotmäßigen, wogenden Menschenmassen, die sich an einem Samstagabend in den belebtesten Straßen einer solchen Stadt ansammeln, nehmen oft die Thatkraft der Polizei bis zum Aeußersten in Anspruch. Namentlich wenn der Hochländer, infolge allzu reichlicher Libationen von seinem „Bergthau" (Whiskey) halb über See und auf dem „Kriegspfad" ist, muß die Frage der lokalen Regierung oder die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung meist mit Militärmacht gelöst werden — ein derartiges Beispiel ereignete sich zu Frasersburgh im Jahre 1874, wo ein volles Tausend Hochländer in einem wütenden Zustande die Polizeistation zerstörte, das Rathaus bombardierte und die Stadt in Brand zu stecken drohte und erst wieder zur Vernunft gebracht werden konnte, als eine Abteilung Militär aus Aberdeen einrückte.

Der Abend des siebenten Wochentags ist unfehlbar eine Zeit der Verwirrung, des Lärms und der Rauferei in jeder größeren Fischfangsstadt; allein an allen anderen Abenden und Nächten entschlägt man sich aller Frivolitäten und das einzige Dichten und Trachten der ganzen Menschenmenge zielt nur darauf ab, sich einen möglichst reichen Häringsfang zu sichern. Der Anblick, welchen unter gewöhnlichen Umständen das Auslaufen so vieler langsam in Reihen von zweien, dreien oder sechsen segelnden Fahrzeuge aus dem Hafen darbietet, ist sehr hübsch; allein wenn erst die Aussichten auf einen guten Fang die Gemüter der Fischer aufregen, wenn jedermann bemüht ist, den Fischfangsgrund so früh wie möglich zu erreichen, dann verwandeln die Aufregung und der Wettbewerb der Fischer, sich einen schnellen und guten Aufbruch zu sichern, das Fahrwasser im Hafen in eine Szene der wildesten Verwirrung, wo die Fischer schreien, fluchen, drohen und einander zuweilen prügeln, so daß man abwechselnd einer Tragödie und einer Komödie anzuwohnen glaubt, zum innigen Vergnügen derjenigen, welche dieses Treiben von den Anländen aus beobachten. Wenn Wind und Wetter günstig sind, so laufen die Boote fortwährend aus der Hafenmündung aus und suchen die hohe See; und wenn dann eine frische Brise eintritt, so genügt eine ganz kurze Zeit, um die Bucht mit Hunderten der hübschen Fahrzeuge anzufüllen, welche ihren Kurs ostwärts hinaus nach den Fischfangsgründen nehmen. Allmählich ist der Horizont auf eine geraume Strecke hin mit ihren braunen Segeln betüpfelt, welche ostwärts beharrlich weitersegeln und erst dann in der weiten Wasserwüste verschwinden, wenn Meer und Himmel in dunstiger Ferne ineinander fließen.

Sobald man den Hafen verlassen, die Segel aufgesetzt und gerichtet hat, so macht es sich die Mannschaft einer solchen Häringsbüse bequem und setzt oder legt

Digitized by Google

sich zwischen den Netzen und Reservesegeln auf dem Deck nieder, wo nun Lokalgeschichten und persönliche Erlebnisse erzählt werden, die Hochländer gälische Lieder singen oder über die hauptsächlichsten Ereignisse ihres eigenen Lebens berichten, seit ihr Fahrzeug zum letztenmal hier an der Ostküste gelegen; allein je näher man dem Fischfangsgrunde kommt, desto stiller wird es: die Geschichten hören auf und jedermann, vom Schiffer herab bis zum „Abschaumjungen" (dem Knaben, dem die Verpflichtung obliegt, mit einem kleinen Handnetz jeden Häring aus dem Wasser zu fischen, welcher etwa von den Netzen fällt), schaut begierig über die Meeresfläche hin, in der Hoffnung, Anzeichen von dem Nahen der Fische zu entdecken. Sollten die gewünschten Zeichen entdeckt werden, dann um so besser; allein oft geschieht es, daß man keine sicheren Beweise von dem Vorhandensein von Fischen erlangt, und wenn man dann eine Entfernung erreicht hat, wo aller Wahrscheinlichkeit nach Fische im Ueberfluß vorhanden sind, so werden die Segel heruntergelassen und die Bemannung beginnt im Schummer des Abends die Netze in die See auszulegen. Wenn dies geschieht, so wird nur ein kleiner Teil des Segels aufgehißt, und während das Fahrzeug sich langsam durch das Wasser bewegt, fahren die Fischer fort ihre Netze über Bord zu lassen, bis ihre ganze Ausrüstung von, sagen wir, 50 aneinander gebundenen Netzen, welche sich in einer geraden Linie, auf eine Länge von 2000 m. erstrecken mögen, ausgegeben sind und das Ganze senkrecht im Wasser hängt, an einem Tau aufgereiht, woran Schwimmer und Baken von Fellen oder Metall befestigt sind. Wenn der ganze Vorrat von Netzen, welcher zu den auf einer großen Station beschäftigten Booten gehört, ausgelegt ist, so ist das Meer auf viele Meilen hin ein einziges vollständiges Netzwerk, aus welchem die Häringe kaum entweichen können, und von der Arbeit, welche für die Fischer mit dem allnächtlichen Auslegen und Wiedereinziehen der Netze verbunden ist, mag man sich einen Begriff machen aus der Thatsache, daß die von den schottischen Fischern benützten Netze, wenn man sie aneinander heftet und in gerader Linie auslegt, sich über einen Raum von 10,000 e. Mln. oder so ziemlich die dreifache Breite des Atlantischen Ozeans erstrecken würden.

Sind nun die Netze wohlbehalten dem Meere anvertraut, so wird der Mast heruntergelassen, das Licht aufgehißt und alles für die Nacht an seinen gehörigen Platz gebracht; und wenn nun das Fahrzeug langsam mit dem Wind oder dem Wogenzug hintreibt, umgeben von Hunderten anderer Fischerboote, so hört man keinen Laut außer dem gelegentlichen Pfeifen eines Dampfers, der sich gemächlich seinen Weg durch das schwimmende Fischerdörfchen sucht, oder den schrillen gellenden Schrei einer auf Beute harrenden Möve oder sonst eines Meeresvogels. An Bord der Boote hat sich die Mannschaft zur Ruhe begeben, mit Ausnahme von einem Mann oder zwei, welche die Stelle der Wache vertreten, welche aber, wenn ihre Unterhaltung ins Stocken gerät, unfehlbar auch in Morpheus' Arme sinken und es der Vorsehung überlassen, die Pflichten zu erfüllen, welche sie auf sich genommen haben. Ein- oder zweimal während der Nacht läßt der Schiffer eines oder das andere Netz heraufziehen, um zu sehen, ob sich kein Fisch gefangen hat, und wenn dann die Aussichten auf einen erfolgreichen Fang gut sind, wird die gewählte Stellung beibehalten; findet man aber keine Häringe in den Netzen, so fährt die Mannschaft sehr häufig nach einem anderen Punkte, in der Hoffnung, dort vom Glücke mehr begünstigt zu werden, und die Arbeit des Auslegens der Netze muß dann aufs neue vorgenommen werden.

Wenn der Morgen anbricht, werden die Bemannungen munter, und in früher Stunde beginnt die Arbeit des Einziehens der Netze; sobald diese früher oder später, je nach dem Gewicht der gefangenen Fische, beendigt ist, so werden alle Segel aufgesetzt, und wenn das Boot nun stetig durch die See hinfährt und die vom Bug verdrängten kurzen Wogen hell und silbern in der Morgensonne glänzen, so hat die Mannschaft, des vor ihr entfalteten glorreichen Panorama's uneingedenk, alle Hände voll zu thun, um die Häringe aus dem Netze zu schütteln und sich in anderer Weise auf das Ausladen ihres Fangs vorzubereiten, sobald man den Hafen erreicht hat. Wenn das Netz wie ein Vorhang im Wasser hängt, so geraten die auf ihrem Zuge vorwärts schwimmenden Häringe mit den Köpfen in die Maschen, aus denen sie sich nicht mehr herausarbeiten können und daher gefangen gehalten werden, bis die Netze an Bord gezogen und die Fische in den Raum geschüttelt werden. Manchmal verfangen sich die Häringe in solch dichten Massen, daß beinahe eine ganze Ausrüstung von Netzen auf den Meeresgrund versinkt, was bisweilen einer einzigen Bootsmannschaft einen Verlust von 100 bis 150 Pfd. Strl. verursacht, während zu anderen Zeiten das Fahrzeug so tief mit der kostbaren Fracht beladen ist, daß es auf der langen Fahrt von vielleicht 40 Mln. nach dem Hafen bis auf Handbreite vom Bord einsinkt, das Wasser gelegentlich über das Verdeck spült und nur die herrschende ungemeine Windstille das Fahrzeug vor dem Sinken bewahrt. In mancher Saison erweist sich der Fang für eine längere Zeit als gänzlich unergiebig, und da die ganze Bevölkerung in den Fischerstädten vollständig von dem Erfolge dieses Erwerbszweigs abhängt, so stimmen solche Mißerfolge den Mut der Leute bedeutend herab und anstatt der gewöhnlichen Rührigkeit und der lächelnden Gesichter sieht man nur traurige und verdrossene Mienen, und Einpökler, Küper und andere Leute stehen in Gruppen an den Anländen und Straßenecken, erörtern die Chancen der Fischer und prophezeien das Ergebnis des Fanges der nächsten Woche.

Noch bis in die neueste Zeit herein herrschten viele seltsame Bräuche und Aberglauben unter dem Fischervolk, und in Jahren eines spärlichen Fanges war es nichts Ungewöhnliches, in den Straßen von Fraserburgh, Peterhead



Digitized by Google

oder irgend einem der Häfen des Moray-Firth eine bedeutende Prozession zu sehen, angeführt von mehreren angesehenen Männern teils zu Pferde, teils zu Fuß, welche die Flaggen und Symbole des Gewerbes trugen. Die Hauptpersonen des Zuges waren immer komisch und phantastisch gekleidet; einige tragen an ihren Hutkrempen eine Anzahl Häringe, an den Schwänzen aufgehangen, andere hatten ihre Kleider ganz mit Klette besteckt, und von dieser ganzen Demonstration nahm man an, daß sie genügende Kraft habe, um die Häringe zu veranlassen, daß sie vom Meeresgrunde aufsteigen und in die Netze gehen! Bis zu der Zeit, wo solche Schaustellungen noch üblich waren, gab es keine abergläubischere Klasse als die Fischer, und man erlaubte sich viele praktische Späße und Verhöhnungen auf ihre Kosten. Die seefahrenden Klassen hegten einen frommen Abscheu vor Hasen und Schweinen, und die Begegnung oder Berührung mit denselben galt als Vorbedeutung irgend eines ernstlichen Unfalls oder Uebels; und wenn daher irgend ein scherzhaft aufgelegter Küper oder Einpökler in der Absicht, während des schlechten Geschäftsgangs in der Fangzeit die herrschende Eintönigkeit des Alltagslebens zu unterbrechen, heimlich ein Bein von einem dieser beiden Tiere an Bord eines Boots schaffte, so führte die Entdeckung desselben zur größten Aufregung unter der Bemannung, welche man unter keiner Bedingung veranlassen konnte, an diesem Abend in See zu stechen, damit das Boot nicht von irgend einem Unfall betroffen werde.

Nach einer Periode ungünstigen Fanges verbreitet die unerwartete Ankunft eines glücklichen Fahrzeugs am frühen Vormittag mit der Nachricht, daß das Geschwader endlich einen großen Zug Fische getroffen und einen schweren Fang gemacht habe, sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und verursacht die größte Aufregung unter der ganzen Bevölkerung, vom größten Fischpökler bis zum kleinsten Fischerjungen. Die Anländen füllen sich rasch mit Scharen von Besuchern, teilnehmenden Zuschauern und solchen, die direkt am Häringshandel beteiligt sind, und die Wirkung, welche der von den örtlichen Fischerweibern gesprochene rauhe Dialekt, vermengt mit der harten verschiedenen Aussprache der Eingeborenen von Fife, Berwickshire, Banff und Moray und dem lauten gellenden Gälisch der Hochländermädchen hervorbringt, ist ungewöhnlich fremdartig. Sobald die Boote um den Wogenbrecher liegen, werden sie von vielen erwartungsvollen Gesichtern fest ins Auge gefaßt, und sobald sie am Hafendamm anlegen, werden die Bemannungen derjenigen Boote, welche so glücklich waren, einen ungewöhnlich schweren Fang zu machen, von ihren Verwandten mit stürmischem Jubel begrüßt und bilden den Anziehungspunkt für alle diejenigen Bummler im Hafen, welche nichts besonderes zu thun haben.

Einer der ersten Beweise für einen erfolgreichen Fang ist die Rührigkeit der Fischerweiber, welche in wilder Hast hin und her rennen und einen reichlichen Vorrat von Lebensmitteln für die Brotverdiener herbeischleppen — Speisen aller Art, welche unmittelbar nach dem Landen des Fahrzeugs an Bord gebracht und eilends verzehrt werden, ehe das harte Tagewerk beginnt. Bevor die Mahlzeit noch zu Ende ist, warten die Kärrner schon an der Anlände, und sollten dann schon alle Häringe aus den Netzen geschüttelt sein, so legen die Männer ihre Anzüge aus Wachstaffet an, versetzen sich in eine geeignete Lage, um im Raume des Bootes die Körbe zu füllen, und die Arbeit des Ausladens beginnt. Der Schiffer steht auf dem Hafendamm, um die Körbe ans Land zu ziehen, bei welchem Geschäft ihm oft sein Weib hilft, das in vielen Fällen den Löwenanteil der Arbeit auf sich nimmt. Wenn die Männer einige Zeit im Raume gearbeitet haben, so werden sie allmählich von den silbernen Fischschuppen ganz bedeckt, bis ihre Kleidung das Aussehen eines Panzerhemdes annimmt, in welchem ihre kräftigen stämmigen Gestalten sich sehr gut ausnehmen. Sollte die Ernte des Meeres in größeren Mengen als gewöhnlich gelandet werden, so steigert sich entsprechend die Thätigkeit auf den Anländen und in den Pökelhöfen, und der Strom der mit Häringen beladenen Karren geht inmitten eines Babels von Stimmen und aufgeregter froher Laune unaufhörlich hin und her, während die Fischpökler im Drange des Geschäfts nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht, hin und her rennen und Befehle an ihre Diener und an die Fischer erteilen.

Sobald die Häringe in die Höfe gebracht sind, werden sie in große, viereckige, hölzerne Tröge, sogen. forelands, ausgeleert, von denen viele unter einem Dache stehen, so daß die den Fisch ausweidenden Weiber vor der Sonnenhitze wie vor der Unbill der Witterung geschützt sind. Für solche, welche die Ausweiberinnen in der Nacht nach einem schweren Fang zum erstenmal an der Arbeit sehen, zählen sie zu einem der sehenswertesten Züge des ganzen Geschäfts, und ihre Gestalten, wie sie so in Wachstaffet gekleidet und von Kopf bis zu Fuß mit Blut beschmiert hantieren, erinnern einen an einen Indianer, der in seiner Kriegsbemalung frisch vom Schlachtfelde kommt. Diese Weiber zeigen infolge einer lebenslangen Erfahrung die größte Geschicklichkeit in ihrer Arbeit, und die Schnelligkeit, womit sie einen Häring ergreifen, das Messer in seine Kiemen einsetzen, die Eingeweide herausnehmen und diese in eine Wanne, den Fisch in eine andere werfen, ist einer der Hauptzüge des Geschäfts und scheint in den Augen des Fremden das Ergebnis einer Taschenspieler-Erziehung zu sein. Im Verlaufe eines Nachmittags und Abends wird durch eine Rotte Frauen, bestehend aus zwei Ausweiderinnen und einer Packerin, eine ganze lange Reihe von Tönnchen mit Häringen gefüllt und sie haben damit einen Verdienst von 10—20 Schillingen gemacht. Bei jeder Gelegenheit, wo der Fang groß ausgefallen ist, müssen diese Weiber zu jeder Stunde arbeiten, und da es oft geschieht, daß die Boote spät Abends ankommen, so geht das Geschäft des Ausweidens und Einpökelns die ganze Nacht

Digitized by Google

hindurch und macht einen derartigen Pökelhof zu einem interessanten, wenn auch nicht hübschen Anblick. Von einem Ende des Hofes zum anderen stehen Reihen von Forelands aufgehäuft mit Häringen, deren silberne Schuppen im Licht der darüber aufgehängten Naphtha-Lampen metallisch glänzen, und die Strahlen dieser Lampen spiegeln sich wieder auf der Oberfläche des Wassers im Hafen in einer Weise, welche einen höchst phantastischen märchenhaften Eindruck hevorbringt.

Um diese Forelands herum hantieren die Weiber da in wildem Eifer mit Blitzesgeschwindigkeit und erfüllen unter der Arbeit die Luft mit den Weisen von geistlichen und Volksliedern, in welche sich die gälischen Gesänge der Hochlandsmädchen bei ihrem Treiben mischen und die Stille der Mitternachtsstunden unterbrechen. In einer derartigen Nacht hat eine solche Fischerstadt ein in ihrer Art einziges Aussehen. Das grelle Licht der vielen in den Höfen brennenden Lichter unter einem trüben düsteren Himmel bringt eine ganz gespenstige phantastische Wirkung hervor, während das Rumpeln der Karren und das gellende Geschrei der Fischermädchen sich mit der Stentorstimme des „Maister" vermengt, der seine Befehle erteilt, was in der stillen Nacht dem ganzen Bilde einen romantischen Anstrich gibt. Man trifft unter den Ausweiberinnen häufig ganz anständige gebildete Frauen, welche sich, angezogen von der guten Bezahlung, zu dieser Arbeit herbeilassen, und die, wenn die Zeit des Häringsfangs vorüber ist, wieder einen ganz anderen Charakter annehmen und auf den Weihnachtsbällen in einigen der kleinen Städte als die Anführerinnen der Mode gesehen werden können. Es sei hier noch bemerkt, daß wenn die Häringe ausgeweidet, in Fässer eingelegt und gesalzen worden sind, sie in den Fässern noch einige Zeit in den Pökelhöfen liegen müssen. Die Fässer werden dann aufgefüllt und die Pökelung sonstwie vollendet. Wenn die Fässer sodann den Brandstempel des Fischereiamtes als Zeugnis für ihre gute Qualität erhalten haben, so werden sie nach Deutschland, Rußland und anderen Mittelpunkten versandt, wo Häringe ein hauptsächliches Nahrungsmittel bilden. Das Einsalzen der Häringe ist seither die hauptsächlichste Methode des Einpökelns gewesen; neuerdings hat man auch Borsäure zu diesem Zwecke eingeführt; in wie weit dies Verfahren aber in der Praxis Eingang finden wird, ist noch eine Frage der Zukunft.

Einen anderen Zug des Häringsfangs, welcher einen ungemein hübschen und romantischen Anblick gewährt, kann man in einer dunklen Nacht gegen Ende Augusts genießen. Zu dieser Zeit befinden sich die Fischerboote gewöhnlich nur ein oder zwei Meilen von der Küste, und wenn dann die Nacht dunkelt und die Netze ausgegeben sind, so bereiten sich die Mannschaften vor, die vom Gesetz vorgeschriebenen Laternen aufzuhissen, welche angezündet werden müssen, um Unglücksfälle zu verhüten, welche vorüberfahrenden Schiffen zustoßen könnten. Sobald nun die Dunkelheit herabsinkt, erscheint Licht um Licht, bis das Meer auf eine Strecke von vielen Meilen hin anscheinend in eine lustig beleuchtete Stadt verwandelt erscheint; allein anstatt des Geräusches und Getöses, welche mit einer solchen Gelegenheit verbunden sind, hört man keinen Laut als das leise Rauschen und Rieseln des sommerlichen Meeres, wenn seine kleinen Wogen am sandigen Strande anspülen oder um die Felsen bei dem alten Turme branden. Der Anblick ist immer neu und ein so hübscher und bezaubernder, daß bei jeder passenden Gelegenheit die ganze Bevölkerung mit Inbegriff derer, welche das Vorrecht gehabt haben diese Scene lebenslang anzuschauen, begierig die vorteilhaften Punkte aufsuchen, von wo aus sie am besten die vor ihnen ausgebreitete märchenhafte Scene überblicken können.

Beinahe in allen Städten, welche sich mit dem Häringsfang befassen, zeigen die Häfen den Winter hindurch eine drückende Oede und Stille, und der ganze Schifffahrtsverkehr, welcher für eine längere Zeit stattfindet, umfaßt nur das Ein- und Auslaufen einiger Kohlenschiffe und eine beschränkte Anzahl von widrigem Winde aufgehaltener Fahrzeuge. Im Frühjahr jedoch verwandelt sich die Scene, und bis zum Juli wird jeder Zoll passender Wasserfläche für den Gebrauch der Fahrzeuge in Anspruch genommen, welche dem hauptsächlichen Erwerbszweige dienen; und zu Zeiten ist der Andrang so groß, daß viele Fahrzeuge in der Bay draußen liegen und abwarten müssen, bis die regelrechte Reihe an sie kommt in den Hafen einzulaufen. Außer den britischen Schiffen haben sich seither auch viele deutsche Fahrzeuge mit der Ausfuhr von Häringen beschäftigt; allein innerhalb der paar jüngsten Jahre haben norwegische Dampfboote, welche sich mit dem Häringsfang schon befaßten, ehe die Dampfkraft in Schottland hierzu verwendet wurde, den größten Teil der Verfrachtung an sich gerissen, zum großen Nachteil und ernstlichen Ausschluß der britischen Segelschooner, welche ein halbes Jahrhundert hindurch den Handel in ihren Händen hatten und ihn, streng genommen, als ihr eigenes Monopol betrachteten. Infolge dieser veränderten Aussichten und Geschäfte herrscht nun eine gewisse Aufregung und Erbitterung unter den altväterischen Seeleuten, besonders den einheimischen Schiffern, gegen diese Neuerung, welche sie als einen frechen und ungerechten Eingriff in ihre ausschließlichen Rechte betrachten, und man hört manchen bejahrten Seemann wehmütig sich nach der „guten alten Zeit" zurücksehnen. Allein trotz der engherzigen Argumente, welche so altväterisch erscheinen wie ihre Fahrzeuge, nimmt die Verwendung von Dampfschiffen schnell zu und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das ehedem so schmucke Geschwader von Schoonern, deren Beschäftigung im Häringsfang und -Handel ihren Eigentümern einen jährlichen Gewinnanteil an demselben abzuwerfen pflegte, praktisch bald nur ein Ding der Vergangenheit mehr sein wird.

Auch das soziale Aussehen der im Häringsfang

Digitized by Google

beschäftigten Fischer hat innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts eine merkwürdige Veränderung erlitten, und die lärmenden, stark trinkenden armen Arbeiter des Ozeans sind einer Rasse nüchterner, fleißiger und religiösgestimmter Menschen, einer Bürgerklasse gewichen, welche in vielen Fällen große Summen Geldes zusammengespart und zu ihrem Vorteil in der Bank angelegt hat. An den nördlichen und nordöstlichen Küsten galten vor 30 oder 40 Jahren die Fischer als Klasse für die stärksten Trinker der Nation, und ein damals üblicher seltsamer Brauch, welcher glücklicherweise nun schon seit Jahren abgekommen ist, war eher ein vollgültiger Beweis für den nicht sehr beneidenswerten Ruf, der den Männern jener Zeit anhaftete. Ehe der Schiffer damals die Bedingungen einer Uebereinkunft mit dem Pökler vereinbarte, versicherte er sich zuerst der Erfüllung einer Klausel, welche dahin ging, daß der Einpökler sich verpflichtete, wöchentlich anderthalb Gallonen Whiskey zum ausschließlichen Gebrauch der Mannschaft zu liefern, so lange diese auf dem Fange war.

Im Verlauf der Jahre haben sich die Gewohnheiten und Sitten der Fischer allmählich gebessert, und als die Mäßigkeitsbewegung ihre Zweige über das Land ausbreitete, schloß keine Klasse sich ihren Fahnen bereitwilliger an, war kein Teil der Bevölkerung begeisterter und hieng keiner den Mäßigkeitsprinzipien und der Entsagung geistiger Getränke fester an, als dieser Teil der seefahrenden Klasse. In einer merkwürdig kurzen Zeit wichen die strohgedeckten Hütten hübschen Häuschen aus Werkstein und Backstein, und anstatt ihre Abende in den Schenken zu verbringen, blieben die Fischer lieber zu Hause, besserten ihre Netze aus oder besuchten irgend eine Versammlung in Sachen der Mäßigkeits- oder einer religiösen Bewegung, welche oft eine Wanderung von mehreren Wegstunden nach der Hauptstadt im Distrikte nötig machte, wo derartige Zusammenkünfte gewöhnlich gehalten wurden. Der religiöse Ton in den meisten Dörfern an der Nordostküste und dem Moray-Firth hält in deutlicher Weise noch an, und viele von denen, deren Lebenswandel und Gebahren noch vor einer Generation ein Aergernis für ihr Dorf war, befinden sich jetzt nicht nur in behaglichen Verhältnissen, sondern nehmen einen thätigen Anteil an allen örtlichen Angelegenheiten und vermögen religiöse Versammlungen auf eine Weise zu leiten, welche oft den regelmäßig zum Kirchendienste Erzogenen Ehre machen würde.

Fischerleute sind ihrem ganzen Wesen nach natürlich nicht kosmopolitischer Gesinnung und nehmen nur verhältnismäßig wenig Anteil an Dingen, welche sie nicht direkt berühren; allein wenn irgendwo eine Agitation in Fischerei-Angelegenheiten auftaucht oder wenn ein plötzlicher Sturm die Fischer irgendwo an der Küste schädigt, so bethätigen die Dorfbewohner die größte Begierde, die neuesten Nachrichten zu erhalten. Kriegsgerüchte oder Kriegsnachrichten üben einen starken Einfluß auf ihr Gemüt, und die wöchentlichen Zeitungen werden dann neugierig gesucht und die Berichte über diesen Gegenstand lebhaft erörtert; allein aufregende Fragen von nationaler Wichtigkeit stören selten oder niemals das Gleichgewicht des dörflichen Lebens. Man begegnet hier und da einem örtlichen Orakel, und wenn dessen Gelehrsamkeit auch keine tiefe sein mag, so besitzt es doch genügende Geschicklichkeit, um mit einem gewissen Grad von Intelligenz die Ansichten oder Wünsche seiner dörflichen Mitbürger zu irgend einer Zeit darzustellen, wo eine deren Wohlfahrt betreffende Frage an die Oeffentlichkeit tritt. Einige von diesen Orakeln sind eitel auf ihre Gelehrsamkeit, und in den Fischereibezirken sind manche gute Anekdoten von sogen. „Reißern" oder Irrtümern im Umlauf, welche sich solche Volksorakel namentlich durch mißbräuchliche oder verkehrte Anwendung von Fremdwörtern unbewußt und ahnungslos haben zu schulden kommen lassen, wie es anderwärts auch wohl geschieht.

Wie bereits erwähnt, zerbrechen sich die Fischerleute nicht den Kopf über Staatsgeschäfte, und die Folge davon ist, daß ihr Unterhaltungsstoff sich auf die Vorfälle und Begebenheiten in ihrem Alltagsleben beschränkt, welches zwar zu Zeiten schmerzlich aufregend, aber meist höchst ereignislos ist. Während der Zeit des Häringsfangs, wo die Männer sich oft vom Montag bis zum Sonnabend nicht zu Gesicht bekommen, wird ein Teil des Sonntags immer mit der Erörterung der Ergebnisse in der Arbeit der vergangenen Woche ausgefüllt. Zwischen den Gottesdiensten versammeln sich zwei, drei und sogar manchmal ein halbes Dutzend Fischer in der Wohnung eines Verwandten oder Bekannten, setzen sich um das Kaminfeuer oder um den Tisch, die einen auf Stühlen, die anderen auf Kisten oder Netzen, stopfen sich ihre Pfeifen und erzählen sich nun ihre Erfahrungen und Erlebnisse in den jüngst vergangenen paar Tagen; im Verlauf dieser Unterhaltung schildert nun der eine, wie er, nach Ostnordost segelnd und am Mormond Hill vorüberfahrend, seine Netze ausgelegt habe und durch einen guten Fang belohnt worden sei, aber viel Schaden an seinen Netzen erlitten habe, weil andere Boote über dieselben hingefahren seien; ein anderer erzählt auf das umständlichste die Arbeit jeder Nacht vom Auslaufen bis zur Rückkehr in den Hafen und erklärt, wie sie zwar auf verschiedenen Fanggründen gewesen seien, aber doch kein Glück gehabt, während ihr Nachbar Sandie, der ihnen zunächst gelegen, in einer Nacht siebzig Crans gefangen habe. In dieser Weise gibt jeder Schiffer eine kleine Geschichte seiner Arbeiten in der verflossenen Woche zum Besten und wenn dann die Gesellschaft ihren Vorrat von Neuigkeiten erschöpft hat, so gehen die Leutchen auseinander und kehren nach ihren beziehungsweisen Behausungen zurück, um sich voraussichtlich bis zum folgenden Sonntag nicht wieder zu begegnen.

---

Digitized by Google

# Die Steppen im südlichen und mittleren Persien.

Die österreichischen Forschungsreisen in fernen Weltteilen und Ländern sind von jeher, nicht zum kleinsten Teil, durch den Wissensdrang, den Mut und die Opferwilligkeit von Privaten, oft eines einzelnen Privaten, in Scene gesetzt: so war und ist es speziell in Afrika, zu dessen Durchforschung bis in die neueste Zeit hinein der Staat nur verhältnismäßig geringe Beiträge gewährte, und so war und ist es auch in Asien, in Klein- und Zentralasien, und die letzten Reisen nach Persien, welche in erster Linie der nur sehr wenig bekannten dortigen Pflanzenwelt, ihren Lebensbedingungen und ihrer physiognomischen Gliederung gegolten, bilden keine Ausnahme von der Regel. Der Universitätsassistent Dr. Otto Stapf hat sie im Auftrage und auf Kosten des Dr. Polack in Wien unternommen und das Nachstehende ist ein gedrängter Auszug aus einem umfassenden Vortrag, in welchem er die der Wissenschaft gewonnenen Resultate niedergelegt.

Das Hochland von Iran, das war bereits zur Genüge bekannt, besteht aus einem peripherischen Teil, der seine Gewässer dem Ozean, beziehungsweise dem Senkungsgebiet des Kaspischen Meeres und des Aralsees zusendet, und aus einem mittleren Teil mit Binnengewässern. Dieses mittlere Senkungsgebiet zerfällt in eine Anzahl Senken von verschiedener Größe mit Salzseen, Salzsümpfen oder Salzsteppen (Kewir) an den tiefsten Punkten. Die Provinz Fars und Teile von Irak Adschemi — und diese waren das nächste Ziel des Reisenden — gehören in ihrem äußersten Gürtel dem Gebiet des Indischen Ozeans, in ihrer Hauptmasse aber den Senken des Mahluja-, des Niris- und des Gawchâneh-Sees an, welche neben einer vierten Senke im Südosten den von dem Kohrud-System gegen die Chorassanische Wüste abgegrenzten südwestlichen Teil der Binnensenkung einnehmen. Die Grenze zwischen beiden Gebieten geht über ein System parallel verlaufender Gebirgsketten, die, an den Zagros anschließend, zuerst in südöstlicher Richtung weiterstreichen und sich dann permanent mehr und mehr nach Osten wenden. Gegen den Persischen Golf liegt diesem Randgebirge, welches keinen gemeinsamen Namen hat, eine schmale Küstenebene des Däschtistan vor. Die einzelnen Randketten nehmen von außen nach innen an Höhe stetig zu, bis sie (auf der Strecke Buschir-Schiras) in den Däschtärdschiner Alpen ihre höchste Erhebung erreichen, um dann landeinwärts wieder allmählich niedriger zu werden und erst im Kohrud-System neuerdings zu bedeutenderen Höhen anzusteigen. Die Bergketten stehen nach außen dicht beisammen, treten aber nach innen immer weiter auseinander, die Thäler, mit anderen Worten, erweitern sich in dieser Richtung und laufen endlich in langgestreckte Ebenen aus. Damit hängt es eng zusammen, daß sich der Neigungswinkel der Berghänge nach innen zu mehr und mehr verflacht. Die Regelmäßigkeit des Gebirgsbaues bedingt natürlich eine gewisse Einförmigkeit, aber das Ausmaß aller Verhältnisse verleiht ihr doch etwas Großartiges und es arbeitet auch eine Reihe von Umständen darauf hin, eine reichere Abwechslung in die landschaftlichen Erscheinungen zu bringen. Die lang sich dehnenden Ketten, welche ebenso vielen Gebirgsfalten, geologisch genommen, entsprechen, sind in der mannigfaltigsten Form aufgebrochen und zerbrochen, der Länge nach über dem Scheitel aufgeschlitzt, so daß beide Hälften, durch eine gähnende Kluft getrennt, einander gegenüber stehen oder nur die eine Hälfte noch erhalten ist, oder aber die zweite Hälfte nur noch Bruchstücke aufweist, der Quere nach zerbrochen oder von steil abfallenden Schluchten vom Fuß bis gegen den Rücken hin durchfurcht. Meist sind es äußerst harte Kalke, der obersten Kreide angehörend, aus welchen sich jene Randketten zusammensetzen, und zwar bilden dann in der Regel die Schichtflächen unmittelbar das Gehänge; wo aber die Kalkbank von Schluchten durchbrochen wird, welche die darunter liegenden Thone, Thonschiefer und Gypse freilegen, und wo, wie im äußersten, die Bergzüge auf weite Strecken ausschließlich aus diesen gebildet werden, da tritt ein neues Wechselelement in die Landschaft ein. In den weiter einwärts gelegenen Ketten schlägt der geologische Grundbau oft nicht mehr so unverhüllt durch, mehr und mehr machen sich vulkanische Einflüsse geltend und junge Eruptivgesteine begleiten überall die älteren Sedimentärkalke. Querthäler fehlen in diesen Gebirgen nahezu ganz oder sie sind äußerst kurz und steigen steil an. Das Flußsystem erhält dadurch sein charakteristisches Gepräge; daher einerseits der Parallelismus im Verlauf der einzelnen Abschnitte eines Flusses und seiner Zuflüsse und andererseits das gewaltsame Durchbrechen oder, wo das nicht möglich, das Umfließen der Gebirgsketten, daher das gänzliche Fehlen oder die Seltenheit von Seitenflüssen in einem und demselben Thale. Im Außenrande mit seinen terrassenförmig ansteigenden Thälern und seinen Durchrissen fließt das Wasser rasch ab und es muß also auch schon dieser Teil, trotz seiner reicheren Gliederung und trotz der Höhen, zu welchen er sich erhebt, als wasserarm bezeichnet werden. Dazu kommt noch die gerade hier sehr allgemeine Bloßlegung der Schichtflächen der Kalke, über die das Wasser schnell abfließt oder in deren Kluften es verschwindet, um auf Schichten, die das Wasser nicht durchlassen, erst in einer Tiefe zu stoßen, welche es für das organische Leben wertlos macht. Die großen Schneemassen dieses Randgebirgs-Systems kommen zur anderen Hälfte auch dem Binnenbecken zugute, welches auf der einen Seite durch die Entwickelung breiter Thäler und Ebenen und durch die sanfte Abdachung seiner Gehänge in Bezug auf den Abfluß seiner Gewässer begünstigt erscheint, auf der anderen Seite aber gerade in der einfacheren Gliederung seines Bodens, in der bedeutend geringeren Niederschlagsmenge, in der Trockenheit der Luft und in dem Bau der Thäler und Ebenen eine Reihe von Faktoren aufweist, die auf die



Digitized by Google

Bewässerungsverhältnisse äußerst ungünstig einwirken. Mehr als sechs Monate hindurch fällt in jenem Gebiet kaum ein Tropfen und selbst in dem übrigen Teil des Jahres kommen in den tieferen Lagen nur drei, in den höheren Lagen vier Monate für die Niederschlagsmenge ernstlich in Betracht. Von dieser erreicht aber, Dank der durch die kräftige Insolation und die trockene Luft gesteigerten Verdunstung, nur im Frühjahr ein größerer Teil die einzelnen Sammelbecken, deren schwankender Wasserspiegel dann weithin austritt, freilich nur um sich bald wieder zurückzuziehen und im Spätherbst ein Minimum der Ausdehnung zu behaupten. Der größte Teil der Feuchtigkeit wird, wie gesagt, dem Boden durch Verdunstung entzogen, bevor er einen jener Seen oder auch nur einen jener größeren Flüsse erreichen kann, oder er versinkt in der Tiefe des Thalgrundes oder der Ebene, um als Grundwasser unterirdisch den Depressionscentren zuzufließen. Dieses Versinken wird durch die physikalische Beschaffenheit des Bodens in hohem Grade begünstigt. Die in geringer Neigung von den Bergketten gegen die Thalrinnen sich senkenden Kieshalden, die die Ebenen oft zum größten Teil ausfüllenden Lößmassen, die Anhäufungen von Sand endlich in gewissen Gegenden, das alles macht das Wasser rasch zur Tiefe gleiten, und wo etwa Felsboden zu Tage tritt, da wirkt er wie eine wie eine erhitzte Pfanne und verdampft er die zarten Wasserfäden, die vom Thalrande her darüberziehen, fast vollständig. So wirkt alles auf die rascheste Austrocknung der oberen Schichte der Bodenbedeckung hin und diese ist es eben, die für das organische Leben in Betracht kommt. In hohem Grade bestimmend auf die Gliederung der Vegetationsdecke wirkt freilich auch die chemische Beschaffenheit des Grundes und insbesondere der Reichtum oder die Armut an freien Salzen. Wo der Kalk der süd- und mittelpersischen Gebirge verwittert, bildet sich jedesmal eine Menge, mehr oder weniger groß, von einer gelben thonreichen Erde, die teilweise zwischen den Gebirgsfragmenten zurückbleibt und sich in Spalten und Gruben ansammelt oder von dem Wasser in tiefere Lagen fortgeführt wird, bis sie sich im Grunde der Thäler und Mulden anhäuft. Diese Erde ist in hohem Grade fruchtbar. Ihr Salzgehalt ist auf geneigtem Boden und ebenso dort, wo sie von fließendem Wasser reichlich durchzogen wird, sehr gering, nur in den inneren Gebirgen, wo neben den Kalken auch vulkanisches Gestein auftritt, verrät das Vorkommen von Halophyten bis in bedeutende Höhen hinauf eine Zunahme an Salzgehalt. Wo aber jenes Erdreich sich in großen Mengen im Grunde der Thäler und Mulden ansammelt und der Boden nicht etwa durch künstliche oder natürliche Bewässerung ausgesüßt wird, da erscheinen alsbald die Halophyten und mit und neben ihnen die Salzausblühungen. Aehnlich ist es überall mit den Lößlagern, den neueren wie den älteren, die an gewissen Punkten unter den Konglomeratdecken hervortreten. Viel ungünstigere Verhältnisse weisen die Thon- und Schieferhalden der äußeren Randketten auf; ihr Grund ist noch weit unfruchtbarer als der Detritus der mit ihnen auftretenden Gypshügel und Gypsberge, und in noch höherem Grade die fast ganz von Pflanzenwuchs entblößten Sandstrecken des südlichen Gawchâneh.

Was die klimatischen Verhältnisse anbetrifft, so wurde der Niederschlagsmenge bereits gedacht. Thau fällt im Innern, selbst an sehr kühlen Morgen, im Sommer wenigstens kaum jemals; etwas häufiger ist er am schmalen Küstensaum. Die Temperatur schwankt zwischen weiten Grenzen. Im Hochlande stehen kurzen und kalten Wintern lange und heiße Sommer gegenüber. Wie die Jahreskurve im Frühling rasch ansteigt und sich dann Monate lang auf fast gleicher Höhe erhält, um im Spätherbst wieder schnell abzufallen, so folgt auf den kühlen Morgen fast unvermittelt ein heißer Tag, bis der Abend eine nahzu plötzliche empfindliche Abkühlung bringt. Das mittlere Tages-Minimum war z. B. für Schiras im Jahr 1884 47° F. = 8.3° C., das mittlere Maximum 80° F. = 26.6° C. Einem Januar und Februar mit einer durchschnittlichen Vormittags-Temperatur (9 Uhr) von 5 2/3° C. stand im Juli und August eine Temperatur von 30.5° C. gegenüber. Noch im Oktober stieg im Gawchâneh die Temperatur von kaum 3° C. um 6 Uhr früh auf 32° C. um 1 1/2 Uhr Nachmittags.

Es ist natürlich, daß in einem Lande mit einer an und für sich geringen Niederschlagsmenge, mit Zeiträumen so großer Trockenheit und mit so eigenartigen Bedingungen für den Abfluß der Gewässer die Frage nach der Erhaltung des Gleichgewichts zwischen der Wasser-Aufnahme und der Wasser-Abgabe der Pflanzen bei der Beurteilung der Lebensbedingungen derselben in den Vordergrund tritt. Daher überall der Mangel an Bäumen oder doch an eigentlichen Wäldern, daher das Fehlen einer geschlossenen Vegetationsdecke: es gibt weder Wald noch Wiese. Wenn der Winter mit seinen Regen oder der Frühling mit den Schmelzwassern den Boden durchfeuchtet hat, dann schießt in wenigen Wochen eine reiche einjährige Vegetation auf, die das Land in ein zartgrünes Kleid hüllt, aber wieder einige Wochen später ist nichts mehr vorhanden, als verdorrtes und zerfallendes Blätterwerk, das der Wind nach allen Weltrichtungen trägt. Mit diesen Annuellen kommt und vergeht ein zweiter wichtiger Bestandteil jener Pflanzenwelt, die Zwiebel und die Zier des südpersischen Frühlings, vor allen Dingen in den Gebirgen, Knollengewächse. Dann beginnt die ausschließliche Herrschaft der Stauden, Halbsträucher und Sträucher, die tief im Boden wurzeln und durch eine Vielfältigkeit von Schutzvorrichtungen gegen die verdorrende Trockenheit der Luft geschützt sind. Das sind die blattlosen oder fast blattlosen, die in graue und weiße Filze gehüllten, die dornstarrenden Gesellen der Steppe, denen die fleischigen, saftstrotzenden Salsolaceen des Salzbodens in ihrer Erscheinung befremdend genug gegenüber stehen, während sie doch gleich jenen ihre Existenz

Digitized by Google

nur dem Schutze gegen Austrocknung verdanken. So herrscht im Tiefland der Küste bis zu den schneereichen Höhen der persischen Alpen eine Steppe, aber eine Steppe, die weitaus nicht so reich ist, wie die südrussische, ja kaum wie die turkestanische, aber auch nicht so arm, wie die Pflanzenwelt des ägyptisch-arabischen Wüstengebietes, vielmehr die Mitte zwischen beiden innehält. Am Gehänge der Gebirge, wo der ernährende Wasserstrom näher zu Tage liegt, und wo Schluchten und Felswände Schatten bieten, sammelt sich das Strauchwerk mitunter, mit zerstreuten Blumen vermischt und in seinem Innern eine große Zahl zarterer Pflanzen hegend, in reicheren Beständen an. Nach dem Thalgrunde zu zerstreut es sich mehr und mehr und räumt in der Ebene die Herrschaft vollends einer geringen Zahl besonders organisierter Pflanzen ein, die durch Masse ersetzen, was ihnen an Formenreichtum abgeht. Das ist die Flachsteppe im Gegensatz zur Gebirgssteppe. Die vertikale Gliederung dieser letzteren läßt zunächst einen Strauch-Gürtel und eine strauchlose Region unterscheiden. In manchen Gebirgsgegenden allerdings ist die Strauch-Vegetation aus anderen Gründen fast unterdrückt, man wird aber doch immer da und dort eine begünstigte Stelle finden, wo sich Strauchwerk behaupten kann, während in der höheren Region die Kürze der Vegetationszeit sein Gedeihen unmöglich macht. Diese ist die hochalpine Steppe. Ihre Grenze liegt im nördlichen Fars z. B. bei 11,000 bis 11,500 Fuß. Innerhalb des Strauchgürtels walten Einflüsse der Exposition, der Bewässerung, der Bodenneigung und Bodengliederung gegenüber denjenigen des vertikalen Abstandes in der Regel derart vor, daß es fast unmöglich ist, Abschnitte von allgemeinerer Geltung zu unterscheiden. Meist ist das nur innerhalb örtlich beschränkter Grenzen thunlich. So läßt sich in gewissen Teilen der südpersischen Alpen sehr wohl ein Eichengürtel hervorheben und neben diesem eine obere und eine untere Region, welchen beiden die persische Eiche fehlt. In der oberen treten besonders eine Lonicera, eine Daphne und die Aerdschin-Mandel hervor. Diese drei sind vermöge ihrer weiten Verbreitung und ihres stetigen Zusammenvorkommens an der oberen Grenze so charakteristisch, daß sie noch am ehesten zur Abtrennung einer eigenen Zone taugen. In anderen Landesteilen tritt an Stelle der verhältnismäßig seltenen persischen Eiche die Bänä oder seltener auch die Golchring-Pistacie, vermischt mit Cratägus, und wieder in anderen Gebieten, besonders dort, wo die Flachsteppe selbst sich in die Region der Pistacien erhebt, ist das ganze Bereich der Gebirgssteppe, soweit es nicht in die hochalpine Steppe ragt, dem Aerdschin-Lonicera-Gürtel überlassen. Man kann ihn als die Region der alpinen Steppe bezeichnen, während den Rest der Gebirgssteppe die montane Steppe bildet. Der Flachsteppe gehören die südpersische Küsten-Ebene und gewisse Depressionsgebiete im Innern des Landes an, die wegen ihrer geringen Erhebung über den Spiegel des Ozeans den Einflüssen ihrer Lage unter so geringen Breiten völlig unterworfen sind, während die benachbarten hochgelegenen Strecken trotz der gleichen Lage eben durch ihre vertikale Erhebung ihnen entzogen sind. Diese subtropische Zone verläuft im Südwesten vom Außenrand des Hochlandes parallel den Randketten, greift aber dann, sich stellenweise weit nach Norden vorschiebend, unregelmäßig in die Senkungsgebiete des Hochlandes ein. Sie ist bezeichnet durch die Kultur der Dattel und steht dem ägyptisch-arabischen Floren-Gebiet, mit welchem sie eine bedeutende Zahl von Arten gemein hat, am nächsten. Innerhalb des übrigen, weitaus größten Teiles der Flachsteppe walten die Einflüsse, welche die Niederschlagsmenge, die chemische und physikalische Beschaffenheit des Bodens ausüben, bei weitem vor. Vor allem scheidet sich ein Gebiet aus, das infolge seiner Wasser-Armut oder seines Salz-Reichtums, teilweise auch der sandigen Beschaffenheit seines Bodens nur einem Minimum von Pflanzen die Existenzbedingungen gewährt. Es ist dies die echte Wüste, wie sie im Gawchâneh vertreten erscheint. Ihr schließt sich ein anderes Gebiet mit etwas günstigeren Vegetationsbedingungen an: ein fruchtbares Erdreich und das Vorhandensein reichlicher Wassermengen macht stellenweise blühende Kultur-Oasen möglich, sich selbst überlassen aber fällt es, vorzüglich wegen seines noch bedeutenden Salz-Reichtums, der Halophyten-Vegetation anheim. Das ist die Halophyten-Steppe, im ganzen und großen dem inneren Teil der (von Tomaschek so getauften) „Uebergangszone" im chorassanischen Wüstengebiet entsprechend. Im übrigen Teil der Flachsteppe fehlen die Halophyten ganz oder sie treten doch sehr zurück; man könnte sie, im Gegensatz zu der salzigen Halophyten-Steppe, die „süße Steppe" nennen. Eine Ebene im strengen Sinne des Wortes ist sie niemals, sondern sie ist stets unter flachem Winkel geneigt. Großenteils gehört sie höheren Lagen an und steigt oft so hoch, daß sie sich der alpinen Region der Gebirgssteppen unmittelbar anschließt. Innerhalb ihrer Grenzen sind es bestimmte Pflanzenarten, die in oft unerklärlichem Wechsel einzelnen Abschnitten ein bestimmtes Gepräge aufdrücken. Die Kulturfähigkeit weiter Strecken, namentlich in den Thälern der südlichen Gebirge und in den großen Ebenen an gewissen, allerdings nicht sehr zahlreichen Flüssen, steht außer Frage, sobald nur die vorhandenen Wasserschätze entsprechend gehütet oder, wo sie in verborgenen Tiefen fließen, gehoben werden; Fleiß und vor allem eine gesicherte und geordnete Verwaltung können dem Lande den Reichtum wiedergeben, vielleicht ihn noch erhöhen, den es schon einmal besessen. Der hochgelegene innere Teil aber der Flachsteppe ermöglicht zwar kleine zerstreute Kulturen, wird im großen und ganzen aber stets die Domäne der Nomaden bleiben.

G. W.

---

Digitized by Google

# Die Kalmücken oder das Volk der Wala.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Früchte sind in den nördlichen Ländern so gut wie gar keine vorhanden. In großen Mengen wachsen nur Zucker- und Wassermelonen oder Arbusen, mit welchen bedeutende Flächen angebaut und die so billig verkauft werden, daß man für einen Rubel Silber eine ganze Wagenladung erhält. Eine hochschätzbare Frucht im heißen Spätsommer ist besonders die Wassermelone mit saftig rotem oder gelbem Fleisch. Für Aepfel, Birnen und Pflaumen ist der Sommer zu kurz, als daß sie zur Reife gelangen könnten, und nur sehr selten ist es mir gelungen, einige Frühäpfel zu erhalten. Dagegen wachsen in der Steppe ganze Wälder von Strauch- oder Zwergkirschen, die sehr sauer und bitter schmecken, aber von den Kalmücken, ähnlich wie die Ebereschen, schwarze Johannisbeeren und Fruchtdolden des wilden Schneeballs, sehr gesucht und gern gegessen werden. Etwas günstiger liegt es in dieser Beziehung am Kaspischen Meere und sogar außerordentlich günstig in Mittelasien, wo die Natur eine Fülle der vorzüglichsten Früchte spendet.

Wenn wir uns überhaupt das Leben der Kalmücken etwas näher ansehen, so müssen wir dasselbe ziemlich monoton und armselig finden. Die glücklichste Zeit im Jahre beginnt natürlich in den nördlichen Ländern mit dem Anfange des Frühlings oder, da dieser in den Steppen diesseit des Ural beinahe verschwindet, mit dem Anfange des kurzen Sommers. Je weniger der Kalmücke für die nächste Zukunft sorgt und je mehr er dafür im Winter die Folgen seiner Sorglosigkeit zu erdulden hat, um so höher muß ihm daher auch der Sommer mit seinem Ueberfluß und seiner Fülle stehen. Auf diese Weise kann man es sich leicht erklären, daß der urplötzlich eintretende Lenz für den Kalmücken allemal eine Versetzung in die Regionen seines Paradieses bedeutet, in welchem er schon bei Lebzeiten alljährlich einige Monate verweilen darf. Unerträgliche Hitze und glühende Sonnenstrahlen, ohne Abkühlung durch Gewitter oder Regen, charakterisieren diese Wonnezeit, und eben so starke Kälte, meterhohe Schneelagen und heulende Schneestürme (Burane) zeichnen die übrigen drei Viertel des Jahres aus.

Daß die erste Lerche, die im Frühling aus der Steppe in die Lüfte emporsteigt, unter solchen Umständen dem unverwüstlichen Vagabunden, der den Russen die Pferde und dem lieben Gott die Tage abstiehlt, wie ein heiliger Geist erscheint, dem er mit Entzücken zujubelt, kann man sich leicht vorstellen. Allein wenn man es erlebt hat, was es heißt, nach sieben bis acht langen Wintermonaten endlich wieder den himmlischen Frühling begrüßen zu können, dann kann man auch aufjauchzen ohne ein Kalmücke zu sein!

Der plötzliche Wechsel so schroff sich gegenüberstehender Jahreszeiten mit ihren bedeutenden Kontrasten wie Sommer und Winter, muß begreiflicherweise noch viel mächtiger wirken, als in unserem Klima. Der Lenz erscheint, wie über Nacht, vor dem Dorfe, die Steppe färbt sich rasch, wie durch Zauber, wieder grün, und die Schafheerden, Rosse und Rinder oder Ziegen ziehen hinaus auf die junge süße Weide. Der Schwan, der im Kaspischen Meere emporsteigt und nordwärts fliegt, scheint mit seiner durchdringenden Stimme wie ein Genius des Himmels aus den Wolken in das Winterasyl der Wandervölker herabzurufen und die Freudenpost zu verkünden, daß es Zeit sei, zum Aufbruch zu rüsten.

Bei den Ortsältesten des Dorfes findet eine Versammlung statt, die fröhlichste im ganzen Jahre, um über den Tag des Auszugs in die Steppe und das erste Wanderziel zu beschließen. Einige Tage kann man noch eine größere Rührigkeit unter den Bewohnern bemerken, und eines schönen Morgens, mit dem Grauen der Dämmerung, sieht man einen langen Zug von kleinen, beladenen, einspännigen Tilägen (Wagen) mit hölzernen Rädern und von Reitern begleitet, zum Dorfe hinaus und in die Steppe sich hinein bewegen.

Die Sommersaison und das Wanderleben hat damit begonnen. Kameele, Rosse, Rinder und große, braune, wimmelnde Schafheerden bedecken und beleben nun die unermeßlichen Fluren. Runde und oben spitz zulaufende weiße oder braune Filzzelte, seltener dachförmig, entstehen in wenig Stunden in der Nähe eines Steppenflusses, um einige Wochen später wieder zu verschwinden und an einer anderen ähnlichen Stelle abermals zu erstehen. Elegische Gesänge, die allerdings für den Kalmücken heiter klingen mögen, ertönen besonders Morgens und Abends, oder bisweilen auch in mondheller Nacht, in diesen vor wenigen Tagen noch so stillen und zum Sterben eintönigen Grasflächen. Man muß freilich in diese Tonsprache eingeweiht sein, um den künstlerischen Wert derselben verstehen zu können; allein es ist die Sprache der Steppe, die ihre Lust in sentimentalen, etwas wehmütigen Weisen und Tönen hinausleiert, und die sich wesentlich anders ausnimmt als die Sprache der Fröhlichkeit in Deutschlands Gauen oder auf deutschen Bergen. Die Steppe freut sich in ihrer Traurigkeit und lacht unter Thränen, sie ist überglücklich in ihrer Schwermut und jauchzt in düsteren Klagetönen.

In diese merkwürdigen Gesänge mischen sich noch die Töne der Rohrflöte, die sich die Künstler selbst aus Rohr oder anderen Pflanzenstielen anfertigen. Auch für diese Musik muß man das Verständnis eines Kalmücken haben, um ihre ganze Schönheit genießen zu können. Die Künstler sind aber hoch geschätzt und ihr Ruf ist über das ganze Kalmückenland verbreitet. Wohin sie kommen, gelten dieselben als gefeierte Gäste, und mit Entzücken lauscht man ihren Produktionen. Wie in anderen Ländern, so bringen auch die jungen Kavaliere der Kalmücken ihren Mädchen nicht selten Serenaden, und die Angebetete, der diese Huldigungen gelten, beantwortet dieselben häufig auf einem

Digitized by Google

Brummeisen, das in vielen Fällen von den Schönen ebenso virtuos gespielt wird, und das Instrument der Frauen genannt werden könnte. Einige andere Instrumente, wie z. B. die Geige und Laute, welche vielfach mit Pferdehaaren anstatt der Saiten bezogen sind, werden noch öfter gehört und vervollständigen diese Sommerkonzerte oder bringen zuweilen etwas Abwechslung in die Musiksolos. Höchstens beteiligen sich noch einige Rosse und Rinder, Ziegen und Schafe, die mitunter mit ihrem Gewieher, Gebrüll oder Gemäcker einfallen.

Unter den sibirischen Wandervölkern scheint überhaupt der Kalmück musikalischer als die übrigen zu sein, obgleich sie alle ohne Ausnahme die Musik lieben. Man könnte daher den Kalmücken den Zigeuner der Steppe nennen, und zwar noch in vielen anderen Beziehungen. Meist ist es jedoch nur die männliche Jugend, welche die edle Tonkunst pflegt, und unter dieser sind es auch nur wieder einzelne Talente, die es zu einer größeren Fertigkeit bringen. Am Tage ruht jedoch gewöhnlich auch die Musik, und Spiele aller Art dienen der jungen Welt zum Zeitvertreib. Man wälzt sich abwechselnd im Grase oder, wie besonders die Mädchen, auch stundenlang in den kühlenden Fluten des Flusses, wozu allerdings auch von einer Genossin am Ufer zuweilen die Laute geklimpert oder die Mundharmonika, vielleicht auch die Schalmei gespielt wird. Ob diese häufigen Abkühlungen im Wasser wirklich die Ursache der eigentümlichen Hautfarbe der Kalmücken sein mögen, wie man allgemein behaupten will, ist aber doch wohl sehr zweifelhaft. Ich kann es nicht glauben! Viele Gründe sprechen dagegen.

Einmal dauert die Badezeit wenig mehr als zwei Monate im Jahre und die übrigen 10 Monate würden vollkommen ausreichen, um die Haut wieder zu bleichen; andererseits bethätigen die Kalmücken diese Vorliebe für das Wasser nicht mehr als alle anderen Steppenvölker, die jedoch dieselbe Hautfarbe nicht haben. Die weiße Haut einzelner Frauen ist durchaus kein Beweis, daß das viele Baden die gelbe Farbe der Mehrzahl erzeugen müsse. Wir brauchen gar nicht zu den Kalmücken zu gehen, um ganz dieselbe Erscheinung vorzufinden. Auch bei uns, wo man in der Berührung mit dem Wasser leider viel mäßiger ist, als es zu wünschen wäre, kann man beobachten, daß die Hautfarbe ungemein verschieden ist und namentlich der Teint mit weiß, rot, braun wechselt, manchmal aber auch in kupferrot, negerbraun und quittengelb oder in noch andere Farben übergeht. Daß aber Schmutz, Staub, Schweiß und Sonnenbrand den Teint der Kalmücken beeinflussen mag, daran wird gewiß niemand zweifeln mögen.

Außer diesen Vergnügungen der Burschen und Mädchen im Fluß gibt es noch manche andere Kurzweil, wenngleich dieselbe durchaus nicht eine vielseitige ist. Sehr oft, namentlich in einsamen Stunden, muß der Birkut oder Falke zur Unterhaltung dienen, mit welchem sich dann die junge Welt stundenlang auf das angenehmste zu beschäftigen vermag. Er ist daher der Lieblingsvogel aller Steppenvölker, der viel verbreitet ist und auch zur Jagd benutzt wird. Die reiferen Frauen finden im Ganzen wenig Zeit über Belustigungen nachzudenken. Die häuslichen oder wirtschaftlichen Verrichtungen, wie z. B. das Melken der zahlreichen Rosse und wenigen Kühe oder Ziegen, vielleicht auch noch der Kameele, das Präparieren der Milch, das Bereiten der Käse und die, wenn auch noch so mangelhafte Zubereitung der Speisen nehmen so sehr ihre ganze Zeit in Anspruch, daß sie sich anderen Zerstreuungen kaum noch hingeben können. Anders ist es bei den Männern, die beinahe immer freie Zeit haben und mit Spazierengehen, Schlafen, Speisen, Trinkgelagen und Wettrennen u. s. w. die Zeit töten.

Daß jedoch auch die Männer mitunter nützlichen Beschäftigungen nachgehen, wollen wir nicht ableugnen; gewöhnlich geschieht es aber dann doch nur aus Passion oder um eine Neigung zu befriedigen. Das Fangen der Murmeltiere und Zieselmäuse u. s. w. gehört z. B. schon zu diesen Thätigkeiten, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Auch das Trocknen oder Dörren des Pferdefleisches an der Sonne ist Sache der Männer. Für den Kalmücken ist das eine Lust, obgleich der Anblick dieser Anstalten ekelerregend ist für das Auge des Fremden. Das ganze Sommerlager in der Steppe gleicht in solchen Zeiten einem pestartig stinkenden Schindanger, so daß man bei günstiger Windrichtung nur dem Geruch nachzugehen braucht, um ein Kalmückenlager ganz sicher aufzufinden, auch wenn es ziemlich entfernt läge. Es ist das ganz natürlich, denn von Legionen lüsterner Fliegen umschwärmt und benagt, hängen die Fleischstücke auf Stellagen aus Stangen vor oder neben den Kibitken und erfüllen die Luft mit abscheulichen Miasmen. Große Scharen Krähen, Raben und Aasgeier umkreisen in der Luft die Zelte dieser Sommerluft und können uns zu dem Glauben verleiten, daß wir uns einer Anzahl Krähenhütten gegenüber befinden, wie sie von unseren Jägern und Forstleuten sehr häufig aufgebaut werden. Daß jedoch ein derartiges Kalmückenparadies viel freundlicher sich gestaltet, wenn diese Augenweide wegfällt, wird von selbst einleuchten.

Nicht viel anders sieht es in den Winterasylen der Kalmücken aus, denen wir jetzt noch einen Besuch abstatten wollen, denn, wie schon erwähnt, ist man bereits bis zu feststehenden Dörfern vorgeschritten, in welche man sich mit eintretender kalter Jahreszeit zurückzieht. Man könnte freilich auch sagen, daß man vom ehemaligen Stadtbewohner zum Halbnomaden und Dorfbewohner herabgesunken ist, um die Stufenleiter der Zivilisation noch einmal von unten auf zu erklimmen. Auch in Mittelasien sind ihre ehemaligen Städte entweder zerstört oder nicht mehr Kalmückenstädte zu nennen.

In den europäischen Kalmückenländern befinden sich die Dörfer in einem noch sehr dürftigen Zustande. Meist ist ihr Umfang ein sehr geringer. Eine beliebige Anzahl

Digitized by Google

ärmlicher Hütten, die mitunter kaum ein halbes Dutzend übersteigt, gilt schon als Dorf. Daß auch größere Dörfer vorkommen, ist selbstverständlich. In sehr vieler Beziehung erinnern dieselben an die Aule anderer Steppenvölker, wie z. B. der Tataren, vor welchen sie sich nur durch größeren Schmutz auszeichnen. Das Innere der Wohnungen entspricht gewöhnlich dem Aeußeren. Es gibt natürlich auch erfreuliche Ausnahmen, allein so wenige, daß sie fast verschwinden. Im allgemeinen ist die Einrichtung eine solche, daß sich die Pferdeställe unserer Gutshöfe wie Prunkgemächer dagegen ausnehmen. Der Hausflur besteht aus dem reinen Steppenboden, von welchem nur das Gras abgetreten ist. Eine Bretterbohlung ist nirgends zu finden. In vielen Fällen ist ein solcher Hausflur auch gar nicht vorhanden, und man tritt aus der freien Steppe sofort in das Wohnzimmer. Der Dunst, der uns daraus entgegendringt, versetzt uns den Atem, und wenn man nicht eintreten muß, verzichtet man darauf, die Köpfe oder, wie der Chinese sagt, die Mäuler zu zählen, die in diesem Raume Stickstoff fabrizieren. In anderen Lokalen sieht es schon etwas besser aus und man erkennt sofort, daß der Bewohner schon eine hervorragende Persönlichkeit sein muß. Die Räumlichkeit hat schon Aehnlichkeit mit einer russischen Isba oder Bauernstube, die allerdings auch nicht von Luxus strotzt. Der Fußboden ist aber gewöhnlich auch nicht gediehlt, sondern etwas ausgetreten, feucht und oftmals morastig. Die Wände sind von Holzbohlen, in welche viereckige Löcher eingeschnitten, die mit Rindsblase oder mangelhaft gegerbter Ziegenhaut verklebt wurden. Der Kalmücke nennt das Fenster! Durch ein solches kann man allerdings nur hindurchblicken, wenn die ledernen Scheiben mit zahllosen Nadelstichen durchlöchert sind, an welche man das Auge dicht heranhalten muß, um hindurchvisieren zu können. Daß man sich in solchen Wohnungen über ein zu grelles Licht nicht zu beklagen hat, kann man sich leicht denken. Die Beleuchtung in denselben gleicht vielmehr einer milden Mondscheindämmerung am hellen Tage, und die wundervollsten Licht- und Schattenspiele, die sich da abspielen, überraschen das Auge des Fremden. In der Gegend von Simbirsk und Samara ist man allerdings schon bis zu Fenstern vorgeschritten, deren Scheiben nicht selten aus alten Glasscherben bestehen; doch ist das nur bei Standespersonen der Fall, die sich einen größeren Luxus erlauben.

Die Ausstattung der Wohnungen der unteren Stände fällt natürlich ebenso aus, wie der ganze Bau. Rings um die Wand läuft eine dürftig gezimmerte Bretterbank zum Sitzen, und ein Tisch von gleicher Arbeit steht in einer Ecke. Links am Eingange befindet sich meist ein Ziegelofen und die dritte Ecke wird von einem massiven Holzgestell eingenommen, das zum Schlafen dient und mit einer Soldatenpritsche auffallende Aehnlichkeit hat. Allein das sind immer schon Gegenstände, die einen von der modernen Zeit schon angekränkelten Fortschrittler verraten; ein guter Kalmücke verzichtet auf derartige künstliche Vorrichtungen nicht nur, sondern schläft auf Gottes gutem Erdboden. Bis auf einen verschließbaren Kasten und vielleicht noch einen Holzschemel ist daher mit den obengenannten Ausstattungsstücken das Amöblement im Inneren erschöpft.

Das sind aber natürlich immer nur die Wohnungen der schwarzen Knochen oder des gemeinen Volkes, von welchen wir bisher gesprochen haben. Verhältnismäßig verschwenderisch sind diejenigen der weißen Knochen oder des Adels, sowie die Häuser der dem Adel gleichstehenden Geistlichkeit ausgestattet. Sehr kostbare bucharische und persische Teppiche bekleiden da die Ruhestätten und nicht selten auch die Fußböden oder im Sommerlager den Erdboden im Zelte. Ebenso kostbare Kissen mit schweren seidenen Bezügen dienen zum Sitzen oder Schlafen. Aber selbst durch diesen äußeren Aufputz und den Glanz des Reichtums blickt noch die Unkultur des Kalmücken. Von solchem Luxus oder Flitter umgeben, sitzt der weiße Knochen in behaglicher Beschaulichkeit auf seinem Polster und schlürft aus einem wenig appetitlichen hölzernen Napf seinen Kumyß (Pferdemilchwein), aus einer unsauberen Tasse oder einem Glase seinen Thee und zerkleinert mit den Fingern ein Stück Pferdefleisch, das er auf einem Holzdeckel oder Brettchen vor sich liegen hat.

In den letzten zwei Jahrzehnten, besonders aber im letzten Dezennium, sind freilich auch die Kalmücken der europäischen Länder bedeutend von der Kultur beleckt worden. Es war dies nicht zu vermeiden, so sehr man sich auch dagegen zu wehren suchte. Man zog sich so lange zurück, bis man nicht mehr zurückweichen konnte und die Zivilisation den Kalmücken selbst in das Haus eindrang und überall und an allem herumnagte, selbst an alten heiligen Institutionen, an gesellschaftlichen uralten Einrichtungen, an dem häuslichen und Familienleben, an alten liebgewordenen Gewohnheiten u. s. w.; ja sie nagte sogar an den schwarzen und weißen Knochen herum und nahm denselben vieles von ihren Eigentümlichkeiten, und mit diesen auch manches von ihren Rechten und Ehren. Es blieb beinahe nichts intakt, selbst die gesellschaftliche Rangordnung ließ sich nicht einmal ganz aufrecht erhalten und so ist denn die alte Einteilung der Stände beinahe ganz gegenstandslos geworden. Höchstens bleibt noch zu erwähnen, daß im allgemeinen die Einteilung der Frauen eine ähnliche ist, wie die der Männer, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht in schwarze und weiße Knochen, sondern in schwarzes und weißes Fleisch zerfallen. Daß aber das Fleisch nicht so wertvoll ist wie die Knochen, versteht sich von selbst.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

## Geographische Neuigkeiten.

* Der Lauf des Ubangi, Makua und Welle. Nach einer kartographischen Studie von Wauters über die Ergebnisse von Dr. Junker's Reise würden der Ubangi, Makua und Welle nur einen und denselben Wasserlauf in einer Länge von 2500 Km. (also von der doppelten linearen Ausdehnung des Rheins) bilden. Die Quellen des Welle kommen von den Bergen herunter, welche den Albert-Nyanza-See umgürten. Das Land ist abwechselnd mit Wäldern und mit fetten Weiden und Grasländern bedeckt, worin unzählige Heerden sich äsen. Die Zuflüsse von der rechten Seite her sind der Dongu, der Mbruole, der Werre und der Mbomo, welcher bei weitem der wichtigste ist. Die von der linken Seite sind der Joubo, der Gadda, der Bomokandi und die Mbima. Der Mbomo mündet in Barusso ein und soll von seiner Quelle bei den Niam-Niam an ungefähr 750 Km. Länge haben und sein Quellgebiet so hoch liegen, daß die europäischen Hülsenfrüchte dort wachsen und schnell gedeihen. Der Bomokandi hat 125 Km. oberhalb seiner Einmündung schon eine Breite von 100 m. Der Welle-Makua wird bei Kisangi, unter 28° ö. L. von Gr., durch Stromschnellen koupiert, welche nach Dr. Junker das einzige Hindernis der Flußschifffahrt seit der Seriba von Ali-Kobo unter dem 21.° ö. L. von Gr. sind. Das Klima scheint sehr gesund und mehrere Distrikte sehr bevölkert zu sein. Von Ali-Kobo aus scheint die behauptete Verbindung zwischen dem Makua-Welle und dem Ubangi keine gewisse zu sein. Herr Wauters vermutet, der Fluß mache etwa unter dem 5.° n. Br. eine Krümmung nach Norden, und um diese Hypothese zu rechtfertigen, gibt er mit dem Lieutenant François zu, daß der Ubangi bei seiner Einmündung in den Kongo nur einen Wasserzufluß von 8000 Cm. (anstatt 15,000) hat. Man weiß bereits, daß er bei den Stromschnellen von Zongo, dem äußersten Punkt des untersuchten Wasserlaufs, einen Zufluß von 6000 Kubikfuß hat. Allein es wäre nicht unmöglich, daß der Makua von der Seriba von Ali-Kobo aus den 4. Breitengrad nicht überschreiten würde. Frankreich hat ein so großes Interesse an der Rekognoscierung des Oberlaufs des Ubangi, daß seine Forscher sich vorzugsweise dorthin wenden würden. Nördlich vom 4. Breitengrad gehört das rechte Ufer des Ubangi mit dem ganzen Becken des Mbomo bis zu den westlichen Grenzen der Nilquellen den Franzosen. Die französische Verwaltung des Kongo und die französischen geographischen Gesellschaften könnten keine geschicktere Forschungs-Gelegenheit begünstigen, als die Untersuchung des Oberlaufs des Ubangi.

* Der Nghiri-Fluß. Stanley hat bekanntlich einen See Nghiri unter dem 1.° n. Br. nördlich vom Kongo dahin versetzt, wo man die bestrittene Grenze zwischen dem belgischen und dem französischen Kongo annahm. Diese Wassermasse ist aber ein Fluß, welcher bei den Eingeborenen Mwindscha oder Loy heißt. Er ergießt sich in den Ubangi unter 30° n. Br. und erstreckt sich auf gleiche Entfernung vom Kongo und Ubangi; er beherrscht ein reiches, gut bevölkertes Thal, welches 6 bis 10 Km. breit und mit Sümpfen besetzt ist, welche teilweise mit Inseln besäet sind. Wahrscheinlich stehen einige seiner linksseitigen Zuflüsse ebenfalls mit dem Kongo in Verbindung. Kapitän van Gèle ist ihn auf dem „Henry Reed" bis zum Dorfe Mikutu unter 1° 20′ n. Br. hinangefahren, wo er aus der Vereinigung einiger kleinen Wasserläufe entsteht. Man konnte ihn 170 Km. weit hinanfahren. In dem neuen Grenzberichtigungs-Vertrage würde dieses Flußbecken ausschließlich dem Kongo-Freistaat angehören.

* Argentinische Forschungsreisen. Wir erhalten einige genauere Nachrichten über die Nachforschungen des Schiffslieutenants Carlos Moyano an den Flüssen Gallegos und Santa Cruz, welche bis zur Evidenz ergeben haben, daß die in das Land hereinschneidenden Gewässer des Stillen Ozeans vorzügliche Häfen an den Küsten von Ostpatagonien bilden. Sie haben ferner herausgestellt, daß der Argentin-See mit einem östlich von demselben gelegenen großen See zusammenhängt; ja man kann sogar nun behaupten, daß alle Seen des östlichen Patagonien untereinander in Verbindung stehen. Die benachbarte Küstenzone enthält allerdings nur wenige Weidegründe, allein die Analyse des Bodens hat ergeben, daß derselbe von vorzüglicher Beschaffenheit ist. Man könnte daher dort leicht Rindvieh, Schafe, Pferde und Ziegen züchten, und einige wenige Thäler dürften sich auch zum Ackerbau geeignet zeigen. Die zentrale Zone wird keinerlei Viehzucht und wegen ihres strengen Winters auch kaum einen Ackerbau gestatten. Die andinische, d. h. die bergige Zone, welche bei den ersten Ausläufern der Cordilleren beginnt, kennzeichnet sich durch ihre unabsehbaren dichten Wälder, in welchen namentlich die antarktische Buche wächst. Auch findet man daselbst einen krautigen Pflanzenwuchs, welcher auch den anspruchsvollsten Estanziero befriedigen würde. Diese Zone eignet sich daher sehr gut zur Viehzucht, denn die Tausende von wilden Pferden, welche man dort trifft, beweisen, daß dieselben in den Wäldern einen sicheren Schutz gegen die plötzlichen Umschläge der Temperatur finden würden. Man hat dort auch zahlreiche Lager von Steinkohlen und Eisenerzen gefunden, deren Ausbeutung leider durch ihre Entfernungen von jedem Verkehrswege unmöglich gemacht wird.

Der Eisenbahn-Ingenieur Villanueva hat von Mendoza aus telegraphisch mitgeteilt, es sei eine aus Feldmessern und Telegraphisten bestehende Expedition von dort abgegangen, um den Entwurf zu einer Eisenbahn aufzunehmen, welche die Provinzhauptstadt mit dem Städtchen San Raffaël in Verbindung setzen soll. Diese neue Linie soll auf Kosten der nationalen Regierung untersucht werden, wird in der Richtung von Nord nach Süd der Cordillera der Andes entlang laufen und eine Verzweigung der andinischen Eisenbahn bilden. Das Städtchen San Raffaël

Digitized by Google

liegt 290 Km. südlich von Mendoza und zählt eine Bevölkerung von 2000 Seelen. Es ist der südlichste Bezirk der Provinz und erstreckt sich bis an das nördliche Ufer des Colorado-Flusses. Die neue Linie wird ein sehr interessantes, sehr fruchtbares und reiches Land erschließen und die Regierung hat für die Kosten der Aufnahme der Trace einen Betrag von 25,000 Dollars Silber ausgesetzt.

* Archäologische Entdeckungen. Der „Moniteur Oriental" erzählt: „Dreißig Bauern unter der Führung eines Derwischs haben sich bei Nacht in die Umgebung des drei Stunden von Troja gelegenen Dorfes Bunarbaschi begeben, hier ohne irgendwelche Erlaubnis während mehrerer Nächte Nachgrabungen veranstaltet und in der Tiefe von drei Meter ein sehr altes Grab entdeckt. Sobald der Derwisch das Grab erblickte, gab er seinen Leuten den Rat, sich zurückzuziehen, damit ihnen die bösen Geister nichts anhaben könnten, welche in den Behausungen der Toten spuken. Die Bauern, von Schreck ergriffen, liefen davon: gleich darauf kehrte aber der Derwisch mit drei Begleitern zurück, öffnete das Grab und bemächtigte sich des ganzen Inhalts desselben. Sobald die Ortsbehörde von dieser Entdeckung Wind erhielt, schritt sie zur Verhaftung des Derwischs und nahm ihm die unterschlagenen Gegenstände ab. Diese bestehen in einer, mit Eichenblättern und Früchten verzierten goldenen Krone, einem 8 cm. breiten Gürtel, einer ziemlich langen Kette und zwei Stäben, alle von reinem Gold und einem bedeutenden Gewicht. Eine Kommission, bestehend aus dem Muhassebedschi, dem Polizeichef, und drei höheren Beamten, wurde aufgestellt, um diese Gegenstände nach Konstantinopel gelangen zu lassen. Der Derwisch und seine Genossen sind vor Gericht gestellt und bestraft worden. Diese Entdeckung ist von der höchsten Wichtigkeit, denn sie ist bestimmt, von neuem archäologische Erörterungen über die Lage des alten Troja hervorzurufen und Stimmen zu erwecken, die Schliemann widersprechen, nach welchem das heutige Städtchen oder Dorf Hissarlik auf den Trümmern von Troja liegt.

* Erdbeben in Nordamerika. Die Erdbeben des jüngsten Frühjahrs haben sich auch in Amerika der ganzen Cordillere entlang fühlbar gemacht, wo man starke Erdstöße verspürt hat. Nach den zuletzt gesammelten Nachrichten haben die Stöße dieses Erdbebens sich im Südwesten bis zur Küste des Stillen Ozeans ausgedehnt und Schreck und Entsetzen in Centreville (Californien), Benson (Arizona), Guaymas (Mexico) und in einem großen Teile der Region von Santa Catalina verbreitet. Ein Berg in der Umgebung von Tucson ist eingestürzt und hat ungeheure Staubwolken hervorgerufen; der Gipfel eines anderen Berges ist verschwunden. Bei Benson soll sich der Boden halb aufgethan und an Stellen, welche zuvor ganz trocken waren, Wassersäulen von sechs Zoll Durchmesser emporgetrieben haben. Ein Teich mit einem Flächengehalt von mehr als 40 Ar, der zehn Meilen von Tombstone liegt, ist binnen 20 Minuten vollkommen trocken gelegt worden. Der ganzen Eisenbahn durch die Sonora entlang hat man Erdstöße verspürt. Der höchste Gipfel des Berges Chivato ist eingestürzt und hat Staubwolken erzeugt, welche einem Vulkanausbruch glichen; doch meldet man nichts von Unglücksfällen. Die Angaben über die Dauer des Erdbebens schwanken zwischen acht und vier Minuten. — Ein starker Erdstoß ist gegen vier Uhr Nachmittags in El Paso (Texas) verspürt worden; die Vibrationen haben ungefähr zwei Minuten gedauert. Der Stoß hat sich in der ganzen Ausdehnung der Stadt fühlbar gemacht und die Einwohner dergestalt erschreckt, daß sie mit Ausnahme der Kranken und Schwachen alle auf die Straße stürzten. Zwei Minuten vor dem Erdstoße hatte sich ein starker Schwefelgeruch in der ganzen Stadt bemerklich gemacht. Während der Vibrationen haben alle an den Wänden hängenden Gegenstände geschwankt und viele sind sogar heruntergefallen. Von den Decken und Gesimsen vieler Häuser hat der Gyps sich abgelöst. Das Gerichtsgebäude trägt verschiedene Spuren von der Erschütterung, die es erlitten hat. Die Turm- und Standuhren sind stehen geblieben und die Mauern von verschiedenen Gebäuden geborsten, doch ist niemand in El Paso verwundet worden.

Der Stoß hat sich im ganzen Südwesten der Vereinigten Staaten auf eine Länge von 1000 engl. Meilen bis San Francisco fühlbar gemacht, und ebenso in Mexico, besonders (wie schon erwähnt) in Guaymas und auf der ganzen Eisenbahnlinie durch die Sonora. Soweit es sich nach bisher eingelaufenen Depeschen über diesen Gegenstand beurteilen läßt, ist der Stoß überall sehr stark gewesen, hat sich aber besonders in Arizona und hauptsächlich in der Umgegend von Tucson mit der größten Heftigkeit fühlbar gemacht. Es ist zwar kein Menschenleben geschädigt worden, aber es sind in Tucson und seiner ganzen Umgebung schwere Beschädigungen vorgekommen: die Mauern mehrerer Häuser sind geborsten, die Kuppel des Justizpalastes hat sich gesenkt, die Turm- und Standuhren sind stehen geblieben. Der Erdstoß war von einem dumpfen Getöse begleitet und die ganze Bevölkerung ist von Schrecken ergriffen worden; in den benachbarten Bergen sind furchtbare Erdstürze vorgekommen, ein ganzer Felsgipfel, die sog. „alte Burg", ist verschwunden; einige Augenblicke nach dem Erdstoß ist aus dem Gebirgsstock Total Wreck ein Vulkan ausgebrochen, der ca. 20 e. Mln. von der Stadt entfernt ist und den ganzen Horizont erleuchtete. Dieselben Erscheinungen haben sich mit größerer oder geringerer Heftigkeit im ganzen Territorium Arizona, in Globe, Phönia, Benson und Tombstone geltend gemacht. Acht Meilen von letzterer Oertlichkeit ist ein See ganz ausgetrocknet worden, und man hat noch nach dem Stoße einige leichte Erderschütterungen in Zwischenräumen in dieser Region verspürt, deren Bewohner darob sehr unruhig geworden sind.

In Californien ist anscheinend der Erdstoß weniger

Digitized by Google

heftig gewesen und hat auch weniger Schrecken erregt, obwohl er in der ganzen Ausdehnung des Staates verspürt worden ist.

Zu Guaymas in Mexico ist das Erdbeben (in Bahispé) von vulkanischen Ausbrüchen begleitet gewesen, die Moctezuma zerstört, 150 Menschen getötet und die Wälder der Umgebung in Brand gesteckt haben. Auch in Oputu sind 27 Personen durch den Einsturz von Häusern erschlagen worden. Zwei Dörfer oder Städtchen, Grenada und Fusabaro, sind beinahe ganz zerstört und viele Personen in ihnen mehr oder weniger schwer verwundet worden.

Diese Nachrichten werden durch einen amtlichen Bericht aus Mexico bestätigt. Bahispé war ein Städtchen im Distrikt Moctezuma im Staate Sonora. Die vulkanischen Ausbrüche, welche dem Erdbeben folgten, beleuchteten auf eine große Entfernung hin die Bergspitzen. Die Gelehrten in Mexico sind der Ansicht, das ganze Land sei von einer allgemeinen Erdbeben-Bewegung bedroht, und die jüngsten Erdstöße deuten nur die große vulkanische Thätigkeit an, welche von einem Ende des Landes bis zum anderen herrsche, denn auf der Grenze des Staates Guatemala im Südwesten haben ebenso gut vulkanische Ausbrüche stattgefunden, wie im Staate Sonora im Nordwesten. Von der anderen Seite telegraphiert man aus Tucson (Arizona), es sei ein neuer heftiger Erdbebenstoß im Gebirge von San José, 40 e. Mln. südlich vom Fort Huachuca, im mexicanischen Staat Sonora, verspürt worden, und General Forsyth hat kundige Gelehrte an Ort und Stelle geschickt.

Dagegen hat das Erdbeben anscheinend einige glückliche Wirkungen in den Gebirgen von Santa Catalina ausgeübt: die von dort nach Tucson zurückgekehrten Forscher berichten, die Schluchten seien von Wasser angefüllt, welches durch das Erdbeben an die Erdoberfläche getrieben worden sei. Dies scheint in jener Gegend große Freude zu erregen, weil es am Fuße jener Berge viele Tausend Morgen bebaubaren Landes gibt, welchem nur das Wasser fehlte, um ihm einen hohen Wert zu verleihen.

---

## Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich des Charakters und des Gemütes sind die Paumarys musterhaft zu nennen. Haben auch fast alle Indianen mehr oder weniger das Laster des Stehlens und der Treulosigkeit an sich, so habe ich die Paumarys als ehrliche, durchaus zuverlässige, treue Wesen kennen gelernt. Nur ihr cutanes Leiden wird die Regierung noch lange abhalten, mit ihnen Kolonisationsversuche zu machen.

Die Paumarys bilden zahlreiche Dorfschaften und einen weit verbreiteten Stamm, so daß wir noch oft Gelegenheit hatten, mit ihnen in Berührung zu kommen. Wir werden daher noch gelegentlich wieder auf diesen interessanten Indianenstamm zurückkommen.

Den Lago de Jacaré verlassend, brachte uns unser Dampfer in einer kleinen Tagreise an die Mündung des Parana-pixuna (in der Lingoa geral schwarzer Fluß). Das Wasser dieses schönen großen Flusses ist von dem tiefsten Schwarz und von großer Klarheit und mischt sich nur schwer mit den trübgelben Fluten des Purus. Bald darauf befanden wir uns am linken Ufer bei dem Tapaca, einem ebenfalls recht bedeutenden Fluß, welcher an der Mündung eine große Insel bildet und so in zwei Armen in den Purus mündet. Seine oberen Wasser reichen bis auf eine Strecke von drei Tagereisen zum Jurua hinauf und sein Wasser ist ebenfalls von einer schwärzlichen Färbung.

Oberhalb des Rio Mari, am rechten Ufer des Purus, warf der Dampfer nach einer langweiligen, oft unterbrochenen Fahrt Anker. Ich hatte hier Gelegenheit zu bemerken, wie die Attalea speciosa ganz in dem Maße zurücktritt, wie eine andere neue Art zunimmt, und endlich ganz verschwindet. Die Euterpen und Iriarteen treten nun in großen Massen auf. Letztere ist der Attalea speciosa so ähnlich, daß sie sich in der Jugend kaum von ihr unterscheidet. Die Richtung der Blätter jedoch, sowie namentlich die Früchte, geben ihr die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale. Die Blätter sind zahlreicher aber weniger stark, tief gebogen und bilden eine schöne volle Krone. Diese Art übertrifft nicht allein alle bisher bekannten Attaleen, sie dürfte selbst zu den schönsten aller Palmen zu rechnen sein. Der Paumary-Indian nennt sie „Tiasse", während die Attalea speciosa „Codé" genannt wird. Weiter hinauf am Flusse wird sie allgemein, während die Codépalme daselbst nicht bekannt ist. Auch Attalea excelsa, die brasilianische Urucuri, wächst hier noch, jedoch scheinen die Früchte auf eine Verschiedenheit zu deuten, indem sie nämlich genießbar sind, was bei denen des Amazonenstromes nicht der Fall ist; ja, ich fand selbst hinsichtlich der Früchte der hier wachsenden Attalea einen stark hervortretenden Unterschied. So haben die einen eine feine leichtlösliche Rinde und ein gelbes delikates Fleisch, wogegen die Rinde der anderen dicker und stärker, das Fleisch weniger schmackhaft, die Frucht stärker, das Fleisch weiß und weniger süß ist. Außerdem bemerkte ich noch zwei stammlose Attaleen, von welchen die eine Art ganz neu ist. Auch die andere Art war mir noch zweifelhaft, da ich weder Blüten noch Früchte an ihr fand. Ich halte sie ebenfalls für neu. Hier am Purus fand ich auch eine Cycadea, gewiß eine seltene Erscheinung auf brasilianischem Boden. Mehrere Arten schöner neuer Marantaceen waren außerdem noch der Lohn meiner Nachforschungen. Ferner sah ich eine baumartige Polygonea, vom Habitus einer Magnolie. Diese wie das Tachizeiro des Brasilianers und mehrere andere Arten sind verrufen wegen der Ameisen, die beständig in den hohlen Stämmen desselben hausen und beim geringsten Stoß aus allen Spaltöffnungen hervorwimmeln. Diese Polygoneen gehören zu denjenigen Bäumen, welche noch lange nach dem Verblühen dem Walde einen herrlichen Schmuck verleihen, indem die Kelchblätter wegen ihrer petalen Beschaffenheit sich erhalten, dabei nach und nach verschiedene Farben annehmen, und meist von weiß mit mehreren Zwischentönen in ein dunkles Rot übergehen. Herrliche Erscheinungen bilden auch Bougainvillea und die prächtige Petrea volubilis mit schönen blauen Trauben. Zwei rubiaceenartige Sträucher waren ebenfalls eine anmutige Zierde dieser Waldungen. Die eine derselben ist mit dichten vollen Sträußen geährter, roter Blumen bedeckt, während die andere mit eigentümlichen fast 30 cm. langen weißen Blüten wie übersät erscheint. Beide gleichen auf das täuschendste mit Naschwerk behängten Weihnachtsbäumen. Gleichen Standort mit letzterer Pflanze, jedoch an den Aesten der Bäume angeheftet, teilt ein seltsames Anthurium, das nicht aufwärts, sondern geradezu abwärts wächst und seine, mehr wie ellenlange, bandförmige Blätter lotrecht herab

Digitized by Google

zu den Wurzeln hängen läßt. Die gleiche Wachstumsrichtung nach unten finden wir auch bei einer haarblätterigen Bromeliacea Brasiliens, bei der Tillandsia usneoides. Diese ebenfalls merkwürdige Pflanze erregt noch besonders jedermanns Aufmerksamkeit dadurch, daß sie in weiten, weiß-grauen Gehängen wie ein Tüllgewebe von den Gipfeln der Bäume herab bis auf den Boden wächst, den ganzen Baum wie mit einem Brautschleier umhüllt, ja oft ganze Waldstrecken verdeckt. In den äquatorialen Waldstrecken des Landes scheint sie jedoch nicht vorzukommen.

Leider nötigten uns die zusammenschmelzenden Lebensmittel, die in engherzigster Weise bemessen waren, die Reise baldigst abzubrechen. Es sollte daher nur noch so lange gefahren werden, als die eingenommenen Holzvorräte reichen würden. Drei und einen halben Tag ging es noch stromaufwärts, da warf der „Piraya" zum letzten Mal Anker. Nach den Versicherungen des Dolmetschers war die Reise erst zur Hälfte ausgeführt und man hatte doch gemeint, dieselbe in einem Zeitraum von zwei Monaten gänzlich beenden zu können. Ich meinerseits war mit einem solchen Ausgange schlecht zufrieden, um so mehr, als ich bisher nur wenig Gelegenheit gefunden hatte, botanische Sammlungen zu machen. Sollte ich auf halbem Wege umkehren? Nein, das konnte ich unmöglich, zumal die Gegenden des Purus vordem noch von keines Europäers Fuß betreten worden waren, und einmal auf solche Höhe bis zum 9.0 s. Br., angekommen, faßte ich ohne viel Bedenken den festen Entschluß, die Reise weiter fortzusetzen. Ich wußte, daß der Sohn unseres Dolmetschers noch höher hinaufreiste, um Sassaparilla einzusammeln, und daß auch die vier an Bord mitgeführten Apurina-Knaben auf diesem Wege nach ihrer Heimat zurück mußten. Wie gesagt, daraufhin faßte ich den Plan, gänzlich unvorbereitet wie ich war, mich ihnen anzuschließen, so weit und wohin es immer nur gehen möchte. Es handelte sich nur um die nötigen Einrichtungen zu einer längeren Reise mit der Canõa. Zum Glück hatte sich von den Vorräten am Bord Farinha, die Grundbedingung alles Reisens in diesem Lande in ziemlicher Qualität erhalten, und es konnten mir davon 10 Alqueiras abgelassen werden. Damit hoffte ich 4—5 Mann während zweier Monate verproviantieren zu können. Auch Branntwein erhielt ich in hinreichendem Maße. Meine Effekten sollten einstweilen ans Land geschafft werden, bis ich von den Indianen einige Ubas würde erhandelt haben. Da wollte es in dieser gewagten Maßnahme das Glück oder vielmehr das Unglück, wie wir später sehen werden, daß der Kommandant eine während der Reise gekaufte, noch beschlagene Canõa schnell herzurichten sich entschloß, um mir sie käuflich zu überlassen. Da diese Canõa sicher war und zwei Ubas trug, so war mir dieser Entschluß natürlich höchst willkommen. Endlich fanden sich auch noch Medikamente, sowie die zum Tausch und Verkehr mit den Wilden benötigten Waren.

Das Notwendigste und Unentbehrliche war also beieinander, schnell wie im Zauber beschafft, und als nun eines Tages gegen Abend der Dampfer die Anker lichtete, konnte ich mit frohem Herzen der heimkehrenden Gesellschaft Valet sagen, um vorläufig ans Ufer überzusiedeln. Den Dampfer trieb die Strömung rasch stromabwärts, und wenn alle Umstände ihm günstig waren, so konnte er in neun Tagen Manaõs erreichen, das wir vor sechs Wochen verlassen hatten.

Bald war der Dampfer um die nächste Flußbiegung unseren Blicken entschwunden, und nur noch kurze Zeit konnten wir den seinem Schlot entsteigenden Rauch sehen. Wir begannen sogleich emsig unsere Vorbereitungen zur Weiterreise, wobei uns eine ungewöhnliche Menge Moskitos belästigte. Doch mehr noch als wir, mußten die armen Indianen, die anderen Morgens zu uns kamen, die ganze Plage dieser Quälgeister empfinden, da, sie nackten Körpers, ohne allen Schutz waren. Sie waren in beständiger Bewegung. Wie auf glühenden Kohlen stehend, sprangen sie auf und ab und schlugen mit den Händen nach allen Richtungen um sich. Das ging immer klapps, klapps! wie ein arbeitender Mechanismus. Wir verließen diesen uns so unerträglichen Ort so schnell wie möglich.

Nachdem wir die Nacht hier im Freien zugebracht hatten, gelangten wir am andern Morgen zeitig zu dem Dorfe Unnissapé, freilich erst nach einigem Herumfahren im Igapó, denn alle Ortschaften der Indianen liegen weit landeinwärts und so versteckt, daß nur ein mit den Verhältnissen genau Vertrauter sie zu finden vermag. Die Hütten waren für unsere Aufnahme über Nacht zu beschränkt und auch die Lage über dem Wasser nicht geeignet zu einer Arbeit an den Canõas, die notwendig gemacht sein sollte. Man führte uns daher zu einer Wohnung auf fester Erde, einem großen Gebäude, um daselbst zu übernachten. Dieses Gebäude erschien mir zu besonderen Zwecken bestimmt, denn es war von ungewöhnlicher Größe, 24 Schritte lang und 14 Schritte breit und bedeutend höher als die übrigen Wohnungen. Bald erfuhr ich denn auch, daß es den Indianen als Tanzsaal diente. Wir blieben hier noch einen Tag und begaben uns dann auf die Weiterreise.

Nach einer viertägigen Reise erreichten wir das folgende Dorf. Dieses war das letzte der Paumarys. Hier blieben wir anderthalb Tage, um unsere Leute zu wechseln. Braz war ökonomischer geworden, denn anstatt, wie bisher, einen ganzen Troß von Männern, Frauen, Kindern und Hunden anzunehmen, begnügte er sich mit zwei Personen. Auch ich hatte statt drei nur zwei angenommen, indem ich selbst die Rolle des Steuerns übernahm. Wir nahmen also Abschied vom letzten Paumary-Dorfe und erreichten nach zwölfstündiger Fahrt um Mitternacht das erste Dorf der Ipurina-Indianen. Die Frauen der Ipurinas (Apurinas) sind züchtig und sittsam; dem Fremden gegenüber bezeugen sie ein schüchternes zurückhaltendes Wesen; die der Paumarys dagegen vereinigen mit einem heiteren Temperament stets ein geschwätziges, bald zutrauliches Wesen.

Gegen Abend berührten wir nach einander zwei Seen. Den ganzen Tag hatten wir unabläßigen Regen gehabt. Trotz des vielen Regens bemerkten wir aber doch nach einigen Tagen, daß der Fluß anfing, zu fallen. Um des beschwerlichen Steuerns ledig zu sein, hatte ich mir einen jungen Ipurina-Indian angenommen. Dieser, sowie die beiden Paumarys, die ich seit dem letzten Dorfe hatte, waren höchst amüsante, seelenvergnügte Burschen. Sie arbeiteten so unverdrossen, rasch und exakt, wie eine Maschine, daß ich im Stillen manchmal über sie lachen mußte. Mittags, nachdem wir wieder zwei Seen (Bifuri) passiert hatten, erreichten wir im Igapó wieder einen Ort mit Ipurina-Indianen, wo wir den Häuptling abwarteten, um Schildkröten zu kaufen, und auch weil Braz ihm Aufträge erteilen wollte.

Die Ipurinas bilden einen großen Stamm, welcher den Fluß in einer Strecke von 300 Leguas bewohnt. Sie sind wohlgebaute Leute, zum größten Teil mit schöner, interessanter Physiognomie. Obwohl zivilisierter als viele andere Purus-Stämme, so sind doch rohe Individuen unter ihnen, die sich von den Bessergesinnten absondern und diese bei jeder Gelegenheit bekriegen und dann die Leichname der Ermordeten verzehren. Ein besonderer Ehrgeiz dieser Anthropophagen besteht darin, sich Nase und Ohren mit den Fingerknochen der Ermordeten zu schmücken. So vieles ich auch von den Geräten und Industrie-Artikeln der Indianen erlangte, so war es mir doch nicht möglich, solche Menschenknochen zu bekommen. Diese, sowie gewisse, aus Knochen oder Muscheln angefertigte Halsketten der Frauen werden einem Talisman gleich geachtet, und nur dem langen Aufenthalte unter den Indianen hatte ich es zu verdanken, daß ich überhaupt in den Besitz so vieler Gegenstände kam.

Eines Tages — Braz und ich waren gerade abwesend — kam es unter unseren Leuten und der Gegenpartei ihres Stammes

Digitized by Google

zum Streite, wobei sechs Personen getötet wurden. Der Ipurina ist sehr tapfer und hält aus bis auf den letzten Mann, wogegen der Paumary ein Feigling ist und gleich Reißaus nimmt, sobald sich Feinde blicken lassen. Nur das roheste Lustgefühl und kein anderer Grund scheint Ursache zum Morde zu sein, da nie ein solcher auf die Person meines Gefährten abgesehen war, der doch alljährlich mit vielen Tauschartikeln den Fluß bereist. Steckt doch gleichsam ein Stückchen Philosophie in den Köpfen dieser Barbaren, da sie wohl denken mögen, daß es ihnen an Menschenfleisch nie fehlt, wogegen sie das Leben gänzlich fremder Personen bedächtig schonen.

Während ich mich hier aufhielt, herrschte ein sehr bösartiger Katarrh unter den Indianen, so daß binnen wenigen Tagen vier Personen hinweggerafft wurden. Diese Krankheit soll ziemlich stationär sein und oft bedeutende Sterblichkeit verursachen. Der Kranke liegt in seiner Hängematte und erwartet ruhig den Verlauf der Krankheit. Die Leichname werden in sitzender Stellung zur Erde bestattet. Das Loch zur Aufnahme derselbe ist daher mehr tief als lang. Dem Verstorbenen wird ein Topf mit Wasser aufs Grab gesetzt, damit er im Falle des Durstes noch einmal trinken könne. Auch Bogen, Pfeile und ähnliche Gegenstände, welche ihm während des Lebens angehörten und ihm die Mittel zu seiner Existenz boten, werden daselbst niedergelegt. Der Tod jedes einzelnen ruft ein allgemeines Wehklagen und Weinen hervor, denn alle eines Stammes betrachten sich als Verwandte unter einander. Im übrigen wird kein besonderes Zeremoniell beobachtet. Man beschließt den Akt der Bestattung damit, daß man das Grab zuwirft und die schon genannten Gegenstände darauf niederlegt.

Obgleich wir schon mitten im April waren, so regnete es dennoch immer so anhaltend und heftig, wie ich es noch nicht in Brasilien beobachtet hatte; trotz aller Schutzvorrichtungen waren wir fast jeden Tag gänzlich durchnäßt. Eines Morgens, der Regen strömte ebenfalls sehr heftig, fuhren wir in eine dunkelgrüne Bucht hinein, an deren Ende ein Ipurina-Dorf lag, um Schutz gegen denselben zu suchen. Ich hatte hier Gelegenheit, die Anfertigung von Schmuckgegenständen zu beobachten. Der Indian und besonders die Frauen lieben es, sich zu schmücken, wenn auch ihre Geschmacksrichtung eine ganz absonderliche ist. Besonders sind es hier die Halsketten und das Suspensorium, worauf sehr viel Sorgfalt verwendet wird. Das Suspensorium oder Lendenstück, welches die Indianen am Purus tragen, besteht nur einfach aus einer Schnur, an welcher vorne als Hülle eine große Quaste aus Baumwollfasern herabhängt; die Frauen aber tragen eine Reihe langer, zierlich verfertigter Fransen, die mit besonderer Sorgfalt und gutem Geschmack aneinander gefügt sind. Besonders mühsam ist aber die Anfertigung der Ketten der Frauen, wie ich sie hier Gelegenheit hatte, zu sehen. Die Indianen wissen diese Ketten mit den primitivsten Werkzeugen aus dem harten Material, wie Knochen und Muscheln, aufs zierlichste herzustellen. Man muß sich wundern über die Geschicklichkeit, mit welcher die Knochen und Muscheln verziert und durchbohrt werden. Diese Ketten bestehen oft aus mehr als hundert Knochenstückchen und Muscheln. Vielfach werden auch nur Knochen verwendet, welche dann zu zierlichen Würfeln verarbeitet, ausgeschweift und mit eingravierten Schnörkeln versehen sind. Die Anfertigung erfordert sehr viel Geduld und Ausdauer, indem nicht selten ein Jahr und länger an einer einzigen Kette gearbeitet wird. Diese Ketten sind sehr geschätzt und bilden gewöhnlich ein Geschenk, womit der Mann seine Neuvermählte oder Angelobte beglückt. Kein Gegenstand war so schwer zu erlangen wie dieser, und oft erst nach tagelangem Zögern entschlossen sich die Frauen, ihn herzugeben. Der Paumary ist in der Regel zu faul, sich solche selbst anzufertigen, und da die Frauen den Schmuck doch gern besitzen, so erhandeln sie sich denselben zu hohen Preisen von den Ipurinas, indem sie Lebensmittel dafür liefern.

Wir waren gegen Mittag abgefahren und hatten kaum ein paar Leguas zurückgelegt, als es von Neuem zu regnen begann, und zwar so heftig, daß wir wieder Schutz suchen mußten. Wir bogen zu diesem Zwecke in einen kleinen See hinein, wo einige alte Baracken lagen, die notdürftig den Regen abhielten. Hier fand ich einen seltsamen Blutegel und eine schöne grasgrüne Schlange mit weißer Querbinde über den Rücken. Die Indianen nannten dieselbe Jcaniaca. Sie ist sehr giftig, fast 1 m. lang, unten weiß und an den Seiten zieht sich ein blaugestrichelter und gelber Saum zwischen dem Grün und Weiß hin. Wie schon bemerkt, ist dieselbe sehr giftig und heißt in der Uebersetzung Cobra de Cipa. Das ganze Grün ist mit kleinen schwarzen Tüpfeln versehen. Die Schlange hält sich teilweise auf dem Lande in der Nähe des Wassers und teilweise in diesem auf.

Neun Tage hatten wir nun unabläßig mit dem Regen zu kämpfen gehabt, jetzt endlich schien die Sonne wieder einmal recht freundlich und warm auf den Purus herab und ich konnte daran denken, meine gänzlich durchnäßten Effekten zu trocknen. An einer Stelle des Ufers erblickten wir ein Bäumchen, das über und über mit schönen gelben Früchten behängt war, die Zitronen täuschend ähnlich sahen. Ich erkannte in ihm eine Platonie, und zwar eine noch neue Art. Die Frucht zerspringt unter leichtem Fingerdruck, und ihre drei bis vier Körner umgibt ein saftiger, kühler Fleischmantel, der sich leicht und angenehm schlürft, so daß uns die Früchte zu einer willkommenen Erquickung wurden. So einladend die Früchte schon in ihrem Aeußeren sind, so herrlich sind sie in der That.

Eines Tages wurde ich von einer großen Gefahr bedroht, wie ich schon zweimal am Purus in Gefahr gewesen war, das Leben zu verlieren. Ich hatte mich nämlich hart am Ufer niedergelegt, ein wenig zu schlafen. Eben erhob ich mich wieder, da sah ich zu meinem nicht geringen Schrecken ein wohl 4 m. langes Krokodil neben mir, das mit seinen verdächtig lüsternen Blicken auf mich zu schwamm. Hastig sprang ich auf und entfernte mich eilig von der gefährlichen Stelle, wo ich sehr leicht hätte eine Beute dieses Ungeheuers werden können. Der Fall ist an sich um so merkwürdiger, als Braz wenige Tage vorher bei einem ähnlichen Anlasse mich weckte. Damals lachte ich darüber, da wir doch während der ganzen Purus-Reise kein einziges Krokodil gesehen hatten. Es war eine große Unvorsichtigkeit von mir, mich so am Strande niederzulegen. Oft schon haben Personen, die am Strande in der flachen Canoa schliefen, ihre Unvorsichtigkeit mit dem Tode oder mit schrecklichen Verstümmelungen gebüßt. Die Krokodile scheinen um so gefährlicher zu sein, je seltener sie vorkommen, denn größere Mengen pflegen sich nur in seichten Gewässern aufzuhalten, wo die Nahrung leicht zu erlangen ist.

Da es an den Fahrzeugen verschiedenes auszubessern gab, mußten wir einige Tage von der Weiterreise abstehen. Leider waren solche Störungen während der Purus-Reise vielfach eingetreten. Die Zeit des unfreiwilligen Wartens und Stilliegens war eine unendliche Qual für mich. Waren schon solche Tage schrecklich, die Nächte waren es noch viel mehr, denn während uns die Piums von Morgens sechs bis Abends sechs, also zwölf Stunden lang, quälten, und zwar in solch erschrecklicher Weise, daß wir wie in einer Wolke eingehüllt waren, so war es während der Nacht das Heer der Carapanas, das uns keinen Augenblick Ruhe gönnte. Gegen die Piums konnte man sich noch einigermaßen schützen, indem man sich unter einem Tuche liegend verbarg. Allein, was für ein Zustand, sich so den lieben langen Tag vergraben zu müssen! Nachts reichten diese Schutzvorrichtungen aber bei weitem nicht aus, denn die Moskitos, eine ausgemachte Plage der Menschheit, würden es mit ihrem Stachel durchbohren und wenn es auch dreifach über uns läge. Mein Moskito-Netz hatte das Wasser verschlungen und somit war ich der ganzen Wut dieser Peiniger preisgegeben. Ich kam daher auf den Einfall, einen Korb mit

Digitized by Google

Zeug zu überspannen, um wenigstens den Kopf zu schützen, wodurch derselbe zugleich lüftig gehalten wurde. Aber auch dahinein drangen die Tiere, denn die geringste Bewegung lüftete unversehens eine Stelle des überhängenden Tuches und sogleich leitete die ausströmende Ausdünstung die Tiere auf den Weg. Wäre nicht mein rechter Arm durch einen Unglücksfall beschädigt worden, so hätte ich mich wenigens durch Arbeiten und Umherstreifen im Walde der wüsten Satansbrut entschlagen können. Oft wünschte ich daher lebhaft, bei der fatalen Lage nichts thun zu können und bei der Hoffnungslosigkeit baldiger Besserung nur wieder in Manaos zu sein. Aber bis dahin baute sich mir noch eine gewaltige Schranke entgegen. Ich hatte daher recht Muße und Gelegenheit, die Moskitos, Piums und all das peinigende Ungeziefer zu beobachten.

Jede Beobachtung im Freien, die Ruhe und Geduld erfordert, wird wegen der Moskitos oft höchst peinlich, wenn nicht geradezu unmöglich. Gälte es z. B. seine Vögel abzubalgen, Schmetterlinge zu präparieren u. dgl. delikate Arbeiten mehr, oder den Ameisen auf ihren geheimen Zügen nachzuspüren, um zu wissen, wohin sie sich verkriechen, wie und wo sie ihre Magazine angelegt haben, oder ein anderesmal, um dem kleinen Mistkäfer zu folgen, um zu sehen, wo er nur mit seinen Pillen hin will, die er sich aus Kot anfertigt und die er so mühsam vor sich herschiebt und mit denen er gar nicht zu Ende zu kommen scheint, so wurden alle solche Beobachtungen durch die Moskitos vereitelt. Ich suchte daher einige Wahrnehmungen an dieser lästigen Satansbrut zu machen; es war nämlich die Beobachtung des Ablassens des Urins.

Sobald der Leib anfängt, zu schwellen, sieht man die Moskitos am Hinterteile des Körpers Anstrengungen machen, und endlich treibt der After in kurzen Pausen kleine klare Bläschen ab, die elastisch wegschnellen, und zwar so lange, als das Insekt fortfährt zu saugen. Diese Kügelchen werden die Intestinalabsonderung sein und scheinen sich zu entleeren, um dem einströmenden Blute Platz zu machen. Ist der Leib angefüllt, dann verliert das Tier sein Gleichgewicht und fällt wohl auf die Seite, fährt aber nichtsdestoweniger fort, sich zu füllen. Das Tierchen, so eiförmig angeschwollen, fliegt endlich auf, vermag aber nur kurze schwankende Züge zu machen. „Wie aber das Ende?" Ich habe es nicht mit Genauigkeit erfahren können, doch ist anzunehmen, daß es unter der Last und den Verdauungsbeschwerden einer solchen Menge Blutes schnell erliegt, denn bei solchen, die sich schon ein Weilchen gesättigt hatten und die ich dann untersuchte, zeigte sich das Blut bereits in geronnenem Zustande. Hat der Moskito einmal angesogen, so läßt er nicht leicht wieder los, so scheu er auch sonst ist. Man kann ihn mit dem Finger berühren, er fährt unbeirrt fort zu saugen. Ich glaube daraus schließen zu können, daß das Blut ein berauschendes Genußmittel für ihn ist.

So viel und so oft auch die Reisenden über die Stechfliegen, Carapanas, geschrieben haben, so hat doch meines Wissens noch keiner des Saugapparates näher gedacht. Bei der durch ganz Brasilien vorkommenden Carapana bemerkt man am Kopfe fünf symmetrisch geordnete, fühlerartige Fäden, von denen der mittlere der Bohrrüssel ist, die übrigen vier aber, zu zwei Paaren, die Accessorien bilden. Saugt das Tier, so erheben die zwei dem Rüssel zunächst liegenden Fäden eine zitternde Bewegung, während das kleinere Paar schräg vor sich hin absteht und der Haut aufliegend zur Stütze zu dienen scheint. In dem Grade nun, wie das Saugen vorschreitet, biegt sich der Rüssel mittelst zweier Gelenke abwärts, wobei das Tier eine gebückte Stellung einnimmt. Interessant bei dem ganzen Hergange ist, daß das Tier nicht auf allen sechs Füßen ruht, sondern das hintere und zugleich längste Paar nach rückwärts aufgerichtet ist und wie die genannten Fühler sich in zitternder Bewegung erhält. Der Zweck dreier Fühler ist einleuchtend; das aufgerichtete Paar scheint als Geruchsorgan zu dienen, mit dem die Nachtfliege von weither jedes ihr nahende Opfer wittert. Auch habe ich bemerkt, daß die Carapana bei Nacht ihre Hinterfüße nicht erhebt. Sollte man daraus schließen, daß das Insekt bei Nacht nicht sehen kann, und nur vom Geruchssinn geleitet, blindlings umherfliegt und sich mit den Füßen um so fester zu setzen sucht? Das Anhängen geht mit außerordentlicher Schnelligkeit vor sich, 8—10 Sekunden sind in den meisten Fällen genügend, den Rüssel bis auf das Blut gelangen zu lassen. Der Leib schwillt, vom durchscheinenden Blute gefüllt, außerordentlich an, und erst wenn derselbe keiner Blutaufnahme mehr fähig ist, fliegt das Tier davon, das oft genug durch die unverhältnismäßige Schwere des Körpers ein Opfer seiner Gier wird. Hinsichtlich der Empfindlichkeit des Schmerzes glaube ich, zwischen neuangekommenen und länger im Lande verweilenden Personen keinen Unterschied annehmen zu müssen. Der Annahme, daß Ankömmlinge empfindlicher für die Stiche seien, stellt sich die Thatsache entgegen, daß das Hautsystem bei längerem Verweilen im allgemeinen denn doch reizbarer gegen äußere Einflüsse sich zeigt. So zeigt sich der Ankömmling auch weniger empfindlich gegen die feuchten Nächte, auch verspürt er das Einbohren der Sandflöhe nicht so leicht, als, der Eingeborene.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Litteratur.

## Neuere Karten und Kartenwerke.

* Topographische Karte des Gran Sasso d'Italia. Rom, Verlag des Italienischen Alpenklubs. — Die römische Abteilung des Italienischen Alpenklubs hat eine im Maßstab von 1 : 80,000 entworfene Karte der Gegend des Gran Sasso als des ihr zunächstgelegenen Punktes des apenninischen Hochgebirges herausgegeben, welche uns nun vorliegt und die wir mit ganz besonderer Freude als eine ausgezeichnete Leistung der Kartographie und als einen äußerst dankenswerten Beitrag zur Topographie des zentralen Italiens willkommen heißen. Der Gran Sasso ist füglich als Mittelpunkt des ganzen Gebirgssystems der italienischen Halbinsel zu betrachten und daher von allgemeiner und besonderer Wichtigkeit. Er wird uns hier in einem sehr deutlichen und anschaulichen Maßstabe vorgeführt, indem er die hierher gehörigen 11 Blätter der italienischen Generalstabskarte im Maßstabe von 1 : 50,000 auf Einem Blatte vereinigt, das in lithographischem Farbendruck in fünf Farben hergestellt ist und noch eine kleine Spezialkarte von 1 : 25,000 über die bedeutenden Spitzen der Zentralgruppe umfaßt. Die Karte ist mit Höhenkurven von 100 zu 100 m. versehen und von Herrn Direktor G. E. Fritzsche, Mitglied der römischen Sektion des Italienischen Alpenklubs, in Rom gestochen. Es ist eine der schönsten und gelungensten italienischen Karten, die uns noch zu Gesicht gekommen sind, der höchsten Beachtung unserer Geographen und Geologen würdig. Sie wird auch den Nichtmitgliedern des Italienischen Alpenklubs zum Preis von 4 Lire ungebunden und 5.5 Lire auf Leinwand aufgezogen und in Pappe-Etui ausschließlich des Portos abgegeben und ist von der Sezione Roma del Club Alpino Italiano, Roma, via del Colegio Romano 26, und von dem Istituto cartografico italiano, Ditta L. Rolla, Roma, via del Quirinale, zu beziehen, bei größeren Bezügen für Vereine ꝛc. sogar zu ermäßigtem Preise.

---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 28.** Stuttgart, 11. Juli **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Babylonien als Kolonisationsfeld. Von Dr. L. E. Browski. S. 541. — 2. Die Kalmücken oder das Volk der Wala. Von Fr. W. Groß. (Schluß.) S. 545. — 3. Sitten und Gebräuche auf Föhr sonst und jetzt. Von Christian Jensen. (Fortsetzung.) S. 548. — 4. Der Archipel der Neuen Hebriden. S. 551. — 5. Alte Gräber und Zufluchtsorte in der Gemeinde Wetzikon. Von Jakob Messikommer, Wetzikon (Zürich). S. 555. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 556. — 7. Litteratur. S. 559. — 8. Notizen. S. 560.


## Babylonien als Kolonisationsfeld.


Von Dr. L. E. Browski in Mossul.


In der vorjährigen Nummer 39 dieser Wochenschrift lese ich, wie dies hier in diesen weltentlegenen Regionen eben schon einmal nicht anders möglich ist, einen Aufsatz unter obigem Titel aus der Feder des Herrn Professors Dr. Fritz Hommel, der sich wieder auf ein bezügliches Werk A. Sprengers[1] stützt, welch letzteres mir übrigens leider nicht näher bekannt ist.

Da ich das Land, von dem die Rede ist, in allen seinen Teilen, sowie dessen eigentümliche Verhältnisse durch jahrelangen Aufenthalt daselbst ziemlich genau zu kennen glaube, so möchte ich mir hiermit gestatten, meine Ansichten über dieses Thema in Kürze darzulegen.

Im ganzen haben — was ich zunächst ausdrücklich hervorheben will — A. Sprenger und Professor Hommel vollkommen Recht. Es kann ja sicher nicht auch nur im entferntesten bezweifelt werden, daß in Babylonien, der heutigen türkischen Provinz Irâk-arabi, rationelle, zielbewußte Kolonisationsthätigkeit einer mit ausreichendem Kapital versehenen Gesellschaft bei energischer — wenn auch nur „moralischer — Unterstützung von Seiten einer politisch einflußreichen Regierung alsbald wahrhaft glänzende Erfolge erzielen würde, wie sie z. B. in den meisten deutschen Landerwerbungen in Afrika wohl nie und nimmer zu erreichen sein dürften.

Doch kann ich die wohl etwas allzu sanguinischen Voraussetzungen der Herren Prof. Hommel und A. Sprenger über die eventuelle Bereitwilligkeit der türkischen Regierung, einen großen Teil ihrer Provinz Irâk-arabi so ohne weiteres, ohne Krieg und Zwang, irgend einem anderen Staate als unbeschränktes Eigentum abzutreten, eben keineswegs vollinhaltlich teilen, und zweifle auch sehr, daß jemals ein deutscher Staatsmann dem Sultan eine derartige Proposition in irgend einer Form zu bieten sich herbeilassen würde.

Für's Erste verbieten die Satzungen der mohammedanischen Religion, welche ja noch lange nicht ihren wesentlichen Einfluß auf die türkische Staatspolitik verloren haben, ausdrücklich, irgend einen Teil islamitischen Besitzstandes den „Ungläubigen" ohne Kampf bis zu äußerster Erschöpfung der Kräfte zu überlassen.

Auch ist es wohl nicht ganz richtig, daß die Regierung von den südlichen Landesteilen der in Rede stehenden Provinz gar keine Steuern beziehe.

Außer den zahlreichen Städten und Dörfern daselbst, die sich der Regierungsautorität gewöhnlich ganz ohne alle Schwierigkeiten fügen, sind auch noch viele Nomadenstämme da, die, wenn auch gerade nicht prompt und regelmäßig, so doch immerhin einen großen Teil der normierten Abgaben für ihre Kameel-, Schaf- und Rinderheerden 2c. bei Anwendung einer gelinden Presse entrichten.

Nur die großen Beduinenstämme Shammar und Aneſi sind für gewöhnlich nur schwer zu solchen, nach ihrer Ansicht überflüssigen Auslagen zu bewegen.

Endlich wissen es ja bereits auch die Türken selbst sehr wohl, daß die Tage ihrer Herrschaft in Europa, über Konstantinopel und die Küstenländer des Mittelländischen Meeres gezählt sind und daß sie über kurz oder lang sich

[1] „Babylonien, das reichste Land der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart. Ein Vorschlag zur Kolonisation des Orients. Von A. Sprenger 2c."




Digitized by Google

in die Lage versetzt finden werden, den Schwerpunkt ihrer Herrschaft nach dem Innern Asiens zu verlegen.

Schon aus diesem letzten Grunde allein würden sich die Türken niemals herbeilassen können, den südlichen Teil Babyloniens einer anderen Macht abzutreten, weil dann der einzige Seehafen, Bassora am Golfe von Persien, der ihnen nach einer etwaigen Katastrophe noch verbliebe, für sie unwiederbringlich verloren wäre.

Andererseits hätte dagegen der selbständige Besitz eines Stücks Binnenlandes von Südbabylonien für eine europäische Kolonisationsmacht ohne diese Hafenstadt gewiß nur einen sehr problematischen Wert.

Es müßte also jedenfalls irgend ein anderer geeigneterer Modus gefunden werden, um ohne den Schein formeller staatlicher Besitzergreifung an irgend einem zweckentsprechenden Punkte im Innern des Landes vorerst einmal festen Fuß zu fassen, und dann würden sich später ja immer leichter Mittel und Wege finden lassen, um die solchermaßen bereits in aller Stille besetzten Landstriche allgemach auch formell in „deutsches Gebiet" zu verwandeln.

Die von Sprenger erwähnte Eventualität einer gewaltsamen Teilung des ottomanischen Gesamtbesitzes wäre natürlich als die hiezu günstigste Gelegenheit zu betrachten, doch würden auch wohl früher schon die ewigen Reibereien einzelner Beduinenstämme mit der Regierung und dann mit den deutschen Kolonisten, die gewiß auch nicht lange auf sich warten lassen dürften, vielfach Veranlassung zu zweckentsprechenden Interventionen bieten.

Der Erwerb größerer Landstrecken in Babylonien und Mesopotamien ist überhaupt nicht schwer, Grund und Boden äußerst billig, stellenweise auch sogar ganz umsonst zu haben, so daß in allen Fällen die zu dessen lohnender Kultivierung erforderlichen Bewässerungsanlagen weit mehr Kapital in Anspruch nehmen würden, als der Erwerb der Scholle.

Allerdings müßte ja zu diesem Zwecke auch nicht sofort der ganze gewaltige Tigris durch einen Titanenbau, wie es der seinerzeit von den Assyrern bei Nimrod angelegte Steindamm war, gestaut und ein reichverzweigtes Kanalnetz übers ganze Land gezogen werden, sondern es würden für den Anfang teils Widder-Motoren oder, da das Grundwasser in der babylonischen und assyrischen Ebene allenthalben bereits in einer Tiefe von 10 bis 15 m. reichlich zum Vorschein kommt, artesische Brunnen oder Halladach'sche Windpumpen vollkommen ausreichen.

Auch die ersten Pioniere englischer Kultur in Indien haben ihr Werk im Kleinen begonnen.

Einheimische menschliche Arbeitskräfte sind allerdings in hinreichender Zahl und für geringen Lohn im Lande jederzeit zu haben.

Daß auch „Beduinenstämme herbeiströmen würden, um unter dem mächtigen Schutz einer europäischen Gesellschaft mit dem Spaten ihr Brod zu verdienen," möchte ich allerdings sehr bezweifeln.

Ja, wenn es sich nur um deren Weiber handeln würde, — vielleicht, doch der männliche Beduine wird niemals und unter keiner Bedingung, am allerwenigsten für eine europäische Gesellschaft, mit dem Spaten arbeiten, da er überhaupt jedwede Arbeit, selbst für seinen eigenen häuslichen Herd, als Erniedrigung, Schmach und Schande betrachtet und ausschließlich seinen Weibern und Lastesseln überläßt, welche beide er nur nach ihrer diesbezüglichen Leistungsfähigkeit schätzt, so daß ein Beduinen-Sprichwort lautet: Eine gute Frau ist mehr wert als zwei schlechte — Esel.

Angehörige irgend eines arabischen Nomadenstammes, diese zügellosen Söhne der freien Wüstenöde, und wären sie auch noch so sehr „versprengt", zur Arbeit auf den Plantagen heranzuziehen und sie aus ihren geliebten, schwarzen Zelten weg an die Scholle zu binden, dürfte ebenso schwer gelingen, oder noch viel schwerer, als etwa die Bergbewohner der mitteleuropäischen Alpen dauernd nach der Lüneburger Haide zu verpflanzen.

Dies hat sich ja wieder einmal vor nicht allzu langer Zeit recht deutlich gezeigt.

Die türkische Regierung arbeitete nämlich selbst angelegentlichst an der Durchführung des Problems, einzelne Beduinenstämme — die zahmeren — seßhaft zu machen.

Denselben wurde zu diesem Zweck günstig gelegenes, fruchtbares Ackerland umsonst als Eigentum angeboten, nicht nur auf lange Zeit hin — ich glaube fünfzig Jahre — vollkommene Steuer- und Abgabenfreiheit, sondern auch noch Baarvorschüsse ohne Zinsen gewährt, für den gewöhnlichen Mann verhältnismäßig gute Wohnhäuser und für die Schechs förmliche Paläste aufs Staatskosten erbaut und noch mehr dergleichen verlorener Liebesmüh geleistet. Alles vergebens! das Land blieb unbebaut und öde, die neuerbauten Dörfer sanken in Ruinen, und die wenigen Nomaden, die sie nur kurze Zeit bewohnt, zogen alsbald zu ihrem Stamm in die schwarzen Zelte zurück, reuig als verlorene Söhne, noch bis heute darob verachtet von ihren Genossen.

Doch auch ohne die Beduinen ließe sich immerhin mit den Fellahs — so nennt man hierzulande die seßhafte, ackerbautreibende Bevölkerung, Mohammedaner wie Christen, Semiten und Indogermanen — ganz gut auskommen.

Außerdem könnten landwirtschaftliche Maschinen bei der durchaus ebenen Beschaffenheit der Bodenoberfläche in ausgedehntestem Maße in Anwendung kommen.

Gerade jetzt wäre nach meiner Ansicht eine sehr günstige Gelegenheit vorhanden, den Grund zu einer später zweifellos höchst blühenden deutschen Kolonie in Irâk-arabi, so ungefähr an der Grenze zwischen dem alten Babylonien und Assyrien zu legen. Sultan Abdul Hamid hat daselbst nämlich (zu Schirghat) am Tigris und auch noch an mehreren anderen günstig gelegenen Orten ungeheure Landstriche als Privatbesitz „käuflich erworben", und es scheint ihm auch sehr daran gelegen, diese Gebiete zu kultivieren.

Digitized by Google

Zu diesem Behufe werden jedem türkischen Unterthanen, wer er auch immer sei, so viel Landparzellen als unbeschränktes Eigentum überlassen, als er eben haben will, außerdem noch eine gewisse Zeit lang Steuerfreiheit gewährt 2c.

Trotz dieser günstigen Grund-Erwerbsbedingungen, der hohen, von Alters her berühmten Fruchtbarkeit des Bodens und der leichten Verfrachtbarkeit der erzeugten Kulturprodukte auf Flößen den Tigris hinab nach Bagdad, Bassora und Persien ist der Andrang besagter Unterthanen um Grundparzellen zu Schirghat ein sehr geringer und wird sich voraussichtlich auch niemals steigern.

Die Lösung dieses scheinbaren Rätsels lautet: Bewässerungsschwierigkeiten.

Dem einzelnen Ansiedler bleibt nämlich nichts anderes übrig, als einen weiten Brunnen zu graben und das Wasser in einem Lederbeutel durch Maultiere auf recht umständliche Weise daraus emporziehen zu lassen.

Da ein Paar Maultiere, die übrigens bei dieser anstrengenden Arbeit stündlich gewechselt werden müssen, und auch bald abgenützt und untauglich werden, nur ein verhältnismäßig verschwindend kleines Wasserquantum zu fördern vermögen, so kommt der Mann dabei nicht leicht auf einen grünen Zweig, und Maschinen kennt er nicht und will auch gar nichts davon hören, da er durchaus nicht glauben kann, daß eine solche bei verhältnismäßig viel geringeren Betriebskosten unendlich mehr zu leisten imstande ist, als zwanzig Maultiere. Dabei bearbeitet er sein Feld, das nie gedüngt wird, mit einer stumpfen, hölzernen Pflugschar, vor die zumeist ein mageres Oechslein und ein ditto Eselein gespannt ist, und welche höchstens nur zwei bis drei Zoll tief in den Boden dringt. Nur auf die Felder, die für den Anbau der Zuckermelonen bestimmt sind, wird im Frühling etwas Taubenmist gestreut. Dann aber erinnert der Ertrag an Qualität und Quantität, wie die enorme Größe der einzelnen Melonen an das Bildchen der beiden Kundschafter in der Bibel, die mit einer riesigen Weintraube an einer auf den Schultern getragenen Stange aus dem gelobten Lande kommen.

Auch sind die wenigen Bewerber um den Besitz einer oder mehrerer Landparzellen zu Schirghat durchwegs arme Leute, denen fast gar kein Betriebskapital zu Gebote steht und sogar das unbedingt nötige Maultierpaar von irgend einem kühnen Spekulanten für das Dreifache des wirklichen Wertes auf Borg, resp. Ratenzahlungen geliefert wird.

Obwohl nun zwar nach dem Wortlaute der bezüglichen kaiserlichen Urkunde nur an türkische Unterthanen Land verabfolgt werden soll, so halte ich es denn doch für ganz und gar nicht unwahrscheinlich, daß sich Sultan Abdul Hamid, durch die bisher bewiesene Abstinenz seiner eigenen Landeskinder bereits längst zur Ueberzeugung gelangt, daß es so nicht nach seinem Wunsche gehen werde, bei entsprechender Intervention maßgebenderseits ohne sonderliche Schwierigkeiten bereit finden ließe, auch an fremde Staatsangehörige, beziehungsweise eine deutsche Kolonisationsgesellschaft, größere Grundkomplexe zu überlassen.

Gerade die Lage von Schirghat möchte ich übrigens zu diesem Zweck für mindestens ebenso günstig halten als die südlicher gelegenen Teile der Provinz.

Obwohl ja das Klima von Irâk-arabi füglich gar nirgends mit Recht ein „mörderisches" genannt werden kann, so ist in den südlichen Gegenden, die Sprenger zur Kolonisation empfiehlt, die Hitze zwischen April und Oktober denn doch eine so bedeutende, alle Energie, selbst der Eingeborenen, völlig erschlaffende, und die dortselbst endemischen hartnäckigen Wechselfieber eine so unangenehme Plage für den Mann, der arbeiten soll, daß deutsche Ansiedler diesen nachgerade enormen Unterschied zwischen ihrer alten nordischen und neuen babylonischen Heimat im allgemeinen sicherlich kaum auf die Dauer zu ertragen im Stande sein dürften.

Kommt es ja doch selbst zu Bagdad noch vor, daß jedes Jahr zur Sommerszeit sogar zahlreiche Eingeborene in den Straßen der Stadt, vom Hitzschlage (Insolatio) getroffen, plötzlich tot zu Boden stürzen!

Dergleichen ist nun zu Schirghat bereits nicht mehr zu befürchten: das Klima dieser Gegend, das zwar allerdings immer noch eine recht intensive Sommerhitze aufzuweisen hat, ist ein sehr gesundes, frei von Endemien und Epidemien.

Sümpfe, wie so reichlich im Süden des Landes, deren Trockenlegung vorerst ungeheures Kapital, sowie viel Zeit und Arbeitskraft — ohne jedweden unmittelbaren Ertrag — absorbieren würde, sind hier gar nicht vorhanden. Der Vorschlag Sprengers, kleinere auszutrocknen und die größeren liegen zu lassen, würde eben das Klima nicht verbessern, ein großer Teil der verderblichen Malariaherde also unentwegt fortbestehen.

Außerdem hätte die Existenz solcher ausgedehnter, sumpfiger Schilfwüsteneien für die benachbarten Kolonisten noch den keineswegs zu unterschätzenden Uebelstand im Gefolge, daß die darin hausenden Legionen von Wildschweinen des Nachts plündernd und verwüstend auf die bebauten Felder hervorbrechen würden. Der erste Erfolg einer solchen zwischen mehreren Sümpfen belegenen Kolonie bestände demnach ausschließlich in einer brillanten Mästung dieser borstigen Bestien, deren gänzliche Ausrottung wohl erst innerhalb eines Zeitraums von vielen Jahren zu bewältigen sein würde.

Die beiden Ursachen des einigermaßen ungesunden Klima's Südmesopotamiens sind die durch die Meeresflut bewirkten Stauungen des Schat-el-arab, denen eben kaum abgeholfen werden könnte, und der Reisbau, der daselbst betrieben wird, und den man in der Folge etwa zu verbieten füglich denn doch auch nicht berechtigt wäre.

Der Winter von Schirghat ist milde und entspricht ungefähr dem norddeutschen Frühling, so daß man im Dezember und Januar im Freien auf grüner Rasenmatte

Digitized by Google

an der Sonne ganz behaglich sein — Mittagsschläfchen halten kann.

Reiche Naphtha-Quellen entströmen auch da allenthalben unbenützt der Erde, Kochsalzkrystalle überziehen ungeheure Flächen, die Asche des Haidengrases ist stark natronhaltig und die gewaltigen Steinkohlenlager von Sakho sind nicht allzu ferne, ebenso ergiebige Fundstätten für Schwefel und Salpeter.

In einem Tage ist die von Schirghat nördlich gelegene Stadt Mossul zu erreichen, woselbst im Falle stärkeren Andranges deutscher Kolonisten ein deutsches Konsulat zu errichten wäre, dessen Schutz sich wohl für alle Fälle als ausreichend erweisen dürfte.

Mittelst Kellek gelangt man je nach dem Wasserstande des Tigris in 3 bis 6 Tagen nach Bagdad.

Zum Verwalter dieser kaiserlichen Domänen wurde — wie ich eben heute erfahre — der Bruder des gegenwärtigen Schatzkanzlers, Domänen-Generaldirektors und — seit kurzer Zeit — auch Finanzministers Agop-Pascha ernannt, also ein europäisch gebildeter Christ, mit dem es die etwaigen deutschen Kolonisten hauptsächlich zu thun und also — was gewiß nicht zu unterschätzen ist — für die erste Zeit nicht etwa gegen verschiedene, religiöser Unduldsamkeit und blödem Fanatismus entsprossenen Chikanen zu kämpfen haben würden, wie es in einem anderen Falle wohl immerhin möglicherweise vorkommen könnte. Indeß sind keineswegs mehr alle Türken dumm und fanatisch, wie man noch ziemlich allgemein anzunehmen pflegt.

Als rühmliche Ausnahme ist da vor allen Tahsin-Pascha, der gegenwärtige Generaldirektor von Mossul (nördliche Hälfte der Provinz Irâk-arabi), zu dessen politischem Bezirke der größte Teil der Domäne Schirghat gehört, zu bezeichnen.

Dieser Fortschrittsmann, mit seiner mehr als gewöhnlichen Bildung, seinem liebenswürdigen Wesen, seinen liberalen Religions- und Lebensanschauungen und endlich seiner bei türkischen Beamten sonst so seltenen Eigenschaft absoluter Unbestechlichkeit, könnte füglich ebensowohl Statthalter irgend einer mitteleuropäischen Provinz sein.

Von ihm, der den Europäern und ihrer Zivilisation überhaupt sehr gewogen ist, würden deutsche Kolonisten zu Schirghat jedwede Förderung und Unterstützung ihrer Bestrebungen doch sicherlich keine in den Weg gelegte Schwierigkeiten zu erwarten haben. Doch kann sich diese, zur Zeit so günstige Sachlage über kurz oder lang wesentlich ändern, zumal ja selbst im günstigsten Falle noch sicherlich eine geraume Zeit vergehen wird, bevor man in maßgebenden Kreisen an eine reelle Verwirklichung dieser „Träume" auch nur ernstlich zu denken beginnen dürfte.

Darum wäre gegebenen Falles, wie bereits oben hervorgehoben, die Errichtung eines deutschen Konsulates je nach Wahl des Kolonisationsgebietes im Norden oder Süden der Provinz Irâk-arabi zu Mossul, beziehungsweise Bagdad, Hille oder Bassora zunächst unbedingt erforderlich, da die Justizpflege hierzulande noch viel mehr im Argen liegt, als in den der Hauptstadt näher belegenen Gebieten des weiten Reiches. Das würde dann wohl auch allerdings völlig genügen.

Mit dem Betriebe der Landwirtschaft ließe sich — wie A. Sprenger ganz richtig bemerkt — sehr wohl Handel und Gewerbe in höchst ersprießlicher Weise verbinden.

Gerade auf diese beide Punkte wäre nach meiner Ansicht zunächst das Hauptaugenmerk einer derartigen Unternehmung zu richten, denn diese liegen im ganzen Lande, wie ich bereits zu wiederholtenmalen anderen Orts dargethan habe, arg darnieder.

Man kann füglich sagen, daß hier eigentlich so gut wie gar keine Industrie existiert. Fast sämtliche Bedürfnisse, selbst der einheimischen Bevölkerung, mit Ausnahme der Lebensmittel, werden aus Europa, zumeist England und Frankreich, durch Vermittlung der Handelsplätze Konstantinopel, Beirut, Aleppo, resp. Bombay — somit mindestens aus zweiter bis dritter Hand — bezogen. Ja nicht einmal eine Seifensiederei, Getreidemühle oder Gerberei ist im ganzen Irâk vorhanden, geschweige denn Zuckerfabriken, Tuchwebereien, Baumwollspinnereien, während die Baumwolle selbst allenthalben vortrefflich gedeiht und Zuckerrohr an vielen Orten unbeachtet wild wächst.

Zu einem raschen und sicheren Gedeihen einer Kolonie wäre fernerhin der Betrieb einiger Dampfboote auf dem Tigris zwischen Bagdad und Mossul durch die betreffende Gesellschaft selbst, nachgerade vor allem eine conditio sine qua non.

Denn obwohl der landesübliche „Kellek" — ein ganz absonderlich aus aufgeblasenen Ziegenschläuchen konstruiertes Fahrzeug — stromabwärts ein leicht und billig herzustellendes, dabei ziemlich sicheres, wenn auch schwerfälliges Frachtenbeförderungsmittel ist, so stehen dagegen für Waren- und Personenverkehr in umgekehrter Richtung, mangels jedweder Fahrstraße im Lande, ausschließlich die langsamen und kostspieligen Karawanen zu Gebote, mittelst deren übrigens Kolli, die ein gewisses Maximalgewicht (250 Kilogramm) überschreiten, eben gar nicht mehr befördert werden können, welcher fatale Umstand die Herbeischaffung der meisten landwirtschaftlichen und sonstigen Maschinen a priori unmöglich machen würde.

Daß der Tigris auf der ganzen Strecke Bagdad-Mossul ohne alle Schwierigkeiten für mittelgroße Flußdampfer befahrbar ist, habe ich in einer erst kürzlich unter dem Titel „Der mittlere Tigris" in diesjähriger Nummer 1 des „Globus" erschienenen hydrographischen Skizze nachgewiesen.

Das einzige etwaige zur Zeit bestehende teilweise Schifffahrtshindernis auf dieser Strecke, der alte, bei dem Dorfe Nimrod quer über den Strom liegende Steindamm, ist mittelst einiger Dynamit-Patronen ohne sonderliche Mühe und Kosten zu beseitigen.

Auf diese, oder mindestens ähnliche Weise dürfte es,

Digitized by Google

meiner Ansicht nach, wohl am leichtesten möglich sein, einen mehr oder weniger großen Teil von Irâk-arabi ohne den Lärm und die Konsequenzen einer unvermittelten formellen Annexion mit der Zeit zu einer überaus reichen und nutzbringenden Domäne unserer deutschen Landsleute thatsächlich zu gestalten, und zwar ganz ohne alle Beihülfe Englands, das ja puncto Kolonialpolitik auf Deutschland mindestens ebenso eifersüchtig ist als auf Rußland vonwegen der Besitzvergrößerungs-Bestrebungen in Asien gegen die Grenzen Indiens hin, während es mit der „projektierten" Euphrat-Bahn jedenfalls auch noch lange seine guten Wege haben wird.

---

## Die Kalmücken oder das Volk der Wala.

Von Fr. W. Groß.

(Schluß.)

Wie es auf dem Gebiete der Industrie aussieht, kann man sich eigentlich aus allem, was wir bisher kennen lernten, leicht denken, nämlich, daß von einer Industrie kaum die Rede sein kann. In uralter Zeit, sagt man, habe das Kalmückenvolk sogar Künste und Gewerbe gepflegt, allein das war zu Olim's Zeiten, die vorüber sind. Spuren davon sind kaum noch in Hochasien übrig geblieben; allerdings so schwache, daß sie so gut wie gänzlich verschwinden. Gegenwärtig sind die Kalmücken allerwärts in erster Linie ein Hirtenvolk, und Hirtenvölker betreiben Viehzucht!

Ihre Kameele und Rinder, vor allen Dingen aber ihre Roß- und Schafheerden sind ihr Reichtum. Die letzteren sind sogar von Bedeutung.

Von Schafen werden besonders die bei allen Hirtenvölkern der Steppe verbreiteten großen Fettschwänze gezüchtet, die ihres Talges und ihrer vorzüglichen Pelze wegen sehr dankbar sind und in Heerden von vielen Tausend Köpfen an russische Kaufleute verkauft, im Herbst geschlachtet und ausgebeutet werden. Der daraus erfließende Gewinn beläuft sich auf wenigstens einhundert Prozent. Dennoch wird die Schafzucht der Kalmücken von derjenigen der Kirghisen bedeutend überflügelt. In einzelnen Niederlassungen des Uralgebiets verdient sie sogar kaum Erwähnung.

Dagegen ist die Pferdezucht fast überall von gleich hoher Bedeutung. Es ist das leicht erklärlich, denn kein anderes Tier erweist sich als so nutzbringend wie das Roß. Abgesehen davon, daß es als Last- und Arbeitstier von keinem anderen Tiere übertroffen wird, ist die Milch desselben ebenso wertvoll wie das Fleisch, so daß man sich von der Wichtigkeit des Pferdes in jenen Ländern hier kaum einen Begriff machen kann. — Erst in dritter Linie steht die Zucht der Kameele und Rinder, und zwar erstere auch nur bei den Kalmücken in Asien. In den europäischen Kolonien ist die Zucht der Kameele beinahe gänzlich aufgegeben worden. Sowohl die Milch wie das Fleisch derselben ist nicht so geschätzt, wie vom Roß, und als Wüstenschiff zum Transport von Waren ist das Kameel erst drüben in den großen Steppen von Asien von Bedeutung, von wo täglich große Karawanen in Orenburg anlangen oder die von hier wieder nach Mittelasien und China abgehen. Daß es für ein europäisches Auge außerordentlich interessant ist, vom Ufer des Ural-Flusses bei Orenburg diese Bewegung der Züge zu beobachten, mag hier noch bemerkt werden.

Das sind also die Beschäftigungen der Kalmücken während des kurzen Sommers, der mit dem Transport der Zelte von einem Wanderlager zum anderen sehr rasch verfließt. Damit ist ein Drittteil des Jahres verstrichen. Allein auch in den noch übrigen zwei Drittteilen ist an eine gewerbliche Thätigkeit nicht zu denken. Gleichwohl ist den Kalmücken ein angeborenes Talent nicht abzusprechen. Bemerkenswert sind zum Beispiel die Holzschnitzereien derselben, namentlich von Trinkgefäßen u. s. w., die eine eminente Geschicklichkeit verraten, in Moskau und St. Petersburg wohlverdiente Bewunderung erregen, und manchmal recht teuer bezahlt werden. Ebenso würden die Saffianstrümpfe ohne Nath unsere Fußbekleidungskünstler in Erstaunen setzen. Die Teppichweberei der Kalmücken bekundet eine gleiche Meisterschaft, und in der Anfertigung mancher Bekleidungsstücke würden sie unseren hochmütigen Artisten von der Nadel Rätsel aufgeben können. In der Fabrikation von Filzdecken und den primitivsten Waffen, wie Lanzen, Bogen und Pfeile u. s. w., wird zum Teil recht Ansehnliches geleistet. Die Waffenfabrikation ist natürlich in neuerer Zeit immer gegenstandsloser geworden, denn obgleich unter den Garden von St. Petersburg das prächtige Kalmückenkorps noch der Kuriosität wegen mit jenen antiken Waffen auf dem Paradeplatz erscheint, so sind dieselben doch selbstverständlich so gut wie gar nicht mehr in Gebrauch, sondern von der langen einläufigen Flinte verdrängt worden.

Noch bleibt vielleicht an dieser Stelle die Jagd zu erwähnen, die zwar nicht ganz unbedeutend ist, allein als rationeller Erwerbszweig auch nicht sehr in Betracht kommen kann. Es verhält sich damit, wie mit allen übrigen Handwerken, die eigentlich doch nur nebenbei ausgeübt werden. Die Geschicklichkeit des Kalmücken als Waidmann verdient aber alle Anerkennung. Seiner langen, einläufigen Muskete entgeht selten ein Wild, wenn es ihm in die Schußlinie kommt. Gesichts- und Gehörsinn sind so vorzüglich entwickelt, daß man nicht zu sagen weiß, ob der eine oder der andere sicherer ist. Mit derselben Genauigkeit, mit der er etwas sieht, hört er auch das leiseste Geräusch auf so bedeutende Entfernungen, daß man glauben könnte, es müsse ihm noch ein anderer, uns unbekannter Sinn zur Verfügung stehen. Wenn auch nicht stundenweit, so doch jedenfalls sehr weit, verfolgt er



Digitized by Google

die Fährte eines Tieres ebenso sicher, wie die Spur eines Menschen, bis er das erstere oder den letzteren gefunden hat. Wie er das anstellt, ist für mich ein Geheimnis geblieben, aber lange dauert es nicht, bis er die Person gefunden hat, die er haben will, und wenn sie auch Tagereisen entfernt wäre. Ohne Instrument und Kompaß findet er sich bei Tag und bei Nacht mit der Sicherheit eines Vogels in der ozeanweiten Steppe zurecht und verfehlt niemals sein Ziel. Das Ohr an den Boden haltend und horchend, weiß er ziemlich sicher zu bestimmen, wie weit noch ein sich nähernder Reiter entfernt ist. Weder die Ente, die sich im Rohr oder Schilf am Ufer des Flusses oder Sees versteckt, noch das Rebhuhn, Birk- oder Haselhuhn, das sich hinter einem Busch oder Grashügel verbirgt, entgeht dem scharfen Auge des Schützen, und da derselbe meist auch seine Beute aus dem Wasser herausholt, so ist der Kalmücke auf der Jagd jeder anderen vierbeinigen Beihülfe vorzuziehen.

Ein großer Gewinn ist freilich trotz des Wildreichtums (infolge der geringen Preise) aus der Jagd nicht zu erzielen; andererseits sind gerade die größeren jagdbaren Tiere, die etwas eintragen, in den Bezirken der Kalmücken nicht sehr zahlreich vertreten. Wölfe sind allerdings hinreichend vorhanden, Bären jedoch nur mäßig. An Hasen findet sich sogar ein Ueberfluß, allein diese sind ziemlich wertlos und werden mit 20 Pfennigen bezahlt, weil nur das Fell benutzt wird, die Russen aber das Fleisch nicht essen. Birkhühner, Enten und Haselhühner werden ebenfalls in großer Fülle angetroffen, tragen aber ebenso wenig ein, da erstere mit 30 bis 50 Pfennigen, Enten mit 20 bis 25 Pfennigen, Hasel- oder Rebhühner aber ungefähr mit 20 bis 28 Pfennigen gekauft werden, womit kaum die teure Munition bezahlt ist.

Mit der Landwirtschaft der Kalmücken steht es beinahe noch ungünstiger. Dieselbe ist weder sehr lohnend, noch steht sie höher wie alle anderen Industriezweige. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, ist kaum mehr als eine Liebhaberei und nicht der Rede wert. Dennoch ist es schon etwas, daß man wenigstens über die ersten Versuche hinweggekommen ist und sich schon bis zum Anbau von etwas Weizen, Gerste und Hafer emporgeschwungen hat. Schon seit mehr als einem Jahrzehnt wurde bereits auch von der russischen Regierung der Versuch gemacht, die zwar sehr wenig bekannte und seltene aber beliebte Kartoffel bei den Wandervölkern einzuführen, allein ob man in den letzten Jahren glücklicher damit gewesen ist, als früher, darf man wohl sehr bezweifeln. Es wollte eben nichts wachsen, und das war in der That richtig, ging aber sehr natürlich zu, weil die von der Regierung gelieferten 10, 20 oder 30 oder auch noch mehr Stück Kartoffeln gar nicht in die Erde, sondern in den Magen gelangten. Trotz aller Strenge war das nicht zu verhindern, und in den meisten Fällen brachte man die Früchte, die schon unterwegs gesotten und verspeist wurden, nicht einmal mit nach Hause. Die Verführung war stärker wie die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf eine Prämie, welche für die besten Kulturen ausgesetzt wurden. Für einen Kalmücken war das auch eine allzu harte Probe. Zu wundern brauchte man sich übrigens über die geringen Erfolge nicht, da sich selbst die Russen der östlichen Gouvernements bis zum Kartoffelbau noch nicht emporgeschwungen haben. Jenseit Moskau wurden die Kartoffeln etwa nur wie die Ananas in den größeren Gärten hervorragender Standesherrschaften angebaut, wozu, wie man glaubte, ein deutscher Gärtner, zum mindesten aber doch ein russischer nötig wäre.[1] Im ganzen ist die Bodenkultur der Kalmücken noch so weit zurück, daß alles erforderliche Mehl und etwas trockenes Gemüse von den Russen bezogen werden muß.

Wenn wir mithin auf allen diesen Gebieten, dem industriellen sowohl wie dem horticolen, nirgends recht große Freude erfahren, so sieht es auf dem Gebiete des geistigen Lebens erst recht trübselig aus. Eine Litteratur gibt es so gut wie gar nicht. Alles, was davon vorhanden ist, bezieht sich meist auf religiöse Dinge oder Zauberei, in welcher letzteren die Kalmücken allerdings ganz Ansehnliches leisten. Sagen, Lieder und Heldengedichte, die erzählt und gesungen werden, füllen die schöne Litteratur aus. Manche Sagen (wie z. B. die vom schwarzen Geist) erinnern an ähnliche Legenden und Gesänge der Kirghisen, und werden von diesen und den Kalmücken beinahe ganz gleich wiedergegeben. Einige davon tragen durchaus nicht das Gepräge eines sehr hohen Alters. Wie die meisten derartigen Produktionen des Morgenlandes, sind sie ziemlich düster, aber durchaus bilderreich, obwohl vielfach das Gegenteil behauptet wird. Die Sprache und die Schrift wollen wir nicht genauer untersuchen; wir wissen, daß beide den Vorzug haben, sehr alt zu sein. Proben davon können hier nicht wiedergegeben werden.

Schulen sind natürlich nicht vorhanden. Wo sich aber Geistliche[2] vorfinden, bilden sich kleine Lehrzirkel von selbst, aus welchen respektable Gelehrte hervorgehen, die es sogar manchmal bis zu den elementarsten Kenntnissen der Zauberei bringen. In den kleinen Ortschaften gilt gewöhnlich schon der Ortschef, wenn er lesen und schreiben kann, als ein gelehrter Mann, um den sich gewöhnlich einige Schüler zusammenzufinden pflegen, allein bis zur Zauberei bringt man es da höchst selten; im glücklichsten

[1] Mein Versuch, die Kartoffel im südöstlichen Ural (schon vor einer Reihe von Jahren) auf freiem Felde zu kultivieren, gelang vortrefflich und erwies sich als sehr lohnend, da mir das leichte russische Pfund mit 50 Pfennigen und ausgelesene, große Kartoffeln das Stück mit 4 Pfennigen bezahlt wurden. Etwas erschwert wurde der Anbau nur durch fortwährende Angriffe der vielen frei umherlaufenden Viehherden, welchen die Felder ausgesetzt bleiben, da die teuren Wächter, die man anstellen muß, ihre Aufgabe kaum zu lösen vermögen, auch wenn sie ihre Pflicht erfüllen würden.

[2] 1. Gallangs, 2. Gädsas, 3. Mauldschi oder Mönche.

Digitized by Google

Falle bis zur Stümperei. Die beste Schule ist jedoch immer die Schule des Lebens und der große Völkerverkehr. Ein und zwei fremde Sprachen, die der Kalmücke in vielen Fällen neben seiner Muttersprache spricht, sind die nicht zu unterschätzenden Früchte, die er aus dieser großen, öffentlichen Bildungsstätte davonträgt.

Die schönen Künste stehen den Wissenschaften ebenbürtig zur Seite. Der Musik haben wir bereits genügend Erwähnung gethan; ebenso des Gesanges. Ueber andere Künste wird man am besten Schweigen beobachten. In der Tanzkunst, die ja von der einen Hälfte der Menschheit immer für sehr wichtig gehalten werden wird, hat man es jedenfalls nicht sehr weit gebracht. Offen gesagt habe ich in dieser Beziehung zu einem bestimmten Urteil nicht gelangen können, da diese Kunst bei den Kalmücken und anderen Wandervölkern nicht in dem Maße ausgeübt wird, wie das bei fast allen Völkern des Abendlandes zu geschehen pflegt. Die außerordentlich frühe Verheiratung der Mädchen (nicht selten schon im 14. Jahre) mag zum Teil daran schuld sein, daß der Terpsichorenkult nicht in gebührender Weise gepflegt wird. Die etwas gedrückte Stellung der Frauen andererseits, sowie der wenig lebhafte, eher schwärmerische Volkscharakter mag ferner solch rauschenden Lustbarkeiten nicht günstig sein.

Damit würden wir so ziemlich alles Wesentliche gesagt haben, was sich im großen und ganzen vom Kalmücken, dessen Person, Leben und Treiben sagen läßt. Höchstens ließe sich hier noch eine Ergänzung in Bezug auf seine vorhin erwähnten diebischen Fähigkeiten nachtragen. Man kann nämlich fragen, wie es überhaupt möglich ist, daß in Rußland, wo derartige Talente, wie sie den Kalmücken nachgerühmt werden, doch nicht recht gedeihen, sich so vorzügliche Taugenichtse erhalten können, ohne mit der Rechtspflege in immerwährenden Konflikt zu geraten?

Allein das geht sehr natürlich zu. Die russische Regierung, durch Erfahrung gewitzigt, sucht sich diese übrigens sehr unsicheren Völker durch möglichste Schonung ihrer Eigentümlichkeiten zu befreunden. Es ist vollständig verkehrt, wenn zuweilen von dem barbarischen Druck gefabelt wird, den die russische Regierung auf die unterjochten asiatischen Völker ausübte; das Gegenteil ist vielmehr der Fall! Die Orts- und Bezirksvorstände haben zwar für alles aufzukommen, allein beinahe jeder Volksstamm hat seine eigene Gerechtsame, und wo nicht das Staatsinteresse in Frage kommt, enthält man sich gern der Einmischung. Daß aber dennoch von oben herab auf die Justiz dieser Völker, mithin auch auf die der Kalmücken ein Einfluß ausgeübt wird, ist gar keine Frage; jedoch geschieht das in der Regel nur in Dingen, für welche man das Verständnis einflußreicher Personen zu gewinnen versteht. Für gewöhnlich läßt man es aber gehen, wie es gehen will, und eine Intervention der russischen Behörde ist nur in sehr schweren Fällen zu haben. Was aber schwere Verbrechen sind, das haben wieder nur kompetente Personen zu bestimmen, deren individuelle Auffassung auch nicht immer ganz zuverlässig ist.

Daß unter solchen Umständen die Ermittelung der Pferdediebe vom Volke der schwarzen Knochen nur außerordentlich schwer oder nur dann gelingt, wenn man sich der Unterstützung eines befreundeten oder in kameradschaftlicher Beziehung nicht ganz taktfesten Kalmücken zu sichern versteht, kann man sich leicht erklären. Im Falle eines Erfolges wird von russischer Seite allerdings die Bestrafung verlangt, allein die Justiz bleibt doch meist den Kalmücken selbst überlassen, und wie diese ausfällt, kann man eigentlich erraten. Die härteste Strafe für einen Wala bleibt aber doch immer die, daß ihm die häufig recht mühevoll errungene Beute wieder abgenommen und obendrein noch die Rückseite seiner werten Person recht empfindlich ausgeklopft wird. An seiner Ehre büßt der Kalmücke jedoch dadurch nichts ein.

Ob bei diesem drastischen Rechtsverfahren allemal genau der kalmückische Strafkodex eingehalten wird, will ich nicht behaupten. Ich glaube aber nicht! Ueberhaupt hat es mit diesem Strafgesetzbuch seine eigene Bewandtnis. Viele Paragraphen desselben sind gewiß nicht mehr aufrecht zu erhalten, wie z. B. folgende, die in alten Uebersetzungen so lauten:

§ 1. Männer, die sich zu spät beim Kampfe einfinden, sollen im Weiberrock umhergeführt werden.

§ 2. Wer sich unverschämt gegen Lehrer, Vater und Mutter beträgt, oder sich an denselben vergreift, zahlt dreimal neun Stück Vieh. Wer aber hohe Geistliche beleidigt, zahlt neunfach neun Stück Vieh und so weniger nach Verhältnis des Standes des Beleidigten.

§ 3. Wenn ein Schwiegervater seine Schwiegerkinder in guter Absicht und zur Zucht durchprügelt, so hat das weiter nichts zu bedeuten; wenn er sie aber blos aus Wildheit schlägt, dann zahlt er neun Stück Vieh. ꝛc.

Ob andere Paragraphen noch intakt sind, und welche, das ist meinem Forschungseifer entgangen. Sicherlich ist aber das ganze Strafgesetzbuch, sowohl von russischer wie chinesischer Seite, gründlich durchlöchert worden und so gut wie außer Kraft gesetzt. Der § 1, der vom zu späten Eintreffen beim Kampfe handelt, ist, wenigstens bei den russischen Kalmücken, schon längst nicht mehr gültig. Meines Wissens unterstehen auch die Kalmücken in St. Petersburg, so gut wie jedes andere Korps, dem russischen Militär- oder Kriegsgesetz und das lautet ähnlich wie die deutschen und die meisten Kriegsartikel der europäischen Staaten: „Wer vor dem Feinde flüchtet oder sich versteckt u. s. w., wird erschossen!" Das ist ohne Zweifel härter als in einem Weiberrock umhergeführt zu werden, aber es hilft nichts, die Kalmücken müssen sich diesen Bestimmungen fügen. Es würde auch schwerlich gelingen, die russischen Soldaten mit einem Weiberrocke in Schrecken zu setzen.

In China ist es gerade so wie im Reiche des weißen

Digitized by Google

Zaren. Auch jenseit der großen Mauer will man von den alten Rechten der Kalmücken nichts mehr wissen, und auch in der ehemaligen Heimat der letzteren geht denselben ein Bröckelchen nach dem anderen von ihren alten Institutionen, Gebräuchen und Gerechtsamen verloren. Wo aber noch Reste davon bestehen, welche die politischen Umwälzungen nicht hinwegspülten, da wird bald die Zeit vollends aufräumen. Schon erschreckt die Pfeife der Lokomotive, dieses furchtbare Gespenst aller Naturvölker, als Vorbote der Zivilisation die mongolischen Hirtenstämme diesseit und jenseit der europäisch-asiatischen Grenzen. Nach etwa 50 Jahren oder im glücklichsten Falle in 100 Jahren werden die Kalmücken diesseit des Ural sich kaum noch ihrer Abstammung erinnern und die heutigen Ueberreste dieses Volkes ähnlich wie viele andere ehemalige Volksstämme von der Bildfläche verschwunden sind, der Sage angehören.

Die Zeit ist mächtiger als Sauerstoff! Sie verzehrt nicht blos Gletscher, Felsen und Eisen, sondern sie verschlingt auch ganze Völker. Bald werden auch die mongolischen Tagediebe aus der hohen Bucharei verdaut und ihrem Geschick verfallen sein!

---

## Sitten und Gebräuche auf Föhr sonst und jetzt.

Von Christian Jensen.

(Fortsetzung.)

Zu der Tauffeier werden Verwandte, Freunde und Bekannte eingeladen; meistens geschieht die Taufe an einem Sonntage, und zwar im Hause, früher in der Kirche, im Kirchspiele St. Laurentii wohl noch einmal in der Kirche. Die Taufkleidung des Kindes ist verschieden, bunt oder weiß, gewöhnlich trägt es rotes Unterkleid mit weißem Ueberwurf. Die nächstverwandte Person unter den Pathen, welche mit dem Kinde gleichen Geschlechts ist, hält das Kind zur Taufe. Im 16. Jahrhundert ist es vorgekommen, daß gegen die damals oft auf mehrere Tage ausgedehnte Feier der Taufe eines Kindes besondere Verbote erlassen worden sind. Nach den hinterlassenen Papieren des Föhrer Landvogtes Eschel Rauerts heißt es in einem diesbezüglichen Erlaß des sittenstrengen Herzogs Johann: „Auff Kinder-Behren sollen nur die Gevattern, Vater, Mutter, Bruder und Schwester und auf einen Tag gebehten werden." In einer den Eiderstädtern unterm 10. Juni 1572 vom Herzoge Adolf erteilten Policey-Ordnung sind über Kindstaufen, Hochzeiten ꝛc. besondere Bestimmungen enthalten, welche auch auf Föhr Analogien gehabt haben werden.

Der Pathe gibt bei der Taufe, oft indes erst bei der Konfirmation ein Geschenk, in Geld oder Silbergeschirr bestehend, und entledigt sich dadurch seiner Pflichten gegen das Kind.

Wochenbesuche werden von allen Frauen aus dem Kreise der Bekannten, Verwandten und Nachbarn ein paar Tage nach der Entbindung abgestattet. Vor dem ersten Kirchgange darf die Wöchnerin keine Besuche machen; man hält nach altem Aberglauben einen Verstoß gegen diese Sitte nachteilig für Mutter und Kind. Vier bis sechs Wochen nach der Entbindung wird gewöhnlich Kirchgang gehalten. Den Kirchgang bezeichnet man mit dem Ausdruck „Un Sark gung". Früher mußte die Kirchgängerin während des Gesanges nach der Predigt in Begleitung einer anderen Frau aus der Verwandtschaft z. B. der Schwester, nicht aber der Mutter, um den Altar herumgehen und auf denselben ein Opfer niederlegen. Sie mußte langsamen, gemessenen Schrittes um den Altar gehen, andernfalls, so hieß es, würde bald wieder ein Kind folgen. Von anderen Frauen wurde genau auf den Gang derselben geachtet. Die Wöchnerin legte das Opfer für den Pastor auf den Altar, ihre Begleiterin das für den Küster. Ersteres betrug ca. 4, letzteres ca. 2 Mark. Wenn die beiden Frauen nach diesem Gange wieder an ihren Platz kamen, beugten sie den Kopf bis auf die Lehne des vor ihnen stehenden Stuhles und beteten. Vom Prediger werden für Mutter und Kind auf der Kanzel Dankgebete gesprochen.

Seit etwa fünf Jahren hat die obenerwähnte Sitte des Opferns in der St. Johannis-Gemeinde[1] zu existieren aufgehört. In der östlichen, der St. Nicolai-Gemeinde, hat dieselbe, soweit meinem Gewährsmann bekannt ist, niemals bestanden; im westlichsten Kirchspiel, St. Laurentii, besteht sie noch jetzt, und zwar gehen dort zwei Begleiterinnen mit der Wöchnerin um den Altar; alle drei opfern. In der mittelsten, St. Johannis-Gemeinde, halten jetzt die Wöchnerinnen in der Weise Kirchgang, daß sie in ihrem besten Staate zur Kirche gehen und dem Klingbeutel eine größere Gabe als sonst zuwenden.

Nach Arnkiel's Berichten hatte die erste Abwaschung des Kindes eine mystische Bedeutung. Die Taufe war als Mittel zur äußerlichen Reinigung sowohl als zur Reinigung den Göttern gegenüber üblich, daneben galt sie als Schutzmittel „die Leute durch einen Wasserguß, mittelst Zaubereien hart zu machen, oder zu verwehren, daß sie im Kriege beschädigt oder getötet würden."[2] Von dieser Bedeutung scheint indes jetzt in friesischen Gauen nichts mehr bekannt zu sein, obwohl die Sitte der Abwaschung des Neugeborenen gleich nach der Geburt noch besteht.

Als traditionellen Gebrauch zur Verschönerung des Kindes kennt man noch das Ausdrücken der Brustwarzen bei Mädchen; Messen und Wägen der Neugeborenen kam früher auch vor, ist jetzt nach einer geschätzten Mitteilung gesetzlich vorgeschrieben. Die Föhringer Frauen sind wie

[1] Auf Föhr sind drei Kirchen und ebenso viele Kirchengemeinden.

[2] M. Trogillo-Arnkiel: „Cimbrische Heyden-Religion". Teil I. S. 332. Hamburg 1691.

Digitized by Google

die der übrigen nordfrieſiſchen Inſeln alle gute Mütter und ſind, wie Clement ſagt, die Güte ſelbſt gegen ihre Kinder, höchſt treu und liebevoll, und viele von ihnen geben ihren Kindern ſelbſt die Bruſt; Ammen ſind ſelten, dagegen werden in der Gegenwart nicht wenige Kinder bei der Milchflaſche aufgezogen, wobei die Kleinen meiſt recht kräftig werden, da ſie reine und ſchöne Kuhmilch genießen. In früheren Zeiten glaubte man, daß bald wieder ein Wochenbett folgen würde, wenn die Entwöhnung des Kindes von der Mutterbruſt früh ſtattfände und manche Mutter hat deshalb jahrelang dem Kinde die Bruſt gegeben; gegenwärtig dürfte, im Durchſchnitt, die Dauer des Säugens einen Zeitraum von ½ bis 1 Jahr umfaſſen. Die dem Säugling zugewandte ſorgfältige mütterliche Pflege iſt darauf gerichtet, denſelben allmählich daran zu gewöhnen, die Unbilden des Klimas und der Witterung zu ertragen, und es zeigt ſich, daß das Klima unſerer Nordſeeinſeln für die Entwickelung der Kleinen ganz beſonders günſtig iſt.[1] Man macht hier häufig die Erfahrung, daß kleine zwei-, drei- und mehrjährige Kinder nicht blos durch die Bewegung in der reinen, friſchen und durchweg milden Seeluft kräftiger werden und blühendes Ausſehen erlangen, ſondern daß ſie eben durch die Gewöhnung, täglich im Freien zu ſein, vor Erkältungen und manchen Kinderkrankheiten bewahrt bleiben, die gerade bei denjenigen einkehren, die zart und nicht an regelmäßigen Genuß der friſchen Luft gewöhnt ſind. Beſondere Bräuche herrſchen auf Föhr beim Legen, Tragen und Wiegen des Kindes nicht. Die Wiegen haben meiſtens die Form kleiner Bettſtellen und ſind oft mit Sprüchen, Malereien und Schnitzereien verziert, die Malereien und Schnitzereien ſtellen meiſtens Szenen aus der bibliſchen Geſchichte dar. Aus den Wiegen- und Kinderliedern, die dazu dienen, das Kind einzuſchläfern, es zu beruhigen oder zu erheitern, heben wir einige heraus. Sie klingen im ſpäteren Leben noch oft wider wie ein Engelsgruß der trauten Heimat. Heißt es doch mit Recht im Liede eines Verbannten:

„Es zogen alte Kläng' und Lieder
Beſeligend durch meine Bruſt,
Ich war in meiner Heimat wieder,
Im Reiche meiner Jugendluſt."
Hoffmann v. Fallersleben.

1. Hui, rui, ridj! Swert üb a Sidj,
Helk (?) üb a Näk, huar skall üs litj N. N. täk?
Hen tu Salreng Lidj am an letj smokk Bridj;
Hen tu Salreng Lütjer am an smokken ruaden Rütjer.
Hui, ruj, reit! Schwert an der Seit,
Haube auf dem Kopf. Wohin ſoll unſer kleiner N.?
Hin zu Sylter Leut um eine kleine, ſchmucke Braut,
Hin zu Sylter Bauern um einen ſchmucken, roten Reiter!

* * *

[1] Eben aus dem Grunde errichtete man in Wyk eine Kinderheilſtätte, die recht gut iſt und mit Nutzen beſucht wird.

2. Schiwe, schawe, Katter mawe, Hünjer belle,
Hokker skall mea (N. N.) spelle;
Sküw't un a Oon, hale't wedder ütj (pantomimiſch)
Bitj ans uan a Witjbruadstütj!

Schiwe, ſchawe, Katzen miauen, Hunde bellen
Wer ſoll mit klein (Name) ſpielen?
Schieb' es in den Ofen, hol's wieder 'raus,
Beiß 'nmal in ein'n Weißbrot-reſt!

* * *

3. Diar kam an Skepke fant Nuden, mea söwen Galjuaten.
Hokker wiar de vorderkst Maan? Det wiar üs litj (N. N.)
Huar sät hi sin Spören? Vör (N. des Mädchens) Dören.
Do kam (N.) ütjspringen: huchaket, sidjsmaket,
Salwern Ring awer arke Fanger, Kruas au Begger bi de Sidj,
An do said (N): Wellkjimmen min letj Bridj.

Es kam ein Schiffchen von Norden, mit ſieben Galioten.
„Wer war der vorderſte Mann?" Das war unſer kleiner (N.)
Wo ſetzte er ſeine Spuren? Vor (N. des Mädchens) Thüren.
Da kam (N.) herausgeſprungen: hochbehackt, langbekleidet,
Silbern Ring über jeden Finger, Krauſe (Bierkrauſe) und Becher an der Seite.
Und denn ſagte (N.): Willkommen meine kleine Braut. —

* * *

4. Suse, bruse, awer tu Naibers Huuse.
Di Naiber wiar an Danjeman
Hi tapet ütj di volle Tann,
Di volle Tann di gäret
Di leedeg Tann sait: Kling, klang.

Sauſe, brauſe, über zu Nachbars Hauſe
Der Nachbar war ein Tanz(?)-mann,
Er zapfte aus der vollen Tonne
Die volle Tonne gohr.
Die leere Tonne ſagte: Kling, Klang.

* * *

5. Arebare, Lungesnare,
Wan skel wi tu Rippen fare?
Wan a Raagh rippet,
Wan a Berri pippet,
Wan a (de) Hewer skearen wärt
Wan at Biarn bearen wärt
Wan a (de) Stian draft
Wan a (de) tether sankt . . .
Wan di Aisapel di Wai aptrallen kommt
An trallet ap tu Wippkens Hüss.
Wippken siad tu dreien
Det Fomen siad tu skreien,
Do nahm Wippken di Dreierstok
An dedd det Fomen an Knupp vör a Toop.

Storchlein, Langbein,
Wann werden wir in Ripen ſein?
Wenn der Roggen reifet,
Wenn die Gerſte ſich ſtreifet,
Wenn der Hafer geſchoren wird,
Wenn das Kind geboren wird,
Wenn der Stein treibt,
Wenn die Feder ſinkt
Wenn der Eiapfel (Dotter) den Weg heraufrollen kommt,
Und hinaufrollt zu Wippchens Haus.
Wippchen ſaß zu drehen,
Das Mädchen ſaß zu weinen (?)
Da nahm Wippchen den Dreherſtock
Und gab dem Mädchen einen Knuff vor den Kopf (?)



Digitized by Google

Der nachſtehend mitgeteilte Reim ſcheint urſprünglich Kinderrätſel geweſen zu ſein.

Diar flog an Vöggel stark auer Dänemark.
Wat hedd hi un san Kroop?
Söwen Pünj Hoop,
Wat hedd hi un sia ian Bian?
An Hömmerk an en Slipstian.

Es flog ein Vogel Stark
Ueber Dänemark.
Was hatte er in ſeinem Kropfe?
Sieben Pfund Hopfen.
Was hatt' er in ſeinem einen Bein?
Einen Hammer und einen Schleifſtein.

Nach Rochholz' Bemerkungen zu dem erſten Rätſel iſt die Löſung desſelben: „Der Hahn." „Es iſt der Vogel der Fruchtbarkeit und des Ernteſegens, zum Zeichen ſeiner Göttlichkeit trägt er die eddiſchen Attribute, Thor's Hammer und Schleifſtein."[1]

Das Zahnen des Kindes ſcheint auf Föhr mit beſonderen Bräuchen nicht verbunden zu ſein, ein beſonderer darauf bezüglicher Reim iſt uns nicht bekannt, wenn auch von einzelnen Kindern, wie auf Sylt, der ausgefallene Zahn in das Gehäuſe der Wanduhr geworfen wird und es nicht gut für das Zahnen ſein ſoll, wenn man den Zahn auf andere Weiſe verliert.

Beſondere Kinderfeſte gibt es außer den von uns an anderer Stelle näher bezeichneten und beſchriebenen, dem Biikenbrennen, am 21. Februar jeden Jahres, und derjenigen, die die Weihnachtszeit mit ſich bringt, unter anderen noch das folgende. Am Abend des 17. Oktober eines jeden Jahres machen ſämtliche Schulknaben einen Umzug durch das Dorf. Jeder iſt dann mit einem tönenden Marterinſtrument verſehen, mittels welcher Inſtrumente vor jedem Hauſe ein Ständchen gebracht wird. Mißliebige Perſonen werden übrigens dabei beſonders gut bedacht. Dieſer Umzug, „Amtuten", hat wohl weiter keine Bedeutung, als daß er für die zwei bis drei Hirten des Dorfes, gewöhnlich Kinder, das Ende ihrer Dienſtzeit bezeichnet.

Den Föhringer Kindern iſt recht viel Gelegenheit gegeben, im Freien zu ſpielen; die dort geübten Spiele ſind daher zahlreich und es würde für den Raum unſeres Aufſatzes zu weit führen, die Spiele und Spielreime der Föhringer Jugend zu beſprechen; vielleicht gibt eine ſpätere Zeit Muße und Gelegenheit dazu.

Solange das Kind im Hauſe ſeiner Eltern, Pflegeeltern oder Vormünder weilt, beſteht zwiſchen dieſen und demſelben ein beſonderes Rechtsverhältnis, das in den geltenden Landrechten und Geſetzen näher bezeichnet iſt. Bis zu der Mündigkeits- und Volljährigkeitserklärung des Kindes, die nach dem Nordſtrandiſchen Landrecht,[2] das neben dem „Jütiſchen Low" auf Föhr in dieſer Beziehung galt, und in Erbſchaftsſachen in einigen Teilen Föhrs noch gilt, für Knaben mit dem 18. und für Mädchen mit dem 12. Lebensjahre eintrat, konnte „Ein jeder Hausvater und vernünftige Mann bey ſeiner vernunft, ſeinen natürlichen und ehelichen Kindern, ſo unmündig und minderjährig ſein, ſo von ihm gebohren ſeyn, oder nach ſeinem Tode gebohren werden konnten, bey ſeinem Leben oder in ſeinem Teſtamente, Einen oder mehr Vormünder verordnen." Ebenſo wurden Jungfrauen und Frauen, „die nicht begeben ſeyn", Vormünder gegeben.

Nach beendigter Vormundſchaft mußten dann die Vormünder von der Verwaltung des Vermögens ihrer Mündel Rechnung ablegen, oder wenn dieſe vor Erreichung des 18. Lebensjahres verſtorben, den betreffenden Erben. Begab ſich jemand vor dem 18. Jahre in die Ehe, ſo konnte er ſich von der Obrigkeit mündig erkennen laſſen; ſelbſtverſtändlich mußte der Vormund zu der Eheberedung ſeine Einwilligung geben, eventuell die Eltern; ſonſt war „ſothanes gelübde oder Freyn unkräftig und unbündig." Andererſeits „ſollten auch Eltern und Vormünder ihre Kinder, es ſeien Söhne oder Töchter, zu keinen perſonen bringen, da ſie nicht liebe oder zuneigung zu tragen."[1] Sie verfielen dann der Strafe der Obrigkeit. Aus der Geburt des Kindes entſpringt nach dem „Nordſtranber Landrecht" und nach dem „Jütiſchen Low" ein beſonderes Erbrecht. Nach dem Landrecht iſt das Kind ein Erbe, wenn es bei ſeiner Geburt einen lebendigen Odem hat und dies von Wehemüttern bezeugt iſt; das „Jütiſche Löw" fügt hinzu, daß das Kind getauft worden ſein müſſe.[2]

Wie die Mündigkeitserklärung den rechtlichen Abſchluß der Kinderjahre bezeichnet, ſo iſt die Konfirmation gewöhnlich der Endtermin der Schulzeit. Das Kind tritt aus der Lern- in die Lebensſchule und darum wird dieſer Akt als beſonders bedeutſam hervorgehoben. Die mit der Konfirmationsfeier verbundenen Feſtlichkeiten währen nicht ſelten drei bis vier Tage. Die Konfirmanden erhalten oft von ihren Pathen ein Geſchenk, die Knaben ein Geſangbuch, die Mädchen Schmuckſachen; die Pathen werden zu der Feier eingeladen. Am Konfirmationstage erſcheinen in manchen Häuſern die Gäſte bereits Morgens, nehmen eine Erfriſchung ein und fahren dann alle gemeinſchaftlich nach dem Kirchorte, wo ſie bei Verwandten, Bekannten oder im Wirtshauſe bewirtet werden. Nach Schluß der Konfirmationshandlung in der Kirche, die anderen Orten gegenüber beſondere Bräuche nicht bietet, begiebt man ſich nach Hauſe zu gemeinſamem Mittagsmahle. Nachmittags machen die Konfirmanden gemeinſchaftlich einen Gang durch den Ort, ſprechen in den Häuſern der betreffenden Eltern vor, nehmen Gratulationen in Empfang und werden bewirtet. Wo es gewünſcht wird, haben die früheren Mitſchüler der Konfirmanden die Häuſer, in welchen Kon-

[1] E. L. Rochholz: „Alemanniſches Kinderlied und Kinderſpiel aus der Schweiz." Leipzig, Weber, 1857. S. 229 u. 230.

[2] „Nordſtrand. Landrecht", Teil II, Artt. 1, 2. 8 ꝛc.

[1] Teil II, Artikel 13.

[2] I. Band, Kap. 1, § 1. Man vergleiche „Das Ausland", Nr. 40, 1884.

Digitized by Google

firmanden wohnen, geschmückt, indem sie vor denselben Fahnenstangen errichteten und für jede derselben 4 bis 6 Fahnen besorgten, die am Sonntagmorgen aufgezogen werden. Am Abend des Konfirmationstages werden sie für ihre gehabte Mühe durch reichliche Bewirtung entschädigt. In ihrem weiteren Verlaufe gleichen die Konfirmationsfeste so ziemlich den Hochzeitsfesten. Am ersten Tage geht es allerdings in der Regel ziemlich ruhig zu wenn auch nicht immer — an den folgenden Tagen, an welchen die Gäste Nachmittags ankommen, findet die Festlichkeit häufig erst um zwei bis drei Uhr Nachts ihren Abschluß. (Forts. folgt.)

---

## Der Archipel der Neuen Hebriden.

Der zwischen 13° und 22½° s. Breite liegende Archipel der Neuen Hebriden, welcher, zahlreiche Inseln von verschiedener Größe enthaltend, sich über eine Strecke von 135 geogr. Mln. Länge hindehnt und bei einem Flächenraum von 2402 geogr. Q.-Mln. etwa 70,000 Einwohner zählt, ist neuerdings durch seine Annexion von Seiten Frankreichs wieder mehr in das Gedächtnis der Lesewelt zurückgerufen worden. Dieser Archipel ist vielleicht einer der am häufigsten von Seereisenden beschriebenen, allein man hat ihm seither von deutscher Seite vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, weil er unserer Interessensphäre etwas zu ferne lag. So ist er uns Deutschen zum größten Teil noch wenig bekannt, um so mehr als notorisch noch wenige Europäer bisher das Innere seiner größeren Inseln gesehen haben. Besser kennen ihn die Engländer, namentlich die britischen Ansiedler der australischen Kolonie Queensland, denn diese Inselgruppe interessierte dieselben in den jüngsten Jahren ganz besonders als einer der hauptsächlichsten Schauplätze jenes modernen Sklavenhandels, welchen die Engländer unter dem Namen des „labour trade“ im Stillen Ozean betrieben haben, um sich Arbeitskräfte für ihre Zuckerplantagen in Queensland zu verschaffen. Diese Seelenverkäuferei war auch der wesentlichste Grund, warum die australischen Kolonien sich so energisch gegen die französische Annexion der „Neuen Hebriden“ ausgesprochen und deshalb eine gewisse Spannung zwischen Frankreich und Großbritannien heraufbeschworen haben, welche früher oder später noch ernste Folgen haben dürfte. Eine gedrängte Schilderung dieser Inselgruppe ist daher manchem unserer Leser vielleicht nicht unwillkommen.

Entdeckt wurden diese Inseln im Jahre 1606 durch den Spanier Pedro Hernandez de Quiros, welcher auf der nachmals von ihm Australia del Espiritu Santo genannten Hauptinsel (88.2 geogr. Q.Mln. groß) landete und in ihr das gesuchte südliche Festland gefunden zu haben wähnte. Er schilderte sie als ein prachtvolles paradiesisches Land voll mächtiger Urwälder und von der größten Fruchtbarkeit, legte jedoch keine Kolonie oder Niederlassung darauf an, und so blieben diese und die benachbarten Inseln beinahe 160 Jahre lang verloren und vergessen, bis in 1768 Bougainville hier und auf einigen anderen Inseln landete und der ganzen Gruppe den Namen der Großen Cykladen gab. Acht Jahre später landete James Cook hier und auf einigen anderen Inseln und nannte dieselben die „Neuen Hebriden“. Seither kennen wir sie genauer und wissen, daß sie aus zwei Gruppen bestehen, nämlich zuerst aus der nördlichen, ungesunden, von neun Inseln mit 14.4 geogr. Q.-Mln. Dieser nördlichen Gruppe gab Cook den Namen Banks-Inseln, nach dem Botaniker Banks, welcher ihn auf jener Weltumsegelung begleitete. Diese nördliche Gruppe umfaßt die Inseln Vanua-Lava oder Santa Maria, auch Gaua, 610 m. hoch, 352 Q.-Km., die größte; und Ureparapara oder Bligh-Insel, 24 Q.-Km., der 594 m. hohe Gipfel eines erloschenen Vulkans.

Die mittlere Gruppe besteht aus 16 Inseln, nämlich der schon erwähnten größten: Tierra del Espiritu Santo, 88.2 g. Q.-Mln. und 2000 Einwohner; St. Bartholomew; Mallikollo, mit einer reizenden Natur, 41.2 g. Q.-Mln. und 10,000 Bewohnern; Aoba oder Insel der Aussätzigen (lepers), 5.9. g. Q.-Mln.; Uraga oder Pfingst-Insel, 13.5 Q.-Mln., 600 m. hoch; Aurora oder Maiwo, 9.6 Q.-Mln., 500 Einwohner; Lopewi, 20 Q.-Km., mit einem 1341 m. hohen Vulkan; Ambrim, 11.7 Q.-Mln. und 3000 Einwohner, mit einem 1067 m. hohen Vulkan; Api oder Tasiko, 9.2 Q.-Mln., mit Bergen bis zu 850 m. Höhe; Paum oder Paäm, 24 Q.-Km., ein 579 m. hoher Vulkan; Sandwich oder Vate, 9.4 Q.-Km., 2000 Einwohner; Montagu, 16 Q.-Km., 3000 Einwohner; Hinchinbrok (Engun, Nguna), 79 Q.-Km., 1000 Einwohner, mit einem erloschenen Vulkan, 2c.

Die südliche Gruppe besteht aus fünf Inseln: Erromanga, 18.9 Q.-Mln. und 2000 Einwohner; Tanna oder Immer, 6.9 Q.Mln., mit etwa 20,000 Einwohner und einem gegen 1000 m. hohem Vulkan; Aniwa oder Niua, nur 30 m. hoch, mit 220 Einwohner, an der Nordostküste von Tanna; Erronan oder Futuna, 8 Q.-Km., 900 Einwohner, und der am meisten besuchten Annaton oder Anîtjum (Annitjum), 2.9 Q.-Mln. und 1500 Einwohner, mit dem 850 m. hohen Saddle-Pik im Westen und dem 768 m. hohen Neropahei im Osten. Weit im Südosten der Gruppe liegt das 360 m. hohe Eiland Mathew's-Rock, 0.13 Q.-Mln., mit einem oder mehreren rauchenden vulkanischen Kratern.

Die Bodengestaltung aller dieser Inseln zeigt unverkennbar deren vulkanischen Ursprung; sie sind sämtlich in nicht sehr ferner Vorzeit aus dem Meere emporgehoben worden als Ergüsse eines gemeinsamen vulkanischen Herdes von bedeutender Ausdehnung, welcher ohne Zweifel mit den Herden von Neu-Guinea und Neu-Britannien in mehr oder weniger inniger Verbindung steht. Daß die

Digitized by Google

einzelnen Inseln zu ziemlich verschiedenen Zeiten emporgehoben worden sind, zeigt sich noch deutlich an den verschiedenen Stufen der Verwitterung und Zersetzung ihres Gesteins, wie an der verschiedenen Ausdehnung der diesen Inseln vor- und angelagerten Korallenbildungen. Mehrere der Inseln haben noch thätige Vulkane, wovon derjenige auf Tanna der bekannteste ist, der auf Ambrim aber der höhere, welcher vor einigen Jahren durch eine Gesellschaft Offiziere des britischen Kriegsschiffs „Dart" erstiegen wurde. Aus diesem Grunde dürften die Neu-Hebriden für einen tüchtigen Geologen einen hochinteressanten Forschungsgegenstand abgeben und zu höchst merkwürdigen Ergebnissen führen.

Das Klima dieser Inseln ist ein ziemlich gleichartiges tropisches, das aber durch die insulare Lage mannigfach modifiziert wird. Die südliche Abteilung der Gruppe, aus den Inseln Anîtjum, Tanna, Erromanga, Sandwich oder Vaté nebst einigen kleineren Eilanden bestehend, ist vom Aequator weit genug entfernt, um, wenigstens einige Wochen des Jahres hindurch, ein durchaus nicht unangenehmes Klima zu genießen. Da diese Inseln in der südlichen Hemisphäre liegen, so sind Januar und Februar die heißesten und Juli und August die kältesten Monate des Jahres. Nach den Beobachtungen des Missionars J. Copeland auf Futuna oder Erronan wechselt die Temperatur zwischen 16.6° C. im Schatten im Juli und August und 33.3° C. im Januar und Februar. Kapitän Cyprian Bridge von der britischen Kriegsflotte rühmt die angenehme Witterung, deren er sich während seines Aufenthalts in Havannah Harbour auf Sandwich und auf Anîtjum im August 1882 zu erfreuen hatte, wo nach seinen Aufzeichnungen die niedrigste Tagestemperatur 20° C., die niedrigste Nachttemperatur 18.8° C. betrug. Auf den nördlichen Inseln Api, Ambrym, Mallicollo, Espiritu Santo, Aurora, Pfingstinsel und Aoba ist das Klima wärmer und im allgemeinen feuchter. Von November bis Ende März herrschen Westwinde und Regenzeit, in welcher Orkane und gefährliche Fieber vorwalten. In der Regel ist das Klima den Weißen durchaus nicht günstig, besonders auf den nördlichen Inseln, und bösartige Fieber sind ungemein häufig.

Die Scenerie auf den südlichen Inseln ist eine ungemein mannigfaltige. Die Belaubung ist hier nicht so dicht wie auf den nördlichen und besonders auf Erromanga und Sandwich, wo die stufenförmigen Terrassen der Berghänge, an welchen steile Böschungen von Korallenkalkstein zu Tage treten, von breiten Gürteln offenen grasbedeckten Landes überragt werden, welche sich als ein vorzügliches Weideland für Hornvieh erwiesen haben. An den Leeseiten der nordischen Inseln wachsen Cocospalmen in ungemeiner Menge und nordwärts von Mallicollo wird das Grasland selten. In der Pflanzenwelt der dichten Wälder begegnen sich indische und neuseeländische Formen, unter denen mannigfaltige Farnen vorwalten. Teils natürlich, teils angebaut, kommen außer Cocosnüssen und Brotfruchtbäumen noch vor: Bananen, Zuckerrohr, Orangen, Zitronen, Muskatnüsse, Ingwer, Pfeffer, Kürbisse, Bataten u. s. w. Hauptnahrungsmittel sind Taro und Yams. Die einheimische Tierwelt ist ziemlich einfach und eintönig Ziegen, Schweine und Geflügel. Hunde sind eingeführt und gedeihen sehr; die Gewässer der Inseln wimmeln von Fischen, Austern und Perlmuscheln, welch letztere ausgeführt werden. Ein anderes Ausfuhrprodukt ist Sandelholz, welches durch Schiffe aus Sydney geholt und nach China gebracht wird.

Da die Küsten vorwiegend steil sind und stellenweise 1500 m. hoch aufragen, so gibt es natürlich auf den Neuen Hebriden nur wenige gute Häfen. Einer der besten ist Havannah Harbour auf Sandwich, geräumig und gegen alle Winde geschützt, aber die Eingänge sind eng und das Wasser unbequem tief; Vila hat dieselben Nachteile. Auf der Leeseite der Inseln gibt es allerdings manche ziemlich hübsche Ankergründe, allein dieselben sind in der Zeit der Orkane, etwa von Mitte Dezembers bis zu Anfang Aprils, nicht sicher.

Die Bewohner der Neuen Hebriden sind Melanesier, welche sich in eine Menge unabhängiger und meist untereinander feindlicher Stämme teilen; sie sind von Hautfarbe schwarz, von Wuchs mittelgroß, kräftig, mit straffem und leicht gelocktem Haar und prognathem Gesicht. Die Bewohner von Mallicollo sind kleiner und schwächlicher von Wuchs, dunkelfarbig, mit platten Gesichtern und häßlichen tierischen Zügen und kurzem krausem Haar; allein die Insel beherbergt noch eine andere, vielleicht eingewanderte Rasse, mit größerem und breiterem Schädel und etwas hellerer Hautfarbe, welche sich von der erstgenannten erkennbar unterscheidet. Im allgemeinen sind diese Insulaner reinlich, freundlich, anstellig, aber kriegerisch und von Hause aus Kannibalen, denn sie verzehren ihre erschlagenen Feinde. Sie leben in Polygamie, sind aber nicht ganz ohne Kultur, denn sie bauen sich geschlossene und bedeckte Häuser aus Holz, haben umzäunte Pflanzungen, verfertigen sogenannte Einbäume oder Kähne, welche aus einem einzigen Stamm bestehen und mit Ausliegern versehen sind; sie stricken Netze, verstehen sich auf den Fischfang und verfertigen hübsche schwarze Thongefäße, welche mit rotem Ocker verziert sind. Auf Erromango und Anîtjum lebt zwischen die andere Bevölkerung eingesprengt eine Rasse sogenannter Negrillos, ein kräftiger stämmiger Menschenschlag mit langem krausem Haar und einem schönen Gesichtstypus, welcher nichts Negerartiges hat. Diese Negrillos sind gutmütig, aber etwas mißtrauisch gegen die Weißen, und lassen nur sehr ungern Fremde auf ihrer Insel zu. Sie verhüllen den Unterleib und fahren mit Rudern und Segeln. Auf mehreren Inseln bestehen noch Gemeinden von Polynesiern, von welchen manche, wie ihre Hautfarbe bezeugt, ihre reine Abstammung sich unter ihren melanesischen Nachbarn erhalten haben.

Das Studium dieser Eingeborenen wäre eine sehr

Digitized by Google

interessante und dankbare Arbeit, allein es ist überaus schwer mit ihnen zu verkehren wegen der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Sprachen, welche es rein unmöglich macht, sich die Dienste eines Dolmetschers zu sichern, der in mehr als einem einzelnen Bezirke von Nutzen sein kann. Diese Schwierigkeit hat den Erfolg der Missionsthätigkeit sehr beeinträchtigt, welche von Seiten der presbyterianischen und der anglikanischen Mission schon seit drei Jahrzehnten mit Eifer und Energie in die Hand genommen worden ist. Die Notwendigkeit, dieser Schwierigkeit zu begegnen, ist für die Sprachwissenschaft vorteilhaft gewesen, denn sie hat den Missionar Dr. Codrington von der anglikanischen Mission veranlaßt, jüngst ein gelehrtes Werk über die „Sprachen Melanesiens" herauszugeben. Weiße und Eingeborene verkehren in der Regel gut untereinander mittelst eines höchst eigentümlichen Jargons, gleich dem „pigeon English" in China, der unter den Namen „Sandelholz-Englisch" oder „bêche-de-mer-Lingo" seinen Ursprung genügend erklärt, die Begriffe umschreibt, und sich durch die Einschiebung ganz unnötiger Phrasen oder Hülfszeitwörter auszeichnet und etwas ungemein Kindisches hat, z. B.: „That fellow woman Mary belong a me, heißt: „Dieses Weib Mary ist meine Gattin." „Big fellow yam he stop Tanna," heißt: „große Yamswurzeln wachsen auf Tanna" u. a. m.

Dieses „Pigeon" oder Sandelholz-Englisch ist das allgemeine Mitteilungsmittel zwischen Weißen (Missionare ausgenommen) und Insulanern im ganzen südwestlichen Stillen Ozean, und Engländer und andere Fremde bedienen sich desselben. An vielen Orten ist selbst diese unvollkommene Methode der Unterhaltung unbekannt, allein die Eingeborenen sind so intelligent und so der Geberdensprache kundig, daß sie einen Fremden weit vollständiger verstehen und sich ihm verständlich machen, als dies der Unerfahrene erwarten würde.

In den Jahren 1882—1883 hielten sich zwischen 80 und 100 Weiße (mit Inbegriff der Missionare, ihrer Frauen und Kinder) auf der Inselgruppe auf, jetzt mögen es deren mehr sein. Aniytum ist vollständig evangelisiert und die Eingeborenen gehören zu den andächtigsten Gläubigen; man kann unmöglich eine aufmerksamere Kirchengemeinde finden, als diejenige in der Kirche von Port Inyang, deren Mitglieder in Körben und Taschen kleine Bibliotheken von Erbauungsbüchern mit sich zur Kirche schleppen. Auch auf anderen Inseln hat die Bekehrung Fortschritte gemacht, mit welchen zwar die Missionare selbst nicht zufrieden sind, welche aber für einen Fremden, der die Schwierigkeiten der Lage zu ermessen vermag, wirklich überraschend erscheinen. Eine Missionsstation besteht in der Regel aus dem Geistlichen, seiner Gattin, vielleicht seinen Kindern und einem oder zwei Lehrern oder untergeordneten Laienmissionaren, welche meist Eingeborene von anderen und entfernten Inseln sind. Ein einfaches hölzernes Haus wird aus Neuseeland herübergebracht und für den Missionar und seine Familie aufgeschlagen, was meist durch diesen selbst und diejenigen seiner Brüder geschieht, welche sich zu diesem Zweck versammeln. Eine im Styl der Eingeborenen aus Schilf und Matten erbaute Kirche, welche auf den älteren Stationen auch wohl aus Korallenkalkstein-Gemäuer besteht, ein ähnliches Gebäude als Schule nebst den behaglichen Hütten der Lehrer und Katechumenen vervollständigen die Bauten der Station.

Die anderen weißen Männer auf der Inselgruppe sind ihrem Gewerbe nach entweder Pflanzer oder Händler. Man hat vor einigen Jahren auf Sandwich oder Vaté Versuche mit dem Anbau von Baumwolle gemacht (worunter einen in großem Maßstab), aber ohne sonderlichen Erfolg. Der Anbau von Mais und Kaffee auf derselben Insel ist mit besseren Ergebnissen versucht worden, aber das hauptsächlichste Erzeugnis aus dem Pflanzenreich ist Kopra, der getrocknete Kern der Cocosnuß. Einige Ansiedler haben zu dem besonderen Zweck der Kopra-Gewinnung Cocospalmen gepflanzt, allein die Zeit war bis jetzt noch zu kurz, um zu zeigen, ob diese Kultur gelingen wird. Ueberdies machen die ungeheuren natürlichen Wälder von Cocosnußbäumen auf Ambrym und Api es unwahrscheinlich, daß man sich künftig viel mit künstlichem Pflanzen abgeben wird. Dagegen ist das Klima der nördlichen Inseln so feucht, daß auf denselben die Kopra künstlich am Feuer getrocknet werden muß, was an Material und Arbeit kostspieliger ist als das Trocknen an der Sonne, und eine weniger marktgute Ware gibt.

Der weiße „Händler" muß sich von dem Häuptling eines Stammes die Erlaubnis erwirken, sich in dessen Bezirk niederzulassen. Die Anwesenheit eines Fremden ist gewöhnlich für den Stamm sehr angenehm, aber er muß immer einen Vorrat von Tauschwaren mitbringen, nämlich Handbeile, Messer, Taschentücher, Pfeifen, Tabak, Zündhölzer u. s. w. Eingeborene mit einem Händler in ihrer Nähe können sich auf eine ziemlich beständige Versorgung mit solchen Waren des weißen Mannes verlassen, welche sie liebgewinnen gelernt haben. Eine rohe Hütte, welche sich von denjenigen der Eingeborenen nur dadurch unterscheidet, daß sie einen rohen Tisch und einige Stühle enthält, wird als Wohnung und eine größere als Kopra-Magazin errichtet. Etliche Gerüste auf Pfosten, die nur zwei oder drei Fuß über den Boden sich erheben, dienen zum Trocknen der Nußkerne, deren Schalen entzwei gespalten werden, so daß der Kern, wenn er beim Trocknen zusammenschrumpft, herausfallen kann. Auf den Inseln, wo man die Kerne am Feuer trocknen muß, bilden die harten Schalen einen wesentlichen Teil des Brennmaterials. Der Händler ist gewöhnlich der Agent einer kaufmännischen Firma, welche ihm eine gewisse Menge Tauschwaren liefert und dafür seine Kopra erhält. Er beschäftigt in der Regel drei oder vier Arbeiter, welche — einem eigentümlichen Brauch oder Vorurteil gemäß — selten Eingeborene der Insel sind, auf welcher sie arbeiten. Der

Digitized by Google

Händler kauft die Nüsse von seinen Nachbarn und bereitet mit Hülfe seiner Arbeiter die Kopra. Auf den wilderen Inseln wurden die Nüsse gewöhnlich gegen Waffen und Munition, solange deren Einfuhr noch erlaubt war (und es ist sehr zweifelhaft, ob derselben gänzlich Einhalt gethan worden ist), Zündhölzchen, Pfeifen und Tabak 2c. eingetauscht. Alle paar Monate besucht ein kleines Fahrzeug die verschiedenen Stationen, versieht die Händler mit Waren und Lebensmitteln und nimmt die Kopra mit, welche bei ihrer Ankunft in Europa zu Oel verarbeitet wird und deren ausgepreßte Träber dann noch zu Viehfutter dienen.

Das Leben eines Händlers ist ein mühevolles und einsames und wird meist nur von Leuten von niedrigster Herkunft und solchen betrieben, welche für lasterhafte, faule und gewissenlose Bursche gelten, welche man gemeinhin „beach-combers“ nennt, allein es gibt unter den Händlern auch viele nüchterne, ehrliche, fleißige und anständige Männer.

Die Eingeborenen der Neu-Hebriden unterscheiden sich in ihren physischen Eigenschaften sehr von einander, so daß viele mit den einzelnen Inseln vertraute Weiße auf den ersten Blick einen Insulaner als Eingeborenen von Espiritu Santo, von Sandwich, von der Pfingstinsel, von Tanna 2c. bezeichnen können. Die Kleidung und der Aufputz sind beinahe auf jeder Insel wieder anders, und so merkwürdig und eigenartig daß man von den auf Tanna, Erromango, Api und Ambrym üblichen nicht genug erzählen könnte, wenn dies öffentliche Besprechung vertrüge. Die Art und Weise, das Haar aufzubinden und aufzuputzen, ist eine sehr mannigfaltige. Auf Tanna wird es mittels Kalk kastanienbraun oder beinahe goldbraun gefärbt und in kleine dünne Locken gesammelt, welche mit einem zarten Faden wie Schnur umwunden werden. Auf Sandwich rasieren die Weiber sich den Schädel vollständig. Auf Espiritu Santo rasieren sich die Weiber ebenfalls den Kopf, lassen aber einen breiten Streifen krausen Haares in der Mitte vom Hinterkopf bis zur Stirne stehen, wie der wohlbekannte Schopf eines Clown im Zirkus. Wenn die Weiber ihre Toilette machen, so helfen sie sich gewöhnlich gegenseitig, und die zu putzende Frau läßt sich dann gewöhnlich den Kopf mit einem Messer aus Bambus scheeren, natürlich ohne Seife oder irgend einen anderen Schaum.

Auf den Neu-Hebriden sind die Dörfer immer vom Wasser aus unsichtbar. Jedes Dorf besteht in der Regel aus einer Reihe verschiedener Weiler oder Häusergruppen. Die Häuser auf den verschiedenen Inseln unterscheiden sich sehr in der Bauart, sind aber immer hübsch, gefällig und reinlich. Die Toten werden in der Regel an der Thür der Hütten begraben. Auf Ambrym und einigen anderen Inseln schlafen die unverheirateten jungen Männer immer in einem großen, für sie besonders errichteten Hause.

Im allgemeinen kann man sagen, daß alle Melanesier, die sich noch nicht zum Christentum bekennen, Kannibalen sind, was jedoch nicht sagen will, daß Menschenfleisch ihre gewöhnliche Kost sei. Wahrscheinlich genießen sie es nicht oft, und viele mögen nur selten Gelegenheit haben, es zu kosten. Sie schämen sich beinahe unfehlbar ihres Kannibalismus und werden meist ihre menschenfresserische Gewohnheit verheimlichen oder dieselbe ganz aufgeben, sobald ein Weißer sich unter ihnen niederläßt.

Es herrschen beinahe beständig Kriege unter ihnen, und die nicht bekehrten Eingeborenen gehen unfehlbar bewaffnet umher. Viele von den Eingeborenen legen sogar beim Essen ihre Waffen nicht beiseite, sondern halten sie in der rechten Hand, während sie mit der linken ihre Nahrung ergreifen. Speer, Bogen und Pfeil, Keule und Handbeil sind die allgemein üblichen Waffen auf den Neu-Hebriden, aber man sieht auch viele Schießgewehre in den Händen der Eingeborenen. Die Tanna-Insulaner stehen im Rufe hoher Kühnheit und Tapferkeit und tragen sogar im gewöhnlichen Verkehr ein unabhängigeres Gebahren zur Schau als die meisten ihrer Nachbarn. Die Kriege der Eingeborenen sind in der Regel nicht sehr blutig, wenigstens sind geordnete Schlachten sehr selten. Die Kriegskunst der Wilden besteht in der Ermordung von einzelnen Herumstreifern und Nachzüglern und in der Veranstaltung von Raubzügen und Ueberfällen, um Weiber und Kinder niederzumachen, Dörfer zu verbrennen und Pflanzungen zu verwüsten.

Nichts ist überraschender als die große Intelligenz, Anstelligkeit und Findigkeit der Eingeborenen von Ozeanien im allgemeinen und der Melanesier im besonderen. Was sie innerhalb des beschränkten Kreises ihrer Fertigkeiten unternehmen, das führen sie auch vollständig aus. Dies wird allgemein zugegeben werden. Weniger einig sind die Reisenden, welche mit ihnen in Berührung gekommen sind, bezüglich der Wahrheitsliebe der Eingeborenen. Kapitän C. Bridge hatte mehrmals lange und verwickelte Untersuchungen gegen sie zu führen, welche trotz der Schwierigkeit des Verkehrs und der Verständigung mit ihnen immer zur Entdeckung des gesuchten Zieles führten, und er gibt den von ihm vernommenen Eingeborenen der Neu-Hebriden das Zeugnis, daß sie offener, unbefangener und rückhaltloser aussagten, als eine Menge der vernommenen weißen Zeugen.

Die Natur- und Gemütsanlage dieser Insulaner ist gewiß eine gute und freundliche, und auch die englischen Missionare bezeugen, daß sie mit Freundlichkeit und Milde leicht zu gewinnen und mit sanfter Festigkeit gut zu leiten sind. Wenn sich ihrer neuerdings ein Mißtrauen bemächtigt hat, so ist dies nur die Folge des scheußlichen Menschenhandels, welchen man unter dem Namen des „labour trade“ in den jüngsten Jahrzehnten mit ihnen getrieben und durch den man ihre Inseln teilweise entvölkert hat, um Sklaven für die Zuckerpflanzungen in Queensland zu liefern — eine Schmach für England's Volk und Flagge.

Die Neu-Hebriden werden niemals in kolonialer und

Digitized by Google

merkantiler Beziehung eine wertvolle Besitzung in den Händen einer europäischen Macht sein. Wenn daher die öffentliche Meinung in den verschiedenen australischen Kolonien sich so laut und leidenschaftlich gegen die französische Annexion derselben ausspricht, so ist diese Opposition im wesentlichen auf zwei Ursachen zurückzuführen, nämlich auf die Furcht, daß Frankreich auf den Neu-Hebriden nur neue Strafkolonien für schwere und rückfällige Verbrecher anlegen werde, welche für die britischen Besitzungen in Polynesien keine angenehme Nachbarschaft sind, und auf den Aerger der Queensland-Pflanzer darüber, daß ihnen dann der Arbeitermarkt auf diesem Archipel verschlossen werde, welcher ihnen seither die anstelligsten und gelehrigsten Kanaken für ihre Zuckerplantagen lieferte!

---

## Alte Gräber und Zufluchtsorte in der Gemeinde Wetzikon.

Von Jakob Messikommer, Wetzikon (Zürich).

Als die Pfahlbauern von Robenhausen — zu Ende der Kupferzeit und bei dem Beginne der Bronzezeit — dem Ueberwuchern des Torfes, welcher die seichten Uferstellen des Pfäffikon-Sees mehr und mehr ausfüllte, weichen mußten und freiwillig ihre dritte Niederlassung auf der Wohnstätte ihrer Altvordern verließen, siedelten sie sich an den bereits gelichteten Stellen des damaligen Urwaldes an. Eine Menge Zeugnisse haben wir dafür, daß seit der Pfahlbautenzeit eine landesseßhafte Bevölkerung immer vorhanden war. Ich erinnere an den unweit von hier in der sogen. Herrüti bei Bertschikon-Gossau gefundenen Schalenstein, welcher im Besitze der „Antiquarischen Gesellschaft" in Zürich ist. Gewiß fand sich kein Opferstein an einer Stelle, wo keine Wohnungen der Menschen in der Umgebung waren. Ebenso sprechende Beweise hiefür sind die Zufluchtsörter (Refugien), wovon der eine, Heidenburg bei Anthal, gewiß sehr alten Datums ist, der andere aber, Hinnrich am Pfäffikon-See, ebenfalls sehr alten Ursprungs ist, aber als solcher doch noch zur römischen Zeit benutzt wurde, wie dies durch Scherben und Münzen aus dieser Zeit bewiesen. Doch hievon weiter unten.

Es war ein glücklicher Umstand für die Altertumskunde, daß die Hinterlassenschaft der Pfahlbauern in Torfmooren und in den Seen geborgen war, an jedem anderen Orte — mit Ausnahme der Höhlen — wäre sie größtenteils zugrunde gegangen. Wenn wir eine Hütte der Pfahlbauern auf das feste Land versetzen und dann dieselbe in Feuer aufgehen lassen würden, so würde unmittelbar nach dem Brande nur ein winziges Häufchen Asche Zeugnis dafür ablegen,[1] daß hier der Mensch gewohnt hat, aber schon nach einigen Jahren wäre auch dieses Merkmal verschwunden. Wer will im Verlauf von Jahrtausenden dieselben noch aufsuchen, wenn sich nicht noch zufällig Scherben 2c. finden lassen?

Bekanntlich sind Menschenschädel aus den Pfahlbauten sehr seltene Funde; es widerstrebte dem menschlichen Gefühl dazumal schon, die Leichen in das Wasser zu werfen, oder selbst die Ertrunkenen, wenn es nicht unmöglich war, erst heraufzuholen und auf dem festen Lande zu beerdigen. Nur dieser Umstand erklärt die geringe Zahl der gefundenen Schädel. Für die Pfahlbaute Robenhausen kommen zwölf Gräber in Betracht. Bei dem Abdecken der Kiesgrube Robenhausen fanden sich kaum 30 cm. unter der Oberfläche zwölf Gräber. Die merkwürdige Form der Hinterhäupter, das Fehlen von Leim in den Knochen — abgesehen von der geringen Tiefe, in welcher die Skelette lagen — ließen die Herren Professoren Rütimeyer und His in Basel diese Gräber als solche der Pfahlbauern von Robenhausen erkennen. Beigaben fanden sich nicht in diesen Gräbern. Leider habe ich nicht die Freude, aus meiner nächsten Umgebung Pfahlbauten aus der Bronzezeit signalisieren zu können. Was wir aus dieser Zeit finden, sind gelegentliche Funde in den Torfmooren (Beile, Lanzenspitzen, Nadeln 2c.), also immerhin der Beweis, daß der Mensch hier wohnte. Daß der Kanton Zürich nicht ohne Pfahlbauten der Bronzezeit war, beweist aber die Station „Haumesser" bei Wollishofen am Zürich-See. Die Antiquarische Gesellschaft in Zürich besitzt eine außergewöhnlich große Kollektion von Werkzeugen, Schmuckgegenständen und Töpfen 2c. aus dieser Niederlassung, die, wie Desor sagen würde, sämtlich der „schönen Zeit der Bronze" angehören.

Je mehr wir aber in unserer Gegend der geschichtlichen Periode nahe rücken, desto häufiger finden sich die Gräber. Aus der alt-helvetischen Zeit, oder wenn wir sie die La Tène-Periode nennen, haben sich interessante Gräber finden lassen, jedesmal bei dem Abdecken von Kiesgruben. Das erste bei der Spinnerei Schönau enthielt zwei prächtige Armbänder von Bronze mit sehr hübschen Verzierungen und Ohrenringe aus diesem Metall. In dem Grabe lagen die Scherben eines Töpfchens und die Knochenreste eines Ferkels, welches dem Toten als Nahrung zur Reise in dem Reich der Toten beigelegt worden war. Ein anderes Grab aus dieser Zeit, kaum 100 m. von dem ersten entfernt, enthielt einen Schmuckgegenstand von Glas 2c. Ein drittes Grab (gefunden im November 1886) enthielt ein kunstvoll gearbeitetes Armband von Glas, ebenfalls einen Schmuckgegenstand von Glas und eine Bronzefibel; ebenso fanden sich die Reste eines Töpfchens. Das Armband hatte einen inneren Durchmesser von 9 cm. und eine Höhe von 4 cm. und war inwendig gelb gefärbt. Zweifelsohne lassen sich bei den fortgesetzten Arbeiten noch mehr Gräber aus dieser Zeit im Rayon unserer Gemeinde finden.

[1] Industrieprodukte, Vorräte von Getreide 2c. ließen sich absolut nicht mehr finden.

Digitized by Google

Die römische Zeit ist in unserer Gegend durch zahlreiche Niederlassungen vertreten. Das größte römische Kastell der Ostschweiz, Irgenhausen, liegt nur einige Kilometer von hier entfernt, dann folgen Landsitze, wie Bürgeln und Kamten (das römische Campaturum) oder Wachttürme, wie in der sogen. Spuk bei Pfäffikon (Spucula), wo der Historische Verein Lora von Pfäffikon letztes Jahr ein römisches Bad blosgelegt hat. Gräber aus dieser Periode ließen sich ebenfalls finden, sowie Schwerter 2c.

Am häufigsten sind bei uns die Gräber aus der Alemannenzeit. Nachdem die Alemannen auch in unserem Lande die Römer besiegt und zurückgedrängt hatten (aus dieser Zeit des Kampfes der Römer und Alemannen mag auch ein Fund von mehr als 1000 römischen, Kupfermünzen stammen, der vor mehreren Jahren genau 300 m. über dem Pfäffikon-See im Walde bei Adentsweil zum Vorschein kam), bauten sie sich in Gehöften an und gaben denselben den Namen des ersten Besitzers (siehe hierüber Dr. Heinrich Meier: „Die Ortsnamen des Kantons Zürich"). Alle Ortsnamen in unserer Gegend, welche eine Ableitung von Haus (= hausen), oder Hof (= hofen) oder kon (wie Wetzikon) haben, sind alemannischen Ursprungs. Im Laufe der Zeit entstand in der Volkssprache aus „hofen" ein „kon"; so tragen 87 Ortsnamen unseres Kantons diese letztere Endung.

Die Gräber aus dieser Epoche enthalten Messer und Schwerter aus Eisen 2c. und es sind in allen Teilen unserer Gmeinde solche aufgefunden worden. Erst die Einführung des Christentums in unsere Gegend machte dem Gebrauch, dem Toten seine Waffen mit ins Grab zu geben, ein Ende. Man findet in allen Teilen unseres Kantons Gräber ohne Beigaben, und Herr Dr. Ferdinand Keller nahm an, es seien dies die Gräber der ersten zum Christentum bekehrten Alemannen, welche in Ermangelung eines gemeinsamen Gottesackers je auf ihren Grundstücken bestattet worden seien.

Noch muß ich auf die Zufluchtsörter zurückkommen. Auf dem Refugium Heidenburg bei Anthal sind der Wall und Graben, welche zur besseren Verteidigung desselben auf der östlichen Seite aufgeworfen wurden, zum Teil noch vorhanden. Untersuchungen an Ort und Stelle (so wieder am 9. Dezember 1886) ließen mich Scherben, die fast unmittelbar an die Pfahlbautenzeit anschließen, finden. Ebenso waren ihre Mühlen (glatt geschliffene Steine aus Sernftkonglomerat) genau diejenigen der Pfahlbauern. Gelegentliche Funde von Bronzewerkzeugen bezeugen ebenfalls, daß dieser Zufluchtsort sehr frühe benutzt worden ist. Interessant ist das Refugium Hinnrich am Pfäffikon-See, weil es meines Wissens der einzige Zufluchtsort der Schweiz ist, welcher sich in einem Torfmoore (er ist etwa 2 Km. von der Pfahlbaute Robenhausen entfernt) befindet, was in Frankreich häufiger der Fall ist. Die Torfbildung übte aber auch auf diese Stelle insofern ihren Einfluß aus, als die periodischen Bewohner derselben ihren Zufluchtsort jeweilen durch Anlegung von Kies 2c. erhöhen mußten, um über dem Wasser wohnen zu können. So entstand nach und nach ein Wall von beinahe 200 m. Länge und stellenweise von 1 m. und mehr Höhe über dem Torfmoor. Ich habe seiner Zeit auch die Reste einer Hütte auf dem Walle gefunden. Zahlreiche Splitter und auch Pfeilspitzen von Feuerstein und Bergkrystall, Mühlen, Steinbeile 2c. beurkunden das hohe Alter dieses Zufluchtsortes in Not und Gefahr. Er war dies um so eher, als er beinahe 3 Km. vom nächsten Lande entfernt war. Wir machen die Freunde des Altertums hiermit noch speziell auf diesen interessanten Punkt aufmerksam.

---

## Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Am Purus fand ich dreizehn verschiedene Carapana-Arten:

1. die gewöhnliche am Amazonas mit weißbandierten Füßen, von grauer Färbung; die Füße beim Saugen wegstreckend;
2. eine blaue mit weißem Ende an den Hinterfüßen, aufgebogenen Flügeln, einem wespenartigen Leib und einem weißlichen Strich rings um den Brustschild;
3. eine blaue mit zwei Flügelblättchen am mittleren Füßepaar;
4. eine violette;
5. eine ganz kleine schmale graue;
6. eine mit 3 cm. langen Beinen;
7. eine graue mit einigen schwarzen Flecken auf den Flügeln und weißem Ende am hinteren Flügelpaar;
8. eine gelbe (gelbrötliche), ziemlich groß, mit schwarzen Fußgelenken und am Leibe dunkler bandiert;
9. eine sehr große, schön blaue, mit weißen Enden an den beiden letzten Füßepaaren, von denen das hintere Paar besonders lang und am Ende ein wenig verbreitert ist und sich beim Saugen im weiten Bogen aufrichtet. Die Flügel sind blaugrau; die untere Seite des Leibes ist grau, die obere dunkel;
10. eine graue mit weißen Enden an den beiden letzten Füßepaaren, unterhalb des Leibes silbergrau;
11. die schönste aller Carapana-Arten am Mara-mirim, hat an allen Füßen Schildblättchen, welche zur Hälfte weiß, zur Hälfte schwarz sind; ein Paar dieser Blättchen ist doppelt so groß als die übrigen. Das Insekt flog sehr sanft und bedachtsam und hatte eine schöne Figur;
12. eine ganz kleine blauschwarze Art am unteren Purus und Solimões;
13. eine mit schwärzlichen Flügeln mit eingesprengtem weißen Fleck und ziemlich langen Füßen, die an den Gliedern einen schwarzen Fleck tragen.

Zahlreich sind ebenfalls die Caba-Arten, welche ich am Purus beobachtete. Es waren 15 verschiedene, nämlich:

1. eine schwarze Art mit gelbem Stern auf dem Rücken;
2. eine schwarze Art, unter dem After gelb;
3. eine gelbrötliche Art, von welcher ich in dem Jangada zweimal gestochen wurde;
4. eine braune Art;
5. eine kleine gelbe Art mit gelben und schwarzen Ringen, die am häufigsten vorkommende;
6. eine sehr große Art, jedoch ohne den schlanken Leib. Diese wirft Löcher in der Praia aus, hat vorne zwei starke Fühler, die

Digitized by Google

hierzu dienen, und außerdem zwei kurze, 8 mm. lange, aufrechtstehende;

7. eine der Art 3 ähnliche, jedoch kleiner;

8. eine gelbliche, bienenartige Art; vordere Hälfte schwarz, hintere, geringelt gelb mit schwarz; die Flügel sind zu $^2/_3$ gelblich und am Ende dunkel;

9. eine zierliche, vorwiegend gelbliche Art mit sehr durchsichtigen Flügeln; der Hinterleib, von gelber Grundfarbe und schwarz geringelt, zeichnet sich durch seine Flachheit aus;

10. eine gelbe Art mit schwarzem Hinterleib (Hornis).

11. eine schwarze Art mit kaum erkennbaren weißen Streifen und von gewöhnlicher Größe;

12. die Mordwespe. Eine große eigentümliche Wespen-Art am oberen Purus, von anscheinend plumpem Körperbau, jedoch um so schöner gezeichnet, weißlichgelb mit schwarzen Flecken. Der Leib ist nicht so lang getrennt, wie bei den übrigen Wespen, sondern eng zusammenhängend. Die zwei vorderen Füße dienen als Fänge und Erdwühler; denn diese Tiere wühlen beständig halbe Tage lang im Sande, scharren denselben hinweg und bilden sich Löcher. Im Fangen des Raubes ist die Mordwespe äußerst gewandt. So viele Mühe ich mir auch gab, eine zu erwischen, so gelang es mir doch erst, nachdem ich durch ihre Gier auf eine List gebracht wurde. Fliegen, die ich fing, suchten mir diese Wespen noch aus der Hand zu nehmen und so band ich denn eine große Fliege mit einem Faden fest und erwischte solcherart zwei Exemplare. Der Stich soll äußerst schmerzhaft sein. Unterhalb des Leibes sind sie fast ganz gelb. Am Purus auf der Praia sah ich sie am 28. Mai in ungeheuren Mengen umherschwärmen. Die Augen sind grasgrün, die Füße fein bestachelt;

13. eine schwarze, zierliche Art von gewöhnlicher Größe und an der unteren Hälfte der hinteren Füße weiß gezeichnet;

14. eine zierliche, vorne gelb und schwarz, am Hinterleib und dem Vorderteil der Füße gelb gezeichnet, mit zwei langen Fühlern, die zu $^2/_3$ schwarz, oben am Ende weiß sind, und von seltsamem Bau;

15. eine zierliche, schwarze Art mit gelben Füßen und besonders ausgezeichnet durch die langen Verbindungsfäden. Das Tier fliegt mit aufwärtsgerichtetem Hinterleib.

Am Purus fand ich eine, wenn nicht zwei Arten gelber nicht stechender Bienen. Die eine Art sammelte ihren Honig an den Schnittwunden eines Baumes, dessen Erguß mir harzig, klebrig und bitter war, auch nichts wohlriechendes hatte, während die andere Art nach Honig duftete und große Saftballen an den Hinterfüßen trug. Es gibt verhältnismäßig viele unschädliche Arten unter den Bienen, die in der Regel klein sind. Außer den beiden gelben Arten, habe ich am Purus noch drei schwarze entdeckt. Die kleinen schwarzen Bienen hat man unpassenderweise mit dem Namen Angelito belegt. Die gewöhnliche schwarze Biene nennt man Iruxu; sie macht große Nester am Samauma und anderen großen Bäumen. Auch eine sehr kleine Bienen-Art fand ich am Purus, die ebenfalls am Japurá vorkommt, wo sie in der Ambanda nistet und ein rein weißes, sehr feines Wachs liefert. Das Wachs der meisten brasilianischen Waldbienen ist sonst schwarz, aber brauchbar.

Der so oft erwähnte Pium ist eine kleine Fliege aus der Gattung Simulium mit großem Kopfe und starkem, kurzem Saugrüssel. Sie sind im äußeren Ansehen den Borachudos Südbrasiliens ganz ähnlich und haben auch mit diesen gleiche Lebensweise; auch äußert der Stich dieselben Empfindungen.

Auf der Purus-Reise fand ich eine kleine rötliche, wahrscheinlich aber eingeschleppte Baratten-Art, welche beim Zerreiben ganz widerlich nach brauner Seife und Moschus roch. Diese Tiere werden unruhig und kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor wie Frösche und Regenwürmer, sobald ein Gewitter im Anzuge ist. Sie könnten als Wetterpropheten betrachtet werden, wenn sie nur einige Stunden früher zu kommen verständen; immer aber kommen sie erst, wenn der Himmel schon teilweise behängt ist und der Wind in allen Tonarten durch alle Fugen bläst.

Am oberen Purus wachsen viele Caranari und Lepidocaryum, von denen ich eine Portion reifer Früchte sammelte.

Eines Tages schossen wir außer einigen jungen Carará einen seltsamen, originell gestalteten Vogel; einen Wasservogel, der in Haltung und Form des Schnabels mich an das Odontodon, jenen ausgestorbenen großen Südseevogel, erinnert. Der Schnabel, zum Fang und Verschlingen der Fische höchst geeignet, ist außerordentlich breit und gewölbt und mit einem Kehlsack versehen. Das Gefieder ist rostbraun, das Oberhaupt schwarz und die Füße grünlich. Die Größe im ausgewachsenen Zustande mag der eines Hahnes gleichkommen.

Vielfach hört man die Indianen als vortreffliche Schwimmer rühmen. Ich hatte hier Gelegenheit zu bemerken, daß sie sehr schlechte Schwimmer, aber um so geschicktere Taucher und darum nicht leicht dem Ertrinken ausgesetzt sind. Ein Mann versuchte nämlich von der Jangada aus nach dem Ufer zu schwimmen, hatte aber das Unglück von der Strömung mit fortgerissen zu werden. Mindestens zehnmal sahen wir ihn sinken, bis eine Canoa in aller Gemütlichkeit herankam und seiner Not ein Ende machte. Ich konnte ihm leider nicht zur Hülfe kommen, indem mein noch immer kranker Arm mir den Dienst versagt haben würde; umsomehr empörte sich aber mein Inneres über das Phlegma, mit dem die Indianen die Todesgefahr des armen Menschen mit ansahen.

Ich fand hier Gelegenheit, die so praktische wie originelle Tötung der Schildkröten mit anzusehen, die um so humaner genannt werden kann, als diese Tiere eine außerordentliche Zähigkeit zeigen. Die Tötung geschieht in der Weise, daß man einen dünnen Stab, die Rippe eines Palmblattes, in die Nasenlöcher hinabtreibt und so das Gehirn zerstört. Nur ganz selten bleibt bei dieser Tötungsart noch Leben in dem Tiere zurück.

Eine eigentümliche Erscheinung gewährt es, wenn die Indianen ihren Lohn entgegennehmen; es ist ein Sonnenblick, wie der Blick des Kindes am Weihnachtstische. Obgleich der Lohn für Männer bei einer zweimonatlichen Arbeitszeit nur in einer gewöhnlichen Axt, nebst einem Spiegel oder einer Harpune besteht, und für die Frauen in einer Porzellanschale und einem Bund kleiner Perlen, so freuten sie sich doch, als wenn sie große Reichtümer erlangt hätten; dabei hatten sie während der Zeit für die Beschaffung ihrer Lebensmittel selbst Sorge tragen müssen.

Obschon das Wasser nun bereits seit zwei Monaten im Sinken begriffen war, und schon einen niedrigeren Stand von 27 Palmen erreicht hatte, so strömte doch der Fluß noch mit außerordentlicher Schnelligkeit dahin, die mich bei der Ungeduld, mit der ich mich nach dem Rio Negro zurücksehnte, in das freudigste Erstaunen setzte. Die Strömung trieb uns in der Stunde $3\,^1/_2$ engl. Mln. abwärts, was der gewöhnlichen Fahrgeschwindigkeit mit Rudern stromaufwärts ungefähr gleichkommt.

Kaum waren wir eines Morgens eine Stunde stromabwärts gefahren, als sich das erste den Fluß versperrende Steinwehr zeigte, das in seiner Größe und seinem Umfange umsomehr in Erstaunen setzen mußte, als noch zwei Monate früher es niemand beim Anblick des Flusses nur ahnen konnte. Der Fluß gewinnt dadurch ein so verändertes wie malerisches Ansehen. Als eigentliches Zeugnis der geognostischen Beschaffenheit dieses Thales waren diese Steinblöcke mir noch um so interessanter. Noch war es mir freilich nicht gelungen, freiliegendes Gestein zu erblicken; jetzt aber konnte ich einige Steinproben mit mir nehmen. Eben umfuhr die Jangada mit verdoppelter Kraft glücklich das Wehr, als sie schon mit aller Heftigkeit gegen ein zweites, noch unter dem Wasserspiegel verborgen liegendes, anstieß. Die Wellen nahmen sie jedoch in ihren Wirbel und machten sie wieder frei. Nicht selten sind Jangadas auf diese Weise zertrümmert worden.

Digitized by Google

Im Laufe des Tages sahen wir eine Canoa mit Indianen. Es waren jene Paumarys, die uns schon auf der Hinreise begleitet hatten. Mit aller Eile ruderten sie auf uns zu. Sie hatten Nachricht von unserer Rückkehr erhalten und freuten sich sehr, uns zu begegnen. Drei Tagereisen weit waren sie uns entgegengekommen. Sie fragten uns allerlei, namentlich erkundigten sie sich nach meiner Hand und den übrigen durch das Pulver erlittenen Verwundungen. Durch sie erfuhr ich, daß meine im Wasser versunkenen Sachen inzwischen aufgefunden worden seien. Meine Flinte wurde mir zwar wieder überliefert, von den übrigen Sachen jedoch wieder etwas zu erlangen, machte ich mir keine Hoffnung; denn welcher Indian würde wohl der Versuchung widerstehen, so leicht in Besitz von Gegenständen zu gelangen, die er mit schweren Mühen erkauft, ja die oft nur fromme Wünsche für ihn bleiben. Die Flinte war für sie ein ganz wertloser Gegenstand, daher die freiwillige Auslieferung derselben.

Die Nacht über blieben wir an einer Stelle des Ufers, wo wir eine Gesellschaft Ipurinas antrafen, die unserer wartete, um uns Sassaparilla einzuhändigen, die zu sammeln sie auf unserer Hinreise beauftragt worden waren. Mit Anbruch des kommenden Morgens brach jeder seine Hütte wieder ab und belud die Canoas, um in unserer Gesellschaft bis nach ihrem Dorfe zu fahren. Am zweiten Abend erreichten wir die Anländе des Dorfes, wo bereits die vorausgeeilten Indianen um ihre Feuer gruppiert waren. Hier verabschiedeten wir uns für immer von den Ipurinas. Wiederum mußte ich Zeuge des Stumpfsinns sein, welchen der Indian beim Abschiede zeigt. Leute, mit denen man monatelang wie ein Freund gelebt und verkehrt, denen man gern beim Abschied einen Gruß zugewinkt, so scheiden zu sehen, stillschweigend, ohne nur ein Nicken des Kopfes oder nur ein Zucken der Gesichtsmuskeln wahrzunehmen, muß wohl etwas schmerzlich berühren!

Wir fuhren die ganze Nacht beim Vollmondschein, der uns nicht allein vor jeder Gefahr des Auffahrens auf Steinriffe schützte, sondern uns auch den herrlichsten Genuß tropischer Nächte brachte. Unsere vier Paumarys, treue, wackere Seelen, wie sie immer waren, bezeugten auch diesmal wieder ihren ganzen fröhlichen Sinn und arbeiteten mit der gleichen unverdrossenen Lust, durch die wir sie schon früher liebgewonnen hatten; denn unaufgefordert legten sie Hand an die großen schweren Ruder, um die Jangada mit dem Strome noch schneller fortzubringen. Am andern Morgen kam uns eine Menge Paumarys begrüßend entgegen. Sie bewohnten nun schon seit einiger Zeit die bereits freigewordenen Sandufer und hatten sich früh Morgens zum Fischfang hinausbegeben.

Bei unserer Weiterfahrt beobachteten wir auf einer Sandbank mehrere große Krokodile, die es sich in der warmen Sonne gemütlich sein ließen. Ich bezweifle, ob das Tier wirklich schläft, wenn man es so mit erhobenem Kopfe regungslos auf dem Schlamme liegen sieht. Seine grenzenlose Trägheit ist es nur, die es den letzten Moment abwarten läßt, um bei Herannäherung von Menschen und Fahrzeugen ins Wasser zu entkommen. Alle seine Bewegungen sind langsam, und selbst im Schwimmen gleitet es nicht schneller, als ein auf dem Wasser treibender Holzklotz, dem das Tier nur zu ähnlich sieht. Die Arten der Kaimans des tropischen Amerika lassen sich nach Dutzenden zählen, so abweichend erschienen sie mir in den verschiedenen Längen- und Breitengraden. Nicht allein im süßen fließenden Wasser, auch im trüben stagnierenden und sogar im Salzwasser sind sie anzutreffen. Keines aber übertrifft an Häßlichkeit jene Art, die ich in den Gewässern des unteren Magdalenen-Stromes antraf. Für die Phantasie gibt es kein widrigeres Scheusal, als diesen amphibischen Koloß, den man nur gesehen haben muß, wenn er in ganzer Länge auf dem Schlamme liegt, regungslos wie im Schlaf und doch den Kopf und Rumpf erhoben, den gewaltigen Rachen geöffnet, das falsche trübe Auge nach Katzenart mit halbgeschlossener Pupille, — dies alles ist, mit dem höckerigen Panzer und seiner schmutzigen Schlammfarbe, nur zu sehr geeignet, Schrecken und Grauen einzujagen.

Das Jacaré frißt nicht im Wasser, sondern auf dem Trockenen, und an der Oberfläche des Wassers. Es legt 50—80 Eier auf dem blosen Boden und verscharrt sie dann mit Blättern u. s. w. Beim Jacaré tinga bemerkte ich an den Hinterfüßen, die größer sind als die Vorderfüße, vier Zehen, die äußerste davon ohne Nagel, an den Vorderfüßen dagegen fünf Zehen, die beiden äußersten ohne Nagel. Es hat keine Zunge, sondern hinten im Schlunde zwei knorpelartige wunderliche Erhabenheiten. Die Zähne des Oberkiefers stehen über, die des Unterkiefers jedoch greifen in entsprechende Löcher des Oberkiefers.

Die Krokodile des Amazonen-Stromes und seiner Nebenflüsse sind nicht minder gefährlich, als die gefürchteten afrikanischen, ja sie übertreffen diese manchmal noch an Größe. Es kommen an gewissen Stellen Individuen vor, die eine Länge von über 7 m. haben. Die Kaimane sind, ähnlich den Schlangen, einer großen Zerstörung ausgesetzt, denn wohl die Hälfte der eben aus dem Ei geschlüpften Brut verfällt lauernden Feinden zum Raube. Die Tiere sind in diesem Zustande noch weich und biegsam und werden leicht von großen Raub- und storchartigen Vögeln gefangen, ja selbst von älteren Männchen der Kaimane selbst verschlungen. Zur Paarungszeit reiben sich ebenfalls die männlichen Kaimane durch heftige Kämpfe auf. Der Moschusgeruch ist besonders an den Geschlechtsteilen bemerkbar. Das aus dem Jacaré gewonnene Fett dient im äußerlichen Gebrauche gegen Rheumatismus, ferner zum Brennen, zum Kalfatern und zur Herstellung eines zähen Mörtels.

Von einer Menge Canoas wie gewöhnlich umringt, erreichten wir bald das Dorf, das auf einer weiten Sandfläche sich erstreckte und bedeutend mehr Hütten und Bewohner zählte, als die winterlichen, auf Treibholz errichteten Niederlassungen. Nachdem sämtliche Männer nach und nach bis zum Abend uns ihre Besuche abgestattet hatten, erschienen auch die Frauen anderen Morgens an Bord, um uns allerlei Kleinigkeiten zum Tausch anzubieten.

Die von uns mitgenommene Farinha ging allmählich auf die Neige und es mußten die Portionen tagtäglich knapper zugemessen werden. Eine schlimme Sache, fast ebenso schlimm, als wenn ein Arbeitgeber seine Zahlungen einstellt. Wir bemerkten daher auch bald eine nicht zu verkennende Unzufriedenheit. Alle Lust zur Arbeit, aller guter Wille war dahin, so daß Braz sich entschloß, die vier im Jangada-Dienst mitgeführten Ipurina-Indianen zu verabschieden und an deren Stelle Paumarys anzunehmen. Auf den ihnen angekündigten Abschied faßten sie nun den Beschluß, uns zu bestehlen und auch die übrigen fünf Ipurina-Knaben, die wir bei uns hatten, zur Flucht zu bereden. Der ganze Plan mit allen seinen Einzelheiten schien mir sehr schlau angelegt, aber doch nicht so schlau, um uns hintergehen zu können. Der Fluchtversuch war auf die Nacht verabredet, nachdem sie am Morgen zuvor verabschiedet geworden. Einer derselben war jedoch auf sein inständiges Bitten, mit uns reisen zu dürfen, beibehalten worden, natürlich unter dem abgeforderten Versprechen, sich eines besseren Benehmens zu befleißigen, vor allem aber seine Diebsnatur abzulegen. Wie schön er dieses Versprechen gehalten, zeigte sich noch am selbigen Tage. Wir fanden nämlich unter dem Sassaparilla ein Bündel verschiedener uns entwendeter Geräte und Kleidungsstücke. Dies und verschiedene andere Anzeichen ließen uns bald den ganzen Plan durchschauen, dessen Ausführung auf die Nacht verabredet war. Da wir hellen Mondschein hatten, so konnten wir auf der weiten, freiliegenden Praia den ganzen Vorgang gemütlich beobachten. Vier Indianen schliefen auf dem Sande, zwei nahe bei unserer Jangada in der Canoa. Sie hatten bereits einiges, darunter einen Sack mit Kastanien, in die Canoa geschafft. Sie arbeiteten so eifrig an ihrem Plane, daß sie, zum

Digitized by Google

ersten Male, sich nicht zum gemeinschaftlichen Abendessen einstellten. Sämtliche Paumarys waren von uns aufs Beste instruiert und ihnen strenge Wacht empfohlen und wirklich sahen wir sie Nachts am Strande patrouillieren. Was war natürlicher als daß, wo so viele Augen wachten, jeder Fluchtversuch vereitelt werden mußte. Eine Schändlichkeit war jedoch von ihnen verübt worden, deren Idee als gelungen bezeichnet werden muß. Die Unholde hatten nämlich Abends die Jangada gelöst, damit diese in der Nacht mit uns Schlafenden stromabwärts treiben sollte, um so ihren Fluchtversuch leichter bewerkstelligen zu können.

Wie ganz anders benahmen sich die Paumarys im Vergleich mit den soeben entlassenen Ipurinas, die uns bei jeder Gelegenheit zu bestehlen suchten und in ihrer Gier uns nicht einmal das Wenige in Ruhe genießen ließen, was wir ihnen abgekauft oder von der Jagd für uns zurückbehalten hatten! Die Paumarys brachten uns unaufgefordert, der eine dies, der andere das, so unter anderem ein Stück von einer Ante, ein für uns bis dahin noch nicht vorgekommener Braten. So dick und zähe die Haut dieses Tieres ist, so ist das Fleisch doch mürbe und schmackhaft.

Auch die Paumarys hatten Sassaparilla gesammelt, und zwar weit mehr als die anderen Indianen, trotzdem ihnen keine Vorausbezahlung geworden war.

Am andern Tage fuhren wir im Gefolge vieler Indianen stromabwärts. Diese waren beauftragt, während der Reise Schildkröten zu fangen, von denen wir eine Ladung mitzunehmen beabsichtigten. Die ganze Einwohnerschaft des Dorfes hatte sich zum Fange gerüstet und in einer halben Stunde war das ganze Dorf abgebrochen und in die Canoas geladen. Während der Fahrt wurden noch beständig kleine Tauschgeschäfte gemacht, was manche Thränen fließen machte, so oft Kindern ein Schmuck abgenommen wurde. Nachdem wir gegen acht Stunden gefahren waren, hielten wir an einer großen Praia, woselbst die Paumarys während unserer Abwesenheit eine große Jangada zur Aufnahme der Schildkröten angefertigt hatten. Es war dies ein aus dünnen Stämmen angefertigter Käfig, der von Treibholz getragen wurde, damit die Tiere stets unter der Oberfläche des Wassers sein konnten und somit in ihrem geeigneten Element waren. Nun fehlten nur noch die Cipos mit den Steinen, um ihn auf den Grund des Wassers senken zu können, damit ihn der Strom nicht mit sich fortführe. Rasch, wie die Pilze aus der Erde hervorschießen, war das ganze Dorf beisammen, und bald entwickelten alle eine ungemein rege Thätigkeit; denn während die einen bei der Jangada beschäftigt waren, fuhren die anderen auf den Schildkröten- und Fischfang aus. Zu diesem Zwecke wurden die Canoas mühsam ans hohe Ufer und eine Strecke weit über das Land hinweggeschleift, um zu einem See zu gelangen, der während des hohen Wasserstandes mit dem Flusse communicierte, nun aber, wie dieser, in gleichem Maße gesunken war. In solchen Seen ist immer der leichteste und lohnendste Fischfang. Noch vor eintretender Dunkelheit waren mehrere große Piraurus erlegt, die zur Speisung von 60 Personen hinreichend Fleisch boten. Die höheren Stellen der Praia waren ganz sinnig von den Indianen zur Anpflanzung von Maxizeira benutzt worden. Da dieses Gewächs in der äquatorialen Zone bereits mit sechs Monaten seine Knollen zeitigt, so genügt die Zeit zwischen Abfluß und Wiedererscheinen des Wassers vollkommen, eine gute Ernte zu erzielen. Der Boden, obgleich sandig, wird durch die Schlammablagerung des Wassers immer wieder von Neuem gedüngt und fruchtbar gemacht und erfordert nur sehr wenig Mühe zu seiner Bearbeitung. Uebrigens pflanzen die Paumarys auch auf festem und zu diesem Zweck gerodetem Boden. Es ist aber Gewohnheit der Indianen, Nutzen aus den Vorteilen zu ziehen, die ihnen die Natur bietet, und sollte es auch Tagereisen bedürfen, die Maxizeira in den Boden zu bringen.

Mit Ausnahme der Fische dürfte das ganze Tierreich wohl nur seltene Fälle aufzuweisen haben, in denen der Abstand zwischen ausgewachsenen Tieren und neugeborenen ihres gleichen so groß ist wie bei den Schildkröten. Wir wollen dies an einem Beispiele nachweisen. Eine Schildkröte wiegt, wenn sie ausgewachsen ist, 80 Pfund, dagegen eine eben ausgekommene 25 bis 30 Gramm.

Am anderen Tage fuhren wir unter dem Geleite einer ansehnlichen Flotte weiter, denn zu den 30 Fahrzeugen der Paumarys gesellten sich noch weitere 20 der Ipurinas, welche zum Zweck des Schildkrötenfanges uns nachgefolgt waren. Es gestaltete sich nun eine ganz amüsante Szenerie. Alles trieb auf den Fluten abwärts; die Männer mit Pfeil und Bogen schußbereit an beiden Enden der Fahrzeuge aufgestellt, während die Frauen und Kinder sich mit allerlei Arbeit und Spiel die Zeit vertrieben. So wie sich eine Schildkröte an der Oberfläche des Wassers erblicken ließ, schwirrten auch schon die Pfeile dahin, ihr den Garaus zu machen. Diese Pfeile besitzen an dem einen Ende einen hölzernen Zapfen, in den ein kleiner eiserner Widerhaken eingetrieben ist. Eine lange dünne Schnur verbindet noch den Zapfen mit dem Pfeilrohre. Diese Schnur wird so um das Rohr aufgerollt, daß sie sich beim Fortfliegen des Pfeiles von selbst ablöst. Der Zapfen steckt nämlich nur lose an dem Rohr und löst sich bei den Bewegungen der Schildkröte leicht ab. Damit nun der Zapfen nicht verloren gehen und auch die verwundete Schildkröte nicht entwischen kann, schwimmt das Pfeilrohr mit der daran befestigten Schnur auf dem Wasser und zeigt somit immer die Richtung an, in der sich das verwundete Tier unter dem Wasser fortbewegt. Ist eine Schildkröte auf diese Weise gleichsam harpuniert, dann schießt die Canoa gleich in der Richtung des Pfeilrohres fort und das Tier wird behutsam an der Schnur heraufgezogen und gebunden, um am Abend in den gemeinschaftlichen Käfig untergebracht zu werden. Man nennt diese Art des Schildkrötenfanges in der portugiesischen Sprache „den Fluß schlagen" (Bater o rio), wohl richtiger den Fluß räumen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Litteratur.

* Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaat von Dr. Josef Chavanne. Mit zahlreichen Originalholzschnitten nach Aufnahmen des Verfassers und zwei Karten. Jena, H. Costenoble, 1887. Preis 24 Mark. — Seitdem Stanley und Pechuël-Loesche ihre bekannten Streitschriften ausgetauscht, gilt für das größere Publikum vom Kongo dasselbe Wort wie von Wallenstein:

Von der Parteien Haß und Gunst entstellt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Zwischen dem überschwänglichen Lobe der Optimisten und den leidenschaftlichen Angriffen der Skeptiker fehlte bisher die Vermittlung. Mit um so größerer Freude begrüßen wir das neueste Werk des Dr. J. Chavanne, der, mit gründlicher wissenschaftlicher Tiefe die einschlägigen Verhältnisse untersuchend, auch für den Kongo das alte Wort zur Bestätigung bringt, daß die Wahrheit in der Mitte zu liegen pflegt. Ein vierzehnmonatlicher Aufenthalt im Kongo-Gebiet gab ihm mannigfache Gelegenheit, die ersten Bausteine zur wissenschaftlichen Erkenntnis der Natur des Landes und seiner Bewohner, sowie der natürlichen Bedingungen zukünftiger Entwickelung derselben zu sammeln. Von Wien über Spanien nach den Bissagos-Inseln gelangt, zieht er zunächst an die Kongo-Mündung, kommt von Banana nach M'Boma, dessen Umgebung er durchstreift, um dann am unteren Kongo topographischen Arbeiten obzuliegen, gelangt von M'Boma zur Tschiloango-Mündung und nach Vivi, besucht den Arthington-Fall des M'Brische und

Digitized by Google

kehrt von da nach Europa zurück. Seine Mitteilungen über die Geophysik des Landes, die astronomischen Positionsbestimmungen, die barometrischen und trigonometrischen Höhenmessungen, die meteorologischen Beobachtungen und das mannigfache Material zur Bevölkerungsstatistik sind so umfassend, daß sie in der nächsten Zukunft für jeden Kongo-Forscher die Grundlage für weitere Arbeiten bilden werden. Indem wir in dieser Beziehung auf das mit Tabellen, zwei Karten und zahlreichen Abbildungen reich ausgestattete Werk selbst verweisen, registrieren wir hier drei Hauptergebnisse der Chavanne'schen Untersuchungen. Das erste betrifft den Metallreichtum des Landes und lautet zur Zeit negativ. Es läßt sich nämlich bis jetzt nur nachweisen, daß Erze und Edelsteine gegenwärtig bei den Eingeborenen nicht als Handels- oder Tauschartikel in Betracht kommen. Die wenigen durch Raub- (Tage-)bau ausgebeuteten Eisenerz- und Kupfererz(Malachit)-Lager werden ernstlich geheim gehalten und liefern kaum die zur Herstellung der Waffen für die Eingeborenen nötigen Mengen. Das einzige größere Malachitlager von Bembe in der portugiesischen Kolonie Angola liegt bereits seit Jahren brach, obwohl es nach den Untersuchungen Monteiro's reich an vorzüglichen Erzen sein soll. Die bisherigen von anglo-portugiesischen Gesellschaften angestellten Ausbeutungsversuche derselben waren indes von keinem Erfolge begleitet und endeten mit der Auflassung des Lagers. Das zweite wichtige Ergebnis betrifft die Acclimatisationsfähigkeit des Europäers am Kongo, von der nach Chavanne in absehbarer Zeit (und vielleicht niemals) keine Rede sein kann. Europäer von gesunder kräftiger Konstitution können in der Vollkraft des Mannesalters zwischen 25 und 40 Jahren den Gefahren des Klima's unter Befolgung aller hygieinischen Vorsichtsmaßregeln für die Dauer eines ununterbrochenen zweijährigen Aufenthaltes am Kongo wohl gewachsen sein; dann empfiehlt es sich aber, mindestens einen 4—6-monatlichen Klimawechsel und Erholung eintreten zu lassen, nach deren Ablauf der Europäer weitere zwei bis drei Jahre unter günstigeren Auspizien im Lande wird zubringen können, selbstverständlich nur in Berufszweigen, welche keine übermäßige körperliche Kraftanstrengung bei längerem regelmäßigen Aufenthalte im Freien erheischen. Aber selbst in diesem günstigen Falle wird sich bei dem Europäer eine allmählich sich steigernde Anämie geltend machen, die ihn endlich nötigen wird, dem Lande für immer den Rücken zu kehren. Was endlich die Handelsverhältnisse im Kongo-Gebiet anbetrifft, so weist Chavanne auf Grundlage sorgfältigst gesichteten statistischen Materials nach, daß wie in allen übrigen und weit besser situierten, durch geologischen Bau, klimatische Verhältnisse, Bevölkerungsdichtigkeit und höhere Kulturstufe der Eingeborenen bevorzugteren Tropengebieten so auch am Kongo der Handel nur auf Grundlage einer intensiveren Bewirtschaftung des Bodens eines wirklichen Aufschwunges fähig ist, daß, wenn von Reichtümern Zentralafrika's die Rede ist, diese einzig und allein in den Errungenschaften einer rationellen Bodenkultur liegen, daß somit die Darstellung jener Kongo-Enthusiasten, die im Kongo-Becken unerschöpfliche, mühelos zu gewinnende Reichtümer und Vorräte kostbarer Naturprodukte zu finden glaubten, fernerhin keinen fruchtbaren Boden mehr finden dürfte. Andererseits bringt Chavanne jenen Skeptikern, die dem Kongo-Gebiet jede Zukunft abzusprechen geneigt sind, in Erinnerung, daß bis zur Stunde noch niemand dem Kongo-Gebiete die Untauglichkeit zu intensiver Bodenkultur hat nachweisen können, und daß die dem Freihandelsgebiet benachbarte portugiesische Kolonie Angola ihren Aufschwung dem Beginne der Kaffee-, Zuckerrohr-, Mais- und Reiskultur zu verdanken hat. Das sind, wie gesagt, die drei wichtigsten, von Chavanne mit wissenschaftlicher Tiefe begründeten Ergebnisse, und sie allein machen sein gründliches und zugleich angenehm geschriebenes Werk höchst wertvoll.

Witten a. d. R. Dr. Wilh. Beumer.

## Notizen.

* Ueber die transkaspische Eisenbahn empfing ein russisches Blatt unter dem 7. Dezember 1886 die Nachricht, daß die Bahn sich jetzt schon auf das Gebiet des Emirs von Bokhara erstreckte. Während der letzten sechs Monate sind 157 Dampfer und 180 Segelschiffe in die Bucht Uzun-Ada eingelaufen. E. B.

* In Australien bestehen zur Zeit drei Universitäten: in Sydney, in Melbourne und in Adelaide. Jetzt geht auch die Kolonie Queensland damit um, in der City of Brisbane eine Universität zu gründen. G.

* Der bekannte russische Reisende Baron M. Miklucho-Maclay will wieder nach Australien zurückkehren und seine wissenschaftlichen Forschungen auf Neu-Guinea fortsetzen. G.

* Die Bevölkerung der Hauptstädte (mit Vorstädten) der australischen Kolonien war Ende des Jahres 1886 folgende: Melbourne (Victoria) 371,613, Sydney (Neu-Südwales) 307,000, Adelaide (Südaustralien) 128,000, Brisbane (Queensland) 51,683, Perth (Westaustralien) 8000, Hobart (Tasmanien) 29,400 und Wellington (Neuseeland) 25,925. G.

* Die der Kapkolonie zugehörige Insel Tristan da Cunha zählte im Jahre 1886 im ganzen 97 Bewohner, d. i. 30 Kinder unter 14 Jahren, 44 Frauen und Mädchen und nur 23 Männer. Sie sind meistens die Nachkommen der während Napoleon's Gefangenschaft auf St. Helena dort stationierten Garnison. Die durch Schiffe eingeschleppten Ratten haben sich so kolossal vermehrt, daß der Getreidebau jetzt unmöglich geworden ist. Es wird geplant, die Bewohner entweder nach St. Helena oder nach der Kapkolonie überzusiedeln. G.

* Soeben ist der von dem unter Nikolaus v. Seidlitz' trefflicher Leitung stehenden „Statistischen Komité" in Tiflis herausgegebene, durch Kollegienrat Kondratenko bearbeitete Kaukasische Kalender — Kabkasskii Kalendar — für das Jahr 1887 in unsere Hände gelangt. Trotz des interessanten geographischen Materials, welches immer diese reichhaltige Publikation bringt, würden wir des Kalenders hier nicht Erwähnung thun, da er, in russischer Sprache geschrieben, doch dieses Umstandes wegen keine ausgebreitete Beachtung in Deutschland finden würde, so sehr er es auch seines Inhaltes wegen verdiente. Was uns trotzdem veranlaßte, des stattlichen uns vorliegenden Bandes zu gedenken, des 42. in der langen Reihe, das ist eine Kartenbeilage in zwei großen Blättern des Kaukasus mit Angabe der administrativen Einteilung und mit einer Nebenkarte des transkaspischen Gebietes versehen. Die Karte, von Jürgens in der Anstalt von Ilin in St. Petersburg in einem Maßstabe von 1 : 1,080,000 ausgeführt, muß bei dem Mangel an guten neueren Karten über den Kaukasus mit Freuden begrüßt werden, wenn auch die russische Schrift das Lesen der Worte einigermaßen erschweren dürfte. Der Inhalt ist ein sehr reicher, die topographischen Verhältnisse sind gut veranschaulicht, wobei ganz besondere Sorgfalt auf die Darstellung der für den Kaukasus so wichtigen Gebirgszüge gelegt ist. Die beiden auch in der Ausführung wohlgelungenen Blätter kommen dem Bedürfnis nach einer guten Karte des Kaukasus, die in handlicher Form bis jetzt fehlte, in der erfreulichsten Weise entgegen. H. D.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 29.** Stuttgart, 18. Juli **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Betrachtungen zur Naturgeschichte der Vulkane. Von F. W. Noack. S. 561. — 2. Skizze aus Suchúm und Umgebung. (Mit Karte.) S. 564. — 3. Das Räuberwesen in Andalusien. Von Alexander Braun. S. 568. — 4. Sitten und Gebräuche auf Föhr sonst und jetzt. Von Christian Jensen. (Fortsetzung.) S. 572. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 576. — 6. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Fortsetzung.) S. 577. — 7. Litteratur. S. 580.


## Betrachtungen zur Naturgeschichte der Vulkane.

Von F. W. Noack.

Wenn man, auf dem Gipfel eines Vulkans stehend, das Austreten der Lava betrachtet, so wird man nicht im Zweifel sein, daß man es mit der Thatsache des Ueberfließens einer durch unterirdische Kraft in einem Schachtrohr emporgehobenen flüssigen Masse zu thun habe. Woher aber diese Lava stammt, wie es sich mit der Auftriebskraft solch schwerer Flüssigkeit auf beträchtliche Höhe verhält, wie man sich die Entstehung der Röhre zu denken hat: dies sind Fragen, welche die Beobachtung nicht unmittelbar beantwortet, viel umstrittene Probleme der Geologie, mit deren Lösung sich der niebefriedigte Wissensdrang der Menschen zu allen Zeiten beschäftigt hat; Probleme, deren Lösung die fortschreitende Naturwissenschaft näher bringen, aber — so wunderbar steht es um die Natur des Intellekts! — auch wieder verwickeln und entfernen konnte.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß die obigen Fragen in einer engen Verbindung stehen. Die Kraft, welche das Aufsteigen der Lava im Kraterrohr eines Vulkans bewirkt, sie erscheint notwendigerweise in einem ursachlichen Zusammenhang mit der Entstehung des Rohrs, scheint gleicher Art zu sein, wie diejenige, welche den Vulkan gebildet hat. Man wird aber bei näherer Betrachtung der Vorstellung zunächst entsagen, daß eine derartige Röhre als solche unmittelbar durch die Rinde eines Planeten gleichsam durchgebohrt sein könne, gleichviel von welcher Dicke man sich diese Rinde oder Eischale auch denken mag. Unbestritten auch wird die Annahme sein, daß die wirkende Kraft von unten her, in der Richtung vom Mittelpunkt der Erdkugel, nicht von außen nach innen, thätig sein mußte.

Ein nach oben, nach außen gerichteter Druck gegen eine Stelle der Erdrinde kann ein Aufplatzen bewirken, wobei sich über der Druckstelle Risse bilden, welche das Aufsteigen und Ausquellen endogener flüssiger Materie gestatten, wobei alsdann an meistbegünstigten Punkten solcher Risse, z. B. an Durchschnittspunkten, bequemere Passagen gegeben sind, welche sich durch flottern Durchgang der Lava weiter zu dauernden Röhren ausbilden, indes zwischenliegende Spaltstrecken außer Funktion treten, indem die Lava in denselben ins Stocken kommt. Das Ergebnis ist eine auf die Spaltlinie gereihte Anzahl von Kraterröhren. Die besonderen Umstände eines derartigen Aufbruchs der Erdrinde können begreiflicherweise sehr mannigfach sein, je nach Endestelle und Richtung, wo er sich ereignet, nach örtlichen Verhältnissen, die sich der Beobachtung entziehen. Ein der Geschichte vulkanischer Phänomene angehörendes Beispiel kann am besten darthun, wie in einem bestimmten Fall Spaltbildung zur Entstehung eines Vulkans geführt hat; es wird durch Betrachtung der Wirklichkeit von dem Weg ideologischer Behandlung auf das fruchtbare Feld der Beobachtung leiten.

Auf dem mexicanischen Hochlande entstand im Jahr 1759 der neue Vulkan Xorullo. Die Oertlichkeit war eine ebene Gegend in 800 m. Meereshöhe, mit indianischen Dörfern und Meierhöfen besiedelt. Sie liegt im Streichungszug der Vulkanreihe, welche, mit dem Parallel von 19° n. Br. ziemlich genau zusammenfallend, quer durch Mexico zwischen den Vulkanen von Tuxtla am Golf von Campeche und dem doppelgipfligen Vulkan von Colima, von dessen Höhen der seltene Besucher den Meereshorizont der Südsee erblickt, ihre Thätigkeit bald in einem, bald in dem andern ihrer kratertragenden Gipfel äußert. Im Sommer 1759 befand




Digitized by Google

sich der Vulkan von Colima in Eruption, es fanden in der Hochebene Monate hindurch öfter wiederkehrende Erdbeben statt, welche in der Gegend von Xorullo indianische Dörfer verheerten und ein Ende hatten, als am 29. September dort die Eruption eingetreten war. Genau in den Tagen dieser Eruption fand in der Thätigkeit des Colima eine Unterbrechung statt.

Es öffnete sich unter 102° L. (von Greenwich) bei dem Meierhof Xorullo, in der Meridianrichtung, also senkrecht zur Streichungslinie der Vulkane und diese Linie schneidend, eine 5½ Km. lange Spalte unter Ausstoßung von Asche und Feuererscheinungen, auf welcher Spalte sich rasch an 6 Punkten Lava-ergießende kleine Kraterkegel bildeten. Die drei südlichen dieser Kegel stellten ihre Thätigkeit bald ein, etwas länger thätig blieben die beiden nördlichen, besonders der äußerste, welcher im Volksmund wegen seines noch gut erkennbaren Kraters den Namen Volcanito führt. Der mittlere Vulkan dieser Reihe ist der Xorullo. In ihm hatte sich bald die ganze Eruptionsthätigkeit der neuen Spalte konzentriert. Diese Stelle war als Knotenpunkt mit der alten Streichungslinie die meistbegünstigte.

Die Thätigkeit des Xorullo verminderte sich sehr allmählich, während der Kraterberg nach und nach höher wurde. Lava-Erguß war früh abgeschlossen, im Jahr 1803 ward der Krater nur noch rauchend gefunden, seine Höhe betrug 1827 etwa 1350 m. über dem Meere, 835 m. über dem Gelände der ehemaligen Plantage, welche unter einem ausgedehnten malpays verschwunden ist. Hier hat man einen Vulkan, durch neue Spaltung gebildet, welcher sich zugleich in eine ältere Vulkanreihe eingliedert. Das Aufhören der Erdbeben, die Unterbrechung am Colima, weisen darauf hin, daß im Xorullo gleichsam ein Ventil auf jener alten Spalte geöffnet wurde, welches für ihre damalige Thätigkeit als Ableiter wirkte.

Es erscheint in der That natürlich, daß solche Durchschnittspunkte von Spalten die meistbegünstigten Stellen für Kraterbildung sind, und beweisende Beispiele liegen in allen Erdteilen vor. So stellt der, von allen Vulkanen der Erde am meisten bekannte Vesuv einen Knotenpunkt zweier Spaltlinien dar. Er gehört einmal der den Apenninen abendwärts parallel streichenden Kette erloschener Vulkane vom Mte. Amiata zu dem immer belebten Aetna an, andrerseits der ostwestlich streichenden Vulkanreihe Vultur-Epomeo. Man darf seine Lebendigkeit mit dieser bedeutenden Lage in ursachliche Verbindung bringen.

Sind die Vulkane, Ventilen ähnlich, auf Spalten der Erdrinde aufgebaut, so belehrt auch ihre Austeilung über das Netz dieser Spalten. Da, wo sie kettenartig gereiht sind, wo sie hinsichtlich ihrer Ausbrüche und der Phänomene von Unruhe, welche die Ausbrüche begleiten, eine zeitliche Verknüpfung erkennen lassen, ist man berechtigt, den Schluß zu ziehen, daß sie genetisch eine zusammengehörige Reihe bilden.

Um ein Beispiel zu diskutieren, mag eine Vulkanreihe Unteritaliens, das System Vultur-Epomeo, betrachtet werden. Die Streichungslinie desselben fällt in den Parallel von 40¾°. Den Ostpunkt bildet der seit geschichtlicher Zeit ruhende Vultur bei Melfi. In einem weiten Bergring von 30 Km. Umfang auf der Kammlinie erhebt sich, wie in einer Somma-Umwallung, der centrale Kegelberg auf 1330 m. Meereshöhe, auf dem Gipfel die Kratermulde zeigend, welche heute ein Wasserbecken enthält. Seine weitverbreiteten Eruptionsprodukte lassen ahnen, wie er einst für Apulien eine noch gewaltigere Rolle gespielt haben muß, als der Vesuv für Campanien.

Dieser, der Vesuv, folgt in einem Abstand von 13 Meilen westwärts als nächstes Ventil der vulkanischen Spalte. Zwischen beiden befindet sich noch in dem Gase aushauchenden Sumpfmaar Ansante, dem Ansanctus-Teich der Alten, ein Zwischenglied, ein Ort, welcher schon den ältesten Bewohnern dieses Landes die Erscheinung lebhafter Fumarolen dargeboten hat. Der Vesuv nun, frei in der campanischen Ebene aufsteigend, wahrscheinlich in frühesten Anfängen, noch vor der Erhebung Westitaliens über die Wasser des Tyrrhenischen Meeres, also unterseeisch, entstanden und aus dem damaligen Trichter, der teilweis bis jetzt erhaltenen Somma, einem über 3 Km. weiten Krater, die söhligen Tuffschichten verbreitend, welche die campanischen Gefilde bedecken, blieb nach der Erhebung des Landes über das Meeresniveau lange ein Lokal, von dessen vulkanischer Eigenschaft nur die grübelnde Naturphilosophie eine Ahnung hatte. Die Gründung der oskischen Kolonialstadt Pompeji am damaligen Ufer des Golfes von Neapel, als Hafenplatz für die drei meerab gelegenen Städte Acerra, Nola, Nocera, direkt auf alten Lavaströmen der Somma, bezeugt genugsam, daß man von dem vulkanischen Charakter des Bodens keine Tradition hatte, und bis gegen Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung blieb dieser Glaube unerschüttert. Im Jahr 79 öffnete sich der verstopfte und verschüttete Krater des „Fisove" (alt-oskischer Name des Bergs) plötzlich aufs neue, und zwar durch eine Eruption von solcher Heftigkeit, daß sie auf dem alten Gerüst einen so ansehnlichen Kraterkegel aufschütten konnte, wie der jetzige Vulkan. Dieser nun blieb von jenem Tag an, nicht ohne verschiedene Unterbrechungen, in Thätigkeit. Es scheint diese Thätigkeit sogar, je näher der Gegenwart, im Zunehmen begriffen.

Weiter folgt sodann nahe am Vesuv (so nahe, daß man versucht ist, eine gemeinsame Esse anzunehmen) die Gruppe der mythenumwobenen phlegräischen Krater, auf einer Fläche, nicht größer als die des Vesuvs, zusammengedrängte Mündungen von 27 urzeitlichen Ausbruchschlünden. Einer unter diesen erloschenen Kratern, die Solfatare von Pozzuoli, soweit die Geschichte reicht in Solfatarenthätigkeit beharrend und die Bewohner an das geheimnisvolle Spiel vulkanischer Mächte mahnend, soll nach Strabo vor Alters auch Eruptionen gehabt haben;

Digitized by Google

seit dem Wiedererwachen des Vesuvs verblieb sie aber in der s. z. s. friedlichen Thätigkeit und scheint bei den Erregungen dieses benachbarten Vulkans wenig oder nicht in Mitleidenschaft gezogen. Nur einmal jedoch, im Jahre 1198, hatte der Krater der Solfatara einen wirklichen Ausbruch, und dieser fiel, was bemerkenswert ist, in die Epoche, in welcher der Vesuv zwischen 1139 und 1301 durch anderthalb Jahrhunderte in tiefe Ruhe versunken, den Anschein eines erloschenen Vulkans angenommen hatte. Gleichsam vikarierend scheint hier das Ventil der Solfatara in Funktion zu treten, um der gemeinsamen Eruptivspalte Luft zu schaffen.

Einen ähnlichen Vorgang erlebte man in einer nachfolgenden Ruhepause des Vesuv zwischen 1500 und 1631, in welcher der Berg sich sogar mit waldiger Vegetation und kleinen Seen bedeckt hatte. Ohne daß diesmal die Solfatare erregt wurde, geschah es, daß im phlegräischen Gebiet ein ganz neues Ventil auf vorher geschlossenem Boden aufsprang. Es erhob sich 1538 durch eine bis jetzt einzig gebliebene Eruption der kleine Kraterkegel Monte Nuovo unmittelbar am Ufer des Golfs.

Wenn man sich in die Zeiten zurückversetzt, da der Vesuv noch aus dem in starrer Ruhe schlummernden Sommakrater bestand, eine Form, die sich nur durch größere Dimensionen von den Ringwällen des phlegräischen Gebiets unterschied, so kann man wohl versucht sein, auch diesen alten Vesuv der Gruppe von urzeitlichen Ausbruchstrichtern beizurechnen, ebenso wie den kleinen hübschen Kraterkegel von Nisita und die Krater-Rudimente, welche die Insel Procida bilden, als einem Bezirk nämlich, in welchem eine gemeinsame Esse aus den Tiefen der gespaltenen Rinde, unerkennbarer Ursachen halber, statt eines einfachen Ausgangs deren eine größere Anzahl fand, welche in der Folge ihre Funktion an den einen Hauptkrater, den Vesuv, abgetreten haben.

Fünf Meilen im Westen dieses letztern hat sich auf der Spalte wieder ein besonderes Trichterrohr gebildet, dessen mächtige Kapacität zur Erhebung des Epomeo, des Körpers der Insel Ischia, führte. Die Eruptionen, welche die Ausgestaltung dieses Inselvulkans gewirkt, gehören einer fernen Urzeit an und spielen nur mit wenigen unsicher registrierten Vorgängen in historische Zeiten herein. Eine Eruption am Epomeo wird im Jahre 45 vor unserer Zeitrechnung berichtet, dann aber scheint der Berg nur in den Zuckungen zuweilen wiederkehrender Erschütterungen der Insel gleichsam vergebliche Anläufe zu neuen Ausbrüchen genommen zu haben, bis im Jahre 1301 einmal eine wirkliche Eruption durch den Seitenausbruch des Arso zustande kam.

Es ist beachtenswert, daß dieser Ausbruch in die Zeit fällt, da auch der Vesuv nach jener langen Ruhepause, in welcher die Solfatara auftritt, einen frischen Impuls zu neuer Thätigkeit empfing. Denn es stellt sich neben diese Coincidenz ein weiterer Umstand, welcher ganz neuerlich konstatiert wurde. Die jüngsten zerstörenden Erdbeben auf Ischia von 1881 und 1883 fallen mit der Thätigkeit des Vesuvs zusammen, 1881 war dieser in beständiger Aufregung und in 1883 ist konstatiert, daß der Vesuv, in lebhafter Rauchentwicklung begriffen, in demselben Moment, in welchem die gewaltsamen Zuckungen im Innern des Epomeo stattfanden, dieses Rauchen einstellte, um es später, nach Ablauf der Katastrophe von Ischia, wieder aufzunehmen.

Die Streichungslinie der angeführten vulkanischen Lokale führt vom Epomeo aus in 9 Meilen Entfernung zu den Ponza-Inseln, welche als Trümmer eines vulkanischen Berggipfels angesehen werden. Betrachtet man diese Inseln als den westlichsten Endpunkt der Reihe, so hat man eine zwischen ihnen und dem Vultur zum Aufbruch gekommene, 27 Meilen lange Spalte, in welcher sich das gemeinsame und geschichtliche Leben deutlich übersehen läßt.

Am frühesten scheint der Auftrieb an den Endpunkten ins Stocken gekommen zu sein, sodann läßt der großartige Bau des Vultur darauf schließen, daß dort im Anbeginn nach der Spaltung eine große Energie gewaltet, welche nicht etwa in einem Entwickelungsstadium, sondern erst nach völliger Ausgestaltung zum Kraterkegel abgestorben ist. Die westlich vom Vultur gelegenen Spaltventile scheinen dagegen, ich sage nicht später *entstanden*, aber zur Zeit der vollen Aktion des Vultur in ihrer Ausbildung zurückgewesen zu sein. Es ist wie eine Verrückung der Angriffspunkte der größten Energie zu betrachten, wodurch der Vultur erstarb und die phlegräische Esse an Kapacität zunahm.

Die mittlere Partie einer Aufplatzungsspalte wird aus stereometrischen Gründen die größte Weite haben, während die Enden sich allmählich zuspitzen, in der mittleren Gegend wird sich denn auch die reichste und dauerndste Thätigkeit offenbaren, wie sich im vorliegenden Fall auf der Strecke Vesuv—Epomeo zeigt. Die Länge dieses Abschnittes wäre mit 5 Meilen keineswegs zu groß, um nicht selbst die Annahme einer einheitlichen Stammesse für beide Vulkane noch zulässig erscheinen zu lassen, doch mag eine solche Hypothese dahingestellt bleiben. Immerhin liegen die Fußpunkte zweier Schachte, die man sich senkrecht unter Vesuv und Epomeo denkt, noch nahe genug, um eine Korrespondenz der Krater durch die am innern Spaltfuß wirkende Druckkraft zu motivieren. Bis jetzt mag die überwiegende Thätigkeit, die Kapacität des Vesuvkraters, diese Funktion eines so nahe gelegenen Ventils auf dem alten, so lange schon ruhenden Epomeo-Krater eine schützende Wirkung äußern, doch scheint es nicht ausgeschlossen, daß einst der Vesuv seine dominierende Funktion (wie ehedem der Vultur an ihn) an den westlichen Nachbar abtritt, daß der Vulkan Ischia dann wieder erwacht.

Betrachtungen wie die vorgetragenen zeigen das Bild einer vulkanischen Spalte nicht mehr blos in räumlich nebeneinander stehenden Gliedern, sondern auch in einem

Digitized by Google

erdgeſchichtlichen Lebensverlauf. Zwei wichtige Momente ſind das Ergebnis dieſer Betrachtung:

1. Veränderlichkeit der Spaltventile;

2. eine Tendenz dieſer Veränderlichkeit oder Verſchiebung thätiger Ausbruchſtellen in der Richtung von Oſten nach Weſten, ein Vor- und Weiterrücken der unterirdiſch auf die Spalte wirkſamen Kraft in oſtweſtlicher Richtung.

Dieſes letztere Phänomen iſt von großer Bedeutung. Es zeigt ſich nämlich dieſe Erſcheinung des Fortrückens der Eruptionsmündungen mit einer unverkennbaren Geſetzmäßigkeit auf oſtweſtlich gerichteten Vulkanreihen der Erde überall. Eine Durchmuſterung der vulkaniſchen Syſteme liefert in dieſer Beziehung denkwürdiges Material; zu einer ſolchen iſt zwar dieſer Abhandlung der Raum zu eng bemeſſen, doch ſei hier noch ein intereſſantes Beiſpiel an den Azoriſchen Inſeln beleuchtet.

Dieſe Inſelreihe durchkreuzt mit ihrer, aus Oſtſüdoſt nach Weſtnordweſt gerichteten Streichungsaxe den ſogen. Dolphinrücken des Atlantiſchen Meeres im rechten Winkel, etwas unter dem 40. Breitengrad, als queres vulkaniſches Spaltſyſtem, deſſen Kratergipfel die Inſel bilden. Die größte Inſel, San Miguel, in die Länge geſtreckt, hält mit ihrer Axe genau die Hauptſtreichungsrichtung ein. Sie trägt eine Anzahl von gegenwärtig ruhenden Kratern, an welchen geologiſche Charaktere erkennen laſſen, daß die öſtlicher gelegenen ſchon länger erloſchen ſind als relativ weſtlicheren. Die Caldera auf dem Weſtende der Inſel iſt gleichſam unter den Augen der Conquiſtadoren entſtanden.

Weſtwärts nun von dieſem letzten Ausbruchspunkt, von der Küſte von Miguel etwa eine geographiſche Meile entfernt, befindet ſich die bekannte Oertlichkeit jenes unterſeeiſchen Vulkans, welcher ſeit 1628 — oder 1638 (?) — bereits fünfmal ſeinen Krater vorübergehend aus dem Waſſer erhob. Die letzte Erſcheinung des Gipfels, unter dem Namen der Inſel Sabina bekannt, fand im Juni 1867, in jener Epoche weit über die Erde verbreiteter Erdbeben, ſtatt. Dabei erlangte der Kraterkegel eine Höhe von 97 m. und zeigte einen Krater von 9 m. Weite. Er blieb acht Monate über Waſſer, bis die Meereswogen das lockere Tuffgebilde wieder fortgeſpült hatten. Weiter weſtwärts von dieſer Stelle, wieder genau in der Streichungsrichtung von San Miguel und nur etwa einem Grad entfernt, iſt die Eruptionsſtelle der „achtzehn Inſeln". Eine früheſte Nachricht von dem Phänomen ſtammt, etwas unbeſtimmt, aus dem Jahr 1720; bei der neueſten Eruption 1857 traten 18 Klippen, die Randſpitzen eines Kraters, aus dem Meere, um bald wieder verſchlungen zu werden. In dieſen Thatſachen iſt das Phänomen des Vorrückens vulkaniſcher Aktion auf der azoriſchen Spalte deutlich ausgeſprochen.

(Schluß folgt.)

---

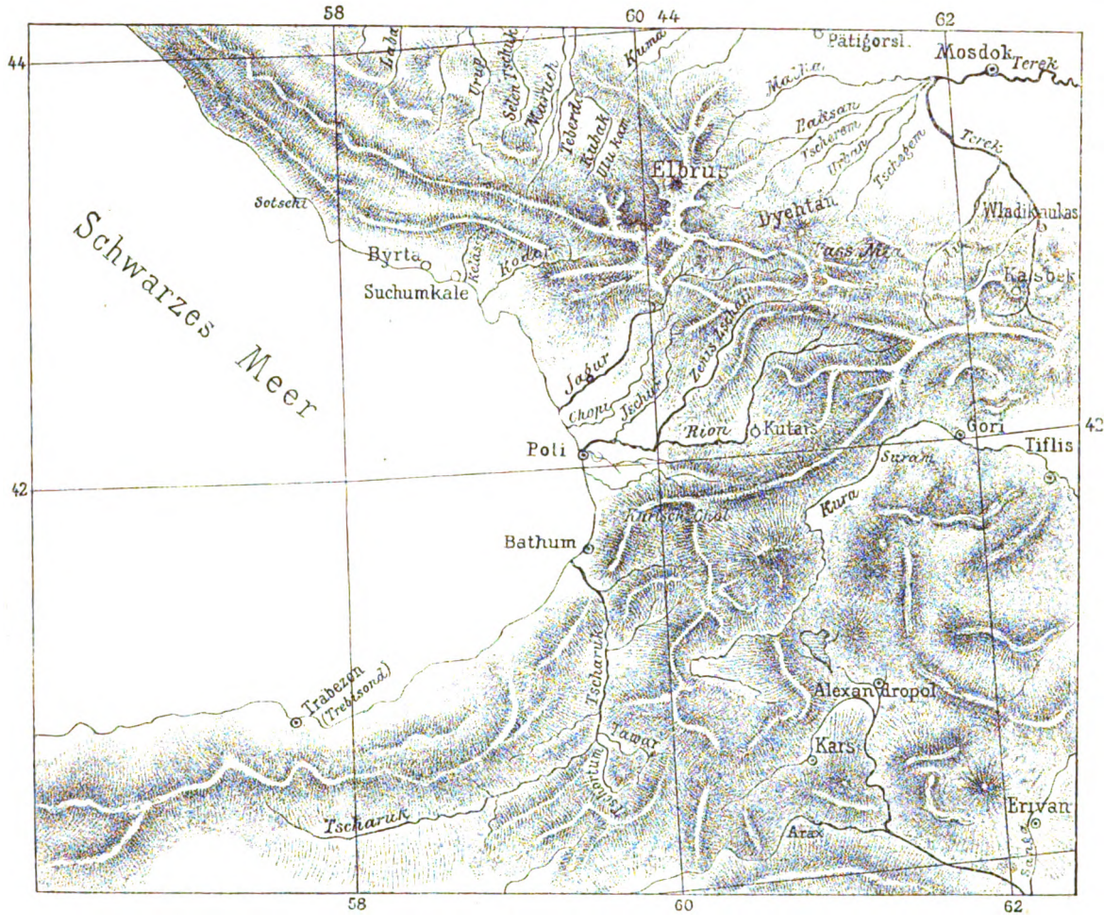
## Skizze von Sſuchúm und Umgebung.

(Mit einer Karte.)

Ein Land, wo man zu Weihnachten die ſchönſten, mannigfaltigſten Roſen im Freien hat, muß ein ſchönes Land ſein — ſolches Faktum ſpricht für den Boden wie für's Klima gleichzeitig. Heißt es auch, daß der heurige Winter (1885—1886) kein normaler iſt, daß November und Dezember ſich Januar-mäßig geſtalteten, ſo mußte ich als Gaſt im Lande doch ſtets ſtaunen über das milde Wetter in der vorgerückten Jahreszeit. Wir haben an der Sſuchúmer-Bucht Dezember, Januar und Februar kaum Froſt zu verzeichnen gehabt (den 8. Dezember Morgens war alles weiß in Reif, den 11. war das Waſſer in den Gräben bis Mittag, den 25. bis Nachmittag gefroren; dann am 22. Januar war das ſtehende Waſſer den Tag über unter leichtem Eis, bei ſonſt ſchönem Wetter, und im Februar hatten wir, im Fond der Bucht, keinen einzigen Froſt), während am offen gelegenen Leuchtturm bis — 2° C. notiert worden iſt. In der Stadt war mehrmals Froſt, der uns im Fond der Bucht verſchonte. Die ſtrengſten Monate für Sſuchúm ſind für's gewöhnliche Januar und Februar, aber deren Mittel ergibt auch am Leuchtturme für die ſiebente Morgenſtunde faſt + 2° und + 2 ½° C. (1.8° und 2.6° anno 1883, Mittags 1 Uhr 6.6 und 9°, Abends 9 Uhr 2.8 und 4° C.) Meine Beobachtungen in dieſem Winter, 1885 auf 1886, ergaben nach altem Style für den Dezember das Mittel von + 8.9°, für den Januar von + 6.7° C., für den Februar + 10.5° C. (Neuen Styls: Dezember-Mittel 10.4° C., Januar-Mittel 8.7° C. und Februar-Mittel etwa 8° C.) Kam die Kälte nicht im Januar, ſo wurde ſie doch für den Februar, kam ſie hier nicht, ſo wurde ſie für den März prognoſticiert, hatte man doch zu viel Anzeichen für einen ſtrengen Winter. Darum wollen wir auch den Tag nicht vor dem Abend loben. Jene Anzeichen ſind aber nach dortigen Beobachtungen: obenan der frühe Schnee (im Oktober) auf dem Hauptgebirge, der ſich ſogar bis auf die niedriger gelegenen Grate ungewöhnlich tief hinabzog (ſonſt fällt erſt im Dezember der erſte Schnee im Gebirge); ferner warfen die Rehe ihr Gehörn ſchon im Oktober ab, was im Normal im November geſchieht; die Haſelnüſſe ſind ausnahmsweiſe reich geweſen; das Unkraut ſchoß hoch hinauf (freilich dies Jahr nicht ſo arg wie ſonſt vor kalten Wintern) und Pelikane kamen im Oktober ſchon nach Otſchimtſcheri (ſüdlich von Sſuchúm am Meere) von der Steppe, wo ſie ſonſt überwintern, d. h. wohl am Aſowiſchen Meere. Alles dies halten die Eingeborenen für Zeichen von bevorſtehendem ſtrengem Winter. Letzteres jedoch, meine ich, kann man auch anders auslegen, namentlich, daß in ihren Standquartieren zu früh und zu ſtreng der Winter aufgetreten iſt. Ein ſechſtes Anzeichen hier für ſtrengen Winter, das Ziehen der Kormorane (Phalacrocorax Carbo) nach Süden, blieb aus, im Gegenteil

Digitized by Google

zogen sie im Dezember gen Norden. . . . Es ist kaum zu glauben, daß uns ein schlimmer März noch beschieden sei, denn wir sind eben mitten im Frühling, nachdem wir uns diese drei Monate stets erfreut an Blühendem, Treibendem und Erwachendem. Und wir können es kaum Erwachen nennen, da das Leben in der Natur jahraus jahrein schafft, ohne Unterbrechung, so daß man in den meisten Fällen sich keine Rechenschaft geben kann, ob es Fortsetzung des Herbstes oder Beginn des Frühlings sei. Unser beständiges Erstaunen mäßigte sich durch die Erinnerung, daß wir auf dem 42.° uns befinden, in maritimem Klima. Auf Schritt und Tritt werden wir daran erinnert: Monströse Agaven stehen das ganze Jahr in freiem Boden; die Camelia blüht in freiem Boden von Ende November den ganzen Dezember durch; Rhododendron und Azaleen blühen von Anfang November den Winter durch wild im Walde; Cyclamen mit den kokett zurückgeworfenen Blüten von Weiß bis ins dunkelste Carmoisin und mit den hübsch gezeichneten Blättern überdecken dicht Berge und Ebenen von Anfang Dezember bis in den Februar hinein und wo diese




Dieser unbedeutende, kleine Kartenentwurf der südöstlichen Küste des Schwarzen Meeres hat die Absicht, ganz bescheiden jenes oben Gesagte zu verdeutlichen. Wen diese Gegenden mehr interessieren, der wird auch gute Karten zu denselben zu finden wissen.

im Abnehmen begriffen, da nehmen die duftenden Veilchen, bis ins dunkelste Violett und von seltener Größe, recht überhand. Im Dezember erfüllen Olea fragrans, Lonicera odorata, Chimonanthus und Myrte die Luft mit ihrem Dufte; im Dezember haben Kirschlorbeer und Photinia und anderes große Blattknospen, während Apfel- und Pflaumenbaum wieder Früchte ansetzen, die aber dies Jahr dabei auch bleiben; im vergangenen Jahre hiengen im Dezember noch wieder reife Aepfel an den Bäumen. Zu Weihnachten, wie gesagt, strotzten die schönsten und mannigfaltigsten Rosen in Pracht, Fülle, Farben und Duft. Im Dezember schon gab es graue und gelbe Bachstelzen, Stieglitze, Zeisige, Kohlmeisen, Blaumeisen, Schwarzmeisen, Grauammern und Ortolanammern und andere kleine Sänger, die uns erfreuten, und die verschiedensten Schmetterlinge gaukelten ununterbrochen umher. Zu Neujahr summten Bienen und krochen Eidechsen hervor, und der Laubfrosch unterbrach seine hellen, lauten Töne kaum während des Winters; ja, am 14. Februar leuchtete ein Johanniswürmchen (Lampyris noctiluca).[1] Fast täglich

[1] Daß sie kühle Luft nicht scheuen, erzählt uns Radde aus Swanétien: „Trotz der bedeutenden Höhe, in der wir uns befanden (ca. 7000 F.), schwammen auch hier noch Lampyris einzelne durch die kalte Luft. (Der Swane heißt sie muchúr.)“



Digitized by Google

begrüßte ich seit dem neuen Jahr neue Wiesenblümchen; Mitte Februars blühte das reizende Leucodium vernum im Sumpfe und Eritronium Dens-canis zwischen den Agaven und seltenen Exemplaren von Nadelhölzern. Ende Februars bekamen die Bäume schon grünlichen Schimmer und die Nachtigall schlug wohlig und herzerquickend aus dem Gebüsch.

Den Winter durch, bis auf den heutigen Tag, wurden die Erdarbeiten ununterbrochen fortgesetzt. Es wurden im Dezember Baumschulen angelegt, Mistbeete bereitet, wo allerhand Wurzeln und Kohl gesät wurden, und war der Kohl Mitte Februars auch schon im Freien verpflanzt, während der Weizen auf dem Felde schon herausschoß aus dem Boden, dem er im Januar anvertraut ward.

Zu dergleichen Arbeiten schickt das Volk — Abcházen ebenso wie Mingrélier — sich sehr gut, wenn es für Tagelohn arbeitet, während es bei sich das Feld zu bebauen und etwas mehr als Mais zu säen gar nicht versteht, ja gar nicht für nötig erachtet. Dabei haben sie unpraktische Instrumente und ist ihr Pflug ausnehmend primitiver Art. Ein abgeschälter Baumstamm, an dem man einen in spitzem Winkel stehenden Ast auf etwa Fußlänge gekürzt und scharf zugespitzt hat, das ist der Pflug. Von einem wirklichen Umarbeiten des Feldes kann natürlich mit diesem primitiven Instrumente nicht die Rede sein; wenn die Längsrinnen gezogen sind, geht es einmal quer über und der Acker ist vorbereitet. Trotz solcher geringfügiger Bearbeitung der Erde schießt der Mais lustig in die Höhe, setzt prächtige Kolben an und gibt reichlichen Ertrag. Zu 15 Kopeken wird dann das Pud Mais verkauft.

Staunen wir über diesen primitiven Pflug, so staunen wir erst recht, wenn wir sehen, daß alle sich hier ansiedelnden Kolonisten ihre mitgebrachten Pflüge, die meist sofort zu Grunde gehen, beiseite legen und auch zu dem Holzpfluge greifen, über den sie zu Anfang so spöttisch die Nase gerümpft. Denn, nennt man es auch „Roden", so bleibt der Boden doch bedeckt mit Baumstubben und Wurzeln, und diese sind es, die unsere Pflüge sofort ruinieren. Ebenso ist unser Staunen über das Unverständnis des Mähens des Eingeborenen hier unmotiviert: die Weideplätze sind Weideplätze das ganze Jahr durch und Stallfütterung ist hier im Süden nie nötig, ergo hat man auch nicht nötig, das Gras zu mähen.

Da der Abcháse wie der Mingrélier sehr anspruchslos ist, so genügt ihm der Mais auch vollkommen zu seinem Lebensunterhalte. Ebenso ist der Eingeborene hier auch sehr nüchtern, was er seit der sagenhaften Zeit geblieben: sperrt doch Kirke, die Zauberin in der „Odyssee", sehr bedeutungsvoll die trunkenen Fremden in den Schweinestall. Ja, den größten Festen zu Ehren wird sich kein Abcháse noch Mingrélier betrinken, und kann der Russe sie sich wohl als Beispiel nehmen. Trotzdem aber wird von den Abcházen wie Mingréliern Wein gezogen, den sie, gleich dem wildwachsenden, an die Bäume hinaufgeleiten, und außer den inländischen Trauben ist es merkwürdiger Weise vornehmlich die „Isabella-Traube", daraus hier Wein gemacht wird, von dem man viel vertragen kann, weil er leicht und nicht süß ist, und viele trinken ihn hier mit Vorliebe. Der Fürst Woronzów, der vor 50 und mehr Jahren Statthalter im Kaukasus war und den Kaukasus sehr geliebt hat, er war es, der die „Isabella" hierher verpflanzte, und hat er damit bewiesen, wie so ganz er es verstanden hat, daß diese am besten in hiesigem feuchtem Boden sich hinein akklimatisieren würde.[1] Die amerikanische Labrusca-Rebe nämlich ist gewohnt an Feuchtigkeit, sie ist aber auch unempfindlicher gegen die schädlichen Unbille aller Art, wie Pilze, Insekten, woher sie denn auch vor dem berüchtigten Gespenste Phylloxera gesichert ist.[2]

Diese Reblaus aber ist schon vor 12 Jahren mit französischen Reben importiert worden, ohne jedoch beträchtlichen Schaden gebracht zu haben. Trotzdem wird in Abcházien und Mingrélien — dem vielbesungenen Weingarten des Pontus-Gestades seit Jahrhunderten — vom Phylloxera-Comité der Anbau von Weingärten verboten, und sind die Weingärten nun auch fast alle auf Befehl der Administration vernichtet, so währt der Kampf doch noch immer fort, jetzt zwar nicht mehr mit der Phylloxera selber, aber mit der Phylloxera-Kommission.

Um desto schöner wuchert der Wein wild im Gebirge

[1] Im ganzen Kaukasus sind 80,000 Deßjätinen Weingärten, die von der Deßjätine 100—200 Eimer Wein geben (der Eimer zu 15—20 Flaschen). Der Wein, der vorherrschend im Kaukasus gezogen und getrunken wird, ist der „Kachetiner", worunter viele verschiedene Sorten sind: Sapperavi, Mzvivani (Mzoani oder Mzwani, grusinisch-grün; siehe „Ampélographie universelle par le Cte. Odart"), Kazateli ꝛc. Mingrélier, Abcházen und andere haben auch ihre einheimischen Sorten, aber daneben wird auch europäischer Wein an der Küste gebaut. In Noworossijsk und Tuapsé z. B. gedeihen gut: Sauternes und Chasselat, in Sſuchúm der Riesling, in Anápa ist der Riesling so echt wie am Rhein ꝛc. In der Krim verändert dieser letztere sein Wesen. Interessant ist es uns, daß die krim'schen Weine, rot wie weiß, mehr Alkohol enthalten als die kaukasischen (siehe H. v. Struve „Weinbereitung", 1878, in russischer Sprache). Wie man in der Krim, im Gegensatze zu dem hier an Bäumen gezogenen Wein, die Reben kurz geschnitten zieht, so ist hier auch das Rigolen der Weinberge lange nicht so tief, wie drüben: dort 5—6 Viertel Arschin (über 1 m.), umgräbt man hier, an der kaukasischen Küste, den Boden für den Wein nur $^3/_4$ Arschin (ca. $^1/_2$ m.) tief; dort, in der Krim, muß man tief im Schiefer bis zur Feuchtigkeit graben, hier ist beständige Feuchtigkeit im Boden.

[2] Näher darauf einzugehen, ist hier nicht der Platz, und will ich denn nur einige andere Krankheiten der Reben nennen, die leicht mit dem Schaden der Phylloxera verwechselt werden können, und nämlich sind es: das Mycelium, wo die Wurzeln sich mit verworrenen weißen Fäden umlegen, und dies dann Pilzchen sind (Dr. Facio); der Phytoptus vitis, der auf den Blättern vorkommt; Aphis, kleine Läuse; ferner die Weinraupe, Coccus vitis oder Dactylopius longispinus; Tyroglyphus Phylloxerae, Hoplophora artata, Scymnus polyxenus u. a. Ferner unterliegt die Rebe den Krankheiten Oïdium Tuckeri, Anthracnoze, Mildew (Peronospora viticola) etc.

Digitized by Google

bis hoch hinauf, wo der Hauch der Grüfte nicht steiget in die reinen Lüfte, bis höher denn 5000 F., oft die Gletscher fast erreichend.[1]

Wie gesagt, ist der Mais fast die Hauptpflanzung des Eingeborenen hier, sei er Abcháse oder Mingrélier, ja bis nach dem hochgelegenen Swanétien hin, da dies die einträglichste Frucht ist, die, wenn auch alles andere Korn von Mißernte getroffen, nie solcher unterworfen ist, und es in jedem Boden und bei der wenigsten Pflege einträglich ist; ja hier in Abcháſien, das 150. Korn, im schlimmsten Falle das 65. trägt. Der Mais wird in Abcháſien am Kodór-Flusse bis fast 2600 F. angebaut.

Der Mais ist auch den Gutsbesitzern hier das Eröffnende, das Erste, das dem jungfräulichen Boden anvertraut wird, das ihn „reinigt". Nach dem Ausbrennen und Ausroden des Bodens wird zunächst Mais darauf gesät. Es ist aber stets doch eine mühevolle Vorbereitung des Bodens, weil derselbe viele Baumstrünke, viele Steine enthält, weil das Stachelgewirr darauf undurchdringlich und vollends das Farnkraut (Pteris aquilina) ganze Urwälder bildet. Ja, dieses ist oft so hoch, daß buchstäblich Roß und Reiter darin verschwinden könnten, zum wenigsten zu Pferde sitzend die Farnwedel diesem die Wangen streifen, ja sie heben sich bisweilen wohl auch bis acht Fuß Höhe; Rehe schleichen unerkannt hindurch, und den Wildschweinen und Schakalen ist es vornehmlich das sicherste Versteck. (Zwischen dem Gute, wo ich lebte und dem nur zwei Werst von uns entfernten Sſuchúm ist ein Friedhof mit kleiner Kirche; die Gräber sind aber ganz versteckt, überwuchert von Farnkraut, worin die Schakale ihr Wesen treiben und oft mußten wir von da her ihr Heulkonzert vernehmen.) Da muß man denn zunächst diese Wildnis niederbrennen, und darnach erst sieht man, was an Buschwerk und Bäumen da ist. Die Wurzeln der alten Bäume werden dann gerodet, was auch mit den Instrumenten der Einheimischen — einer beilartigen Hacke, Zálda genannt, eine viel Zeit raubende Arbeit ist; zwischen den stehengebliebenen Strünken aber geht der abcháſisch-mingrélische Pflug gewandt durch, den Boden ein wenig aufzuwühlen für die Mais-Aussaat. Und so könnte das Volk sicher zwei Ernten im Jahre halten, wenn es etwas strebsamer, emsiger und sorgsamer wäre. Denn, daß der Boden ein äußerst ergiebiger und das Klima nur fördernd beiträgt, beweisen nicht allein zweimalige Ernten von Hirse, wie von Kartoffeln,[2] sondern der Baumwuchs in den Wäldern Abcháſiens. Neben Eichen-, Buchen-, Ahorn-, Platanen-, Kastanien- und Wallnuß-Bäumen[1] von enormen Dimensionen und Birnbäumen bis über 20 m. Höhe, Apfelbäumen,[2] wilden süßfrüchtigen Pflaumenbäumen kommen Pfirsich (bis zu 40 cm. Dicke), Kirschbaum (Morelle) und Maulbeerbaum,[3] Granat-, Lotosbaum[4] und der vielgesuchte Buchsbaum[5] vor; dieser letztere bis zu 20 cm. und mehr im Durchmesser. Das Unterholz wird gebildet durch Kornelkirsche, Rhododendron, der vom Meeresufer bis auf 8000—9000 F. hinaufsteigt, Azaleen, Kirschlorbeer und Ilex, der hier hoch und baumartig wird.

Nadelwald kommt im westlichen, nach dem Pontus gekehrten Kaukasus erst viel höher in größeren Beständen vor. Ist hier am Meeresufer hie und da nur Pinus maritima in den Gärten und Pinus Halepensis, eine Abart von jenem, nur bei Pizúnda[6] wild, so sind auf den Bergen in Mingrélien bis zur Baumgrenze — 7000 F.

[1] Im oberen Rion-Thale notierte Radde des Weines äußerstes Vorkommen mit der Höhe von Glola, westlich vom Mamisson-Paß, 4644 F.; im freien Swanétien aber steigt er thalaufwärts sogar bis zur Höhe von 5500 F. u. m., und erreicht beinahe den Südfuß des Thilber-Gletschers. Im freien Swanétien wird die Traube nie ganz reif, „man setzt Honig zum Most und erzeugt ein ganz elendes Getränk", sagt Radde.

[2] Im Februar gesteckte ½ Pud ergaben Anfang Juli 6 Pud; im August zum zweitenmal in denselben Boden, der ein wenig zuvor umgewühlt, 1 Pud gesteckt, ergab im Oktober 3 Pud Kartoffeln.

[1] Während nach Radde weder Platane noch Wallnußbaum im Kaukasus wild vorkommt, gibt O. Drude's „Florenkarte von Europa" (Berghaus' „Physikalischer Atlas") nächst Castanea vulgaris südlich des Kaukasus-Gebirges verbreitet, östlich davon, gen Lencoran, Juglans regia an.

[2] Die Apfelbäume, so in den Wäldern von Sótschi wie auf den Gutsbesitzungen, sind in den letzten Jahren überdeckt von der Blutlaus (Schizoneura lanigera). Seit 20 Jahren eingeführt, überdeckt sie oft den ganzen Apfelbaum. Sie kommt aber auch auf Birnen, Quitten und Weißdorn vor. Herr v. Struve meint, ob die hier „Kümogül" genannte Krankheit auf den Maulbeerbäumen nicht auch dieselbe Blutlaus ist?

[3] Die weiße Maulbeere gedeiht noch in der durchschnittlichen Höhe von 3500 F. über dem Meere gesichert, wie solches im oberen Rion-Thale beobachtet ist.

[4] Diospyros Lotus, „Churmá" von den Eingeborenen hier wie in der Krim genannt, bildet in Abcháſien Stämme von 40 cm. im Diameter, erinnert in seinem Gesamthabitus an die Esche, und die Beeren sind total wie schwarze Weinbeeren, die fad und säuerlich schmecken, vom Volke aber — hier das Pfund zu drei Kopeken verkauft — zu einem Getränk verwendet werden. Ja, von Tiflis aus kommen Käufer, sich hier die Churmá-Trauben für ein Getränk zu holen. Der Diospyros liebt Licht und Wärme, im Ingúr-Thale z. B. findet er bei Dschwári die Grenze seiner Verbreitung gegen Norden, er scheut die Nacht der Ingúr-Schlucht. In den tiefer gelegenen Landschaften Mingréliens und Abcháſiens überschreitet er die Höhe von 1500 F. über dem Meere nicht leicht. Er ist sehr häufig in den Weingärten zu finden, wo er zu lebendigen Stützen der hochgezogenen Reben dient.

[5] Buxus, hier „Palmholz" genannt, der hier als Baum auftritt, in Swanétien noch Schenkeldicke erreicht, wird in der Zebeldá (Gouvernement Kutaïs), im Flußgebiete des Kodór, und in Sſamursakán' (ebenda), am unteren Laufe des Ingúr-Stromes, wie in Mingrélien (am linken Ufer desselben) ganz unbarmherzig ausgehauen und nach Marseille für Drechslerarbeiten und Platten zu Holzschnitten verhandelt. Immer wieder sieht man nach Sſuchúm, ich möchte sagen, Karawanen bis zu 40 Pferden auf einmal, solche über einen halben Meter lange und bis zu ⅓ m. im Diameter entrindete Stämme, jedes der Pferde als Wjuk auf sich tragen.

[6] Pizúnda, nördlich von Sſuchúm-Kale, soll seinen Namen von dieser hier reich vertretenen, mit Vorliebe schief wachsenden Aleppo-Kiefer haben. Steven nennt sie auch Pinus Pityusa, griechisch πιτυς = Kiefer (auch Pinus abchasica und pontica).

Digitized by Google

— Hochbestände von Abies orientalis (Picea orientalis) und Abies Nordmanniana *Stev.* Abies orientalis, d. i. die Fichte, verbreitet sich aber aus dem Batum'schen Kreise tief in kleinasiatische und armenische Gebiete und bildet bedeutende Wälder auf dem Pontischen Gebirge. In Abchásien ist sie sehr wenig vertreten und wird hier ersetzt durch die Kiefer. Die Abies Nordmanniana wiederum bildet im Hochgebirge des ganzen westlichen Kaukasus ganze Urwälder und sind diese, an den Quellflüssen des Kuban', der Zufluchtsort der Auerochsen.[1]

Pinus Pinea wieder, die in Mingrélien und Gurien viel bei Ruinen angetroffen wird, bis auf die Höhe von 2500 F., läßt vermuten, daß sie nicht wild vorkommt, sondern angepflanzt ist; da sie aber die Eigenschaft hat, die Luft zu reinigen von den Miasmen der Sümpfe, so wäre ihre Anpflanzung hier wohl sehr zu empfehlen.[2]

Jene Abies orientalis heißt mingrélisch nasu (swanétisch ist nense die Nordmannstanne), grusinisch nadswi und auch elaty, welcher letztere Namen sichtlich durch griechische Kolonisten hier Eingang gefunden hat — griechisch ἐλάτη = Abies. Im allgemeinen aber unterscheiden die Mingrélier die Waldbäume nicht und heißen alle, sei es Kiefer, Tanne oder Wachholder, stets ultchmelä, urtchwelä oder urtchelä, ergo = Nadelbaum.

Der Wachholder ist im ganzen Kaukasus verbreitet, vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere, vom Meeresspiegel bis zur Höhe von 6500—7500 F. über dem Meer.

Jene Abies-Arten erreichen aber die Baumgrenze vereint mit der Birke und Zitterpappel; auf 5000 F. gesellt sich zu ihnen Rotbuche und Ahorn, tiefer Rüster und Ulmus campestris und effusa, und auf 4000 F. ist die Verbreitungsgrenze der edlen Kastanien; bei 3500 F. treffen wir schon die weiße Maulbeere und im Rion-Thale steigt bis zur nämlichen Höhe Wein- und Mais-Kultur.[3]

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Räuberwesen in Andalusien.[4]

Nach dem Spanischen des Don Francisco Melero Ximeno von Alexander Braun.

Andalusien, der bevorzugte Liebling der Erde, der Lüfte und der Blumen, ist in allem überschwänglich, ungewöhnlich, ungeheuerlich, überraschend. Es ist, als ob der balsamische Hauch seiner Gefilde alles, was im strahlenden Lichte jenes klaren Himmels weilt, beseligend und befruchtend durchdringe, um es ins Großartige, Prächtige und Wunderbare zu steigern.

Gewaltigen vulkanischen Umwälzungen verdankt das herrliche Land seine malerischen Felsenhänge, schäumenden Wasserfälle und waldigen Thäler — seine paradiesische Schönheit, die dem Menschen alle Freuden und Genüsse in üppigster Fülle gewährt.

In jenen sonnigen, gesegneten Gauen erwächst geist- und anmutbegabt, unbedrückt von des Lebens Mühen und Lasten, ein stolzes, Freiheit-gewohntes Volk, entwickeln sich kühn und mächtig alle Leidenschaften, überwuchert die Phantasie alles mit ihren farbenschimmernden Blütenranken und treibt ihre gigantischen Schößlinge.

Diese Reize lockten die Habgier der rings umher in unfruchtbaren Gebieten wohnenden Nachbarn, und frühe schon begannen jene wilden Kämpfe, die gar manchmal den blumigen Boden Andalusiens mit dem heißen Blute seiner tapferen Söhne betauten und den Charakter des Volkes zur Reife brachten. Schon völlig ausgebildet tritt uns derselbe in den abenteuerlichen Märchen jener Zeiten entgegen, deren Helden bald hochherzig und bald verräterisch, bewunderungs- und zugleich verabscheuungswürdig, unwiderstehlich fortgerissen werden von ihrer zügellosen Leidenschaft und dem Hang zum Wunderbaren, dem alles verzeihlich scheint, nur nicht Mangel an Mut, den Gefahren zu trotzen und das Unmögliche zu erzwingen.

Dieser unbändige, stolze Geist erzeugt das Ungetüm Blutrache. Ganze Geschlechter fallen ihm, oft kleinlichen Anlasses willen, zum Opfer; Fehden entbrennen, die dem Wandel der Zeiten und Sitten zum Trotz noch heute die Familien entzweien und erst mit ihnen selbst erlöschen; Jahre hindurch harrt der Gekränkte, anscheinend ruhig und gelassen, der Stunde der Wiedervergeltung, um denselben Baum, worunter der Schimpf ihm einst angethan worden, dasselbe Bächlein, das damals vorbeigerauscht, zu Zeugen der blutigen Sühne zu machen. Diesem fürchterlichen Rächer zu entgehen, flieht der Schuldige in die Berge, wo er, durch die Milde des Klima's vor Kälte, durch die Fruchtbarkeit des Landes vor Hunger bewahrt, durch Herkommen und Ueberlieferung, durch den Nimbus des Heldentums, durch Liebe, Freundschaft und Verwandtschaft geschützt, vor jeder Verfolgung sicher ist.

Dort ist von jeher die Zufluchtsstätte aller, die scheu ihr Haupt verbergen müssen und ihren Unterhalt nicht redlich erwerben können oder wollen. Durch keinerlei Schranken in ihren Handlungen und Bewegungen gehemmt, führen sie in jenen abgelegenen Gebieten ein unstätes,

[1] Interessant wäre es, bestätigt zu wissen, daß der Ort Sjótschi, an der nördlichsten Verbreitungsgrenze der Abies Nordmanniana gelegen, seinen Namen diesem Baum verdanke: grusisch, imeretinisch, gurisch heißt diese Fichtenart sottschi (commru), ja auch ossetisch sotschi (coru). Abchásisch heißt sie amsa und apsa, mit welcher Benennung die Abchásen aber auch die Kiefer bezeichnen.

[2] Siehe Th. Köppen's in russischer Sprache erschienenes Werk „Verbreitung der Koniferen-Wälder im europäischen Rußland und im Kaukasus", 1885. Ich verweise überhaupt auf dieses Buch für die Nadelhölzer des Kaukasus.

[3] Radde, „Reisen im mingrélischen Hochgebirge und in seinen drei Längenhochthälern (Rion, Tzkenis-Tsquali und Ingúr)." 1886.

[4] Wie zeitgemäs die Erörterung dieser Frage ist, beweist eine Notiz im „Temps" aus Madrid vom 14. April 1887, wonach ein reicher Gutsbesitzer in Andalusien jüngst von Räubern aufgehoben und entführt worden ist und für seine Befreiung ein Lösegeld von 12 Millionen Realen (240,000 Reichsmark) bezahlt hat.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

gesetzloses und gesetzwidriges Leben. Allein über den Feinden, deren Zahl neue Verbrechen täglich mehren, vergessen sie der Freunde nicht, und daher jene leuchtenden Züge von Seelengröße und Edelmut inmitten tiefster Verworfenheit und Gemeinheit, daher der fast unbegreifliche Rückhalt, den die von aller Welt Verfehmten und Verfolgten bei den besitzenden Klassen finden, welche, sei es aus falsch verstandener Menschenfreundlichkeit, sei es aus Erkenntlichkeit für in Gefahren geleistete Dienste, sich zum Schutze jener Ausgestoßenen verpflichtet fühlen.

Schon in frühesten Zeiten, als die Bewohner Andalusiens hauptsächlich der Zucht und Pflege ihrer unvergleichlichen Schafe und herrlichen Pferde lebten, waren sie mehr ein räuberisches Kriegsvolk als ein friedliches Hirtenvolk. Eines Weideplatzes, einer Grenze wegen stritten sie auf Tod und Leben miteinander, und waren diese blutigen, inneren Zwiste ausgefochten, so überfielen und plünderten sie die durchreisenden Karawanen.

Mehr als einmal klagt die römische Herrschaft über die Unruhe und Kampflust der alten „Betica", und nicht selten mußte die Ausbeutung der reichen Bergwerke unterbrochen werden, weil man sich der Angriffe der Eingeborenen nicht zu erwehren vermochte. Als später die Araber auf ihren Eroberungszügen in die Halbinsel eindrangen, machten sie das mit ihrem Geschmack und Wesen so völlig übereinstimmende Andalusien zu ihrem Lieblingssitze, und unauslöschlich tragen diese Provinzen seitdem den Stempel maurischer Eigenart, der sie von allen anderen unterscheidet.

Neue Nahrung empfing der wilde Charakter des Volkes; ein weites Feld eröffnete sich seinem feurigen Thatendrang in dem hartnäckigen Rassenkampf, welcher sieben Jahrhunderte lang Spanien mit Waffenlärm und Kriegsgetümmel füllte. Damals hat das Recht der Wiedervergeltung den Anstoß gegeben zur „Sequestration von Personen", diesem furchtbaren Verbrechen des Mittelalters, das, zwar in veränderter Form, zum Schrecken der heutigen Völker auf unsere Zeit gekommen ist, ein häßlicher Schandfleck der modernen Zivilisation.

Tief unter den zauberhaften, wollustatmenden Säulenhallen der Alhambra, tiefer noch als die Zisternen, aus denen ihre wunderbaren Wasserspiele emporschäumen, sieben Stockwerk tief unter der Erde, liegen finstere, feuchte Kerker und in ihnen, vergessen, vermodert und verkalkt, die Gebeine unglückseliger Gefangener. Und wie bei den Mauren, so bei den Christen. Die massigen Thürme der ritterlichen Schlösser bergen schaurige Verließe, worin die armen Sequestrierten lebendig begraben, eingemauert, geblendet und verstümmelt wurden.

Alles umwälzend, brausten die Stürme der Zeiten über die Halbinsel hin, die Macht Roms war zerfallen, die Herrschaft der Araber verdrängt, an ihre Stelle war die weltbeherrschende spanische Monarchie getreten, und immer noch, wenn auch im einzelnen verwandelt, blühte das Räuberwesen in Andalusien, tief wurzelnd in dem ihm ureigenen Boden. Es von Grund aus zu vertilgen, erließen die absoluten Könige die strengsten Gesetze, erklärten die Räuber vogelfrei und befahlen sie, gleich Raubtieren zu hetzen, zu töten und auszurotten. Dieser schonungslosen Verfolgung gegenüber gewann jedoch der Bandolerismo einen wahrhaft romantischen Charakter: seine Anführer wurden zu Helden der Sage und Lieblingen des niederen Volkes, das in ihnen großmütige Beschützer erblickte, welche, den Gewalthabern allein feindlich, den Armen Anteil gönnten am Ueberflusse der Reichen. So zahlreich waren jene Scharen, so mächtig ihre Hauptleute, daß Spaniens Herrscher sich mehr als einmal gezwungen sahen, förmliche Verträge und Vergleiche mit ihnen zu schließen. In volkstümlichen Versen wurden die „Großthaten" der „Kinder von Ecija", eines José Maria, Pepillo, Diego Corrientes u. a. besungen, welche Romanzen leider heute noch das Entzücken der unteren Stände sind und ihren gesunden Sinn verwirren.

Im Lichte unserer Zeit jedoch, das alle Verhältnisse mit seinem sittigenden Einflusse durchdringt und Vorurteil und Fanatismus verscheucht, war dieses mittelalterlich bewaffnete Räubertum unmöglich geworden, unverträglich mit den von der Gesellschaft gewährleisteten Rechten des freien Menschen die Treibjagd von ehedem. Fleiß und Arbeitsamkeit hatten sich im Schutze einer besseren öffentlichen Ordnung in Andalusien eingebürgert, ein neues, den Anforderungen des Fortschrittes entsprechendes Strafgesetz bekämpfte wirksam, weil mit Strenge und Gerechtigkeit, das Unwesen, und versprengt und verringert mußten sich die Bandoleros in die Berge zurückziehen. Dort hausten sie, fielen einzelne Durchreisende an, hielten sie gefangen und gaben sie gegen ein geringes Lösegeld frei, das, jedem Vermögen erschwinglich, hinreichte, das elende Leben der Landstreicher zu fristen. Fast niemand achtete dieser Vorgänge, und einige energische, zu ihrer Bestrafung getroffene militärische Maßregeln genügten, ihnen völlig jede Bedeutung zu nehmen.

Aber nur untergetaucht, nicht untergegangen war das Uebel, und in unseren Tagen hebt es wieder, so furchtbar wie jemals, das Haupt empor. In seiner neuen, schlau ausgeklügelten Fassung umgeht es geschickt das Gesetz, bedroht die öffentliche Ruhe, gefährdet die persönliche Sicherheit, greift gewaltsam das Recht des Eigentums und der Freiheit an, schädigt Industrie und Handel und trägt Trauer und Trostlosigkeit in die friedlichen und fleißigen Kreise der Bevölkerung, die keinen Ausweg sehen, diesem Schrecknis zu entrinnen.

In diesem Zustande wurden die andalusischen Provinzen von der Revolution des Jahres 1868 überrascht. Die Aenderungen in der Gesetzgebung und dem Rechte, welche sie einführte, verbunden mit der Schwierigkeit, in einer Zeit der Neubildung dem Verbrechen kräftig entgegenzutreten, trugen zur Wiederbelebung des Räuber-



Digitized by Google

wesens bei. Große Banden überschwemmten verheerend das Land. Mit ihren Greueln wuchs ihre Gewalt und ihr Ansehen stieg so hoch, daß sie eine hervorragende Rolle in der damaligen politischen Bewegung spielten. Ihre Anführer wurden zu Rädelsführern des Aufruhrs und übten bestimmenden Einfluß auf die entfesselte Menge, welche sie mit ganz unausführbaren Verheißungen köderten. Auch boten und tauschten sie ihren Schutz gegen den gewisser vornehmer Parteihäupter, die solche Verbindungen eingingen, weil ihrem schnöden Ehrgeiz keine Stütze zur Befestigung ihrer Macht zu schlecht und ihrer feigen Selbstsucht und kläglichen Furcht keine andere Rettung vor den Gefahren des Räubertums möglich schien.

Diese mehr oder weniger offenen Schutz- und Trutzbündnisse waren es, welche den Untergang der allgemeinen Sicherheit besiegelten, denn durch sie wurde das zufällig zusammengerottete Räubervolk in geordnete Freibeuterscharen verwandelt. Da jeder Partei nur der Boden heilig galt, der ihr selbst gehörte, herrschten Mord und Raub im ganzen Lande. Es kam so weit, daß man, wie in den Zeiten des Mittelalters, Tag und Nacht bis an die Zähne gerüstet, den Dolch und das Gewehr in der Hand, jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig, keinen Schritt aus dem Hause wagte, und sich unter seinem eigenen Dache seines Lebens und seiner Habe nicht sicher wähnte. Vergebens sammelten die Reichen eine kostspielige, bewaffnete Leibwache um sich. Wie stark dieselbe auch sein mochte, ungescheut griffen die Bandoleros, im Vertrauen auf ihre überlegene Tapferkeit und genaue Kenntnis der Oertlichkeit sowohl, als der Vorsichtsmaßregeln, der Zahl und vor allem des Charakters dieser „Wächter", sie an und überwältigten sie stets, vielleicht von einem geheimen Einverständnis unterstützt, mit geringer Mühe.

Die erwähnten günstigen Verhältnisse alle, welche, in der Natur des Landes und Volkes begründet, sich in Andalusien dem Räuberwesen boten, konnten den Verbrechern des Auslandes nicht entgehen; die mit der steigenden Entwicklung der Landwirtschaft und des Bergbaues, des Handels und Gewerbes täglich wachsenden Reichtümer der gesegnetsten Provinz Spaniens mußten ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Kein Wunder also, daß die auswärtige Spekulation sozusagen sich dieses Gebietes bemächtigte, um es nach ihrer Weise auszubeuten. Nicht kampflustige, kühne Wegelagerer nämlich, wie die Bandoleros, sind diese englischen und französischen Räuber, sondern gemeine, nachtschleichende und schlaue Diebe und Betrüger, welche durch die meisterliche Gewandtheit, womit sie dem Gesetz und der Gerechtigkeit zu spotten und auf alle erdenkliche Art fremdes Gut an sich zu reißen verstehen, ihr verbrecherisches Handwerk zu einer wahren Kunst ausgebildet haben. Ueberall von einer strengen und scharfen Polizei in ihrer freien Bewegung gehemmt, unablässig verfolgt und unterdrückt, haben sie sich insgeheim aufs Engste verbündet, leisten einander, durch gemeinsame Gefahr und gemeinsamen Vorteil unauflöslich verknüpft, wechselseitig jede Hülfe, bringen, unbedingt verschwiegen und den Befehlen der Gesellschaft blind gehorsam, für die Zwecke derselben jedes Opfer.

Diese gefährlichen geheimnisvollen Verbindungen zogen nun auch Andalusien in den Bereich ihrer Geschäftsthätigkeit, indem sie das altheimische Räuberwesen teils um-, teils in der schlimmsten Weise ausgestalteten. Die Sequestrationen reicher Leute wurden zur Hauptsache. Fielen solche Unglückselige in die Hände dieser Banditen, so wurden ihnen, das ungeheure Lösegeld zu erzwingen, immer größere Entbehrungen und Qualen auferlegt, bis sie ihre Freiheit mit ihrem Vermögen erkauften, wenn nicht vorher ein barmherziger Tod oder der Wahnsinn sie erlöste. Ich erinnere an die Sequestrationen des Engländers Sedeños, Tres Castros, Aurioles u. a., keine unter zwanzigtausend Duros, an die schaudererregenden Tragödien von Malaga, Torros, Alhama, Nerja, Granada, Linares, Cadiz und Tausende mehr, in denen mit den ruchlosesten Mitteln Millionen Realen erpreßt wurden. So riesig waren diese Lösegelder, daß die englische Regierung Spanien selbst für die unerhörten, innerhalb seiner Grenzen begangenen Ausschreitungen verantwortlich machte, zur Entschädigung ihrer benachteiligten Unterthanen große Summen forderte und zur Zeit des Herrn Rivero und später auch erhielt.

Die Hochschulen all dieser Verbrechen waren die Zuchthäuser, von welchen eine verderbenbringende Propaganda ausging. Raub und Diebstahl, Schwindel und Betrug, Erpressung und Gaunerei aller Art wurden hier von wohlerfahrenen, oft fernher eingewanderten Meistern dieser dunklen Künste gelehrt und sie entsendeten trefflich geschulte Jünger. In den Festungsgefängnissen gelang es zwar, diesem Unwesen zu steuern, doch ließ leider die Unachtsamkeit der Polizei es geschehen, daß ganze Banden sich in den großen Städten (wie Valencia, Barcelona und Madrid) einnisteten und zum Entsetzen der ehrlichen Handelswelt in rein geschäftlicher Form ihr schändliches Gewerbe treiben.

Minder gefährlich und beschwerlich als der Raubmord auf offner Straße, liefen Fälschung und Prellerei dem bewaffneten Banditentum den Rang ab, um so leichter, als dieses durch äußere und innere Einflüsse immer mehr geschwächt wurde. Der nunmehrige Gouverneur von Madrid, Don Julian Zugasti, war, unterstützt von Eisenbahn, Telegraph und allen Hülfsmitteln der modernen Zivilisation, mit Eifer und Geschick siegreich gegen die Bandoleros zu Felde gezogen; das thatkräftige Vorgehen der verdienstlichen Guardia civil setzte ihnen hart zu; der in die Einsamkeit der Berge dringende industrielle und ackerbauende Fleiß verjagte sie aus vielen ihrer Schlupfwinkel; außerhalb derselben aber, unter den nicht sehr zahlreichen Bewohnern, konnten sie leicht entdeckt werden, besonders da sie im Volke selbst nur geringen Anhang fanden, teils weil die durch Handel

Digitized by Google

und Gewerbe herbeigezogenen Fremden den Verbrechern keinen sicheren Halt gewährten, teils weil der einheimische ehrbare und thätige Mittelstand sich in dem Maße von dem Verbrechen ferner hielt, als Arbeitsamkeit und häuslicher Sinn allgemeiner wurden, seitdem die Güter der toten Hand in die rührigen Hände des Kleinbesitzes übergegangen. Zudem konnten in einem hauptsächlich produzierenden Lande wie Andalusien so bedeutende Baarsummen, als die Lösegelder erheischten, im gegebenen Augenblick nie ohne große Schwierigkeit aufgetrieben werden, und es waren zu ihrer Einziehung und Bergung stets viele Helfershelfer und selbst beträchtliche Ausgaben nötig.

Aus allen diesen Gründen waren die Sequestrationen seltener geworden, und auf ein kleines Gebiet beschränkt, erschien der Bandolerismo seinem Ende nahe. Doch der siebenköpfigen Hydra gleich, stirbt er nicht, so lange er nicht ins Herz getroffen ist und stets wächst ihm ein neues Haupt an Stelle des abgehauenen.

Wieder waren es heftige politische Unruhen, die ihm frische Kräfte zusicherten. Stärker als sämtliche angedeuteten Gegenwirkungen haben die der Revolution entstammenden Erben der alten Banditen dem Bandolerismo gegenwärtig eine solche Ausdehnung gegeben, daß alle Wohlhabenden und Wohlmeinenden laut klagend Tag und Nacht um Abhülfe rufen, Presse und Gesellschaft nachgerade gebieterisch verlangen, daß endlich der schöne Boden Spaniens von diesem Schandfleck gesäubert werde. Durch die politischen Umwälzungen der letzten Zeit sind Männer aus den untersten Ständen ohne Verdienst und Vorbildung mit einemmale zu hohen Stellen emporgetragen und ebenso plötzlich wieder hinabgeschleudert worden in die dunkle Niedrigkeit, der sie nie hätten entsteigen sollen. Der Arbeit entfremdet, gewöhnt zu herrschen und zu genießen, war ihnen der alte Kreis zu enge; der Bandolerismo bot ihnen einen weiteren, welcher zugleich ihren kostspieligen Bedürfnissen, ihrem Haß gegen die bestehende Ordnung der Dinge, ihrer Machtbegier und ihrer Ehrsucht Befriedigung gewährte. Diesen gesellten sich andere bei, Flüchtlinge vor dem Gesetze, das sie, während Regierung und Verwaltung mit politischen Uneinigkeiten beschäftigt waren, durch Bestechlichkeit, Unterschleif und allen möglichen Mißbrauch ihres Amtes vielfach verletzt hatten. Manchen der Berüchtigtsten freilich, wie Caballero, ist es leider geglückt, ohne Strafe davonzukommen, anderen sogar ihre Rechtfertigung vor den Gerichten durchzusetzen, die ja selbst bei dem besten, ehrlichsten Willen der Richter so sehr mangelhaft sind, den meisten endlich, Dank der äußerst lässigen Verfolgung, nach Andalusien zu entwischen. Hier finden sie die Möglichkeit, jederzeit im Freien zu leben, einen sicheren Erwerb, zunächst im Schleichhandel, und Genossen in Menge. Mit ihnen vereint, bilden sie den Kern der heutigen Räuberbanden, welche mit der Gegend so genau wie mit den Gesetzen vertraut, gestützt auf mächtige Verbindungen, die sie stets anzulocken und zu gewinnen wissen, ihre Sequestrationen mit dem empörendsten Cynismus, einer Verwegenheit und Frechheit ohne Gleichen vollführen. Unverbrüchlich halten sie zusammen, bewahren Stillschweigen über all ihr Thun und Treiben. In Nacht und Einsamkeit verüben sie das Verbrechen, daß kein Mensch sie sieht, keiner wider sie zeugen kann. Rasch verwischen sie die Spuren der That und entfliehen, Bestechung ebnet ihnen den Weg; versagt ihnen dies Mittel, werden sie verfolgt, erhascht, so greifen sie oder vielmehr ihre Bundesgenossen zu stärkeren. Man belauert, bedroht die Vertreter der Gerechtigkeit, vergewaltigt, verdächtigt, verleumdet sie, wirbt ihre persönlichen Feinde an, bezüchtigt die Ankläger der Mitschuld und streut den Glauben aus, daß die höheren Stände den Sequestrationen nicht fremd seien, ja die Hauptanstifter dieser Verbrechen meist in ihrer Mitte bergen. Ist das alles umsonst, so beseitigt endlich ein wohlgezielter, meuchlerischer Dolchstoß oder geschickt beigebrachtes Gift den Beamten für immer, der allen Anfechtungen zum Trotz auf seiner Pflicht beharrt. Durch List und Gewalt entgehen so die Schuldigen nur zu oft ihrer Strafe.

Nach Herkommen, Verdienst und Fähigkeiten sondern diese Räuber sich in zwei Klassen. Zur ersten zählen diejenigen, welche mehr Geist oder Bildung besitzen, in der Ausübung eines öffentlichen Amtes oder sonst in irgend einem ordentlichen Berufe ihre Kenntnisse erweitert haben. Sie sind die Urheber und Leiter des Verbrechens, das sie mit aller Sorgfalt aussinnen und vorbereiten, und sie behalten schließlich auch den Löwenanteil des Gewinnes für sich. Die zweite Klasse setzt sich aus Gaunern und Schurken jeder Sorte, hauptsächlich aus begnadigten, entlassenen und entsprungenen Sträflingen zusammen. Ihnen liegt die eigentliche Arbeit ob und in ihren Mußestunden widmen sie sich dem Schleichhandel.

Haben die „Oberen" eine „einträgliche" Person oder Familie aufgespürt und die beste Gelegenheit zum Ueberfall erspäht, so geben sie ihren Spießgesellen einfach Auftrag, die betreffende ihnen an einem bestimmten Orte und zur bestimmten Zeit zu liefern. Unverzüglich machen diese sich auf, bemächtigen sich derselben, verbinden den Gefangenen die Augen oder betäuben sie mit einem Narcoticum und bringen sie im tiefsten Geheimnis nach der bezeichneten Stelle. Dabei gehen sie mit solcher Besonnenheit, Verschwiegenheit, Umsicht und Verstellung zu Werke, daß in den meisten Fällen die Räuber so wenig als die Geraubten gefunden werden können. Fast immer ist der Verbleib der armen Opfer ein unergründliches Rätsel und sie scheinen von der Erde verschlungen zu sein. Unter der Erde werden die Unglückseligen auch meist versteckt, in den Stollen verlassener Bergwerke, in ausgebrannten Vulkanen, in unermeßlichen Felsengrotten, deren Mündung ein Steinblock, gelbblumiges Ginstergebüsch oder ein mächtiger Mastixbaum mit seinem grünen, duftigen Laubwerk verhüllt. Wo die Natur nicht zureicht den Eingang zu

Digitized by Google

verwahren, ergänzen die Menschen dieselbe mit außerordentlichstem Raffinement. So fand sich in einem großen Dorfe der Sierra Tegea, einem der zentralst gelegenen Gebirge, die Oeffnung einer solchen Höhle mit einem kleinen Häuschen überbaut, welches anscheinend das dürftige Heim eines tugendhaften alten Ehepaars, in Wirklichkeit eine Räuberherberge der allerschlimmsten Art war. An einem anderen, gleichfalls ganz unverdächtigen Orte, im Garten des Onkel Martin, gelang es dem Eifer der Guardia civil, einen ähnlichen Schlupfwinkel zu entdecken, angefüllt mit den Leichnamen verhungerter oder ermordeter Sequestrierter.

In welche Höhle der Gefangene geworfen worden, weiß der Urheber des Verbrechens allein, er hält den Aermsten dort in Gewahrsam, bis der Besitz des Lösegeldes gesichert ist, welches die übrigen mit unglaublicher Verschlagenheit, ohne sich im mindesten bloßzustellen, einfordern und einziehen, an einem ungefährlichen Platze in Empfang nehmen oder ins Ausland verbringen lassen, stets aber vollständig ihren Auftraggebern überantworten, sich selbst mit einem armseligen Entgelt begnügend.

Häufig geschieht es, daß ein halbes Dutzend Verruchter auf eigene Faust Durchreisende überfallen, in irgend ein Versteck schleppen, dort einsperren und gegen Lösegeld wieder austauschen. Hiebei werden mäßigere Summen verlangt, auch sind die Thäter leichter aufzugreifen, weil sie einer umsichtigen Leitung und mächtiger Mitschuldiger entbehren und überdies von den großen Banden meist verfolgt und verraten werden. Dagegen haben die Sequestrierten hier das Gräßlichste zu erdulden, denn aus Furcht vor Entdeckung suchen ihre Räuber die Auszahlung des Lösegeldes auf jede Weise zu beschleunigen, und trifft das Geld nicht ein, so werden die Opfer fast ausnahmslos umgebracht. Der Gemahlin des Engländers wurden in Gegenwart des Gatten die Ohren abgeschnitten, weil man glaubte, er verzögere absichtlich die Auslösung; vielen Familien werden die abgehauenen Glieder ihrer Angehörigen nebst dem Werkzeug der Verstümmelung zugeschickt, um dieselben zu schrecken und zur rascheren Aushändigung des Geldes zu drängen.

Sobald sie ihren Sündenlohn empfangen, machen sich die Räuber großen wie kleinen Styles aus dem Staube und kommen nicht eher wieder zum Vorschein, als bis es gilt, eine neue Schandthat zu verüben. Ihre Spur verliert sich in den großen Städten, wo sie unter verändertem Namen ein verändertes Leben führen, ihre Beute genießen, in abgelegenen Straßen sich ein Geschäft oder Gewerbe einrichten oder auch, den alten Gewohnheiten treu, als Vertreter unbekannter und unerlaubter Genossenschaften unter falschem Schilde die Vorrechte des Handels mißbrauchen und Betrügereien in großem Maßstabe treiben (wie oben bereits erwähnt).

Unablässig bekämpfen die Gerichte dieses Uebel, allein es fehlt an einer einheitlich und gut organisierten Polizei, an hinreichenden, jederzeit verfügbaren Mitteln, mit einem Worte: das ganze heutige Gerichtsverfahren ist unzulänglich diesen vielvermögenden Räubern gegenüber. Sie zählen überall im Lande auf die Hülfe ihrer Verwandten und Freunde, erkaufen mit ihrem Reichtum den Beistand der geschicktesten Anwälte, die auf's spitzfindigste jeden noch so kleinen Umstand zur Verteidigung wahrnehmen und jeden Zeugen, selbst den harmlosesten, in die Schuld zu verstricken wissen. Verschüchtert, bebend vor der Rache der Furchtbaren, wagt niemand wider die Gewaltigen aufzustehen, niemand die Gerichte zu unterstützen. Darum ist der Thatbestand so selten aufzuklären, sind die Thäter so schwer zu überführen, wird meist das Verbrechen erst spät geahndet, nachdem Jahre hindurch Akten auf Akten geschrieben worden, oder bleiben gar, wie leider oft geschieht, diese das einzige Ergebnis der langen Prozesse.

Viel hat die Gesetzgebung gethan, das Verbrechen zu unterdrücken und in allen Teilen der Halbinsel Recht und Gerechtigkeit herzustellen, viel ist noch zu thun, bis Spanien anderen glücklicheren Nationen gleich das erstrebte Ziel erreicht.

Nach altem, frommem Brauch wird in Andalusien an der Stelle, wo jemand eines gewaltsamen Todes gestorben, ein Altar mit einem Bilde aufgerichtet, das, allnächtlich beleuchtet, die Vorübergehenden zum Gebete für die arme Seele des Ermordeten mahnt. Wer dieser Liebespflicht genügt, legt ein Steinchen nieder zum Gedächtnis, und an gewissen Zeiten sammeln sich die Hinterbliebenen mit wehmütiger Freude diese Steinchen zu zählen, deren jedes eine Bitte um Erlösung ihres teuren Toden bedeutet. Die Wege und Wälder der schönen Betica sind voll dieser ernsten Denkzeichen und ein Steinchen mehr zu den dort gehäuften sollen diese Zeilen sein, ein Merkmal des innigsten Wunsches für die Sicherheit und Ruhe Andalusiens.

---

## Sitten und Gebräuche auf Föhr sonst und jetzt.

Von Christian Jensen.

(Fortsetzung.)

### II.

#### Ehe und Ehezeremonien auf Föhr sonst und jetzt.

Die Chronisten geben fast übereinstimmend den Friesen das Zeugnis, daß sie ein sehr ernstes und von Alters her namentlich in „Punkto Sechs" sittlich reines Volk waren. An anderer Stelle hatten wir bereits Gelegenheit, von Familiengerichten betreffend unzüchtiges und anstößiges Leben und deren Strafen bei den Rügenopfern der alten Friesen mitzuteilen,[1] und so haben selbst Geistliche,[2] die geneigt waren, dem Volke die in diesen Gegenden so oft

[1] „Das Ausland".

[2] Unverheiratete Geistliche duldeten die Friesen selbst zur Zeit der vorgeschriebenen Ehelosigkeit der Geistlichen nicht unter sich.

Digitized by Google

ergangenen verderblichen Fluten als göttliche Strafgerichte, und zwar als wohlverdiente, vorzuhalten, „an dem Verhältnis der Ehegatten zu einander keinen Makel finden können". Als besonders glückliche, die Einfalt der Sitten durch das trauliche Zusammenleben im Winter fördernde Zeiten auf Föhr werden diejenigen der Grönlandsfahrt geschildert. Wozu aber in der Zeit bezüglich Ehe und Ehezeremonien der Grund gelegt wurde, das erhielt sich auch noch lange nachher, fast bis in unsere Zeit hinein, als ein fester Kern, und nur die verschiedenen Zeitläufte vermochten das äußere Gewand der Bräuche etwas anders zu gestalten.

In Wahrheit konnte es zu jenen Zeiten, als zarte Knaben und eben konfirmierte Jünglinge aufs wilde Meer hinauszogen, mit Schiller heißen: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe, Er stürmt ins Leben wild hinaus", aber nur, um im Winter wieder auf die heimatliche Scholle zurückzukehren, nicht wie heute so viele vielleicht — auf Nimmerwiedersehen.

Auch noch während die Handelsschifffahrt der Föhrer blühte, gestaltete sich, freilich in geringerem Maße, namentlich im Winter, das voreheliche Leben der Mädchen und jungen Männer anders als in der Gegenwart. Wir hatten bereits Gelegenheit, an dieser Stelle in einem Aufsatze: „Vergessene und untergehende Volksbräuche der nordfriesischen Insulaner", darüber etwas mitzuteilen.[1] Die Werbung um Herz und Hand der Mädchen geschieht noch, wie früher, direkt bei der Auserwählten, nachdem dieselbe von dem Werber verschiedene Male nach Hause begleitet worden. Erst später geschieht die Werbung bei den Eltern derselben, und zwar Abends.

Die Jungfrau ist durch das Fehlen der roten Haube auf dem Kopfe gekennzeichnet. Die Frauen tragen nämlich als Zeichen der Verheiratung eine Haube, bestehend aus einem schwarzen Lappen, der von dem Kopftuch verdeckt ist, und aus einem roten Lappen, der auf dem Kopfe sichtbar und meistens mit Spitzen und Perlen besetzt ist.

Bezüglich des durchschnittlichen Heiratsalters gilt, nicht spät oder im vorgerückten Alter zu heiraten. Männer heiraten oft mit zwanzig Jahren, die Mädchen ebenfalls. Ist ein Mädchen Ende der zwanziger Jahre, ohne Braut zu sein, dann ist die Hoffnung, als Braut geworben zu werden, sehr gering. Besondere Ehehindernisse sind nicht bekannt; früher konnten Verwandte zweiten und dritten Grades nicht heiraten, mußten dazu Dispens haben.[2] Ist unter Zweien, nachdem dieselben oft längere Zeit im Geheimen gefreit haben, ein Eheversprechen gegeben, so folgt meistens bald die Verlobung (Uetjbringen, Ausbringen) mit ihren Feierlichkeiten, von denen wir nachstehend etwas mitteilen: Gewöhnlich finden dieselben an zwei Sonntagen statt, am ersten im Hause des Bräutigams, am zweiten im Hause der Braut. Meistens holt der Bräutigam am ersten Sonntag seine Braut per Wagen nach seinem Hause, sonst zu Fuß, je nach der Weite des zurückzulegenden Weges. An diesem Tage wird die Kirche nicht besucht. Erst am folgenden Sonntag fährt man zur Kirche. Von den jungen Burschen des Dorfes werden eine bis zwei Fahnenstangen vor dem Hause des Bräutigams, wie auch vor dem der Braut, errichtet und mit Fahnen reich geschmückt. Wenn geizige Leute keine Flaggen haben wollen, so wird ihnen zum Schimpf bisweilen ein Bund Stroh auf eine Stange gesteckt.

Dem Brautpaar zu Ehren werden auch auf ihrer Fahrt von und nach der Kirche Böllerschüsse abgefeuert. Dasselbe geschieht abends während des bei Verlobungen üblichen Schmauses. Die Brautleute sind alsdann verpflichtet, nach jeder Salve herauszukommen; der Bräutigam hat mit Wein, die Braut mit Backwerk zu traktieren. Ebenso werden diejenigen, welche die Fahnen aufziehen und herunternehmen, bewirtet, und zwar mit einem Glase Rum. Die Fahnen werden vor Sonnenaufgang bereits aufgezogen und müssen durchaus vor Sonnenuntergang heruntergenommen werden; andernfalls würde sich die Braut beschimpft fühlen, und zwar, als wenn man sie für unehrlich halte.

Wenn die jungen Burschen mit ihren Ehrenbezeigungen fertig sind, sendet man ihnen Getränke, Rum und Wein, und Backwerk nach ihrem „Halfdüstern" (Hualewjonken),[1] dem Orte ihrer allabendlichen und sonntäglichen Zusammenkünfte, oder man ladet sie ein, ins Haus zu kommen. Es ist Sitte, daß der Bräutigam der Braut bei der Verlobung ein Geschenk macht. Dasselbe besteht in Silberzeug oder in einem Kleidungsstück. Verlobte und Eheleute dürfen einander nichts Scharfes, resp. Spitzes, (z. B. Messer 2c.) schenken, da solche Dinge die Liebe töten würden.

Als ein gutes Omen wird es betrachtet, wenn es regnet während der Zeit, da Braut und Bräutigam nach der Kirche fahren; man sagt: Es regnet dem Paar das Glück in den Schoß. Eine schlechte Vorbedeutung hat dagegen eine dem Paare begegnende alte Frau. Ward eine Verlobung durch Todesfall der Braut oder des Bräutigams aufgehoben und feiert der oder die Ueberlebende eine zweite Verlobung, so wird bei derselben nicht geflaggt. Nach der Wyk wurde die auf den Halligen noch übliche Sitte, einem nicht von Föhr stammenden Bräutigam per Wagen ein reich mit Flaggen und Laternen ausgeschmücktes Boot zu bringen, mitgenommen, und kommt noch vor, wenn der Betreffende bereit ist, sich dafür erkenntlich zu zeigen.[2] Die Verlobungsanzeigen mußten bisher fast allgemein Braut oder Bräutigam bei Nachbarn und Verwandten selber machen, und zwar in der Weise, daß sie

[1] Siehe daselbst über das „Fenstern." „Ausland".
[2] Man vergleiche „Nordstrand. Landrecht". Teil II Art. 15.

[1] „Das Ausland".
[2] Siehe „Ausland" 1884, Nr. 41, S. 811.

Digitized by Google

in der Abenddämmerung nach den betreffenden Häusern hingingen und dort sagten: „Ik wull man sai, ik ha a Bridj (Bradgung) was.“ (Ich wollte nur sagen, ich habe die Braut [den Bräutigam] gewiß.) Dann wurde gefragt: „Welche?“ oder „Welchen?“, wenn man's auch gut wußte; alsdann wurde der Name angegeben und die Gratulation entgegengenommen. Von einigen Bewohnern ist diese Sitte abgeschafft und es sind an die Stelle derselben Austeilung von Verlobungskarten und Verlobungsanzeige im Wyker „Inselboten“ getreten.

Wenn der Bräutigam ein Haus betritt oder betreten will, um seine Verlobung anzuzeigen, so wird ihm zu Ehren auch häufig ein Schuß abgefeuert. Man weiß gewöhnlich schon Bescheid. Beide, Braut und Bräutigam, werden bewirtet.

Manchmal feierte auch die Braut allein ihre Verlobung — oder gar mit einem Stellvertreter des Bräutigams, wenn dieser zur See abwesend war. Der Vorgeschobene hatte nur Pflichten, keine Rechte.[1]

Unter den friesischen Männern war es früher nicht Sitte, Witwen zu heiraten; that es einmal jemand, so war derselbe bei seinen Landsleuten schlecht angesehen. Im Anfang dieses Jahrhunderts, heißt es bei Clement, „waren in den östlichen Dörfern auf Föhr im ganzen nur noch zwei Dänen ansässig, jetzt ist das Land voll von Dänen, kein junges Mädchen und keine Witwe unter den Friesen heiratete damals einen Dänen.“[2] Der Reisende Kohl konstatiert, daß die häufig als landwirtschaftliche Arbeiter eingewanderten Dänen das oben angedeutete Vorurteil gegen die Witwen-Heirat nicht hatten, auf Sylt fügt man sogar hinzu, daß Witwen mit großem Landbesitz bei ihnen die gesuchtesten waren. In der Gegenwart findet eine ziemlich starke Einwanderung nach Föhr vom friesischen Festlande und von den südlich gelegenen Inseln statt.

[1] Ein schönes Dokument jener Sitte ist uns in einer Grabschrift aufbewahrt, welche noch immer auf einem Grabstein bei der St. Johanniskirche auf Föhr neben einem Reimspruch, der die Vignette eines segelnden Schiffes umgibt, zu lesen ist und also lautet:

„Allhier ruhen die Gebeine Dirk Cramers, des wailand wohlachtbahren Westindischen Capitains aus Nieblum, gebohren den 26. August 1725 in Boldixum, der in seinem Leben mit Gott viel gewagt, aber auch unter seiner Leitung viel Glück gehabt; er wagte es, vom 17. Jahre an sein Leben der wilden See anzuvertrauen, unter vielen Proben der göttlichen Hülfe von 1755 bis 1762 ein Schiff nach drei Theilen der Welt zu führen, und es ward eine jede Fahrt in VI Jahren mit Segen gekrönet, er wagete es auf göttlichen Wink sich abwesend zu verbinden mit der tugendsamen Eycke Jensen aus Nieblum, ob er sie gleich nie gesehen, und siehe, es gelang ihm, denn er führte vom 1. November 1762 fast 7 Jahre in Ruhe die zärtlichste Ehe, er wagte es endlich, hoffnungsvoll den 6. Aug. 1769 über das schwarze Meer des Todes zu schiffen und siehe, er kam glücklich hinüber und ankerte nach einer 44jährigen Lebensfahrt in dem sicheren Hafen der seligen Ewigkeit.“

[2] „Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen“. Kiel 1845 S. 148.

Einige Zeit nach der Verlobung wird meistens die Hochzeit gefeiert, die man hier „Bradlap“ nennt, und ist diese Bezeichnung etwa gleichbedeutend mit dem deutschen Brautlauf.

In den Tagen vor der Hochzeit ist gar vielerlei zu beobachten und treffen entweder das Brautpaar selbst oder die betreffenden Eltern, bei denen das junge Paar wohnen soll, die nötigen Vorbereitungen auf dieselbe. Daß ein junges Paar bei den Eltern wohnen bleibt, ist nicht so selten und es gilt hier noch, was Clement bereits 1845 mitteilte: „In der übrigen Welt geht es selten gut, wenn verheiratete Kinder bei den Eltern bleiben; bei unseren Insulanern ist es nicht so, sie leben außerordentlich friedlich mit den Eltern.“ Die Festlichkeiten einer Hochzeit nehmen gewöhnlich einen Tag bis drei Tage, bisweilen indes auch sieben Tage in Anspruch.

Besondere Hochzeitbitter gibt es auf Föhr nicht, Braut und Bräutigam gehen selbst einige Tage vor der Hochzeit im höchsten Putze zu allen Gästen hin, um persönlich die Einladung zu überbringen. Ein Verwandter des Paares übernimmt als Ehrenamt die Ordnung der Festlichkeit, der in Wyk ein Polterabend, sonst aber ein solcher nicht vorhergeht. An dem Hochzeitsfeste nehmen die nächsten Verwandten, die Nachbarn des Paares und einige junge Leute teil, und dasselbe findet Dienstags oder Freitags — auch wohl Sonntags statt. Wenn die Teilnehmer gegenwärtig vor dem Feste mit Erfrischungen gelabt werden, so wird ihnen ein Glas Wein gereicht. Brautjungfern und Brautführer kennt man nicht, auch werden keine Geschenke unter das Volk ausgeteilt. Es ist nicht gebräuchlich, daß ein Ehekontrakt geschlossen und vorher Mitgift ausgezahlt wird. Die Braut bringt meistens ein Bett, einige Möbel und etwas Küchengeschirr mit in die Ehe.[1]

An ihrem Ehrentage ist die Braut mit dem Brautkranze geschmückt und schreitet an der Seite des Bräutigams dem Zuge zur Kirche voran, alsdann folgen die auf der Hochzeit anwesenden Kinder möglichst paarweise, ihnen folgen paarweise Verwandte, Nachbarn ꝛc. und den Schluß des Zuges bilden die Eltern des Brautpaares. Aussteuer wird im Zuge nicht mitgeführt. An der Kirche wird der Zug von dem Geistlichen nicht empfangen, der letztere ruft nach einem Gesange das Brautpaar durch einen Wink an den Altar. Der Trauungsakt bietet keine besonderen Gebräuche, ein Wechseln der Ringe findet dabei nicht statt.

Bei der Rückkehr des Festzuges ins Hochzeitshaus herrschen jetzt besondere Sitten nicht mehr, dagegen war

[1] Nach dem 18. Artikel II. Teiles „Nordstrandischen Landrechts“ sollen die Eltern verpflichtet sein, ihren Kindern als Brautschatz oder „Beethling“ mitzugeben, was sie ihnen vor frommen Leuten mitzugeben gelobten, „jedoch nach altem Landrecht mögen die Eltern dem einen Kinde an liegende grunde, oder sonst, nicht mehr geben als dem andern.“

Digitized by Google

bei derselben früher der uns von Heimreich überlieferte Brauch charakteristisch: „Denn gleichermaßen wie bei den West-Fresen der Bräutigam in der Kirche der Braut zur linken Hand pfleget zu stehen, also ist auch hier (in Nordfriesland) der Gebrauch, daß die Braut bei der Trauung zur rechten und der Bräutigam zur linken stehet. Und wie jene bei der Heimführung der Braut den Gebrauch halten, daß wenn sie zur Thür des Bräutigams wollen eingehen, einer von des Bräutigams Nachbaren oder Verwandten mit einem bloßen Schwerdt hinzugetreten und ihr den Eingang so lang verwehret, bis sie ihm ein Geschenk verheißen, darauf er das Schwerdt über der Thür aufgesteckt; also auch annoch auf Föhr dieser hochzeitlicher Gebrauch wird gehalten (Heimreich's Chronik erschien zuerst 1666 und erweitert 1668), so auch auf einigen Halligen zum Theil üblich ist, daß wenn der Bräutigam seine Braut in sein Haus führen will, er seinen Degen von der Seite nimmt, selbigen über der Thür aufsticht, und nachdem er ihr zuvor zugetrunken, sie also unter solchem bloßen Degen muß in seinem Hause gehen. Mit welchem Gebrauch die Braut erinnert worden ist, daß sie ihrem Ehemann den ehelichen Bund getreulich sollte halten, und da sie denselben gebrochen, hat der Mann Macht gehabt, sie als eine Ehebrecherin mit demselben Schwerdt (so daher Aechtswird oder ein Eheschwerdt ist geheissen worden) zu tödten."[1]

Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde das Gesetz, das über den Ehebruch Todesstrafe verhängt, erneuert.

Das „Nordstrandinger Recht" über Notzucht gründete sich auf uraltem friesischem Gewohnheitsrecht und beweist neben den an anderem Orte angeführten Rügenopfern, mit welcher Strenge Vergehen gehen das sechste Gebot bei den Friesen bestraft wurden. Zwölf Eingesessene sollten ernannt werden, „die unbesprochen im Ring des Dinges kennen sollten, daß der Genotzüchtigten Gewalt geschehen,[2] auch den Thäter zu Tode fällen sollen, also daß man inner der dritten Flut ihm die Hände zurückbinden, ihm einen Sack über den Kopf ziehen, ihm so schwere Steine, als er schwer ist, am Halse binden, ihn in die See führen und in den Strom werfen soll, daß er's nicht mehr thue, und soll das Frauenzimmer wieder zu Ehren gekennet werden, gleich als wäre es nicht geschehen."

Bei dem Hochzeitsschmause gibt es jetzt besondere Speisen und Gerichte nicht mehr. Seit Kaffee und Thee ihren Einzug hielten, haben sie manche aus alter Zeit stammende Gebräuche und Weisen bei den früher üblichen Hochzeitsgetränken verdrängt. Früher gab es bei den Hochzeiten ähnlich wie auf Sylt,[3] ein Getränk: „Kringelskeel", ein Gemisch von kochendem Wasser, Syrup und Branntwein, in welches Kringelkrume gebrockt ward. „Auf den alten Hochzeiten reichte der eine Gast dem andern die große Schüssel mit Kringelskeel und jeder mußte ‚Schlag halten', d. h. einen Löffel voll nehmen und dann weiter schicken."[1]

Auch wird das Bier, das man früher selbst braute, neben dem Meth, von dem man bei der früher ausgedehnten Bienenzucht[2] dieser Gegenden Ueberfluß hatte, ständiges Getränk auf den Hochzeiten gewesen sein, wie jetzt Wein und Rum. An Kuchen ist bei den Hochzeiten kein Mangel, Küche und Keller spenden dann, was sie vermögen. „Vormals war es bei den Hochzeiten auf den nordfriesischen Inseln Sitte, daß die Braut nach der Mahlzeit das Tischtuch (Baasalduk) derjenigen Person in den Schooß warf, welche man als Kandidatin des Ehestandes für die würdigste hielt. Das Zuwerfen bedeutete also: ‚Wir hoffen nächstens auch Deine Hochzeit zu feiern.'"[3]

Hochzeitsgeschenke zu geben, ist auf Föhr erst seit ein paar Jahren gebräuchlich, dagegen ist der Tanz auf den Hochzeiten von jeher üblich gewesen, der jetzt mit fröhlichem Gesang wechselt, während früher auch auf Föhr Gesang und Tanz mit einander verbunden waren.

Es sind diese Tänze der alten Zeit ohne Zweifel denjenigen ähnlich gewesen, die uns Müllenhoff in seiner Einleitung zu den „Sagen, Märchen und Liedern aus Schleswig-Holstein ꝛc., Kiel 1845", nach historischen Quellen ausführlich beschreibt. Der Vortänzer, der zugleich Vorsänger ist, nimmt seinen Nächsten an die Hand, dieser wieder seinen Nachbarn, und so ziehen sämtliche Tänzer und Tänzerinnen den Windungen nach, die der Vortänzer einschlägt. Indem er seinen und seines Nachbars Arm emporhebt, baut er ein Thor, durch welches die Nachtanzenden, während er still steht, hindurchziehen und sich, an die freien Hände der Thorhüter anklammernd, die vorher lange und schwankende Linie zu einem Kreise umformt, der alsdann wieder durch Bildung eines neuen Thores zur schwankenden Linie umgeformt wird.[4] Die Lieder und Tänze sind jetzt großenteils vergessen, nur in den Kinderreimen und Kinderspielen mögen noch Bruchstücke der Lieder vorhanden, mag noch der altdeutsche Reihentanz fortgesetzt werden. „Vor zweihundert Jahren wußten alte Leute zu erzählen, daß zur Zeit der Julfeier mannbare Jungfrauen auf Westerlandföhr vor der Westerkirchpforte das neue Jahr, auch Nachmittags nach dem Gottesdienst singend, eintanzten. Den Föhringern muß also das Gebot des heiligen Bonifaz an die neubekehrten Deutschen auch später nicht

[1] M. Anton Heimreich's „Nordfresische Chronik". Ausgabe Falck. S. 53. Band I.

[2] K. J. Clement, „Schleswig". Altona 1867. S. 330.

[3] Vergleiche des Verfassers Aufsatz „Die Hochzeit auf Sylt sonst und jetzt." „Aus allen Weltteilen", Mai-Heft, 1884.

[1] Chr. Johansen, „Die nordfriesische Sprache". Seite 144. Kiel 1862.

[2] Vergleiche Camerer's Nachrichten, Band II, und Clement, „Schleswig", S. 334.

[3] Chr. Johansen in „Jahrbücher für die Landeskunde". Band XV, dritte Folge, vierter Band, S. 190.

[4] Nach Müllenhoff.

Digitized by Google

zugegangen sein, in den Kirchen keine Tänze und Mädchenlieder aufzuführen und Schmäuse zu halten. Aber nicht allein an den höchsten oder bei den ländlichen Festen fanden solche mit Tanz und Gesang verbundene Aufzüge statt, sondern bei keiner feierlichen Handlung, bei keinem größeren Opfer fehlten sie. Bei Hochzeiten, Bestattungen und wenn man in die Schlacht zog, erschollen sie."[1] Durch solches Tanzen und Springen nach dem Götzendienste wurde auf Föhr der Abgott „Kom" geehrt, von dem Richardus Petri erwähnt und meint, daß „er ein Gott des Fraßes und der Nachttänze gewesen."[2]

Von den Föhringern gilt heute noch, daß sie auf Hochzeiten bei Tanz und Gesang außerordentlich lustig und fröhlich sind; oft kommt es vor, daß die ganze Hochzeitsgesellschaft, wenn eben in einem benachbarten öffentlichen Tanzlokal ein Tanzvergnügen abgehalten wird, sich auf ein paar Stunden dahin begibt, um an demselben teilzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Die Erforschung des Inkissi. Der Inkissi ist ein Fluß, welcher sich einige Tagereisen unterhalb des Stanley-Pool von der linken Seite her in den Kongo ergießt. Er ist neuerdings von dem schwedischen Lieutenant Hakansson erforscht worden, welcher am 6. November v. J. auf der Karawanenstraße von Nselo abging, um den Inkissi hinaufzufahren. Er passierte Manengo, gelangte am zweiten Tage nach Buaki und fand hier eine Furt zum Uebergang von etwa 100 m. Breite, mit einigen Stromschnellen darüber und darunter. Das bis dahin öde und dürre Land gewann am dritten Tage ein anderes Aussehen, und die Expedition gelangte über Kilemfi nach Kimputi, dem Ausgangspunkt einer guten Straße nach dem Süden und nach Banza-Lengé, um am vierten Tage Banza-Sundi zu erreichen. Am folgenden Tag gelangte Hakansson auf eine durch einen Halbkreis von Bergen gebildete Hochebene voll zahlreicher Dörfer, erbaut an Wasserläufen, welche alle dem Inkissi zuströmten. Dieser maß an dieser Stelle noch 73 m. in der Breite und hatte eine sehr rasche Strömung, erschien aber doch schiffbar.

* Entdeckung eines griechischen Tempels in Syrien. Man hat bei Sidon in Syrien, etwa 1.5 Km. nördlich von der Stadt und in einer Tiefe von einigen Metern unter der heutigen Bodenfläche, einen grichischen Tempel vom schönsten, alabasterartig halbdurchsichtigen weißen Marmor gefunden. Alle Skulpturen, Gesimse, Karnieſe, Friese, Säulchen ꝛc. sind in vollkommen wohlerhaltenem Zustand. Zehn meterhohe unter dem Porticus angebrachte Bildsäulen von wunderbarer Schönheit sind noch ganz so unversehrt, als stammten sie erst von gestern. An den Tempel schließen sich noch mehrere Gewölbe an, welche Sarkophage von schwarzem und weißem Marmor mit Bildhauerarbeiten enthalten, die ebenso wie die Marmorwerke des Tempels in vollständiger Unversehrtheit erhalten sind. Mehrere dieser Sarkophage enthalten Gerippe, dagegen hat man bis jetzt noch keine Inschriften entdeckt. Die Herren Porter und Fischer vom syrischen Collège in Beirut sind mit photographischen Apparaten nach Sidon abgereist, um die Skulpturen aufzunehmen. Unmittelbar nach ihrer Entdeckung sind diese denkwürdigen archäologischen Schätze unter die Bewachung türkischer Truppen gestellt worden.

* Neuere physikalische Beobachtungen. Der bekannte russische Reisende Benukoff sagt in einem Bericht an die Pariser Geographische Gesellschaft: Dank den im vorigen Jahr im asiatischen Rußland angestellten Forschungen ist unser Wissen in der Physikalischen Geographie um zwei wichtige Ergebnisse bereichert worden. Herr Nikolsky hat gefunden, daß das Eintrocknen des Balkhasch-Sees oder vielmehr das fortwährende Sinken seines Niveau's in einem Maßstab von 1 m. auf je vierzehn bis fünfzehn Jahre stattfindet. Der unter dem Namen Ala-Kub bekannte südliche Teil dieses ungeheuren Beckens wird allmählich in ein Salzlager verwandelt, genau in derselben Weise wie der Kara Bugas, welcher einen Teil des Kaspischen Meeres bildet. Das Wasser ist dort ungemein salzig. Ein anderes Ergebnis, welches die Beachtung der Geographen wohl verdient, ist die relative Höhe des Kulminationspunktes des Kanals, der erst in der allerjüngsten Zeit die Flußbecken des Obi und Jenisei mit einander verband. Die Höhe dieses Punktes wird vom Bolscho-See eingenommen und liegt 19 m. über dem Niveau des Obi an seiner Vereinigung mit dem Kiti, während sie in Hinsicht auf die Niveauhöhe des Jenisei an der Mündung des Bolscho-Kas 55 m. beträgt. Da der Bolscho-See dreimal näher am Jenisei als am Obi liegt, so geht daraus deutlich hervor, daß der östliche Abhang des Landes, durch welches die neue schiffbare Wasserstraße hinführt, eine weit raschere Senkung hat, als der westliche Abhang. Allein im allgemeinen beweisen die drei oben angegebenen Zahlen nur, daß das Land zwischen den beiden großen Strömen, dem Obi und dem Jenisei, unter dem 59. Parallel vollkommen flach ist.

* Die Erforschung von Britisch-Kolumbien. Der Operationsplan der Kommission für die geologische Erforschung des genannten Landes hat nun die endgiltige Billigung des Ministers des Innern erhalten. Die hauptsächlichsten Operationen werden vorzugsweise im Britischen Kolumbien, in Yukon stattfinden; der Präsident, Dr. Dawson, wird von den Herren Ogilvie, M'Connck und M'Evoy

[1] Müllenhoff, „Einleitung zu den Sagen ꝛc." S. XXI. XXII.

[2] Heimreich, „Nordfriesische Chronik". Ausgabe Falck. Bd. I. S. 120.

Digitized by Google

begleitet sein. Herr M'Connel wird das Thal des Mackenzie-Flusses erforschen. Dr. Beck wird seine Forschungen auf der James-Insel und an den Gestaden der James-Bay vornehmen, wo man das Vorhandensein von Kohlenlagern vermutet. Professor Macoun wird auf Vancouver's Island geognostische Forschungen veranstalten. Die Herren Thyrrhel und Dowling werden die Berge westlich vom Manitoba-See besuchen, wo man auf das Vorkommen von Petroleum, Salz und Kohle hofft. Herr Cochrane wird die Karte der Grafschaft Gray in Ontario vervollständigen. Die Herren Lawson, Smith und Barlow haben sich bereits nach dem Regen-See begeben, um ihre daselbst früher begonnenen Arbeiten fortzusetzen. Die Herren Elbs und Giroux sind mit geognostischen Forschungen in den Kantonen Montmagny, Bellechasse, Megantic, Beauce, Dorchester und Lotbinière beschäftigt. Die Herren Low und Macoua gedenken die südwestlichen Ufer der Hudsons-Bay zu erforschen, die bis jetzt noch als eine terra incognita gelten. Der Geistliche Laflamme ist mit der Erforschung einiger der östlichen Kantone betraut. Die Herren Coste und Brunelle werden gewisse Bergwerksbezirke behufs der Sammlung statistischer Notizen besuchen und Herr Coste wird vermutlich auch nach Cudbury gehen, wo Lager von Kupfererzen gefunden wurden. Die Herren Fletcher, Fairbault und Robert werden die Karte der goldführenden Bezirke in den Grafschaften Guysboro, Pictou und Halifax aufnehmen, Herr Chalmers sich mit der Geognosie der Erdoberfläche im südlichen Teil von Neu-Braunschweig befassen, Herr Bowman die Karte des goldführenden Bezirks Caribu vollenden und dann die goldführenden Gelände von Selkirk besuchen. Professor Bailey und Herr McInnis setzen ihre Erforschung des nördlichen Teiles von Neu-Braunschweig fort. Herr Adam wird jene Gegend am St. Lorenz durchforschen, welche die Grafschaften Montcalm, Joliette und Berthier und den Bezirk Algoma, nördlich von Sudbury, durchschneiden. So herrscht in der ganzen britischen Dominion von Nordamerika in diesem Sommer ein reges wissenschaftliches Leben, welches eine reiche Ausbeute für die Länder- und Völkerkunde jenes gewaltigen Gebietes verspricht.

---

## Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung.)

Nachmittags passierten wir den Fluß Tanaha, der am rechten Ufer einmündet, und bald darauf hielten wir an der Praia, um das Nachtlager aufzuschlagen. Der besagte Fluß ist von vielen Ipurinas der schlechtesten Art bewohnt und daher große Vorsicht notwendig. Nachts erschien, wie wir schon vermutet hatten, eine Anzahl derselben, wohl in keiner anderen Absicht, als zu rauben. Aber der Anblick so vieler Canoas muß sie wohl von ihrem Vorhaben abgebracht haben.

Bald war auch wieder die Stelle erreicht, wo ich vor reichlich zehn Wochen mit meinem Boote gesunken war. Der Wind war bedeutend aufgefrischt und der Purus machte ein finsteres Gesicht. Bald erfolgte denn auch ein heftiger Regen, worauf die frühere heitere Witterung wieder zurückkehrte. Die Stelle und besonders bei diesem Wetter rief den ganzen Vorgang wieder lebendig in mein Gedächtnis zurück; hätte derselbe doch mir und meinen Leuten das Leben kosten können. Dort standen noch die nämlichen Winden, jetzt freilich im herrlichsten Blütenschmuck; dort der nämliche alte Stamm, der mich so gastlich aufnahm und von dem ich so trübe in die Nacht hineinschaute. Ich hielt es nicht der Mühe wert, Nachforschungen anzustellen, wo schon vor mir, wer weiß wie viele hundert Indianen mit ihrem Ueberfluß an Zeit den Boden durchwühlt hatten, und so fuhren wir ohne Aufenthalt weiter.

War der Schildkrötenfang auch anfangs schlecht, allmählich gestaltete sich derselbe etwas besser. Am Abend legten wir bei bei einer großen Sanddüne an, auf welcher sich eine große Schar Möven niedergelassen hatte, die bei unserer Annäherung sich erhob und schreiend und kreischend uns umschwirrte. Sie hatten brütend auf ihren Eiern gesessen und waren durch uns aufgescheucht worden. Die Nester lagen im buntesten Durcheinander, und es war mir ein Wunder, wie jeder einzelne Vogel unter den Hunderten das seinige herausfand. Sie bestanden aus einer einfachen, in den Sand gescharrten Vertiefung und enthielten vier bis sechs Eier, an deren Größe man vier verschiedene Arten erkennen konnte. In der Farbe dagegen waren sie wenig verschieden; sie waren schmutziggrau oder unrein weiß mit schwarzen Flecken betupft. Drei gehörten wirklichen Möven-Arten an, die in Geselligkeit unter einander leben, das vierte und kleinste Ei aber einem gänzlich verschiedenen Vogel, dem Vacurana, der zur Nachtzeit umherfliegt. Kaum hielten die Canoas, so sprangen auch schon die Kinder hinaus, um Eierlese zu halten und in wenigen Augenblicken waren ganze Körbe voll herbeigeschafft. Junge fanden sich noch nicht vor, ein Beweis, daß die Legezeit erst seit Kurzem begonnen. Eine Menge Eier war jedoch schon stark bebrütet, doch der Indian ißt alle mit gleicher Begierde, wenn sie nur gesotten sind. Noch lange, nachdem die Nester entleert waren, erscholl das Geschrei der geängsteten Vögel, die sich endlich mit der Dämmerung zurückzogen und am folgenden Tage nicht wieder erschienen.

Wir befanden uns jetzt in der Nähe des Dorfes Uanissapé, wohin ein Teil unserer Mannschaft gehörte. Da diese wünschte, sich auf ihren Roças mit neuem Proviant zu versehen, so wurde an diesem Tage Rast gemacht. Unter den Lebensmitteln, mit denen sich die Leute versorgten, war eine Art genießbarer Knollen und eine kürbisartige Frucht, die, obschon den Kulturgewächsen angehörend, mir doch neu war. Die Knollen sind das Erzeugnis eines Hedychium, ihr Landesname ist Masuaru. Sie werden gekocht und gebraten gegessen. Die kürbisartige Frucht ist eine Cucurbita, in der Größe und dem äußeren Ansehen der Cucurbita cirratorreas bis auf die Farbe täuschend ähnlich. Sie ist jedoch gelb, anstatt rot, wie jene. In heißer Asche gebraten, verwandelt sich das bittere Fleisch in einen dünnen süßlichen Brei.

Am folgenden Tag, dem 24. Juni, erreichten wir gegen Mittag den Ort, bis wohin der Dampfer gekommen war. Braz mit seiner scharfen Ortskenntnis, fand genau die Stelle heraus, wo derselbe geankert. Ich legte an, um einige Kisten Pflanzen, die ich daselbst aufgestellt hatte, mitzunehmen, mußte aber zu meinem Aerger Zeuge der Zerstörung sein, mit der die Cupim-Ameise alles, was Holz heißt, vernichtet. Nicht allein die Kisten, auch zwei leere Kübel, die ich ebenfalls zurückgelassen, waren derart durchbohrt und zerfressen, daß sie beim geringsten Stoß zusammenfielen.

Ich fand hier zwei große, eigentümliche Spinnen, das Seltsamste, was ich derart noch sah. Sie maßen mit ausgespannten

Digitized by Google

Füßen 20 cm. und die Füße waren zweiseitig mit scharfen Dornen besetzt, die Fühler je 16 cm. lang.

Nach wenigen Tagen erreichten wir wieder den Mamurie-Fluß, wo wir auf einer gegenüberliegenden Praia anlegten. Wir fuhren in den Mamurie-mirim hinein, um bei den Jamamatia-Indianen Copaiva zu holen, welche Braz früher bestellt hatte. Das Wasser dieses Flusses ist von dunklerer, mehr ins Grünliche spielender Farbe, als das des Purus, es ist härter und von angenehmer Frische, indem es um 5 Grad kühler ist. Gleich am Eingange des Flusses zeigte sich das ganze bunte Leben und Treiben der Wasservögel, wie dies fast immer an kleineren Flüssen der Fall ist. Ganze Scharen Taucher, Cerarás, Enten, Soros und Störche belebten das Wasser und die beiderseitigen Ufer. Auch mehrere Ottern belustigten uns durch ihr munteres Spiel im Wasser; dagegen fehlte es an diesem Flusse gänzlich an Schildkröten und Jacarés, denn das Wasser ist zu kühl und die Ufer bieten keinen geeigneten Stand. Nach einer starken Tagereise gelangten wir an die Wohnsitze der Jamamatia und wurden vom Tuschaua bestens empfangen. Dieser hatte viele Jahre in Parà gelebt und sprach vollkommen portugiesisch, ja er war selbst mit einer Portugiesin verheiratet und hatte mit ihr einigen Komfort in sein Haus gebracht. Er redete auch noch die Lingoa geral, die Sprache der Paumarys und der Ipurinas. Seine Frau verständigte sich mit den Jamamatia durch die Lingoa geral.

Diese Nation, um nach etlichen 20 Personen zu urteilen, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, zeichnete sich vor allen anderen am Purus gesehenen durch ihren etwas runderen Schädelbau aus. Das Gesicht ist voller und runder, wie auch die übrigen Züge regelmäßiger und interessanter. Das Haar ist von tiefem Schwarz und da die Jamamatia es ganz kurz schneiden, so verleiht das dem Kopfe eine noch größere Rundung. Der Körper ist von mittlerer Größe, aber von größerer Ebenmäßigkeit und Symmetrie, als bei den übrigen am Purus wohnenden Indianenstämmen; auch ist ihre Hautfarbe bedeutend heller. Die Mehrzahl der von mir gesehenen Personen war mit der Hautkrankheit der Paumarys behaftet. Die Krankheit war in ganzer Kraft entwickelt und zeigte sich ganz so, wie bei den Paumarys. Sie sind sehr arbeitsam und ruhigen friedlichen Temperaments. Das Land bestellen sie mit Bananen, Baumwolle und Zuckerrohr, auch leben sie weniger von Fischen als von der Jagd. Ante und Wildschwein sind ihre häufigste Beute. Die Nebenflüsse des Mamurie-mirim sind auch noch von anderen Indianenstämmen bewohnt, wie Cuarunas, Cocunas und Cicaporinns, welch letztere Anthropophagen sind.

Am Purus wohnen überhaupt 13 verschiedene Indianenstämme; diese sind in der Reihenfolge von der Mündung zur Quelle: die Muras, Paumarys, Catanixis, Ipurinas (Apurinas), Catuqueras, Cipos, Mamarie (Mamuri), Oya-yuca, Jamamatia (Jamamadi), Caripuna, Paumanas, Panamaris und Manitineris. Ob an den Nebenflüssen des Purus noch andere Stämme wohnen, habe ich nicht ermitteln können, doch ist dies wohl anzunehmen.

In diesem verborgenen Winkel der Erde lernte ich die dritte Geier-Art Brasiliens kennen, den weißköpfigen Urubu. Er ist mit Ausnahme des Kopfes überall schwarz und von der Größe des gewöhnlichen Urubu, jedoch etwas schlanker gebaut. Sein scheues Wesen ließ nicht zu, daß man ihm nahte, geschweige denn zum Schusse kam. Das Pflanzenreich bietet hier einige Veränderung. Die verschiedenen Attaleen, Maximilianen u. a. des Purus wachsen hier nicht, dagegen fand ich einige neue Palmen, wohin namentlich eine Ausläufer-treibende Iriartea und eine kleinwilchsige Attalea gehören. Man zeigte mir im Walde zwei Stämmchen, deren Blätter die Jünglinge sich bedienen, um sich die Holden des Landes geneigter zu machen. Sie waren ganz entblättert, wie von Raupen abgenagt, so daß ich nicht einmal ein einziges vollständiges Blatt für mein Herbarium fand. Ich halte sie zu den Capparidaceen gehörig.

Nachdem wir wieder in den Purus zurückgekehrt waren, erreichten wir bald den Ituxi-Fluß, der klares, kühles Wasser hat. Trotz meiner Sehnsucht nach dem Rio Negro mußte wieder ein paar Tage gebummelt werden. Der eine Tag verlief bei der Ausbesserung der leidigen Schildkröten-Jangada, der andere um ein wenig Cipo für die Hauptjangada. Am dritten wurden die Leute bezahlt. Die Bezahlung bestand in Tüchern und Zeug zu Hemden und Hosen. Erst am Nachmittag fuhren wir weiter. Aber das Unglück wollte, daß uns die Leute anklebten wie Pech, denn alle begleiteten uns. Braz hatte im Sinne, Tag und Nacht zu fahren; dazu kam er jedoch wegen widriger Witterungsverhältnisse nicht, indem starkes Regenwetter eintrat.

Ich hatte das Glück, eine Pirarara zu fangen, einen Fisch, gleich seltsam durch äußere Form wie durch Färbung. Derselbe ist ohne Schuppen, jedoch auf der vorderen Hälfte des Körpers und des Kopfes mit starken Knochenblättern belegt. Die obere Hälfte des Leibes ist blaugrün, an den Seiten gelb und unter dem Bauche weißlich, dagegen ist der Schwanz feuerrot und der Kopf dicht betupft. Als ich ihn aus dem Wasser herauszog, knurrte er heftig. Ich habe ihn von gutem, ja delikatem Geschmack gefunden, ähnlich wie geräucherter Stör in Hamburg, und doch wird sein Fleisch nur von wenigen gegessen. So sagte Braz und gab als Grund dafür an, daß der Fisch Catinga habe, was ich nicht fand. Er rühmte dagegen die Pirarara am Rio Negro. Endlich blieben die Paumarys zurück und wir konnten ungestört die Reise fortsetzen.

Bis in den Solimões hatten wir Paumarys-Indianen. Gewöhnlich arbeiten sie singend. Mit ausgelassener Lust trällern und schnarren sie eine eigene Weise, die an das Wesen der Spottdrossel erinnert, etwa Hé né-héné-nä, nä, nä, nä, éjé, éjé, yé, yé, yé, yé und ähnlich fort. Anfangs glaubte ich wirklich, daß sie Melodien eines gewissen Vogels nachahmte. Dabei suchen sie eine Fertigkeit darin, mit der Kante des Ruders im Vorbeifahren die von kürbisartigem Gerank umstrickten Sträucher, die rund und kuppelartig aus dem Wasser hervorragen, zu behauen, und dies trifft wirklich mit solcher Genauigkeit zu, daß die Sträucher wie mit Heckenscheeren geschoren erscheinen. An dergleichen Albernheiten ergötzt sich Alt und Jung. Sehen sie einen Vogel in der Luft, eine Schildkröte und dergleichen aus dem Wasser hervortauchen, so stellen sie mit aller Wichtigkeit Handbewegungen wie zum Schießen an, ein Spiel, das nie ausbleibt. So sieht man sie auch auf dem Lande allerlei kindische Narrenpossen begehen, z. B. im großen Gefolge mit den ausgegessenen Tartarugaschildern auf dem Kopfe nach dem Wasser gehen um sie daselbst hineinzuwerfen. Mitunter dienen dieselben jedoch den Knaben als Zielscheibe für ihre Pfeile, zu welchem Zweck zwei Stück in Schußweite von einander aufgestellt werden, um auf diese Art stets beim Abschießen eines Pfeils bei dem anderen Schild Stand zu nehmen.

Die Indianen haben die ärgerliche Gewohnheit, alle Unreinigkeiten, krepierte Tiere, Frisurabfälle ꝛc. sorgsam zu sammeln und in den Fluß zu tragen, und sei es auch auf weiten Umwegen, um den trüben Fluß und sich das Trinkwasser zu verpesten. Sie legen sich dadurch den Zwang auf, aus der Mitte des Stromes sich das Trinkwasser mühsam herbeizuholen. Ja selbst die Hunde sind meistens darauf abgerichtet, am Wasser ihr Geschäft abzumachen. Ob wohl mit diesem Brauche eine Fütterung der Fische bezweckt werden soll? Fragt man sie, so wissen sie den Grund selbst nicht. Sie haben es von den Vätern so erlernt und so halten sie es auch fest, denn der Indian ist einmal ein Kind des Starrsinns und hält fest am Althergebrachten. Ebenso gehen sie auch mit allem, was Zubereitung von Speisen betrifft, höchst unsauber um. Es ist ein Greuel, ihrer Kochwirtschaft zuzusehen.

Digitized by Google

Die Schildkröten werden ungeschlachtet auf einen Spieß gesteckt, um lebend gebraten zu werden, dabei allerdings das Brustschild am lebenden und zappelnden Tiere manchmal zur hinteren Hälfte mit einer Axt gespalten, um das Gedärme und namentlich die Eier daraus zu nehmen, woraus besondere Leckerbissen bereitet werden. Trennt man dagegen die Schilder an den Seiten auf und auseinander, wie das allenthalben Ordnung ist, so sieht man sie auch dann noch die größte Sudelei begehen, bei der Herausnahme der großen mit Urin gefüllten Blase, der Eingeweide, des Magens und selbst des Gallensackes; da schwimmt Blut, Urin und Galle unvermeidlich durcheinander. Doch ich will dem Leser den Appetit nicht verderben! Nur sei hier noch erwähnt, daß Sand und Erde häufig genug die Würze bilden. Um nicht genötigt zu sein, an den solcherart zubereiteten Gerichten teilzunehmen, stand ich regelmäßig hinter meinen Köchen, darauf zu sehen, daß ein Schenkel für mich gewaschen und gebraten wurde. In solcher Weise erlangte man doch sicher und mit wenig Mühe ein reines Stück Fleisch, das mit dem anhängenden Fett eine saftige Delikatesse bildet. Den Leuten mochte das eigensinnig von mir vorkommen. Was schadet denn auch ein wenig Sand, wo in Fällen der Not große Mengen Lehm und Erde verschlungen werden?

Da ich nun einmal von der Zubereitung der Schildkröten rede, so will ich auch noch einer absonderlichen Tötungsweise Erwähnung thun. Ich glaube aber nicht, daß diese Art der Tötung im humanen Sinne geschieht, sondern daß vielmehr eine rohe Lust an allem, woran Blut und Leid klebt, sie dazu bestimmt. Der Kopf des Tieres wird mit den Händen langsam hervorgezogen und dann ein dünner Stab von der Dicke und Länge einer Stricknadel in die Nasenlöcher hinabgetrieben. Dabei setzt sich der Schlächter ganz gemütlich auf den Erdboden, um den Stab immer auf- und abzutreiben, wobei eine Menge dabei steht, um zu gaffen. Das Tier zappelt unbändig bei dieser Operation, und ich möchte annehmen, daß nur das Gefühl des Kitzelns es ist, wodurch schließlich eine tötliche Erschlaffung hervorgerufen wird, denn bei der Untersuchung fand ich weder die Lungen noch sonst einen edlen Teil des Körpers verletzt. Eine Verletzung des Gehirns kann nach der Organisation des Kopfes nicht stattfinden. Das Tier ermattet sichtbar, indem die Füße schlaff herabhängen, das Leben aber erlischt dennoch nicht ganz. Noch lange nach erfolgter Auftrennung sieht man Herz, Lunge und das Schwanzende, ja selbst die einzelnen Muskelpartien zucken. Eine möglichst schmerzlose Tötung wird jedoch in keiner Weise herbeigeführt, da das Leben zähe ist, wie beim Aal. Die allgemeinste Tötung ist die, den Kopf, wie vorhin gesagt, langsam mit den Händen hervorzuziehen, ihn auf einen Block zu legen und rasch mit einem kräftigen Axthieb abzuschlagen.

Die Eßlust der Indianen und die unaussprechliche Gier, mit der sie nach allem langen, geht über alle Begriffe. Sie sind immer hungrig und haben vom vielen Essen meistens einen ganz unförmlichen Bauch. Sie kochen daher stets mehr als sie gebrauchen, und hätten sie das größte Wild erlegt, sie kämen, trotzdem sie kein Salz haben, nie in Verlegenheit, wie sie das Fleisch aufbewahren sollen. Da broddelt und siedet es in allen Töpfen und an Dutzenden von Spießen über dem Feuer, und keine 24 Stunden sind vergangen, so hat eine solche Familie alles verzehrt. Es muß immer ein Vorrat von Gerichten um sie herum stehen, um zu jeder Zeit essen zu können. Früh Morgens, noch bevor der Tag graut, denken sie schon ans Essen; ist kein Braten vorhanden, dann verzehren sie kalte Früchte. Und ebenso muß auch Nachts, nachdem sie bereits geschlafen haben und zufällig erwacht sind, dem Hunger Genüge gethan werden. Sie konnten uns nicht essen sehen, ohne sich neben uns niederzuhocken, wie Hunde nach jedem Knochen zu haschen und ungeduldig dem Moment entgegenzusehen, in dem wir uns erheben würden, um mit hastiger Gier über die Reste herzufallen.

Die Männer suchen jeden Schutz gegen die Sonnenstrahlen, während die Frauen dieselben geduldig ertragen. Man sieht sie den Kopf mit aus Palmblättern geflochtenen Hüten und Tüchern oder auch einem zierlich geflochtenen Schirmstreif bedecken, der wie ein Kranz auf dem Kopfe ruht und noch den besonderen Zweck hat, das Haar zusammenzuhalten. Es kleidet sie dies recht gut, und dieses Kleidungsstück könnte als ein Musterstück von Flechtarbeit gelten.

Ein am Purus sehr häufig vorkommender Baum ist der Tachizeiro, dessen hohle Zweige und Stämme stets mit Ameisen angefüllt sind. Er ist einer derjenigen Bäume, die selbst nach dem Verblühen noch dem Walde ein Schmuck sind, indem die Kelchblätter sich verfärben, da sie von Weiß in Rot übergehen und noch lange am Stamme sich erhalten. Hierhin gehören namentlich auch noch Bougainvillea spectabilis mit ihrem anfangs flammendroten, dann scharlachfarbenen Schmuck und Petrea volubilis mit schönen himmelblauen Blumen. Am häufigsten findet sich das Phänomen der Kelchblätter-Verfärbung in der Familie der Polygoneen ausgebildet.

Die Erziehung von Haustieren scheint bei allen Indianen Gegenstand besonderer Vorliebe zu sein. So erbarmungslos und grausam sie auch mit der Jagdbeute verfahren, so sorgsam sind sie jedem Tiere zugethan, welches ihnen lebend in die Hände fällt. So sieht man nicht nur Papageien und dergleichen in ihren Hütten, sondern selbst ganz unschöne Tiere, wie Eulen und Urubus, mit größter Sorgsamkeit erzogen; ja es ist keine Seltenheit, daß junge Hunde und Affen von Frauen gesäugt werden. Die jungen Hunde werden nämlich schon verteilt, während sie noch blind sind und die Frauen übernehmen dann das Amt der Hündin. Hunde sind überhaupt bei den Indianen ungemein beliebt. Bei dieser großen Zärtlichkeit der Indianen gegen alle gefangenen Tiere darf man sich daher nicht wundern, daß man selbst ganz wilde Tiere zu besonderer Zahmheit gelangen sieht.

Will der Indian irgend eine Gemütsstimmung, wie Verdruß, Aerger, Wohlgefallen ꝛc. bezeugen, so schlägt er sich mit der Hand hinter dem Kopf aufs Haar. Der Indian ist sehr abergläubisch und hängt sehr fest am althergebrachten Glauben und an den Vorurteilen der Väter. Daher kommt es auch, daß unter den verschiedensten Stämmen so große Uebereinstimmung in Märchen, Ideen und Spukgeschichten herrscht. Träume, die Stimmen gewisser Vögel haben eine hohe, oft geisterhafte Bedeutung. Läuft eine Schlange über den Weg, so gibt es ein Unglück. Schreit der Himmara-Vogel, so gilt dies als Vorbote des Todes. Den Urubutinga nennen sie den König der Geier. Es geht der Glaube unter ihnen, daß jeder Pfeil, der am Ende mit den Federn desselben versehen ist, sicher sein Ziel treffe. Eine Flinte, welche einmal ein Urubu erlegte, soll kein Glück mehr haben. Das Paca, ein Nagetier von der Größe und Gestalt eines Hasen, soll von der giftigen Surucucu-Schlange abstammen, wohl aus dem Grunde, weil den Indianen kein Fall bekannt ist, daß dieselbe je ein solches Tier gebissen. Die Häutung eines Insekts, die Mauser der Vögel gilt als eine Lebensverjüngung. Nach den Begriffen der Indianen soll der Schmetterling aus einer Blume entstehen; Schlangen sollen aus Menschenhaaren werden. Krokodile sollen weinen und heulen, um die Tiere herbeizulocken, selbige zu verzehren. Gewissen leblosen Gegenständen wird eine geheime, übernatürliche Kraft zugeschrieben. So z. B. einer grünen Steinart, steinigten Gebilde aus den Köpfen gewisser Fische ꝛc. Diese werden als Talismane hochgehalten und sind nur mit äußerster Mühe zu erlangen. Will der Indian Fische fangen, so glaubt er fest, seine Absicht nicht auf dem Wasser äußern zu dürfen.

Die Krankheiten der Indianen beschränken sich im allgemeinen auf Hautkrankheiten, Fieber und Unterleibsbeschwerden, namentlich Leberleiden und Unterleibsentzündungen; weniger werden die übrigen feineren Teile, wie die Respirationsorgane, affiziert, was

Digitized by Google

im vollkommenen Einklange mit den klimatischen Verhältnissen und der Lebensweise steht. Ueberall atmet der Indian freie Luft, er hat keinem Lebensberufe nachzuhängen, der ihm die Brust beengt, noch sonstwie Anomalien im Oberkörper hervorruft. Bei der Unmäßigkeit im Essen scheint die Verdauung nur unter dem Zutritt reichlicher reiner Luft ihr ganzes Wunder zu üben, da Fälle von Verdauungsbeschwerden oder Magenübeln zu den Seltenheiten gehören. Die Eßbegierde äußert aber ihre unausbleiblichen Folgen in Unterleibsbeschwerden.

Weder bei den Paumarys noch bei sonst einem Indianenstamme am Purus habe ich das Rauchen beobachtet, das doch sonst von allen Indianenstämmen mit Leidenschaftlichkeit getrieben wird. Dagegen sind sie aber alle leidenschaftliche Schnupfer. Die Paumarys pflanzen zu diesem Zwecke Tabak, während die übrigen am Purus wohnenden Stämme sich der Blätter einer noch nicht beschriebenen Carica-Art bedienen. Das in denselben enthaltene Nikotin erzeugt im Pulver fast die nämlichen Wirkungen, wie der wirkliche Tabak. Ich war schon lange begierig, zu wissen, welche Pflanze als Surrogat des Tabaks diene, da ich sie schnupfen und doch keinen Tabak bauen sah, und war daher nicht wenig erstaunt, diese Carica-Art als solches kennen zu lernen, indem die Blätter im frischen Zustande durchaus keine narkotischen Eigenschaften verraten. Die Blätter der Pflanze werden auf einem Gerüst über dem Feuer gedörrt, zu runden Tafeln übereinander gelegt, um noch einigemale tüchtig durchzuschwitzen. Sind sie gehörig trocken, so werden sie zusammengepreßt aufbewahrt, wenn man nicht vorzieht, gleich die ganze Arbeit zu beenden. Zur Herstellung des Pulvers werden sie dann in einem flachen Topfe noch größerer Hitze ausgesetzt, bis sie sich zerreiben lassen. Man reibt sie alsdann mit den Händen so lange und so fein, bis sie zu Staub geworden sind, und der Schnupftabak ist fertig. Nun die Dose und überhaupt der Schnupfapparat. Letzterer ist ein wunderliches Ding! Zwei Vogelknochen, 10—20 cm. lang, werden etwas konvergierend so miteinander verbunden, daß die Enden in die Nasenlöcher gesteckt werden können. Der Tabak wird in die flache Hand geschüttet und dann durch dieses einfache Instrument in die Nase hineingesogen. Ein großes Schneckenhaus dient als Tabakdose. Die Spitze desselben wird ausgebrochen und ein Stückchen Knochen hineingesetzt. Die offene Seite wird ganz sauber mit einem Stückchen Holz oder auch wohl mit einer Muschel dicht gemacht und verpicht, und die Tabaksdose ist ebenfalls fertig. Man muß sich wirklich darüber wundern, welche Unmassen von Tabak die Indianen als Nasenfutter verbrauchen. Jeden Augenblick wird der Tabakbehälter hervorgezogen, bedächtig ein Teil in die linke Hand geschüttet, der Saugapparat in die Nase gesteckt und dann unter vielen grunzenden Lauten des Wohlbehagens das Pulver in die Nase hineingesogen. Männer, Weiber und selbst Kinder huldigen diesem Genusse und es wird ihnen schwer, denselben auch nur einen Tag lang zu entbehren.

Endlich erreichten wir den Ort, wo wir oberhalb des Mari-Flusses mit dem Dampfer hielten. Ich gieng einige Exemplare einer schönen Rubiacee zu holen, hätte auch gern Samen von einer schönen Passiflora mitgenommen, wenn es nicht zu früh gewesen wäre, denn sie stand gerade in voller Blüte. Vom Ufer, das nun ein erschreckliches, wildes Ansehen bot, nahm ich einige Steine mit. Der Rio Mari hat kühleres Wasser, doch ist dasselbe von gleicher Farbe mit dem des Purus.

Bald darauf verabschiedete ich mich von Braz, diesem kalten, unlieben Menschen, der mir durch sein launiges, mysteriöses Wesen vielfach die Reise verbittert hatte. Andern Tages passierten wir die Mündung des Tapaca. Wir trafen daselbst mehrere Canoas mit Paumarys, die zuerst bei unserer Annäherung flohen, nach einigen Beratungen jedoch wieder zurückkamen. Durch sie erfuhren wir, daß wir andern Tags Castro antreffen würden; von ihm hoffte ich Nachrichten vom Solimões zu erhalten.

Der Tapaca ist ein bedeutender Nebenfluß des Purus, was man schon an der größeren Breite erkennt, die der letztere nun gewinnt. Die Situation der Ausmündung ist eigentümlicher Art. Vor derselben liegt delta-artig eine große Sandbank, und fährt man eine Strecke weiter abwärts, ungefähr ein paar englische Meilen, so erkennt man, daß er mit noch einem Kanale Wasser an den Purus abgibt. Dieser Kanal, von gleicher Breite des Purus, scheint nur eine Fortsetzung des letzteren zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

## Litteratur.

* Engler, A., und Prantl, K.: Die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten, insbesondere den Nutzpflanzen, bearbeitet unter Mitwirkung zahlreicher hervorragender Fachgelehrten. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1887. — Dieses aus einer Reihe vorzüglicher Monographien bestehende Werk führt sich als ein Prachtwerk ersten Ranges und als ein litterarisches Unternehmen ein, dem keine der anderen zivilisierten Nationen auch nur annähernd etwas ähnliches an die Seite zu setzen hat. Der Zweck ist: „ein nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen und von anerkannten Autoritäten bearbeitetes Gesamtbild der Pflanzenwelt in systematischer und doch dabei allgemein verständlicher Weise zur Darstellung zu bringen" und in dieser Darlegung Wort und Bild zur größten Verdeutlichung des fraglichen Gegenstandes zu verbinden. Dieser Zweck wird auf dem eingeschlagenen Wege vollkommen erreicht, und schon von diesem Gesichtspunkte aus ist das Werk ein glänzendes Zeugnis für die ungeheuren Fortschritte, welche die Botanik, und zwar namentlich die darstellende, in den jüngsten fünf Jahrzehnten gemacht hat. Vergleichen wir z. B. das Vegetable Kingdom von John Lindley von 1846, seinerzeit ein Prachtwerk, mit dem vorliegenden Werke — welch ein ungeheurer Fortschritt und Vorzug zu Gunsten des letzteren! Von diesem liegen uns zwei fertige Lieferungen (1 und 2) vor, die erste enthaltend die Palmen von O. Drude in Dresden, mit 167 Einzelbildern in 36 Figuren, die zweite enthaltend die Juncaceen von F. Buchenau in Bremen und die Stemonaceen und Liliaceen von A. Engler in Breslau, mit 132 Einzelbildern in 32 Figuren, die Holzstiche lauter Meisterwerke der modernen Xylographie und so ausgewählt, daß sie in wirklichem Sinne Illustrationen zu dem klaren bündigen Texte sind. In dieser Gestalt ist das Werk jedenfalls eines der vollendetsten botanischen Werke, welches je geschaffen worden ist, nicht allein ein unentbehrliches Hülfsbuch für den Botaniker vom Fach, sondern auch der lehrreichste und vollständigste Anschauungsunterricht der Botanik für gebildete Laien, für den Lehrer der Naturwissenschaft, den Apotheker, Pharmazeuten, Arzt, Techniker, Forstmann, Landwirt und Gärtner, so wie ganz besonders auch für den Forschungsreisenden und Kolonisten, welchem dabei die besondere Berücksichtigung der Nutzpflanzen noch ausdrücklich zu gute kommt. Im Hinblick auf die beiden letztgenannten Berufsklassen halten wir es für eine besondere Pflicht, in diesen Blättern auf das vorliegende Prachtwerk hinzuweisen und es unseren Lesern angelegentlichst zu empfehlen. Wir werden über das Erscheinen der Fortsetzung von Zeit zu Zeit gewissenhaft berichten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 30.** Stuttgart, 25. Juli **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die handelspolitische Bedeutung des Roten Meeres in alter und neuer Zeit. Von Professor Th. Schott. S. 581. — 2. Skizze aus Sfuchúm und Umgebung. (Fortsetzung.) S. 584. — 3. Betrachtungen zur Naturgeschichte der Vulkane. Von F. W. Noack. (Schluß.) S. 587. — 4. Sitten und Gebräuche auf Föhr sonst und jetzt. Von Christian Jensen. (Schluß.) S. 591. — 5. Skizzen aus Nordamerika. S. 595. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 598. — 7. Litteratur. S. 600.


## Die handelspolitische Bedeutung des Roten Meeres in alter und neuer Zeit.

Von Professor Theodor Schott.

In dem ungeheuren Trümmerfelde, welches am Oberlaufe des Nil meilenweit zu beiden Seiten des mächtigen Stromes sich ausbreitet und die Stätte des alten hundertthorigen Theben bezeichnet, mitten unter den kolossalen Ruinen, die, das Staunen und die Bewunderung aller Reisenden hervorrufen, hebt sich eine kleine offene Halle, einst der Vorbau eines Grabtempels; die Decke ist geborsten, die Säulen liegen darnieder, aber die hohe Rückwand, in den natürlichen Fels gehauen, ist unversehrt erhalten. Der für die Skulptur so vorzüglich geeignete Kalkstein trägt eine bildliche Darstellung, die unter den uns erhaltenen Monumenten ihres Gleichen sucht im ganzen Nilthal, so frisch und deutlich strahlen die Figuren in ihren dunklen Farben. Eine ganze See-Expedition steht vor uns, Schiffe mit starkem Maste und langer Raae, mit Takelwerk und Steuerruder, man sieht die Abfahrt in ein fernes Land, die glückliche Ankunft und die Befrachtung der Schiffe mit den edelsten Erzeugnissen desselben; da liegen kostbare Holzarten, Aloe- und Sandelholz, Klumpen von Weihrauchharz, Elefantenzähne, Cassiarinde. Felle von Panthern, auch lebende Wesen sind da, langgeschwänzte Meerkatzen und hundsköpfige Affen blicken scheu umher, auch unglückliche Sklavinnen mit ihren Kindern gehören zur Ladung, und endlich schleppen die Schiffsleute grünende Weihrauchbäume in großen Kübeln an Bord, sorgfältig wird alles verstaut, und die Umschrift in Hieroglyphen meldet uns auch die glückliche Heimkehr und verkündet in echtem Hofstyl: So großes sei nie vorher ausgeführt worden. Es war eine Frau, die dieses kühne großartige Unternehmen ins Werk setzte: Makara (Namake, Hatasu, Haschep), eine Königstochter in den Jahren 1613—1591 vor Christus, Regentin für ihren jüngeren Bruder Thutmes III. Das Land, wohin die Fahrt ging, wird Pun oder Punt genannt, nach übereinstimmender Auslegung ist darunter die Küstengegend südlich von der Straße von Bab-el-Mandeb zu verstehen, ebensowohl das afrikanische Gestade im Somali-Land als die arabischen Gegenden von Yemen und Hadramaut. Doch auch Makara war nicht die erste, welche Schiffe in jene Breiten sandte, sie hatte nur eine frühere Tradition wieder aufgenommen, denn eine noch ältere Inschrift vom Jahre 2300 — also 300 Jahre vor Abraham — meldet von dem König Samkara, daß er seine Flotte in das Land Punt geschickt habe.

Dies sind die ältesten sicheren Zeugnisse von der Schifffahrt auf dem Roten Meere, die frühesten Spuren jenes großartigen Verkehrs, der das Rote Meer zu einer der bevorzugtesten Straßen des Welthandels gemacht hat, dessen wechselnde Phasen wir in gedrängter Uebersicht an uns vorüberziehen lassen.

Wie mit dem Messer hineingeschnitten zwischen die beiden größten kontinentalen Massen der Erdoberfläche, zwischen Asien und Afrika, dehnt sich langgestreckt ein schmaler Meeresarm, 340 Mln. lang und 10—30 Mln. breit, das Rote Meer, durch seine Gestalt, durch die ganze geographische Lage und durch die eigenen lokalen Verhältnisse bestimmt zu einer großartigen Wasserstraße. Am südöstlichen Ende schließt eine schmale Enge, Bab-el-Mandeb (das Thor der Thränen), diesen natürlichen Kanal; hat man sie überwunden, so öffnet sich der frische Blick für die unendliche Fläche des Indischen Ozeans, und die




Digitized by Google

fruchtbaren Gestade Ostafrika's laden den kühnen Schiffer, den betriebsamen Kaufmann gerade so ein, wie die reichen Gegenden des glücklichen Arabien und die noch mehr verlockende Küste der indischen Halbinseln. Am nördlichen Ende spaltet sich das Rote Meer in zwei schmale, Fühlhörnern gleiche Arme, von welchen der eine, tief in das Land eindringend, die Verbindung herstellt mit Palästina, Syrien, Mesopotamien, mit uralten Kulturvölkern des Orients, der andere bis auf wenige Meilen dem Mittelmeere sich nähert und gleichsam mit jedem Schlage seiner blauen Wogen die Aufforderung in den Sand rollt, die Grenze, welche dort den Wassern gezogen ist, zu durchbrechen und zwischen den beiden salzigen Fluten eine offene Verbindung zu schaffen. Wasserlose, von Vegetation beinahe entblößte, mehrere Tausend Fuß hohe Gebirgsrücken, die zu den ödesten und unfruchtbarsten gehören, welche man kennt, umsäumen beide Ufer, glühend heiß brennt die Sonne in den Kanal; die Zeit, welche die Indienfahrer dort zuzubringen haben, zählen sie zu ihren Leidenstagen, kein Strom, nicht einmal ein unbedeutender Fluß, ergießt sich in das Meer, nur hier und da, nach heftigem Regen, wälzt sich ein trüber, reißender Gebirgsbach daher, dessen schmutziges Naß die Bewohner gierig sammeln, um das mangelnde Quellwasser dadurch zu ersetzen.

Klippenreiche Korallenriffe ziehen sich wie ein undurchdringlicher Gürtel um das öde Ufer und machen die Schifffahrt gefährlich; nur wo süße Quellen und Gewässer die Korallen töten, öffnen sich Lücken, Schermen genannt, die einzigen tauglichen Orte für Anker- und Hafenplätze. Von Mai bis November beherrscht der Nordwind das Rote Meer in seiner ganzen Ausdehnung, im nördlichen Teile weht er auch die übrige Zeit, im südlichen stellen sich heftige gefährliche Südwinde ein; so ist die Schifffahrt mannigfach erschwert, selbst europäische Segelschiffe brauchen bis zu dreißig Tagen, um von Bab-el-Mandeb nach Suez zu gelangen. Für einen Hafen von großer Ausdehnung, für ein Emporium ersten Ranges (wie Konstantinopel oder Singapore an ähnlichen Wasserstraßen) bietet die Küste keinen Raum, nie ist daher eine wirklich große Kaufmannsstadt dort entstanden; auch Aden blieb in seinen blühendsten Zeiten nur ein Verkehrsplatz zweiten Ranges, aber gleichsam mit elementarer Gewalt ist der Transithandel auf diese vorzügliche Verkehrsstraße hingewiesen; mochte man die Landenge durchstechen oder den segenspendenden Nil durch einen Kanal mit dem Meere verbinden oder selbst den Landtransport über das Gebirg mit in den Kauf nehmen, immer blieb das Rote Meer von allen Straßen, welche Ost und West mit einander verbinden, die kürzeste; daher seine eminente, unvergleichliche Bedeutung für den Welthandel und Verkehr; ein Thor zwischen zwei Welten hat es ein berühmter Staatsmann genannt; für das Abendland ist es in der That die Pforte des Ostens.

Die frühesten Anfänge dieses Verkehrs in grauer Vorzeit haben wir berichtet, es bleibt noch übrig, den Landweg kennen zu lernen, welchen die Warentransporte in Aegypten nahmen.

Auch hier sind uns genaue Nachrichten erhalten, Ruinen zeigen noch die Hafenstadt, von welcher jene Fahrten ausgegangen sind: Alt-Kosseir (26° 6′ n. Br., 2 Stunden nördlich von der jetzigen Hafenstadt), im Altertum hieß sie der weiße (oder Philoteras-) Hafen; hier nähert sich der Nil am meisten dem Roten Meer, hier ist gewissermaßen seine Ausfallspforte gegen dasselbe; Regenbäche durchschneiden das öde Felsengebirge, prachtvolle Steinbrüche lockten in uralter Zeit die baulustigen Aegypter zu Thaleinschnitten der Hammatt. Wege wurden angelegt, der vorhin erwähnte Sankara ließ vier Brunnen graben, deren Reste noch nachweisbar sind, man führte den Pfad einige Tagereisen weiter bis an das Rote Meer. In Kosseir wurde die Ware ausgeladen, in vier bis fünf, höchstens in acht Tagen gelangte die Karawane nach mühevoller Wanderung durch die vegetationslose Steinwüste nach Kene oder Kus im Nil-Thal; der Anblick des prächtig strömenden Nil mit den grünen Feldern zu beiden Seiten erfrischte den müden Handelsmann, rasch wurden die Waren auf den Nil verladen. So war die langwierige Schifffahrt nach Suez erspart, der kürzeste Weg genommen, und es ist eine interessante Beobachtung, wie durch den Lauf der Jahrtausende hindurch der Handel stets dieselben Bahnen zog oder nach langen Unterbrechungen wieder zu denselben zurückkehrte.

Kostbare Erzeugnisse des Morgenlandes, haben wir gehört, wurden eingeführt in Aegypten, der wichtigste Handelsartikel war allem nach der Weihrauch, der im Opferkultus des Altertums eine hochbedeutende Rolle spielte und im kaufmännischen Verkehr damals etwa dieselbe wie im 13.—15. Jahrhundert n. Chr. der Pfeffer. Was die Aegypter dagegen gaben, ist uns nicht genau überliefert; wahrscheinlich waren ihre Ausfuhrartikel Getreide, feiner Flachs und die Gespinnste daraus, auch andere Produkte ihrer Industrie: Glas, Waffen und Werkzeuge, auch Smaragden, die im Gebirge zwischen Nil und Meer gegraben wurden.

Bei jenen vereinzelten Seezügen ist es nicht geblieben, bald entwickelte sich ein lebhafter Handel, der Bestand hatte. Zeugnis dafür gibt die Erlaubnis, welche König Ramses III. um 1200 fremden Kaufleuten gab, selbst die Karawanenstraße nach Kosseir zu benützen, beweist ferner die Flotte, welche er in Suez bauen ließ, deren Ziel abermals jenes heilige Land Punt, deren Ladung abermals vorzüglich Weihrauch war. Ob jene weltberühmte Fahrt, welche Salomo zwei Jahrhunderte später in Gemeinschaft mit dem phönikischen König Hiram ins Werk setzte, auch dorthin ging, oder ob das viel umstrittene Land Ophir die Küste von Sofala in Ostafrika bedeutet, wo große Ruinenstädte von einer alten, längst untergegangenen Kultur zeugen, oder die Malabar-Küste von Indien oder die Südküste von Arabien, soll

Digitized by Google

hier nicht entschieden werden; wichtig ist uns, daß ein neues Volk, die Phönikier, das größte Handelsvolk der alten Welt, teilnimmt an dem Verkehr, der sich auf dem Roten Meer entwickelte. Neben den Komptoirs, die sie in den Städten des Nil-Deltas, (Tamis, Bubastis, Sais) besaßen, gewann die nördliche Ausbuchtung des Roten Meeres, der Busen von Ezeongeber oder Akaba, kommerzielle Bedeutung; von hier segelten die Flotten gegen Süden und brachten dieselben Spezereien, dieselben Luxusartikel mit, von hier führten die Karawanenstraßen nordwärts nach Palästina und Syrien, nach Jerusalem und Damaskus, Tyrus und Sidon und von dort wanderten die Waren überallhin, wo der phönikische Kaufmann landete, wo er eine Kolonie, eine Faktorei gründete, nach Norden und nach Süden, nach dem fernen Spanien wie nach dem rauhen Pontus waren sie gleichmäßig die Träger kaufmännischen Verkehrs; die Stimme der Geschichte, die so laut redet über Schlachten und kriegerische Thaten, schweigt leider zu viel über die friedliche Thätigkeit des Handels und Verkehrs. Jene handelsstatistischen Berichte, die bei uns sozusagen zum täglichen Brot des Geschäftsmannes wie des Staatsmannes und des Geschichtsschreibers gehören, fehlen uns beinahe gänzlich; mühsam aus vereinzelten Andeutungen nur ist das Gemälde zusammenzustellen, das doch nur sehr unvollständig sein kann. Aber auch dieses lückenhafte Bild zeigt uns das Rote Meer schon in grauer Vorzeit belebt von schnellen Schiffen, hier kreuzten sich die Fahrzeuge der Indier und Araber mit denen der Aegypter und Phönikier, von hier aus ging jene erste Umsegelung Afrika's vor sich, welche phönikische kühne Seeleute auf den Befehl des Königs Necho II. unternahmen und in drei Jahren zu Ende führten. Hier war ein Knotenpunkt für den Welthandel im vollsten Sinne des Wortes, und um so größere Bedeutung mußte derselbe gewinnen, je mehr die Nordhäfen Aegyptens sich öffneten und das Mittelländische Meer mit seinen aufblühenden Staaten, mit seinen weltbeherrschenden Völkern in den Kreis desselben gezogen wurde.

Im 7. Jahrhundert wurden die Griechen, welche schon zu Homers Zeiten von dem Lande der Weisheit und der Wunder Kunde hatten, zu Niederlassungen in demselben zugelassen. Es war die Zeit, wo das jugendlich kräftige Volk der Hellenen in frischem Aufwärtsstreben durch Eroberung und Handel die Phönikier und Karthager immer mehr von ihren Kolonien verdrängte und das weite Becken des Mittelmeeres mit ihren eigenen umsäumte. Der Schwerpunkt des Reiches war vom Süden in den Norden gewandert gegen das Nil-Delta, dort blieb er seitdem, besonders seit der Gründung Alexandria's. Mit einer gewissen Naturnotwendigkeit mußte sich der Blick begabter Herrscher gegen Norden lenken, mußte sich der Gedanke aufdrängen, um die Unbequemlichkeit des Karawanenhandels mit seinem häufigen Umladen und seiner langsamen Weiterbeförderung abzuschneiden, eine vollständige Wasserverbindung herzustellen und das schmale Band, welches Asien und Afrika zusammenkettet, durch eine Wasserstraße zu zerreißen. Nur 15 1/2 Meilen (113 Km.) breit ist die Landenge von Suez an ihrer schmalsten Stelle, kein massiges, himmelansteigendes Gebirge stellt sich hier zwischen die Fluten des Mittelmeeres und das Rote Meer, sondern ein flacher, wenig ansteigender Thalweg, der von Norden nach Süden läuft, in seiner höchsten Erhebung nur 15 m. Höhe erreicht, bezeichnenderweise die Schwelle genannt (el ghisr). Denn hier schieden sich die beiden Kontinente, über diese Völkerbrücke zogen die midianitischen Kaufleute mit Joseph. Alle Eroberer nahmen diesen Weg. Ramses und Cambyses, Alexander d. G. mit seinen Phalangen, Amru mit seinen begeisterten Arabern, Napoleon mit seinen Heeressäulen. In dieser Thalsenkung reiht sich See an See, die Bitteren Wasser, einst wohl die letzte Ausbuchtung des Roten Meeres, der See von Timpsah, von Ballah und endlich der große inselreiche Menzaleh-See, den nur eine schmale Nehrung vom Mittelmeer scheidet. Diese Kette von Seen legt die Vermutung nahe, daß in vorhistorischer Zeit eine Kommunikation der beiden Meere bestanden habe; die Geschichte weiß nichts davon. Andererseits behaupten gewiegte Forscher, die Verschiedenheit der Bewohner beider Meere sei so groß, daß in neueren Erdepochen eine solche Verbindung nicht stattgefunden haben könne. Ramses II. (Sesostris der große Eroberer) hatte zuerst sich an einen verbindenden Kanal gewagt, Pharao Necho das Werk weiter geführt, aber erst einem fremden Herrscher, dem Perser Darius I., war es vergönnt, es zu einem glorreichen Ende zu bringen. Ein ausgezeichneter Organisator und tüchtiger Herrscher, hielt er mit sicherer Hand die weiten Grenzen seines Reiches zusammen, welche sein und seiner Vorgänger Schwert unterworfen hatte; durch eine klug ersonnene, praktische und energisch durchgeführte Ordnung schnürte er die disparaten Elemente in einen festen Organismus zusammen, vom Nil bis zum Himálaya herrschte Ordnung und Sicherheit, galt dieselbe Goldmünze, durchzogen vielbewunderte Kunststraße das weite Reich, von keinem Monarchen des Morgenlandes vor ihm ist bekannt, daß er so viel zur Belebung von Handel und Verkehr beigetragen habe. Eine persische Flotte durchfurchte zum ersten Male den Indischen Ozean, unter dem Griechen Skylax fuhr sie den Indus herab und landete bei Heronpolis im Roten Meer.

Nicht direkt von Nord nach Süd führte der Perserkönig die verbindende Wasserstraße, sondern der leben- und segenspendende Nil mußte auch hier der Vermittler sein; oberhalb Bubastis (bei dem jetzigen Zakâzik) hatte schon Ramses II. einen Kanal abgezweigt, der das Tumilatthal durchschnitt und bis zum Krokodil- (Timpsah-)See führte; Necho II. leitete ihn weiter bis zu den Bitteren Seen. Hier nahm Darius das Werk auf und gab ihm die südliche Richtung, durchbrach die letzte Wüstenstrecke und ließ ihn in das Rote Meer einmünden bei Suez,

Digitized by Google

100 Ellen breit, bot er so viel Raum, daß zwei Dreiruderer mit arbeitendem Ruderwerk einander ausweichen konnten, vier Tage währte die Fahrt. Ungehindert konnte die persische Kriegsflotte von den Mündungen des Euphrat, Arabien entlang segelnd, in das Mittelmeer gelangen, aber noch viel größere Vorteile zog die Handelswelt. Von den beiden großen Handelsstraßen, auf welchen die Produkte Indiens und China's nach den Ländern um das Mittelmeer gebracht wurden, lief die eine durch den Persischen Golf, den Euphrat hinauf nach Babylon, und von dort giengen die Waren auf der großen Chaussee nach Syrien und Kleinasien, die andere ging durch das Rote Meer teils auf dem früher beschriebenen Landweg, teils ganz zu Wasser; phönikische, karthagische und griechische Schiffe brachten Waren in alle Teile der damals bekannten Welt. Noch ist das Steindenkmal erhalten, freilich verstümmelt, welches Darius auf erhabenem Punkte, damit man es vom Kanal aus sehen konnte, sich errichten ließ; dem Perserkönig gebührt die Ehre, zuerst das Rote Meer in seine Weltstellung gewiesen zu haben, der sackartige Meerbusen war durch ihn in eine durchlaufende Wasserstraße verwandelt worden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Skizze von Sſuchúm und Umgebung.

(Fortsetzung.)

Diese üppige subtropische Vegetation, deren sich namentlich die Küste um Sſuchúm erfreut,[1] das Schlinggewirr, bestehend aus wildem Wein, Smilax,[2] Epheu, Hopfen, wilden Rosen, verschiedenen Arten Brombeeren und dem weißen Convolvolus sepium mit hübschen Blatte, bildet unpassierbare Lianen-Wände vom Meer bis zu den Quellen der Ströme Kodór, Ingúr und Rión, durch die der Einheimische sich nur mit dem „Kinschál", dem Dolche, den Weg bahnt, ist begünstigt durch die stete Feuchtigkeit der Luft und des Bodens.[3] Es braucht lange nicht zu regnen und es bleibt doch alles frisch auch im Dezember, und blühet eines nach dem anderen; jeden Morgen ist starker Thau. Durch den Schutz, das Geschlossensein durch die Berge, fehlt hier der Wind, der Trockner, fast.[4] Dadurch bleibt auch der Boden feucht. Das Farnkraut wieder läßt auch die Sonne nicht durch, den Boden zu trocknen, und dieser Umstand bedingt diesen fruchtbaren Grund. Diese selben Faktoren aber sind die Schuld der Sümpfe hier längs der ganzen kaukasischen Küste wie der verrufenen Malaria an derselben.

Daher bleibt in Abchásien längs dem Meere, und vollends in geschützten Bergkesseln und Schluchten, das Gras das ganze Jahr frisch grün, daher fällt das Laub von vielen Bäumen (Eiche, Kastanie u. a.), vollends von jungen Bäumchen, wie von Schlingpflanzen (verschiedenen Arten Brombeeren, Rosen, Smilax) den ganzen Winter nicht; daher kann man im Winter Gemüse säen und ernten, daher reift im Dezember zum zweiten Male Obst (Birnen, Aepfel); daher endlich erscheinen schon im Dezember die Frühlingsblumen (Cyclamen, Veilchen, Primeln, Schneeglöckchen, wilde Erdbeeren) und sind die Garten-Erdbeeren Ende Februar schon reif. Nebel kennt man in Sſuchúm kaum, er komme denn im Februar und März von Süden über das Meer; kühlt dann aber die warme Witterung stets ab.

Kommt aber Kälte im Winter her, so bekommt man

[1] Schweiger-Lerchenfeld gibt in „Zwischen Donau und Kaukasus" ein Bild des kolchischen Waldes, der tropischen, üppigen Natur in Abchásien. — Ueber die üppige subtropische Vegetation dieser Gegenden, freilich zunächst jener um Batum herum, hielt Fürst Massalsky am 2. April 1886 in der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg einen höchst interessanten Vortrag.

[2] Ich muß Schwab („Griechenland") beistimmen, daß Smilax schöner als der Epheu ist; er ist stets, auch mitten im Winter, frisch und lachend und glänzend, und überspinnt förmlich gar Wallnußbäume von 50 bis 60 Fuß, um von oben in herrlichen malerischen Guirlanden und Lianen hinabzuhängen.

[3] Die Gegenden hier an der Ostküste des Schwarzen Meeres verzeichnen drei- bis viermal mehr an atmosphärischen Niederschlägen als der östliche Kaukasus, Rußland und das occidentale Europa. Wir brauchen nur Wesselówskij's Karte zu seinem „Klima Rußlands" anzusehen, um uns davon zu überzeugen. Siehe auch Wojéikow's „Beiträge zur Kenntnis der Wald- und Regenzonen des Kaukasus", 1871. Gejéwskij und Hodshájew bringen im Bericht „der Experten der Phylloxera-Partie" im Kaukasus für das Jahr 1881 (in russischer Sprache) in Ermangelung von Angaben aus Sſuchúm folgende Daten aus Sſótschi (etwas über 100 Werst nördlich von Sſuchúm an der Küste): 1876, 1877 und 1878 fiel an Schnee und Regen 1613, 2021 und 1772 mm.; ja es soll bis über 2000 mm. Niederschlag haben. Es ist überhaupt eine sehr regnerische Gegend, und diesen letzten Februar hatte Sſótschi auch viel Schnee. Jene Angaben nennen hier keinen Thau; dieser ist bei Sſuchúm aber der Hauptniederschlag. Während jener selben Jahre ergab der Niederschlag in Tiflis 417, 471 und 687 mm., in Bakú 241, 188 und 302 mm. Zur Charakteristik unseres Schwarzen-Meer-Gestades, seinen Regenreichtum betreffend, können auch die Ziffern dienen, die Herr Topórow in seiner „Medizinischen Geographie des Kaukasus" (1864) gibt: in Redút-Kalé (gleich nördlich von Póti) fallen im Mittel 64.30 Zoll atmosphärischen Niederschlags im Jahre, während in Aralych (im nördlichen Teile des Gouvernements Eriwán) 6.07, in Bakú 13.06, in Alexandrópol (im nördlichen Teil des Gouvernements Eriwán) 16,96, in Tiflis 18.71, in Alagyr 32.50, in Lenkorán 52.79, in Kutaïs 59.16, ferner in Odessa 13, sogar im westlichen England 36 Zoll Niederschlag im Mittel verzeichnet wird. Nach Kanibalótzkij's Beobachtungen am Leuchtturm von Sſuchúm-Kalé hatte 1883 1113.9 mm. zu verzeichnen (am meisten im Oktober 140.8) 1884 um 7.1 und 9 Uhr Abends hatte die Feuchtigkeit im Mittel 82.5, 68.0, 83.5 Prozent, der Niederschlag 1165 mm.

[4] Nach den Beobachtungen von Herrn Kanibalótzkij am Leuchtturm von Sſuchúm hat man hier vorherrschend Nord, Nordost und Ost, ersteren am häufigsten die drei Sommermonate, den zweiten vornehmlich Januar, Februar und September, und den dritten Januar, Februar, März, Mai hindurch und dann vom August bis Schluß des Jahres, dann aber ganz ausnehmend im November. Stürme sind im Jahre 1883 im Mittel nur 11 gewesen.

Digitized by Google

sie von Südwesten, von Anatoliens Küstengebirge. Der kälteste Winter der letzten Jahrzehnte traf Abchásien und die übrige Küste hier 1874 im Februar und hielt sich Frost von —5°—7° eine ganze Woche. Das war für's Volk eine große Kalamität, da das Vieh draußen nicht weiden konnte, und Heu, wie gesagt, hier nicht gemacht wird. Aber auch 1863 auf 1864 war im südlichen Kaukasus ein strenger Winter, wo zwischen Póti und Tiflis die Kommunikation per Schlitten unterhalten wurde und Kleinasien Schneemassen hatte, wie seit 1839 auf 1840 nicht.[1] Und 1879 auf 1880, in jenem strengen Winter, der ganz Europa traf,[2] war es auch in Sſuchúm, in der Zebeldá und sonst hier herum ausnehmend kalt und schneereich. Auch 1882 auf 1883 war der Winter recht streng und die Entwickelung der Pflanzen im April noch nicht vollständig.

Während die Feuchtigkeit hier ein so vorherrschendes Moment ist, ist dem Winde eine sehr geringe Rolle zugeteilt. Solches beweist z. B. der Umstand, daß, während wir am 2./14. Februar Abends bei + 7.5° C. recht starken Ostwind verzeichneten, dieser in Póti grausenhaft gewütet und argen Schaden angerichtet hatte, in Kutaïs aber mehrere Tage ausnehmend heftig dauerte. Interessant ist es übrigens, daß, je südlicher von Sſuchúm, längs der Küste, entfernt, die Winter strenger, die Nächte kälter sind als in Sſuchúm, und muß es wohl daran liegen, daß je südlicher, die Küste desto offener liegt, die Berge immer weiter von der Küste landeinwärts rücken und die Schneeberge direkt über der Ebene sich erheben, während Sſuchúm nebst nächster Umgebung durch terrassenförmige Vorberge vor den kälteführenden Winden des Hochgebirges geschützt ist; ja sogar in der Tiefe der Bucht auch von den Nordwestwinden nicht berührt wird. In Mingrélien wie in Abchásien, die den Nordwinden ausgesetzt, ist die Mitteltemperatur geringer als die von Sſuchúm. Diese merkwürdig geschützte Lage Sſuchúm's ist besonders auffallend in den drei Wintermonaten, woher diesem von der Natur begünstigten Erdwinkel in hygieinischer Hinsicht gewiß eine Zukunft bevorsteht, zumal wenn die Austrocknung der Sümpfe weiterhin so rasch vor sich geht, wie in den letzten Jahrzehnten. Die Beobachtungen, die beim Leuchtturm von Sſuchúm gemacht werden, ergeben als Jahresmittel + 14° C. (1883 + 14.9, 1884 + 13.1); als Wintermittel (Dezember, Januar und Februar) +6—7.5° C. (1883 + 7.6°, 1884 + 6.1°)[3] Nach meinen Beobachtungen im Fond der Bucht von Sſuchúm 1885—1886, auch nach neuem Stil, ergab das Wintermittel (Dezember 10.4, Januar 8.7, Februar 7.9) + 9.0° C. In Sſótschi dagegen war das Mittel für diese drei Wintermonate (1883) + 6.3° C., in Póti (1883) + 6.2°, in Batúm (1883) + 7.9° C.[1] Wollen wir Sſuchúm für die drei Wintermonate neben andere südliche Kurorte stellen, so ergibt sich nach vieljährigen Beobachtungen:

| | Winter-Mittel | Dezember | Januar | Februar |
|---|---|---|---|---|
| Montreux | 1.6 | 1.6 | 0.9 | 2.3 |
| Meran | 1.8 | 1.8 | 0.3 | 3.4 |
| Pau | 6.3 | 6.3 | 5.7 | 6.9 |
| Venedig | 6.6 | 7.0 | 5.8 | 7.0 |
| Genua | 8.6 | 8.6 | 7.8 | 9.3 |
| Nizza | 8.8 | 9.2 | 8.4 | 9.0 |
| Cannes | 8.9 | 8.6 | 8.9 | 9.3 |
| Neapel | 9.0 | 9.4 | 8.2 | 9.3 |
| Palermo | 11.6 | 12.3 | 11.0 | 11.5 |
| Algier | 12.4 | 12.6 | 12.1 | 12.6 |
| Madeira | 16.3 | 16.7 | 16.2 | 16.1 |

und käme dann Sſuchúm mit 7.6, 9.9, 6.7, 6.2 zwischen die Winter-Temperaturen von Venedig und Genua.[2]

Jene Sümpfe an der südlichen pontischen Kaukasus-Küste, die mit Recht berüchtigt sind, da sie das fast unbezwingbare kaukasische Fieber erzeugen, sind bei Sſuchúm, seit diese Länder annektiert sind, durch menschliche Sorgfalt fast unschädlich gemacht worden: Abzugskanäle sind gezogen, Drainage ist eingeführt, der Wald an den Bergen ist durch Aushauen fast zu sehr gelichtet,[3] und in den Gärten der Besitzer wird das Farnkraut, der Feuchtigkeitshalter und Fieberbeförderer, stets aufs neue ausgerodet und ausgebrannt und Eucalyptus wird angepflanzt, da er, wie in vielen anderen Gegenden erprobt ist, den Boden trocknet und damit Fieber abwehrt.

In Anbetracht seiner heilkräftigen Eigenschaften[4] plädiere ich aber für viel gründlichere Anpflanzung dieses „Fieberbaumes", wie er in Spanien genannt wird, zumal er sehr rasch in die Höhe wie in die Breite wächst, so daß er riesige Dimensionen erreicht, und man zahlreiche Erzeugnisse als Mittel gegen die Brust- und Athmungsorgane von ihm gewinnt. Auf den Blättern wie der Rinde nämlich hat er Oeldrüsen,[5] denen ein balsamischer Duft entströmt, das Ausschwitzen der Blätter von Oel und Harz enthaltenden Stoffen aber erscheint auf den Blättern in

[1] „Die Winter an der Südküste der Krim." „Zeitschrift der Oesterreichischen Gesellschaft für Meteorologie". 1868. Nr. I und III.

[2] „Beobachtungen über den Winter 1880." „Ausland" 1880, S. 372.

[3] Nach Herrn Kanibalótzkij, aufgenommen in Wild's „Monats- und Jahres-Résumé von 1883".

[1] Das Jahresmittel der Temperatur dieser Orte ist für 1883: Sſótschi 14.6, Póti 15.5, Batúm 15.3. Ferner zur Parallele: Noworossijsk 12.4, Wladikawkás 8.3, Petigórsk 9.0, Stawropol 8.4, Tiflis 12.8, Jelisawetpol 13.3, Bakú 14.7, Lenkorán 15.3, (Astrachan) 9,7, Taganróg 9.0, Nikolájew 9.4, Odessa 9.7, Sewastópol 12.2, Jálta 14.5, Theodósia 11.8, Kertsch 10.7.)

[2] Tiflis als kontinentales Klima käme mit 1.7, 2.5, 1.0, 1.5 zwischen die Wintertemperatur von Montreux und Meran.

[3] Eine Notiz über Ausrodung der Wälder brachte uns im „Ausland" 1885, Nr. 24, die Angabe von 18,000 Q.-Km. der Waldverwüstung in Abchásien.

[4] Im Zusammenhange mit den beträchtlichen Anpflanzungen des Eucalyptus hat man in Algier eine fühlbare Abnahme der Sterblichkeit bemerkt.

[5] Unter den 150 Eucalyptus-Arten ist die Ordnung der Amygdalina diejenige, die die größten Dimensionen aufweist und namentlich mit 30 m. Durchmesser und 150 m. Höhe, also die



Digitized by Google

Form eines feinen Staubes, welcher der Pflanze eine mehr oder weniger grau-grüne oder weißliche Färbung verleihen. Der Eucalyptus globulus hat zuerst gegenständige und ungestielte Blätter. Später sind seine neuen Zweige nicht mehr gegenständig, aber wechselständig, die neuen Blätter sind nicht mehr oval, sondern länglich spitz und rückwärts gekrümmt. Die Blüte ist hellgelb in einem festen pyramidenförmigen Kelche, mit einer Kapsel ähnlich jener der Eichel gedeckt.

Die Verwaltung in Sſuchúm sieht sehr streng darauf, daß die Besitzer der Ländereien (sogenannte „Yracmku" von 2—4 Deßjatinen groß) die vorgeschriebenen Maßregeln befolgen. Im Süden von Sſuchúm nämlich ist der ganze Landstrich von dem Flüßchen Beslétka bis zur Kelassúra von der Regierung in Parzellen geteilt und Privatleuten zur unentgeltlichen Verfügung gestellt worden, unter der Bedingung, daß besagte Regeln in „sanitärem Interesse" streng erfüllt werden. Die Verwaltung übertreibt aber diese Maßregeln, weshalb so manche Strecke der Vorberge nun nackt und tot daliegt. Leider läßt die jetzige Verwaltung, die natürlich das Hauptwort zu führen hat, viel zu wünschen übrig. Unter der Glorie des „sanitären Interesses" wird mancher Unfug getrieben und großer Druck auf die Gutsbesitzer und Kolonisten ausgeübt, während die Verwaltung von der anderen Seite sich viele Vernachlässigung zu Schulden kommen läßt, und das von der Krone zu bestimmten Zwecken ausgesetzte Geld (namentlich für Wegebau, Entsumpfung 2c.) anderweitig verwendet wird.

Von Berg und Wald wollen wir hinabsteigen an das Gestade des Meeres, des Hauptregulators der Küsten-Landstriche, ja bis in dessen Tiefen. Diese sind nach Herrn Tschernäwsky noch vollkommene terra incognita, doch nimmt er an, daß bei 3600 m. der Meeresboden erreicht wird;[1] jedoch hat er zu tief gegriffen, da solche Zahlen den tiefsten Tiefen des Mittelmeeres zukommen (nach Berghaus „Physik. Atlas" die größte Tiefe 3968 m. zwischen Malta und Kandia). Nach Krümmel[2] beträgt die Mitteltiefe des Pontus 1160 m., nach Berghaus („Mitteländisches und Schwarzes Meer") die größte Tiefe 1957 m., nach Dr. Brückner trifft man schon in der Nähe der kaukasischen Küste Tiefen bis 2000 m.[3]

In großen Tiefen des Pontus betragen die niedrigsten Temperaturen 8° C. Entsprechend dürfte die Temperatur des Wassers von der Oberfläche bis zum Boden im Januar und Februar in 8° C. sein, nach Dr. Ed. Brückner,[1] (während er jene des Mittelmeeres in 13.6 angibt; nach Berghaus 12.7° C.) Eine Verspätung der Epochen der Temperatur-Periode im Wasser ist gegenüber derjenigen der Lufttemperatur allgemein beobachtet, so daß der Februar als der kälteste und der August als der wärmste Monat erscheinen. In den heißen Sommern soll das Wasser nie wärmer werden als + 26C., aber dafür wird es auch im November nicht kühler als + 14—15° C. Solches bedingt denn auch mit die warmen Winter und deren Blütenreichtum, was wir zu Anfang schon besprochen haben.

Nächst der Tiefe und der Temperatur des Meeres an der Küste hier interessiert uns auch dessen Strömung. Längs der ganzen Küste des Kaukasus geht die Strömung des Schwarzen Meeres von Südosten nach Nordwesten, und folgt so den Küsten rund um, bis sie bei Sinope einer Gegenströmung, von Batúm kommend, begegnet und sich dann in zwei Wege spaltet: erstens folgt die Strömung ihrem weiteren Weg gegen Batúm, um von da wieder die Küste hinauf zu streichen, zweitens aber macht sie von Sinope eine östliche Kurve durchs Meer, um bei der Meerenge von Kertsch einer aus dem Asow'schen Meer kommenden Strömung zu begegnen und sich mit jener westwärtsgehenden zu vereinigen."[2]

Das Meer aber imponiert hier gar nicht, sowie an der Küste der Krim, denn während wir da hohes felsiges Ufer haben, ist dieses hier ganz flach au niveau des Meeres; überhaupt ist jene Küste Tauriens weit malerischer und schöner als die monotone abchásische, weil das hohe Gebirge da fast vom Meere ab sich hebt, während solches hier weit zurücktritt, ja von niedrigen Vorbergen verdeckt ist.

Dome von Straßburg und Wien überragt; den reichsten Ertrag an ätherischen Oelen aber liefert neben zwei anderen Arten der Eucalyptus globulus. „Notizen über die Riesen-Eucalypten Australiens". „Ausland" 1886, Nr. 22 und 23.

[1] „Kurze Skizze von Abchasien", im Russischen.

[2] „Vergleichende Morphologie der Meeresräume," Leipzig 1879. S. 92.

[3] „Die Schwankungen des Wasserstandes im Schwarzen Meere und ihre Ursachen." — Das Volumen der im Pontusbecken enthaltenen Wassermassen ändert sich von Monat zu Monat. Am höchsten, 10—15 cm. über Mittelwasser, steht der Wasserspiegel im Mai und Juni und senkt sich von hier an fortwährend bis zum Beginne der kalten Jahreszeit. Von September bis März bleibt er 3—11 cm. unter Mittelwasser, um sich dann plötzlich zum Maximum des Mai und Juni zu erheben. In der Nähe großer Flüsse besitzt der Wasserstand ein Maximum im Mai, an Stationen fern von Mündungen derselben aber ein solches im Juni. Aus der Tabelle Maydells über Pegelbeobachtungen am Schwarzen Meere, die Brückner mit aufnimmt, entnehme ich nur jene Póti betreffende: Januar — 38, Februar — 61, März — 30, April + 66, Mai + 127, Juni + 147, Juli + 97, August + 15, September — 63, Oktober — 117, November — 97, Dezember — 30. Daß die Aenderung des Mittelwassers von Jahr zu Jahr parallel der Schwankung der Regenhöhe erfolgt, hat Maydell für den Pontus ausgesprochen und nachgewiesen, wie es vor ihm Filipoff für das Kaspische Meer gethan. (Dr. Ed. Brückner.)

[1] „Die Schwankungen des Wasserstandes im Schwarzen Meere und ihre Ursachen."

[2] Berghaus' Karte des Mittelländischen und Schwarzen Meeres. Leider ist mir der Text dazu ebenso wenig zur Hand wie Froschhammer's „Strömungen im Pontus, dem Mittel- und Erythräischen Meere". („Allgemeine Zeitung", 12. November 1880, Nr. 317).

Digitized by Google

Eigentümlich ist es, wie wenig Muscheln, ja stellenweise gar keine, hier am Strande von Sſuchúm zu finden sind. Der Fischreichtum wird wenig ausgebeutet und die Fischerei ist hier fast ausschließlich in den Händen der Türken, wie überhaupt das Schwarze Meer in dieser Beziehung fast ausschließlich ein Meer der Mohammedaner ist, und ihnen der Rang nur hier und da durch Griechen streitig gemacht wird. Auch der Delphinen-Fang im Schwarzen Meere wird hauptsächlich durch Türken betrieben. Hier bei Sſuchúm werden jährlich im Laufe des Winters 2000—3000 Delphine erlegt und es gibt hier wie anderweitig an der Küste „Fabriken" zur Bereitung des Delphinen-Fetts.

Was die Fische des Schwarzen Meeres an dieser Küste betrifft, so verweise ich auf die Sammlungen im „Kaukasischen Museum" in Tiflis wie auf den Katalog dazu von Radde, 1881. Im selben Museum sah ich das Wunder des sich wohl kaum wiederholenden Besuches im Schwarzen Meer, ich meine den Walfisch, der 1880 wanderlustig sich ins Mittelmeer verirrte, immer weiter ging, nicht ungesehen Konstantinopel passierte, und immer weiter schwamm, bis er in Batúm des Wassers Ende erreichte. Hier wurde der Walfisch (Balaenoptera rostrata) erlegt und sein Skelett nach Tiflis ins Museum transportiert, leider nur ist ein großer Teil der letzten Wirbel verloren gegangen.

Ich möchte mich nicht von der Seeküste trennen, ohne einer Erscheinung zu erwähnen, die hier oft in großem Maßstabe auftritt: das ist die Fata Morgana. Ich gehe nicht ein in diese Lufterscheinung, die ja vielen bekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

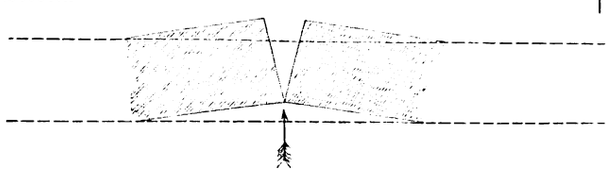
## Betrachtungen zur Naturgeschichte der Vulkane.

Von F. W. Noack.

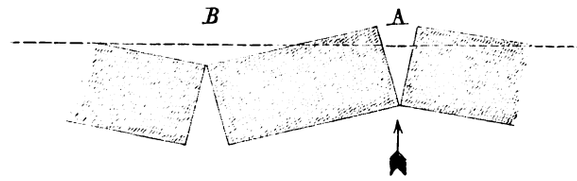
(Schluß.)

Wir haben die Spalten der Erdrinde als Entstehungsorte der vulkanischen Ventilschachte bisher in ihrer Horizontalprojektion als netzartig die Erdoberfläche (samt dem Meeresboden) überziehend angesehen; es ist aber nötig, auch die stereometrischen Umstände bei einer durch innere Gewalt verursachten Aufspaltung der Planetenrinde näher ins Auge zu fassen.

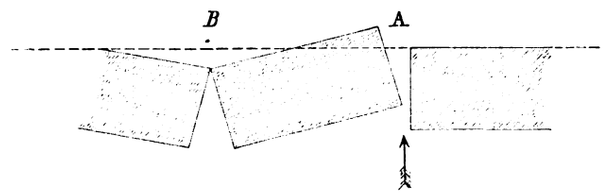
Wird die Erdrinde durch eine von unten auf wirksame Kraft in einer Spalte aufgesprengt, so kann der Vorgang ideal durch nachstehende Profilzeichnung vorgestellt werden.



Der Effekt, der in der Pfeilrichtung wirkenden Kraft ist Trennung und Hebung, einander gegenseitig bedingend. Es ist klar, daß solche Formveränderung noch von einer anderen begleitet sein muß, da man die Rinde nicht wohl anders als spröde und wenig elastisch annehmen kann. Der Aufsprengungsspalte wird eine zweite Spaltung zur Seite gehen, wie das folgende Ideal-Profil versinnlicht.




Indem das Rindenstück bei A auseinandergebrochen, sich eben daselbst erhebt, wird es bei B zufolge der Sprödigkeit einen zweiten Bruch erleiden, um die geneigte Lage B A anzunehmen. Es gehören somit genetisch zwei Brüche dazu, um eine Spaltbildung zu motivieren. Das Causalverhältnis findet auf beiden Seiten von der Spalte A statt; es ist aber auch denkbar, daß schon durch die einseitige Sekundärspalte B die Kompensation geleistet ist, wie etwa aus dem folgenden Profil deutlich wäre.




Verfolgt man die Konsequenzen aus dem stereometrischen Schema, so ergibt sich:

1. Die einem innern Druck nach oben entsprechende Erhebung und Aufplatzung der Rinde bei A wird zwei Spalten verursachen, welche sich darin unterscheiden, daß die Spalte A nach oben, die Spalte B nach unten klafft.

2. Da nun die in der Pfeilrichtung wirkende Auftriebsenergie an die materielle Reaktion eines gepreßten, endogenen Magma's, als an ihren Träger, gebunden ist, so wird das Magma in den Spalten aufsteigen, bis die Pressung eben dadurch aufgehoben ist.

3. Das Aufsteigen von Magma begegnet aber in beiden Spalten differenten Bedingungen, welche auf den Hergang nicht ohne Einfluß sein können. Nämlich:

4. in der Spalte A findet eine aufsteigende flüssige Lavamasse eine wachsende Geräumigkeit. Mit der zunehmenden Geräumigkeit nimmt die Geschwindigkeit des Aufsteigens ab, die anfängliche Pressung vermindert sich, die Lava wird zäher. Gelangt sie zum oberen Spaltrand, so kann sie sich über demselben als ausquellender Wulst verbreiten, dessen Material äußerlich zuerst, langsamer innerlich erstarrend, in die Höhe schwillt, bis die aufgehäufte Last dem Maß der Auftriebskraft äquivalent ist. Das Ausgequollene stellt dann eine Bergform über der Spalte dar. Gelangt das Magma nicht oder unvollständig zum Ueberquellen über den oberen Spaltrand, dann ragt derselbe mit seinem gebrochenen Material selbst als Gebirg

Digitized by Google

empor, als Zeugnis der unterirdischen Ursache und der geologischen Epoche der Hebung.

5. Was diesen Vorgang genetisch bestimmt, eben der Austritt aus einer nach oben klaffenden Spalte, motiviert aber auch, daß deren obere Ränder in Bezug auf ein vorheriges Niveau, auf eine ideale Oberfläche des planetarischen Rotationsellipsoids, eine Landhöhe vorstellen müssen.

6. Ein Charakterzug dieser Klasse von Spalten und der über ihnen erhobenen Gebirge bleibt die Abwesenheit von Kratern, von dauernden Verbindungsröhren mit dem Erdinnern. Ausnahmen werden hierin bezüglich ihrer Causalverhältnisse besondere Probleme der Erforschung sein.

7. Für diese Klasse von Spalten scheint es angemessen, nach Analogie mit Eruptivgebirgen von nichtvulkanischer Konstitution, die Bezeichnung: „plutonische Spalten" zu wählen, womit man, ohne einer wissenschaftlichen Stellung zu dem Probleme der Erdbildung vorzugreifen, eine formale Eigenschaft und einen gewissen genetischen Charakterzug bequem zum Ausdruck bringt.

8. Anders liegen die Verhältnisse, wenn man das Aufsteigen von Magma in Spalten von der Form B ins Auge faßt, in Spalten, welche nach unten klaffen. Hier findet eine aufsteigende Lava, je mehr sie nach oben gelangt, abnehmende Geräumigkeit zur Fortbewegung, die auftreibenden Kräfte sind gehemmt, sie werden gespannt, es steigert sich die Spannung, bis endlich der Moment eintritt, wo sie irgendwo die Stauung überwindet und der gepreßten Materie Ausgang erzwingt. Solcher gewaltsamer Ausbruch wird explosionsartig, wie aus geladener Mine erfolgen, expandierende Gase schleudern das verstopfende Material nach oben, bis der aufdringenden Lava der Weg geöffnet und mit ihrem Austritt die Pressungsreaktion erschöpft ist.

9. Eine derartige Entladung kann auf größere oder geringere Entfernung hin wie ein geöffnetes Ventil die Spalte von dem Aufdruck des Magma's befreien; sie wird durch ihr Funktionieren selbst eine dauernde Röhre, einen Kraterschacht ausbilden, dessen bleibende Wegsamkeit die Röhre (nach dem so geläufig gewordenen Ausdruck) zu einem Sicherheitsventil für die Umgebung macht. In vielen Fällen hat der erste Ausbruch nur eine trichter- oder beckenartige Mündung in wenig erhobener Umrandung hinterlassen, in anderen auch bei länger dauerndem Spiel der Mine sofort einen Aufschüttungskegel von der bekannten Form gebildet. Wo die Eruption mit der erstgenannten Form schloß, bleibt nachfolgenden und künftigen die Fortsetzung vorbehalten, sie hat z. T. in historischen Zeiten stattgefunden, ein Ueberblick über die Ausbruchstätten der Erde zeigt viele Stadien einer solchen Fortentwickelung auf.

10. Da diese Klasse von Naturerscheinungen in einer ursachlichen Verbindung mit der charakteristischen, nach unten klaffenden Form der Spalten B stehen, so wird es nicht unpassend sein, die so beschaffenen Spalten „vulkanische Spalten" zu benennen.

11. Aus der stereometrischen Genesis derselben folgt, wie die Profilzeichnung darthut, daß sie sich, im Gegensatz zu den plutonischen (deren Mündungen auf den Landhöhen liegen) in der Regel unter dem durchschnittlichen Niveau der idealen Oberfläche des Rotationsellipsoids oder nicht über diesem Niveau befinden, mit anderen Worten: meistens im Meeresniveau, in der Nähe von Küsten oder unter der Wasserfläche am Meeresboden.

12. Eben durch diese allgemeine Tieflage sind die vulkanischen Spalten dem Zutritt des Wassers leicht zugänglich, und zu den primären genetischen Faktoren der von ihnen ausgehenden vulkanischen Phänomene tritt deshalb noch hinzu, was im Gesamtbild des Vulkanismus eine so bedeutende Rolle spielt: die Mitwirkung der physikalischen, chemischen und dynamischen Eigenschaften des hohen Wärmegraden ausgesetzten Wassers. Die Meeresnähe der Vulkane ist ein Motiv in geologischen Schulstreitigkeiten geworden und hat zu einseitigen Ansichten über das Wesen des Vulkanismus führen können. Was man dabei der Wirkung des Wassers zuschreiben durfte, in Wirklichkeit auch der eminent hervorragendste Zug im Naturbild der Eruption, es setzt doch immer die Erhitzung desselben voraus, und für diese Erhitzung eine andere genügende Ursache als die hohe Temperatur feuerflüssigen Magma's in der Tiefe der Kraterschachte anzunehmen, scheint doch generell nicht haltbar.

13. Wohl aber dürfte in der Verschiedenartigkeit der Ausscheidung oder Zutageförderung eine Ursache oder Mitursache modifizierter chemischer und petrographischer Beschaffenheit der Eruptivgesteine angenommen werden können.

14. Aus dem stereometrischen Profil folgt endlich in natürlicher Weise ein Nebeneinanderlaufen korrespondierender plutonischer und vulkanischer Spalten. Und ein solcher Parallelismus der Gebirgszüge mit den Streichungslinien vulkanischer Reihen liegt auf der Erde in unverkennbarer Weise vor Augen. Im Bau der italischen Halbinsel, wie auf der Insel Sardinien, auf der Halbinsel Kamtschatka, der Insel Sumatra, in der Andenkette Amerika's u. s. w. bieten sich die Beispiele dar. Das Studium der plutonischen und vulkanischen Spaltlinien in ihren wichtigen Beziehungen wird mehr wissenschaftliche Vertiefung gewinnen, je mehr durch fortgesetzte und systematische Arbeit der Tiefsee-Lotungen ein vollständiges Bild der Oberflächengestaltung, der Gebirgszüge, d. h. des Netzwerks plutonischer und vulkanischer Spalten auch auf der wasserbedeckten Fläche geschaffen wird.

Wenden wir uns nun von der formalen Seite der Betrachtung unseres Gegenstandes zu der eigentlich dynamischen, zu der Frage: welche Auftriebskraft verursacht die Zerspringung der Erdrinde, den Druck von innen und das Aufsteigen der Lava in den geöffneten Kraterröhren?

Die abgekühlte Planetenrinde umschließt einen flüssigen

Digitized by Google

Inhalt und, erkaltend, wie langsam es auch immer sei, übt sie eine Pressung auf diesen Inhalt aus. Reagierend gegen solche Pressung, drängt der eingeschlossene Magmakörper einen Teil seiner Masse durch Risse und Poren der Rinde heraus: dies ist das Allgemeine des Phänomens. Die Oeffnungen, die Spalten, müssen durch dieselbe Reaktivwirkung geschaffen sein. Die Thatsache liegt vor, daß Lava-Fäden oder -Säulen in natürlichen Röhren über das Niveau der flüssigen Binnenmasse erhoben sind. Diese erhobenen Portionen und ihr Ausgetretenes sind der Ueberschuß an flüssigem Inhalt einer Kugelschale, welche erkaltend die Raumgröße ihrer Höhlung verkleinert hat.

Wenn man nur dieses Verhältnis ins Auge faßt, sollte man glauben, der Ueberschuß von Magma müsse, nach Analogie der kommunizierenden Röhren beim Wasser, auch in den Kratersäulen auf ein gleichmäßiges sphäriodales Niveau emporsteigen. Es ist dies nicht der Fall, in Wirklichkeit erhebt er sich in den Kratern auf sehr ungleiche Höhen über ein solches Niveau. Die Seehöhen des Lavastandes in verschiedenen Kratern variieren sogar zwischen weiten Grenzen. Beispielsweise beträgt die Höhe der Lavaoberfläche im Krater des Jassowa auf der Insel Tanna konstant 0 m., während sie in dem Vulkan Maunatoa auf Hawaii 4500 m. erreicht. Eine solche Ungleichheit macht das Problem der Hebungsursachen verwickelt. Es kommt hinzu, daß man bei den Kratern, welche eine beständige Lavafüllung zeigen, in welchen man jederzeit auf eine Oberfläche flüssiger Lava sieht, ein periodisches Steigen und Sinken, wie ein Pulsieren dieser Oberflächen, beobachtet. Der Grund solcher Erscheinungen kann nur gesucht werden in einer Veränderlichkeit der Pressung, welche das Magma unter der Rinde erleidet und wieder ausübt.

Hier liegt nun der Gedanke an einen der Ebbe und Flut analogen Vorgang nahe. Alois Perez war der erste, der diesen Gedanken aussprach: daß die Erdbeben durch Ebbe und Flut des feuerflüssigen Erdinnern entständen. Dieser Ansicht trat Spiller bei, und Rudolf Falb hat sie weiter entwickelt. Daß eine flüssige Masse im Innern des Planeten von der Rotation in gleicher Weise affiziert werden muß, als das flüssige Element auf der Oberfläche, scheint an sich gar nicht anfechtbar; entgegengestellt wird die Einwendung, daß der Effekt entweder unmeßbar gering sei oder durch den Druck der aufliegenden Rinde paralysiert werde. Im letzteren hebt sich der Einwand selber auf, auch wenn die Last oder der Druck der Rinde imstande wäre, die Flutwelle zu unterdrücken. Dem ist aber nicht so, und auch der Effekt ist nicht unmeßbar gering: nur muß man die Symptome nicht verkennen, an denen er meßbar ist und nur gemessen werden kann. Die kosmischen Gesetze leiden keine Ausnahme; jene Kraft, welche die ozeanische Flutwelle um den Erdball führt, sie führt auch eine solche Welle *als Trägerin eines Pressionseffektes* unter der Planetenrinde herum, auf Bahnen, welche ebenso abhängig von der inneren Oberfläche sein müssen, wie der Weg der ozeanischen Flutwelle abhängig ist von den Unebenheiten der äußern. Die Wissenschaft hat der Zirkulation der inneren Flut den Puls fühlen gelernt: es findet sich, daß in der Erdnähe des Mondes größere Häufigkeit von Erdbeben liegt, daß ihre Häufigkeit ein Maximum in der Neumondzeit erreicht, um Vollmond geringer ist, von den Zeiten der Sonnen- und Mondferne gleichermaßen abhängig ist, und daß auch die eilfeinhalbjährigen Epochen der Sonnenflecken-Erscheinung (in welchen sich die Umlaufszeit des großen Planeten Jupiter erkennen läßt), sich im zeitlichen Wandel des Erdbeben-Phänomens abspiegeln. Erdbeben und vulkanische Thätigkeit sind aber Symptome und Erscheinungsformen derselben Grundursache im Leben des Planeten.

Da man sich die Innenseite der erstarrten Rinde nicht als eine glatte und regelmäßige Hohlfläche denken darf, vielmehr auf ziemliche Unebenheit rechnen muß, ferner über die Grenze der Flüssigkeit (d. h. der Liquidität) und einer blos zähen Erweichung, über den Uebergang aus dem einen in den anderen dieser Aggregatzustände und über Umfang und Beschaffenheit einer im Innern der flüssigen Zone unter höchsten Hitzegraden vielleicht noch bestehenden, gasförmigen Sphäre der Planetenmasse im Dunkeln ist, so wird es allerdings schwer, sich eine ganz befriedigende Vorstellung von der geographischen Lage oder dem Kurs der Bahnlinie des unterirdischen Flutphänomens zu bilden. Nur der allgemeine Ausdruck: einer ostwestlich umlaufenden Flutwelle, der Trägerin einer fortschreitenden, d. i. auch umlaufenden Pression, kann festgehalten werden.

Diese Vorstellung entspricht sehr nahe jener Idee, welche, altjonischer Naturphilosophie entstammend, in Platons *Pyriphlegeton*, dem *Ernährer* der Vulkane, liegt, daß es erlaubt ist, für das Phänomen der endogenen Flut diesen Ausdruck in einer wissenschaftlichen Abhandlung wieder zu brauchen. An eine flußartige Strömung, wie sie die Alten dachten, ist dabei natürlich nicht zu denken, aber die stetig kreisende Flutwelle übt in derselben Richtung stetig fortschreitende Wirkung.

Unerforschbare Gestaltungsverhältnisse der deckenden Rinde beeinflussen die Richtung, den Kurs dieser Flutbahn, veränderlich mit säkularen Hebungen und Senkungen, Gestaltsveränderungen des Sphäroids, die aus dem kosmischen Wandel der Axenstellung resultieren. Sie veranlassen lokale Ungleichheiten in Höhe und Stärke der Flutwelle, und das Ergebnis dieser Anomalien ist endlich der scheinbar regellose Charakter, die Ungleichheit und Unberechenbarkeit vulkanischer Phänomene an den über die Erde verteilten Punkten, wo die Ventile liegen. Anders schon greift vor allem die Flutwelle eine dem Meridian gleichlaufende Spalte an, wie eine vorwiegend ostwestlich gerichtete.

Wo auf den langen Strecken meridianartigen Streichens die hohe Andeskette Südamerika's Kontinent und



Digitized by Google

Ozean scheidet, begrenzen die Spalten auf ihrer Ostseite erhobene Landpartien der von der atlantischen Küste gegen das Gebirg ansteigenden Planetenrinde, westwärts dagegen unter den Ozean gesunkene Flächen. Tertiäre Flötzschichten steigen auf der atlantischen Seite bis zum Fuß des trachyporphyrischen Eruptivs hinan; abendwärts, wo die Küstencordillere die öde Südsee von Pol zu Pol wie ein Riesenwall einrahmt, sind sie von den Eruptivgesteinen überlagert. Das Bruchprofil der Andenkette bildet eine Art von umgekehrtem Wehr, das sich dem Pyriphlegeton einförmig entgegenstellt und seinem Kampf wider die deckende Veste auf langer Fronte einen entsprechenden Charakter der Einförmigkeit verleiht, welcher in der geologischen oder tektonischen Physiognomie, wie in dem vulkanischen Gesamtnaturell der Andenkette — mit Ausnahme der die Hauptstreichung verlassenden Strecken — erkennbar ausgesprochen ist.

Wie sehr kontrastierend stellt sich neben das naturgeschichtliche Bild der amerikanischen Cordillere genetisch und — es wird sich zeigen — auch historisch das Kampfbild des Pyriphlegeton mit der Erdrinde in dem alpinen Axenstrang oder Rückgrat der alten Welt vor Augen, in dem langen Gebirgszuge vom Nordostende Asiens durch die Stanowoi- und Jablonoi-Ketten südwestwärts herabsteigend zu der erdbebenreichen Region des Baikalsees und damit auch in die gemäßigte Zone (die Zone wachsender Energie der Flutwelle), in dem anschwellenden Gebirgsstrang des Altai und Thianschan. Die beträchtlichste Anschwellung wird erreicht in der Zentralgegend des Erdteils, in den Pamirhöhen, welche asiatische Dichter malerisch „das Dach der Welt" nennen. Vom Südosten her anscharende riesige Gebirgsketten verstärken hier noch diesen Gebirgsbau, welcher dann durch den Hindu-kho, den Paropamisus der Hellenen, mit dem persischen Elbruz Anschluß nimmt. Dieses alpine Hochgebirgssystem Asiens zeigt von Nordosten her eine allmähliche Anschwellung, im vertikalen und horizontalen Sinne, und dann wieder eine allmähliche Abschwächung, wie wenn die Energie der plutonischen Macht durch die Erhebung so kolossaler Alpen- und Landmassen in des Erdteils Mitte gleichsam erschöpft worden sei.

Ein unverkennbarer Charakterzug ist die auffällige Seltenheit von vulkanischen Ventilen. Nur sporadisch sind Vulkane aufgebrochen, und eine dauernde vulkanische Nachwirkung findet kaum statt.

Erst im Elbruz mit seinem zur Solfatara gewordenen Vulkan Demawend beginnt wieder vulkanischer Charakter. In dieser Gegend gabelt sich die plutonische Spalte über den Kaukasus und die europäischen Alpenketten bis zum Kap Finisterre und über das kurdisch-armenische Hochland, die antitaurischen Gebirge — allerdings unvollkommen geschlossen — nach den nordafrikanischen, unvulkanischen Gebirgen, mit dem Atlas in Marokko endend, während die vulkanische Spaltregion des Mittelmeeres, als korrespondierendes Depressionsgebiet zwischen den plutonischen Gebirgsketten mitteninne liegend, westwärts streicht, der Richtung nach die eigentliche Fortsetzungslinie der durch Asien gebogenen Landerhebungsaxe, des Diaphragma oder Landesteilers des alten Geographen Dikäarches. Und selbst an den Säulen des Herkules noch nicht endend, leitet das Streichen der großen Axenlinie weiter; ihr eigentlicher Abschluß erscheint in der vulkanischen Inselkette der Azoren unter Umständen, welche diesen Endpunkt, wie wir bereits erwähnt haben, so höchst charakteristisch machen.

Diese 2400 Meilen lange, bogenförmig durch den alten Erdteil streichende Spaltenkette, bedeutsamer noch erscheinend, wenn man sie über das asiatische Ostkap durch die Anden bis zum Feuerland fortgesetzt betrachtet, wo sie dann fast genau einem größten Kreis um den Erdball entspricht, weist nun zunächst die Eigenschaft auf, daß sie nicht, wie die Andenspalte, rechtwinkelig vom Stromstrich des Pyriphlegeton getroffen wird, sondern (und je mehr sie in niedrigere Breiten gelangt, desto entschiedener) mit dessen Richtung zusammenfällt. Sie stellt gleichsam eine auf der Oberfläche ausgezeichnete Bahnlinie des unterirdischen Flutgangs vor. Dieses Verhältnis leitet zu wichtigen Betrachtungen hin.

1. Vom Ostende aus hat die erste Hälfte des Systems überwiegend plutonischen, die zweite überwiegend vulkanischen Charakter. (Kamtschatka gehört selbstverständlich nicht dem kontinentalen Spaltsystem an, sondern anderen Vulkanreihen der Erde, von deren näherer Betrachtung in dieser Abhandlung die Begrenzung des Raumes abhalten muß.)

2. Mit dem Demawend, dessen hoher Gipfelkrater in Tagen der Vorzeit über Wüsten und das öde Kaspische Meer leuchtete, beginnt der „Landesteiler" seinen Charakter zu ändern. Eine an meist erloschenen Vulkanen reiche, die kurdisch-armenische, Gebirgsgruppe, leitet durch Kleinasien zu den Ostgestaden des Mittelländischen Meeres, wo die Spalten untertauchend ihren fernen Weg nach Westen durch vulkanische Inseln bezeichnen, mit immer entschiedener vulkanischem Charakter bis zum westlichen Ende der Azorischen Inselkette. Man kann selbst in der hier betrachteten Strecke (abendwärts vom Demawend an) noch unterscheiden zwischen einer östlichen Hälfte mit überwiegend erloschenen und einer westlichen mit überwiegend thätigen Vulkanen. Und das Westende, wie wir gesehen, weist eine rezenteste Vulkanizität auf.

3. Solcher Gestalt erweist sich die lange, Kontinentbildende Spaltenkette der alten Welt, im Kontrast zu der monotonen Bildung der Anden, als ein überaus gestaltenreiches Lebensgebiet der Erdkraft, alle Formen plutonischer und vulkanischer Wirksamkeit erschöpfend und neben dem formalen Reichtum zugleich das wichtige Verhältnis einer Zeitfolge, eines Fortrückens im Schaffen vor das geistige Auge stellend.

Digitized by Google

Wenn die Flutwellen des Pyriphlegeton an einer meridianischen Grenzlinie, wie die Andenspalte, fort und fort anstoßen, ohne die Spalte westwärts weiter zu rücken, so bewährt sich diese Spalte als etwas Festes, in seinem Bestand ein- für allemal determiniertes. Eine Spalte hingegen, welche wie jene der alten Kontinentgruppe mit dem Stromstrich der endogenen Flutung parallel verläuft, wird von dem immerfort pulsierenden ostwestlichen Gang der Flutwellen einen Charakter gleichartiger Fortrückung, westlich schreitender Veränderlichkeit, annehmen müssen. Mit anderen Worten, sie wird ein historisches, ein nicht abgeschlossenes Fortleben haben.

Erloschene Vulkane mit vollendeter typischer Formausbildung, d. i. mit kratertragenden Kegeln, müssen als älter wie thätige Vulkane angesehen werden; *insofern* älter, als ihr Lebenslauf sich zeitlich *vor* dem der letzteren abgespielt hat. Vulkane sodann, die in der Gegenwart neu entstehen, bedeuten zweifelsohne eine jüngste Thätigkeit des endogenen Reaktivprozesses. Die Vulkane Kurdistans und Armeniens, des Kaukasus, sind in geschichtlichen Zeiten nicht mehr thätig gewesen, aber dunkle Tradition aus grauer Vorzeit liegt ohne Zweifel der hellenischen Sage zu Grunde, nach welcher der alte Erdriese oder Titane Typhon aus dem Osten, wo er in den Vulkanen gehaust, nach dem hesperischen Westland, nach den schon frühe dem Hellenenvolk teuren Gestaden des Tyrrhener-Meeres, gewandert, und daselbst unter dem Epomeo, den Liparen und dem Aetna liegt. Wie oft hat man nicht in unserem epigonen Zeitalter die Sagazität des alten Volksgeistes in seinen Mythenbildungen zu bewundern!

Eine Tendenz mit neuen vulkanischen Erruptivstellen westwärts vorzurücken, harmoniert mit der Hypothese der unterirdischen Flut, welche als die natürliche und verständliche Ursache jenes Vorschreitens in Spaltlinien ostwestlicher Streichung anzusehen ist. Der immer und regelmäßig wiederholte Wellenstoß in der Spaltrichtung muß vordringend auf Bildung neuer Ventile wirken, wodurch dann ebenso naturgemäß ältere, rückwärts gelegene außer Funktion treten.

Auf demselben Boden der Vorstellung dürfte es auch nicht gewagt erscheinen, die Ungleichheit in der Höhe der Lavasäulen der Erdvulkane durch differente Qualität, Richtung u. s. w. des Stromstrichs zu erklären. Der Auftrieb der Lava hängt dann nur in sehr modifizierter Weise von dem Gesetz der kommunizierenden Röhren ab; was ihn mehr beherrscht, ist eine Stoßkraft, deren Energie, von variabeln Faktoren bestimmt, eine scheinbar regellose Ungleichheit zeigt.

Formsysteme der Erdrinde, welche einer gesetzmäßigen Veränderung und Weiterbildung unterworfen sind, tragen neben ihrem phänomenalen Charakter auch den Charakter von historischen Urkunden an sich, sie belehren über zeitlichen Ablauf im Planetenleben. In diesem Sinne könnte wohl die „Alte Welt" als ein Komplex von Ländern angesehen werden, worin die östlichen früher vorhanden oder wohnlich waren, als die westlichen, indem sich die tête der großen Diaphragma-Spalte im Laufe unermessener Zeiten von Ost nach West vorschob und es erwiese sich die alte, mythengetragene, sonderbar in vielen Geschichtsmomenten und Völkerphantasien gespiegelte Idee eines Kultur- und Wanderganges der jetzt abendländischen Völker, im Sinne des Sonnenlaufes aus Morgenländern kommend und abendwärts fortschreitend; sie zeigte sich wie echter Mythenstoff, naturgemäßer Stützen nicht entbehrend.

Die Altersverhältnisse von Vulkanen leiten auch sonst zu interessanten Betrachtungen. Ganz allgemein begriffen ist vulkanische Thätigkeit neben plutonischer, die jüngere, sekundäre. Man muß weiter unterscheiden zwischen Alter (Priorität) der anfänglichen individualisierten Ausbruchstellen auf den vulkanischen Spalten und zwischen Kratern, welche auf den Gipfeln der Kegelberge geöffnet sind. Mit ersteren beginnt die Geschichte jedes Vulkans. In vielen Fällen blieb es an solchen Oeffnungen bei der erstmaligen Entladung; Ringwälle von Durchmessern bis zur Größe mehrerer Meilen umschließen den Boden, mehr oder weniger eben ausgefüllt, zuweilen Wasserbecken enthaltend, welcher sich im urzeitlichen Trichter gebildet hat. Neben solchen, gleichsam abgestorbenen Kratern übernehmen andere die Fortsetzung der Entlastungsfunktion; sie setzen dann den Lebenslauf eines typischen Vulkans fort bis zur völligen Entwicklung. Dieses Ziel wird von den verschiedenen Vulkanindividuen in sehr verschiedener Zeit erreicht; dadurch bieten die Vulkane der Erde höchst mannigfache Formen, nämlich aus allen Entwicklungsstufen des Vulkanlebens dar, und ergänzen wechselseitig das wissenschaftliche Naturbild dieser Klasse von Phänomenen. Wollte man aber die Geschichte, die Entwicklung durch alle Altersstufen, an *einem Vulkan* überschauen, so findet man im Tenggergebirg auf Java ein Bild, das großartigste auf dem Erdenrund, welches nebeneinander und übereinander sichtbar erhalten hat, was als successive Form, als Altersstufen eines unvergleichlich gewaltigen vulkanischen Lebenslaufes in Zeitepochen, die das Maß menschlicher Geschichtrahmen weit übertreffen, von Anfang bis zur Gegenwart sich ereignet hat.

---

## Sitten und Gebräuche auf Föhr sonst und jetzt.

Von Christian Jensen.

(Fortsetzung und Schluß.)

### III.

### Tod und Leichenbestattung auf Föhr sonst und jetzt.

„Das Familienleben auf kleinen Inseln mit seemännischer Bevölkerung ist ein anderes, und, ungeachtet der oft großen Entfernung der Familienglieder von einander,

Digitized by Google

gewöhnlich ein innigeres als auf dem Festlande und namentlich in dem Binnenlande mit bäuerischer und städtischer Bevölkerung. Der Gefahren und der ungewöhnlichen oder plötzlichen Todesfälle gibt es mehr für die Seefahrer als für jede andere Klasse von Menschen, selbst als für die Kriegsleute; und Entbehrungen, Mißverhältnisse, Trauerscenen, schwermütige Charaktere und seltsame Gefahren und Todesfälle kommen wohl nirgend häufiger vor, als eben auf (solchen) kleinen Inseln", schreibt C. P. Hansen im Vorwort zu seinem „Ein inselfriesisches Totenregister" und deutet damit an, daß die Beobachtung solcher Vorkommnisse nicht unwichtig ist für den Ethnographen, denn es erklären sich daraus manche Eigentümlichkeiten und Charakterzüge der Bevölkerung. Warum erzeugte der Tod unter der Küstenbevölkerung der Nordsee so manche abergläubische Vorstellungen, warum gehen noch so viele Vorbedeutungen in diesen Gegenden auf den Tod hin? Gewiß nicht, weil die Bevölkerung mehr Neigung hat, abergläubischen Satzungen nachzuhängen als eine andere, sondern, weil der Kampf mit dem Meere den Tod so vielgestaltig und so oft in die Familienkreise derselben hineingreifen ließ.[1] „So hat sich von uralter Ueberlieferung her bis auf unsere Tage mancher Aberglaube auch auf Föhr lebendig erhalten, und es ist im ganzen noch gültig, was K. J. Clement um 1846 schrieb:

„Noch sieht man von den friesischen Außeninseln aus am westlichen und südlichen Horizont die wunderbaren Vorbedeutungsfeuer oder die Vorzeichen der Schiffbrüche, zwischen Himmel und See, man sieht ferner das Verbrennen oder den Vorbrand, d. i. das übernatürliche Feuer, welches dem wirklichen, einem Brande, vorhergeht, endlich das Vorgehen oder den Vorspuk (in den schottischen Ländern second sight, das zweite Gesicht genannt, wovon ich am meisten auf den Hebriden vernommen), was in vielfacher Weise seine Warnungen kundthut.

„Die Leichen noch lebender Menschen liegen schon auf ihrem Strohlager, dem letzten in diesem Leben, oder auch im Sarge, der Leichenwagen steht vor der Thür oder fährt auf dem Kirchwege, und die Nacht hört den singenden Küster, welcher die Toten vom Hause zum Grabe singt, man hört den Sarg zimmern, zunageln, den Hobel gehen und die Säge, auch die Totenuhr pickert nicht umsonst, und es ist kein Zufall, der den Hobelspan am Talglicht kräuselt, wenn das sinnende Frauenzimmer nach dem Lichte blickt, ob auch Briefe aus der Ferne kommen, und so wie man jene, welche im Grabe kein Ruhe haben, in der Dämmerung oder in der Mitternacht wandeln sieht, so hört man die Lieben, welche eben in der Fremde starben, bedeutungsvolle Worte zu ihren Verwandten in der Heimat sagen und der Seemann,[1] der im Sturm verunglückte, tritt in aufgezogenen Stiefeln, welche voll von Wasser sind, schweren Ganges, und wäre es tausend Meilen weit, mitten unter die Seinen. Ein Stöhnen in der Mitternacht, das Muen des Hausviehes, während die Mächte der Dunkelheit walten, die Träume beim Morgengrauen sind ebenso wohl Vorzeichen künftiger Begebnisse, als gefleckte Lämmer, und der Kibitz (Vanellus cristatus *M.* und *W.*), der bis an die Hausthür kommt und der schwarze Sterbevogel mit seinem weißen Kranz um den Hals. (?) (Die Elster?)"[2]

Wir fügen hinzu: Wer ein neues Kleid, neue Schuhe ꝛc. zum erstenmale bei einem Leichenbegängnisse an hat, wird die Kleidungsstücke in Trauer abtragen müssen.

Liegt ein Messer mit der Schneide nach oben gekehrt, so ist ein Seemann in Todesgefahr; tanzt eine Lichterscheinung über die Sümpfe der Marsch, auf den die Insel umgebenden Watten, so wird man bald an der Stelle eine Leiche finden, resp. dieselbe sich von dort nach dem Kirchhofe in Bewegung gesetzt sehen.

Das Geheul eines Hundes nach einer bestimmten Richtung hin, zeigt an, daß aus der Gegend her ein Toter kommen wird. Wenn ein Kind im Traume oder im Aufwachen den Namen seines zur See abwesenden Vaters oder Bruders ruft, so glaubt man, daß sich derselbe in großer Not befinde; manche Witwen glauben, daß ihr auf der See verunglückter Gatte ihnen in seiner Todesstunde erschienen sei. Ein Seefahrer, welcher beim Abschiednehmen von den Seinen kalte Hände hat, kehrt nicht wieder zurück, er findet sicherlich sein Grab in der kalten Flut.

Den Friesen wird von ihren Historikern nachgerühmt, daß sie in wahrhaft merkwürdiger Hartnäckigkeit an ihren alten Gewohnheiten und Satzungen festgehalten, obwohl man ihnen diese Hartnäckigkeit mit Bezug auf religiösen Glauben und religiöse Sitte nicht gern zur Ehre anrechnet. Dem ihnen gebrachten Christentum setzten sie mit der den heidnischen Göttern bewahrten Treue langdauernden Widerstand entgegen: es behielten namentlich die Opferdienste, an die sie gewohnt waren, noch lange neben dem nationalen auch den heidnischen Charakter, ja bis in die Zeit der Reformation hinein wissen Chronisten davon zu erzählen. Im 41. Kapitel seiner Heidenreligion erzählt uns Arnkiel, daß unsere Vorfahren glaubten, das Lebensziel sei von den Göttern bestimmt, und daß es ein glückseliger Tod sei, im Treffen vor dem Feinde, das Leben fürs Vaterland opfernd, zu sterben; dagegen betrugen sie sich beim Sterben auf dem Siechbette „kläglich." Sie glaubten fest an die Unsterblichkeit der Seelen, vielleicht auch an Seelenwanderung im Sinne der alten Aegypter. Der

[1] Im September 1744 hatten sich Föhrer und andere Grönlandsfahrer zur Heimreise auf einem Föhringer Schiff eingeschifft. In einem Sturm verloren alle — 110 — und zwar 64 Föhrer, beispielsweise, das Leben.

[1] Vergleiche „Ausland" Nr. 42, Jahrgang 57 (1884), betreffend „Die Halligen", S. 825.

[2] K. J. Clement-Lappenkorb von Gale, Schneider ꝛc. Seite 327 und 328.

Digitized by Google

Prediger Richardus Petri (1620—1678) führt außerdem an, daß noch zu seiner Zeit, obwohl die Mönche haben weichen müssen, „doch die päpstlichen Aberglauben so bald nicht aufgehört." In der Gegenwart wird den Föhringern folgendes Zeugnis ausgestellt: „In kirchlicher Hinsicht haben sich die Föhrer von jeher ausgezeichnet. Ihre drei stattlichen Kirchen sind Denkmäler der Liebe ihrer Väter zum Herrn, ihrem Gott; und der fleißige Besuch derselben ist noch immer ein Zeichen, daß die Liebe zu Gott und Göttlichem noch nicht erkaltet ist."[1]

Nach diesem Urteil ist es erklärlich, auf Föhr die Sitte zu finden, daß von Schwerkranken oft das Abendmahl begehrt und ihnen gewährt wird. Im allgemeinen hält man das Sterben für eine Erlösung, namentlich wenn der Kranke viel Kummer und Leid zu tragen hatte. In den Sprüchen und Versen auf den Grabmälern der Föhrer Kirchhöfe spiegelt diese Annahme wieder; nebenher finden wir überall die Vergleichung dieses Lebens mit einer Meeresfahrt. Die Monumente enthalten oft ein in Stein eingehauenes Schiff, das in einen Hafen eingelaufen ist und dort ankert. Einige solcher Verse mögen hier stehen:

„Schifft also auf dem Meer der Welt,
Daß nicht des Himmels Hafen fehlt."

* * *

„Die letzte Reise gieng gen Himmel
Aus diesem schnöden Weltgetümmel."

* * *

„Die Schifffahrt dieser Welt bringt Angst, Gefahr und Not,
Des Himmels Hafen Ruh nach einem sel'gen Tod"

* * *

„Alle Not ist dann besiegt,
Wenn das Schiff im Hafen liegt."

* * *

Es ist in den Zeiten, als die Seefahrt blühte, häufig vorgekommen, daß Friesinnen, deren Männer starben (auch oft wenn sie fern von der Heimat begraben wurden) ihren Männern Leichensteine setzten, auf welchen sie gleichzeitig ihren eigenen Namen anbringen und nur einen Raum für Datum und Jahreszahl ihres Todeseintritts frei ließen.

Der Leichnam gilt nicht für unrein, Opfer finden bei einer Leiche nicht statt. Bis vor 8 oder 10 Jahren war die Sitte, bei den Leichen zu wachen, allgemein; jetzt geschieht dies nur selten, und man erhält nur ein Licht brennend in der Stube, während die Leiche im Hause ist. Kinderleichen werden mit Kränzen geschmückt. Ist eine Leiche im Hause, so werden am ersten Tage die Nachbarn zum Ent- und Ankleiden derselben gebeten.

Bei einer männlichen Leiche verrichten es vier Männer, bei einer weiblichen vier Frauen, deren Männer den Sarg vom Zimmermann nach dem Hause befördern; diese Personen heißen dann Sargleger (Kastleiers); erst am Abend vor der Beerdigung wird der Sarg geschlossen. Nach der Sarglegung werden die Sargleger und andere gebetene Nachbarn mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Am folgenden Tage bittet man die nächsten Verwandten zum Kaffee und die folgenden Tage entferntere Verwandte. Die Todesanzeige wird jetzt häufig durch den „Inselboten", eine in Wyk erscheinende Lokalzeitung, erlassen. Nebenher geschieht dieselbe, wie früher allgemein üblich, durch vier junge Mädchen, die je zwei und zwei als Leichenbitterinnen zu allen Nachbarn, Verwandten und Bekannten hingehen. Sie sagen etwa folgendes: „Wir sollen grüßen von dem und dem, daß N. sei tot; wollt Ihr nicht so gut sein und kommen Freitag ꝛc. zur Leiche?" (Föhrer-Friesisch: „Wi skall gröte fan N. an N., det N. as duad, an det jam eg so gut wees well an kemm Freidai tu Lick!")[2] Die ersten zwei gehen durch das Heimatsdorf, während die zwei anderen entfernte Dörfer aufsuchen.

Am Montag, Donnerstag und Sonnabend fanden keine Beerdigung statt; Mittwoch wird selten als Beerdigungstag gewählt. Dienstag, Freitag und Sonntag sind die dafür gebräuchlichen Tage, an welchen sich die Leidtragenden um 10 Uhr Vormittags beim Sterbehause versammeln. Von dort wurden früher die Leichen still hinweggeführt, jetzt wird, ein einziges Dorf davon ausgenommen, mindestens immer gesungen und bisweilen auch eine Leichenrede vor dem Hause gehalten.

Die Angehörigen der Verstorbenen legen Trauerkleider an und zwar schwarze bei der Trauer um nahe Verwandte, schwarz und weiß dagegen bei derjenigen um entfernte Verwandte. Während bei den Männern keine besonderen Zeichen an der Kleidung die Trauer kennzeichnen, tragen die Frauen aus der Verwandtschaft wie auch die Nachbarinnen beim Leichenbegängnis große weiße Schürzen, Skordluk genannt, die auch bei andern Festlichkeiten, bei Verlobungen, Hochzeiten, Konfirmation üblich sind, auch bei Kindstaufen von den Pathinnen getragen werden. Um den Kopf haben die Frauen ein blau, weiß und schwarzes Tuch geschlungen, ein weißes Tuch tragen sie in der Hand, welches sie auch vorm Gesicht halten. Die nächsten leidtragenden Frauen setzen bei der Feierlichkeit eine mit eingebrannten Falten versehene Kappe, Surgkapp genannt, über den Kopf, welche bis auf die Hüften reicht, eine ähnliche Sitte, wie die im Festlandfriesischen bestehende, sich bei der Gelegenheit in ein langes, schwarzes Flor zu hüllen das man dort „Regenkleid" nennt. Manche Witwen bedecken, so wird uns von anderer Seite mitgeteilt, die die Frau kennzeichnende rote Haube mit einem dunklen Lappen oder einem Netze. Die noch bei den Föhringerinnen, außer im Flecken Wyk, übliche Nationaltracht ist sehr kleidsam; im Laufe der Zeit hat sich dieselbe nach Nerongs[1] Beschreibung sehr verändert, und nähert sich mehr und mehr der deutschen Tracht, d. i. derjenigen nach der Mode unserer Städterinnen.[2]

[1] Nerong, „Föhr, früher und jetzt," S. 83.

[1] „Föhr früher und jetzt." S. 74.

[2] Man vergleiche die Trachtenbilder von Sylt, zu einem Aufsatz des Verfassers in der „Zeitschrift für Ethnologie", der im November ds. Js. erscheinen wird.

Digitized by Google

Nach Kohl's Mitteilungen bestand noch um die Mitte dieses Jahrhunderts auf Westerlandföhr der Gebrauch des Klagegeschreis bei Beerdigungen, ähnlich wie auf den Halligen.[1] Er gibt nach den Aeußerungen eines dortigen Predigers die folgende Beschreibung:

„Es sind Töchter, Schwestern, Mütter, Gattinnen und nächste Verwandte und Nachbarinnen, die dieses Geschrei an dem Begräbnistage erheben, sowohl wenn sie am Sarge, in dem die Leiche aufgestellt ist, sitzen, als während der Begleitung des Zuges zum Kirchhofe.

„Sie haben sehr lange, schleierartige Tücher in der Hand, mit denen sie sich das Gesicht verhüllen, und die weit in die Luft hinausflattern. In diesen Tüchern, die sie nur zum Staate tragen, halten sie das eigentliche Taschentuch verborgen, das für das Abtrocknen der Thränen bestimmt ist. Sie klagen jämmerlich und schreien, daß es laut hinschallt. Dabei werfen sie sich heftig auf und nieder, zuweilen kopfüber fast bis zum Boden. Man nennt diese Weiber Sörgewüffe (Sorgeweiber, d. i. Klageweiber)."

Die Kinderleichen werden nach dem Kirchhofe getragen; sonst benutzt man den Leichenwagen. In dem Zuge zur Kirche herrscht folgende Ordnung: Voran schreiten Prediger und Küster mit den Kindern, dann folgt die Leiche mit den Trägern oder der Leichenwagen; das Gefolge besteht dann der Reihe nach aus den nächsten Leidtragenden weiblichen, den nächsten Leidtragenden männlichen Geschlechtes, den übrigen Männern und Frauen; die Leichengefolge sind oft sehr groß, drei- bis fünfhundert Menschen. Wenn Prediger und Küster mit den Schülern nicht vom Leichenhause aus die Leiche begleiten, so gehen sie dem Zuge vom Kirchhofe aus entgegen, nehmen dann im Zuge den vorhin bezeichneten Platz ein, während der Küster ein paar Strophen eines Gesanges singt und gehen vor dem Sarge her bis zum Grabe. „Früher wurden die Toten dreimal um die Kirche herumgetragen, ehe sie begraben wurden!"[2]

Die einzelnen Häuser des Dorfes haben auf den Kirchhöfen ihren eigenen Begräbnisplatz; diese Familiengrüfte sind oft eingefriedigt.

Das Grab erhält eine Tiefe von sechs Fuß (1 Meter ist 3 1/2 F.) und wurde bis vor ca. 15 Jahren bei den Bessergestellten durch vier Nachbarn gegraben, welche dafür entsprechend bewirtet wurden; jetzt wird das Grab allgemein von einer Frau gegraben, die den Totengräber repräsentiert. Beim Einsenken der Leiche herrschen besondere Formalitäten nicht, sind ähnlich denjenigen der Halligen.[3]

Grabesbeigaben kennt man außer denjenigen für Wöchnerinnen und hoffende Frauen nicht. Von ersteren war oben die Rede, der letzteren wird eine Scheere, Linnen und Bindfaden in den Sarg gelegt, damit, wie der Aberglaube hinzufügt, dieselbe sich selbst bei der Entbindung helfen könne, und nicht nötig habe, als „Gonger" wieder erscheinen zu müssen, um diese Sachen zu holen.[1]

Früher wurde das Grab im Beisein des Leichengefolges zugeschüttet, seit einigen Jahren erst, nachdem die Versammlung das Grab verlassen. Auf das frische Grab stellt man ein kleines hölzernes Kreuz und liebende Hände schmücken es mit Kränzen.

Für die Leidtragenden sind bei dem nach der Beerdigung stattfindenden Gottesdienst besondere Bänke reserviert (Surregbenk). Die Frauen unter den Trauernden lehnen während des Gottesdienstes ihr Haupt gebeugt auf die Lehne des vor ihnen stehenden Stuhles, entfernte Verwandte dagegen nur, wenn die Personalien der Verstorbenen (ein kurzer Lebenslauf) verlesen werden. Die Trauernden, besonders die Frauen, bleiben bei späteren Gottesdiensten noch viele Wochen in der Kirche sitzen, wenn der Pastor den Segen spricht oder das Evangelium verliest. Manche Witwen thun es beständig.

Nach der Beerdigung findet für die nächsten Verwandten des Verstorbenen ein einfaches Totenmahl, ohne Aufwand und Prunk, statt. Nahe Verwandte trauern ein Jahr, andere kürzere Zeit. Als Uebergang zwischen der schwarzen Trauerfarbe und den später zu tragenden bunten Farben der Nationaltracht, werden schwarz und weiße Stoffe getragen. Ueber die den Toten erwiesene letzte Ehre schreibt Chr. Johansen: „Einem Toten zu Ehren werden nicht weniger als sechs Gesänge oder Teile von Gesängen gesungen. Nur vor Toten, nicht vor Lebenden, entblösten die alten Friesen das Haupt. Keiner tritt an das Lager einer Leiche oder an einen Sarg, ehe er ein stilles Vaterunser gebetet hat, und keiner rührt einen Leichnam an, den die Wellen an den Strand gespült haben, ohne zuvor ein Vaterunser gebetet zu haben.

„Jedes Haus hat seinen Leichen- oder Kirchenweg, der späteren Anbaues wegen oft ein Umweg ist, aber gleichwohl bei Hochzeiten, Kindstaufen und Begräbnissen ausschließlich als herkömmlicher Ehrenweg benutzt wird."[2] Auch die Kap (cfr. „Ausland" 1884, Nr. 42) stand hier früher auf dem Sarge.[3]

Nach einem Totschlage war es hier Gebrauch, den Thäter, wenn er entflohen war, bei der Bestattung der Entleibten dreimal zu verbannen. Der Chronist Anton Heimreich bemerkt ausdrücklich, „daß er solches auf Föhr mehrmals gesehen habe."[4] (Ueber die Ausführung der Bannung siehe das „Ausland" 1884, Nr. 42.)

[1] Siehe „Ausland" 1884, Nr. 42.

[2] Chr. Johansen, „Die nordfriesische Sprache." Kiel, 1862, S. 70.

[3] „Ausland" 1884, Nr. 42.

[1] Man vergleiche „Ausland" 1884, Nr. 42,

[2] Chr. Johansen, „Die nordfriesische Sprache." Kiel, 1862, S. 125.

[3] Clement, K. J., „Lebens- und Leidensgeschichte." Kiel, 1845, S. 154.

[4] „Nordfresische Chronik," herausgegeben von Dr. Falck. Tondern, 1819. Teil I., S. 54.

Digitized by Google

Heimreich bemerkt an derselben Stelle, daß der Ehemann das Recht hatte, seine Ehefrau, so sie den Ehebund brach, mit dem Schwerte, das darum das Eheschwert genannt wurde, nach altfriesischem Gesetz zu töten. Durch die Bannung wurden alle Angehörigen des Erschlagenen verpflichtet, an dem Mörder Rache zu nehmen.[1]

Der Tote hatte nun Ruhe im Grabe und brauchte nicht, Gerechtigkeit fordernd, umherwandern. Bei der in früheren Jahrhunderten vorkommenden Häufigkeit der Totschläge, konnte ein Totschlag mit 24 Pfund Englisch durch den Thäter oder dessen Verwandten gesühnt werden: man handelte nach der bis 1519 gültigen Blutregel: „De dar füste hefft, mag schlaen und de dar Geld und Guth hefft, schal bethalen.“ Die Siebenharderbeliebung von 1426 bestimmt nämlich:

„Welcker Mann den andern schlöge unerlyk, efte up vorsöhnede Rechte, de Mann schall erloess wesen, und schall in den söven Harden nehnen Frede hebben, und de Fründe scholen den Mann bethalen vor 24 Pf. Engelsch.“[2]

Eine spätere Bestimmung und ein fürstliches Mandat machen die Freunde eines Totschlägers von dieser Bezahlung frei und setzen für einen Totschläger fest: „Desulvige schall am Lyfe gestraffet werden und thom Halse gefellet sien.“

In zweifelhaften Fällen mußte der Beklagte seine Schuld oder seine Unschuld durch den Zweikampf oder durch das Loos, ferner durch die Feuer- oder Wasserprobe, später auch wohl durch den Zeugeneid beweisen.

Ein durch die Halsfällung ehrlos erklärter Verbrecher war unfähig als Zeuge vor Gericht zu erscheinen, unwürdig an öffentlichen Gesellschaften, an Gelagen und an öffentlichen Aemtern teilzunehmen und mußte nach Bezahlung seiner Brüche sich wieder ehrlich sprechen lassen oder seinen „Upriesung“, das ist Erhebung beim Gerichte, nachsuchen.

„Die Bannungen mußten vorgenommen werden, ehe der Thau auf die Erde fiel. Aus dem Grabe eines ungeratenen Sohnes, der Vater und Mutter geschlagen hatte, sah man ein seltsames Fünffingerkraut, eine leibhaftige Hand mit fünf Fingern hervorwachsen, die mehrmals mit einer Rute abgeschlagen wurde, aber immer wieder dastand, bis ein frommer Priester sie vor Sonnenaufgang bannte.“[3] Diese Bannung, von der ersten dadurch unterschieden, daß hier nur der zweite mit derselben verbundene Zweck, den Toten Ruhe zu verschaffen, besonders hervorgehoben ist, führt uns wieder hin zum Aberglauben, der mit Tod und Leichenbestattung zusammenhängt und so tragen wir hier noch, dieses Kapitel beschließend, einige Aberglauben nach, der Eingangs nicht erwähnt wurde.

Bei fast jeder Schule auf Föhr ist eine Glocke angebracht, die drei Mal täglich geläutet wird. Manche Leute nun behaupten aufs bestimmteste, die Glocke habe zu Zeiten eine ganz besondere Tonfärbung, welche sie durch das Wort „lickig“ (leichenähnlich [wörtlich]) bezeichnen. Zum Verständnis dessen muß noch angeführt werden, daß, wenn im Dorfe ein Leichenbegängnis stattfindet, die Schulglocke geläutet wird, bis die Leiche zum Dorfe hinaus ist. Wenn nun die Leute von der Glocke sagen, daß sie „lickig“ klinge, so meinen sie damit, dieselbe habe einen Klang, wie wenn sie bei einem Leichenbegängnis geläutet werde. Steif und fest glauben sie dann, daß bald jemand im Dorfe sterben werde.[1]

Kommt jemand bei einem Leichenbegängnis zufällig zu spät, so daß er allein hinterhergehen muß, so glaubt man auch, daß bald wieder jemand im Dorfe sterben wird. Hat jemand Warzen an den Händen, so kann er sie dadurch los werden, daß er mit denselben über die Leiche streicht, der Tode nimmt sie alsdann mit ꝛc.

* * *

Seitdem Föhr Seebad geworden, strömen alljährlich Hunderte und Tausende von fremden Gästen herbei, um hier Gesundheit und frische Lebenskraft, Zerstreuung und Erfrischung zu holen und zu finden. Das vielbewegte Badeleben aber ist auch hier wie überall, wo Badeörter eingerichtet worden, nicht ohne nachteiligen Einfluß auf Sitte und Brauch der Insulaner geblieben. Es gilt desungeachtet immer noch von den Föhringern, was Harro Paul Harring, der friesische Dichter, singt:

„O, komm' als Gast einst in ein friesisch Haus
Und schau' umher in der Bewohner Mitte:
Nicht gern eilt dann Dein Fuß ins Weite aus,
Dich fesselt bald des Volkes fromme Sitte.
Und hast Du auch manch' fernes Land gesehen,
Du wirst so gern zu meinen Friesen gehen.“

---

## Skizzen aus Nordamerika.

### Die „Schwarzen Berge“ in den Vereinigten Staaten.

Im Nordwesten des Staates Nebraska, in Dawes County im White-Fluß-Thale, 20 Meilen von der südlichen Grenze des Territoriums Dakota, wo bis Ende September vorigen Jahres nur die nackte Prärie existierte, ist bereits eine Stadt von 2000 Einwohnern erstanden. Auf der Karte wird man den Namen Chadron vergebens suchen: die Städte im Westen entstehen zu schnell, als daß die Kartenzeichner gleichen Schritt halten könnten. Chadron

[1] „Camerers Nachrichten.“ Flensburg und Leipzig, 1758, S. 363. I. Bd.

[2] Ueber Wehrgeldzahlung bei den friesischen Brockmännern vergleiche Wiarda, „Willküren der Brockmänner.“ S. 105, § 131. Berlin, 1820.

[3] Ch. Johansen, „Die nordfriesische Sprache.“ S. 113.

[1] Man vergleiche E. L. Rochholz' Abhandlung über die Glockensprache in seinem interessanten Buche: „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz“, S. 64. Leipzig, J. J. Weber, 1857.

Digitized by Google

ist übrigens keine Stadt, die ebenso rasch stirbt als sie geboren worden; sie wird in wenigen Jahren schon 5000 Einwohner zählen.

Chadron ist der gegenwärtige Endpunkt der Hauptlinie der Fremont- und Elkhorn-Eisenbahn, und die Gesellschaft hat dort im Bahnhof, Hotel, Werkstätten, Kohlenschuppen 2c. bereits 200,000 Dollars investiert. Die Waggons, die über diese Bahn laufen, sind nicht weniger elegant wie die zwischen Chicago und Omaha. Am 1. Aug. vorigen Jahres wurde Chadron ausgelegt und wurden die ersten Baustellen verkauft und schon am 2. Aug. war die Bauthätigkeit in vollem Gange, und zur Zeit weist sie Geschäfts- und Privathäuser auf, die jeder großen Stadt zur Zierde gereichen würden, und zwar sieht man nicht blos Holzbauten, sondern auch Gebäude aus Ziegelsteinen, und diesen werden, da jetzt ganz in der Nähe schon zwei Ziegelbrennereien in Thätigkeit sind, die hölzernen Gebäude bald Platz machen. Schule und Kirche ist da. Banken und Zeitungen (die eine derselben wird auf gelbem Papier gedruckt) treten gleichzeitig mit der Gründung der Stadt ins Leben, eine Rollschuhbahn und ein Dutzend „saloons", die zugleich Spielhöllen und noch etwas anderes sind, machen glänzende Geschäfte; wer Alkohol trinken will, kann für 5 Cents einen ganzen Eimer voll erhalten und ein Gläschen Bier wird mit 15 Cents gezahlt. Ratten sind noch nicht zur Stelle, sie kommen erfahrungsgemäß auch erst dann, wenn sie Getreidespeicher finden.

Die Umgebung von Chadron ist wellenförmig und nach Süden zu bergig. Die Stadt liegt auf ebener Thalsohle, eine Meile südlich stößt man auf steile und mit Fichten bestandene Hügel. Für den Ackerbau ist das Terrain wenig geeignet, der Boden ist nicht fruchtbar. Er hat eine rötlichgelbe Farbe und ist zähe, doch gibt es 30 Meilen südwestlich, an den Nebenflüßchen des White-Flusses, besseren. Das Wasser des White-Flusses gleicht einer dünnen gelben Lehmbrühe. Ist Chadron aber für Ackerbauer nicht geschaffen, so ist es das gelobte Land der Viehzüchter: in 80 Tagen gingen von dort 2130 Wagenladungen mit Rindvieh nach dem Osten ab. Uebrigens wird die Stadt alsbald ein Bundes-Landamt erhalten, und noch bevor der Winter kommt, wird ihm von Grand Island aus eine Konkurrenzbahn erstehen. Das meiste aber verspricht man sich von der Erschließung des Handels mit den „Schwarzen Bergen", in denen man fast allwöchentlich neue Silberminen entdeckt.

Im Dezember vorigen Jahres wurde eine Zweiglinie der Fremont- und Elkhorn-Valley-Bahn nach dem 50 Mln. nördlich im Territorium Dakota am Fuß der Schwarzen Berge liegenden Buffalo-Gap vollendet. Die Gegend, welche sie durchzieht, ist hügelig und wahrscheinlich auch für den Ackerbau geeignet: wenigstens hat sich bereits eine kleine ackerbauende Bevölkerung dort niedergelassen, und einige alte Ansiedler in der Nähe von Buffalo-Gap wollen bis zu 40 Bushels Sommerweizen vom Acre geerntet haben; Regen fällt übrigens in ausgiebiger Menge. Wir sahen dort Proben von Weizen, Hafer und Gerste mit durchweg schweren Körnern; der Bushel Weizen wiegt selten weniger als 70 Pfund. Der Maisbau hat keine Zukunft. Das Land liegt zu hoch über dem Meeresspiegel und zu weit nördlich.

Buffalo-Gap, einstweilen der Endpunkt der Zweigbahn, welche von Chadron nach Deadwood führen wird, steht auf einer Fläche, welche im Osten durch eine hügelige Prärie und im Westen von steilen, mit Fichten bewachsenen Bergen begrenzt wird. Seinen Namen hat es von der oberhalb des Städtchens in die Berge auslaufenden tiefen Schlucht, durch welche früher eine der größten Büffelheerden in die Schwarzen Berge und wieder heraus zog. Buffalo-Gap ist erst wenige Monate alt und vorläufig noch aus Brettern zusammengeschlagen, treibt aber schon jetzt lebhaften Klein- und Großhandel und hat bereits einzelne größere Hotels, dagegen „nur" 14 der „Saloons", wie sie Chadron zieren. Die Bretterhütten werden bald verschwinden. Die Einwohnerzahl mag sich gegenwärtig auf einige Hundert Köpfe belaufen; auch Deutsche befinden sich darunter. In einer Entfernung von 12 Meilen befinden sich die „heißen Quellen". Das Baden in ihnen soll bei Gicht-, Leber- und Nierenleiden Wunder wirken, jedenfalls beweisen die umherliegenden, aus Stein gehauenen Badewannen, daß auch die Indianer schon die Heilkraft der Quellen gekannt und erprobt haben, und bis zum nächsten Sommer wird ein großes, im Bau begriffenes Hotel fertig dastehen. Die mächtigen Strahlen des den Felsen entströmenden heißen Wassers bilden einen kleinen Fluß, der niemals gefriert und der auch im Winter von Fröschen wimmelt; vier Meilen weiter seiner Mündung in den Cheyenne-Fluß zu, stößt man auf die Minnie-Kasta- (Sioux-Indianisch für „heißes Wasser") Fälle. Die Szenerie der Umgebung ist ebenso schön als interessant. Ganz in der Nähe ist eine merkwürdige Windhöhle, aus welcher bei Tag und bei Nacht ein überaus heftiger Luftzug wie aus einem Blasebalg, herausstößt. Nordwestlich, auf Custoc-City zu, liegen die bei Sonnenschein durch den die Oberfläche bedeckenden Glimmerschiefer (Katzensilber) glitzernden Mica-Berge.

Die „Schwarzen Berge", die ihren Namen davon ableiten, daß die Fichten, mit welchen sie bestanden sind, sie in der Entfernung als schwarz erscheinen lassen, liegen zum größten Teil im südlichen Dakota und umfassen nicht weniger als 225,000 Quadratmeilen, von welchen sich ein Viertel für den Ackerbau, die übrigen drei Viertel für Minenzwecke und Viehzucht eignen; 5—7000 Quadratmeilen sind mit Holz, in der Regel Fichten, bewachsen; in den Flußthälern finden sich Cedern, Ulmen, Eschen, Eichen, Ahorn und Pappeln. Die Berge sind meist 4000 bis 6000 Fuß hoch, der höchste, der Harvey Peak, mißt 8200 Fuß. Die schon seit Jahren dort errichteten Stampfmühlen zum Zerstoßen des Erzes sind aus Holz gebaut,

Digitized by Google

das man an Ort und Stelle schlägt; es existiert sogar eine Gesellschaft, die täglich 5 Acres abholzt, um das Holz als Brennmaterial zu verwenden, und dies geschieht, obgleich ganz in der Nähe der Mühlen und ohne große Auslagen Kohlen vorzüglicher Qualität gefördert werden können. Bis jetzt sind in den Schwarzen Bergen 30 Stampfmühlen in Betrieb, daneben gibt es Säge- und Rollmahl-Mühlen.

Der Reichtum der Schwarzen Berge an Mineralien ist eine bekannte Thatsache. Namentlich sind es die Zinngruben, die sich immer mehr ausbreiten und nach dem Urteil Sachverständiger auf die Dauer mehr Gewinn abwerfen werden, als alle ihre Gold- und Silberminen zusammen. Außerdem ist der Glimmerschiefer (mica) in Masse vorhanden. Silber findet man aller Orten, Gold in der Umgegend von Deadwood, auch an Kupfer, Blei, Eisen, Asbest, Zinnober, Zink und Nickel fehlt es nicht. Selbst das zum Färben des Porzellans verwendete und so seltene Uranit-(Pech-)Erz kommt vor. Die kleineren Hügel, die den Rand der Schwarzen Berge bilden, enthalten Gyps, Kalk und prachtvollen Sandstein, der, wenn er geschliffen wird, in allen Farben schillert.

Von den in den Bergen zerstreut liegenden Städtchen sind namentlich Deadwood und Rapid City je mit etwa 3000 Einwohnern zu nennen; beide haben Wasserwerke, elektrisches Licht und Telegraphen- und Telephon-Verbindungen nach allen 100 Meilen im Umkreis liegenden Orten. Deadwood ist die Metropole der Schwarzen Berge, in Rapid City befindet sich die Mineralschule des Territoriums Dakota. Um von Osten her zu den Schwarzen Bergen zu gelangen, fährt man in 24 Stunden von Omaha oder Blair (Nebraska) nach Buffalo-Gap und, nachdem man dort der Eisenbahn entstiegen, in einer mit Leinwand überzogenen und mit vier Pferden oder Maultieren bespannten Kutsche über Berg und Thal weiter. Nachdem die Fremont-Elkhorn-Valley-Bahn vollendet ist, wird ohne Zweifel auch das bisher größte Hindernis der Entwickelung der Schwarzen Berge fortgeräumt, wird die östlich von ihnen gelegene Sioux-Indianer-Reservation der Besiedelung erschlossen werden und dann dürfte sich zunächst gerade dahin der Strom der Auswanderung von Osten her ergießen.

### Percherons.

In der Nähe von Milwaukee (Wisconsin) besteht seit Kurzem ein Gestüt, wie es in den Vereinigten Staaten kein zweites gibt. Vor nahezu drei Jahren kaufte der Präsident der Phil. Best Brewing Co., ein Herr Pabst, hart an dem Städtchen Wauwatosa eine Farm von 225 Acres und ging dann nach Frankreich, um dort Percherons einzukaufen. Den Distrikt Perche (davon der Name Percherons) bewohnt ein reicher Bauernstand, der sich mit der Züchtung von Pferden befaßt. Die Percherons, den normannischen Pferden ähnelnd, zeichnen sich durch ihre Größe, einen überaus kräftigen Hals, einen mächtigen Rumpf und schön geformten Kopf aus, und es gibt keine besseren und tüchtigeren Zugpferde als sie. Mit 70 bis 80 der edelsten Tiere kam der unternehmende Mann zurück; er konnte sie frei einführen, denn Pferde für Zuchtzwecke zahlen keinen Eingangszoll. Die Fahrt (von Havre ab) war für die Tiere eine beschwerliche; auch Pferde werden von der Seekrankheit nicht verschont und in den nur 4 Fuß langen und breiten Ställen auf dem Schiffe litten sie doppelt; die Transportkosten stellten sich auf 100 Dollars für den Kopf. Die Farm in Wauwatosa mit ihrer Einrichtung und der Ankauf der Pferde hatte 500,000 Dollars verschlungen, aber dafür war und ist auch alles auf das Trefflichste und Zweckmäßigste hergestellt. Wälder und Wiesen sind da und beide sind vorzüglich bewässert: die Farm hat genau dasselbe Wasser, wie es die auf einer anstoßenden Besitzung befindliche Quelle in dem weit bekannten Na-Ska-Na-Wasser liefert.

Das Gestüt besteht aus sechs Stallungen und jede bedeckt eine Grundfläche von 180 Fuß Länge und 60 Fuß Breite. Das erste Stockwerk ist aus Stein, das zweite aus Holz gebaut, die Fußböden bestehen aus Backsteinen, und für die Errichtung der Abteilungen ist Eisen verwendet; jeder einzelne Pferdestand mißt 16 Fuß im Quadrat; überall herrscht eine fast peinliche Reinlichkeit und Ordnung. Von einer nahen Schlucht aus treibt ein Pumpwerk das Quellwasser in ein 3500 Barrel haltendes Reservoir und von dort aus wird es durch Röhren in die Stallungen geleitet. Auch das unmittelbar neben dem Reservoir aufgeführte Wohnhaus wird aus ihm mit Wasser versorgt. Das Futter für die Pferde wird auf der Farm gebaut.

Prachtvolle Tiere sind unter ihnen; ein grauer Hengst, der in seiner französischen Heimat als Zweijähriger die goldene Medaille erhalten, im Gewicht von 1900 Pfund und mit 5000 Dollars bezahlt, ein anderer schwarzer, erst dreijähriger Hengst, ebenfalls schon in Frankreich prämiiert und ebenfalls 1900 Pfund schwer, noch ein dritter Hengst von 1800 Pfund, dann eine Stute, in Frankreich schon als Fohlen mit drei Preisen bedacht und 1700 Pfund in Gewicht, endlich ein einjähriges Fohlen von schon 1350 Pfund Gewicht, schon jetzt von der Größe eines gewöhnlichen Pferdes. Alle Tiere sind edelsten Schlages, ich nenne nur die alleredelsten.

Von weit und breit strömen die größeren Grundbesitzer herbei, auf dieser Farm ihren Bedarf an Zugpferden zu decken; denn die Kreuzung mit den kräftigeren einheimischen Rassen hat außerordentliche Resultate erzielt. Der Eigentümer der Farm übt dabei die großartigste Gastfreundschaft, und von der Veranda seiner Villa aus schaut man über die Dächer von Wauwatosa hinweg auf das blaue Wasser des Michigan-Sees.

### Die Einwanderung in Nordamerika.

Es ist von einigem Interesse, daß die Einwanderung aus dem Deutschen Reich, die bis vor Kurzem mit der

Digitized by Google

Einwanderung aus anderen Ländern nicht mehr gleichen Schritt hielt, neuestens wieder zugenommen hat. Während die Einwanderung im allgemeinen im Jahr 1885 sehr starke Dimensionen annahm und speziell die Einwanderung von 1884 weit übertraf, blieb die Zahl der eingewanderten Deutschen bedeutend zurück, aber mit dem Monat Oktober scheinen sich die Verhältnisse wieder ändern zu wollen. Vom Oktober 1884 bis Oktober 1885 befanden sich unter den 294,575 Einwanderern noch 97,550 Deutsche, vom Oktober 1885 bis Oktober 1886 unter der größeren Einwandererzahl von 333,948 Köpfen nur noch 73,195 Deutsche, dagegen ist im Oktober 1886 die Zahl der deutschen Einwanderer von 8950 im Oktober 1885 auf 9716 gestiegen. Konstant stärker geworden ist die Einwanderung aus England und Schottland (die aus Irland ist stationär geblieben), aus Oesterreich-Ungarn, aus Rußland und aus Italien. In den 12 Jahren 1874 bis 1886 lieferte Deutschland zusammen 1,341,980 Einwanderer, mehr als irgend ein anderes Land, denn aus Großbritannien kamen nur 1,248,336, aus Schweden und Norwegen 466,000, aus Oesterreich-Ungarn 225,000, aus Italien 163,000, aus Rußland 130,000, aus Dänemark, 71,000, aus der Schweiz ebenfalls 71,000 und aus Frankreich 65,000. Die relativ größte Zahl der Einwanderer haben also Dänemark und die Schweiz, die relativ kleinste Frankreich und Rußland geliefert. Die Durchschnitts-Einwanderung aus Deutschland betrug 110,000 Köpfe.

### Die Wollproduktion in den Vereinigten Staaten.

Der Ertrag der Wollschur wird für das Jahr 1886 mit 300 Millionen Pfund von 48,500,000 Schafen bemessen: das macht zum Durchschnittspreis von 22 Cents per Pfund einen Wert von 66 Millionen Dollars, obgleich die Summe wohl zu hoch gegriffen ist, weil in Texas, Californien, Neu-Mexico und Oregon mit ihren mehr als 20 Millionen Schafen das Pfund Wolle durchschnittlich nur mit 16 Cents per Pfund bezahlt wird. Der Gesamtertrag der Schafschur beträgt jedenfalls nur ein Drittel des jährlichen Erlöses aus der Geflügelzucht und dem Eierhandel und die ganze Produktion ist bei weitem nicht so bedeutend als in dem verhältnismäßig kleinen England. Den größten Schafstand (6,802,615 Stück) hat Texas, dann kommt mit 6,069,698 Stück Californien und darauf mit 4,328,755 Stück Neu-Mexico. Das Gewicht der Vließe wechselt zwischen 4 und 8 Pfund; am schwersten wiegen sie in Arizona, am leichtesten in Alabama. Von den sieben Schafzucht treibenden Staaten und Territorien, in denen das Durchschnittsgewicht der Vließe sich auf 7 Pfund stellt, liegt nur ein einziger Staat, Vermont, östlich des Mississippi, die sechs übrigen, Oregon, Kansas, Montana, Utah, Nevada und Nebraska, liegen westlich. Die ersten Schafe brachte im Jahre 1493 Columbus nach Amerika, der Beginn der Schafzucht jenseit des Mississippi datiert erst aus den Jahren 1846 bis 1848, aus der Zeit des mexicanischen Krieges. In den letzten 15 Jahren ist die Schafzucht in den Vereinigten Staaten, namentlich in den Staaten östlich vom Mississippi und nördlich vom Ohio, bedeutend zurückgegangen.

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Die Gletscher von Hindustan. Eine der letzten Nummern des Rechenschaftsberichts über die geologische Erforschung Indiens enthält einen Aufsatz von C. L. Griesbach, welcher verschiedene Erscheinungen von allerneuester Eiswirkung schildert, die der Verfasser auf seiner Reise durch den Hindukusch mittels des Tschahardar-Passes im Monat Oktober 1886 beobachtet hat. Der Weg, welcher von dem auf dem Nordabhang des Hindukusch gelegenen Lager Tschapdara nach dem höchsten Punkt des Passes führt, durchmißt in ganz gerader Linie ein schmales Thal, das zu beiden Seiten von steilen, zerrissenen Felsenwänden begrenzt ist, von denen einige mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Sohle dieses Thals ist übersäet und teilweise bedeckt von Steinblöcken, welche einfach der von den Berghängen herunterfallende Schutt sein könnten. Große Felsenstücke und Trümmer in Gestalt von Kegeln und Flächen kommen aus jeder Schlucht der beiden Seiten herab. Auf diese Weise würden die Konfiguration des Thales, seine beinahe geradlinige Richtung und die Abwesenheit starker Wasserläufe an den Seiten hinreichen, um an das frühere Vorhandensein von Gletschern glauben zu machen. Allein wenn man eine Höhe von 12,000 F. erreicht, so stößt man plötzlich auf eine ungeheure Schuttmasse, den am unteren Ende der Gletscher sich bildenden neueren Anhäufungen außerordentlich ähnlich. Große Blöcke, worunter einige von ungeheurem Umfang, liegen da und dort gemengt mit eckigen Bruchstücken von jeder Größe; das Ganze ist wie eine Abdämmung der Quere nach über das Thal hingelagert. Die aus Gneis bestehenden Gehänge des Gebirges sind geglättet und mit Furchen und Falten durchzogen und die Oberflächen derselben sind geschwärzt und glänzen von fern wie Metall. Alle größten Blöcke bieten auf ihren abgeschliffenen Flächen lange Streifungen und tiefe Ritzungen dar, welche vom Eise verursacht worden sind. Diese Schuttmasse liegt am Fuße einer Terrasse, welche quer über das ganze Thal zieht und es ausfüllt. Der alte Gletscher, von welchem der gegenwärtige nur die Endmoräne ist, befindet sich im oberen höheren Teile des Thals. Der neue Gletscher hat das merkwürdige Aussehen einer durch Eis ausgehöhlten Rinne; er ist größer als das unter ihm befindliche Thal und an seinem Fuße ist er ganz durch den feinsten Schutt versperrt, durch welchen ein Bächlein inmitten einer Reihe von sumpfigen Tümpfeln hinfließt. Man befindet sich hier schon in der Region des ewigen Schnees, welche nur von Lichtungen

Digitized by Google

gefrorenen Bodens auf den Gebirgshängen durchschnitten ist und Depressionen in Gestalt von Vertiefungen bildet. Beim ersten Blick auf das Thal möchte man annehmen, der Gletscher sei erst jüngst von demselben zurückgewichen, denn man findet hier Moränen und Eisschollen, von denen man glauben könnte, sie seien in allerjüngster Zeit hier abgesetzt worden. Die Oberfläche des Eingangs und die Entwickelung des Thales in der Nähe der höchsten Paßhöhe hat eine Höhe von 14,000 F. und ist mit einer sehr starken Schicht von Firn (gefrorenem Schnee) bedeckt. Bei der Mündung eines Engthals, welches in einer Höhe von 12,500 F. über der Meeresfläche von dem Tschahardar-Passe nach dem Deh-i-Tang führt und wo mehrere kleine Schluchten zusammenstoßen, bemerkt Herr Griesbach, daß drei von diesen Schluchten noch jetzt mit Gletschern ausgefüllt sind; allein obwohl dieselben klein sind, so waren die Moränenanhäufungen an deren unteren Enden doch ungeheuer.

* Die Manda-Bucht. Die Peilungen, welche das kaiserlich deutsche Kanonenboot „Möve" im jüngstvergangenen Monat April an den Küsten von Ostafrika vornahm, haben ergeben, daß die Manda-Bucht die größten Dampf- und Kriegsschiffe aufzunehmen imstande ist. Man hat im allgemeinen eine Tiefe von 6 Knoten und darüber konstatiert; an einzelnen Stellen fand man nur vier und an den seichtesten, dicht an der Küste nur zwei Knoten (ungefähr 12 F.) Tiefe. Der Swahili-Sultan läßt nun Arbeiten ausführen, um die Küsten zugänglicher zu machen. Ebenso hat man am Gestade der Manda-Bucht eine Stelle ausgesucht, um darauf eine Stadt zu gründen, und Herr G. Denhardt ist mit der Anfertigung eines Planes für dieselbe beschäftigt; man hat nur noch keine endgültige Wahl für die geeignetste Stelle getroffen.

* Die Annexion von Sulu-Land. Der Gouverneur von Natal ist benachrichtigt worden, daß das Sulu-Land hinfort einen Teil des britischen Reiches bilden soll. In diese Annexion ist die Gesamtheit von Sulu-Land mit Inbegriff der Reservation und des Ost-Sulu-Landes, aber mit Ausschluß der Buren-Republik, inbegriffen. Das neue Gebiet wird den allgemeinen Namen Sulu-Land erhalten; der britische Resident wird durch den Gouverneur von Natal ernannt werden, welcher mit seinem bisherigen Titel auch den eines Gouverneurs von Sulu-Land verbindet. Das Swasi-Land behält seine Unabhängigkeit nach Maßgabe der Uebereinkunft mit der südamerikanischen Republik.

* Das ägyptische Museum in Bulak (bei Kairo) soll nun definitiv nach dem Palast von Ghesireh (worin der vorige Khedive gelegentlich der Einweihung des Suezkanals im Jahre 1869 seine europäischen Gäste beherbergte) übersiedelt werden, um besser geordnet und übersichtlicher aufgestellt werden zu können. Man berechnet aber die zur Ueberführung und Aufstellung der Reichtümer dieses Museums erforderliche Zeit auf mindestens zwei Jahre. Der Baron v. Rothschild mit Gemahlin, welche dieses Frühjahr als Touristen Kairo besuchten, einige Tage daselbst verweilten und vor ihrer Reise nach Palästina auch das Museum von Bulak besichtigten, haben demselben eine Summe von 20,000 Franken als Beitrag zu den Uebersiedelungskosten zum Geschenk gemacht.

* Die Russen in Abessinien. Rußland hat bekanntlich im Jahre 1884 eine Expedition von vierzig freien Kosaken unter der Führung eines gewissen Aschinow nach Abessinien geschickt, welche in den beiden jüngsten Jahren viel von sich reden gemacht hat. Ein Herr Magnus, welcher dieser Expedition beigegeben war, hat nun in einer der letzten Versammlungen der ethnologischen Abteilung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, welcher manche interessante Mitteilungen über die Bewohner Abessiniens enthält und nun wenigstens auszugsweise in den russischen Zeitungen erscheint. Diese bedauern mit Recht, daß Herr Magnus nicht mehr Einzelheiten und Aufklärungen über den Zweck der Expedition gegeben, sondern dieselbe aus dem einfachen Wunsch jener freien Kosaken hergeleitet hat, ein fremdes Land zu sehen und ein Volk kennen zu lernen, das sie als ihre Glaubensbrüder betrachten. Bezüglich der sozialen Stellung dieser freien Kosaken sagt Herr Magnus: sie betrachten sich zwar als Russen, haben aber keine unmittelbaren Verpflichtungen gegenüber vom russischen Reich; sie wohnen in Kleinasien an den Ufern des Euphrat, zwischen Erzerum und Sinope, betrachten sich aber als jedes Unterthanenverhältnisses zu Rußland entbunden. Die kleine Truppe der Kosaken bestand ursprünglich aus 15 Mann, welche sich unterwegs noch um 25 weitere Reisegefährten verstärkte. Sie schifften sich in Odessa ein und reisten über Alexandria und Suez, passierten die englischen und italienischen Zollämter und gaben sich für Kaufleute aus, welche nach Indien reisten. Im Herbst 1885 trafen sie in Abessinien ein mit einer starken Ladung russischer Waren und Schießwaffen. Die Abessinier sind im allgemeinen wenig gastfreundlich, zumal gegen Europäer; allein die Russen wurden mit offenen Armen empfangen und von jedermann gefeiert. Zu Ismar, der Residenz des Vizekönigs Ras-Alula, ward ihnen ein wahrhaft triumphaler Empfang zu Teil, welchen sie nach Kräften erwiderten, indem sie den Vizekönig und seine Umgebung mit Geschenken überhäuften. Nachdem die Kosaken zehn Tage in Ismar zugebracht hatten, setzten sie ihre Reise fort und begaben sich zum Negus Johann, welcher sie sehr herzlich aufnahm und sich bei dem offiziellen Empfang mit einem großen Pomp umgab. Die Expedition verweilte acht Monate in Abessinien, hatte überall freien Zutritt und erfreute sich von Seiten der Bevölkerung der Bethätigung des lebhaftesten Mitgefühls, denn die Kosaken wurden als Brüder behandelt. Die Abessinier verachten die Muslimen und stehen in beständigem Krieg mit ihnen. Allein sie setzen auch in alles, was aus Europa kommt, ein ebenso geringes Mitgefühl und Vetrauen, woraus sich

Digitized by Google

der Mißerfolg der katholischen wie der englischen Missionare erklärt. Außer den Russen sympathisieren die Abessinier nur noch mit den Griechen, weil sie von diesen ihre Religion entlehnt haben. Ihr soziales und politisches Leben ist ein sehr patriarchalisches. Die Bevölkerung scheidet sich zwar in Kasten, allein das Leben derselben ist nicht sehr voneinander verschieden. Der Wohlstand des Landes steht auf einer ziemlich niedrigen Stufe; die Bevölkerung befaßt sich vorzugsweise mit Viehzucht und der Ackerbau ist nur ganz gering entwickelt. Der Handel ist unbedeutend und die hauptsächlichste Quelle der Einkünfte besteht in der Kriegsbeute. Dank dem herrlichen Klima, der Anspruchslosigkeit und höchst einfachen Lebensweise des Volkes sind die Bedürfnisse der höheren Klassen, wie diejenigen der niederen, ganz unbedeutend: sie leben unter Zelten und sogar der König geht die meiste Zeit über barfuß. Das Volk ist in religiösen Dingen sehr unwissend, und die Geistlichkeit selbst ermangelt aller religiösen Bildung, allein einen der sympathischesten Züge im Leben der abessinischen Geistlichkeit bildet die Thatsache, daß ihre Mönche und Priester nur von ihrer eigenen Handarbeit leben und keine Opfer oder sonstige Unterstützung annehmen. Die auf Brauch und Gewohnheitsrecht gegründete Rechtspflege ist eine sehr elementarische: den Diebstahl bestraft man durch Abhauen des linken Armes und des rechten Fußes; der Gebrauch des Tabaks ist verboten und man schneidet den Rauchern die Zunge aus und schlägt ihnen die Zähne ein. Der Mord wird mit dem Tode bestraft, allein wenn es dem Mörder gelingt, noch bis zum Tempel zu laufen und die Glocke zu läuten, so geht er straffrei aus.

## Litteratur.

* Rabl, Josef: Illustrierter Führer durch Salzburg, das Salzkammergut und Berchtesgadner Land, mit besonderer Berücksichtigung der Umgebungen von Salzburg, Ischl, Berchtesgaden, der Salzkammergut-Seen und des Gebiets der hohen Tauern. Zweite vermehrte Auflage mit 62 Illustrationen, 2 Panoramen und 7 Karten. Wien, A. Hartleben's Verlag, 1887. — Die Illustrierten Reiseführer des Hartleben'schen Verlags sind für die übrigen Reisehandbücher eine nicht unbedeutende, aber jedenfalls berechtigte Konkurrenz, weil sie sich für ihre Schilderungen engere, mehr lokale Kreise ziehen und daher ihre Stoffe mehr monographisch behandeln, was wir für eine sehr glückliche und lichtvolle Idee halten. Die Behandlung, welche dadurch dem betreffenden Gebiet widerfährt, wird auf diesem Wege eine um so lehrreichere, eingehendere, genauere und raschere, denn sie vermittelt dem Touristen die vollständigere Uebersicht und Kunde seines Horizonts. Von diesem nützlichen Gesichtspunkt aus haben wir von Anfang an aus Ueberzeugung das ganze Unternehmen der ebenso bequemen als zuverlässigen Hartleben'schen Reisebücher betrachtet und gewertet, und können uns nur freuen, daß derselbe, bewußt oder instinktiv, auch von Seiten des touristischen Publikums anerkannt und geschätzt wird, wie die rasche Wiederkehr neuer Auflagen bei den einzelnen Bänden beweist. Doppelt erfreulich ist dieser Erfolg bei dem vorliegenden Band, welcher mit großem Fleiße alles zusammenfaßt, was zur vollständigen Kunde des herrlichen Salzkammerguts und seiner sehenswertesten Punkte gehört und in dieser neuen Auflage eine wesentliche Bereicherung, Verbesserung und Erweiterung, namentlich um 2 Panoramen und 6 Karten, erfahren hat. Wer Salzburg und Salzkammergut oder überhaupt einen Teil der deutschen Alpen mit Genuß bereisen will, dem können wir nicht dringend genug raten, sich für die gewählte Gegend des betreffenden monographischen Reiseführers aus der Hartleben'schen Sammlung zu bedienen.

* Horowitz, Victor J.: Marokko, das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute. Leipzig, W. Friedrich, 1887. — Erst vor Kurzem haben wir in diesen Blättern der lebendigen Schilderungen von Marokko und seinen Zuständen gedacht, welche uns Gerhard Rohlfs entworfen hat, und bereits erscheint wieder ein neues monographisches Buch über das reichste und beinahe unbekannteste Reich in Afrika. Sein Verfasser ist ein ehemaliger österreichischer Konsulatssekretär, welcher das Reich aus mehrjährigem Aufenthalt und verschiedenen Reisen in das Innere kennt und durch seine Stellung in der Lage war, über die wichtigsten Punkte seiner Natur und Zustände genauen Bericht zu erstatten. Der allgemeinen Schilderung des Landes reiht der Verfasser dann die Schilderung der Landesprodukte, der Landesbewohner, ihrer Lebensweise in Wohnung, Nahrung und Kleidung, ihrer Sitten und Bräuche, Religion, Regierung, Gewerbe und Handel, Geschichte ꝛc. an und zeigt, wie sehr dieses ausgedehnte und fruchtbare Land, dermalen allerdings vom blindesten fanatischen Despotismus und der maßlosesten Willkür beherrscht, die Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt verdient. Wenn es gelingt, die neidische Absperrung von Seiten der despotischen Regierung zu durchbrechen und das Land den Europäern und ihrer Zivilisation zu erschließen, so wird Marokko mit seinen umfassenden Naturschätzen und Hülfsquellen eines der reichsten Länder der Erde werden und Gelegenheit bieten, einen Keil christlicher Gesittung in jene erstarrte stehengebliebene Welt des Islam hineinzutreiben. Die klare und ziemlich vollständige Uebersicht über die wesentlichsten Verhältnisse und Zustände des Landes, welche uns das Buch von Horowitz gibt, sind kein geringer Vorzug desselben, denn die Thatsachen sprechen überzeugender als das kühnste Raisonnement.


# Amerika.

Schönstes u. bestes Buch über Amerika: **Hesse-Wartegg.** Nord-Amerika, seine Städte u. Naturwunder, das Land u. seine Leute. Mit 300 Abbild. Volksausg., eleg. geb. 15 M. Prachtausgabe, 2. Aufl., geb. 23½ M., auch in 4 Einzelbänden à 6 M. zu haben. — Führer nach Amerika, 520 S. mit Abb. u. Karten 7½ M., geb. 9 M. — Beste (officielle) **Eisenbahnkarte** von Amerika 3 M. 20 Pf. — Grien, Bunte Skizzen aus Amerika 1½ M., geb. 2½ M. — Naeher, Brasilien. Mit 50 Illustr. 2½ M., geb. 3½ M. — **Selig,** Englisch sprechen schnell (Vorschule), 12te Aufl. 70 Pf. in Briefmarken. — **Selig,** Englisch leicht gemacht, broch. 3 M., geb. mit Vorschule 4 M. (Hinter jedem Worte befindet sich Aussprache des Englischen in deutschen Buchstaben.) Unentbehrlich für nach Amerika Reisende. Prospecte gratis zu beziehen von **Gustav Weigel, Leipzig.**


Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 31.** Stuttgart, 1. August **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die Westküste des Argolischen Meerbusens mit dem Mustòs-See bei Astros in Kynurien. Topographisch-Ethnologisches von Dr. Bernhard Ornstein in Athen. S. 601 — 2. Die handelspolitische Bedeutung des Roten Meeres in alter und neuer Zeit Von Professor Th. Schott. (Fortsetzung.) S. 604. — 3. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. S. 607. — 4. Skizze aus Sfuchúm und Umgebung. (Fortsetzung.) S. 610. — 5. Skizzen aus Nordamerika. S. 615. — 6. Handelsgeographische Winke. S. 616. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 618. — 8. Litteratur. S. 620.


## Die Westküste des Argolischen Meerbusens mit dem Mustòs-See bei Astros in Kynurien.

Topographisch-Ethnologisches von Dr. Bernh. Ornstein in Athen.

Seit einer Reihe von Jahren steht die Erforschung von Innerafrika im Vordergrunde des geographischen Interesses. Speziell haben unter anderen in neuester Zeit die in der äquatorialen Zone des schwarzen Weltteils gelegenen Seebecken von Bangweolo, Bamba und Ngami die Aufmerksamkeit der gebildeten europäischen Gesellschaftsklassen auf sich gelenkt. Hiernach dürfte es keinen Anstand erregen, wenn ich, unbeschadet der angedeuteten überseeischen Forschungen, mir gestatte, den Südostrand des Peloponneses vom topographischen Standpunkte aus flüchtig zu skizzieren und zugleich den der internationalen kolonisatorischen Bewegung zwar fremden, dafür aber dem wissenschaftlichen Forschungsdrange relativ nahen und von historischem Helldunkel verschleierten Mustòs-See hier einer kurzen Besprechung zu unterziehen. Dazu kommt, daß die Aussprache dieses griechischen Worts für germanische Stimmorgane mit geringeren Schwierigkeiten verknüpft ist, als beispielsweise die des „Ngami-Sees", bei der man in Gefahr gerät, sich den Unterkiefer zu verrenken. Noch ist zu bemerken, daß dieses kleinen Wasserbeckens sowohl in älteren wie in neueren Reisebeschreibungen Griechenlands kaum Erwähnung geschieht, während in den ersteren die Landschaft Thyreatis, in welcher dasselbe doch liegt, zum öfteren vorkommt (s. Herodot, Strabon, Thukyd., Pausan., Diod. 2c.). Selbst im heutigen Griechenland ist der See außer von den Anwohnern und der Bevölkerung der Eparchie von Kynuria, welche denselben als *λίμνη Μουσὸς* bezeichnen, wenig gekannt, und das nur von Personen, welche Schulbildung besitzen.

Nach dieser nicht unbedingt in den Rahmen meines Thema's gehörenden Einleitung beginne ich mit dem Parnon-Gebirge (jetzt Malévos, slawisch), welches im Westen von Argos ansteigt und sich längs des westlichen Küstensaumes des Argolischen Meerbusens mit Umbiegung der Streichungsaxe in die Richtung Nordwest bis Südost bis zum südlichen Eckpunkte desselben, dem malischen Vorgebirge, erstreckt. Die fast durchaus der Kalkformation angehörige, zu Gipfeln von nahezu 2000 m. sich erhebende und etwas über 18 geographische deutsche Meilen lange, nackte und vegetationsarme Felskette wird auf drei Stellen von Quereinschnitten und einigen oasenartigen alluvialen Einbuchtungen von im ganzen geringem Umfange unterbrochen. Die nördliche Durchbruchsstelle und die zugleich weiteste dieses Höhenzuges liegt südlich von Argos an der unter der Regierung des Königs Otto gebauten bequemen Fahrstraße, welche von dieser Stadt um das argivisch-arkadische Grenzgebirge Parthenium herum nach Tripolitza in der Eparchie von Mantinea führt. Unweit der kaum eine Stunde von Argos entfernten Mündung des mächtig am Fuße des Berges Chaon hervorquellenden wasserreichen Bachs Kephalari (des Erasinos der Alten) zweigt sich südwärts am Lernäischen Sumpf vorbei, der etwa eine halbe Stunde lange Weg nach Mylos oder in amtlicher Sprache „*οἱ Μῦλοι*"[1] ab. Verfolgt man die Richtung nach dem Gestade, so gelangt man nach einer weitern halben Stunde

[1] Der Ort ist in neuerer Zeit mittelst Eisenbahn über Korinth und Argos mit dem Piräus verbunden.




Digitized by Google

an den schmalen Landstreifen der das Meer von dem vorspringenden Fuß des Pontinos-Berges trennt. Von dort dehnt sich ein kleines, wieder eine halbe Stunde langes Thal zwischen dem Strande und dem Berge Závitza, einem der Vorsprünge des Parthenion, aus, welcher die Scheidewand zwischen der Argeia und der Thyreatis oder die südliche Grenze der nördlichen, drei Stunden breiten und in Ansehung ihrer unebenen Bodenverhältnisse schwer zu schildernden Einsenkung des Parnon-Gebirges bildet.[1] Nachdem man die Abhänge des bis beinahe ans Meer reichenden Závitza-Berges auf einem fast zwei Stunden langen und beschwerlichen Küstenpaß — nach Pausanius die Anigräa — überschritten hat, betritt man das Gebiet der alten Thyrea. Von dieser nördlichen Grenze der Eparchie Kynuria breitet sich die zwei Stunden lange und eine halbe Stunde bis eine Stunde breite sumpfige Ebene aus, auf der im Altertum die unaufhörlichen Streitigkeiten und Fehden zwischen Argolis und Lakedämon ausgefochten wurden, und in welcher das erst in der Neuzeit entstandene und als der relativ sicherste Landungsplatz für kleinere Schiffe bekannte Städtchen Astros liegt. Dieser hafenlose Küstenstrich, welcher ungeachtet seiner geringen Einbuchtung von den Alten „ὁ Θυρεάτης Κόλπος" genannt wurde und auf dessen topographische Verhältnisse ich mit Hinweis auf die Ueberschrift dieser Studie bald zurückzukommen Gelegenheit haben werde, könnte bei etwas tieferem Eindringen in die Parnon-Kette als eine Querspalte derselben betrachtet werden. Im Süden ist die Thyreatische Strandebene von den fast bis ans Gestade hinantretenden, felsigen Ausläufern des Parnon begrenzt und von da ab führen öde und baumlose Engpässe über Korakovuni — amtlich Brasia — das Vorgebirge Tiru[2] und die kleine Ortschaft Mélana, in 7 1/2 Stunden nach Leonidi, dem der Insel Spezzia schräg gegenüberliegenden Hauptorte der Eparchie von Kynuria.

Hier ist die mittlere, eine starke Stunde breite und durch mächtige senkrechte Felswände von wahrscheinlich rotbraunem Thoneisenstein gebildete Querspalte der Parnon-Kette. Das etwa 3/4 Stunden vom Strande entfernte und über 5000 Seelen zählende Städtchen Leonidi liegt in einem alten und ausgedehnten Olivenhaine.[3] Der Raum zwischen der Ortschaft und dem Meeresstrand wird, außer von Wein- und Gemüsegärten, von zahlreichen Orangegärten mit ihren süßen und häufig im Innern blutroten Früchten, sowie von blühenden Citronen-, Granaten- und Birnbäumen ausgefüllt. Ich zweifle, daß selbst die griechischen Inseln ein üppigeres Fleckchen Erde aufzuweisen haben. Die zwischen hohen Olivenbäumen versteckt liegenden Häusergruppen des Städtchens werden durch einen im Winter reißenden, dagegen im Sommer trockenen Fußes zu überschreitenden Sturzbach in zwei Quartiere geteilt. Auf dem südlichen Ufer desselben tummeln sich überall wilde Kaninchen herum, welche in Erdhöhlen mit engem Eingang leben und bei jedem Geräusche oder der Annäherung eines Menschen durch letztere verschwinden.[1] Merkwürdig ist der unter den Einwohnern, welche doch sonst gerade nicht als Feinschmecker bekannt sind, allgemein herrschende Brauch, ihre jungen Hähne zu kappen und zu mästen. Das wäre nicht erwähnenswert, wenn es sich um einen lokalen Industriezweig handelte, da die eigenartige und hochentwickelte Erwerbslust- und Befähigung der Tsakonen in Griechenland sprichwörtlich ist. Dem ist aber nicht so, denn der leonidiotische Biedermann, der äußerst frugal zu leben pflegt, ißt seine im Ofen gebratenen Kapaunen bei außergewöhnlichen Anlässen oder an Festtagen selbst und läßt sich auf den Verkauf des noch lebenden Tieres ungeachtet seiner Gewinnsucht nicht leicht oder doch nur ungern und sicherlich nur zu einem übermäßig hohen Preise ein. Er hat dem Anschein nach eine Ahnung von dem Werte des trivialen Witzworts „Selbst essen macht fett."

Jetzt noch ein Wort über die ethnographischen Verhältnisse der Eparchie von Kynuria, insofern dieselbe auf die Verschiedenheit des Sprachcharakters in derselben und deren Ursache Bezug haben. In der Volkssprache heißt dieser Distrikt *Τσακωνία* und die Bewohner derselben *Τσάκωνες* (Tsakonen). In Ansehung der Ableitung dieses Wortes ist von berufenen Stimmen angenommen worden, daß dasselbe nicht sowohl slawischen Ursprungs, als eine echte altgriechische Form sei. Obgleich ich nicht Berufsphilologe bin, habe ich doch Grund, mich der letzteren Auffassung anzuschließen, da ich während meines eben erwähnten Aufenthalts in Leonidi täglich Gelegenheit hatte,

[1] Sollte es dem Leser um eine eingehende archäologisch-geographische Beschreibung dieser Gegend zu thun sein, so findet er dieselbe in Ernst Curtius' „Peloponnesos", in Ludwig Stoß' „Reisen im Peloponnes" und in der „Geographie von Griechenland" von meinem für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Jugendfreund Konrad Bursian, so wie in einigen einschlägigen französischen und englischen Werken.

[2] Die antiken Ruinen in der Nähe einer kleinen Bucht berechtigen zu der Annahme, daß die alte Stadt Prasiä, nach Skylax, an dieser Stelle zu suchen sei.

[3] Während der Militärrevolte von Nauplia, im Jahre 1862, habe ich über zwei Monate in diesem Orte im Exil zugebracht. Ich habe damals Gelegenheit gehabt. die Häufigkeit der Lungenschwindsucht bei dem weiblichen Teile der Einwohnerschaft zu konstatieren. Die Krankheitsanlage scheint durch die Lage des Orts in einem tiefen Thalkessel und den durch die Dichtigkeit des Olivenwalds verhinderten Luftzug bedingt zu werden. Unter dem männlichen Geschlechte, dessen erwachsene Vertreter sich den größten Teil des Jahres des Erwerbs halber in Nauplia, Athen und selbst in Smyrna, Konstantinopel und Alexandrien aufhalten, ist dieselbe eine weit weniger ausgesprochene und in vielen Fällen gar nicht wahrnehmbare; doch erfreuen sich zarte und schwächliche Knaben und solche Individuen, welche ihr Beruf an die Scholle fesselt, dieser Immunität nicht. Meine Beobachtung wurde durch die Erfahrungen des dort seit Jahren ansässigen Dr. Brachnos, eines früheren Militärarztes, bestätigt.

[1] Der Dünger dieser Tiere soll auf sandigem Boden von Nutzen sein.

Digitized by Google

mich davon zu überzeugen, daß in dem eigenartigen und von dem Neugriechischen wesentlich verschiedenen tsakonischen Dialekt altertümliche lakonische Formen in großer Anzahl vorkommen. Es steht fest, daß diese Mundart mit der allgemeinen modernen Vulgärsprache vermischt wird, doch ist das antike Element in diesem Mischmasch so überwiegend, daß dieselbe dem Neugriechen unverständlich bleibt. In Betreff der Etymologie des Worts verweise ich auf Roß' „Reisen in Griechenland" (Teil I., S. 167, Anm. 16), doch vermag ich die daselbst zum Ausdruck gekommene Ansicht des verdienstvollen Archäologen nicht zu teilen, daß in der gewöhnlichen athener Aussprache das K vor den E- und I-Lauten sehr scharf als tsch ausgesprochen wird, wie beispielsweise tschärò statt χαίρὸς, tschurà statt κυρὰ und tschulià statt κοιλιὰ. Auf einzelnen Inseln des Aegäischen Meeres, wie namentlich in Mykonos, mag diese Aussprache wohl vorkommen und es ist wahrscheinlich, daß Roß dieselbe bei vorübergehend in Athen sich aufhaltenden Insulanern beobachtet hat, doch ist es jedenfalls ein Irrtum, sie als eine autochthonisch-athenische zu bezeichnen. Die noch nicht endgültig gelöste Frage nach der Herleitung dieser Mundart ist meines Erachtens mit der der Abstammung des kleinen tsakonischen Volksstammes identisch. Aus dem Umstande, daß Pausanius Brasiä als die nördlichste Stadt der Eleutherolakonen citiert (*Βρασιαὶ ἐσχάτη μὲν ταύτῃ τῶν Ἐλευθερολακώνων πρὸς Θαλάσσῃ ἐξὶν*, 3, 24, 3), läßt sich folgern, daß die Tsakonen die Nachkommen der letzteren sind, welche seit Augustus, der dieselben von der Obergewalt Lakedämon's befreite, diesen Namen führten.

Diesen eigentümlichen Dialekt, in dem sich Anklänge an das alte Dorisch nicht verkennen lassen und dessen sich vorzugsweise alte Leute und besonders Frauen bedienen, welche letztere des heutigen Griechischen mitunter ganz unkundig sind, bekommt man außer in Leonidi und Korakovnei nur noch in den Gebirgsdörfern Sitena, Kastánitza und Prastòs zu hören.[1] Wie mich glaubenswürdige Personen aus ersterem Orte versicherten und namentlich der aus demselben gebürtige vormalige Kreisarzt in Nauplia, Dr. Spyridon Pappadopulos, stirbt die tsakonische Mundart nach und nach aus; sie wird schon jetzt von nicht mehr als höchstens 1000 Personen gesprochen. Der Grund hiervon liegt darin, daß, wie schon gesagt, die jüngeren Bewohner dieser Ortschaften Jahre hindurch in den größeren Städten des Königreichs, sowie in der Türkei und Aegypten zuzubringen pflegen und denselben bei ihrer Rückkehr in die Heimat die Geläufigkeit des väterlichen Dialekts abhanden gekommen ist.

Von dem Südostende des Engthales von Leonidi zieht sich der Weg zunächst über die kleine Strandebene des Dorfes Pulitra und dann bergauf bergab über eine ziemlich tiefe Einbuchtung und das gegen Osten vorspringende felsige Kap Turkoviglia nach dem 5 Stunden von Leonidi entfernten Dorfe Kyparissi, wo nach Pausanias das alte Kyphanta lag. Weitere 5 Stunden südlich liegt in einer tiefen hafenartigen Felsbucht die kleine Ortschaft Hieraka an der Stelle des antiken Zarak. Die Entfernung von diesem Orte nach dem Vorgebirge Limenaria beträgt vier gute Stunden, so daß die zwischen letzterem und Leonidi zu 15 Stunden berechnet werden muß und nicht zu 11, wie Bursian annimmt.[1] Südlich von dem eben genannten Kap breitet sich in der Entfernung von kaum zwei Stunden eine größere Bucht vor uns aus, in der auf einer hohen Felsinsel das Kastell von Monembasia schon von weitem sichtbar wird. Die alte Küstenfestung, welche auch Malvasia genannt wird und wahrscheinlich das Minoa des Pausanias ist, wird durch eine lange und schmale Brücke mit dem Festland verbunden, und derselben gegenüber öffnet sich der dritte und südlichste Quereinschnitt des Parnon-Gebirges. Am Eingange desselben nach Westen ist die Ruinenstätte von Epidauros Limera, in deren Nähe man irrtümlicherweise die zur Bereitung des bekannten Malvasierweines dienenden Trauben wachsen läßt. Dieser goldfarbige feurige Rebensaft, der seinerzeit unter andern auch von den Offizieren des kgl. bayer. Freiwilligenkorps sehr geschätzt wurde und für ein probates Mittel gegen die lästigen Schnakenstiche galt, wurde scherzhaft als Nachtwein bezeichnet. Dr. Ludwig Steub und mein ehemaliger Kamerad von der Kavalerie in Argos, Herr Militär-Rechnungskommissär Karl Weyman, beide in München, dürften sich dessen noch erinnern. Es ist im wahren Sinne des Wortes ein Analeptikum, d. h. eine Herzstärkung, welche noch gegenwärtig auf der Insel Tenos produziert wird. Vormals wurde diese Weinsorte unter dem Namen Malvasier, als Synonym von Monembasia, von dort aus exportiert, als dieser Ort noch ein bedeutender Stapelplatz des levantinischen Handels war. Das Epitheton „Limera", die Hungrige (von λιμὸς) wurde der getreidearmen Eparchie von Epidauros dem Anscheine nach spottweise beigelegt, im Gegensatz zu der argolischen

[1] Die genannten vier Dörfer sind ungefähr 2—4 Stunden von Leonidi entfernt. Prastòs ist nicht mit Prasiä zu verwechseln.

[1] Uebrigens verkenne ich die großen Schwierigkeiten nicht, welche sich einer annähernd genauen Ermittelung der Entfernungen zwischen Ortschaften entgegenstellen, die auf einer so unwegsamen, durch Einbuchtungen und Vorsprünge so häufig unterbrochenen Küstenstrecke liegen, wie die ostpeloponnesische und speziell der lakonische Teil derselben. Ich zweifle, daß irgend ein Reisender des Altertums und der Neuzeit — auch der unermüdliche Pausanias nicht ausgenommen — diesen Küstenrand, der besonders in seinem südlichen Teile den Eindruck der Oede und Einförmigkeit macht, in seiner ganzen Ausdehnung selbst bereist habe. In neuerer Zeit ist es schwieriger als je, in den Besitz derartiger zuverlässiger Nachrichten zu gelangen, da in Folge des Aufschwungs, welchen der griechische Seeverkehr mittels der Errichtung von einheimischen Dampfschifffahrtslinien auf den meisten Küstenpunkten des Landes seit ungefähr einem Jahrzehnt genommen hat, die Benützung der primitiven und meist sehr unbequemen Landwege fast gänzlich in Wegfall gekommen ist.

Digitized by Google

„ἱερὰ Ἐπίδαυρος“, von Homer auch die weinreiche genannt.[1] Wenn man südöstlich vom Kap Limenaria die Richtung der die weite Bucht von Vatika (ant. ὁ Βοιατικὸς κόλπος) bildenden Küstenlinie verfolgt, so erreicht man in etwa fünf Stunden die kleine Ortschaft Neapolis, im Altertum Kainepolis genannt. Von hier aus sind es noch zwei Stunden bis zur Südspitze des östlichen Parnon-Astes, dem steil abfallenden, felsigen und bei den Alten berüchtigten Vorgebirge Malea. Hatius (Theb. 7, 16.) bringt die Furcht der Schiffer in den drastischen Worten zum Ausdruck: „Raucae circumtonat ira Maleae“.

(Schluß folgt.)

---

## Die handelspolitische Bedeutung des Roten Meeres in alter und neuer Zeit.

Von Professor Theodor Schott.

(Fortsetzung.)

Beinahe 2000 Jahre bis zur Auffindung des Seewegs nach Ostindien durch die Portugiesen im 15. Jahrhundert hat das Rote Meer diese Weltstellung bewahrt, freilich mit mancherlei Schwankungen, aber jene Gleichmäßigkeit, das Beharren bei den eingeschlagenen bekannten Wegen und Verbindungen, das wie eine Art Gesetz Handel und Verkehr bestimmt, macht sich auch hier geltend; mochten die umliegenden Länder ihre Bevölkerung, ihre Herrscher, ihre Religion, ihre ganze Kultur wechseln, die Bedeutung dieser Handelsstraße blieb unerschüttert, so vorzüglich war ihre geographische Lage. Belebend zeigte sich zunächst der Einfluß der jungen griechischen und römischen Kultur, mit der Aegypten nun in immer nähere Verbindung trat, und nirgends hat die Vereinigung von abendländischer und morgenländischer Welt, die Alexander d. G. erstrebte, als er seine siegreichen Waffen bis an die Wasser des Indus und des Nil trug, einen glänzenderen Ausdruck gefunden, als in seiner dauerhaftesten und bedeutendsten Gründung, in Alexandria. Mit staunenswerter Schnelligkeit wuchs es zur Hauptstadt des Landes, zur Weltstadt heran; von den tüchtigen, kunstsinnigen und gebildeten Nachfolgern Alexanders, den Ptolemäern, durch die Errichtung von Bibliothek und Museum zum Mittelpunkt des ganzen litterarischen Lebens der hellenischen Welt emporgehoben, wurde es, planvoll eingerichtet für den Weltverkehr, auch durch sie der erste Handelsplatz der alten Welt, der öffentliche Markt für die beiden Welten. Unter der Herrschaft der letzten Perserkönige war der ägyptische Handel sehr zurückgegangen, das eifrige Bestreben der neuen Herrscher, den arabischen, indischen und afrikanischen Handel wieder über das Pharaonenland zu ziehen, wurde vom schönsten Erfolge gekrönt. Die phönikischen Städte, besonders Tyrus, waren durch Alexander d. Gr. in ihrer Blüte völlig geknickt. Karthago wurde bald durch die politischen Kämpfe mit Rom in Anspruch genommen; so war für Alexandria die Bahn frei, besonders im östlichen Teile des Mittelmeeres, dessen eigentliche Herrscherin es wurde. Die konzentrierte militärische und finanzielle Kraft des Landes, welche auch in einer starken Kriegsflotte ihren Ausdruck fand, verstand dem Handel überall Nachdruck zu geben. Das Seeräuberwesen wurde unterdrückt, entdeckend und kolonisierend wandten sich die Ptolemäer gegen Süden, verklungene Ueberlieferungen wieder aufnehmend, bis zum Kap Gardafui drangen die Seefahrer, an der Westküste des Roten Meeres erhob sich eine glänzende Reihe von neu gegründeten Städten, in ihren griechischen Namen — Cleopatris, Arsinoe, Berenice, Philotera ꝛc., die Namen der Schwestern und Frauen der Ptolemäer verewigend. Das goldene Berenice in der Nähe des heutigen Massowa war der Mittelpunkt für diese Kolonisation, zugleich der Hafen für das reiche Bergland Abessinien, die alten Verbindungswege zwischen dem Nil und Roten Meer wurden wieder in Stand gesetzt, Arabiens Umsegelung, die Alexander der Große geplant hatte, glücklich zu Ende geführt, auch der nördlichen Verbindung zwischen dem Nil und dem Roten Meer neue Aufmerksamkeit geschenkt. Der Kanal des Darius war unter dessen schlaffen Nachfolgern versandet. Ptolemäus Philadelphus (283—246 v. Chr.) nahm mit neuer Energie diese Wasserstraße in Angriff. Nördlicher als Darius zweigte er von einem Nilarm seinen Kanal ab, der in den Ballah- und von dort in den Timpsah-See führte und dort in den alten Kanal einmündete; bei Suez war eine große Schleuse, welche die Ebbe- und Flutbewegung regulierte, auch war die Benützung häufig von dem Wasserstande des Nil abhängig, aber doch leistete er Handel und Verkehr eine lange Reihe von Jahren gute Dienste.

Ein mächtiger Transit- und Speditionshandel belebte Meer, Nil und Kanal; auch in der römischen Kaiserzeit blieb Alexandria die zweite Stadt des Reiches, der erste Handelsplatz der alten Welt, mit allem, was die antike Technik zur Erleichterung und Sicherung der Schifffahrt leisten konnte (Leuchtfeuer auf der Pharusinsel, bequemere Lagerhäuser an den Quais ꝛc.), war der treffliche Hafen ausgerüstet. Nach den blutigen Bürgerkriegen hatte eine Periode ruhigen Friedens begonnen, die Länder verband ein großes Straßennetz, das planvoll durchgeführt war und vortrefflich unterhalten wurde; vor den Seeräubern des Roten Meeres schützte die römische Flotte den friedlichen Kaufmann.

Ein ungenannter griechischer Vertreter dieses Standes, wohl zwischen 70—80 n. Chr. lebend, gibt uns eine genaue Beschreibung des Handels, der Schifffahrt im Roten Meere; bis zur Insel Sansibar, bis zur Küste von Indien dehnt er seine Beobachtungen aus. Aden war lange Zeit die

[1] In dem sechs Stunden von Monemvasia entfernten großen Dorfe Molaoi ist der einflußreiche Parteichef Papamichalopulos domiziliert, der zu wiederholten Malen Minister des Innern war.

Digitized by Google

Grenzmark zwischen den Handelsleuten des Ostens und des Abendlandes gewesen, aber seitdem Hippalus die regelmäßigen Windströmungen der Moussons erkannt und zur Fahrt empfohlen hatte (der Monat Juli war die beste Zeit zur Heimfahrt), drangen griechische Unternehmer immer weiter gegen Osten vor. Auf Socotora waren griechische Faktoreien, in Mangalore hielten sie sich ebenfalls auf. Umgekehrt finden wir Inder auch in Kosseir. Dort war in der Kaiserzeit der Verkehr am stärksten, man rechnet gegen 120 Schiffe, welche jährlich von dort nach Indien ausliefen. Manche römische Altertümer, Straßenanlagen und Brunnenreste sprechen dafür, daß besonders für die kostbaren Waren der Landweg von hier aus zum Nil der benütztere war. Doch war der Kanal von Suez zu Hadrians Zeiten (117—138 n. Chr.) noch erhalten und benützt.

Ausführlich berichtet unser Gewährsmann über die Handelsartikel, die in jenen Gegenden ein- und ausgeführt wurden; die Barbaren an der Bay von Massowa und weiter südlich empfingen wollene und leinene Kleidungsstücke, in Aegypten schon fertig zubereitet, Glas- und Thonwaren, Messing und gelb legierte Kupferbarren, um Arm- und Fußspangen für die Frauen daraus zu bereiten, kleine Beile, Holzäxte, Dolche und Lanzen; Elfenbein, Schildkröten und Nashornhörner oder -Zähne waren ihre Gegengaben. Nach Indien aber führte man vorherrschend italienischen und laodikenischen Wein, Kupfer, Zinn, Blei, Korallen, einfache und bunte Gewänder, Glas; auch mit den goldenen und silbernen Dinaren wird ein gewinnreicher Umsatz gegen die landesüblichen Münzen getrieben. Was man dagegen empfing, waren Spezereien, Droguen, die kostbare chinesische Seide, Edelsteine und Perlen. Die Preise sind leider nirgends angegeben, doch wissen wir, daß der Handel des Abendlandes Indien gegenüber passiv war, und man rechnet, daß von Rom aus für orientalische Luxusgegenstände gegen 100 Millionen Sesterzien (etwa 20 Millionen Mark) ins Ausland wanderten.

Jahrhunderte lang war dieser Handelsverkehr friedlich seine Bahnen gezogen, da traten mit der Völkerwanderung, mit dem Auftreten des Islam vollständig neue Verhältnisse ein. Durch den Sturz des Römerreiches war das Band staatlicher Zusammengehörigkeit der Bewohner am Mittelmeere für immer gesprengt, neue Völker ließen sich am Gestade desselben nieder, neue Reiche wurden gegründet und die Anknüpfung der Verbindungen zwischen Abend- und Morgenland mußte erst eigentlich von Neuem wieder begonnen werden. Die Macht großer Emporien der Römerzeit, wie Puteoli, Ostia, Rom, Rhodus, Gades ꝛc., war in Trümmer gesunken, aber neues Leben blühte aus den Ruinen, neue Namen traten an ihre Stelle, die von da an Jahrhunderte lang die stolze Fahne des Welthandels mit Ehren, mit dem glänzendsten Erfolg getragen haben, Venedig, Ragusa, Amalfi, Genua, Pisa, Marseille, Barcelona, durch ihre geographische Lage alle darauf angewiesen, gerade das Rote Meer, in dessen Meridianaxe die bedeutendsten von ihnen liegen, als Verkehrsstraße für sich geeignet zu finden und auszubeuten.

An den Ufern desselben war ebenfalls eine großartige Veränderung vor sich gegangen: ein Volk, welches in der Weltgeschichte bisher kaum eine Rolle gespielt hatte, die Araber, traten als neuer Kämpe um die Weltherrschaft auf den Schauplatz. Mohammeds Religion vereinigte die getrennten Stämme zu einer nationalen Einheit, die weiten Grenzen ihrer wenig bekannten Halbinsel wurden dem energievollen, tüchtigen und kräftigen Volke zu enge, binnen eines Jahrhunderts hatten die glaubensstarken Scharen des Islam ihre Waffen und ihre Religion bis vor die Mauern von Konstantinopel, bis in das Herz von Frankreich getragen, und wenn das ungeheure Reich bald in mehrere Teile zerfiel, von dort an hatte man in der Völkergeschichte mit einem vollständig neuen Element zu rechnen, das bis in die Gegenwart seine Bedeutung, seine religiöse Differenz stark genug geltend macht.

Seit der Eroberung Aegyptens durch Amru 634 waren die beiden Küstenländer des Roten Meeres in einer Hand, das religiöse Interesse zog zuerst seinen Vorteil daraus für die Pilgerfahrten, welche der Islam seinen Bekennern wenn nicht als religiöse Pflicht gebietet, so doch als hohes Verdienst anrechnet. Die heiligsten Stätten des Islam, Mekka mit der Kaaba, Medina mit dem Grabe des Propheten, sind nur wenige Tagereisen vom Meere entfernt, und am leichtesten von ihren Seestädten Dschidda und Jambo zu erreichen; auch nach Jerusalem, gleichfalls den Anhängern des Propheten ein heiliger Ort, und Damaskus führten vom Meere aus Straßen. Je weiter sich der Islam ausbreitete, desto mehr bedeckte sich das Rote Meer mit den Schiffen, welche die Pilgerkarawanen an das ersehnte heilige Ufer nach Dschidda brachten. Europa hat auch seine Jahrhunderte gehabt, wo es in den Kreuzzügen seine Christenscharen in das Morgenland ergoß, um das heilige Land und Grab zu erobern, aber die Bewegung ist mit dem 13. Jahrhundert erstarrt, an einzelnen christlichen Pilgern aus allen Gauen Europa's nach Palästina hat es auch seitdem nie gefehlt, und die Leichtigkeit des modernen Verkehrs begünstigt immer mehr die fromme Fahrt. Aber unendlich großartiger sind die Wanderungen, die nun seit 1200 Jahren ununterbrochen diese Wege ziehen, wo der Javanese und Malaye mit dem Neger von Sansibar und Somali, der Tunesier und Kleinasiate, der Türke aus Konstantinopel mit dem Berber vom Atlas aus Fez und Marokko und dem Eingeborenen des Sudan sich zu ungeheuren Karawanen zusammenfinden. Im Süden bildet Aden und Massowa den Sammelpunkt, die Mohammedaner am Mittelmeer sammelten sich in Syrien oder Alexandria, gern wurde der lange Landmarsch durch die arabische Wüste eingeschlagen — denn die Reise eilt nicht, und wer auf derselben stirbt, hat umsomehr Anrecht auf das Paradies; als die Kreuzfahrer im Mittelalter ihre christlichen Staaten



Digitized by Google

in Palästina gründeten, verödete der Landweg, die Pilger wurden oft überfallen und beraubt, der Hauptzug wandte sich den Nil hinauf, bei den uns wohlbekannten Orten Kene, Kuft und Kus schlug man sich links, um durch das Hamamat Kosseir oder in längerem Marsch das südliche Aidab zu erreichen. Mit Wallfahrern überladen, steuerten die Schiffe zu Hunderten nach den arabischen Häfen, und dieser Verkehr blieb auch, nachdem mit dem 15. Jahrhundert das Rote Meer seine handelspolitische Größe eingebüßt hatte. In den 70er Jahren unseres Jahrhunderts passierten gegen 30,000 Pilger jährlich allein Kosseir; die Eröffnung der Eisenbahn von Kairo nach Suez hat die Route freilich verändert; wer nicht besonders strenge seine Pilgerfahrt ausführen will oder wen Armut hindert, der vertraut sich nicht mehr den schlechten kleinen arabischen Schiffen an, sondern benützt Eisenbahn und Dampfschiff, leider freilich Erfindungen des Teufels, kommt aber viel leichter zu den heiligen Orten.

Indessen nicht immer waren es nur heilige Gedanken, welche den Pilger während seiner frommen Fahrt bewegten; wie die Lust zu reisen, die Sehnsucht nach neuen, fremden Ländern sich mit der Religion teilt, so war auch der Handel während der Pilgerfahrt gestattet, und der Zusammenfluß Unzähliger aus den verschiedensten Gegenden der Windrose, die durch dasselbe Band des Glaubens zusammengehalten waren, trug mächtig dazu bei, den Verkehr zu entfalten und zu beleben. Im Nationalcharakter der Araber liegt eine entschiedene Begabung für den Handel. Ihre Stellung als die natürlichen Vermittler des indisch-griechischen Seehandels nahm einen ganz anderen Aufschwung, als sie Syrien, Persien, Aegypten beherrschten, die Südküste des Mittelmeeres in ihrer Gewalt war, Cypern, Sicilien, Sardinien ihnen gehorchte und sie in Spanien ihr glänzendes Chalifat hatten. Mit Ausnahme des Ueberlandweges am Kaspischen Meer liefen alle großen Handelsverbindungen mit Ost- und Südasien durch ihr Gebiet, und wie der Stifter ihrer Religion in seiner Jugend selbst als Kaufmann die Welt durchzog, so thaten seine Nachfolger alles, um den Handel zu fördern. Lautet doch eine Sure des Koran: „Gott hat euch das Meer gegeben, um es zu befahren zu eurem Reichtum.“ Vom 8. Jahrhundert an bis zur Ankunft Vasco da Gama's zu Calicut in Ostindien waren die Araber die Träger des Welthandels zur See zwischen Indien, China und dem Westen; nur ausnahmsweise drangen Kaufleute anderer Nationen so tief in den Süden und Osten; in der Regel, die Kreuzfahrerstaaten ausgenommen, war das Mittelländische Meer die Domäne und die Grenze der abendländischen Handelsleute. Bildungs- und kulturfähig wie nur irgend ein Volk des Morgenlandes, eigneten sich die Araber die Schätze des klassischen Altertums an, welche sie in den von ihnen eroberten Ländern und Städten fanden, mit frischer Energie bauten sie weiter auf dieser Grundlage, in umfassender Kenntnis der Erdoberfläche, in Geographie, Mathematik überragten die Araber weit jeden europäischen Gelehrten, unser Ziffernsystem und die Algebra, die Magnetnadel und die Anfänge der Chemie haben wir durch sie überkommen. Man wird nicht irre gehen mit der Behauptung, daß vom 11.—13. Jahrhundert der Schwerpunkt der Kultur in dem höher zivilisierten Osten lag. Bagdad, Kairo waren die Riesenstädte der Welt, mit welchen sich keine andere, kaum Konstantinopel, messen konnte; wohin das fleißige, kluge Volk kam, verpflanzte es seine Produkte, übte es seine Künste und Gewerbe, nicht ohne Grund strahlte aus allen Erzählungen und Märchen des Mittelalters der Widerschein orientalischen Reichtums, orientalischer Pracht und Ueppigkeit, und wie viel unsere Kultur in Industrie, Handel und Ackerbau von ihnen entlehnt hat, zeigen die zahlreichen Benennungen arabischen Ursprungs, die noch unter uns gelten, ich erwähne nur: Atlas, Matratze, Muslin, Juppe, Barchent, Damast, Lauthe.

So waren die Herren der Welt auch die Herren des Handels; während der höchsten Blüte des Chalifats in Bagdad war der Persische Meerbusen die bevorzugte Handelsstraße; die Waren gingen den Euphrat herauf nach Armenien und von dort in die syrischen Küstenstädte oder über Trapezunt ins Schwarze Meer; aber auch im Roten Meer stockte der Handel nicht, und besonders nachdem mit der Eroberung von Acco 1291 die Küste Syriens völlig wieder in den Besitz der Mohammedaner übergegangen war, bildete es im 14. und 15. Jahrhundert die wichtigste Verkehrsstraße. Damals entfaltete der Handel eine Blüte, wie er sie erst in unseren Tagen wieder erreicht hat. An verschiedenen Punkten Indiens bestanden arabische Niederlassungen, in Guzerat, Cambaye und besonders in Calicut, wo gegen Ende des 15. Jahrhunderts 15,000 Mohammedaner gezählt wurden, noch weiter gegen Osten bis an die Halbinsel Malacca dehnten sich ihre Faktoreien aus, bis in die chinesischen Gewässer drangen arabische Händler. In Malacca war ein Hauptknotenpunkt des östlichen Handels, hierher kamen durch Chinesen und Javaner die Produkte von Sumatra und China, von den Banda-Inseln und den Molukken, von dort holten die Großhändler von Calicut sie ab; im Februar verließen ihre Schiffe, zehn bis zwölf an der Zahl, mit Tausenden von Zentnern beladen, den Hafen. Der Mousson trug sie leicht hinüber über den Indischen Ozean nach Ormuzd, noch mehr nach Aden, dort wurden die Ladungen auf kleinere Schiffe gelöscht und heraufgeführt nach Aydab oder Kosseir, um den Wüstenweg einzuschlagen und auf dem Nil hinabzugelangen nach Kairo, auf einem Kanal nach Alexandria, wo abendländische Kaufleute aus allen Seestädten am Mittelmeer sehnsüchtig der teuren Waren harrten. Unternehmendere Kaufleute drangen auch wohl bis nach Dschidda vor, auch in Mekka fand ein großer Umsatz in Spezereien statt, besonders während der Festzeit, an die sich, wie so häufig auch an christliche Feste, eine bedeutende Messe anschloß. In der Mitte des 15. Jahrhunderts gingen die Waren zur See

Digitized by Google

bis nach Tor an der Westküste der Sinai-Halbinsel und von dort zu Land nach Damiette, Kairo und Alexandria.

Den alten Ptolemäer-Kanal hatten die Araber bei ihrer Eroberung ziemlich verfallen getroffen, sogleich stellten sie ihn wieder her (zwischen 642 und 644); er sollte besonders dazu dienen, um das kornarme Arabien mit dem Getreidereichtum Aegyptens zu versorgen; aber seine Bedeutung war nicht so groß wie früher, er versandete und 767 schüttete man ihn ganz zu, um bei einem Aufstand in Medina den Aufrührern die Zufuhr an Lebensmitteln abzuschneiden. Harun Al Raschid soll an eine völlige Durchstechung der Landenge gedacht haben, aber er stand davon ab, um die heiligen Stätten des Islam nicht den Raubzügen der Griechen auszusetzen.

So blieb der gemischte Wasser- und Landtransport; der größte Handelsplatz am Roten Meer selbst war Aden, vortrefflich am Ausgangspunkt desselben gelegen, schon in frühester Zeit bekannt, von den Römern erobert — noch verkündet ein Turm aus jener Zeit die römische Herrschaft — jetzt eine Stadt von 30,000—40,000 Einwohnern, in englischem Besitz, stark befestigt, einer der wichtigsten Punkte, auf welche das britische Inselreich seine mächtige Hand gelegt hat, um da durch seine Seeherrschaft, seine Verbindungen mit Indien zu sichern. Den empfindlichen Mangel an Quellen hat man ersetzt durch die Anlegung kolossaler Zisternen, ein natürliches Felsenthal mit seinen Ausläufern wurde schon im Altertum durch Dämme geschlossen und zu einem riesigen Sammelbassin angelegt. Die Gegenwart hat diese Anlage wieder hergestellt und vergrößert. Vom 11. Jahrhundert an fing Adens Blüte an, die das ganze Mittelalter hindurch währte, in hundert Tagen fuhr man von China dorthin, in zehn bis vierzehn Tagen fuhr man nach Aydab oder Kosseir, der Marsch durch die Wüste, die Fahrt auf dem Nil nach Kairo mochten einen Monat in Anspruch nehmen, immerhin bedurften die Waren fünf bis sechs Monate, bis sie von ihrem Ursprungsort an den ihrer Verschiffung nach Europa gelangten. Die Fülle der Waren, die einzelnen Produkte aufzuzählen, welche diesen Transithandel bildeten, ist nicht möglich; es genüge darauf hinzuweisen, daß es im Grunde die alten, stets begehrten Artikel an Gewürzen, Droguen, Spezereien waren, Alaun und Zimmet, Muskatnuß, Ingwer, Pfeffer, Gewürznelken, Kampher, Moschus, Farbhölzer und Lacke, Edelsteine aller Art und Perlen, Seidenzeuge und Baumwollengewebe, Glas und Porzellan. In Aegypten selbst blühte eine hochentwickelte Textilmanufaktur, Zuckerraffinerien und Papierfabriken waren da, und wenn, wie begreiflich, auch an anderen Orten diese Waren und Fabrikate zu finden waren, in Kairo und Alexandria, auch in Damiette und Rosette waren sie in seltener Fülle zu treffen. Aber auch schon diese oberflächliche Aufzählung zeigt: es sind meistens Medikamente oder Bedürfnisse des Luxus, eines verfeinerten Lebensgenusses, welche man von Osten her bezog; einige vermissen wir allerdings, welche eine Hauptrolle in unseren gegenwärtigen Bedürfnissen und dadurch im Handel spielen: Thee und Kaffee. In China war der Gebrauch dieses Nationalgetränks wohl bekannt, auch arabische Kaufleute wußten davon, aber im Abendland begann man erst im 18. Jahrhundert den Thee zu genießen, etwas früher kam der Genuß des geselligen und erheiternden Kaffeetrankes auf; im 15. Jahrhundert war Aden Hauptstapelplatz für denselben, im 16. Jahrhundert finden wir Kaffeehäuser in Kairo, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in den großen Städten Europa's, 1652 in London, 1686 in Nürnberg. Die Rolle dieser zwei Genußmittel spielte im Handel damals — der Pfeffer, für ihn war Alexandria im 14. und 15. Jahrhundert der Hauptstapelplatz (in Alexandria hieß ein Thor das Pfefferthor); es war das Lieblingsgewürz des Mittelalters, kein reisender Kaufmann war, der nicht auch Pfeffer mit sich führte, daher der Spottname: Pfefferſäcke; statt Geldstrafe wurde auch solche in Pfeffer auferlegt, und nicht für Kaufleute allein, und wenn die Republik Venedig, im Abendland der größte Platz für Pfeffer, dem Kaiser Heinrich V. damit eine große Ehre anzuthun glaubte, daß sie ihm jährlich 50 Pfund Pfeffer zu liefern versprach, so zeigt dies schon den hohen Preis dieses Gewürzes, der allerdings so hoch war, daß die ärmeren Klassen ihn nicht regelmäßig gebrauchen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

### I. Eine Fahrt über die Wolga.

Ein lustiges Leben und Treiben herrschte an einem hübschen Januartage in der Winterkolonie auf der Wolga bei Nischni-Nowgorod. Ein umfangreiches Dorf aus Eisklötzen, Brettern und anderem Holzwerk erbaut, war wie gewöhnlich mit Beginn der strengen Jahreszeit auf dem zugefrorenen Strom entstanden, und Hütten, Häuser und Paläste — unter welchen selbst die griechische Kirche nicht fehlte — kokettierten und glitzerten im Tageslicht, wie ein Wintermärchen im hohen Norden. Ueberall gieng es außerordentlich lebendig zu, aber dieses Leben zeichnete sich nicht etwa — dem Dorfe entsprechend — durch einen märchenhaften Charakter aus, sondern fiel so prosaisch aus, wie es nicht nüchterner hätte ausfallen können. Händler, Fuhrleute und Muschiken tummelten sich untereinander, denn die Schöpfung dieser Kolonie war kein Werk der Marotte oder des russischen Uebermutes, sondern der dringendsten Notwendigkeit, da zahlreiche Reisenden und bedeutende Karawanen mit Schlitten, die von Simbirsk und Kasan aus dem Osten des Reiches kommen und nach der russischen Handelsmetropole eilen oder umgekehrt von dort

Digitized by Google

nach dem Kaukasus, nach Sibirien und Mittelasien gehen, vielleicht auch nach Moskau die Reise fortsetzen; sie haben den Weg auf die Wolga verlegt, die im Winter die eigentliche Verkehrsstraße bildet.

Die Stadt liegt hoch oben auf dem Berge, tief unten liegt der mächtige Riesenstrom, der europäische Mississippi, von wo aus die reiche Stadt gar nicht zu sehen ist. Man erreicht die letztere vom Strom aus auf steilen Wegen, welche sich im Zickzack zwischen Gärten und alten Mauern oder Ruinen an dem Abhange des Berges hinaufschlängeln, so daß man recht gut eine halbe Stunde nötig hat, um die Stadt zu erreichen.

Sowohl für den Handel, wie für viele Reisende ist diese beschwerliche Passage in vieler Beziehung außerordentlich unangenehm, und es entstanden daher unten auf der Wolga ganze Warenniederlagen, Magazine und natürlich auch Kabacken, wo man Wodka, und Traiteure, wo man Tschai (Thee) bekommen kann, wenn man nicht durchaus in der Stadt zu thun hat und diese aufsuchen muß.

Man begreift, daß es dort, wo es Wodka und Tschai gibt, auch lustig zugeht. Es ist das so selbstverständlich, daß es ein Russe nicht glauben würde, wenn man sagen wollte, es sei Wodka und Tschai dagewesen, aber es habe eine traurige Stimmung geherrscht. „Das ist nicht wahr, Freundchen!" wird er einfach zur Antwort geben. „Du lügst! Denn wenn das Eine oder Andere oder Beides zugleich vorhanden ist, kann nur Fröhlichkeit und keine Traurigkeit aufkommen!"

Gegenwärtig, wie überhaupt seit der Zeit, da das Dampfroß bald auf zwei verschiedenen Wegen bis an die asiatische Grenze vordringt und zwei Bahnen, die eine nördlich nach Kasan,[1] die andere südöstlich nach Orenburg führen, hat sich auch das Winterbild auf der Wolga etwas verändert; allein auch jetzt ist vom November bis März der im Sommer befahrene Landweg meist verödet und der Verkehr auf dem Strom ein sehr lebendiger.

An dem Tage, von welchem wir sprechen, war das im höchsten Maße der Fall und lange Züge von 20 bis 50 und noch mehr Schlitten, von johlenden Muschiken geführt, kreuzten sich fortwährend auf der Wolga, dessen mächtige Eisdecke natürlich derart unter der hohen Schneelage verschwindet, daß der Fremde von dem Strom keine Ahnung hat, auf welchem er dahin gleitet.

Als ich von der letzten Station östlich — also jenseit Nischni-Nowgorod — in letzterer Stadt anlangte, um nach Deutschland zu reisen, war es Abend geworden. Der Tag war ein ausnehmend günstiger gewesen. Selbst die Sonne, die man nur selten sieht, hatte sich gezeigt, und die kleinen Eispaläste glitzerten noch im Widerschein des matt geröteten Abendhimmels, der besonders die zum Weihnachtsfest aufgeführte Kirche in eine zauberhafte Beleuchtung versetzte, die sich um so herrlicher ausnahm, weil der Buran den wundersamen Tempel mit ebenso wunderbaren wie reizenden Schneegebilden verziert hatte.

Obgleich ich schon 500 Mln. zu Schlitten zurückgelegt hatte und eine solche Tour (die immer von den verschiedenartigsten Wechselfällen begleitet zu sein pflegt) das Interesse für derartige Naturschauspiele erheblich abschwächt, so konnte ich es mir doch nicht versagen, dem fesselnden Bilde einen Augenblick zu widmen. Ich hatte es schon so oft gesehen, aber niemals so schön!

Schien es doch ordentlich, als ob die Sonne, die sich seit Monaten hinter trüben, grauen Schneewolken verborgen gehalten hatte, sich nur habe zeigen wollen, um der eigenartigen Kolonie und ihren Bewohnern — deren Humor weder Frost noch Schnee beeinflussen konnte — auf Nimmerwiedersehen ihren Abschiedsgruß zuzusenden und noch einmal in aller Herrlichkeit zu erscheinen.

Als ich oben auf dem Plateau angelangt war, auf welchem die reiche und schöne Handelsstadt sich ausbreitet, blickte ich noch einmal aus dem Schlitten heraus, um auf die Kolonie herabzuschauen, allein — man konnte nichts mehr davon sehen, denn 20 Minuten bis eine halbe Stunde waren vergangen und schon hatte die Nacht das Eisdörfchen in ihr Grau gehüllt. Es wurde aber überhaupt nicht mehr gesehen, denn als der nächste Morgen tagte und die Dämmerung sich aufrollte, waren Hütten und Paläste mit ihren Bewohnern verschwunden und die ganze Ansiedelung mit ihrer schmucken Kirche (die sonst so lange zu stehen pflegt, bis die Frühjahrssonne sie fortschmilzt oder das Thauwasser sie wegschwemmt) war in bisher noch nicht aufgeklärter Weise in die Tiefe versunken und hatte in der Wolga ihr nasses Grab gefunden. Eine augenblickliche Ueberschwemmung bezeichnete nur die Stätte, wo die Kolonie gestanden hatte, bis bald darauf der Frost wieder die Oeffnung verschloß, der Buran eine Schneedecke darüber schüttete und die letzte Spur von der Schauerstätte verwischte.

Während der Telegraph diese Schreckenskunde nicht blos durch Europa trug, sondern über den ganzen Erdball verbreitete, war ich so glücklich, nach einigen Tagen — die ich mich infolge der erschütternden Katastrophe in Nischni-Nowgorod aufgehalten hatte — meine Reise über Moskau und St. Petersburg fortsetzen zu können. Nichtsdestoweniger waren dennoch acht bis zehn Tage in Verlust geraten und eine Verspätung von gegen zwölf Tagen im Ganzen eingetreten. Als ich in Deutschland eintraf, hatte man dort einen Zeitverlust von drei Wochen herausgerechnet, so daß ich dort alles in tiefste Trauer gehüllt vorfand, und zu meinem Entsetzen hörte, daß die Trauer mir gelte und ich durchaus tot sein sollte.

Selbstverständlich war es meine erste Aufgabe, zu versichern, daß kein Sterbenswort davon wahr sei, allein man wollte es nicht sobald glauben und es war gar nicht so leicht, das Gegenteil zu beweisen, weil man mir

[1] Die Bahn über Kasan ist noch nicht auf der ganzen Strecke fertig.

Digitized by Google

sagte, daß ich auf der Wolga ertrunken sei und diese Behauptung amtlich bestätigt und schwarz auf weiß vorzeigte. In der That waren auch die kaiserlichen Botschaften in Berlin und St. Petersburg in Bewegung gesetzt worden, und die Recherchen hatten ergeben, daß ich von der letzten Station hinter Nischni-Nowgorod — wo ich im Postjournal registriert worden war — abgefahren sei, seitdem aber verschollen blieb, was freilich ganz natürlich zugieng, weil ich in der Folge nicht mehr mit der Post gefahren war.

Es konnte also gar nicht anders sein, als daß ich mit zu den Toten zählte, und es dauerte ziemlich lange, ehe es meiner Beredsamkeit gelang, zu veranlassen, daß man zuerst den Flor und dann die schwarzen Kleider ablegte, was jedoch erst dann geschah, als ich erklärte, daß ich mit Heiratsgedanken umgienge, und ernstlich darauf bestand, daß man rote oder doch wenigstens farbige Kleider hervorsuchte, um zunächst meine Auferstehung zu feiern.

Allein, wenn man von Simbirsk oder Kasan über Nischni-Nowgorod gegen Westen nach Deutschland die Richtung einschlägt, gelangt man nicht dorthin, wohin wir wollen: an die Grenze von Asien, sondern umgekehrt werden wir immer weiter und weiter davon abgeführt, und man könnte fragen, wie ich dazu komme, mit der entgegengesetzten Richtung und der Erzählung von Episoden zu beginnen, die eigentlich in ein anderes Kapitel gehören?

Wir werden jedoch sogleich sehen, warum das geschieht, und daß es notwendig war, die eben mitgeteilten Begebenheiten vorauszuschicken, um ein Bild von dem zu geben, was ich empfand und was mich bewegte, als ich nach allen diesen Vorgängen gerade am ersten März — also etwa sechs Wochen später — und zwar diesmal nicht allein, sondern in anmutiger Begleitung, wieder an derselben Stelle eintraf, an welcher mich die grausige Fama oder ein unglückliches Mißverständnis in die Wolga versenkt hatte.

Ein und ein halber Monat waren in Deutschland unglaublich rasch vergangen und zwar diesmal noch rascher als gewöhnlich, weil meine Heiratsprojekte in der That verwirklicht worden waren. Die Reise — die gewissermaßen eine Hochzeitsreise sein sollte — begann jedoch unter sehr ungünstigen Umständen, denn obwohl wir am 15. Februar abreisten, um, wie es dringend nötig ist, zum 1. März in russischer Zeitrechnung oder 13. März hiesigen Kalenders, die asiatische Grenze zu erreichen, hatten wir bereits infolge des Verlustes sämtlichen Gepäcks in St. Petersburg einen weiteren Zeitverlust von 12 Tagen, so daß wir uns am 1. März noch in Nischni-Nowgorod befanden und etwa 300 Mln. eingebüßt hatten, die schon hinter uns liegen sollten.

Was das aber um diese vorgerückte Jahreszeit in jenen Ländern sagen will, weiß nur der Reisende zu beurteilen, der sich einmal in gleicher Lage befunden und die Gefahren überstanden hat, die auf Schritt und Tritt in unglaublicher Anzahl und in jeder nur möglichen Form nicht blos den Geldbeutel, sondern auch das Leben bedrohen. Zu diesen Kalamitäten kam noch hinzu, daß wir an dem ungewöhnlich frühen und milden Frühling den gefährlichsten und fürchterlichsten Reisegefährten erhielten, den wir nur bekommen konnten. Derselbe ist der schauerlichste Begleiter um diese Jahreszeit, der auf der Reise zu Lande alle die Schrecken und Widerwärtigkeiten mit sich bringt, von welchen die Seefahrer zur Eiszeit im nördlichen Meere zu erzählen wissen.

In Moskau hatten wir einen weiteren Aufenthalt von einem Tage, allerdings nur einen, der aber dem Geldbeutel ungefähr 50 Rubel Silber und uns unzählige Leiden einträgt. Endlich befinden wir uns aber in Nischni-Nowgorod und fahren sofort in das Absteigequartier des Fürsten P. Es ist noch nicht einmal Mittag, als wir dort anlangen und augenblicklich Vorbereitungen zur Weiterreise treffen, damit keine Minute verloren gehen und soviel wie möglich die vielfach erlittene Verspätung wieder ausgeglichen würde, woran freilich nicht zu denken war.

Als wir ausstiegen, hatte ich daher dem Jemtschick und dem Beamten, der uns empfieng, ein „Skorre prägai!“ oder „Schnell umspannen“ zugerufen, weil ich wußte, daß wenn es die Russen mit dem „Schnell“ sehr genau nehmen, immer noch einige Stunden darüber vergehen würden und uns noch vollkommen Zeit blieb, zu Mittag zu speisen und auch noch Tschai oder Thee zu trinken, ohne uns übereilen zu brauchen.

Eine längere Erholung durften wir uns jedoch nicht gönnen, denn wir hatten noch 2800 Werst zu Schlitten zurückzulegen, wozu bei gutem Wetter und Wege und bei ununterbrochener Fahrt Tag und Nacht, ein halber Monat, jetzt aber zum mindesten die doppelte Zeit und eine dreimal so stark gefüllte Geldtasche nötig war. Auf unsere Lust und Neigung kam es daher sehr wenig an, sondern die Notwendigkeit zwang uns, daß wir wollen mußten, ob es uns gefallen wollte oder nicht.

Auf den Reisen im Osten kennt man übrigens nächtliche Unterbrechungen nicht, sondern ohne zu rasten, gilt es vorwärts zu kommen. Es gibt keine Nacht und keinen Tag, sondern nur Sutki, wie der Russe sagt, oder nur einen Tag zu 24 Stunden. Das Gefährt ist zugleich Hotel und Proviantmagazin. Auch jetzt galt es, ohne Aufenthalt weiter zu fahren; allein ich hatte mich bezüglich der russischen Eilfertigkeit nicht geirrt, denn schon hatten wir auch den Thee getrunken und noch immer ließ die Meldung auf sich warten, daß der Schlitten bereit stehe.

Schon dunkelte wieder der Abend, als der Postillon eintrat und uns das übliche „Gatove prägali!“ oder „Fertig, angespannt!“ anzeigte und uns zum Einsteigen nötigte. Freilich ist der Tag um diese Zeit sehr kurz und besteht nur aus wenigen Stunden, allein dennoch waren bei aller Schnelligkeit, die befohlen wurde, mehrere Stunden mit der Umspannung vergangen.



Digitized by Google

Nachdem wir uns so rasch und gut als möglich wieder in unsere Pelze geschnürt hatten, traten wir heraus vor die Thür. Das Haus lag ziemlich hoch, dicht an der Mündung der Oka, welche sich hier in die Wolga ergießt und diesem Strom abermals bedeutende Wassermassen zuführt.

Draußen blieben wir einen Moment stehen, um flüchtig Umschau zu halten. Der Abend war schön, beinahe so schön wie damals, als ich zum letztenmale die kürzlich versunkene Kolonie gesehen hatte. Die Sonne war, wie an jenem Abend, im Untergehen begriffen, und die Luft zog ziemlich schneidig und rechtfertigte unsere Hoffnung auf eine kalte Nacht, was uns wesentlich fröhlicher stimmte.

Meine Gefährtin schauerte, als sie über die pompöse Oka hinwegschaute, die hier so groß erscheint wie der Strom, in den sie mündet und die Stadt der russischen Messen in zwei Teile: eine Oberstadt und eine Unterstadt, teilt. Ueber das Eis der Oka wälzten sich schon gewaltige Wassermassen hin.

Dieser Anblick ist nichts weniger als erfreulich, wenn man hinüber will und Brücken nicht vorhanden sind. Wie die Wolga erst aussehen würde, über die wir hinwegfahren mußten, daran getraute ich mir nicht zu denken, vielweniger mochte ich es mir beantworten, und jetzt wird man mich verstehen, weshalb ich die schaurige Katastrophe von dem untergegangenen Eisdörfchen erzählte.

Unterdessen hatte meine schöne Begleiterin Platz genommen, und der Postillon mit der Pelzmütze in der Hand nötigte mich ebenfalls: „Saditsi Barin!“ „Mit Gott!“ (Setze Dich, Herr!)

Schon hatte ich den Fuß auf den Tritt gesetzt, um einzusteigen, als ich wieder zurücktaumelte und dann wie versteinert stehen blieb. Ein entsetzlicher Krach machte die ganze Umgebung und die Luft erschüttern, als ob eine Explosion stattgefunden hätte oder eine Bombe in unserer nächsten Nähe krepiert wäre. Wie der Donner eines Kanonenschusses rollte es in die Ferne davon und ein schrilles Knittern und Knattern begleitete das grauenhafte Phänomen.

Was das sein konnte, vermochte ich nicht zu begreifen und zu erklären, denn es war nichts zu sehen und es geschah auch nichts! Der Jemtschick, dem die Haare zu Berge standen, schlug mit den Fingern das Kreuz auf Stirn und Brust, und der Beamte, der mich zum Schlitten geleitete, stand wie eine Bildsäule da und murmelte vor sich hin: „Chrani Bog, Gospoda!“ („Behüt' Euch Gott, Herrschaften!“)

Aber wofür sollte er uns denn behüten? Lag denn etwas vor, das den göttlichen Schutz erforderte?

War es vielleicht ein Erdbeben? Aber das konnte es nicht sein, denn von so enormen Donnerschlägen pflegen doch Erderschütterungen nicht begleitet zu sein. Die verschiedensten Gedanken über die Ursachen giengen mir durch den Kopf, als der Kutscher, der sich rasch wieder erholt hatte, heran-trat und beruhigend sagte: „Es ist nichts, Herr! Sie dürfen sich unbesorgt setzen!“

Er schien also zu wissen, was der Donner zu bedeuten hatte. „Wie?“ frug ich überrascht, „es ist nichts?“

„Nein, es ist in der That nichts!“ fiel der Beamte jetzt in das Wort, indem er auf die Oka zeigte. „Es ist das berstende Eis, das von dem Ufer losbricht und dadurch dieses Getöse verursacht, und das Brausen, das wir hören, ist das Echo der hervorbrechenden Flut und des hinströmenden, schon stark angesammelten Thauwassers!“

In Dingen, welche über das Verständnis der Russen hinausgehen, oder bei Ereignissen, über die sie nicht ganz sicher sind, gehören dieselben nicht zu den Tapfersten; allein da sie sich in dem gegenwärtigen Fall beherzt zeigten, so war das die beste Bürgschaft dafür, daß sie ihrer Sache gewiß waren und daß man sich auf sie verlassen konnte; davon abgesehen, daß sich der Krach wiederholte, der ihre Erklärung bestätigte.

Etwas aufgeregt bestieg ich den Schlitten und kaum hatte der Beamte die Thüre des Gefährts zugeschlagen, als auch der Jemtschick sich schon auf den Sitz geschwungen hatte und der Schlitten davonschleuderte.

Die tolle Fahrt hatte begonnen, und damit auch derjenige Teil der Reise, den ich eigentlich erzählen will. Die Postillone auf dem Bock und dem vordern Pferde erhoben einen Heidenlärm, und die Glocke an der Ruga läutet im schnellsten Tempo. Die rasche Gangart dauert indes nicht lange und nur während der Fahrt durch die Stadt, die bald hinter uns liegt. Sobald wir aber die Stelle erreicht haben, wo der schon früher erwähnte Weg an dem steilen Abhang zur Wolga hinabführt, läßt auch die Geschwindigkeit plötzlich nach. Die Abenddämmerung wird unterdessen zusehends dichter und dunkler, und jemehr das Tageslicht erstirbt, desto unheimlicher wird auch die Fahrt und desto vorsichtiger muß dieselbe vor sich gehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Skizze von Sſuchúm und Umgebung.

(Fortsetzung.)

Es wäre noch vieles hier zu exploitieren und zu verwenden, Meer und Land bergen viele Schätze, doch die Gelehrten, die Techniker, die Ingenieure sind hier sehr mangelhaft vertreten. Neben archäologischen Funden, die hier sicherlich in Menge zu haben wären, hätten Ichthyologen, Geologen,[1] wie Botaniker vollauf hier zu thun, wie

[1] Nach einer Zeitungsnachricht aus Noworossijsk vom Januar 1886 hat ein Herr Koslów auf seinem Gute am Psetsuapsé, an der Küste nördlich von Sſuchúm, ein Anthracit-Lager entdeckt und will solches gern ausbeuten, da es nahe am Meere ist. Noworossijsk aber will selbst gern den Anthracit ihm abnehmen, da es solchen schon allein für die Zementfabrik bedarf. Der Zement hier aber

Digitized by Google

Spezialiſten in jedem Fach und Affairiſten neben ihnen, denn Schätze, wiederhole ich, birgt die Erde wie das Waſſer. In Mingrélien und Imeretien wird wohl der Maulbeerbaum angepflanzt und Seidenzucht getrieben, in Gurien wohl Baumwolle angepflanzt und ſolche verarbeitet,[1] aber wie gering iſt das alles zu dem, das man hier fördern könnte! Olivenbäume müſſen daneben ſehr gut gedeihen, das beweiſen die wilden Oelbäume im Sſuchúm'ſchen Gebiet bei der Feſtung Gágrij, wie jene an den Ufern des Tſchoróch im Batúm'ſchen Gebiete. Die Theeſtaude wächſt und blüht hier, aber keiner hat Intereſſe, deren Anbau ernſtlich zu betreiben. Ebenſo dürften auch das Zuckerrohr wie die Palme hier gedeihen, hat doch Genua ſeine Palmettos! Und daneben fließen die Flüſſe, die Gold führen und die es hinaustragen in des Meeres ewiges Grab. Sagt uns dann auch wieder ſchon die Sage von dem Golde hier in den Flüſſen und Bächen, vom Phaſis in Kolchis, wo das goldene Vließ geholt werden ſollte! Während aber die Geſchichte den Rion zum Phaſis macht, iſt hier der Glauben, daß es der Ingúr eher geweſen ſei. Im Kodór wieder liegt die „Faſanen-Inſel". Es führen aber alle Flüſſe hier Gold, und Kolchis dürfte Mingrélien wie Abchásien bedeutet haben. Die Burkas (Ponchos oder Fell-Mäntel, wo das Fell nach außen iſt, Rotunden) der Eingeborenen braucht man nur in den Fluß zu legen, ſo bleiben Goldkörnchen daran in Menge heften, das iſt das goldene Vließ!.. Und — ſeit Jahrtauſenden ſolches der Welt kund gethan, konnte keiner es heben und verwenden! Nach jedem argen Seeſturme ſoll man hier bei Sſuchúm am Strande Goldkörnchen finden können. In den Bergen wieder ſind Silber und Metalle verborgen, und das Volk will es nicht laut werden laſſen, damit nicht Fremde es heben kommen. Es iſt eine alte Geſchichte, doch wird ſie immer neu: es iſt die alte Fabel vom Hunde auf dem Heu.

Viel gründlicher iſt das Tier- und Pflanzenleben in älterer und neuerer Zeit erforſcht worden; nur einzelne Gelehrte will ich herausgreifen, wie Pallas, Gmelin, Ledebur, Fiſcher, C. A. Meyer, Dubois de Montperreux, Ménétriés, Moritz Wagner u. ſ. w.,[2] und neuerdings G. Radde, der mit eiſernem Fleiß, Energie und praktiſchem und äſthetiſchem Sinne das Land in ethnographiſcher, zoologiſcher und botaniſcher Hinſicht ergründet, wofür das von ihm geſchaffene Tifliſer Muſeum, ein wahres Meiſterſtück in Wiſſenſchaft und Aeſthetik, das glänzendſte Zeugnis ablegt.

Was nun das Tierleben unſerer Küſtenregion hier um den 42.° n. Br. betrifft, ſo bietet ſich dem Jäger eine recht große Mannigfaltigkeit dar. Da ſind Marder, die bis auf die Höhe von 4400 Fuß in den Wäldern angetroffen werden; die Waldmaus, die viel Schaden in den Feldern macht; der Biber in den menſchenleeren Wäldern in der Engſchlucht des Ingúr; Haſen, Dachſe, Schakale, Füchſe, Wölfe, Wildſchweine, Luchſe, Rehe, Hirſche (Edelhirſche ſehr ſelten), Gemſen, Steinböcke hoch im Gebirge, ja Bären. Dieſe letzteren kommen aus den Wäldern allzu gern bis an die menſchlichen Anſiedelungen (ſo in der Zebeldá) und haben nicht minder als die Wildſchweine ganz beſondere Vorliebe für den Mais. Bären, Wildſchweine und Schakale ſind den Koloniſten — Ruſſen, Tſchechen, Griechen, Armeniern, Deutſchen — eine wahre Plage, da ſie bei ihren im Walde zerſtreuten Dörfern ihnen Mais, Obſtbäume, Bienenſtöcke und Hausgeflügel zerſtören. Namentlich hauſen dieſe wilden Tiere in Freiheit und Frechheit in Scharen in den nördlich von Abchásien am Strande gelegenen Bergwäldern, wo ehemals der Sitz der Tſcherkeſſen geweſen, die vor 20 Jahren ausgewandert, und wo der von Natur ſchon zerriſſene gebirgige Landſtrich in eine auf Tagereiſen-Weite völlig unbewohnte Waldeinöde ſich verwandelt hat. Dieſer Bezirk heißt Zſchernomórskij Okrup (Schwarz-Meer-Bezirk). Im Gebiet der Schapſúgen bis zu dem der Ubychen ehemals, an den Flüſſen Tuapſé, Mokupſé, Pſeſuapſé und Schaché, laufen die Wildſchweine im Frühling in Heerden bis 200 Stück umher und durchwühlen all die mit Farnkraut beſtandenen Felder, wo ſie ſich bis zur Reife des Obſtes von Wurzeln nähren. Dann aber beginnen die Heerden ſich in Rudeln von 10—20 Stück zu zerteilen, die, Aepfel und Birnen leſend, ſich im Walde zerſtreuen. Gegen Herbſt, wenn die Kaſtanien und Bucheckern reifen, werden die Schweine ſchnell fett, und je fetter ſie werden, deſto weiter zerſtreuen ſie ſich und ſtoßen dem Jäger dann vereinzelt im Walde auf. Es kommt vor, daß man von einem Wildſchwein im Winter allein an Fett drei Pud erhält.[1]

An Jagdvögeln kommen hier, ja dicht bei Sſuchúm, auf den Ländereien gar, wo eben gerodet und gearbeitet

iſt auch erſt vor Kurzem entdeckt durch den Prager Profeſſor Kutſcherá, und die Fabrik bereitet nun jährlich bis zu einer Million Pud des beſten Zementes. Die Ufer der Bucht von Noworoſſijsk ſind auf eine Strecke von 30 Werſt faſt nur Zement. Dieſelbe Gegend birgt auch ungehobenes Gold und Silber.

[1] Ein gewiſſer Guſtav Sakalin eifert gegen einheimiſche Baumwolle, die „eine Mißgeburt neben der amerikaniſchen iſt", und will die hieſige durch jene erſetzt wiſſen. Ob die Idee praktiſch iſt, überlaſſe ich kompetenteren Richtern zu entſcheiden; denn ſo viel iſt gewiß, daß die amerikaniſche Ausſaat im vergangenen Jahr ſehr gelitten von einer Raupe (Caterpillar), wie die Baumwolle auch in Aegypten 1885 auf 1886 von derſelben Raupe vernichtet worden iſt (ein Verluſt von 1,362,500 Pud).

[2] Unter den thätigſten und tüchtigſten Geologen, welche den Kaukaſus erforſcht, ſteht obenan der eben verſtorbene Akademiker Abich, ferner Magiſter Göbel; barometriſche Höhenbeſtimmungen danken wir den Herren Ruprecht, Gilúff und Bartholomäi. Dieſer forſchte auch in der Geſchichte des Kaukaſus neben Reineggs, Bakrádſe, Broſſet, Dubois de Montperreux. Ueber die Völker des Kaukaſus arbeiteten Broſſet, Berger, Bodenſtedt u. ſ. w.

[1] Seidlitz, „Wild und Jagd an der Oſtküſte des Schwarzen Meeres". „Ausland" 1885, Nr. 33.

Digitized by Google

wird, Fasanen vor; sonst giebt es, außer Wachteln und wenigen anderen, kaum Federwild in den kaukasischen Küstenbergen. In den Sümpfen kommen viele Kiebitze, Reiher und manch andere Stelzfüßler vor; an den Flußmündungen, so am Bsyb (zwischen Gágra und Pizúnda), so bei Otschimtscheri sind eben im Winter Pelikane in Unmassen (bei Otschimtscheri, seit Ende Oktober schon), verschiedene Enten-Arten (Kriekente und andere) u. s. w. (Anas boschas nistet an den Seen Hocharmeniens bis 7000 Fuß.[1])

Die kleine Vogelwelt hält sich, der größere Teil, auch den Winter hier auf; Finken- und Meisen-, Grasmücken- und Ammern-, Bachstelzen- und Lerchen-Arten, Spechte und Eichelhäher, Amseln, Drosseln und Stieglitze, singen um den Jahreswechsel, oft als wollte es schon Frühling werden. Die den Nadelwäldern und dann vornehmlich dem Norden angehörigen Loxien-Arten kommen auch hier vor.[2]

Den Winter über gab es ausnehmend viele Habichte, die über Gärten und Höfen schwebten. Auch verschiedene Adler-Arten sind in der Ebene vertreten, mehr aber als der Ebene wie dem Hochgebirge gehören die edlen Adler, nach Radde,[3] der Mittelregion des Gebirges an. Die Adler im allgemeinen heißen grusinisch Orbi, ebenso alle Arten Falken gemeinsam Mimino.

Weit reicher als die pontische Küste ist jene des Kaspi an interessanten Bekanntschaften in der Ornis; bei Lenkorán schon z. B. begegnet man dem Flamingo. Darauf darf ich mich aber nicht einlassen, und will denn nur erwähnen, daß die Gesamtzahl aller von Radde gesammelten und durch andere sicher nachgewiesenen Arten der kaukasischen Vögel (bis um das Südufer des Kaspi) auf 380 sich beläuft.

Der Mensch selbst nun, ich meine den Eingeborenen, Abchásе wie Mingrélier, ist mir fast fremd geblieben. Ihre Behausungen sehen wir hier am Meere kaum, geschweige denn ihre Familien, ihr Leben und Weben, ihr Treiben und Wesen. Wie überall sind die Eingeborenen von den Eroberern tiefer ins Land, höher in die Berge verdrängt. Die Abchásen kommen gleich den Mingréliern, Persern und Tataren auf Arbeit auf die Güter (am wenigsten darunter die Abchásen),[4] und so können wir denn nur ihre Physiognomien und Trachten studieren, ihrer Sprache etwas lauschen — doch sprechen die meisten mehr oder weniger auch etwas Russisch — und können nur konstatieren, welches Volk kräftiger, rühriger, fleißiger, verständiger ist.

Immer wieder sah ich mir die Physiognomien der hier passierenden Mingrélier, Grusinier, Georgier 2c. an und immer mehr wurde ich der Ueberzeugung, daß in ihnen mehr semitische als arische Züge sind — im Ansatz der Nase nämlich — und daß der Namen „kaukasische Rasse" ein ziemlich unhaltbarer ist.[1] Der ganze Schnitt des Gesichtes ist auch ein viel gedehnterer, als man es in dieser zu finden gewohnt ist. Das Exemplar z. B., das Schneider zu seinem „Typen-Atlas" gesessen, der Gurier, wer wird den nicht zunächst als Hebräer bezeichnen? Und weisen uns doch die Hebräer selbst hin,[2] daß sie hier im Gebirge eine Parzelle ihres Stammes abgelagert, wo denn diese sich in der kräftigenden Gebirgsluft zu einem kräftigen, stämmigen, gesunden Menschenschlage entwickelte. All die Namen „Gurien", „Kurá", „Iberien" weisen — wenn es so richtig ist — auf hebräische Herkunft hin. In Grusien heißt es nämlich, daß die Hebräer — J'Brim — in das Land Iberien (nach ihnen Iberim genannt?) von den Ufern des Gur übersiedelten. Der Gur aber ist den mohammedanischen Schriftstellern der Jordan, ein Name, der leicht in die Gura, Kurá der Iberier übergegangen sein kann, da die Völker die Namen der lieben Flüsse, an denen sie ihre Heimatsgauen gehabt, wie bekannt, gern mit hinüber genommen in die neue Heimat, vollends wenn diese Namen nur „Fluß", „Wasser" bedeutet haben, und somit jeder neue Fluß ihnen natürlicherweise auch nur der „Fluß" war. Ist doch auch türkisch-tatarisch und möglicherweise auch hebräisch gul = Wasser, Fluß, und l und r sind gar zu nah verwandte und oft sich ergänzende Laute. Den Grusiniern heißen die Hebräer „Uria", was ebenso auf Abrahams Geburtsort deutet, wie jenes J'Brim auf Abraham selbst. Ebenso heißt es in der Bibel, daß Salmanassar den gefangenen Israeliten die Ufer des Ghosan und die Städte Mediens angewiesen habe, und — die alten Schriftsteller sahen im Ghosan den Pontus Euxinus, ja Chopin will in diesem Namen wörtlich „schwarzes Wasser", das Schwarze Meer, finden. Ein Beleg mehr für unsere obige Aufstellung. Authentisch ist es, daß das Bestehen jüdischer Gemeinden in den jetzigen russischen

[1] Radde, „Ornis caucasica."

[2] Das Vorkommen der Loxia curvirostra ist bedingt durch die Verbreitung der Abies orientalis und Pinus sylvestris, und so bildet denn der 62. Grad seine Grenze; in vertikaler Höhe 2000 bis 6000 Fuß. Loxia pityopsittacus *Bechst.*, kommt nur nach Nordmann in den Strandbergen Guriens vor. An der Quelle des Zchénis-Zchäli ist der Carmin-Gimpel (Pyrrhula Erythrina) sehr häufig.

[3] „Ornis caucasica".

[4] Die vielen auf der Karte des Generalstabs (1877) als „aufgegebene Forts" angegebenen abchásischen Festungen erzählen laut die Auswanderung der Abchásen nach dem russisch-türkischen Kriege. Die Hälfte der abchásischen Bevölkerung ist 1864 in die Türkei ausgewandert. 71,974 Seelen zählten die Abchásen, waren aber früher viel zahlreicher noch. Nach Rittich's „Ethnographie Rußlands" zählten sie 1830 128,000 Seelen.

[1] Siehe auch Penka, „Origines ariacae" 1883, S. 4. Ebenso aber sagt Radde von den Swanen: „Es spricht entschieden die Gesichts- und Kopfbildung der jetzigen Swanen dafür, daß sie ein Mischvolk sind; dazu kommt ferner, daß sie selbst die Bewohner ihres tiefstgelegenen Dorfes, Lachamuli, für Juden erklären. In der Physiognomie manchen Bewohners von Lachamuli erkannte ich den Juden zur Evidenz. Es sind die Gebräuche der nahe wohnenden Swanen diesen Lachamulen gegenüber so verschieden und von Alters her überkommen, daß sie sich nur als festgewurzelte Ueberlieferungen, welchen die Wahrheit der jüdischen Abstammung jener Bewohner zu Grunde liegen muß, erklären lassen."

[2] „Hebräer im Kaukasus".

Digitized by Google

Gebieten (Südrußland, Krim und den Ufern des Schwarzen Meeres) hinaufreicht bis in das erste christliche Jahrhundert; solches beweisen griechische Inschriften in Olbia, Kertsch und Anápa.[1]

Dolichokephal sind sie vorherrschend, wie solches Semiten ebenso eigen ist, wie den Ariern, und somatisch stehen sie auch viel eher den orientalischen als den occidentalischen Typen näher, obgleich ich auch manch blondes Gesicht und Haar neben schönen Zügen gesehen, denn als „schön" können viele unter den Grusino-Mingréliern bezeichnet werden; in den Zügen aber ist ebenso oft ein wilder und strenger wie ein freundlicher und sympathischer Ausdruck. Die georgischen Frauen, deren Schönheit berühmt ist, die Mirza Schaffy auch so vielfach besingt, sie kann ich nur kalt und tot nennen, denn es ist nicht der geringste Ausdruck in diesen freilich meist regelmäßigen Zügen.

Das Wesen der Mingrélier, der Eingeborenen überhaupt hier, ist fein und nobel, von einer gentilezza, die den meisten Orientalen eigen ist. Immer bleibt er artig und reservé uns gegenüber, stets gentlemanlike auch in Geberden und Bewegungen. Den Abchásen oder den Tscherkessen im allgemeinen hat Rittich, sehr richtig aufgefaßt, detailliert beschrieben.[2]

Der Körperbau ist hier meist schlank und gestreckt, die meisten Mingrélier wie auch Abchásen sind von hohem Wuchs und scheinbar gesunder Konstitution. Interessant ist es aber, daß auch hier im Kaukasus, freilich im Hochgebirge, wie ich solches im Waadtlande und am Hallstädter See kennen gelernt habe, Kröpfe keine Seltenheit sind, und Radde meint, daß nicht absolute Höhe über dem Meere wesentlich für die Ausbildung des Kropfes sei, wohl aber die Enge und Geschlossenheit der Gegend.[3]

Die Weiber sieht man kaum, oder aber man müßte sich ins Innere der Berge begeben, sie in ihrem sopel' (mingrélisch, aúl grusinisch) Dorfe überraschen. Hier, bei Sſuchúm, haben die Weiber teilweise schon die ihnen wenig kleidsame europäische Tracht angenommen, während die Grusinierinnen im Innern des Landes, ja sogar in Tiflis selbst, sich in ihrem langen Nationalkostüm zeigen, in der Tschádra, einer weiten Umhüllung, die vornehmlich aus Wollenzeug in den verschiedensten Farben ist; auf dem Kopfe das Tassakrávi, das niedrige, goldgestickte Mützchen, wovon ein Musselin-Schleier nach hinten herabfällt. Die Männer wieder, Abchásen und Mingrélier, tragen gleich den Grusiniern über dem unteren Kattun-Kaftan, beschmét, den oberen von Tuch, tschohá, der mit einem mit Silber-Schnallen geschmückten Gurt die schlanke Taille fest anschmiegt, während die unteren Teile derselben offen herabhängen und die bald weißen Lein-, bald Kameelhaar-Hosen sehen lassen. Auf dem Kopfe wird der Baschlyk, bald als Turban gewunden, bald die Enden hängen lassend, auf die mannigfaltigste und malerischste Weise getragen. Die Abchásen haben den Baschlyk nur über die Schultern liegen, gehen vorherrschend barhaupt. Ganz anders trägt sich der Gurier, was die Kopfbedeckung betrifft. Sein üppiges Haar bedeckt er mit einem tellerartigen Ding, einen festen Boden, mit farbigem Stoff überzogen, mit Goldschnur besetzt und mit einem Bande unter dem Kinn festgebunden. Das war in alten Zeiten der Discus, den er auf diese Weise stets bei sich trug. Die Fußbekleidung besteht meist aus russischen hohen Stiefeln oder aus Pasteln von ungegerbtem Leder. Die Búrka oder ich möchte sagen den Poncho, den weiten Fellmantel ohne Aermel, das Fell nach außen tragend, hat der ganze Orient auf Reisen wie daheim bei kaltem Wetter.[1]

Merkwürdig und interessant ist es, daß hier die nächsten Nachbarn sich nicht verstehen können, ich meine die Abchásen und Mingrélier. Ich fragte einmal einen Mingrélier, ob er sich mit Abchásen verständigen könne, und charakteristisch war dessen Antwort: „Denen kann man ja nicht nahe kommen beim Sprechen, sie spucken immer dabei; sie sprechen nicht mit den Zähnen, sondern mit der Gurgel." Und wirklich sind es ganz unwiedergebliche Töne, bald pfeifend, bald zischend, bald säuselnd, so daß es ganz begreiflich ist, daß die Abchásen keine Schriftsprache haben. Die grusinische Sprache dagegen hat ihre Schrift von Alters her. Die Buchstaben sind 410 erfunden von Mesrop. Die Grusinier oder Georgier (nach dem heiligen Georg so genannt, der ihr erster Evangelist war und mit

[1] Stephani: „Parerga archaiologica". „Bull. de l'Académie Imp. de St. Pétersbourg. Tom I. Nr. 5. — P. v. Köppen, „Chronologisches Register der Materialien zur Geschichte der Fremdvölker des europäischen Rußland", 1861 (in russischer Sprache).

[2] „Die Ethnographie Rußlands", 1878 (Ergänzungsheft Nr. 54 der „Mitteilungen" Petermann's).

[3] „In Swanétien, wo Thalerweiterungen von allen Seiten durch die Gebirge umbaut erscheinen und thalabwärts sich der Fluß den Weg durch einen Gebirgsriegel bahnen mußte, sind Kropfige fast allgemein. In der oberen Ratschá haben die Dörfer Sori und Sessi, oberhalb der Seijalio-Schlucht eine solche Lage, und ihre Kropfigen sind weithin bekannt; Lentéchi, das tiefgelegene große Dorf im Dadian'schen Swanien, hat bei ähnlicher Lage (gegen Süden und Osten durch Gebirge geschlossen, welche der Zchénis-Zchali durchsetzt, im Norden und Westen von dem Dadian'schen swanischen Hochgebirge umgürtet) eine Bevölkerung, welche fast ausschließlich aus Kropfigen besteht. Wie der Kropf, so wird auch der Kretinismus hier in allen möglichen Entwickelungsstufen zu finden sein. Auf der Strecke von Lentéchi nach Múri sind die wenigen Bewohner durchweg kropfige. Auf den Höhen von Laiásch ist der Kropf selten, häufiger aber im tieferliegenden Surmúschi. Die Swanen haben für die Benennung des Kropfes das grusinische Wort „kikwi". Im allgemeinen besitzen die Männer den Kropf stärker als die Frauen, und am stärksten sind sie bei alten Männern. Der Kropf kommt zwar auch im Ladjanúri-Thale vor, wird aber hier nie zur Plage aller Bewohner. Das Uebel erreicht, wie gesagt, im Thale des Zchénis-Zchali sein Maximum."

[1] In der Kabardá verfertigt, kommen die Búrkas über Swanetien nach Mingrélien und Abchásien, doch sind diese, die man zu 5, ja zu 3 Rubel erstehen kann, lange nicht so gut und dauerhaft, wie jene besten des Daghestan, die schön schwarz oder auch weiß sind und bis zu 25—30 Rubel das Stück kosten.

Digitized by Google

ſeiner Schweſter Nina das Chriſtentum hier predigte) beſitzen zwei Schriften, eine Schrift der Kirchenbücher, Khutsuri oder Prieſterſchrift, deren eckiger Fraktur-Charakter weſentlich von der anderen, Mkhedruli oder Kriegerſchrift, abſticht. Beide mögen auf einer gemeinſchaftlichen Grundlage beruhen, eine direkte Ableitung der einen oder der anderen iſt im einzelnen ſchwer nachzuweiſen.[1]

Das Evangelium iſt ins Gruſiniſche überſetzt 410—434. Im 12. Jahrhundert hatte Gruſien bedeutende Poeten, darunter Ruſtavéli, der ſchon die Befreiung der Sklaven predigte und die Gleichberechtigung der Geſchlechter! Und der Schulzwang herrſchte ſchon vor Annexion des Kaukaſus in Gruſien, daß kein Mädchen heiraten durfte, das nicht die Litteratur des Landes kannte. Auch die ruſſiſche Regierung hat ſich befleißigt, die Bildung hier zu Lande zu fördern und mit ihr zugleich die Kenntnis der ruſſiſchen Sprache in allen Schichten der kaukaſiſchen Bevölkerung zu verbreiten. Für Sprachforſcher wäre jetzt wohl der Moment, die kaukaſiſchen Idiome an Ort und Stelle zu ſtudieren, bevor ſie zu den toten Sprachen gehören, unwiederbringlich.[2] Hieß der Kaukaſus doch im Altertum den Arabern das „Gebirge der Sprachen" und meinte Plinius, 60 Dolmetſcher wären nötig, die 300 Sprachen da zu verſtehen. Die beiden von mir immer wieder erwähnten Völker, die Abcháſen und Mingrélier, gehören, wie geſagt, zu ganz verſchiedenenen Sprachſtämmen. Ich hatte Gelegenheit, mit Mingréliern, Abcháſen, Oſſeten, Türken mich zu unterhalten, und will hier beiſpielsweiſe nur ein paar der gebräuchlichſten Worte hinſetzen zum Beweiſe wie grundverſchieden ſie in den Nachbarſprachen ſind.

| | Abcháſiſch | Mingr. u. Gruſ. | Türkiſch[3] | Oſſetiſch | Swanetiſch |
|---|---|---|---|---|---|
| Menſch | aûipsy[1] | kazi u. kazo | | | |
| Vater | ad | múma | mamá | babáj | |
| Mutter | an | dídô, dêde | anái | | |
| Fleiſch | akwatz | horzí | ät | | |
| Brot | atscha | kowal[2] puri | ätmék | sul'[3] | diar |
| eſſen | akrêf | tschkon / ogoma[4] | tschami | aschamek | harân tschwaddire |
| trinken | äsch | geschi[5] | itschermek | nâsn. | |

[1] Leute = aua; [2] kowal, kobali, weil aus Weizen, kobali; [3] sul' = Weißbrot; [4] oggomal = Nahrung; [5] imeretiniſch talié.

Wir ſehen bei dieſen wenigen nebeneinander und faſt miteinander lebenden Völkern nirgends eine Entlehnung noch Verwandtſchaft in den Wörtern (bis auf an im Abcháſiſchen wie im Türkiſchen, wie wir übrigens ſolche Bezeichnung für Mutter bis tief nach Aſien hineintreffen).

Während die Deutſchen mit den Norwegern im ganzen Europa vereinzelt daſtehen mit ihrer Zuſammenfügung der Zahlwörter in den Zehnern, ſtehen ihnen als Gegenſatz Engländer und Franzoſen, Schweden und Ruſſen, Finnen und Eſten, Türken und Gruſinier gegenüber. Es könnte von Intereſſe ſein, mingréliſche Zahlen neben ſwanétiſchen zu ſehen.

| | Mingréliſch | Swanétiſch (nach Radde) |
|---|---|---|
| eins | arty | öschu |
| zwei | schiry | jori |
| drei | summi | s'emi |
| vier | otchy | öschtu |
| fünf | chuty | ochústu |
| ſechs | amschí | úsqua |
| ſieben | schwidy | ischquit |
| acht | rncho | árra |
| neun | tschháro | tscháchra |
| zehn | witty | iäscht |
| elf | | iäscht öschu |
| zwölf | | iäscht jori |
| zwanzig | etschi | jer wiäscht = 2 × 10 |
| einundzwanzig | etschi arty | |
| dreißig | etschi-dewwit = 20+10 | jer wiäscht iäscht = 20+10 |
| vierzig | scharn-etschi = 2×20 | jori-jerwiäscht = 2×20 |
| fünfzig | scharn-etschi-dewwit = 2×20+10 | jori-jer-wiäscht-iäscht = 2×20+10 |
| ſechzig | summen-etschi = 3×20 | s'emi-njerwiäscht = 3×20 |
| ſiebzig | summen-etschi-dewwit = 3×20+10 | s'emi-njeriwäscht iäscht = 3×20+10 |
| achtzig | otchen-etschi = 4×20 | öscht-jerwiäscht = 4×20 |
| neunzig | otchen-etschi-dewwit = 4×20+10 | öscht-jerwiäschst-iäscht = 4×20+10 |
| hundert | osch' | aschir |
| zweihundert | schir oschi | jer aschir |

Wir finden ſolche Multiplikationen in den Zahlwörtern bei vielen unziviliſierten Völkern, ja wir finden ſie bei den Franzoſen bis dato (quatre-vingt-dix 4×20+10.)

Bei dem Gedränge von Völkern hier im Sſuchúm'ſchen Kreis: Abcháſen, Mingrélier, Imeretier, Türken, Perſer, Koſaken, Ruſſen, Kleinruſſen, Tſchechen, Moldauer, Bulgaren, Griechen, Eſthen, Deutſchen, Juden, welche hier teils in Kolonien um Sſuchúm ſitzen, teils hier Geſchäfte haben oder auf Arbeit kommen, — iſt hier die Sprache, in der man ſich zunächſt verſtändigt, die ruſſiſche, da dieſe die Sprache der Behörden wie der Geſellſchaft in den Städten iſt, wie die der Schule und der Kirche. Denn das meiſte Volk hier, griechiſch-katholiſch getauft (einige unter ihnen ſind auch Lutheraner), leben wie überall die wilden Völker, im Herzen die meiſten doch wohl dem Glauben ihrer Väter, ihren Göttern, ihrem Aberglauben. Dieſer iſt hier ſtark vertreten, ja in den entfernten, entlegenen Gegenden unterwerfen ſich mehr die Geiſtlichen dem Aberglauben und den Zaubermitteln des Volkes, als dieſes den unverſtandenen Predigten der Prieſter. Ich kann hier nicht

[1] Kars Faulmann, „Illuſtrierte Geſchichte der Schrift."

[2] In Wien beſchäftigt ſich eben Profeſſor Leiſt mit der gruſiniſchen Sprache.

[3] Wonach ich die Perſer auch fragte, benannten ſie es ſtets mit türkiſch-tatariſcher Bezeichnung, weßhalb ich ihnen denn oft einwarf, ſie ſeien keine Perſer, aber Türken oder Tartaren, und muß ich vermuten, daß, ob ſie auch alle aus Tabriz ſtammen wollten, aber tatariſche Tracht hatten, ſie doch Tataren ſind, und vermutlich Talyſch-Tataren, wie ſolche die perſiſche Provinz Gilán längs dem Kaſpi bewohnen, ſich aber mit Vorliebe nur Perſer nennen, vielleicht weil dieſe als Arbeiter mehr begehrt werden, weil ſie reeller, fleißiger und kräftiger ſind.

Digitized by Google

darauf eingehen und verweise denn unter anderem auf Suttner's kleine Notiz im „Ausland" (1885, Nr. 36) „Mingrélien".

(Schluß folgt.)

---

## Skizzen aus Nordamerika.

### Die Münzen der Vereinigten Staaten.

Die ersten amerikanischen Münzen wurden im Jahre 1612 und zwar für die Virginia Company, auf den Bermudas (damals hießen sie Somers-Inseln) geprägt. Sie waren von Messing und zeigten auf der einen Seite ein Schiff unter Segel mit einer auf Deck abgefeuerten Kanone. Im Jahre 1645 passierte die Virginia Assembly ein Gesetz, welches die Prägung von Kupfermünzen anordnete; dasselbe wurde aber nie ausgeführt. In Massachusetts beschloß das General Council im Jahre 1652 ein Gesetz, kraft dessen in Boston eine Münze zur Prägung von Silbermünzen im Werte von 3, 6 und 12 Pence eingerichtet ward; die ersten hier geprägten Münzen trugen auf der einen Seite die Buchstaben N.E., auf der anderen, in römischen Ziffern, die Wertangabe. Man fand indes bald heraus, daß sie in ihrer allzugroßen Einfachheit gar zu leicht nachgemacht werden konnten, und so setzte eine neue Verordnung fest, daß sie auf der einen Seite einen doppelten Ring mit dem Worte „Massachusetts" und auf der anderen die Worte „New-England" mit der Jahreszahl zu führen hätten. Im Jahre 1662 wurden die ersten Zwei-Pence-Stücke geprägt. Alle diese Bostoner Münzen waren unter dem Namen „pine-tree"-Münzen bekannt. Die Münze bestand 34 Jahre lang und hat, obgleich sie während der ganzen Zeit nur zwei Formen mit der Jahreszahl 1652 und 1662 benutzte, sicher alljährlich eine Masse Geld in Umlauf gebracht.

Während der folgenden 100 Jahre wurden in England, speziell für den Umlauf in den Kolonien, sowohl Silber- als Kupfermünzen hergestellt. Als Georg I. regierte, verlieh er einem englischen Spekulanten das Recht, zum Gebrauche in Irland und den Kolonien Shillingstücke aus Messing zu prägen (man kannte sie als „Woods-Geld"), aber der Widerwille gegen sie war so groß, daß sie niemals recht in Umlauf kamen.

Nachdem die Vereinigten Staaten sich vom Mutterlande losgerissen, wurden in den Jahren 1778—1787 nicht blos unter den Auspizien des Kongresses, sondern auch in mehreren Einzelstaaten Münzen geprägt. Im Jahre 1785 wurde unter Autorität der Legislative in Rupert (Vermont) eine Münze etabliert, welche kupferne Cent-Stücke herstellte. Auf der einen Seite derselben sah man die eben hinter Hügeln aufgehende Sonne mit einem Pflug im Vordergrund und mit der Umschrift „Vermontesium Respublica 1786", auf der anderen Seite ein von 13 Sternen umgebenes strahlendes Auge mit der Inschrift „Quarta decima Stella". Im Jahre 1788 wurde ein weiteres Cent-Stück geprägt, ein Kopf mit der Inschrift „Auctoritate Vermontesicum" auf der einen, die Gestalt eines Weibes mit der Umschrift „Indep. et Lib. 1785" auf der anderen Seite. In demselben Jahr 1785 wurden in Vermont auch halbe Cent-Stücke hergestellt. Ebenfalls im Jahr 1785 wurde die erste Münze in Connecticut (in New-Haven) gegründet und wurden 6-Pence-Stücke geprägt, auf der einen Seite ein Kopf mit der Umschrift „Auctori. Connec.", auf der anderen eine weibliche Figur mit einem Oelzweig in der Hand und mit der Umschrift „Inde. et Lib. 1785". New-Jersey erhielt im Jahre 1786 seine erste Münze oder vielmehr ihrer gleich zwei, in Morristown und in Elizabeth. Auch hier wurden kupferne Cent-Stücke geprägt, auf der einen Seite ein Pferdekopf, darunter ein Pflug, mit der Umschrift „Nova Caesarea, 1787", auf der anderen ein Schild mit der Inschrift „E pluribus unum". Ebenfalls im Jahr 1787 wurde auch in Massachusetts die Prägung von Kupfermünzen in Angriff genommen; im darauffolgenden Jahr wurden in Boston und in Dedham Münzen errichtet und dort Cent- und halbe Cent-Stücke geprägt. Dies waren die ersten Münzen, die den amerikanischen Adler mit Pfeilen in der linken und einem Oilvenzweig in der rechten Kralle trugen: auf der Brust hatte der Adler einen Schild mit den Worten „one cent" oder „one half cent" und als Umschrift dienten die Worte „Massachusetts 1788"; auf der andern Seite der Münzen sah man einen Indianer mit Pfeil und Bogen und mit der Umschrift, nebst einem Stern, „Commonwealth".

Schon zu Anfang des Jahres 1782 war viel von nationaler amerikanischer Münzprägung die Rede, aber erst drei Jahre später, im Jahr 1785, gelangte das betreffende, von Thomas Jefferson dem Kongreß vorgelegte Gesetz zur Annahme; im nächsten Jahr wurde eine Münzstätte errichtet und im Jahre 1792 mit der Prägung von Goldmünzen begonnen. Der Kongreß hatte währenddes einen Vertrag zur Prägung von 300 Tonnen Kupfermünze abgeschlossen und dieselbe wurde auch in der Münze von New-Haven fertig gestellt. Die eine Seite der neuen Geldstücke zeigte 13 ineinander verschlungene Kreise mit einem kleinen Kreise in der Mitte und um denselben herum die Worte „United States"; in der Mitte der Münze las man „We are one". Die andere Seite trug eine Sonnenuhr mit der Sonne darüber und oben stand „Fugio 1787"; an beiden Seiten und unten „Mind your business". Die durch das Münzgesetz von 1792 autorisierten Münzen waren der Eagle, der Half-Eagle und der Quarter-Eagle aus Gold, der Dollar, Halbdollar und Vierteldollar, der Dime und Half-Dime aus Silber, die Cent- und Halbcent-Stücke aus Kupfer. Sie alle waren im wesentlichen ganz so wie die heutigen. Im Jahre 1842 wurden der Double-Eagle und der Golddollar der Reihe

Digitized by Google

den amerikanischen Münzen einverleibt. Im Jahre 1851 wurden die ersten silbernen 3-Cents-Stücke, im Jahre 1853 die ersten 3-Dollars-Goldstücke geprägt. Im Jahre 1857 wurde die weitere Herstellung von kupfernen Cents- und Halbcents-Stücken untersagt und ein neuer, aus 88 Prozent Kupfer und 12 Prozent Nickel zusammengesetzter Cents eingeführt. Dieser wurde bis zum Jahre 1864 geprägt und dann durch bronzene Cents ersetzt, 95 Prozent Kupfer und 5 Prozent Zinn und Zink. Gleichzeitig wurde die Ausprägung von 2-Cents-Stücken angeordnet. Schließlich, im Jahre 1865, trat auch das 3-Cents-Stück ins Leben, mit 75 Prozent Kupfer und 25 Prozent Nickel. Die seitdem eingetretenen Münzänderungen betreffen lediglich das Gewicht und den Feingehalt der Münzen. Den Wahlspruch „In God we trust“ trugen zuerst die 2-Cents-Münzen des Jahres 1864; es wurde aber gleichzeitig verordnet, daß derselbe, wo immer thunlich, den Devisen aller Münzen hinzufügen sei.

---

## Handelsgeographische Winke.

Der neueste halbjährige Bericht der französischen Handelskammer in Montevideo enthält einige Notizen, welche unsere deutschen Fabrikanten und Exporteure sehr interessieren dürften. Es heißt dort bezüglich der Einfuhr verschiedener Artikel: „Der Artikel Pariser Hemden verkauft sich wenig auf unserem Markt, weil neuerdings die Fabrikation dieses Artikels in Uruguay eine große Entwickelung erfahren hat, da die Handarbeit hier wohlfeiler ist als in Frankreich. An farbigen Hemden aus Perkal, Oxford und Zephir kommt kein einziges Dutzend aus dem Ausland. Man verfertigt hier aus englischen Geweben Hemden, welche von besserem Aussehen und wohlfeiler sind als die Pariser Hemden. Die Regierung von Uruguay hat diesen Gewerbszweig zu schützen gesucht, indem sie auf die ausländischen Hemden einen Zoll von 41 Proz. legte. Den Fabrikanten von Montevideo ist es noch nicht gelungen, das weiße Hemd mit demselben gefälligen Aussehen herzustellen wie das weiße Pariser Hemd von Baumwollstoff mit Krägen, Manchetten und Brusteinsatz von appretierter Leinwand. Das hier eingeführte Hemd ist nicht das Pariser, sondern das Wiener, denn die österreichischen Fabrikanten haben das weiße baumwollene Hemd weit augenfälliger und mit einer besseren Appretur hergestellt als das Pariser Hemd sie aufweist. Seit einiger Zeit ist es auch in Paris gelungen, dem weißen Hemd dieselbe Appretur zu geben, aber mit einem merklichen Unterschied im Preise, welcher darin besteht, daß man in Wien das Hemd in freier Verpackung und franco nach Havre oder Antwerpen liefert. Möglicherweise läßt das Wiener Hemd im Schnitt einiges zu wünschen übrig, allein es verkauft sich leicht, weil es bei dem gleichen guten Aussehen einen merklichen Preisunterschied vor dem Pariser Hemd voraus hat. Das weiße baumwollene Hemd mit leinenem Kragen, Bünden und Brust in der gewöhnlichen Qualität läßt sich hier nicht einführen, weil die darauf gesetzten Zölle ungeheuer sind. Nach dem Gesetz müßte es 41 Proz. auf den Wert bezahlen, allein da die Schätzung das Anderthalbfache des wirklichen Wertes beträgt, so zahlt es 60 Proz. Es muß noch beigefügt werden, daß dieses Hemd mit leinener Brust, Kragen und Bündchen durch das ganz baumwollene Hemd ersetzt wird, das ebenso, wo nicht noch mehr, augenfällig ist und kaum halb so viel Eingangszoll bezahlt.

„Hüte. Seit langer Zeit führte man in Montevideo wie in Buenos-Aires keine anderen Hüte ein als französische, allein seit einigen Jahren hat Belgien den Filzhut einzuführen begonnen, welcher an Qualität dem französischen Artikel nachsteht, aber sehr augenfällig ist, und so kann man versichern, daß heutzutage drei Viertel von den hier eingeführten Hüten belgischen Ursprungs sind. Es ist den Belgiern gelungen, die Hüte ebenso gut zu vollenden und zu garnieren wie in Paris. Im feinen Filzhut gibt man noch immer dem französischen den Vorzug, allein der Verbrauch des feinen Hutes ist ganz unbedeutend im Vergleich zu dem gewöhnlichen Filz- und besonders zu dem Wollhut.

„Mützen. Bezüglich der Mützenware ist die französische Einfuhr mit Ausnahme einiger ganz auserlesenen Artikel gleich Null. In den geringeren Qualitäten überschwemmen die Erzeugnisse von England, Spanien und Italien die Märkte von La Plata. In den mittleren und feineren Qualitäten hat Deutschland die Oberhand. Die Strümpfe, Socken, Jacken, Unterbeinkleider und Tricotwaren kommen aus Deutschland, welches die französischen Erzeugnisse nachahmt und ihre Qualität durch gefälliges Aussehen und billigen Preis ersetzt. Der Konsument bevorzugt sie, weil er keinen Unterschied zu machen versteht und durch die Wohlfeilheit sich verführen läßt.

„Kleider- und Robenstoffe. Es gab eine Zeit, wo alle derartigen hier eingeführten Stoffe aus Frankreich kamen; Roubaix hatte das Monopol in diesen Phantasiestoffen. Heutzutage überschwemmt England unsere Märkte mit diesen Waren, welche die französischen Neuigkeiten nachahmen und an Qualität geringer, aber doch ebenso augenfällig sind. Unsere Fabrikanten müssen sich überzeugen, daß der Konsument bezüglich der Neuigkeiten für Roben hauptsächlich auf das Aussehen und die Wohlfeilheit sieht und die Qualität durch die Quantität ersetzt; daraus erklärt sich der ungeheure Verbrauch englischer Gewebe.

„Baumwollen-Gewebe. Die unter den Bezeichnungen Zephire, Toiles de Vichy, Oxfords 2c., bekannten französischen Baumwollstoffe finden wegen ihres verhältnismäßig hohen Preises hier keinen Absatz. Damit soll nicht gesagt sein, daß die französischen Gewebe teuer sind; in

Digitized by Google

Anbetracht ihrer Qualität sind sie sogar wohlfeiler als die ihnen ähnlichen von ausländischem Ursprung; allein sie sind von einer allzu schönen Qualität für den Absatz in diesem Land. Die Engländer haben unsere Produkte von Rouen so gut nachgeahmt, daß es ihnen gelungen ist, sie mit einem sehr merklichen Preisunterschied herzustellen und ihnen doch ein gefälliges Ansehen zu geben. Man muß schon einigermaßen Kenner sein, um den Unterschied zwischen ihnen und den unserigen heraus zu finden.

„Italien führt ebenfalls viele derartige Gewebe ein in einer Qualität, welche dem englischen Artikel überlegen ist. Das Gewebe ist zwar gröber als das ähnliche bei dem französischen Artikel, aber es erscheint den Personen, welche nicht kompetent sind, stärker und dauerhafter als die unseren.

„Unsere Fabrikanten von Rouen hätten ein Interesse daran, intelligente Werkführer nach dem La Plata zu schicken, um an Ort und Stelle den Geschmack, die Art und Qualität der Gewebe zu studieren, welche für diese wichtigen Märkte passen." —

Der Papierhandel in Aegypten. In Aegypten existiert keine einzige Papierfabrik. Es hat in Bulak, einer Vorstadt von Kairo, eine Zeit lang eine solche bestanden, aber ohne Erfolg, weil das Nilwasser nicht rein und hell genug ist. Alle hier einschlägigen europäischen Fabrikate können in Aegypten abgesetzt werden. Die ordinären Qualitäten kommen aus Deutschland und Oesterreich, die feineren aus England, Frankreich, Oesterreich und Italien. Unter den österreichischen Fabrikaten zeichnen sich diejenigen der Firma Smith und Meynier in Fiume besonders aus. Der Gesamtwert der Einfuhren beläuft sich auf ungefähr drei Millionen Franken jährlich. Der Eingangszoll beträgt 8 Prozent ad valorem, und die verschiedenen Unkosten hängen von der Schiffsfracht und der größeren oder geringeren Entfernung des Produktionsortes ab. Man berechnet jedoch die Kosten für die in den Staatsmagazinen zu Kairo abzuliefernden Waren

| | |
|---|---|
| aus Italien auf | 16 Proz. |
| aus Oesterreich (Triest) | 14 „ |
| aus Frankreich (Marseille) | 16 „ |
| aus Paris | 20 „ |
| aus England | 15 „ |

„Die Eisenbahnfracht von Alexandria nach Kairo ist sehr teuer.

Die hauptsächlichsten Importeure sind: Smith und Meynier in Fiume, Ettore Bitter in Görz, für Oesterreich; Ercole Masioretti in Mailand, für Italien; Gebr. Causon in Angoulême, für Frankreich.

Aegypten führt Alfagras und Hadern in großer Menge aus, welche hauptsächlich ihren Absatz nach England finden. Die Verpackung des Druckpapiers geschieht in Ballen von je 80 bis 120 Kilogramm, welche in Packtuch eingeschlagen und mit eisernen Reifen umgeben sind. Pappen kommen in Ballen, welche mit Stricken verschnürt sind. Die feineren Papiere und Papeterien werden in hölzernen, mit Eisenreifen umgebenen Packkisten nach Aegypten geschickt.

Die Bedeutung von Saloniki, besonders nach der vollzogenen Verbindung der orientalischen mit den europäischen Eisenbahnlinien, wird in dem Bericht des belgischen Konsulats über die Handelslage von 1885 in folgender Weise hervorgehoben: Sobald die Verbindung der europäischen mit den orientalischen Linien sich vollzogen haben wird, ist Saloniki durch seine geographische Lage relativ die nächste Stadt, um die indische Post nach Europa zu befördern. Infolge dieses Umstandes wird eine regelmäßige Linie von Postdampfern zwischen Saloniki und Indien gegründet werden; die Kaufleute von Saloniki werden dann die verschiedenen Produkte Indiens, welche sie gegenwärtig auf den Märkten von Frankreich und Italien und besonders in London einkaufen, direkt einführen können. Diese Waren kommen dermalen dorthin belastet mit sehr hohen Transportkosten und Kommissionsspesen, von denen sich der Handel von Saloniki durch direkte Einfuhr befreien wird. Auf diese Weise wird Saloniki mit Zeit und Weile die Niederlage von allen indischen Waren für ganz Makedonien, Serbien, Bosnien und Bulgarien werden können, und diese Länder werden wegen der Eisenbahn eine große Erleichterung darin finden, sich in Saloniki mit ihrem Bedarf an den aus Indien wie an den aus dem Westen eingeführten Waren zu versehen. Die Frage ist nur die: ob Deutschland und Oesterreich nicht imstande sein werden, den Binnenländern der Balkan-Halbinsel auf dem Wege über Serbien einige Artikel zu liefern, ohne den Seeweg über Saloniki zu Hülfe zu nehmen. Ich glaube es nicht, denn in diesem Falle hätten Oesterreich und Deutschland zwei Schwierigkeiten zu überwinden: die erste besteht in den Eisenbahn-Transportkosten, welche weit höher sind als die Seefrachten. Oesterreich und Deutschland werden daher meines Erachtens vorziehen, ihre Waren zur See nach Saloniki zu dirigieren und sie dann erst von diesem Hafen aus strahlenförmig über das Binnenland zu verbreiten. Das zweite Hindernis besteht in der althergebrachten Gewohnheit der Bewohner des Binnenlandes, mit dem Saloniker Markt Handel zu treiben. Es wird ihnen schwer, wo nicht unmöglich werden, neue Verbindungen anzuknüpfen; sie werden ohne Zweifel vorziehen, sich in Saloniki zu versorgen, wo sie bekannt sind und einen Kredit genießen, den sie anderwärts nicht erhalten könnten, und wo sie nebst den deutschen Waren alle anderen Artikel oder Produkte finden, deren sie bedürfen. Uesküp ist eine der Städte, welche gleich Saloniki von der Vereinigung der Eisenbahnlinien profitieren wird. Es liegt 244 Km. von Saloniki und dürfte zum Sitze verschiedener Importhäuser geeignet sein, welche die Waren in den Dörfern und Städten von Kossowa, Albanien u. s. w. absetzen. Uesküp wird eine

Digitized by Google

Niederlage von Saloniki werden, woselbst die Landbewohner künftig die Waren einkaufen werden, welche sie gegenwärtig von Saloniki kommen lassen. Damit die vollzogene Eisenbahn-Verbindung die ganze kommerzielle und wirtschaftliche Entwickelung hervorbringen könne, welche im allgemeinen das Ergebnis von Verkehrs-Erleichterungen ist, wird die türkische Regierung notgedrungen Straßennetze zwischen den Städten des Binnenlandes und den Stationen der Eisenbahn schaffen müssen. Diese Straßen sind zwar gegenwärtig unpraktikabel, aber doch unbedingt notwendig, um den Verkehr zu einer Wahrheit zu machen und sowohl den Ausfuhr- als den Einfuhrhandel zu erleichtern."

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Ostsibirien. In einer der jüngsten Generalversammlungen der Geographischen Gesellschaft in Paris schilderte Herr Josef Martin seine zweite Reise in Ostsibirien, welche sich über einen Zeitraum von beinahe vier Jahren (Mai 1882 bis Januar 1886) erstreckte. Im Jahre 1882 ward er von einer russischen Bergwerksgesellschaft mit dem Auftrage betraut, deren Bergwerke in der Nähe von Witim und Olekma an der Lena zu organisieren und zu überwachen. Die hervorragende Formation in jenem Bergwerksbezirk ist Schiefer, untermengt mit Eisenpyriten und Quarzriffen. Der Abbau beschränkt sich auf die Goldlager, wo das Gold in Gestalt von Flittern und Körnern in einer größten Tiefe von 170 F. gewonnen wird. Während die goldführenden Schichten an der Lena nach den gefundenen fossilen Ueberresten ungefähr von demselben Alter zu sein scheinen wie diejenigen am Amur, werden die ersteren in einer größeren Tiefe gefunden als die letzteren. Nachdem sein Auftrag hinsichtlich der Bergwerke vollzogen war, beschloß Herr Martin, den längst gehegten Plan einer Forschungsreise in den beinahe noch unbekannten Landstrich zwischen der Lena und dem Japanischen Meere, mit Einschluß der Region der Stanowoi-Gebirge, auszuführen. Die allgemeine Richtung seines Marsches, von Olekma aus, der Lena entlang, war eine südwestliche. Er mußte sechs oder acht Bergketten, deren Höhe zwischen 1300 und 2700 F. wechselte und die von aller Vegetation entblößt, aber von zwischenliegenden Thälern mit Wasserläufen durchschnitten waren, überschreiten. Die Reisegesellschaft erreichte endlich den See Nitschatka, wo der Pflanzenwuchs ein reichlicherer ist. Mehrere Sondierungen im See ergaben eine Tiefe von 490 F. Der See wird von Strömen gespeist, welche von den hohen, gletschergekrönten Häuptern der benachbarten Gebirge herunterkommen, und ergießt seine Gewässer ostwärts in die Tschara, einen Zufluß der Olekma. Nicht weit vom See, nach Südwesten hin, wird das Thal des Witim von demjenigen der Olekma durch einen schmalen Gebirgsrücken geschieden, welchen die Reisegesellschaft in einer Höhe von ungefähr 9000 F. überstieg. Die Gletscherspalten am nördlichen Abhange dieses Gebirgszuges erschwerten die Reise ungemein. Die Flora, von welcher unser Reisender Proben mitnahm, zeigt einen ganz alpinen Charakter. Jenseit des Nitschatka-Sees ist die Gegend merklich höher als die zuvor durchreiste. Die Gesellschaft reiste nun etwa einen Monat lang das Tschara-Thal hinab, überstieg dann die Wasserscheide nach dem Witim-Thal und erreichte eine Hochebene mit einer ganzen Reihe von Seen, deren bedeutendster der See Amadisse ist. Die Gegend zwischen diesem Plateau und dem Kalar, einem Zufluß des Witim, wird von verschiedenen Nebenflüssen des Kalar drainiert. Obwohl man diese Gegend im August passierte, war doch zweimal hier Schnee gefallen. Der Winter folgt in dieser Region sehr schnell dem Sommer, und der Uebergang vom einen zum anderen findet in der Regel zwischen dem 15. August und 1. September statt. Beim ersten Anzeichen des nahenden Winters begannen die Tunguſen der Expedition ungeberdig zu werden und Lust zum Desertieren zu zeigen. Auf der sumpfigen Hochebene, welche das Thal des Kalar beherrscht, entdeckte unser Reisender zwei kleine, in einer Meereshöhe von 3000 F. liegende Seen, deren einer bei den Eingeborenen Dwadschang heißt; dem anderen gab er den Namen Martin-See. Die Reihenfolge von Hochebenen und Tafelländern zwischen dem Amadisse- und dem Martin-See gehören der Schieferformation an und sind reich an Mineralien, wie Eisen, Kupfer, Kohle und Blei. Die Gesellschaft betrat dann wieder das Thal der Olekma, wo der Pflanzenwuchs in der Richtung des Stanowoi-Gebirgs einen ganz südlichen Charakter annimmt und einen schneidenden Kontrast zu demjenigen des Witim-Thales aufweist. Nach einem mühsamen Marsch von sechs Monaten wurde der Fuß des Stanowoi-Gebirgs erreicht. Es war Herrn Martin's Absicht gewesen, das Gebirge in südöstlicher Richtung, in der Nähe der Quelle des Aldan, zu überschreiten, um den Zea-Fluß zu erforschen; allein die Unbotmäßigkeit der Tunguſen und das Herannahen des Winters zwangen ihn, sich genau nach Süden zu wenden. Zwischen der Olekma und dem nördlichen Teile des Stanowoi und von der ersten durch einen 4000 F. hohen Bergzug getrennt, fließt der Tungie, ein Zufluß der Olekma. Das Stanowoi-Gebirge, welches unser Reisender teilweise besuchte, besteht aus gerundeten Kuppen, welche mit Lärchen- und Birkenwäldern bekleidet sind. Hie und da erheben sich daraus Gipfel von 4300 bis 5000 F. Höhe, welche ohne Pflanzenwuchs und einen Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Soweit unser Reisender dieses Gebirg zu erforschen vermochte, bietet es ein weniger scharf hervortretendes Relief dar, als die Wasserscheide zwischen der Olekma und dem Witim. Die Ueberschreitung des Stanowoi-Gebirges, das an diesem Punkte in drei parallelen Ketten streicht, nahm bei forcierten Märschen drei lange Tage in Anspruch und ward

Digitized by Google

ohne irgend einen andern Führer als den Kompaß und unter den größten Mühseligkeiten ausgeführt, denn die Renntiere sanken drei Fuß tief in den Schnee ein. Unser Reisender hatte eine Anzahl leichter Schlitten gebaut und etliche rohe Schneeschuhe für die Leute hergestellt. Hierauf stieg die Reisegesellschaft in das Thal eines der oberen Zuflüsse des Amur hinab, wo sie von einem Schneesturm ereilt wurde, welcher zehn Tage währte. Nachdem sie parallel mit dem Amagur marschiert war, erreichte sie endlich im November 1883 (neun Monate nach dem Aufbruch) die Ufer des Amur selbst in einem Dorfe, welches etwa dreißig Kilometer von Albazin entfernt liegt. Von hier ab machte Herr Martin in Begleitung eines treuen Tungusen sich auf den Weg nach Kara und kehrte dann nach Irkutsk zurück. Im Frühjahr 1884 trat er eine Reise nach dem transbaikalischen Bergwerksbezirk an der mongolischen Grenze an, von wo er, nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt, ostwärts reiste, um die Region zwischen dem Argun und der Tschilka zu studieren. Nachdem er zum zweitenmale Albazin erreicht hatte, reiste er dem südlichen Abhang entlang nach dem oberen Teil des Zeathals, das gebirgig, malerisch und mit schönen Wäldern bedeckt ist. Die Reise am Fuße der Stanowois entlang war sehr mühsam und schwierig wegen der Tundras. Herr Martin verbrachte dann einige Wochen am Amur und Ussuri und fuhr dann letzteren Fluß hinan bis zum Khinka-See und nach Wladiwostok. Die Reiseroute zwischen der Lena und dem Amur, vom Reisenden selbst mittelst des Kompasses genau aufgenommen, ist in eine Karte eingetragen, welche dem russischen Generalstab übergeben worden ist und deren Ergebnisse in die Karte von Sibirien eingetragen werden sollen.

* Das portugiesische Westafrika. Die „Deutsche Kolonialzeitung" enthält in ihren Nrn. 4—7 einen Bericht des Herrn Otto v. Dewitz über seinen verunglückten Versuch, eine Niederlassung am Cunene zu gründen. Die von Herrn v. Dewitz besuchten hauptsächlichsten Orte waren: Mossamedes, Huilla, Humpata, Caconda und Luceke. Vor etwa sieben Jahren verließ ein Häuflein Buren aus dem Transvaal, im Ganzen ungefähr 50 Familien, seine Heimat und zog durch die Kalahari-Wüste nordwestwärts, bis sie das portugiesische Gebiet erreichten, wo sie sich endlich in Humpata, einem Orte 14 Tagereisen landeinwärts von Mossamedes, in 5000 F. Meereshöhe, niederließen. Der Weg ins Binnenland ersteigt die steile Serra de Shella, einen Gebirgszug, dessen Längenachse in einer nordsüdlichen Richtung verläuft, und der eine Höhe von ungefähr 7000 F. erreicht. Dieser Gebirgszug bildet den Rand des hohen Binnenlandes oder südafrikanischen Plateau's und ist ebenso die Wasserscheide, welche das Gebiet der nach Westen in den Atlantischen Ozean abfließenden kurzen Ströme von demjenigen der Zuflüsse des Cunene im Osten trennt, gegen welchen letztgenannten Fluß das Gelände sich sanft absenkt. Luceke liegt an der Stelle, wo der Cunene seinen Zufluß von der Rechten, den Catagi, aufnimmt. Der Boden auf diesem hohen Plateau ist sehr fruchtbar und erzeugt in Luceke Maniok, Bohnen, Kürbisse, Melonen, Mais und eine Art Weizen; zugleich ist er reich an Eisenerzen. Eines der Haupterzeugnisse ist Wachs von den hier massenhaft vorkommenden wilden Bienen. Unten dehnen sich, von zahllosen Flüßchen und Bächen durchschnitten, weite Grasfluren hin und bieten treffliche Weiden für Hornvieh. Infolge der hohen Lage ist das Klima sehr gemäßigt und günstig, und südlich von Caconda sind in der That im Juni die Nächte schon so kalt, daß sich in den Wassergefäßen Eis gebildet hat. Dazu ist das Land reich an Baumwuchs und Hochwald und enthält viel Unterholz, das wilden Tieren, Wild und Vögeln, sowie auch Schlangen einen günstigen Aufenthalt darbietet.

* Fernando Poo. Diese der Krone Spaniens gehörige Insel im Golf von Guinea ist neuerdings von mehreren Reisenden genauer erforscht worden. Sie hat eine maximale Länge von 35 e. Mln. von Nord nach Süden und eine maximale Breite von 14 e. Mln. Sie liegt der Westküste von Afrika vor, ungefähr 20 Mln. vom Kamerun-Gebirge. Das Innere besteht aus einem Gebirgssystem, das in dem 10,000 F. hohen Isabella- oder Clarence-Peak gipfelt. Die Küsten der Insel sind von tiefen Buchten eingeschnitten, welche zahlreiche Bergströme aufnehmen. Die Südküste, aus steil abstürzenden Felsenklippen bestehend, ist unzugänglich. Während der vom Juli bis Oktober währenden Regenzeit zeigt der Thermometer im Mittel Morgens 22°, Mittags 27° und bei Sonnenuntergang 25° C.; die übrigen Monate sind aber heißer. Orkane sind selten und kaum heftig, dagegen Gewitter häufiger. Die Hauptstadt der Insel ist Santa Isabella, an der Konsulbay im Nordosten. Die Hauptprodukte sind Chinarinde, Kaffee, Kakao und ein Ueberfluß von tropischem Obst. Die Bevölkerung besteht zunächst aus Bubis, welche sich in Aussehen, Lebensweise und Sitten wesentlich von anderen afrikanischen Völkerstämmen unterscheiden; sie zählen ungefähr 30,000 Köpfe und gelten für träge, lieben aber die Jagd. Die Bevölkerung scheidet sich in drei Klassen: die Bevorrechteten oder Butuku, den Mittelstand, Bututu, und das Proletariat. Für die Aufrechthaltung von Gesetz, und Ordnung sorgt eine eigentümliche Organisation von Notabeln, welche man Lohna nennt. —

* Neu-Mexico. Ueber diesen seit 1876 in den Verband der Union aufgenommenen und noch wenig bekannten Staat berichtet Herr Clarence Pullen ausführlich in einem großen Artikel: „New-Mexico: its Geography, Scenes and Peoples", welcher im „Bulletin of the American Geographical Society", Vol. XIX, Nr. 1, erschienen ist. Dieses Gebiet ward zuerst im Jahre 1540 von den Europäern betreten, als Coronado eine Expedition aus den neueroberten Gebieten des Aztekenbundes nach Norden führte. Es scheint schwer zu begreifen, daß dieser Teil des

Digitized by Google

nordamerikanischen Festlandes 330 Jahre lang unter der Herrschaft der Spanier gewesen sein soll, welche nicht mehr für ihn thaten und ihn namentlich nicht dichter bevölkerten. Als sich Mexico im Jahre 1821 von Spanien losriß, wurde Neu-Mexico ein Staat der mexicanischen Republik, ward dann nach dem Krieg mit Mexico 1848 an die Vereinigten Staaten abgetreten, im Jahre 1850 als ein Territorium der Union organisiert und 1876 als Staat in den Staatenbund aufgenommen. Seine heutigen Grenzen liegen zwischen 31° 20′ und 37° nördl. Br. und zwischen 103° und 109° w. L. von Gr. Sein Flächenraum ward 1882 auf 122,580 e. Q.-Mln. geschätzt, dürfte aber größer sein. Die Bevölkerung belief sich im Jahre 1885 auf 131,985 Köpfe, worunter etwa 100,000 Mexicaner, 9200 Pueblos-Indianer und 22,785 Amerikaner. Hiezu kommen dann noch 17,200 Navajos- und 1790 Apache-Indianer. Neu-Mexico besteht eigentlich nur aus hohen Plateaux und Gebirgen. Die Felsengebirge durchziehen den Staat nordsüdwärts in zwei parallelen Ketten, zwischen denen sich bedeutende Hochebenen erheben. Der Hauptfluß ist der Rio Grande del Norte, welcher südwärts nach dem Mexicanischen Meerbusen fließt und eine Gesamtlänge von 1500 engl. Mln. hat. Wegen seiner raschen Strömung, seines starken Falles und seiner zahlreichen Untiefen und Bänke von Triebsand ist er beinahe auf seiner ganzen Länge unschiffbar. Es entspringen im Staate noch einige andere Ströme, die sich entweder westwärts in den Colorado oder nordwärts in den Arkansas ergießen. Der Verfasser des Artikels spricht in begeisterten Ausdrücken von dem milden und gesunden Klima und gibt interessante Schilderungen von dem Charakter, der Lebensweise, den Sitten und Bräuchen der eingeborenen mexicanischen und indianischen Bevölkerung. Gegenwärtig führen zwei große Eisenbahnen in den früher ziemlich unzugänglichen Staat herein, nämlich die große Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Bahn und die große Südliche Pacific-Bahn, beide mit ihren Zweig- und Nebenbahnen, befördern Handel und Einwanderung und tragen wesentlich zu der sichtlichen raschen „Amerikanisierung" des Staates bei, welcher auch in seinen Mineralreichtümern eine gewisse Bürgschaft künftigen Gedeihens und Wohlstandes besitzt.

## Litteratur.

* Radde, Dr. Gustav: Reisen an der persisch-russischen Grenze; Talysch und seine Bewohner. Mit 12 Abbildungen, 4 Tafeln und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887. — Talysch ist bekanntlich das wechselvolle Bergland im Westen des Kaspisees, welches gewissermaßen den nördlichen Abschluß des Gilanischen Alburs bildet und alle Eigenschaften eines Randgebirges dieses Alpenlandes aufweist. Von diesem hochinteressanten, aber noch sehr wenig bekannten Landstrich auf der Westgrenze Asiens entwirft uns nun unser berühmter Landsmann in Tiflis im vorliegenden Buche ein höchst interessantes und lehrreiches Bild auf Grund einer sehr erfolgreichen Forschungsreise, und lehrt uns die Gebirgszüge wie die Tiefländer dieser Zone in sehr eingehender Weise kennen. Dr. Radde zeigt sich hier nicht nur als der erprobte geniale Botaniker, der er ist (namentlich in seiner Schilderung der Urwälder des Tieflandes), sondern er entwirft ein ebenso anschauliches Bild von dem geognostischen Aufbau und der Beschaffenheit des Landes, von seinen mineralischen Schätzen, seinem Tierleben und ganz insbesondere von seinen menschlichen Bewohnern, deren Leben und Wesen und ihren eigentümlichen Zuständen. Die eigenartige halbasiatische Natur in Landschaft, Pflanzen- und Tierwelt, die Anfänge der Zivilisation unter diesen teils kaukasischen, teils persischen Stämmen, die Versumpfung die der Islam mit sich bringt, im Konflikt mit dem rührigen Erwerbssinn, die merkwürdige Verteilung der Naturschätze und die kennzeichnenden Züge der Alpennatur, welche sich dort dem Beobachter darbieten, werden hier dem Leser in jenen großen Zügen und mit jener lebendigen Anschaulichkeit der Schilderung dargeboten, welche wir an Dr. Radde längst kennen, und machen dieses Buch zu einer der wertvollsten, fesselndsten, meisterhaftesten und instruktivsten Erscheinungen der heutigen Litteratur der Länder- und Völkerkunde.

* Meyer's Reisebücher: Südfrankreich nebst den Kurorten der Riviera di Ponente, Corsica und Algier, von Dr. Th. Gsell-Fels. Dritte Auflage, mit 22 Karten, 26 Plänen und drei Panoramen. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1887. — Der nun in dritter, sorgfältig überarbeiteter und vermehrter Auflage vorliegende Band der trefflichen Meyer'schen Reisebücher: Südfrankreich von Dr. Th. Gsell-Fels, gehört zu den vorzüglichsten und mustergültigsten Reisehandbüchern, der mit einer anerkennenswerten Sorgfalt immer auf der Höhe der Zeit erhalten wird und mit den anderen Bänden von Meyer's Reisebüchern den hohen Vorzug äußerster Genauigkeit und Zuverlässigkeit in allen Angaben, die dem Touristen von Interesse sind, teilt. Wir begrüßen das Erscheinen dieser neuen Auflage mit besonderer Freude, da die in diesem Werke geschilderten Länder von Jahr zu Jahr mehr von Deutschen besucht und von Leidenden zum Winteraufenthalt gewählt werden, und da wir uns überzeugt haben, daß das vorliegende Werk dem Heilungsbedürftigen und Wintergaste ebenso guten und nützlichen Rat bietet, wie dem zu Nutzen und Vergnügen oder zu wissenschaftlichen Zwecken Reisenden.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Im Erscheinen begriffen ist:

**Die natürlichen Pflanzenfamilien**

herausgegeben von

A. Engler und K. Prantl.

Mit mehreren tausend Holzschnitten.

In Lieferungen (à 3 Bogen) Lex.-80 zu M. 1,50.
**Jährlich** 15—20 Lieferungen. **Vollständig** in circa 6 Jahren.

**Prospekt und Probeheft gratis**
durch alle Buchhandlungen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

ZEITUNGS EXPEDIT. WIEN


# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 32.** Stuttgart, 8. August **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die Fortuna der Südslawen. S. 621. — 2. Skizze aus Sſuchúm und Umgebung. (Schluß.) S. 623. — 3. Die handelspolitische Bedeutung des Roten Meeres in alter und neuer Zeit. Von Professor Th. Schott. (Fortsetzung.) S. 628. — 4. Die Westküste des Argolischen Meerbusens mit dem Mustò-See bei Astros in Kynurien. Topographisch-Ethnologisches von Dr. Bernhard Ornstein in Athen. (Schluß.) S. 631. — 5. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 633. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 637. — 7. Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862. Herausgegeben von P. Petersen. (Schluß.) S. 639. — 8. Litteratur. S. 640.


## Die Fortuna der Südslawen.

Wir Deutsche in der alten Ostmark, angesichts des verjüngten St. Stephansreiches, das fast vor den Thoren Wiens beginnt, und im Norden wie im Süden liebevoll umarmt von den occidentalsten Kindern der großen slawischen Völkerfamilie — Kindern, die sich für reif und groß genug halten, um sich eigene Häuser zu gründen — werden in jüngster Zeit immer mehr und mehr belehrt, daß unser politischer Beruf nahezu erfüllt sei. Dagegen dürfte uns als Söhnen einer in den Wissenschaften nicht eben zurückgebliebenen Nation mit Rücksicht auf die staatliche Zusammengehörigkeit noch immer gestattet sein, unsere stammfremden Compatrioten und Nachbarn wenigstens zu folkloristischen Zwecken zuweilen zu besuchen, zu studieren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Zeiten Lenau's und Grün's, in welchen man mit poetischer Wärme die interessanten Seiten unserer magyarischen und slawischen Brüder erfaßte und wiedergab, sind ohnehin vorüber und werden wahrscheinlich nicht sobald zurückkehren.

Zwar möchte man uns auch jenes Recht, oder sagen wir kühner, jene Aufgabe, Völkerstudien im nahen Osten zu treiben, gern beschränken und bestreiten. So stand jüngst in einer bosnischen Zeitschrift ein fanatischer Aufruf an die nationale Lehrerschaft; der Sinn desselben war: es möge den verhaßten Fremden, welche das Land seiner wissenschaftlichen Schätze berauben, das Handwerk gelegt werden. Diese raffinierten Plünderer gehen nicht mit Dolch und Pistolen im Gürtel, sondern mit einem Fragebogen im Kopfe von Thür zu Thür und erpressen vom armen Landmann seine schönsten Sagen und Lieder, seinen teuersten Aberglauben und seiner Urväter Brauch und Sitte. Aehnlich, wenn auch etwas anders, ist es mir selbst ergangen, als ich das Okkupationsgebiet zu archäologischen Studien bereiste. „Dieses Material gehört uns!" hat man mir nachgerufen, — zu spät, denn die Ernte war bereits eingeheimst, für jene Herren aber entschieden zu früh, denn sie wissen damit noch nichts anzufangen.

Diese Bemerkungen konnte ich nicht unterdrücken, als ich die jüngst erschienene wertvolle Untersuchung „Sreća, Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslawen" von Dr. Friedrich S. Krauß,[1] dem besten Kenner südslawischen Volkstums und daher in Kroatien bestverschrieenen Vertreter deutscher Wissenschaft, zur Hand nahm. Die nationalen Heißsporne fühlen es instinktiv, daß die Fäden ihrer Gespinnste am sichersten zerrissen werden, wenn eine rein objektive, ja selbst liebevolle Hand diejenigen einer unbefangenen wissenschaftlichen Untersuchung spinnt. Der Laie weiß in der Regel nur, daß Nord- und Südslawen so verschiedene Sprachen reden, daß sie einander nicht verstehen und zu ihrem größten Leidwesen gezwungen sind, sich der deutschen Zunge zum Austausch ihrer brüderlichen Gesinnungen zu bedienen. Wer südslawische Länder, namentlich die entlegeneren, wie Bosnien und die Herzegowina, bereist, sieht sich mit Erstaunen in einer von allem, was er bisher mit eigenen Augen als slawisch kennen gelernt hat, völlig verschiedenen, höchst eigenartigen Welt. Im klangvollen Idiom, in Tracht und Sitte, in Temperament und Anschauung unterscheidet sich der Balkanslawe von

[1] Wien 1886, Kommissionsverlag von A. Hölder. 197 S. Separatabdruck aus den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Band XVI, der neuen Folge VI. Band.



Digitized by Google

seinem Verwandten nördlich der Donau und der Karpathen so intensiv, daß man nicht erst die weite räumliche Trennung und die Verschiedenheit des Kulturgrades in Betracht zu ziehen braucht, um die ganze Hohlheit und Fruchtlosigkeit der panslawistischen Bestrebungen zu erkennen.

Einen der wichtigsten Beiträge zu dieser tröstlichen Einsicht liefert die genannte Abhandlung über die Fortuna der Südslawen. Die Existenz dieser mythischen Gestalt im Volksglauben der Südslawen ist einer der Gründe, welche uns nötigen, die letzteren in ethnologischer Hinsicht von ihren östlichen und nördlichen Stammverwandten zu sondern und den westeuropäischen Kulturvölkern — nicht als ebenbürtiges Glied, sondern als abhängigen, ihrem Einflusse unterworfenen Bruchteil — beizuzählen. Die Südslawen, durch den Druck des nordischen Völkerandranges über die Donau südwärts auf die Balkan-Halbinsel geschoben, partizipieren seit mehr als einem Jahrtausend an den Segnungen der westeuropäischen Kultur. Ursprünglich ein Halbkulturvolk auf Kriegspfaden, haben sie von der letzteren unbeschreiblich viel aufgenommen und in ihrer Weise auch verarbeitet. „Fast zwölfhundert Jahre lang waren sie von ihren nördlichen und nordwestlichen Brüdern losgetrennt. Südslawische Missionare sind wohl nordwärts gezogen, um die Lehren des Christentums zu verbreiten; dann aber riß seit dem Auftreten der Türken in Europa das Band zwischen Nord und Süd. Vor fünfhundert Jahren hatte der Nordslawe dem Südslawen noch nichts zu bieten. Es lag auch keine Nötigung für einen Verkehr vor. Vor etwa hundert Jahren erfuhren die Nordslawen wieder etwas Genaueres über ihre Sprachverwandten im Süden. Das war förmlich eine Entdeckung. In die südslawischen Sprachen fand sich der Nordslawe mit leichter Mühe hinein, doch der Gedankenkreis und die Anschauungsweise des Südslawen muteten ihn fast nicht minder fremd und neuartig als germanisches Volkstum an.

Ja noch mehr. Auch der Boden selbst, in dem jener fremde Same keimte und Wurzel trieb, ist nicht als rein slawisch anzusehen. Die Südslawen sind Mischlinge, und nicht der dritte Teil ihres heutigen Bestandes dürfte von jenen nordischen Einwanderern des Mittelalters abstammen. Diese letzteren trafen auf dem Balkan eine Anzahl keltischer, illyrischer und thrakischer Völkerschaften, deren nationale Eigenart, wie uns Geschichte und Archäologie lehren, durch den Einfluß der klassischen Kultur schon hinlänglich geschwächt war, so daß sie dem Einbruch geschlossener slawischer Volksmassen keinen Widerstand zu leisten vermochten. Diese Völkerschaften sind im Südslawentum aufgegangen, aber nicht ohne dasselbe fruchtbar umzubilden. „Die Besiegten nahmen die Sprache der Ankömmlinge an; doch die alten, vorslawischen Anschauungen und religiösen Vorstellungen, ein festerer Besitz als die Sprache, vererbten sich auf die jüngeren slawisierten Geschlechter fort. Nur die Einkleidung war neu, der Inhalt, die Gedankenwelt blieb zum mindesten noch lange wenig verändert." Daher kommt es auch, daß die Südslawen in anthropologischer Beziehung die merkwürdigsten Verschiedenheiten aufweisen und daß man fast in jeder abgeschlossenen Gegend einen besonderen, ganz eigentümlichen Typus herausfinden kann. „Sind doch gewisse physische Eigentümlichkeiten der Bevölkerung einzelner Gegenden sogar dem Guslar, dem Volksdichter, aufgefallen."

Das mythologische Gebilde, dessen tieferes Studium in Verbindung mit anderen, ganz oder halb verschleierten Erscheinungen der Ethnologie des Balkans so weitgehende Schlüsse gestattet, ist bisher fast gar nicht beachtet worden. Und wie wäre dies auch möglich gewesen? Geradezu märchenhaft reich sind die Blütenhaine und Fruchtgärten, welche dem Folkloristen da unten jenseit der Save und der dinarischen Küstenwand in lachender Frische entgegenwinken. Aber seit langer Zeit, seit den Freiheitskämpfen der Serben im Königreiche und der Herrschaft des universalen Goethe'schen Geistes und Kreises in Deutschland, fehlten die kundigen Hände zur Vermittlung solcher Schätze an das rechte Publikum. Wenn uns heute jene Quellen wieder sprudeln, so ist dies keineswegs eine bloße Wiederholung und Ergänzung dessen, was Vuk Stefanović Karadžić in ewig dankenswerter Weise vor mehr als einem halben Säculum gethan. Unter der besonderen Gunst der durch die Ereignisse des Jahres 1878 geschaffenen Zustände und eines Vereines von Gelehrten, welcher sich der Verpflichtungen wohl bewußt ist, die aus der Okkupation Bosniens für die österreichische Wissenschaft erwachsen sind — der Anthropologischen Gesellschaft in Wien — erhielten wir gleichsam nach der Ilias eine Odyssee: nach den früher gesammelten Liedern der orthodoxen Serben die frischeren und reicheren Gesänge der mohammedanischen Slawen Bosniens und besonders der Herzegowina.[1]

Wie aber in der Urzeit oder in fernen Wildnissen der erste Pflanzer immer eine Art Robinson ist, der mit seiner dem Erdenschooß gewidmeten Thätigkeit eine lange Reihe professioneller Geschicklichkeiten verbinden muß, so ist der moderne Sammler jener Epik zugleich Pisistratus und Aristarch: Aufzeichner, Kritiker und Interpret im weitesten Sinne. Er schöpft das Material aus dem Munde des ungewaschenen Rhapsoden, er ediert und kommentiert es, aber er schreibt auch jene Abhandlungen, denen sonst eine bändereiche philologisch-archäologische Litteratur zugrunde liegt. Eine solche Abhandlung ist die „Sreća" von Krauß; diese Genesis erläutert ihren Wert und ihre Schwächen.

Der Verfasser sucht die ursprünglichen Elemente der „Sreća" aus der lebendigen Volksüberlieferung der Gegenwart zu ermitteln und vergleicht zu diesem Zwecke alles,

[1] Siehe den Reisebericht von Dr. F. S. Krauß in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft". Band XV. S. 84 ff.

Digitized by Google

was in seinen Quellen von Glück und Schicksal und verwandten Begriffen zu finden ist: Das Glück, welches der Waffe des Helden wie ein unbezahlbarer Schutzgeist innewohnt, die Rjebogonja, d. i. die in der Form eines Windwirbels oder einer Schlange entbundene Seele schlafender Menschen, die Glücksschlange, ihre Pflege im Hause und die zufällige Begegnung mit solchen Tieren, welche als Omen betrachtet wird, ferner die sehr feine Unterschiede bezeichnenden Namen für Loos und Zufall, welche alle auf ein „Zuteilen" oder „Entgegenbringen" hinauslaufen. „Bog" wird bei den Südslawen noch gegenwärtig wie „Bhaga" bei den Indern vor drittehalbtausend Jahren als Austeiler des Glückes angerufen. Bog-Bhaga erteilt die Gaben, die Sreća aber führt sie dem Glücklichen zu. Daher die stereotype Wunschformel: ako Bog da i sreća od Boga („falls es Gott gewährt und die Sreća von Gott!") oder folgende Stelle in einem Liede: Bog mi dao a sreća donjela („Gott hat es mir gegeben und die Sreća gebracht"). Gegenüber dieser sozusagen frommen und gottesfürchtigen Auffassung steht eine andere, in welcher die Sreća neben Bog als ein von diesem unabhängiges, ihm ebenbürtiges Wesen gedacht wird, welches nach eigenem Ermessen in den Lauf des Menschenlebens eingreift.

Höchst merkwürdig und auf einer halbheidnischen Differenzierung des alt-arischen Bog-Bagha vom Christengotte beruhend — was von Krauß nicht genügend hervorgehoben wurde — ist die Sagengestalt des namenlosen Alten („Usud" heißt er in einer unverstandenen Tradition), eines männlichen Dämons, der irgendwo ferne, in unbekannter Welt, abgeschieden von der Menschheit, einsam haust und, selbst der Notwendigkeit gehorchend, den Neugeborenen ihre Schicksalslooſe austeilt. Zu dieser düsteren Figur ist der glänzende, von Wohlstand triefende Bhaga, der unerschöpfliche Spender von Rindern, Rossen, Helden, unter dem Wolkenhimmel der jüdisch-christlichen Weltanschauung eingeschrumpft! Zum Unterschied von diesem unnahbaren oder wenigstens schwer zugänglichen Austeiler weilt die Sreća, seine Botin und Vollzieherin, auf Erden unter den Menschen, denen sie gleicht an Gestalt und Laune. Jeder hat seine eigene Sreća, d. h. für jeden hat sie ein eigenes Gesicht, eigene Gaben; dem Glücklichen erscheint sie als „gute S." überirdisch schön, in poetischer Allegorie manchmal geflügelt, mit Mondschein genährt u. dgl., dem Unglücklichen als „böse S." in abschreckender Mißgestalt. Zu einem Kult dieser in Liedern und Märchen verkappt auftretenden Gottheit haben es die Südslawen — bald nach ihrer ersten Bekanntschaft mit der klassischen Tyche = Fortuna unter den Einfluß des Christentums gebeugt — ebenso wenig gebracht, wie zu einer klaren plastischen Anschauung.

Man bleibt doch sehr oft im Zweifel, ob mit dem Worte mehr als ein vager Begriff verbunden ist, ob dem Namen stets die gleiche herkömmliche Vorstellung entspricht. Den Fortschritt, welchen die Sreća gegenüber ihrem antiken Vorbilde bezeichnen soll, die geniale Substitution, welche der Verfasser in jener Nachschöpfung erblickt, vermögen wir nicht zu erkennen.

In dem Bestreben, alles Gleichartige aus einem so gut wie unerforschten Gebiete zusammen zu tragen und nach dem Grade seiner Beziehungen gesondert darzustellen, gruppiert der Autor um die Figur der Sreća eine Anzahl von Betrachtungen und Exkursen (über den Glücksstern, die Geburts- und Schicksalsfräulein, die gute und die böse Stunde, die Tagwählerei, Glücksfetische, wilden Glücksglauben, Glückssprichwörter u. dgl.). Es sind dies ausnahmslos sehr wertvolle Mitteilungen. Allein wir gestehen aus eigener Empfindung, daß es noch einer gewissen Schule bedarf, ehe wir so gründliche Studien aus dem grenzenlosen Bereiche der modernen Ethnologie mit gleichem Interesse und gleicher Wärme verfolgen können, wie die dichterischen Aeußerungen des antik-klassischen Volkstums und jener Volksseelen, die bestimmend auf dasselbe eingewirkt haben. Dr. M. H.

---

## Skizze von Sſuchúm und Umgebung.

(Schluß.)

Was des Eingeborenen Nahrung betrifft, hat man nicht Gelegenheit, sich darüber auszubreiten, denn, wie gesagt, ist er von erstaunlicher Mäßigkeit. Neben dem Mais, daraus er sich, wie der Moldauer, die auch hier ebenso genannte Mamalyga macht, nämlich gekochtes Brot, dazu er oft Gomi (Sorghum) und Honig mischt, das zu jeder Mahlzeit frisch gemacht wird, backen sie auch Brot aus Weizen, das sie, wie diesen, Kobali nennen. Daneben wird hin und wieder auch Bohnensuppe bereitet. Die Imeretiner backen Brot aus Mais und nennen es Simyndys, Púri oder Tschadys. Imeretinisches Konfekt bilden die runden Stäbe gekochter Trauben mit Wallnüssen, Tschutschhéla (Tschurtschhála) genannt, auf Schnüren gereiht, und papierdünn ausgerollter Teig von Trauben und Mehl, Klapi genannt, welche gleich dickeren braunen Papierbogen zusammengerollt werden. Letztere werden auch Baraskwéli genannt, was „Süßes" bedeutet, also Konfekt.

Jene besagten Kolonien von fremden Einwanderern liegen zumeist in den Gebirgsthälern und sind von Sſuchúm aus schwer zu erreichen. Was die Leute zu beschaffen haben, Export und Import, geschieht alles fast nur zu Pferde, wenn nicht mit Müh' und Not — auf Kosten des Fuhrwerks und des armen Viehs — Ochsen oder Büffel Arben[1] dahinführen. Die Kommunikation nämlich liegt

[1] Dieses Fuhrwerk besteht aus zwei enormen Rädern bis gegen 2 m. hoch, an eine Holzachse befestigt, welche mit den Rädern zusammen sich dreht, das dann die verzweifelte Musik produziert, vollends da die Räder auch nicht geschmiert werden. Direkt auf der Achse sind die Deichseln befestigt und zwischen diesen liegt eine

Digitized by Google

hier sehr im Argen. Das ist der dunkle Punkt an der Verwaltung des Kaukasus bisher, daß fortwährend Aufrufe an fremde Ansiedler ergehen, für das Wohl derselben aber nichts geschieht! Die Hauptsache und erste Bedingung wäre doch, denselben Wege zu geben, worauf sie sich bewegen, und etwas aus- und einführen könnten, zum Kreislauf der Bedürfnisse; diese Kommunikationen aber reduzieren sich auf Null. Ja, auch die Bewohner der Städte sind in dieser Hinsicht höchst stiefmütterlich bedacht, denn nichts bekommt der Besucher Sſuchúms wie der anderen Küstenorte zu sehen, wenn er nicht durch die Wildnis sich selbst den Weg bahnen und ganz zerfetzt an Kleidern und am Körper zurückkehren will, oder aber, gleich dem Eingeborenen mit stets agierendem Kinshál in der Hand, sich ins üppige tropische Gewirr begeben will. Ja, noch mehr, die Städte unter sich haben keine andere Verbindung als das Meer, das oft recht unwirtliche Meer. Ich kann als Selbsterlebtes verzeichnen, daß ein Hausgenosse von mir, der in Sótschi ein Geschäft übernommen, jedes Mal in größter Lebensgefahr, ja dem Ertrinken nahe, in einer Filúga (größerem Boot) Sſuchúm erreichte, wenn er auf einige Tage nach Hause kam. Und das hatte er im Winter stets durchzumachen! Will und muß man aus den Küstenorten in die Residenz, ich meine Tiflis, reisen, so muß immer das von Odessa nach Batúm gehende Schiff benutzt werden, um in Batúm die Bahn nach Tiflis zu erreichen. Im Winter, wo solcher Dampfer nur einmal die Woche, hierher und dahingehend, in den kaukasischen Häfen anlegt,[1] sitze da eine ganze Woche darauf wartend, um das Schiff schließlich doch — nur vorüber pfeifen zu hören (!!): es legte nicht an, weil das Meer zu stürmisch gewesen... Oder aber der Dampfer ankerte in der Entfernung und pfiff dem Ufer zu, der Agent aber hatte nicht die Liebenswürdigkeit, die wenigen Einwohner des Ortes davon zu benachrichtigen, während man sich doch angemeldet bei Zeiten. Ich habe es selbst erlebt, wo wir einen lieben Hausgenossen zu Weihnachten erwarteten.

Längs der Küste ist wohl ein sogenannter „Weg", aber der Mensch versuche die Götter nicht, der sich und sein edles Roß demselben anvertrauen will. Wohl liegen hier an der Küste gerade Güter von Großfürst, leider nicht mehr Statthalter des Kaukasus, Michael Nikolajewitsch (Wardanê), von Großfürst Konstantin Nikolajewitsch (Uetsch-deré), vom Millionär Sibiriakow und anderen mehr; es sind aber nur Landbesitzungen, die von den Herrschaften kaum einmal aufgesucht werden, woher diesen selbst besagte Zustände gar nicht bekannt sein mögen.

Es ist denn ein Schrei der Not geradezu nach einer Chaussee längs dem Meere zunächst und dann in die Berge hinein zu den armen Kolonisten in den Einöden der Gebirgswelt. Aber gebt uns einen Ingenieur im wahren Sinne des Wortes, einen selbstlosen Mann, der sich für die Sache interessiert, sich der Sache ganz annimmt, denn leider denkt die ganze Administration in Abchásien am wenigsten an die ihr anvertraute Provinz und deren Bewohner. Und während sie nur sinnt, wo ihr Schäfchen zu scheeren ist, verkommt und verdirbt das schöne fruchtbare Land, wo, wie gesagt, Schätze im Boden liegen, die das Land bereichern könnten, wenn man nur hier menschlich wirtschaften wollte. Kleinlich, wo es unnütz ist, läßt man das Größte und Wichtigste unbeachtet! Drum vor allem gebt uns rechtschaffene Menschen.

Man hört hin und wieder sich erzählen von Projekten zu einer Bahn längs der Küste bis Noworossíjsk; man hört aber öfter noch laut werden, daß der herrliche Sſuramer-Paß einen Tunnel bekommen soll, um hier die Passage zu erleichtern. Freilich braucht der Zug hier stets zwei Lokomotiven, um die 4500 Fuß zu ersteigen, aber es geht ja und ist im Gange; warum nun hier verändern, statt lieber anderswo nachzuhelfen, wo es viel mehr Not thut! Ich würde meinen, ehe man die Summen für Eisenbahnen hat, sollte man zunächst Wege tracieren, um dem Lande aus dem Gröbsten und Schwersten zunächst zu helfen.

Und nun vollends kommt noch als neueste Variante die Kunde von einem Projekte, das Gebirge zwischen Paß Mtá und Kasbék — oder genauer zwischen Adai-hóch und Silva-hóch (jener der Paß Mtá; in ossetischer Sprache hóch = Höhe) — durch Tunnels und Eisenbahn zu durchbrechen und namentlich von der Batúm-Bakú-Bahn, von Stadt und Station Góri (Gouvernement Tiflis) der Láchwa ins Gebirge hinauffolgend, in der Wasserscheide des Rion und Ardón (linker Nebenfluß des Térek) die Paßhöhe zu erreichen und dann an die Bahn Wladikawkás-Rostów möglicherweise unfern Pätigórsk zu stoßen, um sich mit dieser zu vereinigen. Die Kosten sind auf 40 bis 50 Millionen veranschlagt.[1] Wann wird man diese wieder heraushaben? Ich fürchte nie. Wer aus Rußland in diesen westlichen Teil des Kaukasus geht, gewinnt freilich drei Tage durch die Abkürzung des Weges, — aber wer kommt hierher? Hierher in die Berge? Denn die Küstengegend erreicht man doch einfacher per Dampfschiff von Rostów oder aus den krimschen Häfen.

Und nun zum Schlusse gestatte man mir ein klein wenig Geographie und Geschichte besagter Gegenden.

Art von Platform von Holz. Nicht das kleinste Eisenstück ist an dieser Einrichtung zu finden. Im ganzen Orient, Krim, Kaukasus, bis nach Mittelasien hinein, finden wir dieses Fuhrwerk; im Kaukasus ist diese Arbá aber größer als in der Krim, weil sie hier, im Kaukasus, zugleich die dort Leiterwagen-ähnliche Madshára mit vertritt. Die kaukasische Arbá läuft nach vorn spitz zu, zwischen den Ochsen oder Büffeln endend, und hier steht der Lenker des Zugviehs vor seiner aufgetürmten Transport-Ware.

[1] Die viermal wöchentliche und noch öftere Verbindung zwischen den Pontus-Häfen im Sommer beschränkt sich im Winter auf zwei Schiffe, davon eines im südwärts-Gehen, das andere, von Süden kommend, in allen den kleineren Häfen auch anlegt.

[1] „Humboldt" 1886, November-Heft.

Digitized by Google

Gehen wir auf Geographie und Ethnographie zunächst über, so möchte ich auch hier ein wenig hinausgreifen über die Grenzen des Gebietes, das ich mir als Aufgabe gestellt, ich meine Abcházien und Mingrelien, weil diese beiden Nachbarländer gerade die Grenzscheide bilden zwischen zwei ganz verschiedenen Stämmen, woher denn auch auf den ersten Blick die Verschiedenheit so auffällig ist. Während die Abcházen zu den Tscherkessen-Stämmen zählen, die die ganze nordöstliche Pontus-Küste inne haben und hinübergreifen über's Gebirge, über die Quellen des Kubán weg, gegen den Térek hin, im Gebirge wie am Meere stets in kleine einzelne Völkerschaften geteilt, und bis in den Daghestán hinein, gehören die Mingrelier nebst den Imeretinern und Guriern zum Stamme wie zur Sprache der Grusinier oder „Kartwéli", wie sich diese selbst nennen, unter dem Namen „Georgier" gehend, die ein kaum minder großes Gebiet inne haben und ehemals ebenso in einzelne kleine Völkerstämme zerfielen; jede Schlucht bildete ihren besonderen Stamm. Der Gesamtnamen „Georgier" aber erstreckte sich bis tief nach Kleinasien hinein. Noch heute bezeichnet man hier im Kaukasus die Länder mit ihren alten Namen. Sſuchúm-Kalé liegt in Abcházien; südlich davon an der Küste, vom linken Ufer des Ingúr bis zum Zchénis-Zchäli ist Mingrélien; im Süden von Mingrélien ist Gúrien (auch am Pontus); im Südosten von Mingrélien und im Osten von Gurien ist Imerétien;[1] östlich davon ist Grusien. Liegt nordöstlich von Abcházien Zebelda, so liegt im Norden von Mingrélien, an jenes stoßend Swanétien, zwischen Zchénis-Zchäli und Rion Letschgúm und an den Quellflüssen des Rion Ratschá; noch weiter ostwärts liegt Kartalinien und Somhétien und östlich von letzterem Kachétien. Jene ehemaligen sechs westlichen Provinzen (Mingrélien, Imerétien, Gurien, Swanétien, Letschgúm, Ratschá) bilden jetzt das Gouvernement Kutaïs;[2] diese letztgenannten aber gehören zum Gouvernement Tiflis. Diese gehen uns nur soweit an, indem sie all' die wechselnden Geschicke, alle Ueberfälle, Zerstörungen und Unterjochungen mit jenen stets geteilt haben. Hat man mit ein wenig Interesse die Geschicke dieses von der Natur gesegneten Landes verfolgt, und gesehen, wie es Jahrhunderte lang der Zankapfel neidischer und habsüchtiger Nachbarn und Nachbars-Nachbarn gewesen, die mit Brand und Mord immer wieder das Land zerstörten, ehe es Zeit hatte, sich ein wenig zu erholen, so darf man sich nicht wundern, daß das Volk sich unter obwaltenden Zuständen nicht nur nicht normal entwickeln konnte, sondern in der Kultur sinken mußte. Und der Vorwurf, der so oft ausgesprochen wird, daß Volk und Natur gar nicht harmonieren, verliert somit seine Bitterkeit. Perser, Araber, Türken, Chasaren, Seldschuken haben dieses Land inne gehabt, bis sie, stets immer wieder ein Volk vom andern, vertrieben wurden.[1] An der Küste vollends sind, wenn möglich, noch mehr Wechsel vorgekommen: hier sehen wir außer Griechen auch Römer landen und sich festsetzen (die Griechen besaßen im 7. Jahrhundert hier Kolonien) und nach ihnen gar Venezianer und Genueser (im 15. Jahrhundert) das Land beherrschen und feste Burgen bauen zum Schutze ihrer Kolonien und Handelsstraßen. Ein massiver Bau, eine Burg, wert, den Burgen Deutschlands zur Seite gestellt zu werden, ist gleich südlich von Sſuchúm auf der Höhe. Unterhalb derselben ziehen sich zum Meere unterirdische Gewölbe, möglicherweise Gänge, um im Falle

[1] Mingrélien wurde 1804, Abcházien und Imeretien 1810, Gurien 1813 dem russischen Reiche einverleibt. Die Swanéten sind erst 1853 russische Unterthanen geworden. Doch schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts kommt Imeretien und danach auch Grusien mit Rußland in Berührung. Siehe P. v. Köppen's „Chronologisches Register der Materialien zur Geschichte der Fremdvölker des europäischen Rußland", 1861 (in russischer Sprache).

[2] Das große Gouvernement Kutaïs faßte nach P. v. Köppen's „Bevölkerungszahl nach Gouvernements und Kreisen 1854" die Kreise: 1. Sſamurſalán (Abcházien, Zebeldá bis zum Ingúr); 2. Mingrélien (mit Einschluß von Swanétien); 3. Osurgéty (Gurien bis gegen Batúm); 4. Kutaïs zwischen Mingrélien und 5. Scharopan (bis zu den Sſuram'schen Höhen); 6. Ratschá (gegen den Paß Mtá) und 7. Achalzych (südöstlich von Kutaïs). Später wurde der Kreis Achalzych zum Gouvernement Tiflis geschlagen. wie solches schon die Karte des Kaukasus von Iljín bringt, 1872.

[1] Schluß des 5. Jahrhunderts regiert in Grusien König Datschi, Sohn des Gorgoslan (455 wird Tiflis gegründet, 499 werden die Festungsmauern herum geendigt und wird Tiflis die Hauptstadt von Grusien). Im Kriege zwischen Griechenland und Persien kamen Tiflis und das Land in eine verzweifelte Lage. Persien bemächtigt sich desselben und führt hier den Sonnendienst ein, während das Christentum schon fast im 1. Jahrhundert hier Fuß gefaßt hatte. 580 erobern die Griechen Tiflis, Anfang des 7. Jahrhunderts die Bisantiner, 663 die Araber, 726 zerstören die Chasaren dasselbe, 731 aber die Sarazenen, und Tiflis kommt auf 400 Jahre unter das arabische Chalifat, um 787 besteigen die Bagratiden, freilich unter arabischer Oberhoheit, den Thron. Im 11. Jahrhundert wird Tiflis von dem abcházisch-kartalinischen Fürsten Bagrat IV. erobert; zum Schluß des 11. Jahrhunderts von den Seldschuken zerstört. 1095 erringt der grusinische König David II., „der Erneuerer", Tiflis zurück. Bis 1212 lebte das Land in Frieden unter der Königin Tamara. Im 13. Jahrhundert aber wurde es vom Sultan Dschelal-Eddin erobert. Bis 1318 trieben die Tataren hier Unfug; unter Georgij V. aber ruhten Stadt und Land etwas aus, um 1328, nach siebenmaliger Verwüstung, durch Tamerlang und seine Mongolen-Horde zerstört zu werden. 1414 bis 1445 war wieder Ruhe, während der Regierung Alexanders I. des Großen, nach seinem Tode aber zerfiel Georgien in drei Königreiche, und seit dieser Zeit hörten die Kämpfe zwischen diesen fast gar nicht auf. Zudem zerstörten 1518 Schach Ismaïl und Tamas Stadt und Land. Von 1543 führten Perser Krieg mit den Türken, beide wollten Grusien für sich nehmen. Das bewegte das Volk, Rußland um Schutz zu bitten und nun begannen die Unterhandlungen. Unterdessen unterwirft Persien Kachetien und Kartalinien und die Türkei das übrige Grusien. Während des Krieges Rußlands mit der Türkei und Persien gewinnt Grusien wieder etwas Selbständigkeit, besonders unter Herakles II., 1790 unter dem Aga Mahomed-Chan werden Land und Stadt schrecklich verwüstet. 1801 wird der russische Zar abermals um sein Patronat gebeten und am 12. April 1802 wird im Sion-Dom zu Tiflis die russische Unterthanenschaft verkündigt.



Digitized by Google

von Belagerung ſich in Kommunikation mit dem Meere zu ſetzen; es ſind dies übrigens nur Vermutungen. Weiter ſüdlich iſt eine dicke Mauer, die vom Meere bis in die Zebeldá zu gehen ſcheint. Sollte dieſe die verſchiedenen einheimiſchen Völkerſtämme unter ſich trennen oder ſind das alles Reſte der Bauten der Genueſer, unter deren Namen beſagte Burg hier geht, während eine Brücke in den Bergen gleich bei Sſuchúm unter dem Namen „Venezianiſche Brücke" bekannt iſt? Im Binnenlande ſind Burgen gruſiniſcher Herkunft und deutet das Sagenhafte, das ſich um ſie ſpinnt, daß ſie recht weit entlegenen Zeiten angehören. Immer wieder bekommen wir dieſelbe Antwort: die Burg, der Turm ſei ein Schloß der Tamara. Bei Sſuram aber iſt jener von Eltz beſungene „Thränen-Turm."

Auch unter den Flußnamen erhielten ſich Benennungen jener occidentalen Kolonien: Kelaſſúra ſüdlich von Sſuchúm (gerade an ihr hebt ſich die beſ-nte Mauer in die Berge) bedeutet ſicher nichts anderes als Kliſſura, Klauſe, eine enge Schlucht (Vaucluſe); auch Kodór, der reißende Strom, der die Gau Zebeldá durchſtrömt und ſüdlich von der Kelaſſúra ſich ins Meer wirft, auch der Kodór hat viel eher einen europäiſchen als aſiatiſchen Klang.

Der Kodór, d. h. ſeine weit ins Meer mit ſich getragenen Ufer (ähnlich dem Miſſiſſippi), das war die Einrahmung des Bildes, das wir aus dem Fond der Bucht gegen Süden hatten, wenn nicht bei beſonders günſtiger Beleuchtung die kleinaſiatiſchen Berge wunderbar klar darüber ſich lagerten, daß ich die Kontouren ſtets zeichnen gewollt und nie vergeſſen werde. Da lag Trapezunt und die Gebirge dahinter zeigten oft deutlich, wo ſie Schnee hatten und wo ſie frei davon waren, und erglänzten im Alpenglühen. Ich kann wohl annehmen, daß wir manchmal das ganze Küſtengebirge Kleinaſiens zu Geſicht bekamen, von weit weſtlich von Samſun bis zum Rieſen Kartſch-Khal, 11,561 Fuß, dem Knotenpunkt des kaukaſiſchen und des pontiſchen oder Pariadres-Gebirges (bis zu 10,000 Fuß) im Rücken Batúms, der ſich vom Meere aus herrlich präſentiert und deſſen Schnee ſich tief hinab zieht, und um den der maleriſche Tſchoróch ſich windet, um bei Batúm ſich ins Meer zu ergießen.

Hier iſt wohl der Platz der drei Ströme zu erwähnen, die wir ſchon mehrfach genannt und mehrfach noch nennen werden, hier auch eine kleine Skizze zu entwerfen von der großen gewaltigen Gebirgsnatur, die wir von den Höhen von Sſuchúm teils überſehen, teils ahnen. Von dieſen Höhen über Sſuchúm habe ich ſtets mit Entzücken zu den ſchneebedeckten Rieſen geſchaut, dem Erzog (?), einem maſſigen Ausläufer des Elbrus nach Weſten, wie zu jenen Schneerieſen, die, uns den Elbrus verdeckend, zwiſchen ihm und dem Paß Mtá ihre Häupter in den Himmel erheben. Der Elbrus übrigens iſt nur 100 Werſt von Sſuchúm entfernt.

Die Hauptſtröme, die reißenden Gebirgsſtröme, die Kolchis fruchtbar berieſeln, ſind nämlich von Nord nach Süd der Kodór,[1] der Ingúr[2] und der Rion mit deſſen faſt nicht minder langem Nebenfluſſe Zchénis-Zchäli, der das ganze Swanétien durchfließt, ehe er in die Ebene Mingréliens tritt, und der mit dem Ingúr, welcher nördlich von ihm dieſelben Gebiete bewäſſert, wie mit dem Rion dicht beieinander ihre Quellen haben am maſſigen Paß Mtá.

Auf gleichem Breitengrade mit Sſuchúm liegt 2 ½° öſtlicher dieſer Paß Mtá (Paſſis Mtá, Phaſis-Mtá, Mtá gruſino-mingréliſch Berg, etwa 12,000 Fuß), oſt-ſüdöſtlich vom Elbrus[3] (18,000 Fuß); dazwiſchen lagern ſich Gletſcher neben Gletſcher von 9000 Fuß Höhe (Gletſcher Talyſch, Korüldü, Tüber,[4] Schwari, Nuamquam ꝛc.) Auf demſelben Breitengrad vom Paß Mtá wieder 1 ½° öſtlicher liegt jenſeit dieſer Bergzüge Wladikawkás am nördlichen Fuße des emporſtrebenden, Weſt-Oſt ziehenden Gebirges mit dem Blicke ſüdweſtlich nach dem Kasbék (16,000 Fuß, 62° ö. L. und 42 ½° n. Br. Der Paß iſt auf der Höhe von 7709 Fuß.[5]) Nach Nordoſten entfließen den eben genannten Gletſchern zwiſchen dem Paß Mtá und dem Elbrus die linken Nebenflüſſe des Térek (dem Tüber-Gletſcher der Tſchekem z. B.). Es iſt hier die Waſſerſcheide der großen Flüſſe: jenſeits Térek und Kubán, dieſſeits Rion, Ingúr, Kodór. Dieſer letzte reicht ſich die Hand mit den Quellflüſſen des Kubán, die

[1] Von den vielen Waſſerfällen in ſeinen oberen Gebieten, die als Staubbäche in der dunklen Fichten Schooß hinabſtürzen, iſt der ſchönſte und reichſtgeſpeiſte der Adſürdjera. (Radde.)

[2] Erſt das Hochgebirge verlaſſend, verliert die Engſchlucht des Ingúr ihren düſteren Charakter. (Radde.)

[3] Den Abcháſien heißt der Elbrus Urüſchihümoe, den Karatſchäizen Minitau.

[4] Den Tüber-Paß überſchritt als erſter Europäer der bekannte Alpiniſt M. v. Déchy 1885. Für 1886 ſtellte er ſich als Aufgabe numeriſche Daten über Rückzug und Vorwärtsbewegung der Gletſcher und konſtatierte einen bedeutenden Rückgang des Gletſchers Cey, nordöſtlich (?) vom Elbrus. Forſchungen in den Gletſchern haben bisher Abich („Etudes sur les glaciers actuels et anciens du Caucase". 1870, „Bemerkungen über die Geröllablagerungen im Kaukaſus", „Bull. de l'Académie de St.-Pétersbourg", 1871, „Erforſchungen der gegenwärtigen und früheren Gletſcher im Kaukaſus", „Sammlung von Mitteilungen über den Kaukaſus", Bd. I, 1871 (ruſſiſch), Muſchketow („Geologiſcher Ausflug nach dem Kaukaſus", „Mitteilungen der Ruſſiſchen Geographiſchen Geſellſchaft" 1882, ruſſiſch) und Farre („Recherches géologiques de la chaine du Caucase" 1875) gemacht. Neuerdings (1886) bringt uns der Geolog S. Nikitin in ſeinen „Grenzen der Gletſcherſpuren in Rußland und der Umgebung„ („Petermann's Mitteilungen", 1886, IX) intereſſante Daten über kaukaſiſche Gletſcher. Während die gegenwärtig exiſtierenden Gletſcher auf den Alpen bis zu einer Höhe von 1000 bis 1500 m. über dem Meeresſpiegel niederſteigen, kommen die Gletſcher des Kaukaſus nur bis zu einer Höhe von 2000 bis 2800 m. herab. Die letzten Gletſcherſpuren werden hier auf einer Höhe von 600 bis 900 m. angegeben, während die Gletſcher der Alpen in der Eiszeit ſich bis zu einer Höhe von 90 bis 500 m. herabließen. (Im Thian-Schan wieder findet man Gletſcher der Jetztzeit nur in einer Höhe von 3000 bis 3300 m. und die alten Gletſcher ließen ſich nicht unter 1500 m. herab.)

[5] Dieſe Höhe erreichen wir, wenn wir von Wladikawkás mit der Malleposſt nach Tiflis gehen.

Digitized by Google

alle dem Elbrus und deſſen weſtlichen eiſigen Ausläufen entſpringen.

Die Erzog-Kette iſt die Waſſerſcheide für die Quellflüſſe des Kodór wie des Kubán, beide ſchöpfen ihre Waſſer aus denſelben thauenden Schneemaſſen auf den Firnen des Uſúnkol, Tſchapák-tau und Kitſchkine-kol, die den Bergen zu Gevatter auch geſtanden, die Rieſen geworden neben den kindlichen Pathen darunter; kol, göl iſt tatariſch Waſſer, auch Fluß. Unter dieſen Quellflüſſen des Kubán, die alle das Gepräge des Tatariſchen haben (ütsch-kulán, drei Quellen, kitsch-kené-kol, kleines Waſſer, karassú, ſchwarzes Waſſer, dschur-dschur, „eile, eile" oder „raſch, raſch" ꝛc.) iſt der am ſüdlichſten und dem Elbrus-Sattel am nächſten entquellende der Ulú-kam. Warum ich ſo weit aus meinem Gebiet hinübergreife, d. h. warum ich dieſen nenne, ich will es ſofort entſchuldigen. Der Name iſt's, der mich intereſſiert. Die Flußnamen ſind es doch, die am bleibendſten und uns die richtigſten Fingerzeige geben, welches Volk ſie benannt, an ihnen geſeſſen. Sehet! Kam iſt weder tatariſch, das hier drüben zunächſt ins Ohr dringt, denn tatariſch heißt der Fluß ssú, tschaj und gul, noch tſcherkeſſiſch, das in nächſter Entfernung, in den ehemaligen tſcherkeſſiſchen Territorien, die Flüſſe in ihrem Idiom mit apsé und psé anlautete, das Fluß bedeutet, noch gruſiniſch-mingréliſch, wo der Fluß zcháli heißt. Was iſt's denn, wo kommt es her? Leben auch die Karatſchájzen (tatariſch Schwarzfüßler) am Ulú-kam, ſo muß dieſes kam verbunden mit ulú (tatariſch: lang) ein Nachklang aus jenen uralten Zeiten ſein, wo Tataren und Finnen noch ungetrennt, eine nomadiſierende Horde, einen Stamm bildeten und hier Raſt gemacht haben werden nach den Beſchwerden ihrer Wanderungen von Aſien her. Kam iſt finniſch und tatariſch = Fluß; finden wir im Nordoſten Rußlands kam und kem als Flußbenennung, zunächſt im Strome Káma, ſo wiſſen wir auch, daß der Jeniſſei den Tataren bis dato Kem heißt; kam, kem, kemi, kymi bedeuten in finniſchen Dialekten „großer Fluß", „Quellfluß", nach Caſtrén, und lebten um die Quellen des Jeniſſej nach ihm die tataro-ſamojediſch-finniſchen Stämme noch ungetrennt. Im Oſten vom Ulú-kam treffen wir es denn ein zweites Mal im Tſchekém, Nebenfluß des Téref, während gleich am Elbrus-Südende der Berg gar Ulugul heißt, tatariſch langes Waſſer. Und ſo vermute ich denn, daß die nomadiſierenden Finnen, vom Altai kommend, dieſen Weg werden genommen haben, indem ſie weſtwärts zogen. Den Kaſpi ſtreifend, mögen ſie, ſtets der Kuma (kum gehört in jene ſelbe Kategorie), folgend, die fetten Weiden, wie begreiflich, mit Vorliebe abgegraſt haben, bis ihnen vom Rieſen Elbrus der weitere Weg gen Weſten verſperrt war. Ehe ſie ſich nun nordwärts gewandt, werden ſie ſich hier etliche Zeit aufgehalten haben und dem Fluſſe, daran ſie ihre Jurten aufgeſchlagen, den heimiſchen Namen gegeben haben, d. h. einfach den Fluß als „Fluß", kam, bezeichnet haben. Stellt doch auch Dubois de Monpereux auf, daß die finniſchen Stämme Südrußland nicht nur geſtreift, ſondern con amore dieſen Weg genommen haben und von hier erſt nach dem Norden gegangen ſeien. Auch Schweiger-Lerchenfeld[1] ſtellt auf, die Finnen dürften „für den letzten Reſt eines Bevölkerungselementes gelten, welches in grauer Vorzeit den größten Teil von Mittel- und Oſteuropa inne hatte." Das iſt eine intereſſante und nicht ſofort zu verwerfende Frage, die vom Namen Ulú-kam.

Im Oſten des Elbrus, zwiſchen dem beſprochenen Gletſcher-führenden Hochgebirge und dem Málka-Fluſſe, liegt, geſpeiſt von den reichen Nebenflüſſen des Téref, der Kreis Kabardá des Téref-Gebietes; die Kabardiner ſind Mohammedaner und ſind vorherrſchend von mongoliſchem Typus. Nicht ſie, ſondern den Téref möchte ich hier ins Auge faſſen. Der Téref — avariſch auch Fluß bedeutend — der in ſeinen Anfängen eine weite Kurve ſüdlich um den Kasbék macht, um dann öſtlich von demſelben eine nördliche Richtung zu bekommen, bis er bei der Einmündung der Málka einen vollkommen öſtlichen Lauf einſchlägt bis ans Kaſpiſche Meer; der Téref, möchte ich finden, heißt ganz fälſchlich ſo und müßte Málka heißen, weil die Richtung dieſes am Nordabhange des Elbrus entquellenden Fluſſes ſtets parallel mit dem weiteren (Weſtoſt-) Téref geht, während der ſüdnordwärts fließende Téref bis dahin als ein ſehr langer, an Zuflüſſen geſegneter Nebenfluß dieſer den nördlichen Kaukaſus von Weſt nach Oſt durchſchneidenden Málka angeſehen werden müßte.

Im öſtlichen Teile des Téref-Bezirkes wieder, das Gebirge vom Paß Mtá bis Kasbék beherrſchend und deſſen Ausläufer in die Ebene bis zur Weſtoſt-Richtung des Téref, liegt Oſſetien, deſſen Volk zum ariſchen Stamme gehört (während es ſich zum Islam bekennt), und wo „Fluß" wieder anders und namentlich don heißt (Ardón, Giſildón, Fiasdón u. a. bewäſſern das Land), jene Flußbezeichnung, die den meiſten Strömen Rußlands zu Gevatter geſtanden hat (Don, Donetz, Donapris, Donaſtris, Düna, nördliche Dwina. Ich darf mich nicht weiter ausbreiten über die Drillingswiege, die ich hier am Nordabhange des maſſiven Kaukaſus-Gebirge vermute, ich meine „Odin", „Edda" und „Don", wie die der Aſen, die im Namen Oſſen, Oſſeten, Aſow, Aſien liegen, und die alle das nämliche Volk getragen und abgelagert durch den ganzen Occident unſerer Hemiſphäre, bis wo die Kimmerier — ich vermute nämlich, daß die Oſſeten mit zu dieſem ausgebreiteten Stamme gehören und allein der alten Heimat treu geblieben — am Ozean ihre Grenzen fanden. Im äußerſten Weſten an der ſchottiſchen Küſte finden wir Aberdeen am rein gebliebenen „Don" liegend (Aber, Mündung, Mündung des Deen oder Don). Dies iſt das Thema zu einer anderen Arbeit.

[1] „Zwiſchen Donau und Kaukaſus".

Digitized by Google

Das wären so meine Beobachtungen, Forschungen und Kombinationen der vier Monate in Sfuchúm-Kalé, auf dem 42.° n. Br.

---

## Die handelspolitische Bedeutung des Roten Meeres in alter und neuer Zeit.

Von Professor Theodor Schott.

(Fortsetzung.)

Es war um so unverantwortlicher von den pfiffigen Orientalen, diese herrlichen Gegenstände sich so teuer bezahlen zu lassen, da sie einer weit verbreiteten Sage nach so mühelos dieselben in ihren Besitz bekamen. Der fromme Jerusalemspilger, der streitbare Kreuzritter erzählte wohl, alle diese Herrlichkeiten (Spezereien 2c.) wachsen auf den Bäumen des Paradieses und fallen in die Wasser des Nil, der dort seinen Ursprung habe und dessen Strömung sie allmählich nach Aethiopien und Aegypten führe, wo die Bewohner mit leichter Mühe sie herausfischen und um teures Gold verkaufen. Der Kaufmann, welcher nach Aegypten kam, wußte die Sache bald besser; zu der Heimat der Gewürze drangen aber nur wenige kühne Reisende und Händler vor, wie umgekehrt nur wenige arabische Kaufleute ins Abendland gingen. Der Zwischenhandel mit seinen alles verteuernden Preisen blühte in vollstem Maße. Diesen zu vernichten und die Heimatstätten jener kostbaren Produkte selbst zu finden, zu besuchen und zu besitzen, war bekanntlich das treibende Motiv, welches die Portugiesen im 15. und 16. Jahrhundert zu ihren großen Entdeckungs- und Eroberungsfahrten reizte. Ehe aber diese Zeit anbrach, waren für Europa die seetüchtigen Bewohner der mittelländischen Seestädte die Vermittler dieses gewinnreichen Handels.

Schon während der Karolingerzeit ankerten die Galeeren von Amalfi und Venedig im Hafen von Alexandria, im 12. Jahrhundert gesellten sich Pisa, Genua und Ancona hinzu, im 13. Ragusa, Barcelona, Narbonne, Montpellier, an welche sich die Menge der kleineren Seestädte, Barletta, Trani, Bari, Brindisi 2c. anschloß. Es waren die Jahrhunderte, in welchen die italienischen Republiken und Communen jenen großartigen Aufschwung nahmen, der sie in der Entwickelung eines selbständigen Bürgertums, in Reichtum und Macht, in Handel und Gewerbthätigkeit, in Kunst und Kultur überhaupt so hoch unter den Städten des Abendlandes stellt, wo Genua und noch mehr Venedig durch ihre Schiffe, welche das Mittelmeer in seiner ganzen Ausdehnung durchkreuzten und beherrschten, durch ihre Kolonien und Faktoreien und unterthänigen Landschaften am Schwarzen und im Aegäischen Meer, in Konstantinopel wie in Aegypten eine Weltstellung inne hatten, wo sie in vollem Sinn die Träger des Welthandels waren, dessen gewinnreiche Thätigkeit sie nach einem bei allen Welthandelsvölkern wiederkehrenden Gesetze mit mehr oder weniger Erfolg zu ihrem Monopol zu machen versuchten. Unermüdliche Thätigkeit, zähe Beharrlichkeit, jene findige Geschicklichkeit, welche den tüchtigen Kaufmann auszeichnet, die günstigen Konjunkturen zu erkennen und rasch zu benützen, scharfer Blick für die geographischen und politischen Verhältnisse, beim Verkäufer wie beim Käufer, eine ebenso bedeutende politische wie kommerzielle Begabung, welche sich beim Abschließen der Verträge wie bei den Wechselfällen des Handels deutlich kundgibt, machten dieses rasche Aufblühen erklärlich, das uns beim Anblick der kleinen Gebiete, über welche jene Städte zuerst herrschten, ein historisches Rätsel erscheinen könnte. Die große politische welthistorische Unterlage, von welcher diese Bewegung getragen wurde, waren die Kreuzzüge, wo eine gewaltige abendländische Völkerwelle über Kleinasien und Aegypten, ganz besonders aber über Syrien und Palästina sich ergoß, abendländische Feudalstaaten mitten im despotischen Morgenland gründete, aber zur Verbindung von Ost und West unendlich beitrug. Neben und mit dem Transport der Pilger und der Kreuzheere zog der friedliche internationale Handel seine Bahn, fand das kostbare Kaufmannsgut seinen Raum in der hochbordigen Galeere, entstanden mitten in den mohammedanischen Städten stattliche, reiche Niederlassungen mit einem ganz eigenen Leben und Treiben, das ähnlich wie die europäischen Kolonien der Gegenwart in Ostasien oder an den barbarischen Küsten Afrika's, zu den interessantesten Kulturerscheinungen gehört; versuchen wir ein Bild derselben zur Blütezeit des alexandrinisch-italischen Handels in der Kürze zu zeichnen.

Von den beiden Häfen von Alexandria war nur der neue kleinere nördliche den Christen geöffnet; kaum ankerte dort das Schiff, so kamen die ägyptischen Douanenbeamten an Bord, wobei die Waren, die Personen genau aufgeschrieben, Herkunft und Nationalität des Schiffes bestimmt, Steuerruder und Segelstangen weggenommen und in den Gewahrsam der Behörden gebracht wurden, wo sie bis zur Abfahrt blieben, und nur wenn die Fremden Zoll erlegt und alle Verbindlichkeiten erfüllt hatten, wurden sie wieder ausgeliefert, oft genug auch zurückbehalten, um den Kaufleuten Geld abzupressen. Die Waren wurden in die Douane geschafft, die Kaufleute fanden am Hafen ihren Konsul, der für seine Landsleute einstand und sie in das Fondaco ihrer Vaterstadt geleitete. Jede der genannten Städte hatte ihr Fondaco (Gasthaus, Bude, Magazin), in Alexandria hatte Venedig sogar zwei; sie waren nicht das Eigentum der Christen, sondern von der ägyptischen Regierung den Abendländern überlassen. Palastartig, wie eine feste Burg, erhoben sich die Fondachi der großen Handelsmächte Venedig, Genua 2c., die kleineren waren zufrieden mit bescheidenen Logierhäusern; im Viereck gebaut, umschlossen sie einen Hof, in welchem die Waren gepackt und verladen wurden, dort waren die gewölbten Magazine, bis hoch an die Gurten türmten sich die Ballen und Kisten. In den

Digitized by Google

oberen Stockwerken wohnte der Konsul, unter dessen Aufsicht und Regiment das ganze Anwesen stand, der auch darüber entschied, ob ein Fremder, dessen Nation vielleicht kein Fondaco hatte, darin Aufnahme finden konnte. Aber jeder, der darin Unterkunft gefunden, hatte den unendlichen Vorteil, mitten in dem fremden sich abschließenden Oriente unter seinen Landsleuten zu sein, die Bequemlichkeiten und Gewohnheiten der Heimat wieder zu finden. Wohl mahnten ihn die wilden Tiere, welche im Hofe gehalten wurden, die Palmen und tropischen seltenen Gewächse, auf welche sein Blick fiel, an die fremde Welt, in die er eingetreten war, auch konnte er sich nicht frei bewegen, wie er wollte. Jede Nacht wurde das Fondaco von außen geschlossen und am Freitag, dem heiligen Tage der Mohammedaner, waren die Christen auch während des Gottesdienstes zwei bis drei Stunden hinter ihre Mauern gesperrt — sie konnten ja sonst einen plötzlichen Ueberfall auf die arglosen Heiden unternehmen, wie es schon einmal geschehen war — und wer landeinwärts reisen wollte, mußte sich zur mohammedanischen Tracht bequemen, um vor Unbilden sicher zu sein. Aber im Fondaco hörte er seine Sprache, traf Freunde und Bekannte, er konnte leben wie zu Hause, denn jedes hatte seine Bäckerei und seine Bäder, auch Wein, sonst den Orientalen verboten, wurde hier geschenkt, und selbst die den Morgenländern so verhaßten Schweine wurden gehalten. Daß es an christlichen Kapellen nicht fehlte, dafür sorgte die strenge kirchliche Sitte des Mittelalters, die Venezianer hatten überdies eine große, prachtvoll mit Marmor und Mosaik geschmückte Kirche, und wer der Natur seinen letzten Zoll zahlte, der fand in dem gemeinsamen lateinischen Kirchhof bei der St. Michaelskirche seine Ruhestätte. Monatelang konnte der Kaufmann in seinem Fondaco im fremden Lande verweilen, geschützt durch die Verträge seiner Vaterstadt mit dem Sultan, vor den er klagend zu treten das Recht hatte, behütet durch seinen Konsul, der in wiederholter feierlicher Audienz vor den Sultan trat. Das waren große Vergünstigungen in einer Zeit, wo Fremdling und Feind oft gleich bedeutend war. Und allerdings auch hier wandelte man nicht ungestraft unter Palmen, denn gar manchmal kam es vor, daß ein mohammedanisches Schiff von Christen gekapert wurde, dann hatten die Landsleute im Morgenlande den Zorn des Sultans zu entgelten; so streng war die Aufsicht, daß die Ankunft jedes Schiffes durch Brieftauben nach Kairo gemeldet wurde, daß es nicht gestattet war, tiefer in das Innere des Landes als bis dorthin zu reisen.

Groß war der Verkehr, 1215—1216 schätzte man die Zahl der christlichen Kaufleute in Alexandria auf 3000, 1187—1188 überwinterten 37 Kauffahrer dort, wie viele mochten während der Sommermonate dort aus- und einlaufen! Freilich ein großes Hindernis stand der ganzen Handelsverbindung im Wege; die Mohammedaner waren Feinde des christlichen Glaubens, und daher als solche zu bekämpfen, und besonders so lange die Kreuzfahrerstaaten in Palästina und Syrien bestanden, solange die Kreuzzüge währten, wurden die Kaufleute, die mit Aegypten Handel trieben, von manchen Strenggläubigen als schlechte Christen angesehen, die Ausfuhr von Sklaven, Holz und Eisen war verboten und mit kirchlichen und weltlichen Strafen belegt. Und als mit dem Fall von Acco jeder Fußbreit Landes im heiligen Lande den Christen entrissen war, da drohte dem gewinnreichen Handel ein schwerer Schlag durch die allgemeine Handelssperre, welche von kirchlicher Seite vorgeschlagen wurde, um die ägyptische Macht, in deren Kassen ungeheure Summen durch die Zölle flossen, empfindlich zu treffen. Aber das Projekt wurde nie eigentlich durchgeführt, wohl gab es Störungen, aber die Kirche ließ mit sich handeln und gab gegen gutes Geld Dispensationen, welche die Gewissen der Kaufleute und der Regierung gleichmäßig beruhigten, und nach 1370, als der Eifer der Kreuzzüge immer mehr erlosch, trat keine solche Störung mehr ein. So nahmen die Länder am Mittelmeer in weitem Umfang teil an dem Handel mit Aegypten, umsomehr da den vordringenden Osmanen in Kleinasien und in der Balkan-Halbinsel die italienischen Kolonien am Schwarzen Meer allmählich erlagen und der Ueberlandweg immer mehr gesperrt wurde. Wie so oft, war auch hier im 15. Jahrhundert die Blüte eine schöne vor dem Verwelken, reich und lohnend der Gewinn trotz der ungeheuren Zölle, die überall erhoben wurden. In Dschidda und oder Kosseir oder Tor mußten zehn bis fünfzehn Prozent Zoll gezahlt werden, ebensoviel in Kairo, und endlich zum dritten Mal bei der Einschiffung in Alexandria. So konnte man wohl sagen, daß in Aegypten die Ware um ihren Wert verdoppelt werde. Auch hier stritten die einzelnen Nationen eifrigst wie in der Gegenwart um das Meistbegünstigungsrecht für ihre Handelsleute und ihre Produkte. Der Handel selbst war für den Europäer passiv im ganzen; wohl bot er Holz und alle Metalle, blinkende Korallen und kostbares Pelzwerk, wollene Tücher aus den Niederlanden und Leinwand von Rheims, auch sonst manche Seltenheiten, wie Jagdfalken, die bis zu 150 Goldstücken bezahlt wurden; aber was war das, verglichen mit den oben erwähnten Gewürzen, Spezereien und Edelsteinen! Auf den großen Auktionen, die in der Douane oder im Fondaco stattfanden, mußte das baare Geld den Ausgleich bilden; glücklich der Kaufmann, welchem es gelang, sein gemünztes Gold so sicher zu verstecken, daß es bei der Visitation am Thor, wo er den Kopfzoll und den für Waren und Geld (zwei Prozent) erlegen mußte, nicht gefunden wurde, und es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß manche vollbefrachtete Galeere eine Ladung im Werte von 150,000—200,000 Dukaten (mindestens 1,500,000 bis 2,000,000 Mark) trug.

Die führende Rolle in diesem Levantehandel für das Abendland hatten die Italiener, aber nicht blos im Mittelmeer wehte die Flagge des hl. Markus oder des hl. Georg, sondern genuesische und venezianische Schiffe trugen vom



Digitized by Google

Jahre 1317 (1318) an ihre kostbare Fracht durch die Straße von Gibraltar direkt nach Brügge und Antwerpen, unterwegs die spanischen und portugiesischen Häfen berührend; auch England wurde von ihnen besucht. Nach Deutschland gelangten die meisten orientalischen Waren, die das Rote Meer heraufgekommen waren, über die Alpen; die deutschen Handelsherren von Nürnberg, Augsburg, Ulm, Konstanz, Regensburg, Ravensburg fanden sich selbst in Venedig ein. Dort hatten sie ihr deutsches Haus, ihr noch wohlerhaltenes Fondaco; auch von Brügge und Antwerpen aus versorgten deutsche Händler ihre norddeutschen Brüder mit den Erzeugnissen des Ostens, nirgends aber finden wir, daß sie selbst Schiffe nach Aegypten gesandt, direkt sich am Handel beteiligt hätten; bei den Engländern war das Gleiche der Fall. Dies wurde erst anders, als Vasco de Gama im Jahre 1498 in Calicut in Ostindien gelandet, den direkten Seeweg dorthin aufgefunden hatte und die portugiesische Regierung kein Mittel unversucht ließ, dem Zug des Welthandels eine andere Richtung anzuweisen. Mit weitem staatsmännischem Blick, mit Aufbietung aller Energie setzte König Manuel es durch, sein Volk an die Stelle der Italiener zu setzen. Flotte auf Flotte ging von Lissabon ab — auch deutsche Schiffe, Augsburger Häusern gehörend, waren schon im Jahre 1504 dabei — Faktoreien wurden gegründet, bald waren wichtige Städte an der Küste von Malabar, wie Diu Quilva, Kotschin, Calicut, später Malacca, in den Händen der Portugiesen, mit diesem Kolonialbesitz ging auch der Handel auf sie über; kamen doch schon im Jahre 1506 25,000—30,000 Cantaren Spezereien nach Lissabon, so daß von dort aus der Westen und Norden Europa's damit versorgt werden konnten. Aber nicht zufrieden damit, setzten die Portugiesen alles daran, den Handel zu monopolisieren, ihre Konkurrenten, die Araber, völlig zu verdrängen. Wo immer möglich, wurden arabische Schiffe aufgebracht und verbrannt, immer unsicherer wurde der arabische Handel wegen der portugiesischen Kreuzer; von Socotora, das die Portugiesen besetzten, sollte das Ein- und Ausfahren der arabischen Schiffe verwehrt werden, und endlich vernichtete der glänzende Sieg, welchen der alte tapfere Almeida am 3. Februar 1509 bei Diu erfocht, die ägyptische Flotte. Die Macht dieses Staates, dem Umsichgreifen der Portugiesen gewaltsam zu wehren, war damit gebrochen. Venedig, anderwärts stets beschäftigt, war nicht imstande und auch nicht Willens, dem Erbfeinde der Christenheit mit Mannschaft und Schiffen beizustehen; es mußte zusehen, wie die Wurzeln seiner Macht und Blüte eine nach der anderen abgeschnitten wurden. Alexandria verfiel zusehends, statt 600,000 Dukaten betrug der jährliche Umsatz der Venezianer dort nur noch 100,000, mit der Eroberung von Ormuzd durch Albuquerque 1515 wurde dem arabischen Handel durch den Persischen Meerbusen der Todesstoß gegeben, und wenn die Angriffe desselben großen Helden auf Aden 1513, ebenso der seines Nachfolgers Soarez auf dieselbe Stadt 1518 mißlangen, so hatte doch der eigentliche Welthandel im Roten Meer aufgehört, umsomehr, da die türkischen Sultane Selim und Soliman die ägyptischen Großhändler von Kairo und Alexandria nach Konstantinopel versetzten und diese ihre Hauptstadt zum ersten Stapelplatz ihres Reiches auch für Spezerei erheben wollten. Die Niederlage der gewaltigen türkischen Flotte 1538 bei Diu gab den Indischen Ozean völlig in die Hände der Portugiesen, welche mit allem Eifer strebten, den außereuropäischen Handel an die Westküste Europa's zu verlegen. Wohl währten innerhalb des Roten Meeres noch die Pilgerzüge, bestand auch einiger Küstenhandel, aber er und seine wenigen Fahrzeuge erschienen wie eine Ironie gegenüber den Flotten, welche früher dasselbe Meer bedeckt hatten, und wehe dem Schiffe, welches seine sichernde Grenze verließ, es war meistens den Portugiesen verfallen. Auch der Versuch, den alten (Ptolemäer?)-Kanal zwischen Nil und Meer wieder fahrbar zu machen (1529) wurde bald wieder aufgegeben, und so verödete das Rote Meer zusehends, es hatte seine Weltstellung verloren. Nirgends ist dies deutlicher ausgesprochen als in den Reiseberichten vom 16. und 17. Jahrhundert. Breuning v. Buchenbach, der im Jahre 1612 Alexandria besuchte und dort noch große Kaufmannschaft sah, führt unter den Waren die Gewürze nicht mehr an; ein anderer klagt um dieselbe Zeit, daß der Nil-Kanal nach Alexandria nicht mehr schiffreich gehe und 50 Jahre später nennt ein Geograph (Sandys 1656) Kairo und Alexandria nur noch einen Schatten von der früheren Größe. Die Anregung zur Wiederbelebung kam auch nicht von Aegypten und nicht von Arabien, sondern von den europäischen Mächten und deren indischen Besitzungen.

Große Kolonialreiche hatten sich in Indien gebildet, der Herrschaft der Portugiesen war die der Holländer und dieser die der Engländer gefolgt. Durch britische Energie, Zähigkeit, Tapferkeit und Klugheit ist aus den kleinen Anfängen der Ostindischen Kompagnie das gewaltige englische Kaiserreich erwachsen, die Quelle englischen Reichtums und englischer Macht; für Japan und Australien, für China und die indische Inselwelt gilt das stolze Wort: Herrsche Britannia. Daß das Rote Meer der englischen Macht- und Handelssphäre sich nicht auf die Dauer entziehen konnte, lag in der Natur der Dinge; trotz des Verbotes der Pforte, welches fremden Schiffen den Eingang und Handel in demselben verschloß, trieben englische Schiffe seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen lebhaften Handel mit Dschidda und später mit Suez, im Mai 1817 landeten dort Schiffe, die direkt aus Bombay gekommen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Die Westküste des Argolischen Meerbusens mit dem Mustòs-See bei Astros in Kynurien.

Topographisch-Ethnologisches von Dr. Bernh. Ornstein in Athen.

(Schluß.)

Nach der vorstehenden flüchtigen topographischen Skizze, welche ich von dem Westrande des Argolischen Meerbusens entworfen habe und die ich im Hinblick auf die selten genau angegebenen Entfernungen der Küstenpunkte von einander der Beschreibung des Mustòs-Sees vorauszuschicken für angezeigt hielt, gehe ich zur letzteren als meiner Hauptaufgabe über. Das Wort *Μουσὸς* ist seiner Ableitung und Bedeutung nach unbekannt; kein alter oder neuer Geograph gibt meines Wissens Auskunft darüber. Ebensowenig waren die desfallsigen Bemühungen mir bekannter Athener Gelehrten von Erfolg gekrönt, wiewohl ich mich für verpflichtet halte, die liebenswürdige Bereitwilligkeit einiger Herren, wie die der Professoren Emm. Galanis, Kondos und des Konservators der Kammerbibliothek Kalogeropulos hier dankbar anzuerkennen. Anders verhält sich die Sache, wenn der Ton auf der ersten Silbe des Wortes liegt, denn *ὁ μοῦσος* (alt *Τὸ γλεῦκος*) bedeutet im Neugriechischen der Most. Da aber auch von dieser Seite kein Aufschluß zu erwarten ist, so halte ich mich für berechtigt, mit meiner persönlichen Ansicht hervorzutreten, nach welcher *μυσὸς* von *μεσὸς* (voll, angefüllt) abstammt. Da es im Griechischen wie in anderen Sprachen kein festes Gesetz über den Umlaut gibt, so erklärt sich in unserem Falle die Wandlung des *ε* in *ο* und des *ο* in *ου*, welche, wie bekannt, vor den semivocales oder dem einfachen Zischlaut *σ* bei den Dichtern, besonders bei den epischen, nichts seltens ist. Wir wissen z. B. daß die Jonier das *ε* und *ο* in *ἕνεκα*, wegen, *νόσος*, Krankheit, *ὄνομα*, Name ꝛc., in *εἵνεκα*, *νοῦσος* und *οὔνομα* zu verlängern pflegten. Was die masculine Endsilbe des Wortes anbetrifft, so dürfte nach Analogie vieler Wörter auf *ος*, welche eigentlich adjectiva sind und bei denen ein weibliches Substantiv zu ergänzen ist, wie bei *ἡ ἄνυδρος* (sc. *χώρα*), die Wüste, *ὁ μουσὸς* ebenfalls ein zum Hauptwort gewordenes Eigenschaftswort sein, bei dem ein männliches Hauptwort (sc. *ὁ λιμὴν*) ausgelassen ist. Ist es doch meines Dafürhaltens gar nicht unwahrscheinlich und ich werde noch einmal hierauf zurückkommen, daß in prähistorischer Zeit der hart am Fuße des felsigen Parnon liegende kleine See, der einzige, wenn auch nicht überall gleich tiefe, doch nie wasserleere Hafen, *ὁ μεσὸς λιμὴν*, an dieser unwirtlichen Küste war. Ist die Etymologie des Wortes in Dunkel gehüllt, so ist man auch bis jetzt noch nicht darüber im Klaren, ob dasselbe einem See oder einem Sumpf zukomme. Roß bezeichnet den Mustòs im ersten Teil seiner „Reisen im Peloponnes", S. 164, als See oder Sumpf, Bursian im II. Band seiner „Geographie von Griechenland", S. 68, als ausgedehnten Sumpf, und Fiedler im I. Teil seiner „Reise im Königreich Griechenland", S. 304, als einen großen Teich. Die drei Lesarten bedürfen der Richtigstellung, da die erste die Wahl zwischen See und Sumpf zuläßt, die zweite das Wasserbecken als ausgedehnten Sumpf bezeichnet und die dritte und letzte, welche sich allerdings der Wahrheit mehr nähert als die beiden vorhergehenden, darin fehlt, daß sie dasselbe auf die Dimensionen eines Teiches reduziert. Die Ursache der verschiedenartigen Bezeichnungen liegt in dem Umstande, daß der Mustòs-See bei hohem Wasserstande einen Teil der Thyreatischen Ebene überschwemmt und dieselbe in einen seeartigen Sumpf umwandelt. Wenn dagegen im Hochsommer sein Wasserspiegel fällt, so zeigt sich der Sumpfboden als solcher und wird nur durch einzelne Tümpel unterbrochen. Da die überschwemmten Fluren einen ungleich größeren Raum einnehmen als der eigentliche See, so ist es leicht erklärlich, daß letzterer bei einem durch die Vorsicht gebotenen flüchtigen Besuche der als höchst ungesund bekannten Gegend entweder übersehen oder für einen größeren teichartigen Tümpel gehalten werden kann. Die zwei Stunden lange, doch meist nur eine halbe Stunde und nirgends über eine Stunde breite Ebene wird im Norden durch den kleinen Fluß vom Kloster Luku (den Tanos oder Tanaos?) begrenzt, den Südrand derselben bildet ein noch kleinerer Wasserlauf, der mir als Charadros oder Fluß von Káni[1] bezeichnet wurde. Beide Flüsse[2] entspringen auf dem Parnon-Gebirge. Der erstere ist von da ab, wo er

[1] Mein studierter Begleiter glaubte dieses Wort von einem auf einem der Vorberge des Parnon liegenden Dorfe dieses Namens ableiten zu dürfen. Ich konnte dieser Erklärung nicht zustimmen, da das Dörfchen Káni in der Gemeinde Kleitorias in der Eparchie von Kalavryta liegt.

[2] Hier will ich bemerken, daß die griechischen Klassiker dem Anscheine nach in der Bezeichnung von Wasserläufen etwas willkürlich zu Werke gingen. So wurde und wird gegenwärtig noch das Wort *ποταμὸς*, selbstverständlich mit der beiwörtlichen Unterscheidung von groß und klein, von jedem von Natur fließenden Wasser gebraucht. *Αὐλάκι*, *Αὔλαξ* (von *λαχαίνειν*, graben) ist eine Furche, auch künstliche Wasserrinne oder ein Graben; *διώρυξ* (von *διορύσσω*, durchgraben) ist ein Kanal oder ein tiefer und breiter Graben, auch Mine, Stollen. Ströme kannte man nicht, da es keinen solchen gab, denn der Achelous, der größte Fluß des Landes, welcher die Grenze zwischen Aetolien und Akarnanien bildet und sich ins Jonische Meer ergießt, dürfte den Vergleich mit der Isar nicht aushalten. Außer diesem, dem thessalischen Peneüs, dem messenischen Pamisus und etwa noch dem arkadischen Alphëus, sind die übrigen nur als kleinere und nicht einmal alle als perennierende Küstenflüsse zu betrachten, deren Namen ohne die poetische Ueberschwänglichkeit des Altertums ebensowenig verherrlicht worden wären, als die Ilm, Pleisse oder Oker hierauf Ansprüche haben. Das Wort *χειμαῤῥο*, welches einige Lexikographen als reißenden Strom übersetzen, bedeutet im Neugriechischen einen durch Regen- oder Schneewasser plötzlich angeschwellten und schnell fließenden Bach, was sich schon aus den Worten „*τοὺς ἐκ τῶν οἰκιῶν χειμαῤῥους* (die Flut des von den Dächern oder Häusern strömenden Regenwassers), genügend ergibt. *Χαράδρα* bedeutet im Neugriechischen eine natürliche, trockene oder Wasser enthaltende Erd- oder Felsspalte.

Digitized by Google

in die Ebene eintritt, bis zu seiner Mündung von Sümpfen umgeben und der letztere, welcher sich bei dem Dorfe Hagios Andreas, etwa eine halbe Stunde vom Südsaum der Thyreatis, ins Meer ergießt, ist hier und da verschlammt. Kaum eine Viertelstunde südwärts von dem erstgenannten Flüßchen hebt sich von dem hier überall flachen Strande ein ins Meer hinausragendes Vorgebirge ab, so daß man den Eindruck erhält, als sei dasselbe einst ein hohes Eiland gewesen. Auch jetzt noch wird der ziemlich steile Kalkfelsen *νησὶ*, die Insel, genannt. Auf der Südseite desselben, welche kleineren Küstenfahrzeugen gegen den nicht selten heftig wehenden Nordwind einigermaßen Schutz bietet, liegt das erst anfangs der zwanziger Jahre entstandene Städtchen Astros. Vor dem Freiheitskampfe standen an dieser Stelle nur ein paar Baracken, welche den hier landenden Reisenden eine Schlafstelle und notdürftige Nahrung boten. Der Rücken des kahlen Hügels trägt eine burgartige Festungsmauer mit einigen Gebäuden, die der früher in Nauplia ansässigen Witwe Zaphiropulos' gehört und welche der kriegerische und einflußreiche Gemahl der Dame im Beginn des Aufstandes aus den Ruinen eines mittelalterlichen Kastells erbaut hatte. Hinter diesen Mauern hat die zweite griechische Nationalversammlung im Jahre 1823, welche in patriarchalischer Weise unter den Olivenbäumen des nahen Sommerdorfes Hagios Giannis tagte, bei Nacht Schutz gefunden. Ob das heutige am Strande liegende und seitdem zum Städtchen und Hauptort der Westküste des Argolischen Meerbuses gewordene Astros an der Stelle des alten liegt, ist unentschieden, dagegen steht fest, daß der neue Ort den alten Namen Astros[1] trägt. Etwa eine halbe Stunde von demselben in der Richtung des sogenannten Charadros, des südlich gelegenen Flüßchens, und $^3/_4$ Stunden von der Küste entfernt, breitet sich die stille Wasserfläche des Mustòs aus, der von drei Seiten von den Resten alter Ansiedelungen zum Teil polygonischer Bauart umgeben ist, welche an die Ruinen von Tyrinth erinnert. Ueber die antike Bedeutung derselben hat die Archäologie ihr letztes Wort noch nicht gesprochen. Das Areal des kleinen, brackisches Wasser enthaltenden und fischreichen Seebeckens, dessen Spiegel sich kaum 25 cm. über den des Meerbusens erhebt, beträgt nach dem Vermessungsergebnisse des griechischen Geniemajors Suli 105 Stremm = 10.5 ha. Im Westen desselben brechen am Fuß der östlichen Abhänge des Parnon in der Höhe von etwa 40 cm. über der Strandebene zwei wasserreiche Quellen unter Kalkkonglomerat hervor, deren Vereinigung den Mustòs bildet. An den schilf- und binsenbewachsenen Ufern des letzteren läßt sich die Grenze zwischen diesem und dem Sumpfboden der Thyreatischen Ebene selbst dann erkennen, wenn große Strecken des umliegenden Landes zur Zeit von ungewöhnlichem Regen- und Schneefall gleichmäßig überschwemmt werden. Abgesehen hiervon, ist die den beiden salzhaltigen Quellen entströmende Wassermenge eine zu große, als daß der an keiner Stelle über 5 m. tiefe See dieselbe zu fassen vermöchte. Die somit zur Ueberflutung des Beckenrandes genötigte Wasserfülle ergießt sich in den zwischen diesem, der Küste und Astros enthaltenen Raum. Früher haben die Gewässer des Mustòs auf dem abschüssigen Terrain einen natürlichen, ziemlich breiten Abzugsgraben gebildet, welcher die Richtung gegen letzteres Städtchen einhielt. Im Laufe der Zeit kam es jedoch in Folge des häufig starken Wellenschlages an dem niedrigen Strande zur Versandung seiner Mündung, und so wurde die, wie gesagt, nur wenig über das Meer sich erhebende Tiefebene bis auf geringe Bodenerhöhungen zu einem ausgedehnten Sumpfe. Zu solchen bevorzugten Punkten gehört beispielsweise ein in die See hinausragender, etwa 20 Minuten von dem Dorfe H. Andreas entfernter niedriger Felshügel, *τὸ χερρονήσι*,[1] die trockene Insel, welcher nur im Süden mit der Ebene zusammenhängt. Auf der Nordwestseite ist derselbe von einem tiefen Wassergraben begrenzt, der eine Menge großer und schmackhafter Exemplare von Mugil cephalus *Cuv.* (neugr. *Κέφαλος*) enthält. Außer diesem quasi isolierten Küstenvorsprung und einigen wenigen angebauten Stellen des unergiebigen thonigen Bodens ist der zwischen den obenerwähnten, teilweise versandeten Flußmündungen liegende Streifen Landes der alten Thyrea vom Fuße des Berges bis zum Meere weiter nichts als ein großer Sumpf. Es ist eine natürliche Folge der örtlichen Vorhältnisse, daß der durch die Sommerhitze begünstigte Fäulnisprozeß einer großen Menge sowohl in der unmittelbaren Umgebung des Sees als in der sumpfigen Umgegend befindlicher vegetabilischer Stoffe einen so intensiven Fieberherd bildet, daß die Stadt Astros sowie die nahen Dörfer Kalyvia, Meligus und Korakovuni zu den schlimmsten Fiebergegenden Griechenlands gezählt werden. Auch der schon öfter zitierte H. Andreas gehört zeitweise in diese Kategorie. Die Bewohner dieser Ortschaften sind daher genötigt, jedes Frühjahr vom April bis zum September ihre Wohnungen zu verlassen und höher gelegene gesündere Sommerlager, Kalyvia genannt, zu beziehen. Um dem Elende der von den endemischen Fieberepidemien schwer heimgesuchten und in besonders schlimmen Jahren decimierten Bevölkerung dieser Gegend abzuhelfen, beschloß man unter der humanen Regierung des verewigten Königs Otto die Entwässerung des ganzen Sumpfterrains zu versuchen. Auch vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte empfahl sich das Unternehmen, da durch die Trockenlegung des Seegrundes und des ganzen Sumpfgebietes an 500 ha. Ackerlandes der Kultur gewonnen worden wären. Da man in der durch ein zu schwaches Gefälle verursachten und immer mehr zunehmenden Versandung des primitiven Abzugsgrabens die Ursache der Ver-

[1] *Ἄστρον* findet sich meines Wissens nur bei Ptolemäus, 3, 16.

[1] Eine ausnahmsweise Bezeichnung, die gewöhnliche ist *ξερονήσι*.

Digitized by Google

sumpfung der Gegend erblickte, so wurde die Anlage eines in gerader Linie von der Küste nach Astros zu führenden und den technischen Anforderungen entsprechenden, hinlänglich tiefen Kanals von über 6 m. Breite geplant. Man begann mit den Arbeiten 1835, setzte dieselbe in dem darauf folgenden Jahre fort und man hätte aller Wahrscheinlichkeit nach das Werk zu Ende geführt, wenn es nicht zuerst aus Finanzgründen unterbrochen und später durch die in Folge der im September 1843 stattgehabten Militärrevolte dekretierten Entlassung des bayerischen Freiwilligenkorps fast gänzlich aufgegeben worden wäre. Noch heute nach 50 Jahren führt der unvollendete Kanal den Namen „ὁ βαβαρικὸς ποταμὸς“ im Gegensatz zu dem „φυσικὸν ποταμὸν“. Nur einmal wurde noch vor einigen Jahren eine von dem weiter oben zitierten Papamichalopulos als Minister des Innern eingebrachte Kreditforderung von 40,000 Drachmen behufs Weiterführung des fast bis zur Häfte fertig gestellten Kanals von der Kammer bewilligt. Seitdem wird diese, die Wohlfahrt eines Bezirks betreffende hygieinisch-finanzielle Frage nur noch ab und zu im Partei-Interesse von einem um Stoff verlegenen Oppositionsblatte besprochen. Die Wiederaufnahme der Arbeiten scheitert dem Anschein nach ungleich mehr an dem schwachen Pflichtbewußtsein der zeitweiligen Ressortminister als an der Berücksichtigung des Kostenpunktes. Es ist freilich dem Gedächtnisse alter Leute hier und da noch nicht entschwunden, daß die bei dem Beginn des Kanalbaues unter deutscher Leitung beschäftigten griechischen Taglöhner sich nur schwer und gegen hohen Wochenlohn zur Teilnahme an den gefürchteten Wasserarbeiten verstanden. Sobald sie indeß die ersten Symptome der schädlichen Einwirkung derselben auf ihren Gesundheitszustand verspürten, waren sie nicht mehr zu halten, und, was noch schlimmer war, sie benahmen durch eine drastische Schilderung der erlittenen Unbilden auch ihren Landsleuten die Lust zu dem sonst lockenden guten Verdienst.[1] Demzufolge mußte eine Abteilung deutscher Infanterie von einigen zwanzig Mann zur Verfügung des Genie-Unterlieutenants Dillmann gestellt werden, unter dessen Leitung 15 Pionniere zu den Kanalarbeiten verwendet wurden. Wie mir dieser Offizier später in Lamia, wenn ich mich recht entsinne im Jahre 1840, erzählte, waren von etwa 40 Mann nur er selbst und Ein Mann mit dem Leben davon gekommen. Dieses Glückskind hieß der rote Krämer, was ich ohne den tiefen Eindruck, welche die Mitteilung auf mich machte, längst vergessen haben würde.

[1] Seitdem ist es anders geworden. Ganze Scharen armer Armenier und Türken suchen Jahr aus Jahr ein irgend welche Beschäftigung in Griechenland, und wenn zu jener Zeit der Eingeborene sich nur ungern und zu dem hohen Tagelohn von 10 bis 12 Drachmen bei Wasserbauten verwenden ließ, so bequemt sich heute der um Brot verlegene Fremde um den halben Preis zu denselben, da der Arbeitslohn für Feld- und sonstige Arbeiten sich nur auf 1 ½ bis 2 Drachmen nebst Weinration stellt.

Ich hatte übrigens keinen Grund, die Angaben meines Freundes und Kameraden zu bezweifeln, weil ich als Arzt aus Erfahrung wußte, wie viele deutsche Landsleute den mörderischen Fieberepidemien des Landes und in zweiter Linie der ungeregelten Lebensweise zum Opfer fielen. Selbstverständlich mußte der Tod eine reichlichere Ernte unter Menschen halten, welche nicht vollständig akklimatisiert waren, dabei bis an den Gürtel in Wasser und Sumpf arbeiten und fortwährend die verpestete Sumpfluft von Astros einathmen mußten.

Zum Schluß glaube ich mich zu der Annahme berechtigt, daß die Thyreatische Ebene oder ein Teil derselben in vorgeschichtlicher Zeit von den Gewässern des Meeres überflutet war. Diese Ansicht stützt sich auf die Beobachtung, daß, wenn man den Lauf des erwähnten natürlichen Abzugsgrabens verfolgt, man auf so beträchtliche lineare Sandanhäufungen stößt, daß solche unmöglich als ein Niederschlag weder aus dem Wasser des Sees noch aus den nicht bis dahin reichenden Meereswellen betrachtet werden kann.

In ähnlicher Weise erklärt sich auch die mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Sumpfbeschaffenheit der alluvialen Küstenstriche von Patras, Kyllene, Gastuni, Messolonghi, vom Phalerus u. s. w.

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Sehr bald sieht man so gut wie gar nichts mehr; allein je weniger man sieht, desto mehr konnte man hören, als ob das Ohr für den Verlust, den das Auge erlitt, hätte entschädigt werden sollen. Aber was für eine Entschädigung ist das? Man muß einen solchen Strom, wie die Wolga, branden gehört haben, um es verstehen zu können. Mehr und mehr wird das Rauschen, das von unten heraufdringt, zum Gebrause, und das Gurgeln der an die Ufer schlagenden Wellen zum Getrommel. Je tiefer wir herabkommen, desto mehr schwillt auch das Getöse an.

Alle Augenblicke fragt meine Begleiterin, was das sei und woher das Geräusch komme? wie man zu fragen pflegt, wenn man etwas ahnt oder fürchtet.

Allein was für eine Antwort sollte ich ihr geben? ich war in Verlegenheit.

„Wind“, sagte ich etwas unsicher. „Es wird der Wind sein!“

„So“, meinte sie, und nach einer Weile fügte sie hinzu: „Schöner Wind — gräulicher Wind!“

Aber Wind war auch dabei, freilich nur ein solcher, der von der heftigen, über das Eis hingehenden Strömung erzeugt wurde.

Digitized by Google

Es mochte ihr jedoch etwas zu windig vorkommen, denn nach einer Weile bemerkte sie: „Aber es zuscht ja? Ob es nur wirklich der Wind ist? Höre nur!"

„Freilich! Allein was könnte es sonst noch sein?" entgegnete ich unruhig, denn ich hatte es längst gehört und brauchte nicht mehr zu hören. Es zuschte nicht nur, sondern es gluckste und schluckte in unheimlichster Weise.

Dieses Brausen, das immer beängstigender und schauerlicher wurde, dauerte nicht nur fort, sondern gewann von Sekunde zu Sekunde an Stärke. Der Weg war bei weitem nicht mehr so steil wie bisher, das fühlte man selbst im dunklen Schlitten recht gut, zu dessen Fenster die naßkalte Luft vom Strom hinein wehte, was dafür spricht, daß wir bereits am Fuße des Berggeländes angelangt sind und auf dem Damm hinfahren, der an der Wolga entlang hinläuft. Der Schnee unter den Kufen quiekt auch nicht mehr, sondern knirscht nur noch. Der Schlitten schleift träge über den Boden hin, und an dem Ton der schreienden und johlenden Postillone (die man gar nicht zu verstehen braucht) hört man deutlich genug heraus, daß auch diese in hohem Grade unruhig waren und alle Mühe hatten, ihre ebenso unruhigen Pferde zu bändigen und zu führen.

Die unsichere, ängstliche oder freie Stimme der Postillone ist für den erfahrenen Reisenden überhaupt immer ein sehr sicherer Barometer für die augenblickliche Situation und so zuverlässig, daß er beinahe nie trügt. Wer daher öfters größere Strecken von zwei- oder mehreren Tausend Werst zu Wagen oder Schlitten zurückgelegt hat, und diese Kapitäne der Landfahrzeuge hat studieren können, braucht nur das Geschrei zu hören, um vollkommen orientiert zu sein. Man begreift daher leicht, daß meine Unruhe unter solchen Umständen mit jedem Augenblick sich derart steigerte, daß ich kaum mehr ruhig sitzen oder liegen konnte.

Allein dennoch verdiente ich durchaus nicht den Vorwurf, daß ich übertrieben ängstlich wäre, denn ich hatte die gefährlichen Nebel und Stürme auf der See erlebt und schon sehr verhängnisvolle Augenblicke im Eise auf dem Meere zugebracht, so daß ich ziemlich an solche Reisen gewöhnt war. Allein der Lärm der Postillone war beinahe gänzlich verstummt, was kein gutes Zeichen war. Man hörte nur noch ein dumpfes Gemurmel, das große Unruhe verriet. Plötzlich blieb sogar der Schlitten ganz stehen, rückte wieder ein Stück vorwärts und stand abermals. Die Pferde strauchelten und gerieten in Verwirrung. Ich öffnete das Fenster, um nach der Ursache zu sehen und rufe dem Führer auf dem Bock zu, schließe aber rasch wieder das Fenster, denn ein eiskalter Luftstrom dringt hinein, der uns so feucht und naß anweht, als ob eine Welle über uns hinweggienge oder eine Douche uns überschüttete.

Außerdem war aber der Anblick ein entsetzlicher! Das Tageslicht war gänzlich verschwunden und nur das matte Mondlicht beschien die grauen Wassermassen, die rauschend und sausend über das Eis des Stromes dahinfluteten. Der auf dem vorderen Pferde reitende Postillon gebrauchte aus Leibeskräften die Knute und der Oberpostillon auf dem Bock rief alle Heiligen an. Der Schlitten legte sich einigemale bald auf die linke, bald auf die rechte Seite und neigte sich dann nach vorn, als ob derselbe vor einem Abgrunde stünde.

Meine Gefährtin stieß einen Angstruf aus. „Um Gottes willen!" sagte sie, „wir stürzen vom Berge herab!"

Vom Berge nicht, das wußte ich zwar, aber ich fürchtete — — — ich mochte den Gedanken nicht ausdenken, obschon ich darauf gefaßt war. Es blieb auch nicht so viel Zeit übrig, denn bevor ich dem Postillon noch einmal zurufen konnte, erfolgte ein Ruck und ein Fall — in das Wasser!

Mein Ruf blieb mir in der Kehle stecken, denn der Schlitten schaukelte wie ein Boot und ruckende und gluckende Wellen plätscherten und wuschen an den Fenstern herum, die ich kaum hatte schließen können. Einen Moment vergiengen mir die Sinne!

Die Postillone schrieen, meine Begleiterin schrie und die Pferde keuchten und schnauften daß es mir unvergeßlich bleiben wird. „Haho! Haho! Vorwärts!" riefen die Roßlenker wie verzweifelt; man hörte das Hämmern der Pferdehufe auf dem Eise, das Knallen der Knuten und rings um uns her das Brausen des Stromes.

Kaum wagen wir uns zu rühren, damit der schwankende Schlitten nicht umschlägt, aber dennoch gelingt es, ein wenig durch das Fenster zu blicken. Es ist nicht viel, was man sehen kann, aber das Wenige ist grauenhaft und erscheint in der Mondscheindämmerung nicht freundlicher, welch letztere nur dazu beitrug, unsere Umgebung in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu beleuchten. Wir befanden uns auf der Wolga und — soviel man unterscheiden konnte — dicht neben jener Stelle, an der vier Wochen früher die Kolonie mit Mann und Maus in die Tiefe versunken war.

Wie in einem schrecklichen Traume erinnerte ich mich der Trauerscene, die ich in Deutschland angetroffen hatte. Sollten wohl die schwarzen Gewänder der Leidtragenden für eine böse Vorbedeutung gegolten haben? Oder hatte sich das schwarze Gespenst einen Scherz erlaubt und mir die Auszeichnung zuteil werden lassen, mit eigenen lebendigen Augen sehen zu dürfen, wie man um den Toten trauern würde?

Allein das war nur ein Gedanke, so flüchtig wie eine Vision, die auffteigt und auch schon wieder verschwunden ist, denn um sich das alles wirklich recht vor die Seele zu ziehen, dazu würde Ruhe und absolutes Denkvermögen gehört haben, was aber in dem Augenblick nicht vorhanden war, denn der Schlitten segelt fast beständig wie eine steuerlose Gondel im Wasser und berührt nur selten mit den Kufen den festen Grund. Von Zeit zu Zeit wird auch das Schifflein von der Strömung zur Seite

Digitized by Google

geschwemmt oder fortgerissen, so daß unsere Pferde mit aller Gewalt arbeiten müssen, um es wieder auf die Bahn zu bringen.

Ich sage freilich mit Unrecht „auf die Bahn", denn von einer solchen konnte nicht mehr die Rede sein, da das Stroh, das man auf den Weg gelegt hatte, damit die Pferde nicht ausglitschten, längst von der Strömung fortgenommen worden war. Alles, was sich noch vorfand, waren nur eine noch ziemliche Anzahl von großen Baumzweigen, die man im Winter zur Bezeichnung der Richtung tief in das Eis eingelassen hatte und die auch jetzt noch zum großen Teil aus dem Wasser hervorragten und einigermaßen die einzuhaltenden Linien erkennen ließen.

Allein ungeachtet dieser großen Fatalitäten, gieng die Fahrt doch noch rascher als man glauben sollte, und obgleich man alle Kräfte aufwenden mußte, um gegen die mächtige Strömung anzukämpfen, entfernen wir uns ziemlich rasch vom Ufer, und als ob die Schatten der Toten über ihrem nassen Grabe schwebten und uns haschten, treiben die Postillone ihre Pferde immer wieder von neuem an.

Unter Zittern und Zagen, daß unser Fahrzeug jeden Augenblick umschlagen oder eine Beute der Wellen werden könnte, erreichen wir ungefähr die Mitte des Stromes und sehen weder vor noch hinter uns das Ufer. Das Wasser schlägt fortwährend an die Fenster unseres Schlittens, als befänden wir uns auf hoher See, und zuweilen kommt es uns vor, als ob wir das kühle Naß unter uns durch die Betten, Decken und Pelze hindurchdringen fühlten. Die Haare standen uns wie Kiefernadeln auf dem Kopfe, kaum wagten wir zu atmen, und ohne zu zucken, lauschten wir auf den Moment, wo wir versinken und die Pferde, die beständig zu stürzen drohen, durchbrechen werden.

Die Gefahr des Stürzens der Pferde drohte überhaupt mit jedem Schritte vorwärts, und alle Augenblicke strauchelten dieselben, allein immer wieder wurden sie von den Postillonen emporgerissen, was sich entsetzlich anhörte. So vergeht eine Viertelstunde, die uns wie eine Ewigkeit erscheint, denn die Angst, die wir ausstehen, hätte für ein Jahrtausend in der Hölle ausgereicht. Aber endlich, nach einer zweiten Viertelstunde, schien doch die Katastrophe einzutreten, die wir so lange befürchtet hatten. Man verspürte einen gewaltigen Stoß und die Jemtschicks beten und rufen die Muttergottes, oder abwechselnd auch den Schwarzen an, mit welchem letzteren sie den russischen Teufel meinten.

Einen Augenblick erwarteten wir das Eindringen des Wassers, allein noch ein Stück schleudert der Schlitten fort, bis ein zweiter, noch heftigerer Stoß erfolgte. Die Strandung war diesmal ohne Zweifel eingetreten und das Gefährte, das mit dem Schnabel nach oben stand, jedenfalls gebrochen. Bestürzter als wir schon waren, konnten wir jedoch nicht mehr werden und ergeben erwarteten wir unser letztes Ende.

Mehrere Sekunden dauerte das und lautlos horchte ich, wie und wann dieser letzte Moment eintreten würde, allein da alles still blieb, dachte ich einen Augenblick, ob wir überhaupt noch leben mögen?

Da, als ob meine Sterbensgenossin diesen Gedanken erraten hätte, bewegte sich dieselbe und fieng an, mit den Füßen zu zappeln. Sie konnte mithin auch noch nicht tot sein, oder sie war schon im Begriff, lebendig zu werden. Etwas wie namenlose Freude durchzuckte mich und ich versuchte mich ebenfalls zu bewegen.

Auch das gelang vollkommen, und ebenso glückte es, zu schreien.

Alles das war unbeschreiblich ermutigend, allein ich ich sehnte mich darnach, Gewißheit zu erlangen, und wendete mich an meine Gefährtin. „Lebst Du noch?" lispelte ich dieser zu.

Sie antwortete sofort und was für eine Antwort war das? „Ja!" sagte sie, „ich lebe noch!"

Meine Freude kannte keine Grenzen mehr. „Ich auch!" rief ich jetzt ebenso selig, wie vorher unglücklich und beide küßten wir uns in der Finsternis vor lauter Glück.

Aber warum waren wir denn so hingerissen? Verloren wir denn so viel an diesem Bißchen Leben, daß wir gar so sehr daran hiengen? Allein das frugen wir uns nicht, aber wir freuten uns doch.

Jedoch aus unserem Glücke wurden wir schnell wieder aufgestört, denn die Postillone stießen ein „Phu! Pfu!" aus, was geflucht sein soll und dem Sinne nach ungefähr so viel bedeutet, wie der sozialdemokratische Segen: „Ich pfeife darauf!"

Was aber eigentlich vorging, hätten wir doch sehr gern wissen mögen, allein da wir zu unserem Leben immer noch kein rechtes Vertrauen besaßen, so verhielten wir uns vorläufig noch ruhig. Allein auf was pfiffen überhaupt die Kerls? Etwa auf die ganze Partie? In diesem Falle hätte ich mitgepfiffen. Indeß konnte man nicht recht daraus geschеidt werden, wie es gemeint war. Gewöhnlich sind Flüche immer Gelöbnisse, die man dem Fürsten der Hölle macht, wenn etwas fehl schlägt; unsere Führer fluchten auch, was sehr wenig für einen glücklich überwundenen Standpunkt, wohl aber recht gut für die gefürchtete Strandung gepaßt hätte.

Vorläufig kamen wir jedoch gar nicht zur Besinnung, denn der Schlitten setzte sich wieder in Bewegung und schien auch noch leidlich haltbar, denn er stürmte sogar ungemein hurtig davon. Ich traute aber kaum meinen Ohren, als ich bemerkte, daß der Teufelssegen der Postillone in ein lustiges Johlen übergegangen und das Plätschern der Wellen und das Gurgeln der Flut nicht mehr zu hören war.

Zuerst mochte man es kaum glauben, allein so viel man auch lauschen mochte, so war doch die Wolga verstummt und auch der Schlitten schaukelte nicht mehr, sondern schnellte ganz regelrecht auf seinen Kufen über den Boden. Das Verlangen, uns von den Vorgängen Gewißheit

Digitized by Google

zu verschaffen, ergriff mich immer mächtiger, und vorsichtig versuchte ich mich zu erheben und zum Fenster des Schlittens hinaus zu blicken.

Aber anstatt des Wassers leuchtete Schnee, weißer Schnee, weit und breit, und leicht glitten wir über denselben hin. Keine Wolga war mehr zu sehen und nur hinter uns rauschte es noch wie sausender Sturmwind.

Befriedigt lehnte ich mich wieder zurück in die Kissen. Die Erstarrung war vorüber, das schaurige Gefühl der Kälte, das wir bisher empfunden hatten, war gewichen und mehr und mehr kehrte die Wärme zurück. Hatten wir uns vielleicht getäuscht, als wir die durchdringende Nässe wahrzunehmen glaubten? Wir schienen einen und denselben Gedanken zu haben, denn wir schoben ein jedes die Hand unter die Kissen und Pelze des andern, um zu tasten und Untersuchungen anzustellen. Das Ergebnis derselben war ein über alles Erwarten günstiges, denn wir konnten nicht nur die erfreuliche Entdeckung machen, daß die Kleider und Kissen trocken waren, von welchen wir glaubten, daß sie Wasser geschluckt hätten, sondern auch, daß die Filzunterlagen nicht einmal naß waren.

Wenn man weiß, was das auf einer Winterfahrt unter ähnlichen Umständen auf sich hat, dann wird man ahnen, wie uns bei diesem glücklichen Forschungsresultat zu Mute war. Wir hätten aufjubeln mögen, was wahrscheinlich auch geschehen wäre, wenn die Jemtschicks nicht plötzlich wieder einen Heidenlärm erhoben hätten und uns zuvorgekommen sein würden. Aber dieser Lärm war ein fröhlicher und hatte nur den Zweck, sich selber und ihre Rosse anzufeuern, um leichter über Gefahren und Hindernisse hinwegzukommen und zu frischem Lauf anzuspornen.

„Pascholl! Ussa, Ussa! Haho—brrr!" tönte es aus vollen Kehlen, und wie ein Pfeil schnellte noch einmal der Schlitten dahin — aber auch noch einmal erfolgte ein jäher Stoß und abermals hatte die tolle Jagd ein Ende!

Warum und weshalb erfolgte diese neue Unterbrechung? Es war unbegreiflich. Sollte die soeben überstandene Wolgaszene sich noch einmal und in anderer Form wiederholen? Man wußte nicht, was man denken sollte. Glücklicherweise hörte man kein Brausen und kein Plätschern, wohl aber die Stimmen der Postillone, die „Slave Bogu!" oder „Gott sei Dank!" ausrufen, wie es geschieht, wenn man eine große Gefahr überwunden oder ein großes Werk vollbracht hat.

Sie dankten also Gott! Das konnte nur Gutes bedeuten, denn so viel war sicher, daß sich die Leute nicht bedankt haben würden, wenn wir es mit einer abermaligen Strandung zu thun gehabt hätten; andererseits konnte man aber auch bemerken, daß sie in Freudenkundgebungen ausbrachen und sich darin gegenseitig überboten.

Gleichwohl schwebten wir immer noch zwischen Hoffen und Bangen und bebten vor der Möglichkeit einer neuen Gefahr, als die Thüre des Schlittens ziemlich heftig aufgerissen wurde und zwei Männer vor uns standen.

Was wollten sie? Wollten sie wirklich Schiffbrüchige retten, oder kamen sie, um uns zu begraben?

Sie grüßten zwar ehrerbietig, aber vielleicht nur zum Schein, um zu erproben, ob wir antworten würden.

Ich frug, was sie wünschten, und der eine von beiden lud uns ein, auszusteigen.

„Aussteigen?" wiederholte ich zweifelnd. „Wo befinden wir uns?"

„Auf der Station und auf dem Lande!" lautete die vergnügte Antwort.

Das war eine Himmelsbotschaft, die uns in ein neues Entzücken versetzte. Wir waren darüber so außer uns, daß wir uns erst orientieren mußten, um an die Wahrheit glauben zu können. Allein schon ein flüchtiger Blick genügte, um uns von derselben zu überzeugen. Vor uns stand der Postmeister mit einer Laterne, und leicht erkannte ich den oft gesehenen Mann wieder.

Wir befanden uns wirklich auf der ersten, dicht am Ufer der Wolga gelegenen Station und waren sieben Werst oder eine Meile von Nischni-Nowgorod entfernt, obgleich wir nur durch den Fluß von der Stadt getrennt wurden. In gerader Linie würde die Wegstrecke wahrscheinlich nur die halbe Länge betragen. Leicht konnte man sich jetzt alle Vorgänge erklären, die uns so namenlose Angst verursacht hatten. Die Stöße, die so heftig ausgefallen waren, daß wir sie für eine Strandung und unseren Untergang hielten, rührten einfach von dem Anlauf her, den die Postillone mit aller Kraft gegen das steile Ufer unternommen hatten, um den Schlitten hinaufzubringen, und daher kam auch die nach aufwärts gerichtete Schnabelstellung desselben, als wir still gestanden waren.

Obwohl es unter günstigeren Umständen thöricht gewesen wäre, nach einer so kurzen Strecke schon wieder auszusteigen und uns dadurch bedeutende Unbequemlichkeiten und Zeitverlust zu verursachen, so war es doch dringend nötig, daß wir der Einladung des Postmeisters zum Aussteigen Folge leisteten, um den Schlitten einer gründlichen Besichtigung unterziehen und etwaige Schäden reparieren zu können; ebenso mußten die möglicherweise durchnäßten Gegenstände nachgesehen werden, um dieselben wieder zu trocknen, falls an einigen Stellen Wasser eingedrungen sein sollte.

Zum Glück hatte sich jedoch das Fahrzeug ziemlich wasserdicht erwiesen und mit Ausnahme eines kleinen unbedeutenden Lecks, das sich vorfand, zeigte sich nicht ein einziger größerer Schaden. Auch das Gepäck, wie z. B. Kissen, Decken, Proviant u. s. w., hatte so gut wie gar nicht gelitten, und schon nach einer Stunde war die vorgenommene kleine Reparatur so weit vollendet, daß unserer Weiterfahrt kein wesentliches Hindernis mehr im Wege stand.

Ungeachtet der schlimmen Erfahrungen, die wir gemacht hatten, wurde daher die Fortsetzung unserer Reise beschlossen, da es sonst keinen Sinn gehabt hätte, daß wir überhaupt von Nischni-Nowgorod weggefahren waren, wo

Digitized by Google

wir wenigstens alle möglichen Bequemlichkeiten vorgefunden haben würden. Was uns aber fortgetrieben hatte, war die Aussicht auf eine kalte Nacht, die bei dem trostlosen milden Wetter, das am Tage vorherrschte, doppelt ausgenützt werden mußte. Um keine Stunde davon zu verlieren, da jede einzige vier Tagesstunden aufwog, erfolgte deshalb die Abfahrt, sobald alles in Ordnung war, und ohne uns lange zu besinnen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Norwegische Küsten- und Tiefseevermessung im Jahre 1886. Kapitän Fabricius, der Direktor der hydrographischen Abteilung der geographischen Vermessung von Norwegen, gibt über die Ergebnisse der von ihm an der norwegischen Nordwestküste im vorigen Jahre vorgenommenen hydrographischen Forschungen folgende Einzelheiten: Der den Inseln Röst und Värö (67—68° n. Br. und 29—30° ö. L. v. Gr.) vorliegende Teil der Küste bietet ein weit größeres Interesse, als der in den früheren Sommern untersuchte, da wir hier aller Wahrscheinlichkeit nach das Ende der Bank entdeckt haben, welche von der Westseite der Lofoden-Inseln in die See hinaustritt. Westlich von den zwei vorgenannten Inseln wurde während des letzten Sommers ein großes unterseeisches Plateau gepeilt, welches in eine ziemlich allmähliche Neigung nach Süden, einen scharfen Absturz nach der Tiefsee und gegen Westen hin ausläuft. Dieses Plateau bildet wahrscheinlich den südlichsten und breitesten Teil der Bank, welche von den Lofoden- und Westeraalen-Inseln vorspringt, dessen Breite gegen Norden hin abzunehmen scheint, so daß sein Rand oder Absturz auf der Ozeanseite hier näher an der Küste ist. Ungefähr vier geographische Meilen westlich von den Inseln Röst und Värö ergab sich an einigen Stellen eine Tiefe von 50 Faden und ein Meeresgrund von Sand. Innerhalb dieser Linie ist der Boden uneben, mit mehreren kleinen höheren Bänken, welche von den Fischern Skaller (Schollen) genannt werden, während er westwärts sich allmählich absenkt, bis in einer Entfernung von 36 Mln. westlich von Röst die Tiefe 100 Faden beträgt. Hier verläuft die Tiefe beinahe genau von Norden nach Süden auf eine Entfernung von etwa 40 Mln. oder vom Süden der Insel Skombär (dem südlichsten Eiland der Röster-Gruppe) bis zum südlichsten Punkte von Moskenäsö (Lofoden-Inseln), wo sie sich ostwärts wendet. Was den südlichen Teil innerhalb etwa vier Meilen südlich von Skombär und was den nördlichen gegen Värö, bis auf 28 oder 30 Mln. westlich von dieser Insel, betrifft, so biegt der Saum der Bank nordostwärts ab. Innerhalb dieser Linie besteht der Meeresboden gleichförmig aus Sand oder aus Sand gemischt mit Kieseln und Seemuscheln. Weiter westwärts setzt sich das Plateau mit einer noch immer allmählichen, aber etwas rascher zunehmenden Vertiefung fort, bis die Tiefe 60 Mln. westlich von Röst bis zu 150 Faden steigt. Die Beschaffenheit des Bodens bleibt noch immer dieselbe, bis man sich der letztgenannten Tiefe nähert, wo das Senkblei sandigen Lehm heraufbrachte. Dieser Punkt liegt auf dem Rand oder Absturz der Bank gegen die Tiefsee, da wenige Meilen weiter westlich die Tiefe rasch von 150 auf 300 Faden und mehr steigt. Ungefähr 70 Meilen westlich von Skombär fand man eine Tiefe von 438 Faden, mit einem Boden von Lehm, und eine Reihe von Peilungen, welche die norwegische Nordatlantische Expedition etwa 5 Mln. weiter westlich vornahm, zeigte eine Tiefe von 593 Faden und einen ähnlichen Meeresgrund. Nordwärts von der Linie von 150 Faden Tiefe und den darüber hinaus liegenden Linien größerer Tiefe — welche bei 200, 250, 300 und 350 Faden beinahe parallel verlaufen, nähert man sich einigermaßen der oben erwähnten Linie von 100 Faden, welche einen scharfen Absturz ozeanwärts außerhalb der letzteren Tiefe anzuzeigen scheint, wenn wir nordwärts vorrücken. In der That scheinen die bereits bekannten Peilungen am Meeresrande der Lofoden und Westeraalen-Inseln und an der Küste von Finnmarken, wie schon erwähnt, darzuthun, daß der Rand der Lofoden-Bank weiter nordwärts näher an der Küste liegt. An der Küste außerhalb der Inseln Langö, Andö und Senjen z. B. wird derselbe höchst wahrscheinlich erst 15—20 Mln. vom Strande gefunden werden, und auch hier scheint der Absturz ein schärferer zu sein. Nördlich von Senjen scheint der Rand gerade gegen Norden hinzuziehen und rascher von der Küste zurückzutreten, während zugleich ihr Absturz abzunehmen scheint. Vorläufig ist von dem durch Peilung im letzten Sommer untersuchten Teil des Meeres von Röst und Värö eine Karte im Maßstab von 1 : 200,000 aufgenommen und durch Lithographie vervielfältigt worden. Die Karte bildet eine Ergänzung zu der Küstenkarte: „Fleina und Landhornet bis Tranö", welche letztere revidiert und bis auf die Gegenwart ergänzt worden ist. Es ist zu erwarten, daß bis zum nächsten Herbst genügendes Material vorhanden sein wird, um eine Fischfangskarte von demjenigen Teil der Bank auszugeben, welcher erwiesenermaßen außerhalb der Lofoden-Inseln liegt.

* Das Erdbeben in Wernyi. Am 9. Juni sind die Stadt Wernyi in der Provinz Semirjetschensk (im südlichen Westsibirien) und die Kosakendörfer, welche dieselbe in einem ungefähren Umkreis von 1000 Km. umgeben, namentlich die Dörfer Lubownoje, Uzunagatsch, Malowidnoje und andere mehr, von Erdbeben heimgesucht worden. Die Erdstöße, welche sich in mehreren Zwischenräumen wiederholten, sind so heftig gewesen, daß die Stadt Wernyi in diesem Augenblicke nur noch den Anblick eines Trümmerhaufens darbietet. Man hat seither die Leichen von ungefähr 800 Unglücklichen aus dem Schutte hervorgezogen, welche in dieser Katastrophe den Tod gefunden

Digitized by Google

haben. Das Erdbeben in dieser Region bietet ein wahres Rätsel für die Wissenschaft dar. In der That sind alle wissenschaftlichen Theorien trotz einiger Abweichungen in den Einzelheiten über den Punkt einig, daß die Nachbarschaft des Meeres eine hervorragende Rolle in allen Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen spielt. Erdbeben finden gewöhnlich in Gebirgsländern statt, welche nahe am Ozean liegen. Die geographische Lage der Stadt Wernyi erfüllt wenigstens die erste dieser Bedingungen; sie liegt am Fuße des Alatau in einer Höhe von 850 m., allein man findet in ihrer Nähe kein Meer noch irgend ein Becken, dessen Wasser nach der allgemein angenommenen Theorie durch die Spalten der Erdrinde sickern, die feurig-flüssigen vulkanischen Massen erreichen und dadurch jene unterirdischen Revolutionen hervorbringen könnte. Man kann nämlich den See Issy-Kull im Süden von Wernyi oder den noch etwas bedeutenderen aber weiter entfernten Balkhasch-See nicht als hinlänglich wichtige Wasserbecken betrachten. Inzwischen beweisen uns die geologischen Studien, daß ganz Ostsibirien bis zum Thian-schan-Gebirge nichts anderes ist als der Boden eines ungeheuren Meeres, welches in früherer Zeit einmal sich vom Eismeer bis zum Kaspischen Meere erstreckt, und so die Gebirge von Thian-schan mit denjenigen des Alatau verband. Dieses von der Erdoberfläche verschwundene Meer hat einige Ueberbleibsel zurückgelassen, wie das Kaspische Meer, den Aral-, den Balkhasch-See und und einige andere; höchst wahrscheinlich hat es sich in den Untergrund verloren, wo es große innere unterirdische Bassins bildet. Der Altai beherrscht die Steppen, welche einst den Boden jenes ungeheuren Meeres bildeten.

* Ueber die Zustände im Harrar berichtet ein Brief aus Aden vom 5. Mai: Laut Nachrichten, welche ein aus Harrar zurückgekehrter Babuli, ein Straußenfedernhändler, mitgebracht hat, ist in jener Region alles ruhig. Einige Einzelheiten über die Einnahme von Harrar durch König Menelek's Truppen dürften allgemeiner interessieren. Der Widerstand der aus lauter Muselmännern bestehenden Einwohner von Harrar war bekanntlich einer der hartnäckigsten. Der kriegerische Stamm der Efati, welcher einen Teil des von Menelek befehligten Heeres bildete, ist in den erbitterten Kämpfen, welche Fuß gegen Fuß in den Gärten westlich vom Bab-el-Hakim und in dem muslimischen Friedhof vor dem Bab-el-Fetug stattfanden, beinahe aufgerieben worden. Endlich trug die Uebermacht den Sieg davon und die ungefähr 50,000 Mann starken Abessinier haben die Stadt buchstäblich Quartier um Quartier in dem Gewirr der engen Gäßchen mit Sturm genommen. Alle Einwohner, welche sich in die beiden großen Moscheen beim Midan geflüchtet hatten, sind von den siegreichen Abessiniern niedergehauen worden. Beide Moscheen, wovon die eine in der großen Straße zwischen Bab-el-Nasr und Bab-el-Salem ein prächtiges stilvolles Bauwerk war, sind schmählich geplündert und niedergerissen worden. Die Griechen und Italiener, welche in dem Gefängnis Bab-el-Fetug eingesperrt waren, sind freigelassen und es ist ihnen kein Haar gekrümmt worden. Außerdem hat König Menelek alles Eigentum Abulai's verkaufen lassen, um damit die Europäer für die erlittenen Verluste zu entschädigen. So ist ein Grieche Namens Manoli Tavopulo, der einen großen Handel mit Stoffen, Straußenfedern 2c. betrieb, und von welchem der Emir 25,000 Talaris erpreßt hatte, ehe er ihn ins Gefängnis warf, für sein ganzes verlorenes Besitztum entschädigt worden. Jetzt ist die Ruhe in der Stadt vollkommen wieder hergestellt, und der Emir Abu-Bakari hat unter seinem Befehl 5000 Mann kriegsgewohnter und mit Hinterladern versehener Krieger. Die Straßen nach der Küste sind heutzutage wieder ganz sicher, denn die Issas-Somalis und Ittus zittern vor Angst bei der Erinnerung an die zahlreichen Metzeleien, welche von den Abessiniern vorgenommen worden sind, und würden sich sehr hüten, die Karawanen anzugreifen. Die begangenste oder, man möchte fast sagen, die einzig begangene Straße, ist diejenige, welche, von Harrar ausgehend, Gafra berührt und sich dann durch die waldige und reichlich mit Wasser versehene Landschaft Goba direkt nach Zeillah wendet. Dort ziehen täglich Karawanen hin und her, und die aus dem Innern kommenden Handelszüge treffen im allgemeinen dreimal wöchentlich in Zeillah ein. Die alte Straße führt durch das Bergmassiv von Koralaï und über Adad nach Zeillah durch eine sehr gebirgige, kahle und wasserlose Gegend und ist nun beinahe ganz verlassen. Mein arabischer Gewährsmann ist über Bulhar bei Berbera gekommen und versichert, daß der englische Konsul in letzterer Stadt gegenwärtig auf der direkten Straße von Harrar über Gugad und Agiaghi zahlreiche Brunnen graben lasse, um die Karawanen vom Douro, Mudeïto und Kambala, d. h. aus dem ganzen Gallas-Lande, nach Berbera und Bulhar zu ziehen. Unter den Handelsstraßen, welche zur Abfuhr der Erzeugnisse des Innern, von Schoa domal und dem Gallas-Lande dienen, ist noch eine bedeutende, aber wenig begangene die Straße, welche sich (nördlich von derjenigen von Harrar nach Zeillah) von Sagallo über Barudadda, Airolaf und Ankober direkt nach Schoa wendet; sie ist der kürzeste Weg für die Karawanen, führt aber durch ein steiniges Land ohne alles Wasser und alle Vegetation. Deshalb verlassen die aus Schoa kommenden Karawanen diese Straße bei Haën, wenden sich jetzt lieber nach Harrar und von da über Goba nach Zeillah, welche Strecke man in fünf Tagen ohne die geringste Schwierigkeit zurücklegt.

* Feuerland. Die Expedition des Herrn Ramon Lista, welcher im jüngstvergangenen November eine Forschungsreise nach dem Feuerland antrat, kehrte mit vollkommen befriedigenden Ergebnissen im Februar dieses Jahres nach Buenos Ayres zurück. Eine der neuesten Nummern von „Petermann's Mitteilungen" enthält einen Brief des Herrn Ramon Lista an den General Mitré, worin er über einige der Ergebnisse seiner Reise berichtete.

Digitized by Google

Der argentinische oder östliche Teil der Insel, welchen er auf einer Strecke von 440 Mln. von der Sebastians-Bay bis zur Le-Maire-Straße erforschte, ist fruchtbarer als die patagonische Küstenzone, welche vom Chubut und dem Jungfrau-Kap begrenzt wird, und hat nach der Ansicht unseres Forschers eine größere industrielle Zukunft vor sich. Die allgemein angenommenen Berichte über den ungastlichen, kahlen und sogar unbewohnten Zustand der Insel mögen nach des Reisenden Ansicht insoweit wahr sein, als sie die westliche Hälfte des Landes betreffen, sind aber bezüglich des östlichen oder argentinischen Teils entschieden falsch. Der letztere Teil des Feuerlandes mag unter Beziehung auf seine physikalischen Grundzüge in zwei Abschnitte eingeteilt werden: 1. in jenen, welcher sich vom Kap Espiritu Santo bis zum Kap Penas erstreckt, wo das Land aus mehr oder weniger breiten, mit ganz vorzüglichen Weiden bedeckten Thälern besteht, welche von ziemlich umfangreichen und teilweise schiffbaren, in einem schneebedeckten Bergzuge (Bartoloméo Nodal) im Innern entspringenden Flüssen bewässert werden. Dieser Bezirk genießt eine angenehme Temperatur, denn der wenige Schnee, welcher im Winter fällt, schmilzt bald. 2. Südlich von dieser Region, welche man das „Wiesenland" nennen kann, erstrecken sich die antarktischen Wälder. Hier ist die Wiesenvegetation nicht so reich und die Flüsse haben weniger Wasser, allein die Landschaft hat ein noch schöneres Ansehen und erinnert den Reisenden an die Schweiz, denn kleine Seen, hohe Berge und bezaubernde Wälder wechseln beständig miteinander ab. Am dritten Tage, nachdem man die südwestliche Ecke der Sebastians-Bay verlassen hatte, erreichte die Gesellschaft einen in den Atlantischen Ozean sich ergießenden Fluß, an welchem man plötzlich auf einige Eingeborene stieß, welche anfangs voll Mißtrauen waren, das aber bald schwand, als die Eingeborenen das Wort „Bruder" hörten. Diese Begrüßungsform war ihnen offenbar eine ungewohnte, denn sie werden von den chilenischen Minenarbeitern der Useleß-Bay gewöhnlich mit einer Musketensalve begrüßt. Einige der Eingeborenen näherten sich den Reisenden und begannen zu tanzen und zu springen. Die meisten waren junge Leute, groß und kräftig gebaut, und hatten die Gesichter rot bemalt; einige von ihnen hatten ihre Waffen und ihre Hände mit Thon weiß angestrichen. Alle trugen ihr Haar hinten abgeschnitten und mit einem fetten roten Farbstoff eingesalbt. Ihre einzige Kleidung war eine Art Mantel aus Silberfuchsfell und wurde seltsamerweise mit der Haarseite nach außen getragen. Unser Reisender bemerkte viele Hütten, welche für den Augenblick verlassen waren, und in denselben Hunde, die einen mit langem, struppigem Haar, die anderen von dunkler Farbe. Herr Lista wünschte einen von diesen Hunden sich anzueignen, welcher das Aussehen eines Schäferhundes hatte; allein einer der Eingeborenen verwehrte es ihm und gab ihm zu verstehen, der Hund gehöre ihm und sei zur Jagd auf Guanacos abgerichtet worden. Neben seinen geographischen Studien machte unser Reisender während seiner Reise quer über die Insel zahlreiche wissenschaftliche Beobachtungen, besonders von anthropologischer und geologischer Art. Seine Bemerkungen über die Land- und Meerfauna sind interessant. Er maß viele von den Eingeborenen und legte ein Wörterverzeichnis von der Sprache an, deren sich die Eingeborenen der Waldregion zwischen Kap Penas und der Polykarp-Bay bedienen. Das Tierreich am Land ist vertreten durch einige Säugetiere: Guanacos, Füchse (Canis magellanicus), welche ihres Pelzes wegen sehr gesucht sind, und Nagetiere, welche unglücklicherweise in Unmasse vorhanden sind. Unter diesen ist namentlich die Ctenomys magellanicus zu erwähnen als eine wahre Landplage, welche den nördlichen Teil der Insel verheert. Unter den Vögeln, von denen die Wälder und Flußufer wimmeln, erwähnt unser Reisender Papageien, Enten, Schnepfen, Regenpfeifer, Wildgänse, Ibis u. dgl. Auch von der Meeresfauna gibt er eine Uebersicht. Die Auffindung von Gold an den Küsten der Magellanstraße hat das allgemeine Interesse an der Insel Feuerland belebt, und in diesem Augenblick wird wahrscheinlich eine Expedition zur Erforschung des Innern unter dem argentinischen Gouverneur, Kapitän Paz, vorbereitet oder ist schon an der Arbeit.

---

## Gustav Wallis' Reisen in Brasilien von 1860—1862.

Herausgegeben von P. Petersen.

(Fortsetzung und Schluß.)[1]

Am Abend trafen wir auch wirklich auf die Feitoria des Herrn Castro. Es mochten hier an 60 Canoas sein. Schon weithin leuchteten die Feuer und verbreiteten einen magischen Schein auf die Fluten des Purus. Ich erhielt von Castro etwas Farinha und, was ich jetzt fast vier Monate lang entbehrt hatte, eine Tasse Kaffee und ein Stück geröstetes Brot. Es war ein Göttermahl, das ich diesen Abend hielt.

Zwei Tage später trafen wir auf die eigentliche Flotte der Seringueiros. Morgens früh traf ich Herrn Joaõ Gabriel de Harvalto e Mella und am Nachmittag den Herrn Pinheiro. Beide Herren bezeigten mir die größte Gastfreundschaft, indem sie mich sehr willig mit Lebensmitteln versahen.

Die Fahrstrecke von Tapaca bis Lago de Icaré, von Braz auf 24 Stunden geschätzt, wurde von uns in 3 ½ Tagen zurückgelegt. Noch einen Tag und wir passierten Parana-pixima. Jetzt waren wir in das vollkommen dunkle, fast schwarze Gewässer hineingekommen. Es ergreift Einen selbst bei Nacht ein Grauen, wenn man über so tiefschwarzes Wasser fährt; ist es doch, als käme man aus dem Seichten auf unergründliche Tiefen.

Wir begegneten jetzt fast täglich Seringueiros. Die Gegend wurde mit jedem Tage belebter. Endlich, am 1. August, gegen Dunkelwerden, legten wir bei Campinas an, wo wir viele Leute antrafen, besonders auch die Muras-Indianen, die jetzt ihre Hütten wieder bezogen.

Am anderen Tage trafen wir am rechten Ufer den Herrn

[1] Siehe „Ausland" 1887, Nr. 29.

Digitized by Google

Bayonarde Jozé mit zwei Canoas an. Ich stieg aus und wurde freundlichst von ihm behandelt. Er hatte mit Manoel Urbano die Reise den Purus hinauf gemacht. Er erzählte von einem Flusse Taya, der in der Nähe des Purus fließe, jedoch kein Zufluß desselben sei und zu dem man über das Campland gelange. Daselbst habe er einen Indianerstamm angetroffen, der sehr friedlich sei und ohne Waffen erschien. Zwei Mädchen, die er mit sich führte, hatte er hier erhandelt. Ferner erzählte er viel von den Pflanzen und Tieren daselbst, daß alles, selbst Vögel und Fische, andere seien (?).

Seltsamerweise trafen wir am anderen Tage niemand. Nachmittags passierten wir einen Kanal, aus dem mit entsetzlichem Lärmen uns eine Menge Ottern folgten. Nie noch hatte ich solches erlebt und glaube, daß die Tiere in der Brunstzeit waren. Bei einer großen Praia des rechten Ufers legten wir an, um unser Mahl zu bereiten. Die Praia wimmelte von unzählbaren Scharen von Möven und anderen Wasservögeln, so daß sie fast ganz schwarz erschien. Im Wasser wateten die Löffelreiher und große Scharen schwarzer Enten flogen über dasselbe hinweg nach der Praia zu.

Gegen Morgen passierten wir eine Insel und bald darauf das Sitio des Herrn Castro. Von hier bis zur Mündung sollten es drei Tagereisen sein. Am Nachmittag kamen wir unverhofft zu etwas Fleisch. An einer Stelle am Ufer wurde ein Peixe-boi oder Ochsenfisch (Manatus) ausgehauen. Derselbe soll beim Grasen seine zwei Flossen beständig gegen die Seiten des Maules anschlagen, um das Futter besser zusammenzuhalten. Er wird mitunter sehr fett gefangen, und das Fett wird zum Brennen und Kochen verwendet. Die Jungen kommen drei Palmen groß zur Welt und werden gesäugt. d'Orbigny fand Peixe-bois bis zu 6 m. Länge.

Das Wasser des Purus wurde nun täglich dunkler und reiner, so daß man es ohne Klärung trinken konnte, was bisher nicht der Fall war. Immer mehr gewinnt der Fluß an Breite, so daß er in seinen untersten Teilen schon einen Wasserhorizont zeigte.

Endlich an einem Abend erkannte ich zu meiner großen Freude, daß wir dem Solimões nahe waren. Das interessante Schauspiel der Einfahrt mitanzusehen, hielt ich mich stundenlang aufgerichtet in der Canoa. Es mochte Mitternacht sein, als wir in ihn einlenkten. Auf dem Solimões weht eine mildere Luft, auch ist die Temperatur angenehmer als auf dem Purus. Wie ganz anders ging hier die Sonne auf! Nicht aus einem Dunstmeere erhob sie sich, sondern groß und glutrot zeigte sich ihre Scheibe im Osten, ein Schauspiel, das ich nun schon lange nicht mehr mitangesehen hatte. Genug, ich wußte nun, daß der Purus ein Ende hatte. Nach wenigen Tagen konnten wir in den Kanal einbiegen, der das letzte Stück Wegs abkürzt und oberhalb der Stadt Barro do Rio Negro in den Rio Negro führt. Die vielfachen Leiden der Purus-Reise lagen hinter uns.

---

## Litteratur.

* Rosenberg, C. B. H. v.: Der Malayische Archipel. Land und Leute in Schilderungen, gesammelt während eines dreißigjährigen Aufenthaltes in den Kolonien. Mit zahlreichen Illustrationen ꝛc. und einem Vorwort von Professor P. J. Veth in Leyden. Leipzig, Gustav Weigel. — Seit dem berühmten Werk von Wallace ist kein Buch mehr erschienen, das eine so umfassende und eingehende Schilderung von dem größeren und interessanteren Teile des Sunda-Archipels und von den Molukken gibt, als das vorliegende Buch des Herrn H. v. Rosenberg, welches in vielen Stücken noch eine dankenswerte Ergänzung des Wallace'schen Werkes bildet. Herr v. Rosenberg, ein geborener Darmstädter und von dem verstorbenen Dr. J. J. Kaup in die Naturwissenschaft eingeführt, hat in der Zeit von 1840 bis 1871 nahezu dreißig Jahre in Indonesien zugebracht (sechzehn Jahre allein auf Sumatra und in den Batta-Ländern), und zwar teils als Militär, teils als Topograph und Forschungsreisender, in welcher Eigenschaft er namentlich Celebes, die Molukken und Neu-Guinea besuchte und sich besondere Verdienste um die Ornithologie und die sonstigen naturwissenschaftlichen Verhältnisse dieser fernen Inselwelt erwarb. Namentlich aber ist er den ethnologischen und linguistischen Verhältnissen jener Länder und Inseln nahegetreten und hat sich um deren Kunde bedeutende Verdienste erworben. Die Ergebnisse seiner gesamten Thätigkeit in jener fernen Welt voll wunderbarer Schönheit und Fülle hat nun Herr v. Rosenberg in diesem Werke niedergelegt, das hier in einer neuen Ausgabe dem deutschen Publikum vorgelegt wird und durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, sowie durch sein stoffliches Interesse überrascht. Zunächst führt uns der Verfasser Sumatra selbst in dessen verschiedensten Teilen vor, sodann die Inseln westlich von Sumatra: Simálu, Nias, die Banjak- und Mentáwej-Inseln und Engano und die höhere Tierwelt dieser Inselkette; dann lehrt er uns die Pracht und den Reichtum des fruchtbaren Celebes in seinen bedeutendsten Distrikten in eingehender Weise kennen und schildert uns dessen Säugetiere und Vögel, hierauf Seram und andere wichtige Punkte der Molukken: die Aru- und Südost-Inseln, Misool, Salawatti, Batanta, Waigëu, Ternate, Halmahéra und Tidóre, endlich einen großen Teil von Neu-Guinea und von Java den Pflanzengarten von Buitenzorg. Manches ist zwar etwas flüchtig und aphoristisch behandelt, allein eine Menge interessanten Details und feiner Beobachtungen bringt wesentlich Neues und ergänzt das treffliche Werk von Wallace und andere Schilderungen und sichert allein schon dem Rosenberg'schen Werke eine dauernd lehrreiche und geachtete Stellung in unserer Litteratur über das ferne Ostasien, umsomehr als das Buch bescheiden und ohne Prätensionen auftritt. Aus allen diesen Gründen dürfen wir es mit Recht sehr warm empfehlen, besonders auch in naturwissenschaftlicher, ethnographischer und linguistischer Beziehung.

---

* Eine Hochschule für Kolonisation, mit der speziellen Bestimmung, Kolonisateure heranzuziehen und zu bilden, ist vor Kurzem (wie das „Bulletin de la Société des études coloniales et maritimes" meldet) von einem Rev. Gould Roß in Hollesley an der Great-Western-Eisenbahn, zwei Stunden von London, gegründet worden. Der Lehrplan dieser Anstalt ist derartig eingerichtet, daß die Zöglinge sich mit den verschiedensten Arbeiten selbst vertraut machen und in den Stand setzen, sich selbst genügen und ihren Gefährten nützliche Ratschläge geben zu können. Der jährliche Pensionspreis beträgt zwischen 2000 bis 3000 Franken.

* Die deutsche Expedition des Herrn Dr. Karl von den Steinen nach Brasilien beschäftigt sich in diesem Augenblick mit dem Studium der Sambaquis, welche man an der Küste von Santa Catharina trifft; sie hat daselbst verschiedene Gegenstände von einem hohen wissenschaftlichen Wert, nämlich menschliche Schädel, Knochen und Steinwerkzeuge, gefunden, welche auf ein hohes Alter deuten. Die deutsche Kommission, welche am 2. Mai nach Matto-Grosso aufzubrechen beabsichtigte, war bei ihren geologischen Untersuchungen von den Herren Gervaiso, Ninus, Piris und Moreira de Silva begleitet gewesen.

---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

ZE... WIE...


# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 33.** Stuttgart, 15. August **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die Westgrenze Montenegro's. Von Dr. Moriz Hoernes. S. 641. — 2. Die handelspolitische Bedeutung des Roten Meeres in alter und neuer Zeit. Von Professor Th. Schott. (Schluß.) S. 644. — 3 Skizzen vom Kaspischen Meer. Von Alex. Braun. S. 646. — 4. Meine Reisen in Guiana und Venezuela. Von Dr. H. Ten Kate. S. 649. — 5. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 651. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 654. — 7. Eine Reise nach dem Innern von Afrika. Von Kurt Toeppen. S. 656. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 660. — 9. Litteratur. S. 660.


## Die Westgrenze Montenegro's.

Von Dr. Moriz Hoernes.

Gegenüber dem Bergvorsprunge von Monte Gargano, den man als Sporn des Stiefels von Italien, aber auch als einen ersten vergeblichen Versuch, sich der Balkanhalbinsel zu nähern, betrachten kann, zeigt sich auf dieser letzteren eine eigentümliche Parallelbildung, die unseres Wissens noch einer ersten, vergleichenden Betrachtung harrt.

Das heutige Fürstentum Montenegro wiederholt in strenger Kongruenz die Figur jenes Teiles der Herzegowina, welcher auf zwei Seiten vom Laufe der Narenta, auf der dritten von der Westgrenze des genannten Kleinstaates und auf der vierten, wie dieser selbst, vom schmalen dalmatinischen Küstengebiet umschlossen wird. Am auffallendsten ist der Parallelismus des Narenta-Thales mit der West- und Nordgrenze Montenegro's und des ans Meer vorspringenden Zipfels der Suttorina mit dem nuovissimo acquisto von Antivari und Dulcigno.

Wir wollen nun zeigen, daß diese Kongruenz kein Werk des Zufalls, sondern in einer Reihe geographischer und historischer Ursachen, die wir bezüglich der vorliegenden, von expansiven Tendenzen bekanntlich nicht unbestrittenen Resultaten, als sinnvolle betrachten müssen, begründet ist. Bis zu einem gewissen Grade ist dies nicht schwer. Der Oberlauf des Narenta und jener der Tara, welche die Nordgrenze Montenegro's bildet, sind durch die Richtung der großen Gebirgskette, welche parallel zu den dinarischen Alpen im Innern hinzieht, bestimmt. Beide Flüsse bilden, wenn auch jene Kette gerade mit ihrer größten Erhebung, dem Dormitor, dazwischen liegt und die Narenta zur Adria, die Tara zum Schwarzen Meere abfließt, hier gleichsam eine Linie. Ebenso ist die gegenüberliegende Basis der beiden Rhomboide eine gemeinsame: die Küstenlinie. Die Zurückdrängung der politischen Grenzen vom eigentlichen Strandsaum und die an jenem einzigen Punkte gestattete Ausdehnung der ersteren bis ans Meer ist durch die geschichtliche Entwickelung gegeben. Dalmatien, gleichsam ein aus fremdem Stoffe angewobener Saum, hing kulturell und politisch während des größten Zeitraums seiner Geschichte mit dem Westen, mit Italien, zusammen; aber stets stand der kontinentale Osten dem Lande dräuend im Rücken und ruhte nicht eher, als bis es ihm gegönnt war, einen Fuß zur Küste vorzusetzen.

Etwas umständlichere Beantwortung erheischt die Frage, welche wir kurz so formulieren wollen: Warum läuft die Westgrenze Montenegro's parallel mit dem mittleren und unteren Lauf der Narenta? — eine Frage, die keinem unserer Leser kapriciös erscheinen wird, der sich der folgenreichen Ereignisse erinnert, welche sich in den letzten Dezennien wiederholt auf dieser Linie abgespielt haben. Dort haben wir einen mächtigen Fluß, hier eine trockene, politische Grenze; dort ein fruchtbares Thal, das in seinen breiten Niederungen der klimatischen und Vegetationszone des mediterranen Küstengebietes angehört, hier ein ödes Hochflächenland mit allen Schrecken einer binnenländischen Karstwildnis; dort Hellas, hier Skythia, wenn es erlaubt ist diese archaisierenden Bezeichnungen in unserem Falle anzuwenden. Die Natur selbst scheint in keiner Weise den Parallelismus dieser Linien vorzuzeichnen, und doch hat sie es, wenn auch auf großen Umwegen, gethan. Wir müssen die Endpunkte derselben, die Konfiguration der



Digitized by Google

Narenta-Mündung und die Lage Ragusa's, ins Auge fassen, wenn wir unsere obige Frage zufriedenstellend beantworten wollen.

Die Bedeutung der Narenta als des einzigen, tief im Innern entspringenden und frei zum Meere ablaufenden Flusses im Gebiet der Dinarischen Alpen brauchen wir nicht näher zu erörtern. Es genügt hier, daran zu erinnern, daß die Mündung der Narenta trotz großer Vorzüge untüchtig war, einem weitausgreifenden Stadtplatze das Leben zu geben. Denn erstlich fehlt es ihr an einer sicheren und bequemen Hafenbucht; dann aber gewährt sie nur nach einer Seite hin offene Ausfahrt und erschwert den Seeverkehr nach allen anderen Richtungen durch die lang vorliegende Halbinsel von Sabbioncello. Daher scheint es fast, als ob die Reisenden, welche uns mit Schilderungen Dalmatiens und seiner Inselwelt reichlich beschenkten, einem so wichtigen Punkte absichtlich aus dem Wege gegangen seien. Allein die Beharrlichkeit, mit welcher sie von den Narenta-Mündungen schweigen und dafür Lesina, Curzola, Meleda beschreiben, erklärt sich leicht daraus, daß sie auf dem kürzesten Wege von Spalato nach Ragusa gegangen sind. Sie haben die penisola di Sabbioncello außen umfahren, das merkwürdige Delta vom Meere aus nicht sehen können, und somit existiert der Hauptstrom an der Ostküste der Adria für sie überhaupt nicht. Wir wollen dieses Unrecht gelegentlich gutmachen; hier sei nur auf den vorerwähnten Nachteil verwiesen. Dagegen findet sich nur zehn Meilen weiter südlich ein Punkt, den Natur und Geschichte zu einem der wichtigsten der ganzen Adria gestempelt haben. Das ist Ragusa, in dessen altersgrauen Gäßchen die Reisenden gewöhnlich mit großer Ehrfurcht wandeln, besonders wenn sie zu den unmittelbar hinter Fort Imperial ansteigenden, schnöden Karsthöhen der Herzegowina emporblicken. Wohl mag in dem edlen Samen, den die Hellenen Epidaurums hierherbrachten, schon ein Keim jenes unverwüstlichen Wachstums gelegen haben, das Ragusa, durch Krieg, Pest, Erdbeben oft bis zum Grunde zerstört, in ebenso häufigen Wiedergeburten bethätigte. Aber daß diese alte Pflanzung so oft wieder Wurzeln schlagen konnte, verdankt sie doch der Natur des Bodens, in welchem sie ihre Heimat gefunden. Wir wollen diese Gunst der Lage, soweit sie für unser Problem in Betracht kommt, mit kurzen Worten charakterisieren.

Ragusa liegt (wie die alte phönikische Handels- und Schifffahrtsstation Lythera, unfern der Südspitze der Balkanhalbinsel) an der Grenze eines inselreichen und eines inselarmen Meeres. Der dalmatinische Archipelagus, welcher vom Quarnero bis zur Höhe von Gravosa herab seine fast ununterbrochene, dichte Inselkette zieht, findet hier seinen Abschluß. Bei Ragusa vecchia liegen die letzten armseligen Scoglien; weiter südlich ist, drei Breitengrade lang, Alles Festland bis zum nördlichsten Gliede der jonischen Hephthanisos, Korfu. Zugleich mit dem Inselmeer endet aber der Kurs der kleinen Schiffe, wie sie zum Verkehr im Archipel allein tauglich sind, und es beginnt mit dem inselllosen Meere die große, offene Seefahrt. An dieser Stelle mußte ein Umladen der Waren aus kleineren in größere Fahrzeuge stattfinden oder umgekehrt, und dadurch erscheint dieselbe für einen Handelsplatz trefflich vorbestimmt. Noch näher ist der Stadtplatz von Ragusa determiniert durch seine ausgezeichnete Lage auf einem zur Befestigung geeigneten, sichere Ankerplätze darbietenden Felsvorsprung zwischen den großen Buchten von Brenno und Gravosa, eine Bildung, wie sie aufwärts bis Spalato und abwärts bis Cattaro nicht ihresgleichen findet. Dazu kommt, wenn wir uns vom Meere ab der Landseite zuwenden, noch manche fernere Gunst. Außer dem Mangel eines Hafenplatzes an der Narenta-Mündung, welche dadurch ganz in das Handelsgebiet Ragusa's fiel, die relative Wegsamkeit der unmittelbar hinter der Stadt ansteigenden Berge, namentlich im Vergleich zu der wolkenhohen Felsmauer, welche Cattaro vom Hinterlande scheidet, weiterhin das Geschenk eines Flusses wie die Trebinjčica, die wenigstens teilweise — u. a. zur Narenta-Mündung hin — straßenleitend gewesen ist. Wie die Popovopolje einen Binnenlandweg ans Narenta-Delta, so gewährt das Thal von Canali eine Küstenstraße zu den Bocche di Cattaro. Endlich ist gerade auf der Höhe von Ragusa zugleich mit der äußeren Inselkette auch jener Sumpfflächengürtel des Binnenlandes, welcher sich unmittelbar hinter den Küstengebirgen von Monte Dinara bis Trebinje herabzieht, abgeschnitten, und es beginnen fortan jenseit der Randgebirge höher gelegene unfruchtbare Ebenen und Thalstrecken. Nährt jene teilweise sehr üppige Zone von Niederungen eine ackerbautreibende, reinslavische Bevölkerung, die bei einigem Fleiß ihre Feldarbeit reichlich gelohnt findet, so beginnen hier, bei Ragusa, die rauhen Wohnsitze der slavisierten Illyrier, der montenegrinischen und arnautischen Helden, welche die undankbare Anstrengung des Landbaues scheuen und ein freies, kriegerisches Hirtenleben vorziehen. Wir können nicht mit wünschenswerter Kürze sagen, worin der Vorteil einer Stellung zwischen diesen beiden Elementen bestand, aber daß Ragusa daraus mannigfachen Vorteil zog, scheint ziemlich sicher. Ursprünglich waren es nur die zwei slavischen Fürstentümer Zachlumien und Terbunien, in deren Mitte nach dem Zeugnisse Kaiser Konstantin's Ragusa lag, und auf deren Boden es seine, einem mäßigen Geldzoll unterworfenen Weingebirge besaß. Die Kämpfe der Herrscher von Serbien und Bosnien, sowie der Teilfürsten im letzteren Lande untereinander sind bezeichnet durch die Etappen der Ausdehnung, welche die Ragusäer ihrem Gebiet zu verschaffen wußten. Den bedeutendsten Schritt machten sie 1333 durch den Ankauf der Halbinsel von Sabbioncello (von den Serben), doch gelang es ihnen trotz vieler Anstrengungen nicht, ihr Land an der Küste bis Castelnuovo und Risano und im Innern bis Trebinje, Klobuk und Bilek zu erweitern. In der Mitte des 15. Jahrhunderts gingen alle

Digitized by Google

Teilherrschaften im Hinterlande zu Grunde, und neben dem osmanischen Reich blieb nur das Gebiet der Crnojevići, die Wiege des freien Montenegro, bestehen. So fand der geographische und ethnologische Unterschied der beiden Landstriche, zwischen welchen Ragusa lag, in einer definitiven staatlichen Trennung seinen noch heute bestehenden Ausdruck. Daß aber die politische Grenze zwischen der Herzegowina und Montenegro gerade dort läuft, wo wir sie heute finden, nämlich parallel zur Narenta, im Durchschnitt ungefähr 10 Meilen von derselben entfernt, an dieser Thatsache hat Ragusa entschieden einen hervorragenden Anteil. Denn nachdem diese Stadt, kraft der geschilderten, glänzenden Ausstattung, bestand und aufblühte, mußte sie auf die politische und kulturelle Gestaltung des Hinterlandes einen bedeutenden Einfluß üben. Die Ragusäer standen im Bunde mit den Osmanen, und das war notwendig, um nicht von diesen verschlungen zu werden, notwendig auch, um den Venezianern mit Erfolg Konkurrenz machen und Widerstand leisten zu können. Sie eröffneten nicht nur in allen Häfen des Ostens, sondern auch in allen Binnenstädten der Balkanhalbinsel kommerzielle und industrielle Etablissements. Ihre Kauffahrer traten in den Dienst der spanischen, ihre Patrizier in den der ungarischen Könige; ja wir finden Ragusäer als Vizekönige von Peru und als Feldherren in Ostindien. Stets aber blieb das slavisch-arnautische Hinterland der fruchtbare Boden ihrer Handelsmacht. Hier bedurften sie vor allem Wege zum Absatz der von ihnen eingeführten Waren, zum Austausch zwischen Orient und Occident, namentlich in einer auf die binnenländische Gebirgskette senkrecht stehenden Linie. Einen solchen bot das Narenta-Thal; allein dieser nahm seinen Ausgang allzu entfernt von der Stadt und führte quer durch Mittelbosnien nach Ungarn. Daneben benötigten sie unbedingt eine Straße, welche direkt an der Küste durch das unwirtliche Bergland der südlichen Herzegowina hinüber ins Flußgebiet der Drina und weiter durch Rascien, Südserbien und Bulgarien nach Rumelien und Stambul führte. Das war die große Karawanenstraße durch den ganzen Körper der griechisch-slavischen Halbinsel, der lange Ueberlandweg zwischen Ragusa und dem Hauptsitze der Türkenmacht, von welchem in den Urkunden der Republik so oft die Rede ist, bis Ragusa 1667 einem sehr starken Erdbeben unterlag, seit welchem Zeitpunkte der Verfall seiner Handelswege datiert. Auf dieser Route, welche unter anderen im 16. und 17. Jahrhundert auch die französischen Gesandten zur Hohen Pforte reisten, gelangte man von Ragusa in 15 Tagen nach Niš und in weiteren 15 Tagen nach Konstantinopel, eine Angabe, in der sich die Schwierigkeit der ersten Weghälfte deutlich ausspricht; denn die Entfernung Niš—Konstantinopel beträgt in der Luftlinie genau doppelt soviel als die Distanz Ragusa—Niš und wurde dennoch in derselben Zeit zurückgelegt. Diese, in den Ueberresten ihres Steinpflasters und anderen Spuren noch heute vorhandene, wenn auch durch den Bau einer neuen Chaussee vom Verkehr entlastete Karawanenstraße, deren Sicherung durch Blockhäuser und Kasernen sowohl im Interesse der Türken wie der Ragusäer lag, bildet nun die Ostgrenze der Herzegowina, die Westgrenze Montenegro's. Um diese Linie wurde in den letzten Stadien der Orientfrage — von früheren Versuchen der Venezianer, Montenegriner und Russen zu geschweigen — jahrelang gekämpft, bis die Intervention der Mächte und die österreichisch-ungarische Okkupation hier eine geschichtliche Entscheidung sanktionierten, die von zwei depossedierten Mächten, der Türkei und Ragusa, getroffen und lange Zeit aufrecht erhalten wurde. Nur wenige Reisende kennen die in den Zeitungsberichten jener Jahre vielgenannten Oertlichkeiten dieser Route: Trebinje, Klobuk, Kosierovo, Bilek, Gacko, und auch wir wollen es dem Leser ersparen, die vorwiegend düsteren Erscheinungen, welche sich hier in reichster Fülle aufdrängen, näher kennen zu lernen. Es ist ein Weg des Todes, den wir schreiten müssen. Denn indem wir Dalmatien nahe der Südspitze seines Keiles verlassen und längs der Grenze Montenegro's zu den schneeigen Bergen des Binnenlandes aufwärts ziehn, scheiden wir nicht nur von der Küste mit ihren prangenden Lorbeer- und Zypressenhainen, mit den rauschenden Kaskaden ihrer Felswände und Schluchttiefen, von denen der Blick auf lachende Inselspitzen fällt, mit dem bunten Gedränge ihrer regen Marktplätze und Stadtgäßchen — wir wandeln auf einer Gräberstraße zwischen Spuren der Schändung und Verwüstung, und die in eintönigen Liedern festgehaltene Erinnerung, daß hier die Ursitze glorreichen südslavischen Rittertums zu suchen sind, vermag uns für eine ununterbrochene Reihe trübseliger Eindrücke nicht zu entschädigen. Ich kann gleichwohl nicht umhin, eine Notiz, welche ich dem bewährten Kenner südslavischen Volkstums, Herrn Dr. F. S. Krauß, verdanke, hier mitzuteilen. Sie bezieht sich auf Smail-Aga Cengić, den Despoten von Gacko, dessen Thaten und Ende durch das auch ins Deutsche übersetzte Epos des Mažuranić weiter bekannt geworden sind. Herr Krauß schreibt mir: „Des Ismail gedenkt das epische Volkslied sehr gerne. Die Mohammedaner feiern ihn als einen ihrer ritterlichsten Helden, seine Nachkommen gehören noch gegenwärtig zum vornehmsten Adel des Landes und wohnen in Sarajewo. Smailaga ist von Mažuranić sehr falsch und ungerecht charakterisiert worden. Unsere Sympathien sind jedenfalls auf Seiten dieses mutigen und totverachtenden Helden, nicht aber auf Seiten der Buschklepper und nächtlichen Räuber Montenegro's. Cengić war der erste, unverfälschte Slave, seine Mörder aber ein entartetes, feiges Gesindel. Wie mir sein Neffe in Sarajewo erzählte, haben die Montenegriner die hinterlistige Tötung Smailaga's mit 17 Köpfen gesühnt." Dieser Reminiscenz sei hier am Schlusse Raum gegönnt, um zur Ergänzung des vorstehenden Versuches auch noch daran zu erinnern, daß hier dicht neben dem Vorposten des recht-

Digitized by Google

gläubigen Rußland auch andere Elemente wohnen, sehr respektable Elemente, welche der Ausdehnung Montenegro's nach Westen entschieden widerstreben, und in welchen die Politik Österreich-Ungarns im südöstlichen Reichslande nach manchem Schwanken ihre beste Stütze gefunden hat.

---

## Die handelspolitische Bedeutung des Roten Meeres in alter und neuer Zeit.

Von Professor Theodor Schott.

(Schluß.)

Zwei Jahre später kehrte General Nightingale mit seiner Familie auf diesem Wege nach England zurück, dem Beispiele hoher Würdenträger folgten bald praktische Kaufleute; der Ostindischen Kompagnie wurde von allen Seiten nahegelegt, eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Bombay und den Hafenplätzen des Roten Meeres einzurichten, um der Ueberlandpost den weiten Umweg um das Kap der guten Hoffnung zu ersparen. Niemand war für diese Bemühungen thätiger als Kapitän Thomas Waghorn, geb. 1800, gest. 7. Januar 1850. Er sah seine Lebensaufgabe darin, den nächsten Weg zwischen England und seiner indischen Kolonie über Suez, das Adriatische Meer und die Alpen ausfindig zu machen; er hat es nicht mehr erlebt, die indische und chinesische Post den Weg über Suez, Brindisi und einen der Alpenpässe machen zu sehen; verarmt und ein gebrochener Mann, starb er 1850, aber das Standbild, das den Damm in Suez ziert, gebührt ihm in vollem Maße. Allmählich bevölkerte sich wieder das Rote Meer. Ende der dreißiger Jahre bestanden regelmäßige Dampferfahrten für die Post zwischen Bombay und Suez; auch die anderen Hafenplätze fühlten diese belebende Kraft: in Dschidda, Aden, Kosseir wurden Kohlenstationen angelegt, Kosseir ward wieder der Landeplatz für Reisende und Güter, die alte Karawanenstraße nach Kene sah nicht blos fromme Pilgrime, sondern Reisende jedes Alters und Standes und reiches Kaufmannsgut. Die Kriege England's mit China und anderen östlichen Staaten machten schnelle Beförderung von Truppen und Depeschen notwendig, große Dampfschifffahrtsgesellschaften, wie die Peninsular and Oriental Company, wurden gegründet; denn nur der Dampf ist imstande, die widrigen Winde im Roten Meer und die Moussons im Indischen Ozean zu jeder Zeit zu überwinden. Auch die Regierung von Aegypten sah klar die Vorteile dieses stets und gewaltig wachsenden Verkehrs; in den fünfziger Jahren begann sich das Land, besonders das Nil-Delta, mit einem Eisenbahnnetz zu bedecken, welches u. a. Alexandria, Kairo, Suez miteinander verband und der beschwerlichen Wüstenreise ihre Dauer und Mühsal abnahm. Und endlich hat die Vollendung des Suez-Kanals dem Roten Meere einen Verkehr und eine Bedeutung gegeben, welche jeden bisher dagewesenen in demselben Maße übertrifft, als unsere Zeit an der Ueberwindung mechanischer Schwierigkeiten, an Leichtigkeit, Schnelle, Großartigkeit und Freiheit des Verkehrslebens das Altertum und Mittelalter überragt.

Es ist hier nicht der Ort, die großartige Schöpfung Lesseps' näher zu charakterisieren oder die Schwierigkeiten aufzuzählen, welche ihm Natur und Menschen (besonders die englische Regierung) in den Weg stellten, aber der 16. November 1869, an welchem vor einer erlauchten Gesellschaft von Fürsten der neue Kanal eröffnet wurde, ist einer von den wichtigen in der Weltgeschichte; weit über die lokalen Grenzen reicht seine Bedeutung hinaus, und zu den Männern, welche durch Energie und Genialität auf dem Felde des friedlichen Schaffens sich die doppelte Palme verdient haben, gehört in erster Linie der geniale Franzose. Ueber alle Erwartung ist die Frequenz des Kanals gestiegen, 1870 betrug dieselbe 491 Schiffe, darunter 314 britische, 74 französische, 26 österreichische, 3 holländische, ein deutsches ist nicht erwähnt; dagegen im Jahre 1881 2727 Schiffe mit 5,794,000 Tonnen Gehalt, darunter 2182 Handelsdampfer, 442 Postdampfer. Der Nationalität nach waren es 2250 englische Schiffe, 109 französische, 71 niederländische, 64 österreich-ungarische, 45 deutsche; 1885: 3624 Schiffe (1884: 3284) mit 8,985,411 (8,319,967) Tonnen Gehalt; darunter 2734 englische, 294 französische, 155 deutsche, 139 niederländische, 109 italienische, 69 österreich-ungarische, 29 russische. Riesengroß steht in dieser Liste England da, um mehr als eines Hauptes Länge überragt es alle anderen Staaten zusammen (der Tonnengehalt seiner Schiffe betrug 1885 6,854,815). Für England ist nicht blos der Verkehr, sondern der Besitz des Roten Meeres geradezu notwendig, eine Lebensfrage. Sein Handel mit Indien, China und Australien, die ganze Weltstellung des britischen Reiches beruht auf dem ungehinderten Zugang zu seinen östlichen Kolonien, auf der Beherrschung und Ausbeutung derselben. Die nächste Straße dazu ist das Rote Meer, welches die Entfernung von London nach Kalkutta um 4888 Seemeilen oder 24 Reisetage kürzt, und Zeit ist nicht blos Geld, sondern auch Macht. England hat nichts versäumt, um die Thore zu dieser Weltstraße in seine Hände zu bringen. 1837 ließ man ein Schiff in der Nähe von Aden stranden. Die Plünderung desselben durch die Eingeborenen gab den erwünschten Vorwand, die wichtige Stadt und das Vorgebirge in ihre Hand zu bekommen und die Stadt in eine sehr starke Festung umzuschaffen. 1857 besetzte es die Insel Perim, einen Felsenklumpen, der beinahe hermetisch die Meerenge gegen Süden abschließt, und seitdem schritt es weiter auf dem Wege, Aegypten, den Suez-Kanal, das Rote Meer sich unterthan zu machen. Es war ein politischer Meisterstreich, als Disraeli-Beaconsfield dem Khedive von Aegypten seinen Anteil an Suez-Aktien abkaufte. Das Handelsgeschäft wurde ergänzt durch die Beschießung von Alexandria, durch die Schlacht bei Tel-el-Kebir 1881.

Digitized by Google

Der Schlüssel zum andern, zum nördlichen, Thore ist nun ebenfalls in britischer Hand, und welches das Schicksal des Pharaonenreiches sein mag, wie die Frage über den Suez-Kanal sich gestalten mag, das Rote Meer möchte England gern als seine Domäne betrachten; daß es in einem Kriegsfalle dies sei, dafür hat es mit planmäßiger Beharrlichkeit gesorgt, der gewaltigen Kette, welche über Gibraltar, Malta, Cypern läuft, ist jetzt der letzte Ring eingefügt.

Mit schlecht verhehltem Ingrimm mußte Frankreich zusehen, wie das Werk eines seiner größten Männer, mit französischer Lebhaftigkeit unternommen und mit französischem Gelde ausgeführt, seinen Nebenbuhlern die goldenen Früchte trägt, welche es selbst beanspruchen zu können glaubte. Die Eifersucht, der stille Groll der beiden Nationen wird durch das fortwährende Bleiben der Engländer in Aegypten nur gesteigert. Die neuesten großen kolonialen Erwerbungen der Franzosen in Hinterindien, die Eroberung von Anam haben dieses Verhältnis nur gesteigert; sie sollen den Ersatz bieten nicht nur für die verlorenen Provinzen am Rhein, sondern für den früheren Besitz in Ostindien, dem allgemeinen Ausdehnungsdrang, unter welchem Europa leidet, einen Ausfluß schaffen. England und Frankreich stehen nun im Osten wieder einander als Nachbarn gegenüber, wie dies im Westen der Fall ist, und um auf dem Wege nach Indien nicht ganz der Gnade Englands preisgegeben zu sein, hat Frankreich in Obok an der Tadjurrah-Bai eine militärische Station.

Aber auch den übrigen Großstaaten Europa's (von Oesterreich abgesehen, das keinen kolonialen Besitz hat) ist das „Rote Meer" kein gleichgültiger Meeresarm. Für Rußland ist trotz der weltberühmten Fahrt der „Vega" um Asiens Ostspitze doch der nächste sicherste Seeweg nach seinen Amur-Ländern der über Suez und das Rote Meer. Auch hier kreuzt sich sein Interesse mit dem von England. Ob der Suez-Kanal neutralisiert wird, wenn einmal der schon so oft in Aussicht gestellte Weltkampf zwischen dem Inselreich und dem Zarenreich wirklich zum Ausbruch kommt, wird niemand zum voraus entscheiden können; aber die eminente Bedeutung dieser Weltstraße tritt auch in dieser Hinsicht klar hervor. Italien hat mitten im Roten Meer seinen ersten Kolonialversuch gemacht durch die Besetzung von Massauah; kein Glücksstern scheint über dieser Erwerbung zu walten, die Feindseligkeit der Eingeborenen hat bis jetzt die Ausdehnung derselben, die Erwerbung eines großen Hinterlandes verhindert; wehrlos scheint ferner militärisch die italienische Festung den Engländern preisgegeben, welche die Zufahrt zu ihr vollständig zu sperren imstande sind. Günstiger liegen die Verhältnisse für Deutschland; was es im Jahrhundert der großen Entdeckungen versäumte, die Erwerbung von außereuropäischem Besitz, beginnt es jetzt nachzuholen: in rascher Aufeinanderfolge mehren sich die kolonialen Erwerbungen in den verschiedensten Gegenden der Welt; unsere Uebervölkerung, unsere immer kräftiger aufblühende Industrie, unsere Handelsflotte, die drittgrößte der Erde, unsere junge, aber stetig wachsende Kriegsflotte, unter deren Schutze der deutsche Kauffahrer sorglos die fernsten Meere durchfurcht und an der abgelegensten Küste landet, bieten die günstigen Voraussetzungen für solche weitgreifende Unternehmungen. Der weitausschauende Scharfblick unseres Kanzlers hat hier das Richtige erkannt und mit gewohnter Energie ausgeführt. Es wäre vermessen, über den Wert, über die zukünftige Entwickelung der deutschen Besitzungen in Ostafrika (dem Usagara-Gebiet) und in Neu-Guinea und Neu-Britanien jetzt schon ein bestimmtes Urteil auszusprechen, aber so sicher es ist, daß sie den deutschen Unternehmungsgeist anspornen werden, ebenso sicher ist, daß umsomehr Schiffe unter deutscher Flagge den Suez-Kanal und das Rote Meer durchfahren werden. Deutlich beweisen dies die oben angeführten Zahlen; in den vier Jahren von 1881—1885 nahm der deutsche Anteil an diesem Verkehr um 300 Prozent zu, die deutsche Flagge steht der Zahl der Schiffe nach in der dritten Reihe, dem Tonnengehalt derselben nach in vierter. (England, wie angegeben, 6,854,815, Frankreich 850,112, Niederlande 345,042, Deutschland 283,833.)

So wird die Frage des Roten Meeres bei allen internationalen politischen Verwicklungen eine Rolle spielen; eine höchst merkwürdige, weitgreifende Bedeutung ist dem Meere und seinem Kanal in kommerzieller Hinsicht jetzt schon geworden, nicht blos insofern, als sich seine Fluten, wie erwähnt, immer mehr mit Schiffen aller Nationen bedecken und die am meisten produzierenden und konsumierenden Länder der Erde: Indien mit 230, China mit 400 Millionen Einwohnern, Japan und Australien, in immer lebhafteren Verkehr mit Europa bringen, sondern indem diese Verbindungsstraße eine vor wenigen Jahrzehnten noch gar nicht geahnte Verschiebung des Welthandels, bezw. des Anteils der einzelnen Nationen daran, hervorgebracht hat. Durch die Eisenbahn hat sich ein binnenländischer Verkehr entwickelt, welchen die früheren Zeiten in solcher Ausdehnung nicht kannten; die Grenzen, welche Natur und Politik den einzelnen Ländern und Nationen gezogen haben, sind durch die eiserne Bahn zerstört, Länder und Gegenden, welche bisher vom Seeverkehr ausgeschlossen waren, demselben unmittelbar nahe gerückt. Die reichen Länder des Ostens bringen ihre zahllosen Produkte in einer solch ungeheuren Masse auf den Weltmarkt, daß eine ganz eminente Verschiebung der Preis- und Produktionsverhältnisse dadurch bewirkt wurde; es sei nur an die Konkurrenz erinnert, welche der indische Weizen dem europäischen Landmann bereitet. Kleine Landstädtchen werden durch diese Verbindungen große Industriezentren, man denke nur an Essen, Dortmund, Bochum u. s. w.; die Vorteile, welche das Wasser bisher den Seestädten und den Seestaaten gewährten, wurden wesentlich geringer, zumal da die Leichtigkeit der übrigen Verkehrsmittel —



Digitized by Google

Telegraphen und Posten — eine unmittelbare Verbindung zwischen Produzent und Konsument (Fabrikant) naturgemäß hervorrief und beförderte. Die notwendige Folge davon ist die Abnahme des Zwischenhandels, eine Folge, welche am meisten England trifft. Es ist eine bekannte aber auch begründete Klage der englischen Rheder, Handelsherren und Versicherungsgesellschaften, daß ihre Einnahmen und Erträgnisse abnehmen, daß England einen immer kleineren Anteil an dem Warenaustausch der Welt vermittle, während offenkundig der Verbrauch der anderen Staaten zunimmt. Die Ein- und Ausfuhr von und nach China nach dem europäischen Kontinent z. B. betrug im Verhältnis zu der nach Großbritannien dem Werte nach 1877 — 15 Prozent, 1884 — 33 Prozent. Der Baumwollenhandel konzentriert sich nicht mehr in Liverpool, die indische Baumwolle geht z. B. direkt nach Odessa und Genua, die Seide nach Marseille, und ähnlich ist es mit einer ganzen Reihe anderer Weltartikel. Von Jahr zu Jahr steigt die Bedeutung Genua's, gehoben durch großartige Hafenanlagen, noch mehr durch die Gotthardbahn, welche, eine Weltbahn in eminentem Sinne, den Verkehr mit Schweiz und Deutschland vermittelt, ja mehr als die Brenner- und Semmering-Bahn eine direkte Fortsetzung des Suezkanals ist und mächtig dazu beiträgt, den Handel auf diese Linie zu lenken. Die neugegründeten, vom Deutschen Reiche subventionierten deutschen Postdampferlinien nach Ostasien werden ebenfalls sehr dazu beitragen, den deutschen Einfluß, den deutschen Handel zu fördern; schon jetzt sprechen englische Blätter mit Neid von den gut eingerichteten, schnellen und sicheren Schiffen, und wenn diese widerwillige Anerkennung nur ein neues Lorbeerblatt in dem Kranz ist, welchen verschiedene fremde Nationen dem deutschen Kaufmannsstande, seiner Energie, Beharrlichkeit und Solidität winden, wenn verspätet, aber noch nicht zu spät, diese deutschen Nationaleigenschaften im fernen Lande nicht blos anderen europäischen Nationen, sondern Deutschland selbst zu gute kommen, so läßt sich mit Beziehung auf die hier behandelte Frage nicht leugnen, daß gerade der Suezkanal und die Gotthardbahn mächtige materielle Faktoren bei dieser gedeihlichen Entwickelung gewesen sind.

Noch steht freilich Albion riesengroß in seinem Handel mit dem Osten da, noch ist der Verkehr unter seiner Flagge der stärkste, noch hat es das wichtigste Interesse an dieser Handelsstraße. Die englischen Besitzungen am Kap der guten Hoffnung haben etwas von ihrer Bedeutung verloren, wertlos sind sie dadurch keineswegs geworden. drei Vierteile des australischen Handels nehmen den Weg um das Kap, und für den Fall eines Krieges, einer Sperrung und Blokade des Roten Meeres muß England sich diesen Fahrweg offen erhalten. Während die anderen Nationen bestrebt sind, sich auszudehnen, ferne Besitzungen zu erwerben, ist in England eine mächtige, täglich zunehmende Strömung vorhanden, das Erworbene enger zusammenzuschließen. Dampf und Telegraph bieten die Mittel dazu; Kolonialausstellungen, wie die des Jahres 1886, machen die Angelegenheit populär und tragen das Interesse dafür in weite Kreise; zielbewußt arbeiten die Imperialisten, die Reichspolitiker darauf hin, Großbritannien in ein „Größer-" Britannien umzuwandeln; die Frage nach der Teilnahme der Kolonien an Parlament, Heer, Flotte, äußerer Politik, ist eine der vielen brennenden Fragen, welche Englands politisches Leben bewegen. Gerade die schnelle Verbindung, welche der Suezkanal und das Rote Meer an die Hand geben, ist Veranlassung zur Verwirklichung dieser unendlich erfolgreichen Idee. Der englische Reichsgedanke ist im Grunde auch nur ein Ausfluß jener unsere Zeit beherrschenden Strömung der handelspolitischen Verbindung aller Völker; immer mehr verdient der „Welthandel" diesen Namen. Die Geschichte der Menschheit schreitet, wie ein Geograph der Neuzeit richtig und schön diese Entwickelung charakterisiert, immer mehr von der kontinentalen zur ozeanischen fort; sie umspinnt die ganze Erde. Jahrhunderte-lang war das Mittelmeer das uns bekannte Zentrum des Weltverkehrs. Mit der Entdeckung Amerika's trat der Atlantische Ozean an seine Stelle, jetzt sind der Große und der Indische Ozean die große Fahrstraße des Welthandels. Die Pacifikbahnen der Vereinigten Staaten und Kanada's verbinden das Atlantische und das Pacifische Meer, den Osten und den Westen; in nicht allzu ferner Zeit wird man es erleben, daß die riesigsten Eisenbahnlinien durch den asiatischen Kontinent ausgeführt, demselben Ziele dienen. Schon dehnen sich die russischen Eisenbahnen bis Merw aus; andere südliche Linien werden nachfolgen, und eine direkte Eisenbahn auch von London nach Calcutta und von Petersburg nach Peking ist kein Ding der Unmöglichkeit mehr. Auch diese Vermehrung von Verkehrswegen wird der Bedeutung von Suezkanal und Rotem Meere keinen Eintrag thun; diese Meeresstraße wird menschlicher Voraussicht nach auch in ferner Zukunft eine Welthandelsstraße bleiben, wird den spätesten Geschlechtern noch zum Welthandel dienen, wie sie es den frühesten war.

---

## Skizzen vom Kaspischen Meere.

Eine schlimme Zeit bricht für den armen Reisenden an, der in Astrachan, dem uninteressanten Mittelpunkt des Obst- und Fischhandels, die bequemen und pünktlichen Wolgaschiffe der Kaukasus- und Merkur-Linie vertauschen muß mit den kleinen, elenden Passagierdampfern, die während des Sommers zwischen Astrachan, Baku, Lenkoran und den persischen Häfen des Kaspischen Meeres kreuzen. Nicht nur ist die See fast immer unruhig und tückisch, sondern alles auf jenen erbärmlichen Fahrzeugen ist schlecht und teuer und Pünktlichkeit ein unbekanntes Ding.

Ich hatte das Unglück, letzten September dieses Meer zu durchschiffen, und erst acht Tage nachdem wir von

Digitized by Google

Astrachan ausgelaufen — acht Tage, in denen wir furchtbar von den Unbilden des Meeres und der Seekrankheit gelitten — warfen wir Anker gegenüber der Stadt Lenkoran, etwa eine Meile von ihr entfernt. Ein halbes Dutzend großer Ruderboote stieß von der niedrigen Küste ab und in weniger als einer halben Stunde wurden wir, ich und meine Reisegefährten — Russen, Perser, Amerikaner und Tataren, mit Gepäck und Vorräten jeder Art und Gestalt — vom Bord des Steamers in die Boote hinabgelassen. Als die Boote alle voll, beinahe allzu voll waren, fuhr die verdächtig aussehende Mannschaft unter lautem Schreien und Fluchen ab, dem Strande zu. Es gieng nur langsam vorwärts und wir hatten, bis wir ans Land kamen, reichlich Zeit zu weiterer Seekrankheit. Die Stadt oder vielmehr das große Dorf war kaum sichtbar in dem starken Nebel, aber eine Anzahl ihrer Bewohner — dunkeläugige, schwarzbraune, zerlumpte, barfüßige Burschе, mit hohen, braunen Schafpelzmützen auf dem Kopfe — standen in der Brandung und in raschem Laufe stürzten sie, als das Boot sich näherte, auf die Reisenden los. Ehe ich noch die komische Erscheinung einer dicken russischen Dame voll gewürdigt, die, den Kopf voran, trotz verzweifeltster Gegenwehr, von zwei dunkelhäutigen Persern aus dem Boot gezerrt wurde, sah ich mich bereits selbst gepackt und demselben Verfahren unterworfen. Drei der braunen Kerle teilten sich in meine Habe, und durchnäßt und durcheinander gerüttelt wurde sie ans Ufer geschleppt.

Das erste Zeichen russischer Zivilisation trat uns in Gestalt eines mit Säbel und Revolver bewaffneten Polizisten entgegen, der, bevor ich Zeit gehabt, Atem zu schöpfen, meinen Paß verlangte. Der Vorweis des Dokuments genügte dem eifrigen Beamten nicht, er forderte, daß ich es ihm vorlese, ein Begehr, das ich erfüllte und entschuldigte, als er demütig erklärte, er könne nicht lesen. Er hatte übrigens in mehreren Sprachen fluchen gelernt und kam mir aufs liebenswürdigste mit ein paar auserlesenen persischen und anderen Flüchen zu Hülfe, um die fünf Männer abzuwehren, die sich meiner beim Landen angenommen und nun gemeinschaftlich mit den Schiffern in sehr erregtem Ton die ungeheuerlichsten Forderungen stellten. Eine Summe von ca. 5 Mark genügte jedoch, sie zu beschwichtigen, wenn nicht zu befriedigen, und bald saß ich in dem einzigen Wirtshause der Stadt in Gesellschaft eines sehr freundlichen russischen Ingenieurs bei einem Mittagsmahl aus Suppe und Fasanen. Die Hühner waren zwar völlig verbraten und schwammen in Butter; aber ein Schlückchen Branntwein und einige schöne Trauben zum Nachtisch machten das Mahl erträglich. Es gab goldenschimmernde sowohl als bläulichbeduftete schwarze Trauben, beide um den Preis von etwa vier Pfennigen das Pfund.

Ein Gang durch die langhin ins Grüne zerstreute Stadt zeigte, daß sie aus malerischen Straßen voll Bäumen und Büschen mit kleinen hölzernen Häuschen bestand, hier und da ein großes Regierungsgebäude, dazwischen überall das schöne offene Feld. Die Läden waren alle klein und in jedem die mannigfaltigsten Dinge zu haben. Kosaken spazierten in kleinen Gruppen umher und brachten ein wenig Leben in den stillen Ort.

Von meiner Wanderung heimkehrend, erfuhr ich, daß mein neuer Freund die zu Postpferden nötige Erlaubnis erlangt hatte und sich eben zu einer weiten Fahrt in das Innere der Landes rüstete, wo er mehrere kleine Brücken zu besichtigen hatte.

Da unsere Wege in gleicher Richtung lagen, nahm ich sein Anerbieten, mit ihm zu reisen, an und sobald die gebräuchlichen dreispännigen Wagen ohne Federn bereit und wir mit unseren verschiedenen Koffern und Flinten hineingepackt waren, brachen wir auf. Die Straße führte nördlich von der Stadt durch mehrere ärmlich aussehende Vorstädte, wo wir drei lebendige Hühner und eine Ente um ungefähr eine Mark fünfzig Pfennige kauften, und weiter gieng es durch eine lange schmale Sandstrecke und hierauf an ausgedehnten seichten Sümpfen vorbei, in denen viele kleine Rohrdommeln, graue und weiße Reiher, nebst einigen grünen Regenpfeifern sich gesammelt hatten. Ueber uns kreisten Weihen und kleine Habichte und bisweilen bemerkte ich einen Fischadler. Zweimal ließ sich ein großer brauner Adler blicken, vermutlich der kaspische Adler (Aquila orientalis); doch da er sich stets außer Schußweite hielt, konnte ich die Gattung nicht bestimmt erkennen. Die Sümpfe verlassend, führte der Weg einige Meilen weit über elastischen Wiesengrund hin und dort stöberten wir den ersten Hasen auf. Er sprang aus einem kleinen Gebüsch und huschte mit ein paar Sätzen in ein zweites, so daß ich, obwohl flugs aus dem Wagen, nicht zum Schusse kam, denn während ich auf die eine Seite lief, rannte der Hase auf der anderen davon, und ich mußte wieder einsteigen, ohne gefeuert zu haben. Später am Tage indeß, gegen Abend, wurden die Hasen häufiger und weniger scheu. Ich erbeutete zwei, beide braun und kleiner als ihre europäischen Brüder. Von dem Rasen ablenkend, folgten wir dem hart am Gestade sich hinziehenden Weg und von Zeit zu Zeit sahen wir draußen auf dem Sande Pelikane, während Enten von der See herein strichen.

Um sechs Uhr machte der Wagen Halt vor einem etwas verfallenen einstöckigen Holzbau, der sich einsam auf ödem, düsterem, dicht mit hohem Schilf und Röhricht bedecktem Marschland erhob. Es war die erste Poststation auf der Landstraße nach Prischib, das einzige Gebäude meilenweit in der Runde. Ein alter Mann kroch heraus und fieng an, die Pferde auszuschirren. Er war vom Fieber geschüttelt und sagte uns, daß jedermann im Posthaus an demselben darniederliege. Wir traten in ein langes niedriges Zimmer mit hölzernen Bänken, einem Tisch, ein paar wackligen Stühlen und dem gewöhnlichen Wandschmuck eines Heiligenbildes und etlicher billiger Farbendrucke, Scenen aus dem türkischen Kriege von 1877 (worauf natürlich die Türken bei weitem den Kürzeren

Digitized by Google

zogen), und daneben das Postreglement. Eben waren wir im Begriff, unseren Thee zu bereiten, als eine Deputation von drei Männern erschien, unterthänigst um ein wenig Chinin zu bitten. Ich hatte selbst nicht viel, die armen Leute aber sahen so furchtbar krank aus, daß ich ihnen ein Drittel meines Vorrats gab, wogegen ich Segenssprüche sonder Zahl erhielt. Das Fieber ist, wie es scheint, hier im Frühling und Herbst ein ständiger Gast, und viel mag zur Häufigkeit seines Auftretens die Nahrung dieser armen Menschen beitragen: Störe und andere Fische aus dem Kaspischen Meere, nebst unendlich vielen Wassermelonen. Ich habe nicht gehört, daß es je tötet, gewiß aber bricht es die Kraft eines jeden, den es befällt. Wir tranken Thee mit starker Büffelmilch, indeß eine Frau, die kochen zu können vorgab, unsere Hühner schlachtete und sie — kaum war die letzte Feder gerupft — in den Topf steckte. Nachdem das bescheidene Mahl verzehrt war, wählte jeder von uns die Bank, die ihm am besten paßte, und bald waren wir, in unsere Decken eingewickelt, fest eingeschlafen, einen Revolver unter jedem Kopfkissen. Vor dem Niederlegen warf ich noch einen Blick durch die offenen Fenster, zu denen das Geschrei vieler Enten, Kraniche und anderer Vögel so laut hereindrang, daß sie ganz nahe gewesen sein müssen. Zu sehen war jedoch nichts, als ein dichter weißer Nebel, der, alles verschleiernd, vom Boden aufzusteigen schien. Später in der Nacht wurde ich von dem Geheule zahlreicher Schakale geweckt — kleiner Raubtiere etwa in Gestalt und Größe eines Fuchses.

Morgens um sechs Uhr erwachte ich und konnte deutlich Schnepfen falzen hören — merkwürdig genug im September. Begierig, so viel als nur möglich zu sehen, zog ich meine hohen Stiefeln an, nahm meine zwölfkalibrige Doppelflinte und schlenderte fort. Fünfzig Meter vom Haus war ein flacher Sumpf, aus dem ein paar Schnepfen und ein großer rotfüßiger Sumpfvogel aufflogen, welch letzterer niedergestreckt wurde, weil er gezögert, die Schnepfen zu begleiten und mir so Zeit gelassen, ihm einen Schuß beizubringen. Als ich von der Landstraße abzweigte, fand ich die Wiese zwischen ihr und dem Meere mit Schildkröten übersäet; buchstäblich Hunderte lagen umher, in zwei Größen. Ich hielt die größeren für männliche, die kleineren für weibliche; allein da ich mit der „Testudo" nicht vertraut bin, will ich mich gern eines Besseren belehren lassen. Zum erstenmale hörte ich diese Tiere schreien. Eine große verfolgte eine kleine in ziemlich scharfem Schritt, und jede Minute etwa ließ sie einen Laut vernehmen wie ein junges Häschen. Die Jagd gieng einige Meter vor mir gerade über meinen Pfad, völlig unbekümmert um meine Gegenwart, die sie so gar nicht zu bemerken schienen. Unzählige Schildkröten-Skelette waren über den ganzen Platz verstreut, die meisten mit einem Loch in der Unterschale, wahrscheinlich von den rings umherschwebenden großen Raubvögeln: Adlern, Fischadlern und Bußaaren.

Unter einer Brücke, welche den zum Meere hinabführenden Weg überspannte, lief ein Flüßchen und nahe seiner Mündung saßen ein halbes Dutzend kleine schwarze Kormorane (Carbo pygmaeus) und ein großer brauner Reiher, der mir fremd war. Ich schoß was mir zunächst war und zwar einen gemeinen grauen Reiher. Weiter unten begegnete ich zehn kleinen Wasserhühnern und schoß, rechts und links feuernd, zwei, als sie aus dem Sumpf aufflogen. Auf einer kleinen, ins Meer vorragenden Sandspitze saßen viele Enten, ein grauer und einige weiße Reiher und ein riesiger weißer Pelikan. Als ich durch den Morast watete, der mich von ihnen trennte, entwichen zuerst die Enten, dann die übrigen Vögel. Der Pelikan wartete und fieng erst zu laufen an, als ich seinen Standort erreichte. Zehn Meter etwa mußte er laufen, ehe er seine Schwingen entfalten konnte, und in einer Entfernung von vielleicht 40 Schritten gab ich ihm zwei Ladungen Schwanenschrot, die jedoch seinen Gleichmut nicht im mindesten zu stören schienen, obwohl ich nicht gefehlt haben kann, denn der Vogel war ungefähr fünf Fuß hoch und von ungeheurer Flügelspannweite.

In einem schlammigen Moore, unfern davon, giengen viele Schnepfen und Sumpfhühner ihrer Nahrung nach; weil ich aber, wenn ich geschossen hätte außer stande gewesen wäre meine Beute zu holen, enthielt ich mich des Schießens und begnügte mich, die Schnepfen bei ihrer Mahlzeit zu belauschen — ein mir neuer Anblick, denn daheim sieht man die Schnepfe meist erst im Moment, wo sie auffsteigt. Den Sumpf verlassend, gelangte ich an ein kleines Bächlein, wo ich ein Wasserhuhn schoß. Auf den Schuß schlüpfte ein kleiner Junge aus dem Gesträuch hervor und versicherte mich, daß er Dutzende von Wasserhühnern und Enten schieße, mitunter sogar glänzende blaue, rotschillernde Wasserhühner (Gallinula purpurea), jenen schönen Vogel, wie ich mich später überzeugte, der einst hier ziemlich häufig, nun mit jedem Tage seltener wird, gleich dem Flamingo, den zu schießen man jetzt bereits nach der persischen Küste übersetzen muß, obwohl er vor fünf Jahren noch in Baku sehr zahlreich zu treffen war. Ich schoß zwei Raubvögel, deren einen ich als Circus pallidus, die bleichbrüstige Weihe, den anderen als gemeinen Lerchenfalken erkannte. Mir zu Häupten schwebte ein dunkler Adler, doch außer Schußweite, und über eine kleine Brücke schreitend, sah ich eine schwarze Schlange, etwa vier Fuß lang, durch den Strom schwimmen. Mit einem Schuß schnitt ich sie mitten entzwei, aber die Strömung riß beide Hälften fort und verhinderte mich, die Species festzustellen. Ein gewöhnlicher Königsfischer schwang sich aus der Brückenwölbung empor, und auf den Telegraphendrähten saßen dann und wann Kuckucke. Sehr oft gieng ich Schnepfen auf, welche scharenweise dort gewesen sein müssen, obschon ich, ohne Hund, nur sah, was mir im eigentlichen Sinne des Wortes unter die Füße kam.

Gegen Ende Oktobers langen große Schwärme von Gänsen, Schwänen, Trappen und anderen Vögeln in

Digitized by Google

diesen Gegenden an, und jedermann, groß und klein, der eine Flinte borgen oder stehlen kann, zieht dann hinaus zu dem großen Gemetzel, und unermeßliche Beute wird gemacht, sofern man den einheimischen Gewährsmännern glauben darf.

Als die Sonne höher stieg, verschwanden allmählich die Schildkröten, die Vögel wurden seltener, so daß ich mich wieder heimwärts wandte. Nach dem langen Umherschweifen war mir das Frühstück sehr willkommen und ich machte den Leuten im Posthause die Freude, ihnen die Kormorane und den Reiher zu schenken, welche sie beide verspeisten. Um 11 Uhr brachen wir auf nach der nächsten, 21 Werst entfernten Station. Der Weg war schlecht und nichts zu sehen außer dem Kuckuck, diesem Ueberall und Nirgends, bis wir in einen Trupp niedlicher Bienenspechte hineinfuhren, die von der Straße aufflatterten, als wir vorbeikamen. Vierzig etwa waren über eine Fläche von einigen hundert Metern verteilt, alle von derselben Art (Merops persica). Sie sahen recht erschöpft aus, da sie augenscheinlich eben erst von der Reise angekommen. Ich forschte sorgfältig nach irgendwelchen der wohlbekannten Spezies Merops apiaster, doch sie gehörten sämtlich der gleichen Gattung an. Früher habe ich jene in Massen bei Kamischin an der Wolga getroffen, wo sie unweit des Flusses in den sandigen Abhängen vieler Schluchten brüten, nie aber sind mir die beiden zusammen begegnet. Ich erwähne das, weil ich in Dr. Bree's schätzbarem Werke gelesen, daß die beiden Arten vereint in einem und demselben Fluge beobachtet wurden. Gegen Abend zog ich auf eine ebenso schwierige, als erfolgreiche Bürsch; es galt einer Anzahl kleiner Brachvögel, die ich wie gewöhnlich äußerst scheu und schwer zugänglich fand; da jedoch das Abendessen von meinen Bemühungen abhieng, setzte ich meine volle Kraft ein und war so glücklich, mit einem Doppelschuß drei zu erlegen. Wir brieten sie etliche Stunden später zum Nachtmahl und fanden sie recht gut, ohne jeden Fischgeschmack.

Dies ganze Land ist ein reiches Feld für den Naturforscher, das Klima jedoch meist ungesund und das Volk furchtbar unwissend und gleichgültig in allem, was Sport oder Naturgeschichte anlangt.

Der Verdienst war sehr spärlich, dennoch unternahm es keiner, mir ein Boot oder auch nur einen Hund zu verschaffen, trotz des hohen Lohnes, den ich verhieß.

Zum Schlusse will ich noch beifügen, daß in Lenkoran ein guter Vogelausstopfer wohnt. Leider ist er dem Trunke ergeben, weshalb man ihm kein Geld im voraus anvertrauen darf; ist er aber nüchtern, so arbeitet er gut und zuweilen sind bei ihm prächtige Tiger- und andere Felle, wie auch Vogelbälge zu bekommen. Unter Verschiedenem hat er mir ein schönes, gut ausgearbeitetes Leopardenfell, weiß mit schwarzen Flecken, um 60 Mark angeboten. Alex. Braun.

---

# Meine Reisen in Guiana und Venezuela.

Von Dr. H. Ten Kate.

Vor kurzem kehrte ich von einer Reise zurück, welche ich unter den Auspizien des Prinzen Roland Bonaparte, des verstorbenen Dr. Emil Riebeck und der Teyler's Genootschap in Haarlem gemacht habe. Der Hauptzweck dieser Reise waren anthropologische und ethnologische Forschungen. Ueber die verschiedenen Reiserouten habe ich schon anderwärts, in den „Comptes-rendus de la Société de Géographie de Paris", 1886 u. s. w.[1] Bericht erstattet, so daß ich hier nur kurz die verfolgten hauptsächlichsten Routen erwähnen will. Die Zeit vom 2. Jan. 1885 bis zum 26. April 1886 verbrachte ich im nordöstlichen Teile des südamerikanischen Festlandes und hielt mich mehr als sieben Monate lang in Surinam auf, wo ich einige mehr oder weniger ausgedehnte Expeditionen unternahm und diese gelegentlich nach den benachbarten französischen und englischen Kolonien ausdehnte. Die hauptsächlichsten Fahrten, welche ich unternahm, waren diejenigen zu den Jooka-(Auka-)Buschnegern an der oberen Cottica und Paramacca, ein Besuch in verschiedenen Ansiedelungen der Indianen längs der Flüsse Coppename, Tibiti, Wayombo und Correntin, in Verbindung mit einem Ausfluge, um den beinahe unbekannten Oberlauf des Nickerie-Flusses zu erforschen, auf welchem Ausfluge ich von Herrn Kalff, einem Kolonialbeamten, begleitet ward; endlich ein Ausflug an den Maroni, an dessen Ufern ich außer den Indianen und Buschnegern auch einige Placeres oder Goldgruben besuchte. Die Pausen zwischen diesen Expeditionen verbrachte ich meist in Paramaribo, wo ich verschiedenes wertvolle anthropologische Material (Gehirne, Schädel u. s. w.) im Hospital sammelte.

Am 19. Februar verließ ich Surinam und reiste, nach einem kurzen Aufenthalt in Georgetown, Demerara, und auf der Insel Trinidad, nach Venezuela. Ich fuhr den Orinoco-Strom hinauf bis Ciudad Bolivar, reiste dann zu Lande nach Cumaná und besuchte unterwegs die Indianen dieser Regionen. Dann begab ich mich über die Halbinsel Araya, wo ich die Salzgruben besuchte, zur See nach La Guaira. Einige Tage nach meiner Ankunft in Carácas erkrankte ich am 5. April so heftig, daß ich es für das Geratenste hielt, sogleich einen Klima-Wechsel vorzunehmen. Ich machte also die Reise über Puerto Cabello und Curaçao und erreichte New-York am 6. Mai. Ich benützte meinen gezwungenen Aufenthalt in Nordamerika zu einem zweiten Besuche bei den Iroquois-Indianen, welche ich schon 1882 gesehen hatte, und zum Besuch von zwei anderen ihrer Reservationen in Canada. Verschiedene Umstände nötigten mich, am 18. Juni von Quebec nach Europa abzusegeln. —

Was die physische Anthropologie jener Regionen

[1] Siehe „Ausland" 1886, Nr. 8.



Digitized by Google

anlangt, so war das Material vor dem Antritt meiner Reise ein dürftiges. Es bestand hauptsächlich aus Schilderungen der Galibi-(Carib-)Indianer des französischen Guiana und für Surinam aus den Aufzeichnungen des Prinzen Roland Bonaparte über die Indianen und Neger, welche zur Internationalen Kolonial-Ausstellung in Amsterdam anwesend gewesen waren.

Ich habe die nachstehenden Stämme besucht: Arowaken, Cariben und Warraus in Surinam und Britisch-Guiana, Chaymas und Cumanagotos und Guayqueries in Venezuela. Nach meiner Rückkehr vervollständigte ich meine Beobachtungen an einer Abteilung Macusi- und Ackawoi-Indianen vom Demerara-Fluß auf der Kolonialen und Indischen Ausstellung in London.

Die Carbugrus-Indianen, eine Kreuzung von Mulatten 2c. mit indianischen Weibern, unter welchen jedoch der indianische Typus sehr vorwaltet, wurden unter denjenigen Stämmen studiert, in welche sie einverleibt sind.

Ich besuchte die Auka-(Jooka-), die Bonni-Buschneger und die denselben verwandten Stämme der Beku-Musinga.

Endlich untersuchte ich anthropologisch eine kleine Anzahl indischer Kulies und Annamiten aus den französischen Strafkolonien.

Ich werde nun in möglichster Kürze einige der namhaftesten Ergebnisse meiner Beobachtungen aufzählen. Unter den vorerwähnten Indianen-Stämmen herrschen zwei deutlich verschiedene Typen nebst mehreren gemischten Formen vor. Einer dieser Typen ist demjenigen der nordamerkanischen Indianer vorwiegend ähnlich; der andere zeigt entschieden mongoloide Züge. Diese beiden Typen werden in verschiedenen Verhältnissen unter den Stämmen gefunden.

Der größte Unterschied zwischen den Carbugrus- und den reinen Indianen besteht in dem Haar, welches bei den ersteren immer gelockt und gekräuselt ist, und so ist es auch bei den Guayqueries, welche überdem sich stark mit den Weißen vermischt haben. Allein in diesen beiden Klassen von Mestizen herrscht das indianische Blut vor, so daß ich sie hier nicht von den echten Indianen trenne, wenn ich einige ihrer physikalischen Merkmale aufzähle, von denen die nachstehenden Zahlen einen Begriff zu geben vermögen.

Der kephalische Index (ohne Korrektur) erstreckt sich zwischen den Durchschnitts-(Stammes-)Ziffern 78.48 bis 84.87; daher sind 77.9 Prozent brachykephal, 17.1 Prozent mesatikephal und 3.9 Prozent dolichokephal. Der nasale Index liegt zwischen den Durchschnittsziffern 71.95 und 80.86, d. h. 73.6 Prozent sind mesorrhin, 15.7 Prozent leptorrhin und 10.5 Prozent platyrrhin.

Die durchschnittliche Statur der Männer schwankt zwischen 1.49 und 1.62 m., die der Weiber zwischen 1.41 und 1.54 m.

Die Kraft des Händedrucks mittelst des Mathieu'schen Dynamometers ergab als höchstes Mittel bei den Männern 40.7 Kgr. für die rechte und 40.5 Kgr. für die linke Hand, bei den Weibern 25.1 und 24 Kgr.

Unter den Buschnegern findet man eine große Mannigfaltigkeit von Typen, nicht allein in Physiognomie, sondern ebenso in Statur und in der Hautfarbe. Manche sind nicht dunkler als der dunkelste Indianer.

Der kephalische Index zeigt bei den Buschnegern ein Mittel von 79.59 oder 46.6 Prozent subbrachykephale, 33.3 mesatikephale, 19.9. dolichokephale. Der mittlere nasale Index ist platyrrhin: 95 : 53.

Die mittlere Statur ist 1.60 m. für die Männer, 1.53 für die Weiber.

Die mittlere Kraft des Handdrucks bei den Männern war 52.2 und 49.4 Kgr., bei den Weibern 30 und 28.3 Kilogramm.

Die Indianen nehmen sichtlich an Kopfzahl ab. Man trifft nur selten alte Leute unter ihnen. Ihre eingefleischte gewohnheitsmäßige Trunksucht scheint die Hauptursache davon zu sein. —

Unter den Indianenstämmen, welche ich in Guiana gesehen, haben die Arowaken am meisten von ihren früheren Sitten, Bräuchen und Trachten eingebüßt. Das alte Clan-System ist aber noch immer unter ihnen üblich.

Auch unter den Cariben werden viele von ihren alten Waffen und Geräten veraltet und aufgegeben. Steinerner Werkzeuge bedienen diese Stämme sich schon längst nicht mehr. Diejenigen, welche ich bekam, wie Aexte, Celte 2c., wurden meist an Orten gefunden, welche schon längst von den Indianen verlassen worden sind.

Die Indianen des nordöstlichen Venezuela, die ich sah, mit Ausnahme der Cariben, haben ihre ursprünglichen ethnologischen Merkmale ganz eingebüßt; ja die Guayqueries haben, wie bekannt, schon längst ihre eigene Sprache verloren.

Das künstliche Abplatten des Schädels, welches in früheren Zeiten unter den Cariben allgemein üblich gewesen zu sein scheint, wird in Guiana nicht mehr ausgeübt. Die einzige Spur, welche ich noch von diesem alten Brauche vorfand, waren zwei verunstaltete Schädel, welche ich im Coronie-Bezirk auf der Stelle eines alten Indianen-Lagers ausgrub.

Die ethnologischen Merkmale der Buschneger sind vorwiegend afrikanische, aber in mancher Hinsicht bedeutend mit denjenigen der Indianen vermischt, z. B. in Verbindung mit ihrem Sagenschatz und Volksglauben. Allein andererseits scheinen auch die Indianen einen Teil ihrer Sagen und Ueberlieferungen (einen Teil ihres Glaubens) von den Negern überkommen zu haben.

Der Fetischismus und Volksglaube der Buschneger und der sogen. zivilisierten Neger haben einen gemeinsamen Ursprung und zeigen große Aehnlichkeit.

Hinsichtlich der Kolonisation Surinams durch Europäer haben meine Erkundigungen zu dem Ergebnis geführt, daß ich dieselbe, was die Vergangenheit wie die Zukunft anbetrifft, für ein vollständiges Fehlschlagen halte. Ich glaube nicht an die Möglichkeit einer vollständigen

Digitized by Google

Akklimatisation der Europäer in den Tropenländern. Ich will hier nur die Thatsache anführen, daß von den beinahe 400 niederländischen Einwanderern, welche sich in 1845 in der Kolonie niederließen und deren Ueberrest nun in der Nähe von Paramaribo lebt, zu der Zeit, wo ich Surinam verließ, nur noch vierzehn Enkel vorhanden waren. Ich brauche die Leser dieser Blätter hier nicht an die verschiedenen Versuche zu erinnern, welche früher und später mit der Kolonisation durch Europäer in den Kolonien und in Surinam gemacht worden sind und welche gänzlich fehlgeschlagen haben.

Für die Hauptursache des verkommenen Zustandes und sichtlichen Rückganges von Surinam halte ich den Umstand, daß unter der Bevölkerung das kreolische Element und unter diesem wieder das Negerelement vorherrscht und überwiegt. Intelligente Europäer von Wohlstand und Einfluß werden in Surinam nur selten gefunden; solange aber diese fehlen und die gegenwärtige Methode des Ackerbaues befolgt wird, zeigt sich keinerlei Möglichkeit und Aussicht auf Besserung.

Ich kann mich hier über die Ergebnisse meiner Reise nicht weiter verbreiten, hoffe aber später und an einem anderen Orte darüber eingehend berichten zu können.

Die von mir mitgebrachten Sammlungen von vorwiegend anthropologischen, ethnographischen und zoologischen Gegenständen bilden nun einen Teil von öffentlichen und privaten Sammlungen in Leiden und Paris.

(Revue coloniale internationale.)

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

### II. Im Wrack.

Die kurze Wegstrecke von Nischni-Nowgorod bis zur nächsten Station, die man gewöhnlich bei guter Bahn in 30 Minuten zurücklegt, hatte uns drei Stunden gekostet, was ungefähr ein Bild geben kann, wie eine Idusfahrt nach Sibirien beschaffen ist, wenn man eine solche unternehmen muß.

Auf der Station waren abermals zwei Stunden vergangen, mithin seit der Abfahrt von letztgenannter Stadt fünf Stunden, während wir kaum eine Meile weiter gekommen waren. Mit den Stunden war aber auch der Abend vergangen und völlige Nacht hereingebrochen. Als wir uns wieder auf dem Wege befanden, funkelten die hellen Sternchen und die Sichel des Neumondes beleuchtete, allerdings nur auf einige Stunden und etwas matt, unsere Umgebung, die in der Thauzeit zum Verzweifeln trostlos aussah.

Unsere Hoffnung hatte sich wirklich erfüllt, denn es fröstelte ein wenig, ja man konnte sogar sagen, daß es schon fror.

Etwas Besseres hätte uns gar nicht begegnen können! In dieser Jahreszeit schaut der Reisende nach Frost und hellem Nachthimmel aus, wie der Seemann nach Wind und klarer See. Ich hätte aufjauchzen mögen, wenn ich hörte, wie die Pferdehufe den gefrorenen Boden behämmerten, daß es trommelte. Wer das niemals erfahren hat, kann sich nicht vorstellen, wie beglückt man über solche unscheinbare Dinge sein kann, die freilich für uns nicht unbedeutend waren. Ich erinnere mich nur ein ähnliches Gefühl empfunden zu haben, als uns einst nach beinahe vierundzwanzig-stündiger Gefahr auf dem Meere, im Eise erdrückt zu werden, wieder klare See in Sicht gemeldet wurde, und alle Passagiere des Dampfers, so viele derselben vorhanden waren, wie füsiliert auf die Kniee fielen.

Bei so günstigem Himmel wurde man gar nicht müde, immer wieder hinauszublicken und auf das Quieken und Pfeifen zu lauschen, das von den über den Schnee hingleitenden Kufen hervorgebracht wurde. Die herrlichsten Melodien hätten uns nicht so bezaubern können, wie dieses Schrillen und Schreien der Schneenymphen. Hie und da erblickte man allerdings schon schwarze oder graue Flecke, die aus dem Schneegrunde hervor dunkelten und ein Gruseln verursachen konnten, denn es waren die schon abgethauten Stellen des nackten Bodens, die immer zu spuken scheinen. Ein anderer Uebelstand war die dünne Eiskruste, die den Weg mit einer Glasur überzog, den Gang der Pferde unsicher machte und die Fortbewegung auch insofern erschwerte, weil das Eis vielfach von den Stahlschienen der Kufen durchschnitten wurde und die letzteren in dem Sand oder Boden schleiften.

Allein, wenn der Frost die ganze Nacht anhielt, so konnten wir uns dennoch beglückwünschen, denn wir hätten Aussicht gehabt, doch wenigstens eine Strecke von 100 Werst zurückzulegen. Um Mitternacht war bereits die Eis- und Bodenrinde so stark gefroren, daß der Schlitten nur noch durchbrach, wo von den Karawanen tiefere Kessel (Wracks) ausgefahren worden waren, die sich mit Thauwasser gefüllt hatten. Indeß wurden auch solche Stellen ziemlich gut überwunden, da jedesmal, wenn wir dieselben passierten, mit voller Pferdekraft gefahren und der Schlitten mit fortgerissen wurde. Außerdem war auf der letzten Station ein fünftes Pferd hinzugefügt worden.

Leider war jedoch kaum die halbe Nacht vergangen, als sich das Bild rasch änderte. Bald nach Mitternacht zeigten sich abermals Lämmerwölkchen am Himmel, die sich schnell häuften und zu immer größeren Wolkengebilden zusammenballten, bis sie in kürzester Zeit den ganzen Horizont überzogen, von welchem Augenblick an es auch mit dem Frost ein Ende genommen hatte.

Wenn sich bei allen Widerwärtigkeiten, die wir schon hatten überwinden müssen, unsere Stimmung doch auf einem gewissen Höhepunkt zu erhalten vermochte, so gieng

Digitized by Google

dieselbe doch jetzt in demselben Grade auf den Gefrierpunkt zurück, wie die Temperatur im Freien stieg; mit dem Himmel hatte sich auch unser Gemüt verdüstert. Die blinkenden Sternchen waren längst hinter grauen Wolken verschwunden und der Mond, der, wenn er auch nicht sichtbar war, doch noch etwas Licht verbreitete, mußte ebenfalls im Untergehen begriffen sein oder doch so tief stehen, daß er kaum noch wirken konnte.

Die Dunkelheit nahm von jetzt an überhaupt zusehends zu und wurde beinahe beängstigend. Obgleich dieselbe schon so dicht war, daß man hätte glauben sollen, sie könne nicht mehr schwärzer werden, so nahm sie doch immer noch zu. Am finstersten war es gerade vor uns, wo es aussah, als ob wir in eine Höhle hineinführen und eine Wolke sich auf die Erde herabgelassen hätte. Selbst auch die noch vorhandenen Schneerückstände, die bisher noch in einem weißlichen Schimmer geleuchtet hatten, verschwanden endlich gänzlich.

Das alles waren sehr bedenkliche Symptome, die gewiß besorgt machen konnten. Allein dabei blieb es noch nicht, sondern je weiter wir vordrangen, desto schwerfälliger wurde der Schlitten. Mit jedem Schritte weiter mußten die Pferde mehr und mehr angetrieben werden, als ob die Last, die sie fortzubewegen hatten, von Minute zu Minute sich verdoppeln möchte. Trotz der vorgespannten fünf Rosse kostete es die erdenklichsten Anstrengungen, das Gefährte wenigstens fortzuschleppen, als ob jene vor einen Felsen gespannt gewesen wären, den sie wegrücken sollten. Unsichtbare Kobolde schienen uns rückwärts zu ziehen, daß die Pferde keuchten. Allein das war ganz natürlich, denn die Kufen schnitten in den weichen Boden ein und waren kaum von der Stelle zu bringen. Alles schien sich jetzt zu vereinigen, um uns die Reise ebenso zu erschweren, wie sich dieselbe vor mehreren Stunden günstig gestalten zu wollen schien.

Aehnliche Hindernisse und Unterbrechungen kommen zwar auch bei schlechter Bahn oder Schneestürmen im Winter vor; allein um diese Zeit achtet man so wenig darauf, daß man es dem Jemtschick überläßt, wie er damit fertig wird. Ganz anders verhält es sich jedoch im März, wo man bei der geringsten Störung erschrickt und sofort nach den Ursachen forscht. Ich forschte um so mehr nach denselben, weil wir seit der Ueberfahrt über die Wolga noch nicht wieder ganz ruhig geworden waren.

Leider war man aber in der Dunkelheit nicht im Stande, etwas zu unterscheiden. Man hörte und fühlte nur, wie wir über den knirschenden Boden schleiften, und man bemerkte, wie wir im Begriffe standen, in den Wald einzudringen, dessen Saum wir bereits erreicht hatten, und dessen Stimmen wir in den Höhen wahrnahmen.

Uns schauderte! Kein Schnee, dunkle Nacht und finsterer Wald. Mehr brauchten wir nicht; es war gerade genug! Allenfalls fehlte noch ein Rudel Wölfe.

Gleich darauf waren wir in dem Gehölz verschwunden, das wir als Wolke vor uns gesehen hatten. Diese Finsternis, die uns umgab, als wir kaum zehn Schritte eingedrungen waren, übertraf alles, was ich bis dahin beobachten konnte. Es kam uns vor, als ob wir in einen Kasten geschoben worden wären, dessen Thür man hinter uns zuschob. Der Bauer würde sagen, es sei so dunkel gewesen, daß man nicht mit einem Säbel habe durchhauen können, und hier schien diese ländliche Redeweise vollkommen zuzutreffen. Allein so furchterregend diese Finsternis war, so wurde dieselbe doch erst noch schauerlicher durch das gewaltige Heulen und Rauschen über unseren Häuptern. Es war ein grollender Wald, der uns in dieser rauschenden Sprache seinen Unmut vorwisperte, und dessen Geflüster desto mehr zu orkanenhafter Stärke anschwoll, je tiefer wir eindrangen. Es war das um so auffallender, da der Wind nur äußerst mäßig wehte, obwohl er obenwärts etwas frischer strich. Die Kiefernstämme knarrten zwar etwas, die grünen Nadelbüsche zuschten und die Zweige peitschten, allein im Ganzen war das doch gar nichts im Verhältnis zu dem merkwürdigen Getöse, das wir vor uns hörten.

Wenn es bei aller Unruhe, die uns beschlich, einen Trost geben konnte, so war es der, daß, so viel mir bekannt war, ein Fluß sich nicht in der Nähe befand. Das war allerdings eine große Genugthuung, konnte aber doch nicht ganz befriedigen. Ich steckte daher den Kopf zum Fenster hinaus, um mich über die eigentümliche Erscheinung zu informieren; allein wenn man mir einen Trichter über den Kopf gestülpt hätte, würde ich ebenso viel gesehen haben. Von den Pferden und den beiden Postillonen war auch keine Spur zu erkennen; man hörte nur die Zurufungen der letztern und das laute Getrappel von 20 Hufen auf dem grau schimmernden Weg, der wie eine Milchstraße zwischen den Bäumen auf dem Boden hinlief.

Aber wie die meisten Vögel desto lauter und lebendiger zu singen anfangen, je mehr Geräusch sie in ihrer Umgebung hören, so fiengen auch unsere Postillone lauter an zu schreien, je grausiger es im Walde zu werden schien und je dunkler es wurde, als ob sie die Stimme des Waldes überschreien und sich dadurch gegenseitig hätten begeistern wollen. Ihr ungestümer Lärm erinnerte an die Gebräuche einzelner Wilden, die zu fluchen und Beschwörungsformeln auszurufen beginnen, oder auch Feuerbrände in die Luft schleudern, wenn sich Gewitter entladen und Blitze herabfahren. Der Spektakel war geradezu ein gräulicher und wenn man sich vergegenwärtigte, daß es etwas über Mitternacht war, und dann dieses Getöse, das Knarren der Eichen und Buchen, das Rauschen der Fichten und Kiefern, das Trappeln der Rosse, das Klappern des Gefährts und dazu das wüste Geschrei der Jemtschicks hörte, konnte man wohl abergläubisch werden und sich einbilden, die gräßliche Musik eines spukenden Waldes zu vernehmen.

Freilich war die Geisterstunde schon etwas vorüber,

Digitized by Google

denn wie schon bemerkt, zeigte meine Uhr bei dem Schein eines angezündeten Streichhölzchens schon ein Viertel nach ein Uhr, während der Skandal doch noch im Zunehmen begriffen war, die Gespenster aber bekanntlich sehr genau ihre Zeit und Stunde einzuhalten pflegen. Die eigentliche Ursache dieses ganzen Hexensabbaths wurde damit aber nicht ermittelt, so viel ich auch meine Augen und Ohren anstrengte. Allein in diesem Augenblick bemerkte ich, daß der Schlitten eine bedeutende Schwenkung nach links ausführte und der Weg eine nicht unerhebliche Krümmung machte. Das Rauschen wurde plötzlich noch heftiger und das Murmeln hörte sich an, wie der Donner eines größeren Wassersturzes, dem wir schon sehr nahe gekommen sein mußten. Die Luft, die uns entgegenströmte, war kalt und naß und von Wasserdünsten erfüllt, wie sie uns ähnlich angeweht hatte, als wir über die Wolga gefahren waren.

Man wußte nicht mehr, was man denken sollte, denn daß das keine Waldluft war und das gewaltige Geräusch nicht von dem Geflüster der Bäume herrührte, war jetzt ziemlich sicher. So zauste kein Sturm die Wipfel, und so raschelte keine Kiefer oder Eiche und ebenso wenig war das das Gemurmel eines blosen Waldbaches. Das donnerte schon wie ein kleiner Niagara-Fall oder doch wie der Rhein- oder Elb-Fall unweit der Schneekoppe und des Rückgrats der Schweiz. Allein, was das sein konnte, blieb unbeantwortet und das Rätsel wurde nicht gelöst. Ein Fluß war nicht vorhanden, nicht einmal ein bekanntes Wasser und doch hörten wir das Toben eines solchen und empfanden die unmittelbare Nähe desselben, daß uns ein Schauer überlief.

Die schnell aufeinander folgenden Vorgänge wechselten so rasch und erhielten uns so sehr in Atem, daß man nicht Zeit fand, sich darüber in Betrachtungen zu ergehen. Wie es gewöhnlich immer in solchen Fällen zu sein pflegt, wurde man fast ohne Zwischenraum sprungweise von Fall zu Fall, vom Schreck zum Schreck, vom Schlag zum Schlag geworfen, als ob sich das Mißgeschick einen Scherz daraus mache, mit uns Fangball zu spielen. Kaum hatte das Gefährt die Wendung ausgeführt, als dasselbe wieder einige sehr bedenkliche Bewegungen machte. Der auf dem vorderen Pferde reitende Postillon antwortete mit einigen derben Flüchen, was eine schlimme Vorbedeutung war; dann hüpfte der Schlitten mehreremale, hielt einen Moment still, schleuderte wieder ein Stück fort, und, ehe man es noch befürchten konnte, blieb er gänzlich stehen.

Es war immer ein und dasselbe Spiel, nur in einer etwas anderen Form, wie es sich fortwährend wiederholte. Trotz der Finsternis bemerkte man doch sehr gut, daß die Pferde unmutig wurden und auch der kommandierende Postillon vom Bock herabglitt, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Es glang jedoch nicht, und man hörte, wie der letztere alle russischen Sakramente aufzählte. Die Verwirrung wurde dadurch nicht entwirrt, sondern nur eine noch größere; die Rosse wurden sogar wild, fiengen an sich gegenseitig zu drängen, bäumten in die Höhe, würgten sich in der Finsternis, brachen in das Eis ein und stürzten.

Was nun folgte, waren ungestüme Verwünschungen. „Hao! Jlu! Proklata! Proklata!" schwirrte es stürmisch durcheinander. Allein alle Flüche der Postillone nützten nichts, weil man nichts sehen konnte und bald ward der Wirrwarr ein heilloser. Der Schlitten neigte sich allmählich zur Seite und der Boden unter demselben prasselte und schien nachzugeben, als ob wir versinken.

Meine Gefährtin haschte mit den Händen in der Finsternis umher und schrie, was sie nicht einmal auf der Wolga gethan hatte. Allein es war auch zum Aufschreien, denn unsere gefahrvolle Lage und das entsetzliche Tosen neben uns konnte wohl den Gleichmütigsten aus der Fassung bringen; indeß das Schlimmste von allem war doch, daß niemand wußte was eigentlich geschah und wo wir uns befanden. Wie immer, versuchte ich das Fenster zu öffnen, um mich zu informieren, inwieweit eine Gefahr vorhanden war, allein, da der Schlitten vollständig auf der Seite lag, so gelang diese Absicht nur sehr unvollkommen. Man erkannte nur, daß der Jemtschick ziemlich tief im Wasser stand und sich mit dem Rücken gegen das Fahrzeug lehnte, um das gänzliche Umkippen desselben zu verhindern.

„Jemtschick!" rief ich demselben zu, „was hat das zu bedeuten?"

Er anttwortete jedoch nur mit einem Fluch: „Proklata! Hu!" und die Knute rischte durch die Luft, um die Rosse anzutreiben.

Allein diese standen oder lagen ebenfalls im Wasser und stöhnten, aber gehorchten nicht mehr der Knute.

„Laß uns heraus, Jemtschick!" rief ich wiederholt.

„Bleibt noch, Herr!" antwortete derselbe zurück.

Vielleicht würde ich dennoch ausgestiegen sein, wenn man gewußt hätte wohin, allein da ich mit der Hand in das kalte Wasser griff, so blieb nichts übrig, als im Schlitten zu bleiben.

Indeß gelang es wirklich noch einmal die Pferde zu einer Anstrengung zu veranlassen, um wieder frei zu kommen und flott zu werden; jedoch ohne Erfolg. Es war der letzte Versuch, der unsere Lage nur noch verschlimmerte und zu unserem Verderben ausschlug. Der Schlitten wurde zwar noch ein Stück fortgerissen, stand dann aber um so fester und sank immer tiefer. Der Gebrauch der Knute vermochte nicht mehr das allermindeste auszurichten. Unter uns, neben und hinter uns krachte und brach der Boden zusammen und bis an die Bauchung des Schlittens steckten wir im Eise. Armstarke Wasserströme sprudelten an den Seiten hervor, und jeder neue Versuch, die Rosse zu einer nochmaligen Kraftprobe anzuspornen, hatte keinen anderen Zweck, als uns nur noch mehr unter Wasser zu setzen.

Daß wir in der Folge glücklicher sein würden, war

Digitized by Google

nicht im geringsten anzunehmen, denn einzelne Rosse standen und andere lagen im Wasser, aber alle fünf versagten den Dienst.

Meine Reisegefährtin wimmerte und lamentierte, denn durch das Hervorquellen des Wassers erschreckt, mußte sie uns natürlich für verloren halten. Wo Wasser ist, konnte nach ihrer Ansicht auch nur ein Strom oder allenfalls ein See sein, und nach dem Schein zu urteilen, war es auch beinahe nicht anders möglich, obgleich man nicht wußte, wo das Eine oder Andere herkommen sollte.

Wie es aber aussah, blieb nichts anderes übrig, als daran zu glauben, denn so viel sich unterscheiden ließ, waren wir ringsum von Eis und Wasser umgeben, und es mußte ein Strom entstanden sein, wenn keiner dagewesen war.

„Jemtschick!" wandte ich mich an diesen, „wie heißt der Fluß?"

Seine Antwort bestätigte, daß ich mich nicht geirrt hatte. „Herr, es ist kein Fluß! Nur ein Wrack, nichts weiter!"

Ein Wrack bezeichnet aber nur einen Tümpel, eine Thalmulde oder Pfütze, von Thauwasser gefüllt, die im Frühjahr häufig zu reißenden Flüssen anschwellen und, wenn sie Wege durchschneiden, besonders bei Nacht nicht ohne Gefahr zu passieren sind. Es sind die Wolfsgruben der Reisenden, die der Nachtfrost mit einer Eisdecke verschließt, welche aber zusammenbricht, sobald sie betreten wird. Eine Befreiung ist in vielen Fällen außerordentlich schwer und gelingt erst nach langer Zeit und großen Anstrengungen. Das Wrack, in welchem wir uns befanden, gehörte aber zu den größten und gefährlichsten dieser Art, die man antreffen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Hauptmann Grombtscheffski's Reisen im chinesischen Turkestan. Der französische Reisende Bonvalot schreibt in einem Briefe an einen Freund: „Während unserer Reise durch das Gebiet des Ferganah erhielten wir Kenntnis von einer merkwürdigen Studie über das chinesische Turkestan, welche von dem Kapitän Grombtscheffski herrührt. Dieser russische Offizier erhielt im Jahre 1885 den Auftrag, die Grenze des Ferganah auf der Seite der chinesischen Kaschgarei bis zu der russischen Veste Irkeschtam zu bestimmen. Er besuchte zunächst die Stadt Kaschgar und begab sich von dieser aus bis nach Human; bei seiner Rückkehr schrieb Kapitän Grombtscheffski eine sehr eingehende Schilderung seiner Reise, worin man äußerst wichtige Nachrichten über die chinesischen Streitkräfte, welche die Besatzung der festen Plätze bilden, und ebenso über die Verwaltung, den Handel, die Hülfsquellen und die Reichtümer der Kaschgarei findet. Diese Studie verschafft mit Einem Wort eine genaue und vollständige Kenntnis des gegenwärtigen wirklichen Zustandes der ganzen Region. Sie ist begleitet von der Aufnahme der Straßen, welchen Kapitän Grombtscheffski gefolgt ist, d. h. der Straßen, die von Kaschgar nach Ladak und nach Indien und von Ferganah über die Hochebene der Pamîr nach Kaschmir führen. Außerdem hat Kapitän Grombtscheffski die Karte der Kaschgarei und die ausführlichsten Pläne der festen Städte Kaschgar, Jan-gi-Ginar, Jarkand und Khotan aufgenommen. Kapitän Grombtscheffski hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, von denen die bedeutendsten ihm durch das Uebelwollen der Chinesen selbst bereitet wurden. Die Regierung hatte verkündigen lassen, daß jede Person, welche überwiesen würde, diesem russischen Offizier Nachrichten oder Belehrungen geliefert zu haben, mit tausend Stockstreichen bestraft werden würde. Außerdem hatte er auf seiner ganzen Reise mit schweren Regengüssen zu kämpfen, welche die gewöhnlichen Straßen ungangbar machten. Er traf in Kaschgar gerade an dem Tage ein, wo ein Aufruhr chinesischer Soldaten ausgebrochen war, und er entging nur wie durch ein Wunder dem Tode, aber sein Pferd ward schwer verwundet. Allein er führte trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren seine Unternehmung zu einem glücklichen Ende und es gelang ihm, über das chinesische Turkestan eine große Anzahl kostbarer Urkunden zu sammeln. Die Reisebeschreibung des Kapitäns Grombtscheffski ist veröffentlicht worden, aber nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Exemplaren. General Iwanoff, der Gouverneur des russischen Turkestan, hat mit einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit uns das einzige Exemplar verehrt, das er besaß."

* Ueber Herrn Ramon Lista's Expedition nach dem Feuerland berichtet ein französischer Journalist, Herr Henri L'Huissier, aus Buenos-Aires: „Herr Lista ist am 24. Februar d. J. von seiner Expedition hierher zurückgekehrt; er war begleitet von den Herren Dr. Stegers, argentinischem Militärarzt, und Kapitän Mayano, dem Befehlshaber der Eskorte. Diese beiden Herren haben in in der Niederlassung der protestantischen Missionare am Pringles-Kanal beim Kap Horn zurückbleiben dürfen. Herr Lista hat eine sehr interessante Sammlung von Pflanzen der Flora jener Gegenden mitgebracht, welche ich selbst besichtigt habe, und woraus hervorgeht, daß Feuerland durchaus nicht das kahle und eisige Land ist, als welches wir uns dasselbe seither vorgestellt haben. Im Augenblick der Ankunft der Expedition, gegen Mitte November (was ungefähr unserer Mitte Mai entspricht), in der Bucht von San Sebastian war das ganze Land mit einer prächtigen Vegetation bedeckt, und alles wimmelte von vielfarbigen Blüten. Außer in den Bergen und an angewissen Punkten der Küste, wo alles außerordentlich kahl und dürr ist, stellt sich Feuerland dar als ein Land der Weiden und

Digitized by Google

von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit. Wälder sind dort im Ueberfluß vorhanden, und die Bäume haben dort eine ganz merkwürdige Entwickelung. Herr Lista ist der Ansicht, daß es dort beinahe niemals gefriert, Dank der außerordentlichen Feuchtigkeit der Luft und gewissen atmosphärischen Strömungen, zu deren näherer Bestimmung er nicht die Zeit hatte. Der Viehzucht ist aber nach seiner Ansicht dort noch eine große Zukunft vorbehalten. Die Erlebnisse dieser dreimonatlichen Reise lassen sich zusammenfassen in zwei Kämpfe, welche den Feuerländern oder Onas-Indianen geliefert wurden. Diese hielten vor den Schießgewehren nicht Stand und ließen zwanzig von den ihrigen nebst einer gewissen Anzahl Weiber und Kinder auf dem Platze zurück, welche gefangen genommen und an Bord des „Villarino" geschickt wurden. Die Mehrzahl dieser armen Leute wurde bei der Ausschiffung in Buenos-Aires von der Cholera befallen und ist gestorben. Die Feuerländer gehen nach Herrn Lista's Aussage beinahe nackt, leben in Löchern, welche sie sich im Boden ausgehöhlt haben, und bedienen sich ziemlich primitiver Bogen. Sie ernähren sich mit dem Ertrag ihrer Jagd und mit verschiedenen Hülsenfrüchten, welche auf der Insel reichlich vorkommen. Herr Ramon Lista bereitet seinen Bericht an die Nationalregierung vor und wird dann seine Reisebeschreibung in spanischer und französischer Sprache veröffentlichen; einstweilen hat ihn die argentinische Regierung zum Gouverneur des Gebietes von Santa Cruz in Patagonien ernannt."

* Die Reise von Gottlob Adolf Krause. Von unserem unternehmenden deutschen Afrika-Reisenden G. A. Krause sind jüngst Nachrichten aus Sálaga vom 27. April 1887 in einem Briefe an Herrn H. Duveyrier in Paris eingetroffen, welcher folgendermaßen lautet:

„Mein Herr! ich habe mir erlaubt, im Oktober vergangenen Jahres Ihnen von Waga-Dugu (dem Woghodogho Barth's) aus, der Hauptstadt von Mósi, eine Mitteilung über eine Reise zu schicken, die ich gemacht habe. [Der Brief ist aber nicht an seine Adresse gekommen.] Gestatten Sie mir, Ihnen heute noch einmal zu schreiben. Am 26. Okt. 1886 verließ ich Waga-Dugu, reiste nordwärts durch das Tema und das Yádego, Provinzen von Mósi, und erreichte am 9. November den ersten Punkt, welchen man in dem Gebiet von Scheikh Tidschâni, einem der Söhne El-Hádsch-Omar's, berührt. Am 15. Nov. gelangte ich nach Dwensa und schlug von hier eine südwestliche Richtung ein, um nach Ban-Dschágara zu gehen und bei Tidschâni um die Erlaubnis zur Fortsetzung meiner Reise nach Timbuktu zu bitten. Ich erhielt diese Erlaubnis und kehrte unter dem Schutze des Scheikh nach Dwensa zurück. Ich brach von diesem Punkte am 7. Dezember nach Timbuktu auf, als Schützling des Scheikh! — allein schon am andern Morgen erhielt ich den Befehl, nach Mósi zurückzukehren. Der nördlichste Punkt, den ich erreichte, ist 37 Km. nordnordöstlich von Dwensa und etwa anderthalb Tagmärsche von dem Dorfe Boné in Hombori auf Heinr. Barth's Reisekarte.[1] Das Gebahren des Scheikh mir gegenüber war von Anfang an falsch, zurückhaltend, zweideutig. Um den Preis der Apostasie hätte ich Timbuktu erreicht, aber glücklicherweise habe ich mich diesem äußersten Schritte nicht unterworfen. Die paar Tagereisen, welche ich noch dorthin zu machen gehabt hätte, wären nicht von besonderer geographischer Wichtigkeit gewesen; dagegen habe ich einige neue Gebiete erforscht, die seither ganz unbekannt waren. Am 7. Jan. 1887 bin ich nach Waga-Dugu zurückgekehrt, welches ich am 20. Januar verließ, indem ich mich im westlichen Teile des Gebiets der Gurunsi nach Südwesten wendete. Ich kam durch Sati, Funschi, Wa und Bolé, passierte den westlichen Arm des Volta und erreichte auf diese Weise am 30. März Kintimfo, eine Stadt im Norden von Ashanti, welche gegenwärtig der Hauptmarkt für die Kola- oder Gurunüsse ist. Am 9. April reiste ich wieder von Kintimfo ab, setzte am 16. über den Volta etwas oberhalb des Zusammenflusses der beiden Arme, die diesen Wasserlauf bilden, und gelangte noch an demselben Tage nach einer Fußwanderung von mehr als 50 Km. nach Sálaga. Auf dieser Reise von Mósi bis Sálaga habe ich gar keine Berge getroffen. Als ich hier ankam, waren meine Warenvorräte ganz erschöpft, und da ich keine Geldsendungen vorfand, welche mir die Fortsetzung meiner Forschungsreise erlaubt hätten, sehe ich mich genötigt, wieder nach Europa zurückzukehren; allein ich will nicht den schon bekannten Weg einschlagen, welcher nach Akra (Accra) führt, sondern werde mir neue Wege wählen, indem ich anfangs zehn Tage lang östlich marschiere bis nach Scgébé und dann südwärts nach der Küste. Ich habe zu diesem Zweck 100,000 Kurdi (Kauries) von einem Eingeborenen geborgt. Lassen Sie mich noch sagen, mit welchen finanziellen Mitteln ich meine Reise gemacht habe. Als ich im April 1886 in Akra ankam, besaß ich 5 Lstrl. 11 Schillinge und 8 Pence (140.65 Fr.) und von dieser Summe mußte ich 31.25 Fr. meinem Träger bezahlen nur für die Reise von Akra nach Sálaga. Ich bin von den erzielten Ergebnissen nicht befriedigt. Ich habe meine Karte noch nicht zeichnen können. Ich bin nie ernstlich krank gewesen und kann Gott nicht dankbar genug sein, daß er mich auf diese Weise beschützt hat. Sobald es mir möglich sein wird, werde ich hierher auf mein Forschungsfeld zurückkehren. Ich hoffe im Juli oder im Oktober nach Europa zurückzukehren. Meine erste Adresse wird sein: Liverpool, poste restante. Buonfanti ist nicht in Timbuktu gewesen. Seit vorigem Jahre erkennt Timbuktu die Oberherrlichkeit Tidschâni's an."

* Die Expedition des Herrn v. Brettes. Ueber diese entlehnen wir einem Brief des Dr. Emil Haßler aus Aarau, welcher der Pariser Geographischen Gesellschaft mitgeteilt worden ist, folgendes:

[1] Herr Krause war also noch ungefähr 252 Km. von Timbuktu entfernt.

Digitized by Google

„Die Mitteilung, welche ich an Sie zu richten die Ehre habe, resumiert meine Unterredung mit Herrn v. Brettes, den ich bei Gelegenheit einer jüngst gemachten Reise nach Paraguay in Asuncion zu treffen das Vergnügen hatte. Ende Juli's 1886 kam Herr v. Brettes, vom Minister des öffentlichen Unterrichts mit einer wissenschaftlichen Mission in den Gran Chaco betraut, in Montevideo an, wo er den Ingenieur Herrn v. Boiviers traf, welcher mit dem hydrographischen Teil der Reise beauftragt war und ihn in seinen Forschungen unterstützen sollte. Beide begaben sich nach Buenos-Ayres, wo die Regierung ihnen eine Eskorte von 25 Mann Kavalerie bewilligte, welche in Villa Formosa, der Hauptstadt des zentralen Gran Chaco, am Rio Paraguay, zu ihnen stoßen sollte. Die beiden französischen Reisenden begaben sich dorthin und wiesen dem Obersten Fotheringham, dem Gouverneur des Gebiets, den Befehl der argentinischen Regierung vor. Der Oberst wies auf das Vorhandensein des mal de cadera (Pferdeseuche) in der Gegend hin und behauptete, keine Pferde verfügbar zu haben. Herr v. Boiviers kehrte nun nach Buenos-Ayros zurück, that neue Schritte bei der Regierung und kehrte diesmal mit einem Befehl zurück, der die Eskorte auf 50 Mann und 50 Pferde erhöhte. Dieser Befehl machte aber um kein Haar mehr Eindruck als der erste auf den Obersten Fotheringham, welcher jetzt zwar den Vorwand der Pferdeseuche fallen ließ, nun aber die schlechte Jahreszeit und die ungenügende Zahl seiner verfügbaren Soldaten vorschützte. Herr v. Brettes mußte nun einsehen, daß er auf keine Geleitsmannschaft zählen konnte, denn auch auf den Vorschlag, sich mit 10 Mann begnügen zu wollen, erhielt er eine abschlägige Antwort. Die Forschungsreisenden begaben sich dann nach Corrientes, wo sie eine günstige Gelegenheit zu finden hofften, welche sie auch wirklich fanden. Eine Anzahl Bolivianer, Mitglieder des Centro Boliviano und von der Regierung patronisiert, schickten sich an, durch den Chaco nach Bolivia zu reisen; man forderte die Herren v. Brettes und Boiviers auf, sich der Expedition anzuschließen, und dem ersteren wurde sogar der Oberbefehl angeboten. Die Herren sahen darin eine günstige Lösung und nahmen an. Sie gedachten in der That, sich die auf dieser ersten Reise zu sammelnden Erfahrungen zu Nutzen zu machen und in umgekehrtem Sinne durch den Chaco zurückzukehren. Die Abreise war erst auf den Anfang Februars 1887 festgesetzt. Herr v. Brettes wollte die beiden Monate, welche er bis dahin noch vor sich hatte, ausnützen; er kaufte in Corrientes eine Yacht, den „Crevaux", und fuhr mit Herrn v. Boiviers und zwei Matrosen als Bemannung die Rios Paraná und Paraguay hinan bis Asuncion. Sie stellten auf dieser Reise zahlreiche astronomische Beobachtungen an und verbesserten die hydrographische Karte der beiden Ströme. Am 1. Dezember kamen sie in Asuncion an in dem Augenblicke, wo die Cholera dort ausgebrochen war. Der Hafen wurde beinahe alsbald geschlossen und sollte sich erst drei Monate später wieder öffnen. Die Umstände waren überdies von allen Seiten ungünstig: die Einwohner von Asuncion standen noch unter dem ärgerlichen Eindrucke der Betrügereien, welche sich ein gewisser Fouaillet (?), ein angeblicher Forschungsreisender, hatte zu Schulden kommen lassen, und erstreckten ihr Mißtrauen auf alle Forschungsreisenden insgemein, so daß die beiden Franzosen eines ziemlich kalten Empfangs gewürdigt wurden.

„Als die Wiedereröffnung des Hafens ihnen erlaubte, aufs neue nach auswärts zu verkehren, erfuhren sie, daß die bolivianische Expedition vertagt worden, ihr mehrmonatliches Warten also vergeblich gewesen sei. Ihr Aufenthalt in Asuncion war jedoch für die Wissenschaft nicht unfruchtbar gewesen, denn die Mitwirkung der paraguayanischen Regierung gestattete ihnen, eine Peilungsarbeit und astronomische Ermittelungen auf der Lagune Ipacaray vorzunehmen, eine Arbeit, welche die Ingenieure Walpy und Hurell (die Erbauer der Eisenbahnen von Asuncion und Paraguari) begonnen und welche der Krieg von 1864 unterbrochen hatte. Und nun beschlossen die Herren v. Brettes und Boiviers, ihre Mission mit ihren eigenen Hülfsquellen auszuführen; sie wollen Tarija zu erreichen suchen mit einer Geleitsmannschaft von Indianen, welche sie in den Umgebungen von Villa Concepcion anzuwerben gedenken. Herr v. Brettes fügte hinzu, er habe während seines Aufenthaltes in Corrientes verschiedene Erkundigungen über die Ermordung der Expedition Crevaux und über das Schicksal von vier Franzosen einzuziehen vermocht, welche in 1854 in den Chaco gereist waren und von denen man seither gar nichts mehr gehört hatte. Herr v. Brettes behielt sich vor, diese Einzelheiten selbst der Geographischen Gesellschaft mitzuteilen."

---

## Eine Reise nach dem Innern von Afrika.

Von Kurt Toeppen.

Nach neuntägigem Aufenthalt in Bagamoyo hatte ich alles zur Abreise ins Innere fertig gestellt. Meine Karawane bestand aus 30 Watu-ya-Ungnja (Sansibar-Leuten) und 75 Watu-ya-mrima (Leuten von der Küste), teils Wangwana, teils Watwana (Freie und Sklaven); die für Handelskarawanen so beliebten Waniamwezi-Träger waren an der Küste noch nicht zu haben, da die sonst im Mai, Juni und Juli regelmäßig von Tabora eintreffenden Karawanen sich etwas verspätet hatten und noch unterwegs waren.

Die Handelskarawanen der Araber bestehen fast ausschließlich aus Waniamwezi, welche schwerere Bündel tragen, die Strapazen der Reise besser aushalten und unterwegs billiger zu ernähren sind, als die Leute von der Küste. So wurde denn meiner Karawane von den in Bagamoyo Handel treibenden Arabern und Indern gewissermaßen der Untergang prophezeit. Es hieß, meine Leute würden nicht bis nach Unianiembe aushalten, viele würden unterwegs krank werden, andere davonlaufen u. s. w. Ich führte an, daß andere Wasungu (Europäer) doch stets mit Wangwana —

Digitized by Google

so nennen sich die Küstenleute gewöhnlich, auch wenn sie Watwana (Sklaven) sind — gereist wären und ihre Ziele erreicht hätten. — Das wäre etwas anderes, die Europäer, die nach dem Innern gingen: Kutasama inchi — das Land zu besuchen — hätten nur leichte Traglasten, ich hingegen hätte eine Handelskarawane[1] mit zwei Frasila (70 Pfund) schweren Bündeln, und würde schon selbst sehen, daß meine Wangwana nicht aushalten. Ohne mich weiter an das Geschwätz zu kehren, nahm ich Abschied von meinen indischen und arabischen Geschäftsfreunden und brach unter dem üblichen Durcheinander, Suchen und Schreien auf. Um 10 Uhr Vormittags war alles bis auf vier Lasten unterwegs, ich überließ dieselben der Sorge meines Karawanenchefs Makutubu und folgte mit meinen beiden Dienern der Karawane. Das sah allerdings bös aus, der kleine, nur 105 Mann starke Zug war fast eine Meile lang, kein zusammenhängendes Marschieren, sondern alle 200—300 Schritt wenige Leute, manchmal gemütlich im Gebüsch auf ihren Bündeln sitzend oder liegend. Ich machte mir deswegen wenig Sorgen, kannte ich doch die Gewohnheiten der Träger von meinen früheren Reisen nach Usagara und Mpwapwa. Dem Kiringosi — so heißt der erste Mann in der Karawane, der Führer, welcher nach dem Mniapara (dem Chef) die einflußreichste Stelle hat — hatte ich eingeschärft, daß ich am ersten Tage jedenfalls über den Rufu setzen wollte, was ich auf meiner ersten Reise auch bewerkstelligt hatte. Hat man erst den ziemlich tiefen und breiten Fluß zwischen sich und Bagamoyo, so ist den Trägern das Davonlaufen sicher erschwert, und man braucht am andern Morgen zum Weitermarsch nicht erst die Karawane aus allen Himmelsrichtungen „zusammen zu sammeln", wie dies beim Abmarsch von Bagamoyo jedesmal der Fall ist. In den ersten Tagen marschiert die Karawane immer über eine weite Strecke Wegs zerstreut, weil sich die Leute erst an ihre Lasten gewöhnen müssen und dies dauert bei Leuten, die durch langen Aufenthalt an der Küste aus der Gewohnheit gekommen sind, eben länger als bei anderen. Ich überholte mit meinen Dienern nach und nach die ganze Karawane und kam nach etwa 2 ½ stündigem Marsch am Rufu an. Die Karawane sammelte sich ganz allmählich und ich setzte am Nachmittag über.

Von Bagamoyo aus führt der Weg zuerst durch gut angebaute Schamboa (Landbesitzungen) mit reichem Bestand an Mangobäumen und Cocospalmen. Schon nach 1 bis 1 ½ Stunden ändert sich das Bild, wir durchwaten einen kleinen Teich, einen stinkenden Sumpf mit schwarzem schlammigen Wasser, ersteigen eine kleine Hügelkette und sehen plötzlich auf eine kolossale Ebene hinab, am fernen Horizont von niedrigen blauen Bergketten begrenzt.

Es hatte die letzten Tage viel geregnet, wodurch die baumlose Ebene bis an den Fluß in einen förmlichen Sumpf verwandelt worden war. Knietief wateten wir in dem von den nun zahlreich zur Küste kommenden Waniamwezi-Karawanen aufgerührten Schlamm. Rechts und links vom Wege zeigen gebleichte Schädel und Menschenknochen, daß auch diese der Küste so nahe Steppe noch Opfer von den Karawanen fordert. Stirbt ein Mniamwezi-Träger unterwegs, so lassen ihn seine Kameraden liegen und nehmen seine Moigo (Trägerlast) und seine Habseligkeiten, vielleicht nur aus Pfeil und Bogen und einem Kochkessel bestehend, mit. Das übrige besorgen die überall zahlreichen Hyänen und Aasgeier.

Jenseit des Flusses schlug ich mein Lager auf, bestehend aus einem festen, gegen Wind und Wetter genügend Schutz bietenden Zelt und einem andern, einfach aus festem Baumwollenstoff angefertigten für die Waren, den Karawanenchef, den Koch und die Askari (Soldaten). Die Träger kampierten teils in den nahen Negerhütten, teils im Freien. Im Pori, d. h. im Busch oder Wald, bauen sich die Träger meist kleine Hütten aus Gras und Zweigen, in denen sie zu zwei, drei oder vier schlafen. Diese schnell errichteten Schlafstätten bieten genügenden Schutz gegen Wind und Regen und die kühle Nachtluft.

Am andern Morgen entschloß ich mich noch einmal, nach Bagamoyo zurückzugehen, um meine Karawane durch einige Waniamwezi zu verstärken. In zwei Stunden legte ich die Strecke zurück, es gelang mir aber nur, vier Mann zu engagieren, da die Leute alle sehr von der langen Reise ermüdet waren und sich nun erst in Bagamoyo von den ausgestandenen Strapazen ausruhen wollten; ich verbrachte die Nacht in Bagamoyo und kehrte am nächsten Morgen zum Kamp zurück. Den ganzen Tag lang zogen Waniamwezi-Karawanen vorbei, welche ganz erstaunliche Massen von Elfenbein zur Küste trugen. Das Uebersetzen über den Fluß geschieht mittels Mitumwi (Plural von Mtumwi, Baumkahn), die je nach der Größe und Güte 6—15 Mann nebst ihren Bündeln aufnehmen. Die Leute verhalten sich ruhig während der Ueberfahrt, denn der Fluß ist nicht ohne Gefahren. Ein Mann am Stern handhabt das Ruder. Während der kurzen Ueberfahrt sprechen die Leute meistens, wenn sie überhaupt etwas sagen, über Nilpferde und Krokodile, die im Rufu zahlreich sind. Es gelang mir, am Nachmittag ein Krokodil zu erlegen, das sich auf der jenseitigen Uferbank sonnte; ich fuhr mit einigen Leuten hinüber und wir brachten das Ungetüm zur Freude des schwarzen Publikums ins Lager. Nilpferde sieht man gegen Abend allenthalben ihre plumpen Köpfe über den leicht gekräuselten Wasserspiegel erheben. Die Jagd ist meist ohne Erfolg, da das Nilpferd nach der empfangenen tötlichen Wunde auf den Grund geht und erst am andern Tage an irgend eine Sand- oder Schlammbank angeschwemmt wird. Die Europäer befassen sich kaum mit dem Aufsuchen und die nahewohnenden Neger genießen meist die Früchte des geschickten Schützen; sind doch die zwölf Zähne eines Nilpferdes je nach ihrem Gewicht in Sansibar 15—50 Mark wert. Auch ganze Nilpferdschädel werden in Sansibar von den Europäern gern gekauft und so ein Knochenkoloß bildet einen seltsamen Zimmerschmuck.

Nachdem wir mit Ueberschreitung des Rufu das Bagamoyo-Gebiet verlassen haben, führte uns die Karawanenstraße zunächst durch Ukwere, welches sich bis zum Gerengere erstreckte. In der Hauptstadt Msuwa regierte noch vor vier Jahren der mutige und entschlossene Tongo, welcher selbst mit Said Bargasch, dem Sultan von Sansibar, Krieg zu führen sich erkühnte. Said Bargasch schickte Mannschaften und Kanonen nach Msuwa und zwang Tongo zur Unterwerfung. Als Tongo starb, wurden zwei armselige Einwohner von Msuwa beschuldigt, sie seien Watschaui (Zauberer) und Schuld an Tongo's Tode. Beide wurden bei lebendigem Leibe auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Diese furchtbare Unsitte, der Zauberei Angeklagte gelegentlich des Todes irgend eines Individuums zu verbrennen, besteht auch bei den Wazegua, Wakami und Waluguln (Bewohner der Berge in Ukami).

Jetzt herrscht in Msuwa Bega, der Bruder Tongo's, ein plumper großer Kerl, der den Eindruck eines starken und beschränkten Lastträgers macht. Bega ist mein ausgesprochener Freund, was er mir schon bei meiner ersten Reise und jetzt wieder durch kleine Geschenke an Mais, Zuckerrohr und Hühnern bewies; ich hatte ihm ein Hemd versprochen, doch waren alle mitgebrachten Hemden für seine plumpe Gestalt zu klein, so tröstete ich ihn denn mit einem Stück blauen Baumwollenstoff.

Landschaftlich bietet Ukwere wenig anmutiges. In der leichthügeligen Landschaft wechselt dichter Urwald mit steppenartigen, von riesigem Graswuchs bedeckten Ebenen ab. Die Karawanenstraße durchschneidet mehrere ausgetrocknete Wasserläufe, welche sich zur Regenzeit in reißende Ströme verwandeln und die Karawanen bisweilen tagelang aufhalten; auch der Teich von Msuwa, welcher während der Regenzeit ganz voll ist und dessen Tiefe dann wohl

[1] Für das Haus Heinr. Ad. Meyer, Hamburg.

Digitized by Google

3 bis 4 Meter beträgt, ist bis auf wenige Wasserlöcher ausgetrocknet.

Ich erinnere mich von meiner früheren Reise eines Uebergangs über solch einen angeschwollenen Strom. Die Regenzeit war mit aller Macht eingetreten; tagelang hatte es in Strömen geregnet. Schon in Usagara stand das Wasser oft 2—3 Fuß hoch auf den Wegen und ich trieb meine Karawane zur höchsten Eile an, die Küste zu erreichen. Wir machten Gewaltmärsche und erreichten trotz der Ueberschwemmungen in sechs Tagen Mbiki in Ukwere. Trockene Kleider kannte ich schon lange nicht mehr und es war, wie ich mich damals in meinen Briefen nach Europa ausdrückte, an der ganzen Karawane „kein trockenes Haar". Das schlimmste sollte noch kommen. Nach einem etwa zweistündigen Marsche von Mbiki erreichten wir Mbuguni. Eine ca. 50 Mann starke Waniammwezi-Karawane lagerte an dem ziemlich breiten, reißenden Waldstrom, ohne einen Versuch zur Uebersetzung zu machen. „Wir warten, bis das Wasser abgelaufen ist", sagten sie mir auf meine Frage. Dies mag komisch klingen und doch geschieht es in ganz unglaublich kurzer Zeit, wenn der Regen etwas aussetzt. Ich hatte keine Lust zu warten, da ich die Strapazen so schnell wie möglich hinter mir haben wollte; der Versuch sollte gemacht werden. Ich entkleidete mich bis auf das nötigste Kleidungsstück, machte aus meinen Sachen ein Bündel, nahm dies in eine Hand, die Büchse in die andere und wagte mich in den Strom. Als mir das Wasser bis an den Hals ging, riß mich die Strömung um, ich konnte die Sachen nicht mehr hoch halten, ließ sie jedoch nicht los, sondern schwamm, ohne die Hände gebrauchen zu können, glücklich bis ans jenseitige Ufer. Sofort mußte ich wieder ins nasse Bad zurück, denn einer meiner Leute befand sich, von der Strömung fortgerissen, in höchster Lebensgefahr. Die Leute am Ufer jammerten und schrieen, aber keiner sprang zu Hülfe herbei; so schwamm ich denn hinüber und zog den armen Burschen aus dem Wasser heraus. Er ist mir noch heutigen Tages dafür dankbar und erzählt gern jedem die Geschichte seiner Lebensrettung. Nach und nach wurde die ganze kleine Karawane auf über den Fluß gewachsenen Bäumen übergesetzt und wir strebten mit unverminderter Eile unserem Ziele Bagamoyo zu, das wir dann auch am folgenden Tag erreichten.

Am 19. Juli gelangten wir an den Gerengere und sahen zu unserer Freude, daß der Wasserstand ein sehr niedriger ist. Ich durchwatete den Fluß zuerst, und das Wasser reichte wirklich nur bis an den Leib. Zur Regenzeit konnte ich nirgend Grund finden und mußte stark gegen die Strömung ankämpfen, um schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Wir treten in Ukami ein, das sich bis zum Oberlauf des Gerengere erstreckt und von diesem in einem großen nach Süden zu offenen Bogen umflossen wird. Ukami bietet dem Auge mehr als Ukwere; die Berge werden größer, sind zum Teil schön bewaldet und erheben sich in der Nähe die Simbawene-Dörfer bis zu einer Höhe von ca. 2000 m. Die ersten zwei Tagereisen bis Mekesse führt die Karawanenstraße fortwährend bergauf und -ab und die Träger sind froh, wenn diese Strecke überwunden ist; später hält sich die Straße in der Ebene und läßt die Berge auf der südlichen Seite liegen. In Mekesse angelangt, haben wir einen starken Marsch vor uns und die Karawane langt erst am Nachmittag in Kingruira, der Residenz der Königin Simbawene, an. Simbawene (die souveräne Löwin) ist ein altes Negerweib von ca. 60 Jahren; sie ahmt die Sitten und Gebräuche der Araberinnen nach, soweit ihr dies möglich ist. Dem profanen Auge des Weißen zeigt sie sich nicht, doch hatte ich einmal das „Glück", die hohe Dame in etwas turkelndem Zustand von einem Pombe-(Durrah-Bier-)Gelage aus Mohale zurückkommen zu sehen. Die schwarze Dame trägt nach arabischer Sitte eine Barkoa (Gesichtsmaske) und Mitalli (silberne Fußringe). Simbawene stammt aus Uzegua und ihre Landsleute sind der herrschende Stamm im nördlichen Ukami; die eigentlichen Bewohner des Landes werden gewissermaßen nur als Sklaven betrachtet und sie übertrifft an Macht und Einfluß alle anderen Negerfürsten bis nach Mpwapwa; ihr Gebiet erstreckt sich bis in die Gegenden von Gomberenga, liegt also zum Teil in Ukami und zum Teil in Uzegua. Sie erfreut sich der besonderen Gunst des Sultans Said Bargasch, empfängt von ihm Geschenke und ist dafür ein gefügiges Werkzeug in seiner Hand. Als ich durchreiste, war sie gerade mit Bana Heri, dem Gouverneur von Sadance, nach Usagara gereist im Auftrage des Sultans von Sansibar. Man sagte, daß die Araber wegen eines eventuellen Kriegszuges gegen die Wahehe Schauri (Beratung) halten wollten, ich glaube jedoch vielmehr, daß der Besuch eine Aufmerksamkeit gegen unsere dortigen Landsleute gewesen ist.

Auf den Bergen, an deren Fuß die Simbawene-Dörfer liegen, haben die französischen katholischen Missionare eine Station gegründet, und es wird wohl jeder Reisende, der sich einige Zeit bei den beispiellos gastfreundlichen Missionaren aufgehalten hat, mit Vergnügen und Dankbarkeit an die dort verlebten Stunden zurückdenken. Hier ebenso, wie in Bagamoyo und in Kondoa — die anderen Stationen der Mission Mandera (Udoe), Monda (Nguru) und Süd-Ukami kenne ich leider nicht — wird der Reisende, gleichgiltig welcher Nation, auf das freundlichste bewillkommnet und bewirtet. Ich habe oft an mir die Beobachtung gemacht und es wurde mir von anderer Seite bestätigt, daß sich die freundlichen Leute Entbehrungen auferlegen, um den Gästen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. In Bagamoyo bin ich zehnmal auf längere oder kürzere Zeit gewesen; zweimal wohnte ich ganz und gar in der Mission, die anderen Male wurde ich in der freundlichsten Weise mit europäischem Brot und täglich mit frischen Gemüsen versorgt; dieselbe freundliche Aufnahme fand ich auf meinen Reisen in Morogro (Simbawene) und Kondoa. Die Mission Morogro wurde, wenn ich nicht irre, 1882 gegründet; im Sommer 1884, nachdem die Missionare sich durch ihrer Hände Arbeit so recht behaglich eingerichtet hatten, brannte die ganze Kolonie ab, und die dort thätigen Europäer waren wieder auf ihr Zelt angewiesen. Bei meinem diesmaligen Besuche sah ich die Kirche, zwei Wohnhäuser und das Dorf der Missionskinder wieder hergestellt. Die Mission liegt etwa 600 m. über dem Meeresspiegel und beschäftigte damals drei Missionare, einen Franzosen, einen Deutschen und einen Engländer. Père Etienne und der Bischof aus Bagamoyo waren gerade auf einer Inspektionsreise anwesend, und die zwei Tage, die ich dort verlebte, zählten zu den angenehmsten meiner Reise. Nach einem herzlichen Abschied marschierte ich wohlgemut nach dem Dorf Morogro, wo meine Karawane das Lager aufgeschlagen hatte. Die Ueberraschungen, die meiner warteten, waren nicht gerade sehr angenehmer Art; ca. 15 und zum Teil meine besten Leute waren krank geworden und ich mußte deshalb die Abreise verschieben. Die Kranken wurden mir einzeln vorgeführt und ich ließ ihnen, soweit dies einem Laien eben möglich ist, ärztliche Behandlung zuteil werden. Meine Hauptmedikamente waren Bittersalz, Chinin und Salmiak. Letzteres gab ich als unfehlbares Mittel gegen Kopfschmerzen aus, übertraf also unsere europäischen Aerzte, die ja überhaupt kein Mittel gegen Kopfschmerzen haben; beim Schwarzen ist ein solches jedoch nötig, denn Kopfschmerzen spielen eine hervorragende Rolle, indem der Neger eigentlich nur drei Krankheiten kennt: Kopfschmerzen, Bauchschmerzen und Fieber.

Oft ließ ich die Bewohner eines ganzen Dorfes an der starken Salmiak-Lösung riechen und freute mich, wenn sie ahnungslos einen recht vollen und tiefen Zug einatmeten und dann die gräßlichsten Grimassen schnitten. Am andern Morgen merkten meine Leute, daß während der Nacht eine Flinte verschwunden war, wir nahmen sofort fünf verdächtige Walugulu gefangen, banden sie mit Stricken und Handschellen aneinander und ließen den Häuptling des Dorfes Morogro, einen Vasallen der Simbawene, rufen. Kadam, dies ist sein Name, erschien mit der Würde eines

Digitized by Google

Mtu mkuba (großen Mannes) und fällte nach einer längeren Untersuchung sein Urteil. — „Die Leute wollen das gestohlene Gut nicht herausgeben, es sind Diebe und Sklaven", sagte er, „dieser eine ist unschuldig, von den bleibenden vier nehme ich zwei in meine Dienste, nimm Du die beiden anderen, töte sie, wenn Du willst oder lasse sie für Dich arbeiten." Nach kurzer Ueberlegung willigte ich ein, denn ich wußte, daß die Sklaven der Simbawene kein sehr erfreuliches Loos haben, und hätte ich die Leute nicht genommen, so hätten sie eben das Loos der Kameraden geteilt. Der eine entwischte mir später von Mpwapwa aus, der andere befindet sich noch augenblicklich in Tabora und soll seine Freiheit wieder haben, wenn er an seiner Heimat, den Ulugulu Bergen, vorbeikommt.

Am Nachmittag desselben Tages setzten wir über den reichlich brusttiefen oberen Gerengere und traten somit in Uzegua ein. Das nächste Dorf ist Wianzi, so benannt wegen des vielen Bambus (Wianzi), der dort wächst; die Einwohner sind als streitsüchtig bekannt und lagen sich auch bald mit meinen Leuten in den Haaren. In wenigen Minuten wäre der Kampf entbrannt, wenn ich mich nicht mikono mitupu (mit leeren Händen), also unbewaffnet und sogar ohne Hut auf dem Kopf in den Haufen gestürzt, die Leute auseinandergestoßen und mit derben Worten zur Ruhe gewiesen hätte. Am nächsten Tage kreuzten wir den ziemlich tiefen und vielleicht (?) für kleine Fahrzeuge schiffbaren Mkala auf einer wirklich „lebensgefährlichen" Brücke (!), wenn man das roh aus Knüppeln und Stämmen hergestellte Bauwerk so nennen darf, und marschierten dann bis Gomberenga. Der Chef des Dorfes empfing mich mit der gewohnten Freundlichkeit, die auch dadurch nicht getrübt wurde, daß unter acht Eiern, die er mir verkaufte, sieben faule waren. Am Nachmittag verkündete der volle Ton einer Mganda (großen Trommel) die Ankunft einer Karawane, und meine Leute, die in der Nähe Nahrungsmittel gekauft hatten, versicherten mich, die deutsche Fahne gesehen zu haben. Ich war sehr gespannt und dachte eigentlich Herrn Reichardt zu treffen, der sich um diese Zeit auf der Rückreise befand. Ich ging — ebenfalls die deutsche Fahne entfaltend und unter dem Schlag meiner Mganda — der Karawane ein Stück entgegen und begrüßte bald Herrn Söhnge von der Ostafrikanischen Gesellschaft, der sich auf der Rückreise nach der Küste befand. Wir verlebten einen sehr gemütlichen Nachmittag und Abend und schieden am nächsten Morgen, er nach Osten, der Heimat, ich nach Westen, dem Herzen des schwarzen Weltteils, zustrebend. Vorher zwischen Mekesse und Kingruira hatte ich bereits zwei Herren der Gesellschaft allerdings in sehr leidenden Zustand, getroffen, es waren dies der Major v. Devivere und Lieutenant v. Bülow, denen das Klima hart zugesetzt hatte und die sich nach Sansibar tragen ließen, um sich dort kurieren zu lassen. In Farhani, meiner nächsten Station, erhielt ich sehr trübe Nachrichten, die sich glücklicherweise nachher nicht bestätigt haben. Man sagte mir, daß Herr Reichardt in Ugogo nach langem Kampfe gefallen und von den erbosten Eingeborenen in kleine Stücke zerschnitten worden sei. Ganz Ugogo sei in Aufruhr. Die erfahrenen Leute der Karawane beachteten die Nachricht wenig, jedoch das Gros derselben, junge, unerfahrene Bursche, die noch keine weiten Reisen gemacht hatten, wurden sehr kleinlaut, und viele wollten unter allen möglichen Vorwänden Erlaubnis haben, zurückzukehren. Ich entließ einige wirklich kranke Leute, blieb aber den tauglichen gegenüber fest. Wir befanden uns nun im eigentlichen Usagara, das sich von Farhani bis Kirasa erstreckt. Usagara ist viel schöner und fruchtbarer als die bisher durchwanderten Landstriche. Der Mukondogwa-Fluß nimmt rechts und links kleine Wasserläufe auf, die von den Bergen herabstürzen, wodurch die nahegelegenen Landstriche eine gute Bewässerung erhalten. Die Flußniederungen sind von den Eingeborenen gut angebaut mit Mais, Mtana, Reis, süßen Kartoffeln, Bohnen ꝛc. Im Mukondogwa-Thal liegen die französische Mission Kondoa und die deutsche Station bei Kiora. Kondoa war früher wissenschaftliche Station der Association internationale africaine und stand unter Leitung des ausgezeichneten Kapitäns Bloyet. Anfang 1885 verließ Bloyet die Station und dieselbe ging in die Hände der französischen Missionare über. War die Aufnahme seitens des Kapitäns Bloyet und seiner liebenswürdigen Frau, die ihn auf allen seinen Reisen begleitete, freundlich und zuvorkommend gewesen, so war es die der französischen Missionare nicht minder. Ich war auf meiner ersten Reise gerade zusammen mit dem Grafen Pfeil bei Bloyet, wir waren beide krank und wurden von Bloyet und seiner Frau in der rührendsten Weise gepflegt; Graf Pfeil versicherte mich verschiedene Male, daß er dem Kapitän Bloyet sein Leben verdanke und ihm seine Freundlichkeiten niemals vergessen werde. Die französischen Missionare waren noch nicht eingerichtet auf der Station, thaten aber ihr möglichstes, mir den Aufenthalt dort so angenehm wie möglich zu machen. Unsere Landsleute bei Kiora suchte ich natürlich ebenfalls auf, ich fand dort Herrn Graßhoff, Herrn St. v. Kleist und einen Matrosen, welcher sehr krank und elend aussah; die anderen beiden Herren erfreuten sich des besten Wohlseins, waren ja aber, wie bekannt, bald gezwungen, Usagara zu verlassen. Nachmittags kamen die Herren Schmidt und Morris von der Zima-Station herbei, und so waren wir sechs Deutsche zusammen in Usagara. Herr Graßhoff und ich waren schnell Freunde geworden und er begleitete mich am nächsten Tage noch bis Kirasa. Der Abschied wurde uns nicht so ganz leicht; wußten wir doch auch beide nicht, welchen Schicksalen wir entgegengingen. Außerdem fühlte ich noch ein heranziehendes Fieber und befand mich deshalb in etwas gedrückter Stimmung. Nach kurzem Marsch machte ich am Kidette-Fluß Halt und nahm mich sofort mit Schwitzen und Chinin in Behandlung; die nächsten Tage waren nicht sehr erbaulich, denn zu meinem Leiden kam noch, daß bis nach Mpwapwa kein trinkbares Wasser zu finden ist, nur bei Godegode findet man in einem kleinen Wasserlauf etwas stark brackiges Wasser. Ich war froh, als ich in Mpwapwa ankam und trank das erfrischende Naß in vollen Zügen. Mit derselben Herzlichkeit, wie auf meiner ersten Reise wurde ich auch jetzt von dem dortigen Missionsagenten der Church-Mission, Dr. Baxter, aufgenommen. Ich beschloß, einen Ruhetag zu machen, musterte noch einen untauglichen Mann aus — übrigens der fünfte, der unterwegs einen Bruch bekam — und ermahnte meine Leute, in dem gefährlichen Pory ya Chungo, auch Marenga Mkali (scharfes Wasser) genannt, und dem als gefährlich verschrieenen Ugogo mit besonnenem Mut zu handeln. Der Fall Reichardt war bereits etwas in Vergessenheit geraten und so ließen wir frohen Mutes die — wenn man so sagen darf — Zivilisation hinter uns. Die Bewohner der durchwanderten Länder stehen ja, mit den Wagogo verglichen, auf einer gewissen Kulturstufe; sie sind meist friedliche Ackerbauer, und bis dahin reisten Karawanen stets unbehelligt durch ihre Gebiete, wenn man davon absieht, daß die Simbawene den arabischen Karawanen einen gewissen Wegzoll abnimmt. Lebensmittel wurden, wenn vorhanden, gern verkauft, und auch Träger von einem Dorf zum andern konnte man fast immer bekommen. In letzter Zeit haben sich die Zustände etwas geändert. Die Eingeborenen wurden von den massenhaft in Usagara ꝛc. reisenden Herren fast immer schlecht behandelt und sind dadurch mißtrauisch, widerspenstig und unumgänglich geworden; ist doch das Unerhörte vorgekommen, daß sich Deutsche mit den Eingeborenen geschossen haben, wobei ja, wie bekannt, leider zwei unserer Landsleute verwundet wurden. Ich sage unerhört, denn früher war der Europäer den dortigen Eingeborenen eine Respektsperson in jedem Fall; jetzt ist er es nicht mehr, was im Innern von den dortigen Missionaren ꝛc. allgemein sehr beklagt wird. Ehe wir zu Ugogo übergehen, will ich noch ein Erlebnis aus meiner früheren Reise in Usagara mitteilen. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

# Kleinere Mitteilungen.

### * Die Königin von Hawaii am britischen Hofe.

Die ganz unerwartete Ankunft der Königin Kapiolani von Hawaii in England hat den britischen Hofbeamten bezüglich des Zeremoniells, mit welchem sie behandelt werden sollte, viel Kopfzerbrechen gemacht, umsomehr als diese halbwilde Inselkönigin sehr auf ihre Rechte und Ehren als Souveränin hält. Als die Königin im Alexandra-Hotel abstieg, wurde sogleich eine königliche Equipage vom Buckingham-Palast aus zu ihrer Verfügung gestellt; da aber die Diener nicht ihre scharlachrote Livrée trugen, so wünschte Ihre hawaii'sche Majestät, daß dieses „Versehen" wieder gut gemacht werde, was denn auch geschah. Dann aber gab es ein zweites „Versehen" bezüglich der Kavalerie-Eskorte, welche den Wagen der hawaii'schen Majestät im Krönungszuge begleiten sollte. Man hatte ihr Husaren gegeben, aber sie wies diese geringschätzig ab und verlangte, daß man ihr Horseguards gebe, da sie erfahren hatte, daß diese immer die Eskorte von Fürstlichkeiten bilden. Bei dem Feste im Buckingham-Palast ward die Königin Kapiolani dem König der Belgier zugedacht, um sie zur Tafel zu führen; dieser lehnte aber entschieden ab und so ward sie dem König von Sachsen zugedacht, der sich aber auch bedankte, den Kavalier einer „farbigen Person" zu machen, so daß am Ende der Herzog von Edinburgh die hawaii'sche Majestät zur Tafel führte. Einige Tage später ist dann Königin Kapiolani genötigt gewesen, in aller Eile nach Hause zu reisen, da ihr Gemahl von einer Revolution bedroht ward.

### * Ein riesiges Landgut.

Am 30. Juni sollte auf dem Bureau der Herren Wells und Read, Tokenhouse-Yard, in London ein ungeheurer Landbesitz zur Versteigerung kommen, welcher in der Provinz Vessen in Norwegen ungefähr 200 e. Mln. nördlich von Trondhjem und zwischen dem 65. und 66.° n. Br. liegt, so daß kein Teil desselben mehr in die Polarzone hineinragt. Der gegebenen Beschreibung nach nimmt diese Besitzung den fünfzigsten Teil des ganzen Landes ein und hat einen Flächenraum von 2000 engl. Q.-Mln. oder 1,200,000 e. Acres mit einer Zahl von 168 Meiereien oder Gehöften. Das Besitztum soll reich an Bauholz und schlagbarem Walde und an mineralischen Erzeugnissen sein, welche angeblich einer bedeutenden Entwickelung und Ausbeutung fähig sind. Das Verkaufsobjekt war, wie der Versteigerer sagte, in seiner Art einzig, indem es das größte Stück Landbesitz ist, welches jemals zum Verkaufe angeboten wurde, und eine Ausnahme von dem landesüblichen Brauch macht, nach welchem der Landwirt gewöhnlich Eigentümer der von ihm bebauten Scholle ist. Innerhalb der Grenzen dieses Landbesitzes liegt der See Rös-Vand, eines der größten Binnengewässer Norwegens. Das Recht zu Fischfang und Jagd über 200 e. Q.-Mln. Flüsse und Seen war vorbehalten und bildet eines der schönsten und wildreichsten Reviere und fischreichsten Gewässer im ganzen nördlichen Europa. Das Besitztum ist leicht zugänglich und das Klima in den Sommermonaten äußerst angenehm. Gleichwohl erfolgte bei der Versteigerung kein ernstliches Angebot, denn die kleine Summe von 6500 Lstrl., welche genannt wurde und bei welcher der Acre sich nur etwa auf eine Mark gestellt hätte, konnte kaum als ein Angebot betrachtet werden, und so ward das Besitztum zurückgezogen.

(Globe.)

# Litteratur.

* Müller, Hans: Griechische Reisen und Studien. Zwei Teile in einem Bande. Leipzig, W. Friedrich, 1887. — Den interessanten und gehaltreichen „Griechischen Frühlingstagen," von Dr. Eduard Engel folgt rasch im Vorliegenden ein neues Werk über das heutige Griechenland, enthaltend das Tagebuch der Reise eines jungen deutschen Philologen durch Griechenland und eine Sammlung interessanter Proben von neugriechischer Dichtung mit deutschen Uebertragungen. Die Reiseschilderung ist frisch und ansprechend, ohne anspruchsvoll zu sein. Durch emsige klassische Studien vorgebildet und von einer feinen sinnigen Beobachtungsgabe und einem natürlichen Erzählertalent unterstützt, weiß der Verfasser durch seine Schilderungen die Teilnahme des Lesers zu wecken und zu fesseln und uns viele neue und interessante Einblicke in Land und Leute thun zu lassen, so daß wir seinen Erlebnissen mit Interesse folgen. Der zweite ästhetisch-philologische Teil bietet zuerst eine kleine Anthologie aus der neugriechischen Dichtung vor dem Freiheitskriege, während desselben und nach demselben, sodann zwei größere Proben epischer Poesie und als Probe der neuhellenischen dramatischen Poesie Auszüge aus dem fünfaktigen Trauerspiel „Maria Dorápatri" — Proben, welche wenigstens von Frische und gutem Willen, wenn auch nicht von sonderlicher Originalität der neugriechischen Dichter zeugen.

* Pizzighelli, G.: Handbuch der Photographie für Amateure und Touristen. Band I.: Die photographischen Apparate und die photographischen Prozesse. Halle a. S., Wilh. Knapp, 1886.[1] — Es ist neuerdings immer mehr in Aufnahme gekommen, daß Forschungsreisende auf ihre Fahrten in ferne Länder einen photographischen Apparat anstatt eines Zeichners mitnehmen — ein Verfahren, welches nicht nur entschieden wohlfeiler ist, sondern dem Reisenden auch manche Mühe und Sorge und manchen Aerger erspart, denn der photographische Apparat hat keine Künstlerlaunen und arbeitet jederzeit willig, rasch und gewissenhaft. Dazu ist es jedem, der nur einigermaßen mit physikalischen und technischen Prozessen vertraut ist, leicht, selbst ohne künstlerische Anlagen ein tüchtiger Photograph zu werden. Diesem Zweck vorzuarbeiten und zu dienen, ist das vorliegende Buch geschrieben worden, dessen Verfasser, Hauptmann in der österreichisch-ungarischen Geniewaffe, ein geübter praktischer Photograph ist und schon früher eine sehr brauchbare „Anleitung zur Photographie für Amateure und Touristen" geschrieben hat. Im vorliegenden ersten Bande seines Handbuchs nun veranschaulicht der Herr Verfasser die ganze Theorie des Photographierens, schildert eingehend den photographischen Aufnahme-Apparat nach Prinzip, Zusammensetzung und den verschiedenen Systemen, den Negativ- und den Positiv-Prozeß ꝛc. in eingehender klarer und deutlicher Weise in Wort und Bild, welchem dann im zweiten, uns noch nicht zugegangenen Teile die Praxis, d. h. die spezielle Anwendung der Photographie für Amateure ꝛc., folgen soll. Die ganze Darstellung ist so lichtvoll, klar und leichtverständlich, daß sie selbst denjenigen zu belehren vermag, welcher auch ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse an diese Kunst herantritt, und wir empfehlen daher das Werk den einschlägigen Kreisen unserer Leser auf das beste.

[1] Unliebsam verspätet.

---

☞ **Hierbei ein Prospekt der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.**

---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 34.** Stuttgart, 22. August **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Ein Schmaus bei König Dscha-Dscha. Lebensbild aus Westafrika. S. 661. — 2. La Quaresima. Ein Bild aus dem neapolitanischen Volksleben. S. 665. — 3. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 667. — 4. Die Ersteigung des Cloudy Mountain in Neu-Guinea. S. 671. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 675. — 6. Eine Reise nach dem Innern von Afrika. Von Kurt Toeppen. (Fortsetzung.) S. 677.


## Ein Schmaus bei König Dscha-Dscha.

Lebensbild aus Westafrika.

Kriegsgerüchte gelangten den Bonny-Fluß herab zu den Händlern an dessen Mündung. Die Kähne mit Palmöl, welche langsam den Fluß herunterkamen und an der Langseite der hochragenden Hulks (abgetakelten Schiffe) anlegten, brachten geheimnisvolle Berichte von feierlichen Palavern und Egbo-Versammlungen in den Winkeln der fernen Strecken des Flusses, und die langen schwarzen Kriegskähne der Bonny-Häuptlinge, mit ihren vierzig oder fünfzig kleinen schwarzen jungen Sklaven als Ruderern, manövrierten jeden Tag mit einem Aufwand an Geschrei und Gestikulationen, welcher außer allem Verhältnis zu dem erzielten Ergebnis stand. Man munkelte, Will Braid und Yellow, zwei mächtige schwarze Häuptlinge, seien in offenem Aufruhr gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn, König Amachree von Neu-Calabar. Am Neu-Calabar-Flusse waren Forts von Schlamm und Flechtwerk aufgeworfen und auf denselben Gatling-Kanonen und andere grauenhafte Kriegswerkzeuge aufgefahren worden und die beiden widerspenstigen Niggers hatten es sich mit dem größten Eifer angelegen sein lassen, das gewaltige Weltall im Ganzen zu einem Kampf auf Leben und Tod herauszufordern, zugleich aber — was von unendlich größerer Bedeutung war — dem alles beherrschenden Palmölhandel auf dem Neu-Calabar-Flusse Einhalt zu thun. Auch mutmaßte man, das dicht daneben liegende mächtige Königreich Bonny sei in den Streit verwickelt und leiste in mehr oder minder offener Weise den aufständischen Häuptlingen Beistand, und die Zustände im allgemeinen trieben anscheinend einem jener langwierigen kleinen Kriege nach allen Seiten hin zu, welche für den westafrikanischen Nigger eine Herzenslust, den unglücklichen weißen oder vielmehr gelben Händlern aber, welche ihre paar besten Lebensjahre auf abgetakelten Schiffen an den Mündungen der fieberschwangeren Palmölflüsse verbringen, ein Kummer und ein Dorn im Auge sind.

In dieser bedenklichen Lage ward der große Königseinsetzer, Friedenstifter und Universal-Schiedsrichter, der britische Konsul auf Fernando Po, um seine Hülfe angegangen, und das Ergebnis davon war die Zusammenberufung des großartigsten „Palaver", das seit Jahren stattgefunden hatte, an Bord des großen Hulk „Atlantic" im Bonny-Fluß. Die langen Kriegskähne kamen einer um den andern an die Langseite des Hulk angefahren, wobei die glänzend braunen Rücken der langen Reihe von Ruderern sich wie eine einzige große Maschine zu dem Rhythmus ihres schrillen Gesanges und zum taktmäßigen Schlag und Platschen ihrer Ruder bogen. Einer nach dem andern von den festlich aufgeputzten schwarzen Potentaten, welche auf einer erhöhten Platform im Mittelpunkt jedes Kahnes saßen, kam unter den großen Sonnenschirmen hervor, die diese Fürstlichkeiten bedeckten, und nahm seine Stelle auf dem Quarterdeck des Hulks ein. Sie waren alle zusammen ein seltsam anzusehender bunter Haufen, diese Besitzer von Tausenden ihrer Mitmenschen, viele von ihnen für diese Gelegenheit aufgeputzt mit grellfarbigen, bunten, schlechtsitzenden europäischen Kleidern, aber die meisten von ihnen in hellfarbigen Plüschjacken und hohen Hüten und mit




Digitized by Google

einem sogen. „Klafter Tuch“ um die Lenden, nämlich mit zwei großen buntgemusterten, zusammengenähten kattunenen Taschentüchern.

Ein mit einer englischen Nationalflagge bedeckter Tisch war auf dem Quarterdeck unter dem breiten Schutzdache des Hulk aufgestellt und an diesem saß der britische Konsul in großer Uniform, einer der schmucksten Offiziere und liebenswürdigsten Menschen. Der arme Mann! er trug damals seine Uniform zum letzten Mal, wie die Folge zeigen wird. Auf der einen Seite des Konsuls saß ein reisendes Parlamentsmitglied, auf der andern ich, als Gäste, und zunächst bei uns saßen wieder Kapitän Barrow, der Sekretär des Gouverneurs der Goldküste, der heruntergekommen war, um eine Rekrutierungs-Expedition für den Niger vorzubereiten, und Kapitän v. Donop von J. M. Kriegsschiff „Decoy“, dessen Weisungen ihm nicht erlaubten, sein Schiff in diesen pestschwangeren Fluß hereinzubringen, der aber selbst kam, begleitet von zwei Zügen schwarzer Haussa-Truppen. In einem Halbkreis uns gegenüber saßen die Bonny-Häuptlinge, und in ähnlicher Weise hinter uns aufgereiht waren die Neu-Calabar-Häuptlinge, von denen die meisten einen großen Teil ihres Reichtums um den Hals trugen in Gestalt von ungeheuren Korallenperlen von beinahe fabelhaftem Werte, und von denen mehrere ihre Arme buchstäblich mit schönen Spangen von Elfenbein bedeckt hatten. Vor den Bonny-Männern saß König George, ein schöner hochgewachsener, wohlerzogener junger Neger, in London wohlbekannt und ein sehr günstiges und gelungenes Exemplar seiner Rasse, aber in seinem sogen. Königreiche eine reine Null; ein gut gekleideter und ziemlich manierlicher junger Oelhändler, aber von einem königlichen Gesichtspunkte aus ein entschiedener Schwindel, wie schon sein Vater vor ihm gewesen war.

Es war vorgeschlagen worden, daß der benachbarte König Dscha-Dscha von Opobó als Schiedsrichter in dem Streite, welcher thatsächlich zwischen Bonny und Neu-Calabar obwaltete, dienen sollte, weil die Aufständischen Will Braid und Yellow entschieden außer Standes waren, sich ohne den Beistand der Bonny-Männer ihrem Oberherrn zu widersetzen. Wir strengten daher alle unsere Augen gewaltig an, um durch den dicken gelben Dunst und den Schleier des fallenden Regens hindurch, welche uns die endlose Aussicht auf die Mangrovensümpfe trübten, nach der Ankunft des Königs Dscha-Dscha auszuspähen. Allein Dscha-Dscha war selbst einmal, und zwar vor nicht langer Zeit, ein Bonny-Häuptling gewesen und hatte sich, nach langen Jahren wilden Krieges mit seinem großen Nebenbuhler, dem mächtigen Oko Dschumbo, einst Nachts im Dunkeln mit allen seinen Leuten, seinen Weibern und Reichtümern davongeschlichen und einige Meilen weit davon am Opobó-Flusse ein neues Königreich gegründet, worin er reich und mächtig geworden war. Darum hielt es der schlaue alte Dscha-Dscha für das Klügste, außer dem Bereich der Bonnys zu bleiben, sogar mit der Freundschaft und Gönnerschaft seines Könige einsetzenden Beschützers, des britischen Konsuls, denn wer konnte sagen, bis wohin die weitreichende Rache des gefürchteten Oko sich erstrecken konnte? Deshalb schickte Dscha-Dscha eine sehr diplomatische Botschaft, des Inhalts, er habe sich im Tage geirrt und hoffe den Konsul in der nächsten Woche in Opobó bei sich zu sehen, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen.

Der Konsul begann nun den Fall darzulegen: er könne nicht zugeben, daß der Handelsverkehr durch diesen Krieg unterbrochen werde; er schalt die Bonny-Männer tüchtig aus, daß sie den Aufständischen halfen, sich dem König Amachree, ihrem rechtmäßigen Oberherrn, zu widersetzen, und noch manches ähnliche zu demselben Zweck, was durch den König von Bonny verdolmetscht, auf die Herren vor uns einen sehr niederschlagenden Eindruck machte, bei den Potentaten hinter uns aber eine große Entfaltung von weißen Zähnen und frohem Lächeln hervorrief. Den Bonny-Männern war unbehaglich zu Mute, und manch liebes Mal strengten sich ihre opalfarbenen Augäpfel mit gierigen Blicken an, durch den gelben Nebel und fallenden Platzregen zu schauen, als ihr König, wehmütig und entschuldigend oder verteidigungsweise, wenn auch in gutem Englisch, auf den Tadel des Konsuls zu antworten begann; denn der größte von allen Bonny-Männern, vor welchem König George nur eine Puppe ist, der übermächtige Oko Dschumbo, war nicht angekommen, und die Bonny-Männer sahen ein, wie hoffnungslos ihr Fall war, wenn der große weiße Konsul gegen sie gestimmt und ihr eigener Vorkämpfer abwesend war.

Allein während König George noch sprach, ertönte, anfangs ganz schwach und fern, durch die dicke, feuchte, ungesunde Luft der schrille Gesang der Ruderer, und ein Freudenschrei entrang sich den Bonny-Männern und mancher schwarze Finger deutete dort hinaus, wo Oko's Kahn mit seinen sechzig Ruderern und seinen Straußenfedern am Bug, rasch über die Wasserfläche daher geglitten kam. Der König hörte mit einem erleichternden Seufzer zu sprechen auf, und bald darauf stieg der Gebieter der Bonny auf das Verdeck des Hulk. Oko Dschumbo ist ein großartiger alter Heide von der früheren Schule, hochgewachsen und stark, mit einem feinen hübschen Gesicht und mächtigen Kopfe und sehr schüchternem oder eigentlich gar keinem Versuch von europäischer Tracht oder Kleidung überhaupt, obwohl seine beiden Söhne, welche meist in England leben und wovon einer mit einer Engländerin verheiratet war und seither gestorben ist, zivilisierte Gentlemen sind. Oko machte in wenigen schneidigen Worten dem Geschäfte des Tages ein Ende. Er wollte es auf sich nehmen, die beiden aufständischen Häuptlinge am nächsten Donnerstage an Bord des Hulks vorzuführen, wenn der weiße Konsul das Erscheinen des Königs Dscha-Dscha, des Schiedsrichters, verbürgen wolle; die ganze Angelegenheit sollte einstweilen in statu quo bleiben. Natürlich wußte jedermann, daß

Digitized by Google

das eine Versprechen so unwahrscheinlich war, wie das andere; allein ein Palaver, welches nach einer ersten, zweiten und sogar dritten Sitzung zu einem definitivem Beschlusse kommt, wäre ja gegen alle Vorgänge; so waren denn einstweilen beide Teile zufrieden gestellt, und die hohen streitenden Parteien begaben sich zu der mit einem Imbiß gedeckten Tafel unter vielem freundlichen Schnippchenschlagen und anderen seltsamen Gebräuchen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe fuhr die kleine Dampfbarkasse „Ewaffa" von Bonny ab, um den Konsul, seinen Sekretär und mich zum Besuch nach den Besitzungen Dscha-Dscha's zu bringen. Ein breiter Strom dehnt sich zu beiden Seiten von uns aus, dessen Gewässer dick und grün sind vom verfaulenden Schleim von Myriaden abgefallener Blätter. Die Ufer sind kein Land, sondern eine dichte Dschungel von Bäumen, die bis ins Wasser hinunterwachsen und von ihren weitausgestreckten Aesten lange Saugwurzeln zum Wasser hinuntertreiben, um dort wieder neue Bäume zu bilden. Die Wurzeln dieser Dschungel halten wie in einem Netz den Schlamm und Schleim und alle pflanzlichen Ueberreste auf, welche der Strom herunterbringt, und im Verlaufe der Zeit werden die inneren Teile der Dschungel hinreichend fest, um einen Fußhalt für Krokodile und Flußpferde zu gewähren, während sie für menschliche Wesen ganz undurchdringlich sind, denn die Säume und Ränder der Dschungel bestehen immer aus vergleichsweise jungen Bäumen, welche im Wasser dicht und verschlungen wachsen und von großen, starken, grünen Schlingpflanzen durchrankt sind, auf denen die Mangroven-Affen sich schaukeln und schwatzen. Wie wir so den Strom hinauf und über seine zahlreichen Arme hinwegdampfen, unterbricht kein anderer Laut als das schrille Zirpen dieser Affen die drückende schwüle Stille. Hier und da reckt ein Flußpferd seine schwarze Schnauze aus dem dicken Schlamm der Ufer oder ein Krokodil liegt regungslos auf dem Schlamm und bäht sich in der Sonne. Gelegentlich gleitet ein langer niedriger Kahn geräuschlos vorüber, Fahrzeug, Ruderer und Ruder alle pechschwarz und kaum von dem dunkelgrünen Hintergrunde der undurchdringlichen Dschungel zu unterscheiden. Die Luft ist weich und krankhaft, hier und da mit einem Hauch von unsäglichem Gestank. Die große sengende Sonne wirft einen gelben, alles durchdringenden nebeligen Dunst auf das dicke Wasser, welches mit einem fauligen Schaum von miasmatischen Luftblasen bedeckt ist.

Nach mehreren eintönigen Stunden dieser unveränderten Aussicht, wo nur durch das Gewirr der Flußarme selten einen Moment das ferne Meer hereinblickt, stecken wir plötzlich im Schlamm fest. Oh, diese drei langen Stunden! Unsere nackte Bemannung von schönen stämmigen Kru-boys steht bis um die Hüfte im Wasser und stößt und zerrt, die Schraube der Barkasse wühlt den Gestank und Unrat des Grundes auf, die glühende Sonne ruht auf dem stinkenden Wasser — alles zusammen ein Eindruck, den ich zeitlebens nicht vergessen werde. So schleppen wir uns den ganzen müden mühseligen Tag hin, bald im Schlamm festsitzend, bald einige Meilen weit fahrend, der Sekretär des Konsuls schon am Fieber darniederliegend. Wir kommen an mehreren Batterien von Gatling-Kanonen vorüber, welche auf Kähnen aufgepflanzt sind, die quer über die Mündungen von Flußarmen angebunden sind, vorüber am Andony-Fluß und der gleichnamigen Stadt mit ihrem Schlammwalle und ihrer Batterie von Krupp'schen Sechspfündern, bis wir scharf um die Ecke einer Dschungelinsel biegen und uns im Opobó-Flusse befinden, mit dem fernen Meere und den Hulks der Weißen am Horizont. Bald gelangen wir an eine Einfahrt in der dichten Masse von Grün, passieren die traurigen Wracks von zwei im zähen Schlamm halb versunkenen Hulks und landen, auf den breiten Schultern unserer Kru-boys nach einer kleinen sandigen Wasserfurche getragen, wo wir ungefähr von drei Vierteilen der Bevölkerung von Dscha-Dscha's Königreich empfangen werden, welche insgesamt nicht ein Dutzend Ellen Zeug auf dem Leibe haben. Etliche alte Vorderlader-Kanonen, Neun- und Achtzehnpfünder von veraltetem Muster, waren rings umher zerstreut, halb im tiefen weißen Sande begraben, ungebraucht und unbrauchbar. Dem Verlauf der Wasserrinne folgend, sehen wir landeinwärts das, was man die Hauptstraße der Stadt nennen könnte, obwohl die Häuser, einfache Hütten aus Schlamm und Palmblättern, ohne irgend einen Versuch von Gleichförmigkeit aufs Geratewohl unter und zwischen den großen Palmen und Kautschukbäumen zerstreut sind. Der männliche Teil der Bevölkerung folgt uns in respektvoller Entfernung, die Weiber fürchten sich meist vor den weißen Männern, suchen sich hinter Baumstämmen zu verstecken und sehen sich von weitem nach uns um, und so wandern wir die Wasserrinne hinauf nach dem Innern der Stadt.

Dscha-Dscha ist ein höchst fanatischer Fetischanbeter, und Zeichen seines Heidentums sind alle paar Schritte in den zahlreichen Dschu-Dschus auf unserem Wege zu sehen. Diese Dschu-dschus oder Fetische können jede Gestalt annehmen, und die unwahrscheinlichsten Gegenstände können auf diese Weise geheiligt werden, obwohl man keine Belehrung hinsichtlich der genauen Gebräuche der Verehrung oder der mutmaßlichen Verwendung dieser Dschu-dschus erlangen konnte. Götzenbilder in dem gewöhnlich angenommenen Sinne des Wortes sind sie gewiß nicht, sondern eher Gegenstände, die man besonders zur Anbetung unsichtbarer Geister aufgestellt oder irgend einem gewissen angeblichen Gott zu Ehren diesem geweiht hat. Ein sehr gewöhnliches Dschu-dschu und zufälligerweise das erste, welches uns zu Opobó in die Augen fiel, ist eine weiße Henne, welche man in grausamer Weise lebend auf das Ende eines Pfahles genagelt hat und sich so zu Tode flattern und Hungers sterben läßt. Dann sahen wir der Reihe nach eine groteske Menschengestalt aus gelbem Thon, von einem

Digitized by Google

Ochsenschädel überragt und mit einem breiten Strohdach überdeckt; eine buntgemischte Sammlung Knochen in einer aufgehängten Graswiege; einen kegelförmigen Haufen gelben Thons, der mit Farben übermalt und über und über mit Hahnenfedern besteckt ist; eine Bierflasche auf einem weißen Pfahl, und so ins Unendliche. Das große Fetischhaus ist viel kleiner als das berühmte Gebäude von Menschenschädeln in Bonny, und ist eine kegelförmige Lehmhütte mit einem hohen Strohdach, überragt von einem Ochsenschädel und in der gewöhnlichen westafrikanischen künstlerischen Weise mit Menschenschädeln ausgekleidet.

Bis über die Knöchel herauf im Schmutz durch eine wirre wilde Unkrautvegetation watend, kommen wir an einer primitiven Schmiede vorüber, wo vier schwarze Neger auf einem steinernen Ambos mit einem steinernen Hammer Nägel schmieden; ihr Schmiedeblasbalg sind zwei Schaffelle, welche ein Mann abwechselnd mit zwei kurzen Stöcken handhabt, als ob er ein Paar Pauken schlüge — ein Blasbalg und eine Schmiede, wie man sie in der That noch jeden Tag auf den ägyptischen Hieroglyphen sehen kann. Endlich sahen wir den König Dscha-Dscha uns entgegenkommen; ein grellfarbiger Sonnenschirm ward von einem Diener über ihn hereingehalten und ihm folgte, wie dies bei afrikanischen Häuptlingen üblich ist, eine zahlreiche Schar schlecht und verdächtig aussehender Kehlabschneider von jedem Alter und in jedem Stadium von Entkleidung, welche ein vollkommenes Museum von veralteten Waffen, den Staatsstab, wie derjenige eines Regimentstambours aussehend, und andere derartige Zubehörden trug. Dscha-Dscha ist ein schmuck aussehender alter Wilder, so schwarz wie Ebenholz, mit silberweißem Haare, und zu unserm Empfang in voller Toilette — einem roten Flanellhemd, welches wie gewöhnlich mit losen Schößen getragen wurde, äußerst mühevoll gestickt mit dem kaiserlich französischen Wappen und reichlich gesprengelt mit N und E, mit den napoleonischen Bienen und anderen Emblemen der vertriebenen Dynastie von Frankreich. Dieses Hemd war des Königs einziges Kleidungsstück außer dem gewöhnlichen Lendentuche aus zwei unzerschnittenen baumwollenen Taschentüchern.

Dscha-Dscha empfing seinen großen Beschützer den Konsul mit vielem Fingerschnippen und anderen Freundschaftsbezeigungen und ging uns nach seinem Hause voran. Die äußere Mauer seines Besitztums, welches etwa drei Acres Flächenraum umfaßt, wird von den Hütten seiner Sklaven und Diener gebildet und der ganze Platz starrt von Schmutz über allen europäischen Begriff. Im Mittelpunkt des Gehöftes steht ein Fetisch-Kautschukbaum mit einer Dschu-dschu-Hütte darunter, und nahe dabei befindet sich ein Haus, welches von einigen Lieblingsweibern Dscha-Dscha's bewohnt wird; der Palast selbst steht am Ende des Gehöfts und überschaut alles; er ist ein bunt bemaltes hölzernes Gebäude auf etwa acht Fuß hohen Pfählen und von einer Veranda umgeben. Das Haus ist ganz neu und Dscha-Dscha's Herzensfreude, welches er sich durch schwarze Handwerker aus der britischen Niederlassung zu Accra hat erbauen lassen. Es ist mit einem verzweifelten Versuch der Nachahmung europäischen Styls möbliert, allein die Gesamtwirkung ist eine lächerlich ungereimte mit den nackten und halbnackten männlichen und weiblichen Dienern und dem unverkennbaren Unbehagen Dscha-Dscha's selbst inmitten seiner zivilisierten Umgebungen. In der Mitte des hauptsächlichsten Salons, welchen man gerade von der Veranda aus betritt, steht ein überaus prächtiger rot und goldener Thron, mit einer reichlichen Zuthat von Kronen, Szeptern, Weltkugeln und „König Dscha-Dschas", welche an jeder nur möglichen Ecke angebracht sind, und auf der obersten Spitze desselben steckt ein abgeschmackter kegelförmiger Hut wie eine Narrenkappe, mit ungeheuren federartigen Ohren auf beiden Seiten. Nach des Königs eigener Aeußerung hatte er mit dieser Kopfbedeckung „Dschu-dschu" gemacht, — was aber dies bedeuten sollte, habe ich nicht zu erraten vermocht.

Ich gab mir umsonst die größte Mühe, die außerordentlichen Anstrengungen des Königs, sich auf Negerenglisch auszudrücken, zu verstehen, als aus dem anstoßenden Zimmer eine weibliche Stimme ertönte, welche mir den von mir bemerkten Versuch einer europäischen Möblierung wenigstens teilweise erklärte. „O yas, sah", sagte die Stimme mit der komischen Affektation und schwülstigen Intonation des gebildeten Niggers; „oh yas, sah, I'se berry seedy, sah; I's miscalkerlated de day, sah", worauf dann Miß Sally Johnson — „a Barbadian born, sah!" — ins Zimmer hereinsegelte, positiv gekleidet in eine fließende Kattunrobe von der neuesten Mode; offenbar eine sehr überlegene Person, welche auf den armen Dscha-Dscha und sein Volk mit vielem Mitleid und nicht wenig Verachtung herabschaute. Diese Dame ist Premierministerin und Staatssekretärin und Dscha-Dscha's Führerin, Lehrerin und Freundin in allem, was die Beziehungen zum weißen Manne betrifft, und ihre Erfahrung und Kenntnis in allen zivilisierten Angelegenheiten sind zu groß, als daß sie im Bereiche von Opobó in Frage gestellt werden könnten. Ihre Initiative bezüglich der Robe wurde jedoch nicht befolgt, denn sie war die einzige bekleidete Person am ganzen Platze, wenn wir die harlekinartigen farbigen Flecke an den Kindern von jedem Alter und selbst an Dscha-Dscha's heiratsfähigen Töchtern als solche gelten lassen wollen, welche in Menge über das Gehöfte verbreitet waren. Die auf die glatten, glänzenden braunen Häute gemalten Muster sind in manchen Fällen sehr mühsam und grell und hatten eine wirklich angenehme Wirkung.

Dscha-Dscha war ganz überwältigt von der Verantwortlichkeit, den Konsul und seinen Freund bei einem solch überraschenden Besuch zu bewirten, und schien so sehr betrübt, daß er uns kein zivilisiertes „chop" (Mahlzeit) anzubieten imstande war, daß wir ihm vorschlugen, mit uns nach der Mündung des Flusses zu gehen und mit

Digitized by Google

den weißen Kaufleuten in den Hulks zu speisen und dann morgen zu einem großartigen chop oder Schmaus bei Dscha-Dscha zurückzukehren. So brachte denn der alte König einige Kalebassen voll Mimbo oder Palmwein zum Vorschein, welcher wie Seifenwasser und Genever schmeckt, und, was annehmbarer war, eine Flasche sehr trinkbaren Rüdesheimer, und begleitete uns dann, gefolgt von dem ganzen schmutzigen Haufen seiner Unterthanen, nach unserem Boote zurück.

Am andern Morgen wurden wir in einem tropischen Regenguß mit gebührenden Ehren in Opobó empfangen. Eine der rostigen alten Kanonen war wieder aufgerichtet worden und wurde nun mit großem Eifer abgefeuert, zur drohenden Gefahr für jedermann auf hundert Schritte im Umkreise. Dscha-Dscha erwartete uns am Ufer, umgeben mit einer noch unendlich verstärkten Leibwache von noch grimmiger aussehenden Lumpen; Trommeln und Hörner wetteiferten an Lärm mit dem gellenden Geschrei und Geheul, womit Dscha-Dscha's ungelehrte Unterthanen die Gäste ihres Monarchen beehrten. Im Hauptgemache des Palastes fanden wir den Tisch für unser Gastmahl gedeckt, und Miß Johnson ging beständig von der schmachtenden superfeinen Wichtigkeit des Empfangszimmers zu dem grimmigen Schelten und strengen Befehlston der Küche oder umgekehrt, wie es die Umstände erforderten, über. Es bedurfte verschiedener scharfer körperlicher Züchtigungen der armen Sklaven — nach dem Geheul zu urteilen, welches wir hörten, wenn irgend ein Schlag fiel — bevor das Gastmahl aufgetragen werden konnte. Da man an dieser pestschwangeren Küste weder Rinder noch Schafe züchten kann, so ist die Auswahl von Fleischspeisen nicht groß, allein der Mangel an Mannigfaltigkeit wurde an Menge aufgewogen. Ganz gedämpfte oder geröstete Zicklein, große Fische und eine für ein ganzes Schiffsvolk genügende Menge von Geflügel wurden aufgetragen, alles in großen irdenen Schüsseln und alles in „Palmöl-Ragout", das Lieblingsgericht der Küche, verwandelt. Dieses Palmölragout ist ein mit vielen Gewürzen und den feineren Teilen des Palmöls bereiteter fetter Curry, welcher für die an solche Leckerbissen nicht gewöhnten europäischen Mägen ein schwer zu genießendes Gericht ist. Das Hauptgetränke, worin Dscha-Dscha unser Wohlsein unzähligemale ausbrachte, war wiederum Mimbo; allein obgleich ich Palmöl *oder* Mimbo ertragen kann, vermag ich nicht Palmöl *und* Mimbo zu ertragen, und begnügte mich daher mit einem reineren und minder berauschenden Getränk. Miß Johnson brachte mit einer Miene stolzer Ueberlegenheit ältere stählerne Messer und Gabeln für unseren Gebrauch zum Vorschein und Dscha-Dscha machte ebenfalls einen schüchternen Versuch, sich derselben zu bedienen, gab es aber bald als ein gefährliches Experiment wieder auf und bediente sich, mit einem tröstlichen Aufatmen, seiner Finger, mit denen er uns auch die auserlesensten Stücke vorlegte.

Die furchtbare Leibwache umschwärmte die Veranda und erkletterte jeden Punkt, von wo aus sie einen Blick auf unser außerordentliches Treiben werfen konnte, und eine unermeßliche Masse grinsender weißer Gebisse begrüßte jede Bewegung der wunderbaren weißen Männer, welche alles machen können. Thüren und Fenster wurden durch grinsende glückliche braune Gesichter verdunkelt und die Schar der Diener innerhalb des Zimmers bildete in der That die beneidetsten Sterblichen. Dscha-Dscha selbst wurde von dem Thronerben oder präsumtiven Thronfolger seines sumpfigen Königreiches bedient; aber es ist wunderbar, welch ein geringer Unterschied zwischen Thronerben und gewöhnlichen Sterblichen aus dem Volke besteht, wo es keine Schneider gibt, um denselben zu accentuieren. Als der Konsul den König in solch guter Laune sah, brachte er die Rede wieder auf die in Opobó zu errichtende Missionsschule, welche zu gestatten Dscha-Dscha sich immer geweigert hatte; allein bei dieser Gelegenheit versprach er nicht nur großmütig, dieselbe zu gestatten, sondern erbot sich sogar, das Haus dazu auf seine eigenen Kosten zu erbauen. Als alles wegen des nächsten Palavers zu Bonny verabredet war, welches Dscha-Dscha persönlich oder durch einen Vertreter zu besuchen versprochen hatte, nahmen wir mit vielen Geschenken und Dankesworten von ihm Abschied.

Von unserer langweiligen krankmachenden Fahrt nach Bonny hinab will ich hier nichts erzählen, als die tragische Thatsache, daß der wackere, allgemein beliebte britische Konsul, ein so gebildeter und hochherziger englischer Gentleman als je einer lebte, auf dieser Rückfahrt von dem tötlichen Fieber befallen wurde, dem er so lange getrotzt hatte. Am andern Morgen fand ich ihn schon gelb und im Delirium und drei Tage später starb er, ein weiteres Opfer von Englands bravsten und besten Männern auf dem Altar des unersättlichen Fieberteufels der westafrikanischen Küste. C. J.

---

## La Quaresima.

Ein Bild aus dem neapolitanischen Volksleben.

Die Mütter des gegenwärtigen Geschlechts von Neapolitanern pflegten ihren Kindern zu erzählen, um Mitternacht am Fastnachts-Dienstag, wenn der gute Karneval in seiner höchsten Lustigkeit sei, werden seine Vergnügungen plötzlich unterbrochen durch das Erscheinen der Gestalt eines alten Weibes. Das Gesicht dieser Alten sei blaß und abgehärmt wie von Hunger und Mangel, und ihr grobes, dürftiges, schwarzes Gewand verhülle kaum die Hagerkeit ihrer Gestalt. Sie sei die Quaresima (Fastenzeit), des Karnevals alte Feindin, über welche sie nun eine ganze lange Geschichte oder Sage zu erzählen wußten. Es bedürfte der ganzen Beredtsamkeit und Ausdrucksfähigkeit des neapolitanischen Dialekts und all der Zungen-



Digitized by Google

fertigkeit eines neapolitanischen alten Weibes, um der Unterhaltung gerecht zu werden, die darauf folgte, indem sie ihren jungen Zuhörern die Tradition von der Quaresima mitteilte. Kein Shakespeare wäre imstande, das Schneidige und Rassige der Diktion in dieser Unterhaltung zu schildern, und selbst ein Fischart oder Abraham a Sancta Clara würden vor einer wörtlichen Uebersetzung derselben Bedenken getragen haben. Der Gegenstand des Gesprächs oder Streites ist folgender: Der Fasching fragte seine Gegnerin, warum sie ihr Kloster verlassen habe, um die Welt mit ihrer Gegenwart zu belästigen, da sie nur die Kost mitbringe, welche niemandem munde, und die Dinge, welche jedermann hasse, worauf sie erwiderte: der Fasching selber sei nur ein nichtsnutziger Verschwender und Aushauser, welcher bald jedermann ruinieren würde, wenn sie nicht käme, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Nachdem diese Fragen eingehend erörtert worden, wurde der lustige Schlemmer durch die Beredtsamkeit der alten Keiferin vollständig geschlagen und floh eilends. Die Männer und Weiber, welche dem Zank angewohnt hatten und den Fasching liebten und seine Gegnerin haßten, fielen dann alsbald über die Quaresima her und mißhandelten dieselbe so nachdrücklich, daß sie unter ihren Händen starb. Wenn ein Kind so keck war, zu fragen, ob die Geschichte auch wahr sei, so wurden seine Zweifel rasch beseitigt, wenn es die schwarze Gestalt aus einem Fenster herabhängen oder mitten in der Straße vor dem Hause baumeln sah.

Eine Puppe zu verfertigen und oder fertigen lassen ist nicht gerade ein Vergnügen oder Zeitvertreib, auf welchen ein Nordländer verfallen würde; aber den ärmeren Neapolitanern erscheint es unverkennbar als ein köstlicher Scherz. Sie hegen eine sehr aufrichtige Abneigung gegen die Fastenzeit, und wenn sie selbst auch die Fasten nicht sehr streng einhalten, so üben doch die Abwesenheit des Lebens und der Musik und die verhältnismäßige Nüchternheit der Straßen einen niederdrückenden Einfluß auf sie. Die kalten Winde machen ohnedem den März zu dem unbehaglichsten Monat ihres Jahres, und sie sind versucht, selbst diese der Quaresima beizumessen. Eine Karikatur von demjenigen zu machen, was sie als eine unangenehme Pflicht anerkennen, und dieses Zerrbild dann zu beschimpfen und zu mißhandeln, scheint daher ihren Gefühlen einigen Trost zu gewähren.

Ein derartiges Bild der Quaresima kann kaum ein überraschendes Kunstwerk genannt werden. Auf den ersten Blick trägt es eine auffallende Aehnlichkeit mit den schwarzen Puppen, welche über den Thüren der Hadernläden zu baumeln pflegten, obgleich kein angesehener Hadernhändler sich mit einem solch armseligen und zerlumpten Schilde begnügt haben würde. Die erste Pflicht einer Quaresima ist, häßlich zu sein, und dieser Zweck wird gewöhnlich in befriedigendster Weise erreicht; in anderer Hinsicht ist ihr Aussehen selten lobenswert. Bei genauerer Besichtigung ergibt sich jedoch, daß sie auch ihre Verdienste hat, und daß die Zeichnung weitaus der Ausführung überlegen ist. Wie der wahre Kritiker mit Vergnügen nun auf dem verweilt, was an dem ihm vorliegenden Werke am besten ist, so werden wir uns jetzt auch nur auf die erstere beschränken.

Die Puppe aus Hadern und Lumpen, denn eine solche ist sie, trägt einen schwarzen Rock und einen weißen Kopfputz, welche eine rohe Nachahmung der römischen Tracht zu sein scheinen, und trägt in ihren Händen einen schwer mit Flachs beladenen Spinnrocken und eine Spindel. Sie hat keine Beine, sondern, wo diese sein sollten, einen spitzigen Stock, dessen eines Ende in ihren Leib gesteckt ist, während das andere eine Orange trägt, in welche sieben Kielfedern gesteckt sind. Diese bedeuten die sieben Fastenwochen, und jeden Sonnabend wird mit Vergnügen eine solche Feder herausgezogen, so daß zuletzt nur noch eine zu ihrer endlichen Apotheose übrig bleibt. Unter der Orange ist ein meist aus einer Weidenrute geschlungener Reif aufgehängt, woran Proben von den verschiedenen während der Fastenzeit erlaubten Nahrungsmitteln befestigt sind — ein gesalzener Häring, kleine Säckchen mit Mehl, Bohnen, Erbsen, kleine Bündel von Knoblauch, Zwiebeln und Broccoli, Schnüre von Feigen, getrockneten Kastanien ꝛc., bis die epikuräische Einbildungskraft des Verfertigers erschöpft ist. Zwischen den Eßwaren müssen aber wenigstens zwei Fläschchen Platz finden, von denen das eine mit Wein gefüllt ist und der Inhalt des anderen Branntwein vorstellen soll, der aber gewöhnlich durch eine wohlfeilere und unschuldigere Flüssigkeit ersetzt wird. Das ist die Quaresima in ihrer ganzen Glorie.

Kein Spitzbube in den Romanen und Geschichten, die wir in unserer Jugend lasen, war jemals deutlicher zum Galgen ausersehen als diese Puppe; sie kann in der That ohne einen Strick um den Hals schicklicherweise nicht öffentlich erscheinen. Sie wird zu ihrer Hinrichtung mit noch größerer Sorgfalt aufgeputzt, als Swift dies seinem ausgelassenen Lakaien anempfahl. Die Puppe kann in ihrer Kleidung und ihren Ornamenten nicht sitzen oder liegen — ihre wahre Stellung ist nur, in freier Luft zu baumeln. Manchmal wird sie von einem einzelnen Fenster aus aufgehangen, allein man muß gestehen, daß ihr nur selten eine derartige Unbill widerfährt, denn ihr eigentlicher gebührender Platz, welcher ihr auch gewöhnlich angewiesen wird, ist der Mittelpunkt der Gasse. In diesem Falle ist die Puppe das gemeinsame Eigentum zweier befreundeten Familien, welche einander gegenüber wohnen, und wird an zwei Stricken in solcher Weise befestigt, daß sie an jedem Fenster vorwärts und zurückgezogen werden kann. Wo eine derartige Figur vorhanden ist, da geht die Sage, daß eifrige Liebende bisweilen Veilchensträuße, Päckchen Bonbons und — in unseren Tagen einer vorgeschrittenen allgemeinen Erziehung — sogar Liebesbriefe unter den Falten ihres schwarzen Rockes verstecken, so daß die Laune

Digitized by Google

des Glückes aus der keuschen, züchtigen und strengen Quaresima sogar eine bloße Gelegenheitsmacherin und Heiratsstifterin macht.

Es ist jedoch nicht diese zufällige Schwäche, sondern die allgemeine Strenge ihres Aussehens und ihrer Herrschaft, was sie zum Gegenstand einer allgemeinen und herzlichen Abneigung macht und ihr die lustigste aller Leichenfeiern sichert. Wenn die kurze Frist ihrer Herrschaft vorüber ist, wenn die zwei Tage lang stumm gebliebenen Kirchenglocken wieder ertönen, wenn am letzten Tage der Fastenzeit das Gloria in den Kirchen gesungen wird, so läßt man die Quaresima von ihrer hohen Stellung herab und legt sie auf ihren Scheiterhaufen. Ein Päckchen Schießpulver wird unter ihrem groben Kleide befestigt, welches mittlerweile trostlos schäbig und verwittert geworden ist, und dann wird das kleine Freudenfeuer angezündet. Sobald dann die Puppe in Flammen aufgeht, werden Schwärmer, Frösche und Raketen abgebrannt und die Volksmenge ergeht sich im lautesten Jubel darüber, daß die Fastenzeit nun vorüber ist. Allerdings darf an diesem Tage noch kein Fleisch gegessen werden, allein man verschafft sich mit Kuchen und Konfekt schon einen appetitlichen Vorgeschmack von dem kommenden Feste.

Wahrscheinlich war in früherer Zeit eine Anzahl abergläubischer Gebräuche und Vorstellungen mit diesem seltsamen Brauche verbunden, allein es ist jetzt schwer zu ermitteln, worin dieselben bestanden. Die Neapolitaner sind immer zurückhaltend, wenn sie von derartigen Gegenständen sprechen sollen; der Brauch ist im Erlöschen begriffen, und die Bedeutung, welche derselbe früher hatte, ist wahrscheinlich zum größten Teile vergessen. Fragt man ein Fischweib, mit dem man nicht genauer bekannt ist, warum es sich die Mühe nehme, die ungeschlachte Figur zu verfertigen, so wird man vermutlich die Antwort erhalten, es sei ein Akt der Frömmigkeit — eine Behauptung, welche kaum begründet werden kann durch die Behandlung, welche die Puppe hinterher erfährt, und durch die Bemerkungen, welche beständig über sie gemacht und gelegentlich an sie gerichtet wurden. Leute aus dem Volke, welche man besser kennt, werden behaupten, eine Quaresima bringe Glück; allein ob dieses Glück die Gestalt eines Lotteriegewinnes, einer tüchtigen Ostermahlzeit annehme, oder in Gesundheit, Reichtum und langem Leben bestehe, das wissen diese Leute selbst nicht oder wollen sich wenigstens darüber nicht aussprechen. Das Bild mag sogar einmal eine ernste Bedeutung gehabt haben. In einfacheren Zeiten und Verhältnissen mag es den Zweck gehabt haben, diejenigen, welche es anschauten, daran zu erinnern, daß die Zeit für die Kasteiung des Fleisches gekommen sei, und das Mißfallen, welches dasselbe erregte, mag von der Störrigkeit hergerührt haben, welche die meisten von uns veranlaßt, mit nichts weniger als Liebe und Dankbarkeit diejenigen zu betrachten, welche uns allzu häufig an die Erfüllung solcher Pflichten erinnern, die zu vergessen und zu versäumen uns angenehmer sein würde; allein wenn dies der Fall ist, so ist das ganze Andenken an die ursprüngliche Heiligkeit der Puppe gänzlich verschwunden.

Derartige Erklärungen sind natürlich nur bloße Vermutungen, welche jeder Leser für sich selber anstellen kann, allein vor dem Schlusse können wir noch hinzufügen, daß es noch eine andere und pikantere, wenn auch minder bekannte Lesart der kleinen Moralität gibt, mit welcher wir begonnen haben. Nach dieser Schilderung ist die Quaresima keine Nonne, sondern das Weib des Faschings, das gewaltig entrüstet und erzürnt ist über sein ausschweifendes Leben und all die guten Dinge, welche er Tag für Tag verlangt und verzehrt, und der Zank endet damit, daß der Ehemann seinem Weibe den Spinnrocken in die Hand drückt und ihr befiehlt zu spinnen und so dürr und hager zu bleiben, wie sie von je her war. Wenn man sich erinnert, wie sehr im südlichen Italien Wohlbeleibtheit bewundert wird, so daß selbst Fallstaff von einer neapolitanischen Frau Hurtig über die Zunahme seines Körperumfangs bei jedem Besuch in ihrer Schenke bekomplimentiert worden wäre, so wird man begreifen, wie bitter der Spott ist. Wenn der Fasching diese höhnende Bemerkung gemacht hat, fühlt er, daß nichts weiter mehr zu sagen ist, und macht sich klugerweise so schnell aus dem Staube, als er nur kann. (S. R.)

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Unseren Schlitten da heraus und wieder auf festen Boden zu bringen, erschien mit unseren Pferden und zwei Postillonen geradezu eine Unmöglichkeit; ebenso wenig konnten wir uns aber auch abwartend verhalten und, wie in anderen Fällen, es den Jemtschicks überlassen, wie sie sich helfen würden. Diese bequeme Art, derartige Unfälle zu behandeln, war in diesem Falle schon deshalb nicht anwendbar, weil wir jeden Augenblick Gefahr liefen, daß unser Fahrzeug umschlagen oder Wasser schöpfen würde. Da dasselbe fortwährend auf- und niederschaukelte, so rückte dieser Moment immer näher. Vor allen Dingen mußte alles aufgeboten werden, um den Schlitten gegen ein weiteres Sinken zu schützen und zu diesem Zwecke mußten wir denselben unter allen Umständen verlassen und um unsere Last erleichtern.

Allein das war viel leichter gedacht als ausgeführt und bei den immerwährenden Schwankungen des Fahrzeuges eine Aufgabe, die beinahe unüberwindlich schien, da man sich nicht rühren durfte. Schon die geringste Bewegung würde hingereicht haben, uns unter Wasser zu setzen. Ein Oeffnen der Thüren war ebenso wenig möglich, und noch weniger konnten wir wegen des hohen Wasserstandes heraustreten.

Digitized by Google

Gleichwohl mußte es dennoch geschehen, und zwar schnell. Die Not machte auch hier erfinderisch. Zunächst mußten die Pferde aus ihren Strängen befreit und abgespannt werden und während das von dem einen Postillon ausgeführt wurde, fiel dem anderen die Aufgabe zu, den Schlitten zu stützen, damit derselbe nicht untersank oder kenterte.

Zum Glück gieng das Abspannen der Pferde ziemlich leicht vor sich, so daß dieselben in wenigen Minuten auf dem Lande standen, wo sie bis auf die beiden ruhigsten angebunden wurden, während die letzteren als Rettungsboote benutzt und an den Schlitten geführt werden sollten. Auch das verursachte nicht die geringsten Schwierigkeiten und einen Augenblick später standen die Rosse neben uns am Schlage des Gefährts, um bestiegen zu werden. Allein gerade darin bestanden die Fatalitäten, denn abgesehen von den bereits genannten Widerwärtigkeiten, giengen meiner Reisegefährtin auch nur die geringsten Uebungen in der Reitkunst gänzlich ab, was ganz natürlich war, da gerade dieses Fach in den höheren Töchterschulen Deutschlands gar nicht gelehrt wird.

Indeß lernt man in der Not nicht nur beten, sondern auch reiten, und da kein anderer Ausweg erübrigte, so mußte man sich entschließen zu reiten, wie es eben gehen wollte — selbst auch ohne Uebung. Es war das freilich äußerst unbequem, aber nicht das Unbequemste. Viel verdrießlicher war die Passage durch das enge Fenster des Schlittens, die nur dadurch möglich wurde, daß auch der zweite Postillon die andere Seite des Gefährts stützte. Uebrigens gelang auch das besser als man hätte glauben sollen und glücklich erkletterten wir den Rücken der Pferde und erreichten auf demselben das Land.

Damit waren wir persönlich allerdings in Sicherheit gebracht, wenigstens für den Augenblick. Allein obgleich wir nun festen Boden unter den Füßen hatten, war unsere Lage im allgemeinen doch keine viel bessere geworden, sobald es nicht gelang, auch den Schlitten wieder flott zu machen. Leider mißlang das auch jetzt vollständig, obgleich das Fahrzeug um das Gewicht unserer Personen erleichtert worden war. Der größte Uebelstand bestand in der Feigheit unserer Rosse, die nicht mehr zu bewegen waren, auch nur einen Strang anzuziehen, und sich sofort niederwarfen, sobald sie bemerkten, daß sie eingespannt waren. Es ist das eine Eigentümlichkeit der gerühmten russischen Pferde, besonders aber der Postpferde, die einen in solchen Situationen zur Verzweiflung bringen kann. Ja, es ist mir vorgekommen, daß diese Tiere, die so Außerordentliches leisten und unermüdlich sind, so lange ihnen das Fahrzeug willig folgt, sich schon beim Anziehen des Stranges mit der Hand sofort hinstreckten, weil sie glaubten, die Last des Wagens oder Schlittens hinter sich zu haben.

Aehnlich benahmen sich jetzt unsere Rosse, die sich als wahre Jammergestalten zeigten und durch ihre Verstellung geradezu empörten. Krumm zusammengebogen standen sie da und zitterten, wie Tiere, denen es an das Leben geht, oder sie reckten alle Glieder davon, wie Sterbende, die in den letzten Zügen liegen und im Verenden noch einige Klagetöne ausstoßen.

Wenn unsere Lage nicht eine so verzweifelte gewesen wäre, würde man nicht gewußt haben, ob man sich über diese Mutlosigkeit und Heuchelei ärgern oder belustigen soll. Eine heitere Auffassung mußte uns natürlich von selbst vergehen, aber auch der Aerger nützte uns nichts. Nachdem unsere Geduld bis auf den letzten Rest erschöpft war und wir uns hinreichend alteriert hatten, war es dringend nötig, uns darüber klar zu werden, was unter diesen Umständen geschehen sollte. Die Aussicht, hier im finsteren Walde und in einer so schauerlichen Umgebung eine ganze lange halbe Nacht zu verbringen, war eine im höchsten Grade trostlose, während auf Hülfe an einem so fern entlegenen und vereinsamten Orte gar nicht zu hoffen war. Ein von Menschen bewohntes Dorf war weit und breit nicht vorhanden, um auf die Möglichkeit eines glücklichen Zufalls rechnen zu können. Die hinter uns liegende Station konnte nahe gegen drei Meilen, und die vor uns liegende etwas über zwei Meilen entfernt liegen, während die Kommunikation um diese Jahreszeit eine so sehr erschwerte ist, daß fast aller Verkehr aufgehoben wird.

Es war daher auch nicht anzunehmen, daß uns die Post von der einen oder anderen Station einen Reisenden zuführen würde, mit dessen Unterstützung unser Fahrzeug hätte geborgen werden können. Noch weniger verdiente der Gedanke, eine Fußreise durch den zwei Meilen langen Wald anzutreten, bei der Unwegsamkeit der Straße ernstlich in Erwägung gezogen zu werden.

Dennoch war es gerade dieser Gedanke, der uns trotz seiner Verwegenheit einen Augenblick beschäftigte; allein es war eben nur eine Idee, wie sie ähnlich in solchen Fällen nahe zu treten pflegt, die aber schon deshalb nicht ausführbar war, weil wir unser Gepäck nicht verlassen durften, so lange wir nicht auf dasselbe verzichten wollten. Aber auch davon ganz abgesehen, daß wir wohl kaum wieder etwas davon vorgefunden haben würden, war auch nicht im Traume daran zu denken, eine derartige Fußpartie auszuführen.

In jedem Falle mußte aber unser Schlitten gesichert werden, damit derselbe nicht weiter zum Sinken kam oder Wasser aufnahm. Es konnte das aber nur verhütet werden, wenn ein kleines Gerüst oder einfache Stützen angebracht wurden, die zugleich das Fahrzeug etwas emporhoben. Unter allen notwendigen Maßregeln war diese letztere am leichtesten durchzuführen, und sobald man darüber einig war, verstanden es die praktischen Postillone, sehr schnell damit fertig zu werden. Die unter unseren Ausrüstungsgegenständen sich vorfindenden Gerätschaften, ohne welche man eine größere Reise gar nicht unternehmen kann, kamen uns dabei vortrefflich zu statten, und der

Digitized by Google

Wald lieferte das Material, das zu den Stützen nötig war, in hinreichender Menge.

Trotz der bedeutenden Finsternis nahmen die ganzen Vorkehrungen mit dem Bau kaum mehr als eine Viertelstunde in Anspruch, und man konnte nun daran denken, was sich zu Gunsten und zum Besten unserer eigenen Personen unternehmen ließ. Leider war jedoch das herzlich wenig, und das sicherste schien es noch, daß der zweite Postillon sofort ein Pferd bestieg und so schnell als möglich die nächste Station zu erreichen suchte, um sowohl frische Pferde, als auch die nötigen Mannschaften herbeizuholen.

Sobald man nach kurzer Beratung darüber Beschluß gefaßt hatte, wurde derselbe auch sofort ausgeführt, und schon einige Minuten darauf sprengte der Postillon in so schnellem Tempo davon, als dies bei der Finsternis und seiner Bekanntschaft mit dem Wege möglich war. So lange man etwas hören konnte, lauschten wir zum Zeitvertreib auf das Echo der Hufschläge, aber bald widerhallten dieselben schwächer und schwächer und nicht lange dauerte es, dann wurde der dröhnende Wald wieder still und uns blieb nichts weiter übrig, als die Musik in unserer nächsten Nähe, die uns der Wassersturz aufspielte. Von Zeit zu Zeit durchzitterte die nächtliche Stille die nicht gerade sehr fröhlich klingende Stimme eines unserer Pferde, die ihrem davongehenden Kameraden nachwieherten, allenfalls noch das unheimliche Geräusch, und in der Ferne antwortete wohl auch erst einmal und dann öfter und öfter eine andere Stimme, die noch weniger lieblich klang: nämlich das Geheul eines Wolfes, der auf Raub ausgehen mochte.

Der zurückgebliebene Hauptpostillon hatte sich mittlerweile am Ufer des Wracks auf ein Bündel Heu gesetzt und unterhielt sich aus langer Weile mit den noch vorhandenen vier Pferden, mit welchen er sich über den Unfall erzählte, der uns betroffen hatte. Die größte Schuld schrieb er ihrer jämmerlichen Unwilligkeit und Energielosigkeit zu, worüber er ihnen die bittersten Vorwürfe machte. Darin hatte er auch vollkommen Recht und die Rosse hörten ihn mit der größten Geduld an, ohne auch nur im Geringsten dagegen zu protestieren. Ebenso ruhig hörten sie ihm zu, wenn er ihnen für den Fall, daß sie in der Folge ihre Schuldigkeit thun würden, Versprechungen machte, auf der nächsten Station Hafer geben zu wollen. Noch viel weniger hatten sie etwas dagegen, wenn er sie liebkoste und auf das behaarte Maul küßte. Auf alle diese Schmeicheleien sowohl, wie auf seine Moralpredigten hatten sie nur ein Gewieher zur Erwiderung.

Eine Viertelstunde konnte uns im glücklichsten Falle diese Unterhaltung fesseln oder doch etwas zerstreuen, allein länger gewiß nicht, und vielleicht eine ebenso lange Zeit hatten wir am Rande des Wassers promeniert, als uns auch das zum Ueberdruß geworden war, zumal die Dunkelheit eine weitere Ausdehnung unserer Lustwandlungen auf größere Entfernungen nicht gestattete.

Auf diese Weise war erst eine halbe Stunde verstrichen seit der Postillon davon geritten war, und schon war uns die Zeit recht lang geworden. Was sollte wohl noch daraus werden, wenn man sich vergegenwärtigte, daß der Bote im günstigsten Falle nicht früher als in vier Stunden zurück sein konnte, wahrscheinlich aber noch später eintreffen würde?

Schon diese Vorstellung konnte einen in eine Hölle von Langeweile versetzen, denn selbst wenn man den glücklichsten ersteren Fall annahm, blieben uns immer noch drei und eine halbe Stunde übrig, die als eine kleine Ewigkeit erschienen.

Wie aber sollte diese Zeit vergehen und bei der herrschenden Finsternis und entsetzlichen Umgebung überstanden werden? Meine Leidensgefährtin gähnte, und das war die beste Antwort darauf. Man konnte das Ende dieser mehr als dreistündigen Zeit gar nicht absehen und ermüdete schon, wenn man daran dachte — gerade wie ein Meilen-langer Weg, der schon erschöpft, wenn man ihn hinabsieht, bevor man die Tour antritt.

Zu dieser abspannenden Perspektive kam noch hinzu, daß wir keine Möglichkeit sahen, uns setzen zu können. Auch dieses Bewußtsein, so lange Zeit zu einer immerwährenden Bewegung verurteilt zu sein, mußte im höchsten Grade ermüden. Der absolute Mangel eines Ruhesitzes steigerte das Verlangen nach demselben, und als wir noch einigemale auf- und abgeschritten waren, fühlten wir uns derart entkräftet, daß meine Begleiterin absolut nicht weiter trollen mochte.

Damit begann der Anfang unserer Leiden. Wir wollten ruhen, aber wo? Ich wandte mich an den Postillon. „Jemtschick!“ rief ich demselben zu, „wir müssen uns entschieden setzen!“

„Iswolte!“ erwiderte er. Das heißt: „Bitte, Herr, belieben Sie!“

Wir sollten uns also setzen, aber wohin? das hatte uns der galante Postillon nicht gesagt. Wenn ich nicht von seinem unterthänigsten Ernst überzeugt gewesen wäre, hätte man glauben können, daß er uns foppen wollte. Allein der Uebermut plagte ihn gerade so wenig wie uns, obgleich man von seinem wilden bärtigen Gesicht in der Dunkelheit noch weniger sah, wie am Tage.

„Weißt Du was“, erwiderte ich ärgerlich, „Du bist ein Narr!“

„Zu befehlen, Herr!“

Der Kerl war nur in ritterlicher Beziehung etwas einfältig, sonst aber sehr gut. Man mußte ihn daher etwas instruieren. „Wir möchten wissen, wo wir uns niederlassen sollen?“ sagte ich.

Das vermochte er jedoch auch nicht zu beantworten, und das war ihm nicht zu verdenken, denn das würde auch ein anderer als er nicht gekonnt haben, wenn er nicht hätte unhöflich sein wollen. Anstatt sich daher zu erklären, zog er sein Bündel Heu unter sich hervor und



Digitized by Google

legte es uns zu Füßen. „Herr, es ist nicht groß!“ bemerkte er, indem er uns bat, davon Gebrauch zu machen. „Du wirst mit der Herrin abwechseln müssen oder es wird sehr knapp zugehen!“

Es war allerdings sehr knapp, denn man konnte es mit beiden, zur Not aber auch mit einer Hand umspannen. Auf dieses Bündel sollten sich nun zwei Personen niederlassen, und noch dazu solche, die mit dicken Pelzen bekleidet waren. Das wäre auch selbst dann nicht möglich gewesen, wenn es auf das Knappste zugieng, oder wenn das Heu, wie der Jemtschick wollte, auseinander gezerrt wurde. Es mußte daher eine Abhülfe gefunden werden, wenn sie auch noch so mangelhaft ausfiel, um uns behelfen zu können.

Bei so bescheidenen Ansprüchen, wie wir sie machten, mußte es auch gehen; aber auch diese Ruhe sollte uns nicht auf eine lange Dauer vergönnt werden, denn noch nicht eine Viertelstunde hatten wir uns des Genusses derselben erfreut, als wir plötzlich ein Rascheln und Knistern im Gebüsch zu vernehmen glaubten, das uns aufschreckte. Der Wald schien noch lebendiger zu werden als bisher, und hie und da glaubte man sogar etwas zu sehen, obschon so ungenau, daß man nicht zu sagen wußte, was es sein konnte.

Es war uns gewiß nicht ganz wohl zu Mute, aber doch wußten wir immer noch nicht recht, ob es nicht nur am Ende blos in unserer beweglichen Phantasie gespukt hatte. Zu verwundern wäre es unter den herrschenden Umständen nicht gewesen. In jedem Falle mußte aber die wirkliche oder eingebildete Erscheinung unser ohnehin nicht starkes Sicherheitsgefühl noch vollständig erschüttern.

Uebrigens sollten wir, schneller als erwünscht, über unsere Vision Gewißheit erlangen, denn bald genug wiederholte es sich, was uns zuerst nur so vorgekommen war. Zunächst einigemale etwas entfernter und dann, allmählich näher kommend, immer öfter und öfter, sahen wir kleine, feurige Kugeln wie Glühwürmchen durch das entlaubte Dickicht dahinstreichen. Diese Feuerfunken waren von grünem Licht, tauchten plötzlich auf und verschwanden ebenso plötzlich. Leuchtkäfer, die um diese Jahreszeit in der naßkalten Wildnis umherschwärmten, waren es gewiß nicht. Dann wieder blinzelten mit einemmale an verschiedenen Punkten Irrlichter auf, die ebenfalls nicht an einer Stelle blieben, sondern sich hin und her zu bewegen schienen. Auch diese Irrwische waren von grünem intensivem Lichte, sehr unruhig und rotierten zuweilen oder flatterten empor wie kleine Flämmchen.

Anfangs waren wir unsicher, obwohl gleichzeitig auch das widerliche Geheul der wilden Bestien, das zuerst in großer Entfernung gehört wurde, mit den Irrwischen und Glühkäfern sich genähert hatte. Man mußte sich fragen, woher Irrwische kommen sollten?

Dazu war es noch zu kalt.

Andererseits war es auffallend, daß sie sich verhältnismäßig sehr schnell näherten und nicht in der ursprünglichen Entfernung blieben. Dann waren sie wieder auf einige Sekunden oder auch Minuten unsichtbar, ohne daß man wußte, wo sie geblieben waren. Sehr merkwürdig! Aber schon gleich darauf waren sie wieder zu sehen und glänzen heller wie früher und, was wir schon geahnt hatten, fiengen wir jetzt an zu fürchten.

Unser Bivouak wurde immer unheimlicher und das Geheul greulich. Meine Begleiterin, die es noch niemals gehört hatte, wollte wissen, was das für Tiere wären.

„Füchse!“ sagte ich.

Allein, obschon es Füchse waren, die in Deutschland wohl Gänse aber keine Menschen fressen, rückte sie doch noch immer näher, wenigstens neigte sie den Kopf zur Seite, da eine andere Annäherung auf dem gemeinsamen engen Sitze nicht mehr möglich war. Der Postillon, der es beim Anzünden eines Zündhölzchens bemerkte, freute sich darüber und glaubte, es geschähe aus Liebe. In Wahrheit aber war es Furcht.

Und offen gestanden fieng ich selbst an, mich zu beunruhigen; die Rosse fiengen an zu schnauben, zu zittern und sich scheuer zu geberden, was immer ein untrügliches Zeichen zu sein pflegt, daß die Luft nicht rein ist, und der Jemtschick begann damit, die Aeser zu verwünschen.

Mir fielen die Erlebnisse einer anderen schrecklichen Nacht ein. Es war die Nacht bei Tschebenka!

In diesem Moment huschte wieder etwas ganz in der Nähe der Baumlücken vorüber, und da sich das Auge etwas mehr an die Dunkelheit gewöhnt hatte, so konnte man es auch besser unterscheiden. Es war ein grauer Schatten von der Größe eines sibirischen Steppenschafes, der vorüberschlich; allein Steppenschafe wildern nicht in den Wäldern umher und haben keine bei Nacht leuchtenden grünen Augen, wie der eben gesehene Schatten.

Wenn man noch nicht sicher gewesen wäre, welcher Art die Irrwische waren, so hätten wir es jetzt wissen können, und wenn man auch die Umrisse der Erscheinung nicht ganz genau zu erkennen vermochte, so mußten wir es hören, denn in dem Augenblick ertönte das Geheul ganz in unserer unmittelbaren Nähe.

„Das müssen sehr große Füchse sein, die eine so laute Stimme haben!“ bemerkte meine Gefährtin erschrocken.

„Ja!“ sagte ich, „viel größer als bei uns!“

„Ob sie nur nichts thun und am Ende beißen?“ meinte sie.

„Keine Spur!“ gab ich zur Antwort.

Dennoch hielt ich es für besser, jetzt ernstlich an unsere Sicherheit zu denken, nahm zur Vorsicht den Revolver zur Hand, den ich im Futteral am Gürtel stecken hatte und untersuchte denselben. Auch der Jemtschick stieß einmal über das andere „Phu!“ aus, und legte sich sein Taxor (Beil) zur Seite, um sich im Notfalle desselben zu bedienen, und war dann im Besitz dieser russischen Nationalwaffe mit einigem Recht vollkommen beruhigt, da seine

Digitized by Google

Landsleute dieselbe mit großer Geschicklichkeit, selbst im Kampfe mit den Wölfen zu führen verstehen.

Nicht so beruhigt war ich selbst, und der Aufenthalt auf dem Lande schien mir immer bedenklicher zu werden. Mit Sehnsucht und Bangen wünschte ich, daß der zweite Postillon mit den Hülfsmannschaften von der Post zurückkehren möchte, und schon zählte ich bei dem Schein eines abermals angezündeten Zündhölzchens auf der Uhr die Zeit ab, wo die Männer eintreffen könnten.

Allein daran war noch lange nicht zu denken, denn kaum war seit der Zeit, daß der Courier davongeritten war, eine Stunde vergangen und unter Bangen und Sorgen vergeht auch noch eine andere, aber dennoch blieben im glücklichsten Falle — daß nämlich der Bote nicht von den Wölfen gefressen worden war — immer noch zwei Stunden übrig, wenn man aber weniger günstig rechnete sogar drei, und wenn man das Sicherste annahm, vielleicht vier Stunden.

Auf andere Möglichkeiten und Voraussetzungen mochte man sich aber, aus Schonung für sich selbst, schon gar nicht einlassen.

Jedenfalls konnten die Befreier aber jetzt noch nicht da sein, das war nicht möglich! Aber wenn wir auch die allerkürzeste Frist stellen wollten, so war sie doch immer noch viel zu lang, um an dem Ufer oder auf dem Lande abwarten zu können, bis sie kommen würden, denn die Wölfe wurden immer zudringlicher. Das Nachtlager von Tschebenka, dessen ich schon erwähnte, wo ich eine ähnliche Belagerung auszuhalten hatte, schien sich hier in seinem ganzen Umfange wiederholen zu wollen.

Noch mehr wie für uns selbst, hatten wir für unsere Pferde zu fürchten, die mit den Hufen den Boden stampften und mit Gewalt sich ihrer Fesseln zu entledigen drohten. Das war freilich ein Unverstand, denn darauf warteten eben die Bestien, um hervorbrechen zu können, denn sie greifen ihre Beute selten oder doch nicht so leicht in ruhiger Stellung an, sondern immer im Moment der Flucht oder in Bewegung, was freilich nicht sicher ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Ersteigung des Cloudy Mountain in Neu-Guinea.

Der Missionar James Chalmers, welcher das interessante Buch über Neu-Guinea herausgegeben hat und an der ganzen Südküste der Insel, soweit sie unter dem früheren britischen Schutze steht, unter dem Namen Ta-ma-té allgemein bekannt ist, gab die Veranlassung zur ersten Ersteigung des dortigen höchsten Berges in der Nähe des Südkaps, des Cloudy Mountain, der seinen Namen „Nebelberg" mit vollem Rechte führt. Als das britische Geschwader unter Commodore Erskine am Südkap lag, machte Herr Chalmers bei einigen der Offiziere die Lust rege, den Gipfel dieses Berges zu ersteigen. Mit der gewinnenden Beredsamkeit und Ueberredungsgabe, für welche er unter seinen Freunden wohl bekannt ist, sprach er sich über die ehrenvolle Natur des Unternehmens aus und hob namentlich die Thatsache hervor, daß seither noch kein Weißer die Ersteigung versucht hatte. Natürlich rief er dadurch eine bedeutende Begeisterung hervor und so ist es vielleicht nicht zu verwundern, daß dieser Enthusiasmus sich angesichts des feuchten Klima's und der schon etwas vorgerückten heißen Jahreszeit einigermaßen abkühlte, als der Tag zum Aufbruch herannahte. Es war interessant, die verschiedenen Gründe zu hören, womit die Abtrünniggewordenen ihren Abfall zu entschuldigen versuchten, denn die Aussicht auf die unvermeidlichen Mühsale der Partie hielt schließlich manchen ab, so daß sich die Gesellschaft auf weniger als die Hälfte der ursprünglich erbötigen Teilnehmer reduzierte.

Am Freitag dem 27. November war die britische Flagge aufgehißt und die britische Schutzherrschaft über die Südküste von Neu-Guinea unter imposanten Feierlichkeiten auf Stacey Island am Südkap proklamiert worden. Da den Flottenoffizieren, wenn sie überseeische Plätze besuchen, von wo aus interessante Ausflüge gemacht werden können, es meist an Zeit fehlt, so durfte der Aufbruch nach dem Berggipfel nicht über den folgenden Tag hinaus verschoben werden, denn das kleine Geschwader sollte möglichst bald nach der stattgehabten Feierlichkeit wieder in See stechen. Herr Chalmers, den keine Anstrengung zu ermüden vermag, traf daher sogleich Anstalt, um sich eine Anzahl eingeborener Träger zu verschaffen; er riet jedem der Teilnehmer an dem Ausfluge, sich eine doppelte Kleidung, eine Wolldecke und die nötigen Lebensmittel für 24 Stunden zu verschaffen, und am anderen Morgen, um 11 Uhr, versammelten wir uns in dem Dorfe Hanod an der Bertha-Lagune. Die Teilnehmer waren: Kapitän Bridge, die Lieutenants R. N. Ommaney und M. Thompson und der Kapitäns-Stewart Milliſt vom Kriegsschiff „Espiègle"; Commodore W. H. Henderson, Lieutenant T. C. Fenton und Ingenieur Glaysher, Midshipman T. W. Stirling, vier Matrosen und ein Kanonier vom Kriegsschiff „Nelson"; Lieutenant John L. Marx, Befehlshaber des „Swinger"; Unterlieutenant A. Pearson vom „Dart" und Herr Stuart aus Sydney, Neu-Südwales.

Die Stämme, welche die Gegend um das Südkap herum bewohnen, sind von der dunkelhäutigen Rasse und waren früher Kannibalen, bis sie unter dem Einflusse der Missionare diesen scheußlichen Brauch aufgegeben hatten. Sie sind ein weit lebhafterer und gesprächigerer Menschenschlag als die nicht-kannibalische hellhäutige Rasse, welche weiter nach Westen hin wohnt. Die Auswahl der Träger ging unter lautem Geschrei vor sich; die Träger selbst, ihre Freunde und alle Weibsleute des Dorfs — denn in diesem Teil von Neu-Guinea üben die Weiber einen großen Einfluß aus — erachten es für notwendig, im lautesten

Digitized by Google

Tone lange Reden an die weißen Fremdlinge zu halten, und daß niemand ein Wort von dem verstand, was sie vorbrachten, entmutigte sie keineswegs in ihrer Beredsamkeit. „Ta-ma-té's" außerordentliche Gewandtheit, in heiterer, scherzender Weise einen Einfluß auf die Eingeborenen auszuüben, brachte bald Ordnung in die anscheinende Verwirrung. Mit Hülfe des Lehrers Biga, welcher der Motu- und der am Südkap üblichen Sprache mächtig war, wählte er eine hinreichende Anzahl von Trägern, bestellte als Führer einen ältlichen Eingeborenen, welcher schon auf dem Gipfel des Berges gewesen zu sein vorgab, und teilte die Lasten aus, welche von den Eingeborenen getragen werden sollten. Die Belohnung derselben sollte nach dem getroffenen Uebereinkommen in einem kleinen, wohlfeilen Messer und drei Stangen Tabak im Werte von etwa 18 Pence per Kopf bestehen. Etwas Zwieback und eine weitere kleine Portion Tabak sollte nachträglich als Belohnung verabreicht werden, um die Träger während des Ausfluges bei gutem Mut zu erhalten.

Obwohl nicht übermäßig mit Kleidern beschwert, waren unsere neuen Freunde doch jedenfalls im Verhältnis zu den westlichen Stämmen anständig gekleidet. Die Weiber tragen einen hübschen Unterrock aus Blättern und Fasern, der bis zum Knie herabreicht; sie tragen bisweilen mehrere derartige Röcke übereinander, was denselben das Ansehen einer geräumigen Crinoline gibt. In Neu-Guinea sind die Weiber von der Stirne bis zu den Fußknöcheln tättowiert, und zwar zuweilen in sehr mühsamen Mustern. Der Name Papúa, den man den Eingeborenen von Neu-Guinea gibt, soll „wollhaarig" bedeuten und ist eine ganz passende Bezeichnung, denn die Männer beider Rassen kämmen ihr Haar zu einem riesigen Schopf auseinander, und ebenso die Mädchen, während die Weiber ihr Haar kurz geschnitten tragen. Die buschige Perrücke, welche viele der Eingeborenen dieser Region tragen, verbessert entschieden deren Aussehen. Wenn ihr Haar kurz geschnitten ist, so wird die Aehnlichkeit ihrer Züge mit denen der afrikanischen Neger noch auffallender. Sie sind nicht hoch gewachsen, haben aber wohlgebildete Glieder und viele von ihnen sind stämmige Bursche.

Die gewöhnliche Last für einen Eingeborenen ist 25 Pfund; da aber die Zahl der Teilnehmer an der Expedition hinter der ursprünglich erwarteten zurückblieb, so ergaben sich mehr Träger als Lasten, die wir für dieselben hatten, und die Folge davon war, daß manche von ihnen nur blutwenig zu tragen hatten. Ein Mann z. B. trug nur eine leere blecherne Botanisierkapsel, ein anderer ein paar zwischen zwei Brettchen eingebundene Bogen dünnes Fließpapier zum Einlegen der Pflanzen.

Wenn Seeoffiziere auf den Südsee-Inseln landen, so legen sie wenig Wert auf die Toilette. Ein Korkhelm oder Strohhut, ein Hemd, ein paar Beinkleider und Stiefeln oder Schuhe, welche mehr auf Nützlichkeit als Eleganz berechnet sind, gelten für hinreichend. Je weniger Kleider man in einem feuchten, heißen Klima trägt, desto besser, und in Ländern, wo es keine Straßen und nur wenige Pfade gibt und wo man sich in der Regel nur durch dichten Wald und über sumpfigen Boden einen Weg bahnen kann, braucht man am Ende eines Ausfluges desto weniger Kleider zu reinigen, je weniger man trägt.

Die erste halbe Stunde nach dem Aufbruch vom Dorfe an der Bertha-Lagune führte unser Weg durch einen Mangrovensumpf von weichem Schlamm, abwechselnd mit Tümpeln von schwarz aussehendem Wasser, aus welchem die eigentümlichen Kniee und Knorren der Mangroven-Wurzeln hervorragen. Es war merkwürdig anzusehen, mit welcher Sorgfalt sich unsere Wanderer ihren Weg durch den Sumpf zu bahnen begannen und viele bemüht waren, nicht einmal ihre Stiefeln naß zu machen. Jedenfalls suchten anfangs alle ihre Fußbekleidung und Beschuhung rein zu erhalten; aber nach mehrmaligem Ausgleiten von schlüpfrigen Wurzeln und Klötzen herunter, welche verlockend genug wie Brücken aussahen und über die ärgsten Löcher führten, waren die meisten bis über die Kniee hinauf beschmutzt und durchnäßt und niemand gab sich mehr die Mühe, sumpfige Löcher und Lachen zu vermeiden. Als wir den Sumpf eine Strecke weit hinter uns hatten, teilten uns unsere Träger unter schadenfrohem Lachen durch die Dolmetscher mit, daß wir auch einen anderen Weg hätten einschlagen und den Sumpf ganz vermeiden können. Diese Angabe erwies sich auf unserem Rückwege als richtig und einige von der Gesellschaft wichen der wiederholten Betretung des Sumpfes dadurch aus, daß sie einen Pfad einschlugen, welcher an der Westseite desselben herum führte, und andere fuhren in Kähnen den unteren Teil eines Flusses herab, welcher sich in die Lagune ergießt. Als wir fragten, warum sie uns nicht von dem Vorhandensein eines angenehmeren Weges hätten wissen lassen, gaben uns unsere eingeborenen Freunde den nicht zu widerlegenden Bescheid: es habe ja niemand von unserer Gesellschaft den Wunsch ausgesprochen, den Mangrovensumpf zu vermeiden.

Eine Stunde lang hatten wir uns nun durch eine gutbeholzte Gegend hindurchzuarbeiten, und wir kamen gelegentlich an kleinen angepflanzten Stellen vorüber, wo Yams, Bananen und Taro gezogen wurden. Der Pfad war an den meisten Stellen nicht schwierig, verlor sich aber von Zeit zu Zeit in einem Strome klaren Wassers, dessen häufige Schnellen uns zeigten, daß wir schon den Anstieg begonnen hatten. Das wiederholte Durchwaten der Bergwasser hatte jedenfalls den Vorteil, alle Spuren des Durchwatens des Sumpfes zu entfernen. Die Szenerie war in hohem Grade malerisch, besonders an einigen Strecken des kleinen Flusses. Die kiesigen Ufer waren mit einer reichen Vegetation besäumt, und die Menge und Mannigfaltigkeit der Bäume und Sträucher — worunter die wilde Musa, Palmen verschiedener Art und der Pandanus besonders in die Augen fielen — waren zum mindesten so

Digitized by Google

groß als in den meisten Tropenländern. Häufig kamen uns auch hohe bewaldete Anhöhen in Sicht. Der melodische Gesang verschiedener Vögel ließ sich hören und wir sahen mehrere lasurblaue Eisvögel. Zumeist jedoch, und namentlich als wir das Tiefland verließen, beherrschte das Geschrei der weißen Kakadus die Musik der Wälder. Die Szene ward durch die Anzahl und Schönheit der Schmetterlinge sehr belebt, welche um die Büsche herumgaukelten. Einer unserer Gesellschaft hatte sich mit einem Schmetterlingsnetze versehen und machte trotz verschiedener vergeblicher Schläge nach einiger besonders zierlichen Lepidopteren eine ziemlich reiche Ausbeute.

Gegen ein Uhr ward auf einer breiten Kiesfläche am Ufer Halt gemacht, um ein Gabelfrühstück einzunehmen. Der Ort war ziemlich schattig und die Hitze, in Anbetracht unserer Lage, nicht übermäßig. Den Trägern wurden einige Stücke Zwieback und — was ihnen noch viel willkommener war — auch etwas Tabak gereicht und wir konnten nun die in Neu-Guinea übliche Art des Rauchens beobachten. Die Pfeife ist ein Bambusrohr von ungefähr zwei Fuß Länge und zwei Zoll Dicke, dessen eines Ende geschlossen ist; in der Nähe von diesem Ende ist ein kleines Loch, etwa wie das Mundloch einer Flöte, eingebohrt und in dieses wird ein dütenartig zusammengedrehtes Blatt, mit etwas Tabak gefüllt, eingesteckt. Der Raucher bringt nun ein brennendes Zündholz an den Tabak, saugt kräftig am offenenen Ende der Röhre und füllt diese solchermaßen mit Rauch; wenn dies dann geschehen ist, so setzt er die Lippen an das kleine Loch und nimmt einige Züge, worauf der Tabak wieder eingefüllt und von neuem angezündet werden muß. Höflichkeit herrscht auf allen Südsee-Inseln vor, und sogar die nackten Kannibalen von Neu-Britannien erweisen ihren Freunden jene echte Artigkeit, welche darin besteht, daß man anderen thut, was man sich selbst gethan zu sehen wünschen würde. Wenn der Papúa von Neu-Guinea seine Pfeife angezündet und das Rohr mit Rauch gefüllt hat, so reicht er es gewöhnlich irgend einem anderen, damit dieser den ersten Zug thue. Bei gegenwärtiger Veranlassung wurde die Pfeife zuerst dem weißen Manne gereicht, gegen welchen die Eingeborenen der Südsee-Inseln beinahe unfehlbar artig sind, solange er sich ihnen gegenüber angemessen benimmt.

Unser spätes Aufbrechen gestattete uns nur einen kurzen Halt, und so mußte der Imbiß hastig eingenommen werden. Die zunehmende Steilheit des Weges zeigte, daß wir im Ernste anzusteigen begonnen hatten. Es gab hier allerdings einen Pfad, allein er ward gewöhnlich unter dem dichten Unterholz tropischer Sträucher nicht leicht erkannt. Soweit die Dichte des Waldes es uns erlaubte, die Gegend in einiger Entfernung zu untersuchen, so erschien es, als erstiegen wir den Hang eines aus der Hauptmasse des Gebirges hervortretenden Vorberges. Zu beiden Seiten lag ein tiefes Thal, an dessen Sohle wir ein Wildwasser rauschen hörten. Die Menge der Kakadus steigerte sich noch, als wir höher hinauf gelangten, und es wurden daher einige zu Küchenzwecken geschossen. Wir sahen auch einige hübsche Tauben und endlich einen kleinen Flug jener großschnäbeligen Vögel, welche man Tucans nennt, obwohl sie sich wahrscheinlich von dem echten südamerikanischen Vogel dieses Namens sehr unterscheiden; aus Unbekanntschaft mit der Ornithologie vermag ich aber nicht zu sagen, ob es nicht Exemplare von dem Hornschnabel oder Buceros waren, von denen wir einen auf dem Rückwege über uns schnauben hörten wie eine Lokomotive. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Farne, Palmen, Orchideen und blühenden Pflanzen, die uns hier umgab, war förmlich überraschend. Unser Anstieg war buchstäblich ein Klettern, da wir die Hände beinahe ebenso viel gebrauchen mußten, wie die Füße. An einigen Punkten mußten wir die Stirn eines steilen, vom Wasser ausgewaschenen Felsens erklimmen. Wir waren genötigt, häufig auf kurze Zeit zu halten, und die Spitze unseres langen und zerstreuten Zuges von Weißen und Trägern nahm gewöhnlich die Arbeit des Weitersteigens dann wieder auf, sobald der Nachtrab die Stelle erreichte, wo die früheren gehalten hatten. Als der Nachmittag schon ziemlich weit vorgerückt war — die genaue Zeit vermag ich nicht anzugeben, da die einzige Uhr in der Gesellschaft an einer besonders schwer zu erkletternden Stelle zerbrochen worden war — hatten wir eine ziemlich offene Stelle erreicht, welche die Eingeborenen für den Gipfel erklärten. Allein, daß er dies unmöglich sein konnte, erwies sich sogleich dadurch, daß der wirkliche Gipfel uns in Sicht kam, als ein Windstoß die Wolken zerriß, welche uns denselben seither verhüllt hatten. Unser Führer versicherte uns jetzt, diese offene Stelle sei der einzige Gipfel, den er kenne, und es habe noch niemals ein Eingeborener höher hinanzusteigen versucht; auch sei jedenfalls weiterhin kein Pfad mehr zu finden — Versicherungen, welche sich später als wahr erwiesen, denn eine Fortsetzung unseres seitherigen Pfades war nirgends zu finden.

Als sich die ganze Gesellschaft wieder gesammelt hatte, wurden die Fragen erörtert, ob wir an der erreichten Stelle unser Nachtlager aufstellen oder nicht lieber den Versuch machen sollten, den eigentlichen Gipfel zu erreichen? Lieutenant Fenton und Herr Stirling entschieden für ihren Teil die Frage dahin, daß sie ihren Entschluß erklärten, den Berg vollends ganz zu ersteigen, auch wenn niemand ihnen folge. Ta-ma-té musterte die Situation in einer passenden kurzen Ansprache, welche in der Ermahnung gipfelte, daß bis jetzt erwiesenermaßen noch nicht einmal ein Eingeborener bis zum Gipfel gelangt sei. Dies genügte, um den Ehrgeiz der Weißen anzuspornen, so daß sogar nun das älteste Mitglied der Gesellschaft, welches bereits seiner Jahre wegen an der Rätlichkeit seiner Teilnahme an einer derartigen Expedition hatte zweifeln wollen, für die Fortsetzung der Besteigung und die Ersteigung des jungfräulichen Gipfels stimmte.

Digitized by Google

Wir alle waren darin einig, daß einige Teile des bis jetzt zurückgelegten Weges Leistungen von ziemlich anstrengendem Klettern erfordert hatten. Allein all dies war nur Kinderspiel gegen das gewesen, was nun folgte. Ein Pfad war nicht mehr vorhanden; die Vegetation wurde womöglich noch dichter, und die einzig praktikable Linie des Vordringens verlief längs dem Rande eines Rückens, welcher beinahe ebenso „scharf und gefährlich" war, wie die Brücke, welche zum muslimischen Paradiese führt. Dieser Rücken war so steil, daß es, trotz des dichten Wuchses von Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen auf demselben, häufig unmöglich war, sich an demselben hinaufzuarbeiten, ohne daß man sich mit Armen und Händen emporzog. Wenn man zu diesem Behuf sich an irgend etwas festhalten wollte, so mußte man sehr vorsichtig sein. Die sogen. „Lawyer-Palme", d. h. die Palme, aus welcher man die unter dem Namen „Penang-Lawyers" bekannten Spazierstöcke gewinnt, sendet am Boden kriechende Triebe aus, welche ganz geeignet sind, den Unvorsichtigen straucheln zu machen, und ist gerade an demjenigen Teile, nach welchem ein Kletterer natürlicherweise greift, um sich emporzuziehen, dicht mit Dornen besetzt. An den allerschwierigsten Orten wucherte eine besonders ärgerliche Varietät von Pandanus; dieser Baum dient zu mannigfachem Gebrauche und schien im vorliegenden Falle wie absichtlich dahin gepflanzt, wo er dem emporsteigenden Wanderer die besten Dienste leisten konnte. Die Pyramide von Stengeln oder Luftwurzeln, welche sich einige Fuß über dem Boden zur Bildung eines Stammes vereinigen, sahen immer so einladend für diejenigen aus, welche eines Emporschwingens bedurften, daß keine Erfahrung von einem wiederholten Ergreifen dieser Hülfe zurückschreckte. Unglücklicherweise war nämlich jeder Wurzelstock von hinreichender Dicke, um von der Hand umspannt zu werden, mit spitzen Stacheln besetzt, die fast unfehlbar unter einem Ueberzug von weichem Moose verborgen waren. Erst wann man das ganze Körpergewicht in die Hand geworfen hatte, welche einen dieser trügerischen Stengel umfaßte, ward man die ganze Lage inne. Bei der Abwesenheit eines Pfades war es von einigem Vorteil, sich möglichst zu dem Nachtrab der Gesellschaft zu halten. Einige der vordersten Personen machten eine Fährte, welche nicht sehr oft verloren wurde, namentlich wenn die Führer die Vorsicht gebraucht hatten, von den anstehenden Büschen Aeste abzubrechen, so daß die Brüche den Nachfolgenden als Wegweiser dienen konnten. Die große Steilheit der Seiten des Bergvorsprungs, auf dessen Rücken unsere Vormarschlinie hinführte, machte es höchst wünschenswert, sich nicht vom Pfade zu verirren, weil in solchem Falle ernste Verletzungen, wenn nicht vollständige Vernichtung die unausbleibliche Folge gewesen wäre. Zuweilen riß einer der Kletterer einen Stein los, welcher dann polternd und krachend durch den dichten Pflanzenwuchs, womit die steilen Hänge bekleidet waren, viele Hundert Fuß tief hinabrollte, bis das Geräusch seines Falles in der Ferne verstarb.

Wolken begannen sich um den Berg zu sammeln und die Sonne schickte sich gerade zum Untergang an, als die ganze Gesellschaft auf dem eigentlichen Gipfel stand. Hier war eine vergleichsweise ebene Stelle von etwa 30 Fuß in's Gevierte, dicht mit Bäumen und Büschen überwachsen. Die feuchte Hitze auf dem Heraufweg war groß genug gewesen, um jedermanns Kleider triefend naß zu machen, selbst wenn nicht gelegentliche dichte Nebel unsere spärliche Kleidung durchfeuchtet hätten. Es war schon so spät, daß keine Zeit mehr zu verlieren war, um uns hier auf dem Gipfel ein Nachtlager herzurichten. Man fällte mit Handbeilen mehrere Bäume und legte sie an zwei Seiten eines kleinen Vierecks im rechten Winkel übereinander, um eine niedrige Wand zu bilden, unter deren Schutz ein Biwak errichtet werden konnte. Den Tag über waren hier auf dem Gipfel verschiedene Regenschauer gefallen und die Feuchtigkeit so allgemein, daß nur mit größter Mühe ein Feuer angemacht werden konnte. Als man endlich damit zustande gekommen war, wurde eine Mahlzeit bereitet und rasch verzehrt. Das Anzünden eines Feuers veranlaßte die einheimischen Träger, dies an jedem passenden Punkte zu thun, unter anderem an einem genau windwärts von dem Biwak, zur großen Belästigung der Augen der Reisenden, bis dasselbe nach einer geeigneteren Stelle verlegt wurde.

Es gelang den Weißen, unter der Leeseite der gefällten Stämme aus hoch aufgeschichteten Blättern und Zweigen eine Streu aufzuwerfen, welche als Nachtlager dienen sollte. Der dünne Regen, welcher beinahe seit dem Betreten des Gipfels fortwährend gefallen war, verwandelte sich nun in scharfe Güsse und machte Miene so anzudauern. Der vorhandene Wasservorrat erwies sich als sehr dürftig, da man — im Vertrauen auf die Angaben der Eingeborenen, ehe man ermittelt hatte, daß ihre Kenntnis der Gegend sich nicht über das Ende des Pfades hinauserstreckte — es für unnötig erachtet hatte, einen bis zum Ende der Wanderung genügenden Vorrat mitzunehmen, und da man erwartet hatte, am Ziel der Reise es in Menge zu finden. Die Aussichten für die Nacht waren nicht sehr ermutigend. Diejenigen, welche eine zweite Kleidung mitgebracht hatten, vertauschten nun ihre triefenden Kleider mit derselben, wickelten sich in ihre Wolldecken und legten sich nieder, um zu schlafen oder wenigstens zu schlafen zu versuchen. Allein viele Dinge wirkten zusammen, um den Schlaf zu verhüten. Es wurde bald ermittelt, daß nicht alle Wolldecken mitgenommen hatten. Herr Chalmers traf alsbald Anstalt, diesem Uebel abzuhelfen, und zwar in sehr charakteristischer Weise: er entlehnte ein Messer, schnitt seine eigene Wolldecke in zwei Teile und drängte die eine Hälfte einem Gefährten auf, welcher keine solche hatte — ein heiliger Martin, dessen Opferfreudigkeit und Nächstenliebe unter obwaltenden Umständen eine höchst anerkennenswerte war. Allein dies war noch nicht alles: es wurde angedeutet, der beste Schutz vor dem Regen

Digitized by Google

würde die Errichtung einer Art von Zelt sein; und nicht genug, angesichts einer Regennacht einem Gefährten die Hälfte seiner Decke abgetreten zu haben, machte Ta-ma-té sich daran, das angeregte Obdach errichten zu helfen, und bestand dann, trotz aller Einreden, darauf, die andere Hälfte seiner Decke herzugeben, um daraus das Dach des Zeltes zu bilden.

Herr Chalmers begnügte sich nur mit soviel von der Decke eines Gefährten, als für ihn erübrigt werden konnte, machte es sich selbst, wie er behauptete, recht behaglich und schlug dann, damit alle so lustig wie möglich sein sollten, eine Gesangsunterhaltung vor, welche er mit dem Vortrag eines schottischen Volksliedes eröffnete. Seine Heiterkeit wirkte ansteckend, und bald folgte ein Lied dem andern, und endlich wurden auch die Eingeborenen zum Singen aufgefordert, wozu sie sich ohne Zaudern verstanden. Sie sangen in einem tiefen und eher wehmütig klagenden Tone, mit einem seltsamen tiefen Tremolo, das sie von Zeit zu Zeit einstimmig hören ließen. Endlich als einige schläfrig zu werden begannen, gebot Herr Chalmers Schweigen, damit der Lehrer Biga imstande sei, das Abendgebet zu sprechen. Dieses hielt denn derselbe nun extempore in der Sprache der Eingeborenen, welche ihm aufmerksam zuhörten und dem auch die weißen Herren ehrerbietig lauschten, wenn sie auch vielleicht nichts davon verstanden. Jedenfalls schlief keiner von ihnen dabei ein. Die Ermüdung mußte überhaupt jedenfalls eine überwältigende sein, wenn sie einem ruhig einzuschlafen erlaubte, wo inmitten des einzig möglichen Schlafplatzes eine Felsenkante so hervorragte, daß sie einem beinahe in die Seite einschnitt. Zum Glück gab es hier oben keine Muskiten oder sonstige blutdürstige Insekten, dagegen aber in Menge eine vielfüßige schwarze Wegschnecke von vier bis fünf Zoll Länge, welche eine unüberwindliche Vorliebe dafür zu besitzen schien, einem über den nackten Körper zu kriechen. Es war durchaus kein angenehmes Gefühl, solch ein kaltes, feuchtes, klebriges Geschöpf mir zwischen dem Hemdbund und meinem Halse hinunterkriechen oder sich um das Ohr an meiner oberen Körperseite herumschlängeln zu fühlen, und so wurde jeder in seiner versuchten Nachtruhe mehrfach gestört. Ein sorgfältiges Mitglied unserer Reisegesellschaft hatte vor Schlafengehen eine Leine zwischen zwei Bäumen ausgespannt und an dieser seine nassen Kleider zum Trocknen aufgehängt. Als er sich nun in der Nacht umsah, entdeckte er, daß die Kleider verschwunden waren, und als er diese Entdeckung seinen Gefährten mitteilte, machte einer derselben die Bemerkung, daß die Eingeborenen dieselben trügen. Diese Nachricht machte alsbald alle munter und erregte ein allgemeines Gelächter, in welches die Eingeborenen herzlich einstimmten, als sie die Ursache davon erfuhren. Gelegentliche Ausrufe von anderen Biwakgenossen wie: „Halloh! Da hat ein Eingeborener mein Hemd an!“ erregten ähnliches Gelächter und wurden mit Humor hingenommen. Späteres Nachdenken der Eigentümer überzeugte dieselben, daß es das Beste gewesen sei, das zeitweilige Entlehnen der Kleider durch die Eingeborenen als den Spaß des Ausflugs hinzunehmen, denn wenn einer so unvorsichtig gewesen wäre, die lustigen, anstelligen Träger zu schelten oder gar zu mißhandeln, so würden sie sich ganz sicher davon geschlichen und es dem weißen Manne überlassen haben, sich selbst und seine Siebensachen nach Möglichkeit wieder nach Hause zu bringen. Einer der Eingeborenen entfaltete so viel Scharfsinn in der Art und Weise, wie er ein Paar Beinkleider als eine Aermelweste trug, daß ihm der Eigentümer dasselbe in Anerkennung seiner Findigkeit zum Geschenk machte. Der neue Besitzer that sich auf diese Erwerbung nicht wenig zu gute, stolzierte nach der Rückkehr darin in seinem Dorfe herum und hatte sogar die Ehre, in diesem Aufzug dem Commodore vorgestellt zu werden.

Am Morgen zwang uns nach einer ziemlich unvollkommenen Nachtruhe der absolute Wassermangel, sogar den Versuch einer Bereitung des Frühstückes aufzugeben, und so brauchten wir die Zeremonie der Aufhissung der britischen Flagge, welche der Lieutenant Fenton vorsichtigerweise zu diesem Zweck mitgebracht hatte, auf dem neu errungenen Berggipfel nicht mehr aufzuschieben. Ein passender Baum ward gefällt und entästet, die Flagge an ihm befestigt und der Flaggenstock, nachdem man ein Loch zu seiner Aufnahme gegraben hatte, unter drei Hurrahs aufgerichtet, welche die Eingeborenen so gut wie möglich nachzuahmen versuchten. Hierauf begann der Abstieg, der zu einem großen Teil auf einem andern Weg, als dem beim Anstieg eingeschlagenen, stattfand. Unterwegs wurden Orchideen, Farne und andere Pflanzen gesammelt. Wunde Hände, zerstoßene Schienbeine nebst dem Mangel an Schlaf und einem allzu langen Fasten ließen den Abstieg noch weit ermüdender erscheinen, als das Hinaufklettern vom gestrigen Tage. Der Zwischenraum bis zu der Stelle, wo man endlich Wasser erreichte und Halt machen konnte, um das Frühstück zu bereiten, erschien endlos. Um zwei Uhr Nachmittag trafen unsere Wanderer endlich wieder an Bord ihrer Schiffe ein und waren stolz auf die Auszeichnung, daß es ihnen vergönnt gewesen war, die Ersten zu sein, welche einen der höheren Berggipfel im östlichen Neu-Guinea erstiegen hatten. (C. J.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Polarregionen. Ein früherer Zögling der Pariser Polytechnischen Schule, Herr Guignet, welcher gegenwärtig am Museum der Naturgeschichte in Paris mit einer Lehrstelle betraut ist, hat eine lichtvolle Idee über die Anlage von permanenten Verpflegungsstationen für die Polarreisen, wodurch man die seither üblichen Cairns oder Steinhaufen vorteilhaft ersetzen könnte. Er schreibt im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft:

Digitized by Google

„Ich kenne zwar die Polarregionen nur aus den Schilderungen der Reisenden; erlauben Sie mir aber, Ihnen einige Beobachtungen hinsichtlich der Cairns zu unterbreiten. Man wird die Polarregionen nicht eher sicher erforschen können, als bis man permanente Proviantstationen errichtet und immer weiter nach Norden vorgeschoben hat, denn die in den Cairns hergestellten Lebensmitteldepots sind ganz und gar ungenügend. Jene Station muß nämlich notgedrungen den Forschern die Mittel liefern, sich wieder mit Proviant zu versehen und nötigenfalls mehrere Monate hindurch zu überwintern. Zum Ueberwintern leistet der Cairn gar keine Hülfe. Es wäre sehr leicht und nur mit geringen Kosten verbunden, unterirdische Stationen herzustellen, indem man auf jeder Station einen Schacht abteufte und einen Stollen mit mehreren Kammern triebe, welche mit den besten Mitteln zur Heizung und Ventilation versehen wären. Die mittlere Temperatur des Bodens (in 10—15 m. Tiefe) ist nur die jährliche mittlere der äußeren Temperaturen. In den Polarregionen würde diese mittlere Temperatur unter Null sein; würde man aber einen hinreichend tiefen Schacht abteufen, so würde man eine mittlere Temperatur von mehreren Graden über Null erreichen, da die Temperatur bei einer Vermehrung von 25 oder 30 m. Tiefe um einen Grad steigt. Es ist übrigens leicht, das Innere eines Bergwerks zu heizen, da der Zug durch einen Luftschacht bewerkstelligt wird. Bekanntlich leben ganze Bevölkerungen von Bergleuten Jahre-lang unter der Erde ohne nur den Wunsch zu hegen, das Tageslicht zu sehen (z. B. in dem Salzbergwerken von Wieliczka); es wäre also sehr möglich, in einem zweckmäßig eingerichteten und gut verproviantierten Stollen einige Monate zu überwintern. Als Mittel zur Ausführung würde es genügen, einen Obersteiger und einige Häuer mitzunehmen und sie etwas besser zu bezahlen als unter gewöhnlichen Umständen. Der laufende Meter Stollen in den härtesten Gesteinen (kristallinischen Schiefern) wird mit 40 Franken einschließlich des Aufwandes für die Sprengstoffe und der Arbeit der Verschalung bezahlt. Der Preis der Sprengstoffe wird den Arbeitern an dieser Summe von 40 Franken abgezogen, aber das zur Verschalung erforderliche Holz wird ihnen durch den Konzessionar geliefert. Auf einer Polarexpedition hätten die Begleiter freie Verpflegung nebst Dach und Fach 2c.; nehmen wir einmal den Preis von 80 Franken für den laufenden Meter Stollen an; mittelst Dynamits rückt man auch im härtesten Gestein um mehr als 2 m. binnen 24 Stunden vor. Man brauchte also wenig Geld und Zeit aufzuwenden, um wichtige unterirdische Schutz- und Zufluchtsorte zu schaffen, deren Zugang so verschlossen werden könnte, daß die Lebensmittel gut und in aller Sicherheit erhalten werden würden. Es wäre zugleich von großem Interesse, in den Polarregionen Schachte abzuteufen und Stollen zu treiben, denn man könnte dabei auf wertvolle Mineralien stoßen, welche einen Abbau verlohnen würden. Geologie und Geognosie vermögen uns über jene Gegenden nur undeutliche Auskunft zu geben, denn man kennt den Untergrund noch nicht. Man hat jedoch in Grönland Lagerstätten von höchst merkwürdigen Mineralien gefunden, besonders von Kryolith (54.2 Fluor, 13.0 Aluminium und 32.8 Natrium), der sich dort in Menge vorfindet und Gegenstand einer beträchtlichen Ausbeutung ist. Da ich selbst praktischer Bergmann und früherer Direktor eines Bergwerks auf silberhaltige Bleierze in der oberen Loire gewesen bin, so glaube ich mir in Bergwerksarbeiten einige Kompetenz beimessen zu dürfen, und kann versichern, daß die Erforscher von Polarregionen nur Vorteil davon haben würden, wenn sie an ihre Regierungen das Gesuch richteten, durch spezielle Bergwerksingenieure die Herstellung von passend auseinander liegenden unterirdischen Stationen studieren zu lassen. Die Frage von der Holzverschalung wäre von untergeordneter Wichtigkeit, denn man würde, um dort die Stationen zu schaffen, solide Felsenbänke wählen, wo sich die Holzverschalung auf ein Minimum reduzieren dürfte. Auch würde — abgesehen vom Treibholz, das sich jedenfalls an jenen Küsten ziemlich reichlich findet — ein einziges Schiff leicht eine starke Ladung von den gewöhnlich zum Einbau in Gruben verwendeten Hölzern, welche ja nur von mittlerem Umfang sind, nach jenen Regionen bringen."

* Patagonien. Lieutenant C. Moyano, welcher (wie wir schon früher berichteten) im Jahre 1877 mit Herrn F. Moreno eine Reise nach dem Süden von Patagonien machte, hat vor kurzem noch einen weiteren Ausflug in das Land südlich von Santa Cruz gemacht und über die Ergebnisse desselben einen Bericht an die Argentinische Regierung erstattet, dem wir nachstehendes entnehmen. Die Gesellschaft bestand aus 13 Personen und die Forschungsreisen währten drittehalb Monate. Lieutenant Moyano hatte auf seiner früheren Reise den Argentina-See besucht und am Südwestende desselben einen wichtigen Einlauf wahrgenommen, welcher nach seiner Ansicht diesen See mit einem kleinen, südlicher gelegenen Seebecken verband. Im Jahre 1880 hatten die chilenischen Forschungsreisenden Ibar und Rogers diesen kleinen See besucht und gefunden, daß er einen Ablauf nach Westen in den Stillen Ozean, aber keine Verbindung mit dem Argentina-See hatte. Auf seiner letzten Reise nun ist Lieutenant Moyano imstande gewesen, seine früheren Beobachtungen über die Verbindung der beiden Seen zu bestätigen. Die nachstehenden Einzelheiten werden zeigen, daß diese jüngste Expedition nach der bisher noch unvollkommen bekannten Region von Südpatagonien der Geographie sehr bedeutende Dienste geleistet hat. Der Reisende hat die Quellen der Flüsse Gallegos und Coile erforscht und die geographische Lage der beiden großen Seen bestimmt, welche im äußersten Westen des Coile-Thales liegen. Er hat aber nicht nur die Verbindung zwischen den beiden oben erwähnten Seen ermittelt, sondern auch

Digitized by Google

zahlreiche Data gesammelt, aus welchen geschlossen werden darf, daß alle Seen Südpatagoniens untereinander verbunden sind. Was den Charakter des Landes anlangt, so ist die Küstenzone mit einem spärlichen Graswuchs bedeckt, welcher zur Zucht von Rindvieh, Schafen, Ziegen u. s. w. geeignet ist, während das Klima dem Vieh erlaubt, das ganze Jahr hindurch auf der Weide zu sein. Einige kleine Striche in den Flußthälern würden zum Ackerbau im Kleinen sich eignen. Der Mittelpunkt des Landes ist zum Anbau weniger geeignet, teils infolge der Armut des Bodens, teils wegen der Strenge des Winters, welche noch durch die Höhe dieser Tafelländer und ihre Entfernung von der Küste gesteigert wird. Die Gebirgsregion im Westen, welche mit den ersten Ausläufern der Cordillera beginnt, zeichnet sich durch dichte und endlose Wälder von antarktischen Buchen und durch eine krautige Vegetation aus, welche die höchstgespannten Ansprüche der Viehzüchter befriedigt. Der Reisende fand an mehreren Stellen Kohlen und Eisen, allein leider in großer Entfernung von den Handelsstraßen. Andere Mineralien wurden nicht gefunden. Folgendes sind die Lagen der drei von ihm gemessenen und benannten Berggipfel: Monte Andrade, ein Berg von 5808 F. Höhe, liegt unter 50° 58′ 30″ s. Br. und 73° 5′ w. L.; Monte Guido, 4200 F. hoch, unter 50° 5′ s. Br. und 72° 25′ w. L.; Monte Guerrico, ungefähr 4495 F. hoch, unter 50° 48′ 30″ s. Br. In Verbindung mit dieser Forschungsreise können wir das Erscheinen von Fontana's Karte ankündigen, welche die Ergebnisse seiner schon früher von uns geschilderten Expedition nach dem Rio Chubut umfaßt und in den vorhandenen Karten von Patagonien manche Aenderungen veranlassen wird.

* Potanin's Reise in Sibirien. Herr Potanin äußert sich hierüber in einem Brief an den Sekretär der Kais. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg aus Irkutsk vom 13. November 1886: „Am jüngstvergangenen 15. Juni haben wir Haotaï verlassen und uns dem Fluß Etzin entlang nach dem Flecken Mupin gewandt. Auf den Ufern des Etzin erstreckt sich ihrer ganzen Länge nach eine 2—3 Km. breite Zone, welche nur mit Calamagrostis (Reitgras, einer Binsenart) und Euphratpappeln bewachsen ist. Jenseit dieser Zone dehnt sich die Wüste hin. Der Etzin ist schiffbar, aber man kann in ihm auch leicht eine Furt finden. Von der Nordseite von Mupin her sind die Ufer des Etzin mit kleinen Hügeln von Kalkstein und Kies besetzt. In seinem Unterlauf teilt sich der Etzin in zwei Arme, von denen der eine in den halbausgetrockneten See Sugu-Noor, der andere in den Salzsee Gaschün-Noor sich ergießt. Wir haben den Weg eingeschlagen, welcher dem westlichen Rande dieses Sees entlang führt, wo man auf einer Strecke von 75 Km. weder Trinkwasser noch irgend eine Spur von Pflanzenwuchs findet, weshalb wir uns mit einem Wasservorrat für uns und unsere Kameele versehen mußten. Am nördlichen Gestade dieses Sees angekommen, hat unsere Karawane die Ausläufer des Altai-Gebirges überschritten, welche sich an dieser Stelle in vier parallele Ketten teilen. Wir haben diejenige der Südseite erstiegen, welche den Namen Tostu führt. Der Abhang dieser Kette stürzt auf der Seite des Sees steil nach demselben ab; diese Kette hat eine Länge von etwa 60 Km. und streicht von Westen nach Osten. Die Vegetation dieser Gegenden ist weit mannigfaltiger als an den Ufern des Etzin, besteht aber vorwiegend aus krautigen Gewächsen. Nachdem wir den See Oerk-Noor passiert hatten, sind wir in das Thal des Flusses Tuï hinabgestiegen, wo wir die ersten Lärchenwälder zu Gesicht bekamen. Hier verließen wir die Ufer des Tuï, um denjenigen des Tamir entlang bis zum Orkeon-Flusse zu wandern, in welchen sich jener ergießt; dann haben wir die große Straße eingeschlagen, welche von Surgi nach Ulasutaï und Kjachta, unserer letzten Etappe, führt, wo wir am 23. Oktober angekommen sind."

---

## Eine Reise nach dem Innern von Afrika.

Von Kurt Toeppen.

(Fortsetzung.)

Im Mukondogwa-Thale zwischen Kadetamare und Kiora liegt ein kleines Dorf mit Namen Mfumo (daher so genannt, da es neben einer einzelnen Mfumo-Palme liegt). Ich war hier mehrere Male vorbeigegangen und hatte mir jedesmal von den Eingeborenen einen Trunk Wasser geben lassen. Der Chef des Ortes Lutabora hatte sich bei meinen Leuten nach mir erkundigt, diese legten mir — teils verdienter, teils unverdienter Weise — alle möglichen ausgezeichneten Charaktereigenschaften und Fähigkeiten bei, so daß ich Lutabora als ein ganz besonderer Europäer erscheinen mußte. Er faßte Vertrauen zu mir und ließ mich durch einen meiner Leute um meine Freundschaft bitten, welche durch Blutsbrüderschaft besiegelt werden sollte. Ich willigte aus zwei Gründen ein, erstens, weil ich die Sache einmal kennen lernen wollte, und zweitens, weil Lutabora Elfenbein-Geschäfte nach der Küste machen wollte, die dann durch meine Hände gehen sollten. Von Mpwapwa zurückgekehrt, ließ ich meine Karawane in Muinyi Msagara zurück und marschierte mit vier Mann voraus nach Mfumo; ich blieb einen Tag bei Lutabora, der mir ein Haus zur Verfügung stellte und den liebenswürdigen Wirt spielte. Ich saß in der Veranda der Hütte nach Art der Waniamwezi auf einer Ochsenhaut, um mich war Lutabora mit seinen Verwandten versammelt. Sie erzählten mir von ihrem Vaterland, das sie verlassen hatten, um sich in Usagara eine neue Heimat zu suchen. Uniamwezi (das Land des Mondes) ist seit Menschengedenken in Streit und Unfrieden, welcher Zustand zu Zeiten Mirambo's und Jungo's seinen Höhepunkt erreichte. Ganze Landschaften wurden verwüstet und die Dörfer niedergebrannt. Die Einwohner flohen in die Nachbarländer und hießen dann Waloëzi, was etwa unserm „Auswanderer", resp. „Kolonist" gleichkommt.

Ich erzählte meinen Freunden von Sansibar, das sie noch nicht gesehen hatten, wie die meisten Waniamwezi, die bereits in Bagamoyo ihr Reiseziel fanden, von Europa, unseren Eisenbahnen, gefrorenen Seen und Flüssen, von Luftballons und anderen Wundern der Kultur. So verging der Tag, und als ich am andern Morgen angekleidet aus meiner Hütte trat, war man bereits mit den Vorbereitungen zum feierlichen Akt beschäftigt.

Digitized by Google

Der Häuptling von Kabetamare und der Bruder Lutabora's, Terekesa aus Usukuma, waren geladen. Eine Ziege wurde geschlachtet, Leber und Herz am Feuer geröstet und eine Matte vor dem Hause Lutabora's ausgebreitet. Um 7 Uhr setzten wir uns zur Feierlichkeit einander gegenüber auf die Matte, fest mit Armen und Beinen verschlungen. Einer meiner Leute zerschnitt die Leber und sprach dazu die nötigen Formeln und Beschwörungen in Kiniamwezi (Sprache der Waniamwezi), wovon ich soviel verstand, daß Gott angerufen wurde, über den Freundschaftsbund zu wachen, und den verderben solle, der dem Freund Uebles wünsche oder thue. Nachdem die Leber zerschnitten war, nahm mein Diener ein Messer, machte Lutabora und mir einen kleinen Einschnitt in die Brust, tauchte darauf ein Stück Leber in Lutabora's Blut und steckte es mir in den Mund. Lutabora's Diener that seinem Herrn in derselben Weise Bescheid und nachdem wir aus eigenen Händen jeder noch ein Stück Leber verzehrt hatten, standen wir auf und gingen unter dem Gewehrfeuer und Jauchzen der zuschauenden Menge in Lutabora's Haus. Auf zwei kleinen Schemeln sitzend, erklärte mir Lutabora, daß er sich sehr freue, mein Bruder geworden zu sein, und stellte sein ganzes Hab und Gut zu meiner Verfügung. Dies ist natürlich nur eine Formel und es würde sich der Blutsbruder schön verwundern, wenn man Hand an irgend etwas legen wollte. Die vier Frauen Lutabora's erschienen eine nach der anderen, fielen auf die Kniee und huldigten mir mit einem demütigen Chikamo (Zusammenziehung aus Chika migu, fasse die Füße an), und ich antwortete mit einem herablassenden Marhaba, was ungefähr soviel als „es sei gewährt" oder „schon gut" bedeutet. Ich drückte Lutabora nochmals die Hand und brach rasch auf, um noch zum Dejeuner Kapitän Bloyet's gastliches Dach zu erreichen.

Ein ganz anderes Bild als Usagara bietet uns Ugogo von jeher. Selten findet man einen von den erfahrenen Trägern, der nicht hier oder dort in Ugogo ein Gefecht mitgemacht hätte. Die Wagogo sind noch richtige Wilde. Die Bekleidung der Männer besteht in der Hauptsache aus einem etwa 1 m. langen und ebenso breiten Stück schmutzigen Baumwollenzeugs, welches auf einer Schulter verknotet wird und dann sackartig an einer Seite offen herabhängt. Diese Kleidung, wenn man so sagen darf, bedeckt kaum das nötigste; bei dem leichtesten Windstoß fliegt der „Herzogsmantel" malerisch herum und die schöne braune Gestalt steht dann in naturalibus da. Etwas von Schamgefühl habe ich niemals bemerkt, dazu sind die Wagogo noch zu sehr Naturkinder. Die Frauen tragen ein Stück Zeug um die Lenden, welches bis zu den Füßen alles bedeckt, wenn es ganz ist. Oft ist die Robe aber sehr defekt und gestattet bedenkliche Einblicke. Reiche Leute kleiden sich wohl mit etwas mehr Zeug. Männer wie Weiber tragen viel Schmuck aus Perlen und Kupferdraht an Armen, Beinen, Hals und Ohren. Die Waffen bestehen aus einem gewaltigen Bogen nebst Pfeilen, einem fast mannshohen Schild, einem zweischneidigen Schwert, wie das der Massai und Wadjagga, nach der Spitze zu breiter werdend und schwerer als am Griffe, und einer breiten schweren Lanze. Die Wagogo sind stets zu Zank und Streit aufgelegt, aber im Grunde genommen doch feige und unkriegerisch. Viele Tote sind ihnen ein Greuel und der Anblick ihrer verendenden Kameraden treibt sie schnell in wilde Flucht. Nachts traut sich kein Mgogo[1] aus dem Hause, man könnte Kanonen abschießen; diesen Umstand benutzen die nördlich benachbarten Wahumba und die südlich und östlich wohnenden Wahehe, indem sie Nachts in Ugogo einrücken, die Tembes aufmachen und das Vieh wegtreiben. Des Morgens bemerkt der Besitzer des Viehs, daß er über Nacht ein armer Mann geworden ist. Er hat Angst geschwitzt, vielleicht ein paar Mal Hu-i Hu-i geschrieen, sich aber sonst nicht gerührt.

Die Behausungen der Wagogo sind auch ganz verschieden von denen der Wasagara, Wazegua ꝛc. Während letztere bienenkorbartige, selten viereckige Hütten aus Stämmen und Lehm bauen und mit Gras decken, bauen die Wagogo das bereits erwähnte Tembe. Dieses ist ein aus Stämmchen und Lehm gebautes, oft unregelmäßiges Viereck und hat ein flaches Dach, das nur selten regendicht gemacht werden kann, da es in der Hauptsache aus Knüppeln, Lehm und Sand besteht. Die Tembes sind oft mehrere hundert Fuß lang und ebenso breit, aber kaum mannshoch. In der Mitte ist ein großer offener Hof. Menschen und Vieh wohnen in gemütlicher Eintracht beieinander.

Wir kommen nun wieder zur Karawane zurück. Die Leute waren gut ausgeruht und ich konnte wohl einen strammen Tagesmarsch verlangen, weshalb ich Kambi als nächsten Lagerplatz bestimmte. Wie gewöhnlich, marschierte ich mit meinen beiden Dienern voraus und erreichte auch bald Kissokweh, wo ich auf die Karawane wartete. Als die Leute mich erblickten, wollten sie gleich lagern, in welcher Absicht sie von den Bewohnern Kissokweh's noch bestärkt wurden, welche uns weiß machen wollten, daß in Kambi keine Nahrungsmittel zu haben wären. Ich ließ mich nicht beirren, da ich besser unterrichtet war, und befahl in strengem Ton, weiter zu marschieren. Ich ging mit meinen Dienern ab und die ganze Karawane brach nach und nach auf. Die Leute nahmen den kürzeren Weg über die Berge, während ich mit den beiden Dienern den Umweg über Chunyo machte, um die dortige Quelle zu besuchen. Das Wasser kommt von einer hohen Felswand herabgerieselt und schmeckt sehr stark nach Eisen. Von allen umliegenden Dörfern und Gehöften treibt man das Vieh hierher zur Tränke, da die Gegend sehr wasserarm ist und: Kisimani ya Chunyo maji heiischi kabissa (in der Quelle von Chunyo versiegt das Wasser niemals). Ich machte bei Chunyo eine kleine Rast, aß einige von Mpwapwa mitgenommene Bananen und setzte meinen Marsch nach Kambi fort, wo ich mit meiner Karawane zusammentraf. Das Lager wurde unter einem großen Mbuyo (Affenbrotbaum) aufgeschlagen, bald hat jeder sein Mahl bereitet und thut als ob er zu Hause wäre. Am Nachmittag wird die Sonne furchtbar heiß und ein starker Wind bläst große Staubwolken über die ausgetrocknete Ebene; gegen Abend nimmt der Wind an Gewalt mehr und mehr zu, so daß mein Zelt zittert und bebt und befürchten läßt, daß das leichtere Warenzelt davonfliegen wird. Nach und nach sinkt das Lager in Schlaf, als sich jemand an meiner Zeltthür zu schaffen macht und leise ruft: Bana unalalla? (Herr schläfst Du?) Nein, sage ich, und öffne die Thüre. Makutubu, der Chef, tritt mit geheimnisvoller Miene ein und erzählt mir, daß soeben einige Leute mit schlechten Nachrichten ins Lager gekommen wären. Sie waren am Morgen von Mahamba in nur kleiner Anzahl aufgebrochen, um den Pori ya Chunyo (auch Marenga Mkali genannt) mit Elfenbein beladen zu durchkreuzen, plötzlich brachen aus dem Dickicht eine Menge Bewaffneter hervor, in denen die Flüchtigen Massai erkannt haben wollen. Wie das nun gewöhnlich ist, werden die Leute, nachdem sie ihre Bündel weggeworfen, so schnell als möglich davongelaufen sein, trotzdem sie behaupteten, sich gewehrt zu haben. Thatsache war, daß die Leute angegriffen und ausgeplündert worden waren und uns nun mit aller Gewalt abraten wollten, den Weg nach Mahamba zu machen. Makutubu sagte mir, daß unsere Mannschaft noch nichts erfahren habe, und mit der Weisung, nichts bekannt werden zu lassen und das Gerücht über Reichardt nicht wieder aufzurühren,

[1] Die Vorsilbe:
M bedeutet Mtu, Mann, Mensch,
Wa „ Watu, Männer, Menschen,
U „ Land,
Ki „ Sprache;
also: Mgogo: Mensch aus Gogo,
Wagogo: Menschen aus Gogo,
Ugogo: das Land Gogo,
Kigogo: Sprache von Gogo.

Digitized by Google

entließ ich meinen wackern Chef. Um 2 Uhr Nachmittags hatte ich beschlossen, aufzubrechen, die Karawane war jedoch nicht marschfertig, denn viele Leute waren nach dem sehr entfernten Wasserloch gegangen und dann hatten sie „so ganz unter sich" herausgefunden, daß es besser wäre, am frühen Morgen aufzubrechen und so wurden die Anstalten zum Aufbruch nicht mit dem nötigen Eifer betrieben. Ich machte gute Miene zum bösen Spiel und faßte mich in Geduld. Die Nacht verging wie die vorige, ein gewaltiger Wind sauste von den Bergen herab über die weite Ebene, jedoch widerstand mein wackeres Zelt allen Angriffen. Am andern Morgen um 3 Uhr ließ ich den Weckruf erschallen. Genau sind meine Zeitangaben nicht, da meine Uhr unbrauchbar geworden war, und ich mich nur nach Sonne, Mond und Sternen richten konnte; allmählich erreicht man darin solche Fertigkeit, daß ich mich wohl höchstens um Viertelstunden irrte. In aller Stille packte ein jeder seine sieben Sachen zusammen und um 4 Uhr, nachdem ich mich durch einen Schluck Kaffee gestärkt hatte, brachen wir auf; es war stockfinster und kaum die Umrisse der nächsten Berge zu unterscheiden. Ich ließ die drei erfahrenen Wiringosi (Plural von Kiringosi, Führer der Karawane) vor mir marschieren und nahm also gegen meine Gewohnheit nicht die vorderste Stelle in der Karawane ein. Hamis Landani, ein gewaltiger Kerl, am meisten mit dem Wege vertraut, marschierte gerade vor mir und leitete mit seiner Baßstimme den vordersten Kiringosi. Hamis Landani ist der meistgereiste Mann der Karawane und hat außer Europa alle Erdteile gesehen. Er stammt aus der Nyassa-Gegend; die Dau, mit welcher er von Kiloa nach Sansibar befördert wurde, geriet in die Hände eines vom Kriegsschiff „London" ausgesandten Bootes, daher sein Beiname Landani (aus London ballhornisiert). Sechs Jahre lang arbeitete Hamis zum „Dank" für seine Befreiung für die englische Regierung in Mauritius und war er diese Zeit, wie er sich ausdrückt: Mtuma ya Msungu (Sklave des Europäers); später fuhr er auf englischen Kriegsschiffen durch die ganze Welt, an welche Zeit er sich gern erinnert. Zuletzt ist er Träger geworden und bereist nun seit langen Jahren das Innere von Afrika, das ihm, wie den meisten Trägern, zur Heimat geworden ist. Hamis hat nicht sehr viel Verstand, ist aber ein treuer, zuverlässiger, ausdauernder, baumstarker Kerl, der in Gefahren seinen Mann steht wie wenige andere. Mit Hamis bindet niemand gern im Bösen an, und trotzdem er als dritter Mann in der Karawane marschiert, spielt er doch gewissermaßen die Rolle des ersten Kiringosi.

Der Zug bewegt sich in fast unheimlicher Stille durch die Ebene, nur ab und zu pflanzt sich ein dumpfes Schimo (Loch), Mauwe (Steine), Mti (Ast) von Mund zu Mund fort und warnt die Träger, sich vor den erwähnten Hindernissen in Acht zu nehmen. Um 5 Uhr fängt es ein wenig zu dämmern an und gegen 6 Uhr ist es bereits ganz hell, so daß die Leute stärker ausschreiten können; es ist dies nötig, denn der gefährliche Pori ya Chunyo liegt vor uns und die Wahrscheinlichkeit, Wasser zu finden, ist nur klein. Bis 10 Uhr wird ohne Aufenthalt marschiert und nach einer kleinen Ruhestunde der Marsch bis gegen 2 Uhr fortgesetzt. Die Leute sind sehr müde und lagern zerstreut. Ich hatte immer ein wachsames Auge auf den Weg und den Busch gehabt und bereits verschiedene Anzeichen von umherschweifenden Banden bemerkt, deshalb lasse ich auch jetzt die ganze Karawane an mir vorbeimarschieren und lagere mit den Nachzüglern. Die vertrockneten Gebüsche warfen absolut keinen Schatten, und so blieb mir nichts übrig, als in der sengenden Sonne still zu sitzen und auf eine Tasse Thee zu warten, die mein Koch bereitete. Plötzlich brechen wenige Schritte von mir eine Anzahl wild aussehender Kerls aus dem Gestrüpp hervor, stürzen sich auf die zunächst liegenden Schwarzen und versuchen die Bündel zu rauben; ich rufe nach meiner Büchse, da ich mit der Schrotflinte nicht schießen wollte und schreite mit wenigen entschlossenen Leuten zum Angriff, resp. zur Verfolgung, da sich die Banditen, ohne eine Salve unsererseits zu erwarten, zur Flucht wandten und mit affenartiger Geschwindigkeit in den Gebüschen verschwanden, weshalb denn unsere Verfolgung resultatlos blieb. Wild genug hatten die Kerls ausgesehen, mit langen Federn auf dem Kopf, den breiten Speeren, Flinten und wallenden Tüchern — aber wie wenig Mut hinter all dem Pomp und Schmuck! Ich kehre zur Karawane zurück, mahne nochmals zur Vorsicht und zum engen Aneinandermarschieren und nachdem ich eine Tasse Thee und etwas Hartbrot zu mir genommen hatte, brechen wir auf, um noch bis halb 5 Uhr zu wandern. Was ich mir schon gedacht hatte, traf ein, das Bett des Flusses war ganz leer und trotz alles Wühlens im Sande kein Tropfen Wasser zu finden. Weiter marschieren konnten wir nicht, denn die Kräfte der Leute waren zu Ende, und so wurde denn das Lager aufgeschlagen. Während der Koch mein Essen bereitete, wanderte ich mit der Flinte auf der Schulter im Busch umher und schoß mir ein paar Tauben zum Abendbrot. Die Nacht verging still und wir brachen wie gewöhnlich um 6 Uhr auf. Ahnungslos gingen wir schweren Tagen entgegen, denn wir betraten nun das eigentliche Ugogo und es sollte sich erfüllen, was ich an der Küste immer scherzweise gesagt hatte: Ich würde Mhongo (Wegzoll) in Ugogo mit Pulver und Blei bezahlen. Im Busch trafen wir eine Karawane aus Urambo, lauter schwarze, finstere, kriegerisch aussehende Gestalten; sie waren in Frieden durch Ugogo gegangen und strebten jetzt mit ihren Elfenbeinschätzen der Küste zu. Wir passierten das Dorf Mahamba und zogen nach Durchkreuzung eines kleinen Wäldchens in das Gebiet von Msanga ein. Msanga ist als erste Mhongo-Station bekannt, und doch stieg mir das Blut ins Gesicht, wenn ich dachte, daß ich mir jetzt von den Wagogo Vorschriften und Ungerechtigkeiten gefallen lassen sollte. Ich hatte wieder die Spitze der Karawane genommen und unterhielt mich mit meinen Dienern eifrig über Ugogo und seine Gefahren. An einem der Tembes erblickten wir eine große Menschenmenge und bald kam uns eine Schar von etwa 20 bewaffneten Wagogo entgegen, die mit wilden Geberden irgend etwas zu verlangen schienen. Ich verstand sie nicht, da sie Kigogo sprachen und ließ es mir auf Kisuaheli verdolmetschen.

Einige Stunden vor uns war eine Waniamwezi-Karawane aus Urambo in Msanga eingerückt und hatte mit den Bewohnern Streit bekommen; sie hatten sich tapfer geschlagen, das bewiesen zahlreiche blutende Wunden an den Wagogo. Der Kampf wäre noch nicht zu Ende, sagten sie, und wir möchten uns abseit halten und uns nicht mit den Waniamwezi vermischen. Ich schlug also eine andere Richtung ein, wurde aber am Weitermarsch durch eine Anzahl Waniamwezi verhindert, die mir sagten, die Wagogo wären überwunden, ich sollte ruhig kommen und neben ihnen nahe beim Wasserloch lagern. Meine Leute waren ziemlich angestrengt und hatten etwas Ruhe wohl verdient, so beschloß ich denn, den Waniamwezi zu folgen und lagerte unter den Verwünschungen der sich zurückziehenden Wagogo neben den Waniamwezi nahe beim Kwikuru (Haus des Häuptlings) von Msanga. Der Lagerplatz bot in der baumlosen Ebene durchaus keinen Schatten, aber es war kein günstigerer zu finden, denn ganz Msanga, aus ca. 50 bis 60 immer Hunderte, auch tausend Schritt von einander entfernt liegenden Tembes bestehend, bot überall denselben wüstenartigen Anblick. Bald waren die Zelte aufgeschlagen und es entwickelte sich die allgemeine Lagerthätigkeit; allerdings waren die Leute etwas lärmend und aufgeregt, befanden wir uns doch auf einem Schlachtfeld und waren die beiden Parteien immer noch kampfgerüstet, wenn auch ein vorläufiger Friede geschlossen war. Der Führer der Waniamwezi-Karawane, Wana Maka, ein Mann Pandaschoro's, des Nachfolgers Mirambo's aus Urambo, sandte Boten zu mir und ließ mich um eine Unterredung bitten; ich ließ ihn kommen und mir den Verlauf der Ereignisse beschreiben. Seine Karawane hatte, mit Elfenbein von Urambo

Digitized by Google

kommend, bis jetzt keinerlei Streitigkeiten gehabt. In Msanga angekommen, war einer der Waniamwezi zum Wasserloch gegangen und im selben Augenblick, als er sich bückte, durchstach ihn ein Mgogo mit dem Speer; ich sah den Mann ganz nahe beim Lager liegen und unzählige Geier und Raben über ihm in der sonnenklaren Luft ihre gefräßigen Kreise ziehen. Die Mordthat stachelte die Waniamwezi zum Angriff und bald waren sie mit den Wagogo handgemein. Trotzdem die Waniamwezi fast nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, hatten sie die Wagogo doch bald zum Frieden gezwungen. Der Kampf war sehr erbittert gewesen, denn auf beiden Seiten waren viele Verwundete und auf feindlicher auch Tote. Wana Maka bat mich nun um Hülfe für seine 3—4 Verwundeten, die ich ihm auch zusagte. Aus den „3 oder 4" wurden jedoch ca. 35 und ich hatte über zwei Stunden mit Auswaschen, Verbinden und Nähen zu thun. Die Wunden, meist von Pfeilen herrührend, waren übrigens zum Teil sehr bösartig, doch sind, wie ich später erfuhr, alle meine Kranken, bis auf eine Frau, die durch und durch geschossen war, gesundet. Wana Maka schenkte mir zur Belohnung einen Ochsen, den ich sofort schlachten und unter meine Leute verteilen ließ, und bat mich, ihn in etwa vorkommenden Gefahren zu unterstützen. Ich versprach es und wir schieden als die besten Freunde. Mit wachsender Eifersucht betrachteten die Wagogo unsere freundschaftlichen Beziehungen, und der Sultan von Msanga ließ mich am Nachmittag zu sich bitten. Ich ging mit zwei vertrauenswürdigen Leuten, heimlich mit Revolvern bewaffnet, in des Sultans Tembe. Dieser, ein noch junger Mann von etwa 25 Jahren, jammerte mir vor, wie die Waniamwezi bei ihnen gehaust haben und daß sie jetzt, wo sie sich als Sieger fühlten, noch ihren Spott mit seinen Leuten trieben, ihr Getreide umher streuten u. s. w. Ich versprach dem Sultan, dem Treiben Einhalt zu thun, wenn er von allen weiteren Feindseligkeiten absehen wollte. Der Sultan willigte ein, bat mich aber abzuziehen und die Waniamwezi allein zu lassen. Ich wußte ja, worum es den Wagogo zu thun war, schützte deshalb Müdigkeit vor und erklärte am folgenden Tage abziehen zu wollen. Der Rest des Tages und die Nacht vergingen ruhig. Am folgenden Morgen ließ ich zum Aufbruch rüsten, da sandte Wana Maka zu mir, ich möchte noch etwas verziehen, erschien bald darauf selbst und bat mich, nicht abzureisen, das schrecklichste stünde bevor. Seine Frau, die Zauberin der Karawane, hätte Hühner geschlachtet und aus den Eingeweiden gelesen, daß ihnen eine „schwarze Straße" bevorstände, meine Straße hingegen wäre weiß. Wana Maka fürchtete sich, das feste Tembe zu verlassen und sich mit den Wagogo nochmals auf freiem Felde zu messen; so mußte ich zuletzt seinen Bitten nachgeben und bleiben. Die Wagogo machten nochmals vergebliche Anstrengungen, uns zu trennen, und es nahm die Situation trotz aller Friedensversicherungen einen immer kriegerischeren Charakter an. In der Ferne sah man allenthalben Scharen von 10, 20 und 30 bewaffneten Kriegern von Tembe zu Tembe ziehen, und die Streitkräfte schienen sich immer mehr in der Nähe unseres Lagers zu konzentrieren. Feindseligkeiten brachen keine aus, aber wir sahen sorgenvoll der Zukunft entgegen. Sagte ich mich von den Waniamwezi los, so stand mir ein unfreundlicher Empfang in ihrem Lande, wo ich Handel zu treiben beabsichtigte, bevor, und leicht konnten die Wagogo von Msanga nach Aufreibung der Waniamwezi-Karawane auch mich überfallen und, wenn nicht totschlagen, so doch bis auf den letzten Faden ausplündern; was hätte man dann in Sansibar und zu Hause gesagt, wo solche Komplikationen und überhaupt die Schwierigkeiten einer Expedition ins Innere von Afrika meist gar nicht verstanden werden?

Hielt ich hingegen mit den Waniamwezi, so war ein Kampf auch wahrscheinlich, doch immer einige Aussicht auf glücklichen Verlauf vorhanden, und ich entschied mich am andern Morgen, als Wana Maka dieselbe Geschichte wie gestern anfing, doch für das letztere, erklärte jedoch, nicht länger warten zu können, und bestand darauf, daß etwas unternommen werden sollte. Wana Maka beriet mit seinen Unterführern und unterbreitete mir seinen Entschluß zur Bewilligung. Die Karawane wollte umkehren und mir so lange landaufwärts folgen, bis sie eine andere Karawane träfe, mit der vereinigt sie dann das feindliche Gebiet passieren wurde. Gut, sagte ich nach kurzer Ueberlegung, brechen wir auf. Ich war mir wohl bewußt, daß ich hiermit den ganzen Zorn Msanga's auf mich lud und meine Haut zu Markte trug, aber was war zu machen! Der dumpfe Ton der Mganda (großen Trommel) mahnte zum Aufbruch. Die Waniamwezi beluden sich mit ihrem Elfenbein, meine Träger mit ihren Bündeln und wir setzten uns in Marsch. Ich ließ die Waniamwezi vorausmarschieren, was sie sehr gern thaten, ließ meine Karawane folgen und deckte mit meinem treuen Makutubu den Rücken. Als die Wagogo diesen unerwarteten Ausgang der Verhältnisse sahen, brachen sie zu Hunderten aus den benachbarten Tembes hervor und im Nu war die Ebene um uns herum lebendig von bewaffneten und schrecklich bemalten Kriegern. Die Wagogo folgten uns auf ca. 100 Schritt und riefen fortwährend, ich sollte mich von den Waniamwezi trennen, denn sie wollten nur mit diesen kämpfen, ich sollte frei und ungehindert abziehen. Ich ließ mir von meinem Diener die Henry-Martini-Rifle reichen, schob entschlossen eine Patrone in den Lauf, schulterte die Büchse wieder und holte den Zug ein. Makutubu folgte meinem Beispiel und wir ordneten noch unsere Messer und Revolver, um auf alles vorbereitet zu sein. So ging es eine gute Stunde lang fort. Die Wagogo schimpften und drohten, doch verbot ich meinen Leuten zu antworten, um Reibungen möglichst zu verhüten. Nach Ueberschreitung einer kleinen Hügelkette erreichten wir einen Teich und die Waniamwezi wollten hier lagern, da die folgenden Strecken ganz wasserlos sind; ich willigte ein und ließ die Waren auf einen Haufen werfen. Einige Waniamwezi gingen zum Wasser, um zu trinken. Da begannen die Feindseligkeiten, ein Mgogo fing an, mit Pfeilen auf die Trinkenden zu schießen: ich hatte Lust, den Kerl über den Haufen zu knallen, da ich keine 50 Schritt von ihm entfernt stand, bezwang mich jedoch, da ich nicht den Angreifer spielen wollte. Doch als die Wagogo auch anfingen, auf mich zu schießen, ihre Pfeile durchs Lager schwirrten und Büchsenkugeln mir in unheimlicher Nähe des Ohres vorbeisausten, da riß mir und meinen Leuten die Geduld, und wir stürmten die nächstliegenden Hügel. Nach kurzer Gegenwehr verließen die feigen Wilden ihre günstigen Positionen auf den buschigen Höhen; ich überließ meinen Leuten die Verfolgung, und es war hohe Zeit, daß ich zum Lager zurückkehrte, denn die Wagogo hatten es umschlichen und wollten uns von hinten überfallen; vor der Büchse des Msungu (Europäers) räumten sie jedoch bald das Feld. Ich wollte mich nun den Verfolgern anschließen, wurde jedoch von meinen Leuten zurückgehalten, zumal ich einsah, daß ein überlegender Kopf bei den Waren bleiben mußte.

(Schluß folgt.)

**Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

**Niethammer, Marie (geb. Kerner), Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus.** Nach Briefen und eigenen Erinnerungen. Mit einem Vorwort von Ottilie Wildermuth. 1877. kl. 8°. Geheftet M. 4.—
Elegant gebunden M. 5.—

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

ZENTRALBIBLIOTHEK WIEN


# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 35.** Stuttgart, 29. August **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die Topantunuasu oder ureingeborenen Stämme des zentralen Celebes. Von J. G. F. Riedel. S. 681. — 2. Das Leben der Beamten der Hudsonsbay-Kompagnie auf deren Forts und Stationen. S. 685. — 3. Ein Karawanserai in Persien. S. 688. — 4. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 690. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 693. — 6. Eine Reise nach dem Innern von Afrika. Von Kurt Toeppen. (Schluß.) S. 695. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 698. — 8. Litteratur. S. 699. — 9. Notizen. S. 700.


## Die Topantunuasu oder ureingeborenen Stämme des zentralen Celebes.

Von J. G. F. Riedel.[1]

Diejenigen Stämme von Ureingeborenen, welche im zentralen Celebes, spezieller in der Umgebung des Rano oder des Meeres von Poso angetroffen werden, sind die Tosigi, Tolindu und Tokulabi, Tobesoa, Torilamba, Topikurusua, Tobomaa, Tonapo, und Tobada, Towatua, Topaloto, Totua, Topesaku, Tobaluasa, Toripulu, Toribangga, Topakuli, Toundae, Tokarere, Tolewanu und Tolage oder Toragi. Die zwölf ersten bewohnen den westlichen, die neun letzten den östlichen Teil jenes Gebietes.

Diese Stämme insgesamt werden von den Kaliern Topantunuasu oder Hundsfleischfresser, von den Luwuern und andern südlichen Völkerschaften Toradja oder Toriadja, Oberländer, genannt; sie werden eingeschlossen oder begrenzt: nach Norden teilweise durch die Landschaft Rausu, nach Westen durch die sogen. unter Kaili stehenden Bergstämme von Totanea, Topalu und Todolo; nach Osten durch die Stämme, welche die Binnenlande von Todjo, Tomori und Tobungku oder Tombuku bewohnen, und nach Süden von den zum Teil unter die Oberherrschaft von Mandar und Luwu gebrachten Bergvölkern namens Tomene und Tomatana. Nach Abgabe von zuverlässigen alten Leuten kann man ihre Volkszahl auf mehr als 100,000 Seelen veranschlagen, welche sich verschiedener Dialekte, vornehmlich des Barere, Tiara, Moma, Tado, Idja und Daamana, bedienen.

Zieht man ihre Ueberlieferungen zu Rate, so haben diese Volksstämme unverkennbar einen und denselben Ursprung. Die meisten derselben glauben aus dem Rotang entsprungen zu sein, dessen Gipfel damals an das Himmelsgewölbe reichte, während sein Fuß auf der Erde lag. Andere leiten ihren Ursprung geradezu vom Himmel ab. Dies sind nämlich diejenigen, deren Voreltern die an Ort und Stelle anwesenden Touta oder Leute, welche aus der Erde und darnach aus dem Meere gestiegen waren, vertrieben und deren Absicht, die Wasserquellen zu vergiften, vereitelt hatten. Der erste Mensch hieß Tamibuku, welcher mit seiner Frau, Tawaia oder Tangkawaja (was „Licht" bedeutet) fünf Kinder zeugte, welche Taasu, der Jäger, Tandjenampe, der Umherschweifer, Indobira, die Arbeiterin, welcher die Kunst, die Iwo oder Baumrinde zuzubereiten verstand, Pomadeo, die erfahrene Sprecherin, und Mogala oder Imogala, die Sammlerin, hießen. Ihre Nachkommen verbreiteten sich in der Umgebung des gegenwärtigen Rano Poso, welches damals noch nicht vorhanden war und erst später, während des Streites zwischen den Geistern Lamoa und Longga entstanden ist, bei welchem die Erde in ihren Grundvesten erbebte und Rauch auswarf. Diese kampflustigen Bergvölker haben bisher ihre politische Unabhängigkeit aufrecht erhalten, trotz der Bemühungen von Kaili, Mandar und Luwu, sich dieselben zu unterwerfen. Die niederländische Oberherrlichkeit wird ebenfalls nirgends anerkannt.

[1] Aus den jüngstbesprochenen Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië, s'Gravenhage, M. Nijhoff. 1886.



Digitized by Google

Die Topantunuasu gehören zu den straffhaarigen, hellbraunen, brachy- und orthodolichokephalen Rassen von Indonesien. Die Männer sind kräftig gebaut und flink von Bewegung. Viele vermögen ein Gewicht von mehr als 40 Kilogramm über große Entfernungen hin auf dem Rücken zu tragen. Die Frauen sind schlank und wohlgebildet. Die Männer erreichen eine Länge von m. 1.68, die Frauen von m. 1.56. Das Haupthaar, bei kleinen Kindern gelblich, ist bei den Frauen pechschwarz und üppig. Viele Männer, welche nur wenig Kopfhaar besitzen, sind am Leibe stark behaart. Hände und Füße sind klein, Nase und Ohren mittelgroß und wohlgestaltet, durch den Gebrauch von Sirih-pinang sind die Lippen der Erwachsenen unschön anzusehen. Die Brüste der Frauen sind stark gebaut, mit breiten Aureolen. Die Katamenien zeigen sich gewöhnlich schon vor dem zehnten Jahr. Infolge des Abbrechens, Feilens und Schwarzfärbens der Zähne sind die Gebisse der bejahrten Personen sehr häßlich anzusehen. Durch den Gebrauch einer aus Rotang hergestellten Art von Schnürbrust oder Leibgürtel, welcher sehr stark angezogen wird, haben die meisten Frauen eine dünne Taille. Albinos, nämlich Kinder von Frauen, welche durch die angga oder Geister der Vorfahren befruchtet sind, findet man nicht vielfältig, ebenso wenig Personen, welche an Flechten, Fischschuppenaussatz und anderen Hautkrankheiten leiden. Der Körper wird reinlich gehalten, die jungen Mädchen bestreichen denselben mit dem ausgepreßten Saft von Curcuma longa, während das Kopfhaar fortdauernd mit Kalapa-Milch gewaschen wird. Die Bevölkerung lacht und scherzt gern untereinander, ist ehrlich, gastfreundlich, zuvorkommend, aber zuweilen reizbar und streitlustig. Viele können einige Tage lang dem Hunger trotzen und geben bei körperlichen Leiden kein Zeichen von Schmerz kund. Alle Erwachsenen, Männer wie Frauen, müssen sich im Gebrauch der Waffen üben. Beim Abschluß von Freundschaftsbünden unter Männern, wega, machen sie einander gegenseitig die guma, das Schwert, oder tulangga, Lanze, zum Geschenke. Das Gefühl für Selbstachtung, Eigenwert und Recht ist bei ihnen sehr ausgesprochen. Während ihrer Lebenszeit erhält jede Person drei Namen: nämlich einen nach der Geburt, einen nach der Beschneidung oder den Katamenien und einen nach der Geburt des ersten Kindes. Nach dem Tod wird jeder wieder mit einem neuen Namen belegt. Die gegebenen Versprechungen werden streng gehalten. Vor Neuheiten hat man einen Abscheu, weil die Leute sehr konservative Anhänger der potongo tabu mopali oder alten Gesetze und Gebräuche sind. Männer und Frauen sind übrigens sehr neugierig und darauf erpicht, über Dinge belehrt zu werden, welche ihnen unbekannt sind. Männer und Weiber sind sehr anhänglich aneinander und essen zusammen, wenn sie allein sind. Zu Hause mag der Mann, kede, seine Weiber und Kinder um sich leiden, in der Oeffentlichkeit aber nicht. Sie sind nicht gewöhnt, einander die Hand zu geben; bei einer Begegnung lächelt oder schreit man. Fremdlinge übernachten im Haus des makoll und werden durch die Negari-Genossen drei Tage nacheinander verköstigt. Die Frauen sind, mit Ausnahme derjenigen der Tonapo, Tobada und Tokulabi, unter welchen Stämmen ein gegenseitiger freier Geschlechtsverkehr unter den jungen Leuten besteht, keusch und sehr gleichgültig gegen geschlechtlichen Umgang. Verheiratete Frauen bedienen sich allerlei abführender Mittel: mombajagali, z. B. Wurzeln und Blätter in Kalkwasser und Citronensaft gekocht, um keine Kinder zu gebären und dadurch das Perinäum zu zerreißen, was den Frauen zur größten Schande angerechnet wird. Um häufigerem geschlechtlichem Umgang vorzubeugen, spornen viele verheiratete Frauen ihre Männer an, mehrere Frauen zu heiraten. Selbstmorde unter Männern kommen vielfältig vor unter den Tonapo und Tobada, wenn sie ihre Frauen auf Ehebruch ertappen. Für Zierraten hat die Bevölkerung eine große Vorliebe und die Frauen sind sehr erpicht auf Kajeputöl als Räucherwerk.

Die Männer sind sehr eifrig im Landbau und schmieden aus Eisen, pande ase, die sogen. pamor aus Eisenerz, welches in großer Menge am nördlichen Ufer des Rano Poso vorkommt. Auch lieben sie sehr die Jagd auf Wildschweine und Hirsche. Diese Tiere werden durch die Hunde aufgejagt und von den Jägern zu Pferde verfolgt und mit dem basalo, Wurfstrick oder Lasso, gefangen. Die erlegten Tiere werden alsbald in Stücke geschnitten und geröstet. Die Weiber beschäftigen sich außer der gewöhnlichen Hauswirtschaft und der Verpflegung der Haustiere mit dem Flechten von Körben und Nippsachen, mit der Verfertigung irdener Töpfe und Pfannen und mit dem Klopfen des Basts von dem Iwo- und Wala-Baum, um daraus Iwo oder Buja zu bereiten, welche zur Bekleidung dienen. Sie bemalen die Buja mittelst eines Pinsels von Bambus mit roten, schwarzen, gelben und blauen Farben. Die Bearbeitung des Iwo pflegt nicht in der Wohnhütte, sondern außerhalb in einer besonderen Bretterhütte zu geschehen. Die irdenen Töpfe, Kura, werden aus freier Hand gearbeitet, im Winde getrocknet, darnach gebrannt und innen mit Harz bestrichen. Ferner helfen sie ihren Männern in der Bearbeitung und Unterhaltung der Felder. Der Landbau besteht in der Anpflanzung von Kalapa, Cocosnüssen, Pae, (Padi) Reis, von Djole (Djagong) Mais, von Uwi (Ubi- und Katjang-Arten, bohnenartigen Hülsenfrüchten von Dolichos catjang und Cajanus indicus,) sowie von Tabak, Zuckerrohr und Küchengewächsen. Die Fischerei in der See und in den Flüssen wird von Männern und Knaben betrieben, ist aber von geringem Belang. Für diesen Zweck besitzen sie besonders verfertigte Kähne oder Prauen, Sakaeng und Duanga genannt, welche eine Breite von 0.60 und eine Länge von 6.50 m. haben und mit sogen. Ausliegern oder Flügeln versehen sind. Der Fischfang geschieht mit Reusen, Angeln und kleinen Wurfnetzen. Der Tauschhandel mit Roheisen, Waffen, Wachs, Reis, Tabak und Djagong gegen Gold,

Digitized by Google

Kupfer, Töpferwaren, Leinwand, auch wohl Pferde, Karboutwen (Arbeitsbeitsbüffel), Schweine, Schafe und Ziegen ist noch sehr unbedeutend und wird von jedermann betrieben. Werden jedoch einmal die Walderzeugnisse, wie Rotang und Damar-Harz, gesammelt, dann wird der Handel blühen. Die Zuckerbereitung ist unbekannt. Die Häuser, worin sechs bis acht Samboko oder Familien wohnen, werden auf Pfähle gebaut, welche sich durchschnittlich 6.50 m. über den Boden erheben, oder auf steinigem Grunde auf schwere hölzerne Rahmen gesetzt, in welchen die Hauptpfosten ruhen. Jedes Haus ist von Holz, Palmlatten oder Bambus erbaut und mit Kalapa-Blättern gedeckt und besteht in der Mitte aus einem großen Raum, während an der Außenwand die kleineren Gemächer angebracht sind. In jeder sölchen Kammer findet man die Kochstelle, Awuh und Talusi, worauf nur während der Speisenbereitung Feuer angemacht werden darf; nach dem Kochen muß das Feuer ausgelöscht werden, wenn die Lamoa nicht verstimmt werden soll. Als Hausrat trifft man in den Wohnungen außer den Waffen noch Matten von Rotang und anderen Geflechten, irdene Töpfe und Pfannen, Schüsseln, Teller, kupferne Kessel, hölzerne Schalen, hölzerne Kopfkissen, mit Iwo umwickelt, ferner Pinangbehälter, Kleiderschachteln, Bunge, und die Pepe, einen Korb, welchen die Weiber gewöhnlich auf dem Rücken, mit einem um die Stirne gehenden Stützband, tragen. In den Häusern der Makole werden Hunderte von Schädeln erschlagener Feinde ausgestellt und aufbewahrt.

Die Negarien oder Dörfer sind auf den Gipfeln der Berge erbaut und gehörig befestigt und enthalten durchschnittlich 30—40 Häuser. Ueber dem meist sehr niedrigen Zugang oder Thor befindet sich gewöhnlich ein Wachthaus, worin sowohl unter Tags, als bei Nacht gewacht wird. In jeder Negari findet man das Lobo oder geweihte Haus, worin die übrigen Schädel verwahrt und dem Lamoa sindate Opfer dargebracht werden. Außerhalb der befestigten Negarien findet man die sogen. „Karboutwenkraale" oder Büffelzäune, worin in Friedenszeiten diese Tiere bei Nacht eingeschlossen werden. Die Karboutwen zähmt man, indem man ihnen ein Stück Rotang durch die Nase steckt, tosu enga. Die tägliche Kleidung der Männer besteht aus dem Baugo, Lendentuch oder Schamgürtel, mit dem Tali als Kopfbedeckung; die der Weiber aus der Lemba Badju und dem Kumu Sarong. Alle Häuptlinge und angesehenen Personen tragen einen kattunenen Badju und einen Bongkaschen Sarong. Die Weiber sind sehr sittsam gekleidet, während die Jungen vor der Durchschneidung oder Spaltung des Präputiums und die Mädchen vor dem Eintritt der Katamenien ganz nackt laufen. Als Verzierung gebrauchen die Männer Arm- und Fußbänder von Kupfer, letztere um stattlich einhergehen zu können, sowie einen Ring am rechten Ohrläppchen; die Zierraten der Frauen bestehen in Arm-, Fuß- und Fingerringen, in Halsbändern und Ohrgehängen von Korallen. Die Nahrung, bestehend in Reis, Djagong, Wurzelgewächsen und vielerlei Küchenkräutern, sowie in Schweinen, Hirschen, Hunden, Schlangen, Affen, Beuteltieren und aller Art von Fischen, ist gut und reichlich und besteht aus drei Mahlzeiten täglich. Vor dem Essen kaut man erst ein Stückchen Salz. Als Getränke genießt man reichlich den Sagero, weshalb man unter den alten Leute viele Trunkenbolde antrifft. Die Bevölkerung ist sehr auf Gesang und Tanz erpicht. Der Gesang, welcher während der Padi-Ernte von Männern und Frauen Tage-lang nacheinander angestimmt wird, ist der Kamberu, worin man das Lob von Lamoa und Embas verkündigt und um Ueberfluß und Reichtum bittet. Der Tengke ist ein Lied, welches bei verschiedenen Gelegenheiten und unter der Aufführung des Kajori, eines Rundtanzes, sowie des Dendegu, eines Reihentanzes, angestimmt wird. Bei dem Tantilatanz, wobei Männer und Frauen je abgesondert mit den Händen auf den Schultern durcheinander springen, wird ebenfalls der Tengke gesungen. In den Wäldern singen die alleingehenden Männer fortwährend. Ihre Musikinstrumente sind: die Jori, eine Maultrommel, die Gimba, Trommel, die Gongi, ein großes, und die Kakula, ein kleines kupfernes Becken. Um die Beachtung der Frauensleute auf sich zu lenken, spielen die jungen Männer die Lalowe, eine Nasenflöte, womit wehmütige Töne hervorgebracht werden können, sowie die Santu, eine Art Guitarre mit Einer Saite. Die Lalowe wird auch zur Wurake wea oder Tadunja gebraucht, bei Anrufung der Angga oder Geister der Vorfahren. Die Spiele der Männer sind: das Mosibinti oder Schlagen mit den Waden; das Mositimbolu oder Boxen; das Mogasi oder Kreiselspiel. Die Frauen belustigen sich mit dem Tebe, dem Fortstoßen der Kalapa- (Cocosnuß-)Hülsen mit dem Fuße, und dem Motingkanawa oder Ins-Wasser-springen. Zu gewissen Zeiten werden von Männern und Weibern gegen einander Wettläufe veranstaltet. Als Narcotica bedient man sich des Laumbe, Sirih, des Mamongo oder Pinang und des Tabao oder Tabaks, den man aus Bambuspfeifen raucht.

Die Topantunuasu teilen die Stände ein in die Kabensenja oder den höchsten Adel, wozu die vornehmsten Häupter als Kabusenja, Makole, Tuana und Madika gehören; dann in die Jngkai, die Angesehenen, die als Aelteste die Gemeinde vertreten und wozu die Tadulako oder Anführer im Kriege, diejenigen, welche das kupferne Horn auf dem Haupte tragen dürfen, gerechnet werden; in die Tausondo oder gewöhnlichen freien Leute, deren Familienhäupter, Samboko oder Sampangkoni, im Volksrat auch eine Stimme haben, und in die Batua oder Sklaven. Diese letzteren scheiden sich wieder in: ererbte Sklaven, Batua sosora, in erkaufte Sklaven, Batua panta, in Abkömmlinge von kriegsgefangenen Sklaven oder Batua padjudja, in Besiegte oder Tawania, wovon die Männer einer nach dem anderen bei den Makole,

Digitized by Google

die Frauen bei den Ingkai Dienste leisten müssen, sowie in Pfandlinge, Ata oder Leute, welche ihre Schulden oder auferlegten Geldbußen nicht bezahlen konnten und dadurch verpflichtet sind, bei dem Gläubiger oder einem der Ingkai zu dienen, welcher die Bußen bezahlt hat. Eine Geschlechtsgemeinschaft, d. h. der vertraute Umgang von Personen verschiedenen Standes, wird nach Befund der Umstände bestraft. Wird bei einer Batua-Frau oder Sklavin durch einen Kabusenja oder Ingkai eine Tochter gezeugt, dann folgt diese dem Stand des Vaters, der Sohn demjenigen der Mutter, sofern ihn der Vater nicht loskauft. Das Kind einer Kabusenja-Frau von einem Ingkai oder Tausondo folgt dem Stand der Mutter, sobald sie die festgestellte Buße bezahlt hat, während der Vater samt seiner ganzen Familie zum Sklavenstande verurteilt wird. Hat sich eine Kabusenja-Frau von einem Batua schwängern lassen, so bezahlt sie eine höhere Buße und der Sklave wird ohne alles Prozeßverfahren umgebracht. Bei verschiedenen Stämmen werden derartige Kinder schon vor der Geburt abgetrieben oder getötet. Zur Zeit der Verehelichung erklären Männer und Frauen, zu welchem Stamm der Familie sie gehören wollen, ob zu demjenigen des Vaters der jungen Frau oder zu demjenigen des jungen Mannes. Die Kinder folgen den Eltern. Unter allen Stämmen können die Adeligen und die gewöhnlichen Leute dem Sklavenstamme verfallen. Sklaven können jedoch niemals wieder den Ingkai oder Kabusenja gleich werden. Die Adeligen, Freien und Sklaven bedienen sich aber derselben Sprache.

Die ersten Häupter, wie die Kabusenja, die Großen, die Makole, welche den Schamgürtel tragen, die Tuana oder Aeltesten, und die Madika oder Angesehenen, werden durch die gesamten Ingkai und Tausondo gewählt. Bei Wahnsinn, Krankheit oder schlechter Aufführung werden sie auch von diesen abgesetzt. Frauen können ebenfalls erwählt werden und erhalten alsdann den Namen Kabusenja wea, Makole wea, Tuana wea und Madika wea.

Diese Häupter werden gehörig geehrt, mit Pué angeredet und dürfen bei feierlichen Gelegenheiten auf einem hohen Sessel Platz nehmen, jedoch in Negari- und Regierungsangelegenheiten nichts dreinreden. Die Ingkai und Tausondo ordnen alles, beschließen über Krieg und Frieden und geben davon Kenntnis. Die Urbarmachung des Bodens, die koppensnellerij (Jagd auf Menschenköpfe) und die Kriegsrüstungen werden durch die Tadunja, alte Frauen, geregelt, welche auch Wurake wea heißen und von denen man in jeder Negari einige antrifft. Sie ziehen zu diesem Zwecke das Geschrei der Vögel, der Hähne und der Schweine zu Rate und geben die nötigen Befehle. Die Tadunja, welche auch bei Krankheiten als Aerztinnen konsultiert werden, mögen nicht heiraten; sie stellen einen besonderen höheren Stand dar und werden von den Leuten des Dorfes unterhalten. Ihre Padi- und Djagong-Felder werden zuerst bestellt, während sie ferner auf unbestimmte Zeiten Geschenke, aus Reis, Djagong, Kalapa, Hühnern und Iwo oder geklopfter Baumrinde bestehend, erhalten. Die Einkünfte der ersten Häuptlinge bestehen jährlich aus ungefähr 200 Kati Padi von jeder Familie, 250 Kolben Djagong per Acker, 10 Kalapa-Früchten (Cocosnüssen) per Baum, einem Hinterbein und dem Herz von jedem geschlachteten Schwein, dem zehnten Teil von dem für die Padi-Ernte bereiteten Salz und Iwo oder geklopfter Baumrinde nach Genügen oder Gutbefinden. Ferner werden ihnen in jeder Negari ein Padi- und Djagongfeld für ihren Unterhalt überlassen und muß die Einwohnerschaft in jeder Negari eine Wohnung für sie bauen, worin ihre Frauen Unterkunft finden. Die Fürstinnen haben dieselben Einkünfte.

Außerhalb der Mühewaltung der Häuptlinge werden alle Vergehen und Uebertretungen durch die sämtlichen Ingkai und Tausondo, den Stamm der zum zweiten oder dritten Stande gehörenden Familienväter, untersucht und gerichtet. Mit dem Tode werden bestraft: Blutschande, durch Ingkai, Tausondo und Batua begangen; wiederrechtliche Schwächung von Frauen unter Vergewaltigung und Zwang, Notzucht, weil dieses Vergehen als der schwerste Diebstahl angesehen wird; Ehebruch, von dem Ehegatten in flagranti betroffen, welcher auch als ein schwerer Diebstahl angesehen wird, weil man annimmt, daß die Frau das Eigentum des Mannes ist; schwerer Diebstahl, Beleidigung von Häuptlingen und ihren Gattinnen, sowie der an Stammesgenossen begangene Mord. Die Todesstrafe, Napenate, welche auf letzterem Vergehen steht, kann jedoch auch in Geldbuße, Napasala, verwandelt werden. Gewöhnliche Diebstähle, welche jedoch selten stattfinden, werden mit einer Geldbuße bis zu 50 Gulden und mit Zurückgabe des Gestohlenen bestraft. Auch Verwundungen von Stammes- und Negari-Genossen werden mit Geldbußen abgemacht. Die Bußen werden für jedes Vergehen durch die Ingkai in der Volksversammlung festgestellt. Werden Männer außerhalb des Heimwesens über conjunctio venerea von einigen Personen betroffen, dann bezahlt der Mann eine Buße bis zu 60, die Frau eine solche von 40 Gulden. Erklärt der Mann, daß er die Frau heiraten wolle, so bezahlt er eine geringere Summe. Die Kabusenja werden bei Blutschande aus dem Stamme ausgestoßen und bei geringen Vergehen verurteilt, einen Tag und eine Nacht ohne Nahrung und angebunden bis an den Hals im Wasser zu stehen. Landstreicher und Feiglinge aus dem Stande der Kabusenja, Ingkai und Tausondo werden ebenfalls mit Verbannung bestraft. Die Batua werden durch ihre Herren mit dem Rotang geprügelt und auch dadurch gezüchtigt, daß man sie an einen Pfahl gebunden nackt in die Sonne stellt oder nackt auf ein kupfernes Becken festbindet, oder daß man sie siebenmal nacheinander einen hohen Kalapa-Baum erklettern läßt oder sie in der Nähe eines Ameisennestes anbindet, um gebissen zu werden. Als Besserungsmittel werden gewöhnlich

Digitized by Google

die Augen der Sklavinnen mit feingestoßenem spanischem Pfeffer eingerieben. Brandstiftung wird allein während des Krieges in den feindlichen Niederlassungen als solche geduldet.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Leben der Beamten der Hudsonsbay-Kompagnie auf deren Forts und Stationen.

Die Hudsonsbay-Kompagnie, welcher Großbritannien eines seiner ausgedehntesten überseeischen Kolonialreiche verdankt, ist eine Körperschaft von Kaufleuten, vorzugsweise Pelzhändlern, welcher zur Zeit des Königs Karl II. von England das ausschließliche Recht erteilt wurde, Handel in allen denjenigen Ländern zutreiben, deren Gewässer sich in die Hudsonsbay oder Hudsonsstraße ergießen. Länger als ein Jahrhundert beschränkten sich die Operationen dieser Handelsgesellschaft nur auf das Küstengebiet, bis die rührige Konkurrenz der Franzosen sie zwang, sich auch über das Binnenland allmählich auszubreiten. Es ward nämlich 1783 eine rivalisierende Gesellschaft unter dem Namen „Nordwest-Kompagnie von Montreal" gegründet, welche sogar jenseit der Felsengebirge Stationen anlegte und achtunddreißig Jahre lang einen heftigen Wettstreit um die Oberherrschaft hervorrief, bis beide Gesellschaften im Jahre 1821 eine freundschaftliche Uebereinkunft trafen, sich miteinander verschmolzen und eine Ausdehnung ihrer Befugnisse sicherten. Bis zum Jahre 1859 hatte die Gesellschaft den größeren Teil des heutigen britischen Nordamerika in ihrem Besitz, worauf im Jahre 1869 ihre Ländergebiete mit der Besitzung Canada vereinigt und die Gesellschaft mit einer Entschädigung von 300,000 Lstrl. abgefunden wurde. Die Gesellschaft behielt sich jedoch dabei einige wichtige Bedingungen vor, z. B., daß sie alle ihre Forts mit Inbegriff von je zehn Acres Boden bei jedem behalten und ein Einundzwanzigstel von der gesamten Bodenfläche vom Red River des Nordens bis an die Felsengebirge als freies Eigentum besitzen solle. Die canadische Regierung ist ferner, wie wir mit Vergnügen konstatieren, neuerdings in freundlicher Weise vertragsmäßig mit den Indianern übereingekommen, daß diese fortan frei mit den Weißen verkehren dürfen.

Das Gebiet der Kompagnie ist nun in drei große Abschnitte oder Provinzen eingeteilt, nämlich in Manitoba mit seinem fruchtbaren und für Getreidebau geeigneten Boden; in Keewatin, welches östlich und nördlich von Manitoba liegt, und in das Nordwest-Gebiet, welches die ganze Region zwischen jenen beiden und Britisch-Columbia umfaßt.

Um dem Leser einen Begriff von dem Handelsverkehr dieser Gebiete zu geben, sei hier angeführt, daß die Erträgnisse an Pelzwerk und anderen verkauften Landeserzeugnissen im Jahre 1876 sich auf eine Summe von 291,566 Lstrl. belief, woran mehr als 90,000 Lstrl. reinen Gewinns realisiert wurden.

Von dem praktischen Geschäftsbetrieb dieser Kompagnie und von dem geselligen Leben ihrer Angestellten vermag die nachstehende kurze Schilderung eine Vorstellung zu geben.

Die Bewohner eines Forts oder Postens der Hudsonsbay-Kompagnie bilden für sich eine mehr oder weniger zahlreiche Gemeinde, je nachdem die Niederlassung für Handelszwecke bestimmt oder ein Depot von Lebensmitteln und Vorräten oder nur eine vereinzelte, mittelst Palissaden befestigte Anländе zur Anhäufung von Lebensmitteln für den Gebrauch der größeren Forts ist. Welchen Charakter aber auch eine derartige Niederlassung tragen mag, so wird daselbst ein regelmäßiger Geschäftsbetrieb, welcher gewisse Zeiten für die Ausführung besonderer Verrichtungen heischt, stets streng beobachtet. Man verlangt von jedem Mitglied der Gemeinde, vom Faktor oder ersten Commis bis herunter zum Koch; daß er zu der für die speziellen Verrichtungen anberaumten Zeit pünktlich auf seinem Platze sei. Diesem System verdankt man die seltene Umsicht und Sparsamkeit, womit die Geschäfte der Kompagnie betrieben werden, und das vollkommene Verständnis der Einzelnheiten, welches alle Angestellten von sämtlichen Zweigen des Geschäfts haben. So muß z. B. ein gewöhnlicher Commis im Dienste meistens eine Frist von vierzehn Jahren in dieser Stellung aushalten, ehe er auf Beförderung zu einer höheren rechnen darf. Während dieser langen Dienstzeit muß er notgedrungen eine gründliche praktische Kenntnis der Pflichten und sogar der unbedeutendsten Einzelheiten seiner Station erlangen und durch die lange Gewöhnung wird er mit den sämtlichen Eigentümlichkeiten und Wegen des Handels, mit allen Feinheiten und Einzelheiten des Betriebs vertraut und identifiziert sich ganz mit den Ueberlieferungen der Gesellschaft, so daß er, sobald er dann die Leitung eines Postens oder Distrikts übernimmt, jene Pünktlichkeit, Methode und sorgfältige Bedachtnahme auf die Klejnigkeiten seiner Stellung mitbringt, welche er in seiner langen Lehrzeit sich erworben hat und die ihm die Erfüllung seiner neuen Verantwortlichkeiten so sehr erleichtern.

Man könnte fast sagen, das eigentliche Leben im Fort beginne mit der Frühstücksstunde, welche ebenso regelmäßig festgesetzt ist, wie die Zeit zum Geschäftsbetrieb, dessen Art und Wesen wir hiernach schildern werden. Die Frühstückszeit für die niedere Klasse der Angestellten, deren Pflichten ihrer Natur nach frühes Aufstehen verlangen, ist im Winter sechs Uhr, im Sommer fünf Uhr Morgens. Diese Angestellten speisen für sich und beziehen in regelmäßigen Zwischenräumen Rationen durch den Proviantmeister oder Steward, ungefähr gerade wie beim Militär. Sie bestellen einen aus ihrer Mitte zum Koch, welcher nur diesem Amte obliegt und für die Lebensmittel, die Menge und



Digitized by Google

Beschaffenheit der Speisen u. s. w. verantwortlich ist. Nach jeder Mahlzeit ist eine kurze Zeit erlaubt, welche gewöhnlich zum Rauchen einer Pfeife verwendet wird, worauf die Bediensteten ihren verschiedenen Verrichtungen nachgehen.

Die Ankunft eines Reisenden aus der Fremde ist die größte Episode in dem eintönigen Alltagsleben eines Postens. Die Gemeinde findet in ihm eine unerschöpfliche Quelle genußreicher Unterhaltung, und wenn er gesprächig und mitteilsam ist, so dienen seine Erzählungen und Neuigkeiten für eine unbestimmte Frist zum vollgültigen Ersatz für die Verpflegung, die er genießt. Ein derartiger Reisender, und noch mehr ein Beamter der Kompagnie, findet auf jedem Posten die gastfreundlichste Aufnahme. Man weist ihm für die ganze Dauer seines Aufenthaltes ein eigenes Zimmer für seinen Gebrauch an; er kann nach Belieben kommen und gehen und man versieht ihn sogar noch mit Booten, Schlitten oder sonstigen Verkehrsmitteln. Sein Umgang wird von allen gesucht, derjenige an welchen er sich näher anschließt, wird von den anderen beneidet, man sucht ihn so lange wie möglich festzuhalten und fördert ihn bei seiner Abreise nach Kräften mit Rat und That und mit gewichtigen Empfehlungen nach dem nächsten Posten, wo er einer ebenso herzlichen Aufnahme sicher sein darf.

Der gemeinsame Kosttisch hat überdieß noch andere als gesellige Anziehungskraft und noch substanziellere Vorteile. Die Beamten der Forts leben alle sehr gut, schränken sich zwar in Zeiten des Mangels sehr ein, sorgen aber geflissentlich immer für eine wohlgefüllte Speisekammer, in welcher alle in der Umgebung vorhandenen Leckerbissen zu finden sind, namentlich für das beste Haar- und Federwild und die schmackhaftesten Fische, die nur in der Nachbarschaft vorkommen. Man bekommt hier die zarten und saftigen Fetthöcker vom Büffel, die delikaten, gelatinereichen Elennschnauzen, das feinste und saftigste Wassergeflügel, die frischesten Fische — alle durch Gefrieren anstatt durch Einsalzen aufbewahrt. Auf manchen Posten fehlt es allerdings an Gemüsen, welche weder in Menge, noch in Mannigfaltigkeit zu beschaffen sind; allein die Reihe der Fleischarten ist so groß und ihrer Zubereitungsarten sind so viele, daß die Tafel stets Abwechslung darbietet und der Gaumen und Magen sich schnell an das Vorwiegen der tierischen Kost gewöhnen, um so mehr, als das Klima den Konsum von substantiellerer Fleischkost begünstigt. Brot ist häufig ein seltener Artikel und wird nur bei besonderen Gelegenheiten gebacken, da auf manchen Posten nur wenige Säcke Mehl per Jahr kommen und die Beamten mit diesem beschränkten Vorrat so haushälterisch umgehen, wie eine sorgsame Hausfrau bei uns mit ihren eingemachten Früchten u. dgl. Das bei solchen Gelegenheiten gebackene Brot besteht aus kleinen Kuchen, von welchen für jede Mahlzeit nur einer auf den Teller des Tischgenossen gelegt wird. Auf denjenigen Posten, wo man Kartoffeln und Rüben noch bauen kann, erscheinen diese und ähnliche Gewächse natürlich reichlich und in verschiedenster Zubereitung auf dem Speisezettel.

Das eigentliche Geschäft des Postens, mit Ausnahme der nötigen Beschäftigungen der niederen Bediensteten, wird in den Stunden zwischen neun Uhr Morgens und sechs Uhr Abends besorgt, wobei eine Stunde Pause für das Mittagsbrot zwischen zwei und drei Uhr abgeht, während welcher die Bureaux und Läden geschlossen werden. Während der Geschäftsstunden ist für vielerlei zu sorgen, zumal im Sommer. Sobald die Glocke die Oeffnung der Thore des Forts verkündigt, so füllt sich der Hofraum rasch mit Indianern und Händlern, welche entweder den Zahltisch des Kaufladens umlagern oder müssig im Hofraum herumlungern — malerische Vagabunden in den buntscheckigsten Aufzügen. Die dienstthuenden Commis haben alle Hände voll zu thun, um Thee, Zucker, Munition u. s. w. auszuwägen, und zwar in farbige baumwollene Taschentücher hinein, welche zu diesem Behufe von den fettigen, schmierigen Köpfen der Eingeborenen abgenommen worden sind; oder um Pelze zu untersuchen und zu bezahlen, die dürftigen Ellen von blauem Druckattun abzumessen, welcher zur Bekleidung der rothäutigen Schönen bestimmt ist, oder ein Geheul von Vergnügen hervorzurufen, indem sie Geschmeide von vergoldetem Messing vorzeigen, welches um das Zehnfache seines ursprünglichen Preises verkauft wird.

Außerhalb der Verpfählung des Forts beladen die voyageurs oder Bootsleute lange, im benachbarten Flusse liegende Walfischboote mit Ballen Pelzwerk, welche zum Transport nach den Depotforts bestimmt sind, oder laden Kisten und Ballen von Waren aus, welche für den Tauschhandel oder die weitere Versendung bestimmt sind. Ueber diese Thätigkeit hält ein Rechnungsbeamter oder Buchhalter strenge Aufsicht wie über alles, was irgend einen Wert repräsentiert, über welchen er Rechnung abzulegen hat. Alles ist voll rühriger Geschäftigkeit, aber ohne alle Eile; die sorgsame Ueberwachung des Details zeigt sich in allem, und man hält die ängstlichste Wacht über den ganzen Verkehr.

Ein Fort der Hudsonsbay-Kompagnie ist selten frei von Besuchern oder Bummlern, die hier einsprechen. Je weiter der Tag vorrückt, desto zahlreicher kommen die Tauschlustigen an und desto belebter wird der Umsatz. Bisweilen kommt eine große Bande Indianer angeritten, hält außerhalb der Verpfählung, läßt ihre Klepper auf der Prairie frei laufen und beginnt kleine Mengen von Fellen zum Tausche zu bringen, um ihre unmittelbaren Bedürfnisse zu befriedigen. Ein andermal lagert eine Bande außerhalb der Palissaden, um das Ergebnis einer langen und erfolgreichen Jagd zu vertauschen und macht dann Tage und Nächte lang einen Heidenlärm mit ihren Schmäusen und Schlemmereien. Ihre Lagerfeuer beleuchten weithin die Ebene mit ihrem launenhaften flackernden Licht; ihre grün und gelb bemalten Gesichter und in

Digitized by Google

Wolldecken gehüllten Gestalten nehmen allmählig eine gewisse Individualität an und selbst die unverschämtesten Bettler werden einem ein vertrauter Anblick, bis sie plötzlich verschwunden sind, aber nur um durch andere von gleichem Aussehen ersetzt zu werden.

Viel Aufregung und Geschäft verursachen auch Ankunft oder Abgang der Beamten von anderen Forts, die entweder im Dienste unterwegs sind um Bootsgeschwader nach entfernterne Punkten zu geleiten und nur für wenige Stunden sich aufhalten, um dann wieder aufzubrechen, oder die nach anderen Posten versetzt und unterwegs sind. Im Winter sind jedoch die Geschäftsstunden bis zu einem gewissen Grade nur formell und die Geschäftszeit wird von jenen unbedeutenden Einzelheiten in Anspruch genommen, welche mit jeder Beschäftigung verbunden sind.

Um sechs Uhr Abends sind die Tagesarbeiten zu Ende, und die Gemeinde-Mitglieder dürfen nun treiben, was sie wollen. Diese Zeit des Feierabends ist es ganz besonders, welche so schwer und langweilig auf den Einzelnen drückt. Zur Sommerszeit nimmt man seine Zuflucht zu körperlichen Uebungen während der langen Abende mit ihrer stundenlangen Dämmerung; man rudert auf den Flüssen und Seen, man schiebt Kegel, treibt Beilkespiel, reitet spazieren ꝛc., lauter Zeitvertreib, welcher namentlich bei den jüngeren und mannhafteren Commis sehr beliebt ist, oder aber, man übt das Waidwerk aus und geht mit Hund und Flinte dem zahlreichen Federwild an den benachbarten Wasserläufen nach. Aber der kurze Sommer ist bald herum, und nur allzuschnell kommt die Zeit wieder heran, wo die Unterhaltung und der Zeitvertreib innerhalb der vier Wände dem Geist seine Nahrung liefern müssen. Der oberste Beamte verbringt die langen Winterabende gewöhnlich in der Gesellschaft seiner Familie oder mit dem Abfassen des Logbuchs seines Postens, und diese letztere Arbeit wird für einen Mann, welcher Talent zur Komposition hat, bald eine angenehme Beschäftigung. In diesem Tage- oder Jahrbuch verzeichnet er all die kleinen Tagesereignisse: Ankunft und Abgang von Gästen, die hauptsächlichsten Sendungen, welche er empfangen oder expediert hat, den Gesundheitszustand der ihm unterstellten kleinen Gemeinde u. s. w., und es bleibt dem Schreiber unbenommen, seine allgemeinen Bemerkungen oder Reflexionen über die den Dienst betreffenden Gegenstände und Angelegenheiten oder solche Winke und Nutzanwendungen beizufügen, welche aus den verzeichneten Ereignissen hervorzugehen scheinen. Auch darf er den Rahmen des rein Geschäftlichen beliebig erweitern und auch von anderen, dem Handel fernab liegenden Dingen berichten, und so kommt es, daß man — obwohl die Mehrzahl dieser Logbücher nur trockene Aufzeichnungen über Witterungsverhältnisse, den Mangel an Vorräten gefrorener Fische oder die Anhäufung von Pelzwerk enthält — in einzelnen derselben hie und da auch hübsche Gedichte, Naturschilderungen oder interessante Geschichten aus dem wirklichen Leben verzeichnet findet, welche auf eine poetische Ader oder ein empfängliches Gemüt bei einem dieser Faktoren oder ersten Commis deuten.

Bei dem jüngeren Teil der Gemeinde: den Commis, Lehrlingen, Postmeistern u. s. w., müssen Geplauder und die friedliche Pfeife einen wesentlichen Teil der Unterhaltung und des Zeitvertreibs an den langen Winterabenden tragen. Nächstdem sind die verschiedenen Spiele sehr beliebt, und in jedem Zimmer findet man ein abgegriffenes Kartenspiel, ein Schach- oder Damen- oder Cribbage-Brett und ein hölzernes Domino-Spiel. Wer Freude an Lektüre hat, der findet Muße genug, an den langen Winterabenden diesem nützlichen Zeitvertreib nachzuhängen; nur sind Bücher, als Privateigentum des Einzelnen, weit seltener, als man erwarten sollte, weil ihr Transport mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist. Um diesem Mangel abzuhelfen, hat die Kompagnie auf manchen der größeren Stationen im Norden bändereiche Bibliotheken für den Gebrauch der Beamten und Diener eingerichtet, aus welchen dann auch Bücher nach den benachbarten Posten leihweise abgegeben werden, so daß eifrige Leser stets von Zeit zu Zeit mit neuen Vorräten von Lektüre versehen werden können. Auch erscheint jeden Winter ein- oder zweimal auf jedem Fort ein wahrer Festtag für die Insassen desselben durch die Ankunft des Postschlittens, welcher Zeitungen und Briefe von der Außenwelt bringt, deren Lesen und Beantwortung wieder einige Zeit in Anspruch nimmt und einige Unterhaltung gewährt. Bei der Beantwortung von Briefen ergibt sich allerdings die namhafte Schwierigkeit, daß die Leute auf den Stationen so gar nichts Neues zu berichten haben, und um dies zu umgehen und doch den erforderlichen Reiz der Neuheit hervorzubringen, begnügt sich der Schreiber gewöhnlich damit, einen einzigen Brief abzufassen, welcher mit möglichst vielem Witz, Humor und Pikanterie gewürzt ist, und diesen kopiert er dann und sendet ihn an alle diejenigen Freunde, welchen er die Verpflichtung zu einer Antwort auferlegen will. Auf diese Weise findet sich auf eine Reihe von Tagen nach der Ankunft der Post leicht eine Beschäftigung für die langen Winterabende, bis der nächste anlangende Zug von Hundeschlitten diese Korrespondenz mitnimmt, und mit ihr wenigstens diese Art des Zeitvertreibs.

Viele von den jungen Leuten, welche keine Freude am Lesen und Studieren haben, vertreiben sich die Zeit mit Musik und versuchen es auf irgend einem musikalischen Instrumente zu einer gewissen Fertigkeit zu bringen. Gewöhnlich wird hierzu die Violine ausersehen, und der Dilettant, welcher sich diesem Instrument widmet, bringt es gewöhnlich nach einer jahrelangen, eifrigen Praxis zu einer gewissen Leichtigkeit und Routine des Spiels. Das Violinspiel ist in der That eine unter den Beamten der Kompagnie so allgemeine Beschäftigung für die Mußestunden, daß man Violinsaiten alljährlich als einen Teil

Digitized by Google

der regelmäßigen Ausrüstung zum Verkauf nach den nördlichen Distrikten schickt. Es ist daher auch gar nicht zu verwundern, daß unter dem belebenden und aufregenden Einflusse dieses Instruments in den wenigen Festzeiten des Jahres und häufig auch an den langen Abenden ein Tänzchen zur Unterhaltung aufgeführt wird, woran dann all die dunkelhäutigen Mädchen in der Nachbarschaft des Forts teilnehmen. Der Genuß dieses flüchtigen und seltenen Vergnügens, sich beim Klang der manchmal eintönigen und oft wiederholten Melodien ein paar Stunden lang mit Frauenzimmern im Tanze drehen zu dürfen, erfüllt die Beamten auf längere Zeit mit angenehmen Erinnerungen, und bei solchen Gelegenheiten macht sich eine ganz außerordentliche gesellige Freiheit und Gleichheit geltend, bei welcher alle Standesunterschiede verschwinden und die Angestellten aller Grade sich zwanglos auf demselben Tanzplatze begegnen.

Bei derartigen schlichten Vergnügungen und in der Erfüllung solcher Pflichten verstreicht dem Angestellten der Kompagnie das Leben ziemlich ereignislos und eintönig. Die Vergnügungen und der Zeitvertreib sind nicht nur einfach, sondern zum mindesten höchst unschuldiger Art und werden äußerst eifrig benützt. Es treten nur wenige Versuchungen zum Bösen und zu Ausschweifungen in diesem einsamen Leben an die Angestellten der Kompagnie heran; die Gehälter sammeln sich bei den wenigen Bedürfnissen dieser Menschen von Jahr zu Jahr mehr an und werden von der Kompagnie verzinst, bis der Beamte sich noch im reiferen Mannesalter im Besitze hinlänglicher Mittel befindet, um den Rest seines Lebens unter behaglicheren Bedingungen zuzubringen. Merkwürdiger Weise ereignet es sich aber meistens, daß er sich an sein seitheriges Leben so sehr gewöhnt und dasselbe so lieb gewonnen hat, daß die Reize einer höheren Zivilisation wenig Anziehungskraft mehr auf ihn ausüben. Viele sagen zwar vermeintlich auf immer den ungastlichen Regionen, worin sie die besten Lebensjahre verbracht haben, Lebewohl, mit dem Vorsatz, in ihre alte Heimat zurückzukehren und dort ihren Lebensabend zu verbringen; allein nach kurzer Zeit kehrt einer um den anderen wieder zu der seitherigen Lebensweise zurück. Der Wechsel ist ein allzu jäher gewesen: sie haben ihre ehemaligen Freunde und Verwandten überlebt, sich an eine total verschiedene Lebensweise gewöhnt — mit einem Wort, die große geschäftige Welt dort draußen dreht sich allzu rasch für ihre ruhige und behagliche Lebensanschauung, und von Heimweh erfüllt kehren sie wieder in die Einsamkeit zurück, legen sich selber ein Gehöfte an oder lassen sich in der Ansiedelung am Red River des Nordens unter ihresgleichen nieder.

---

## Ein Karawanserai in Persien.

Nach einem Marsch von etwa 36 Km. erreichen wir das Karawanserai, welches für europäische Augen mehr einer kleinen Festung als einem Zufluchtsort für Reisende gleichsieht. An jeder Ecke des gewaltigen viereckigen Gebäudes erhebt sich ein Turm, welcher oben mit Schießscharten versehen ist. Die Mauer trägt Zinnen und ist ebenfalls in regelmäßigen Zwischenräumen von Schießscharten durchbrochen. Zu beiden Seiten des gewaltigen Thores stehen ähnliche Türme und oberhalb der Durchfahrt ist eine kunstreich eingehauene Inschrift, welche besagt, daß „Schah Abbas der Große dieses Karawanserai erbaut und der Benützung der Reisenden gewidmet hat im Namen Gottes und seines Propheten Mahomed." Das Karawanserai bietet genügende Unterkunft, denn es kann im Notfall zweitausend Menschen Obdach und behaglichen Unterstand geben. Dicht bei dem Karawanserai ist der Ab Umbar oder bedeckte Wasserbehälter, welcher von einem Kannât oder unterirdischen Kanal gespeist wird, welcher, oft in einer Tiefe von vielen Fuß, einige Meilen weit hergeführt worden und immer gefüllt ist; der Ueberlauf fließt in einem winzigen Bächlein ab, und die steinerne Kuppel, welche den Behälter überwölbt, erhält denselben kühl. Leider sind diese Wasserbecken ein Lieblingsversteck für die Leichen ermordeter Reisenden.

Es gibt kein anderes Gebäude irgend welcher Art auf einem Umkreis von 36 Km. von unserem Karawanserai. Auch keine menschliche Nahrung ist hier zu bekommen; nur in ruhigen Zeiten hält der Thürhüter vielleicht einen kleinen Vorrat von Gerste und Häcksel für die Pferde und etwas Brennholz oder etwa Kohle; allein man kann sich nicht darauf verlassen.

Wir haben unsern Halteplatz schon aus einer Entfernung von etwa 5 Km. an einer Krümmung der Straße zu Gesicht bekommen, wenn man es Straße nennen darf, was niemals gebaut oder wiederhergestellt worden, sondern nur ein Weg ist, welchen Jahrhundertelanger Verkehr bezeichnet hat. Sobald unsere Pferde das Gebäude erblicken, spitzen sie die Ohren und beschleunigen wiehernd ihre Gangart. Die zögernden trägen Maultiere bedürfen nicht länger mehr der greulichen Flüche der Tscharwardars (Maultiertreiber), noch der häufigen Anwendung der grausamen Kettenpeitsche. Das Leittier der Karawane, immer ein Pferd (kein Maultier), beschleunigt seinen Schritt, schüttelt stolz seine Glöckchen und seinen lustig aufgeputzten Kopf mit den bunten wollenen und ledernen Zierraten und dem roten Kopfgestell, das mit vielen Reihen Kaurimuscheln benäht ist. Die Maultiertreiber beginnen zu singen, die Diener lächeln; der Koch versetzt seinen Maulesel in einen leichten Trab und reitet unter vielem Klirren von Töpfen voraus, um seinem Herrn die Mahlzeit zu bereiten. Er wird ein gutes Mahl von vier Gerichten und vielleicht einer süßen Speise liefern,

Digitized by Google

obwohl nur vier Backsteine in einer Ecke des Stalles seine Küche bilden.

Während wir zu dem düstern Thor einreiten, das demjenigen einer mittelalterlichen Burg auf einer Theaterdekoration ähnlich und hoch wie ein Triumphbogen ist, bietet uns ein Derwisch demütig eine Blume, eine halbreife Pflaume oder einen Grashalm an; beinahe nackt, sein langes Haar ungekämmt bis auf die Schultern herabhängen lassend, seine Augen glänzend von Hoffnung und den vereinigten Wirkungen von Bhang (indischem Hanf) und frommem Nachdenken, ein Pantherfell über seine Schultern und eine mit Spitzen versehene Keule schwingend, sieht der Bettler furchtbar genug aus; „Yahuk" (mein Recht) ruft er und streckt um ein Almosen bittend seine Hand aus. Ein paar Kupfermünzen stellen ihn zufrieden und er läßt sich gnädig herab, uns die Zellen zu weisen, welche unsere Diener gewählt haben.

Um das von den vier Seiten des Karawanserai eingeschlossene Viereck herum erheben sich achtundvierzig Bogen von schwerem Steinwerk. In jeder dieser Bogenstellungen liegt das Reisegepäck des jeweiligen Bewohners derselben: seine Ballen, Packkörbe, seine Reiseausrüstung, seine Waren. Besondere Haufen von Kisten und Ballen, welche in dem geräumigen Hofe aufgetürmt sind, haben die Ladungen von mehreren Hundert Maultieren und von vielleicht zwölf verschiedenen Karawanen gebildet. Die Maultiere grasen jetzt draußen in der Umgebung des Karawanserai. Unsere Diener haben drei von den Bogenhallen in Beschlag genommen. Niemand beansprucht ein Vorrecht für dieselben, niemand macht sie uns streitig. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Aus einer der Bogenwölbungen kommt eine Staubwolke: der Thürhüter reinigt sie so eben zu unserer Aufnahme. An der Rückseite jeder Wölbung ist eine Thüre oder vielmehr ein Loch in der Mauer, drei auf vier Fuß, welche zu einem fensterlosen gewölbten Gemach führt, das nur eine Feuerstelle und vielleicht einen Kamin enthält, aber sonst nichts. Die Mauern sind ungeheuer dick. Der Ort ist im Sommer kühl, im Winter warm; Wände und die kuppelförmige Decke sind schwarz vom Rauch vieler Menschenalter. Hinter diesen Gemächern laufen die Stallungen hin — Raum für tausend Stück Lasttiere.

Wenn die Maultiere den Hof betreten, werden ihnen eilends ihre Ladungen abgenommen und in einen Haufen aufgeschichtet; die Diener holen die Teppiche, die tragbaren Bettstellen, das Bettzeug, den Tisch und zwei Stühle hervor. Der Reitknecht nimmt unsere Pferde, der Tischdecker reicht uns den duftenden Kalian (die Wasserpfeife), und wir setzen uns mit untergeschlagenen Beinen auf die erhöhte viereckige Plattform, welche sich mitten im Hofe befindet, und thun uns gütlich mit der angenehmsten Art des Rauchens in der ganzen Welt. Die Maultiere in einer langen Reihe, jedes sein klingendes Glöckchen um den Hals, traben unter der Führung eines Maultiertreiber-Knechts davon, um an dem von dem Wasserkeller ablaufenden Bächlein getränkt zu werden. Der Hofraum wird ruhiger, wenn die Karawane sich niedergelassen hat. Wir sehen, daß viele Bogenstellungen von verschiedenen Familien besetzt sind; einige davon sind arm, vielleicht sogar Bettler, einige sind wohlhabende Kaufleute; es ist sogar vielleicht ein Fürst mit seinem Gefolge vorhanden. Die Unterkunft ist für alle genau dieselbe. Wer zuerst kommt, bedient sich zuerst; niemand wird zurückgewiesen. Wenn du zu spät kommst, um noch einen freien Raum zu finden, mußt du im Stall, auf dem Dache oder auf der Plattform schlafen oder irgend einen ärmeren Mann auskaufen.

Unsere besondere Bogenhalle und Gemach sind gescheuert und mit einem Teppich belegt worden, unsere Stühle sind aufgestellt, wir nehmen unsern Thee unter unserem eigenen Bogen ein. Mit dem innern Gemach ist eine große Veränderung vor sich gegangen; in einer Nische stehen unsere brennenden Kerzen; in den Ecken sind unsere Betten; hier ist unsere Badewanne, deren wir uns mit Vergnügen bedienen; ein schwerer Vorhang vor der thürlosen Oeffnung sichert uns vor müßiger Neugier; wir sind wie zu Hause. Müde, wie wir sind, legen wir uns zu einem willkommenen kurzen Schlummer nieder.

Um fünf Uhr Abends werden wir durch das Geklingel der Glöckchen und das Schreien der Maultiertreiber geweckt. Die verschiedenen Lasttiere kehren von der Waide zurück. Im Hofe stehen Reihen von Maultieren, an Stricke angebunden, welche am Boden angepflöckt sind. Jedes hat seinen Futterbeutel. Da und dort liegen im Kreise Haufen von Kameelen, welche alle gleichzeitig an einem Haufen Stroh kauen. In einer Ecke stehen unsere eigenen Pferde; wir sehen ihrer Fütterung zu und untersuchen als erfahrene Reiter ihre Rücken. Der Koch, gestiefelt, wie er ankam, ist über seinem Feuer geschäftig. „Die Mahlzeit ist fertig, Sahib," meldet unser Tafeldecker, welcher nach Landessitte von Waffen starrt, denn er trägt im Gürtel einen geraden Säbel, zwei Pistolen und einen Dolch. Wir begeben uns zu dem willkommenen Mahl.

Es ist Sonnenuntergang; die Thore werden geschlossen, die Reisenden trinken miteinander ihren Thee und plaudern in Gruppen. Ein gelegentliches Wiehern oder Balgen unter den zahlreichen Tieren besagt uns, daß wir auf der Reise sind. Ein Maultier reißt sich los und läuft scheu herum, wird aber eingefangen. Alles ist still bis auf ein gelegentliches Klingeln von Glöckchen und das Gurgeln der Wasserpfeifen. Irgend ein frommer Muselmann stimmt den Ruf zum Gebet an: „Im Namen Gottes des Mächtigen, des Gnädigen! Es ist kein Gott als Gott, und Mahomed ist der Prophet Gottes!" Viele knieen nieder und beten, andere rauchen ruhig weiter. Wir speisen, und wenn das Mahl vorbei ist, eilen wir zur Ruhe — einer Ruhe, welche oft durch den Zwischenfall eines losgerissenen Maultiers oder den Aufbruch einer Karawane unterbrochen wird.

Mit Tagesgrauen erwachen wir mit Widerstreben



Digitized by Google

und frühstücken Thee mit Butterbrod. Träge steigen wir zu Pferde; unsere Karawane ist schon vor einer Stunde oder zwei aufgebrochen. Gefolgt von dem treuen Koch, dem Tafeldecker und dem Reitknecht, reiten wir in feierlichem Schritte hinweg und sagen dem Karawanserai Lebewohl. Wir haben einen neuen Marsch von 36 oder vielleicht sogar 45 Km. vor uns und erwarten mit Begierde das treffliche warme Frühstück, welches uns unser Muster von Koch in drei Stunden unterwegs vorsetzen wird, an einem kleinen, kaum 18 Km. entfernten Flusse. Und so endet eine nicht unangenehme Nacht in einem persischen Karawanserai. (St. J. G.)

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Gewiß war es nicht ratsam, abzuwarten, ob nicht auch Ausnahmen vorkommen, wie ich sie bereits genügend erfahren hatte. Ein Revolverschuß, den ich abfeuerte, hatte nur eine vorübergehende Wirkung; bei dem zweiten Schuß war dieselbe noch eine geringere, da die Anzahl der Bestien eine zu große war, die nach jedem Schuß nur um so geschlossener vorrückten. Es war mithin nur eine ganz unnütze Verschwendung von Munition, die uns möglicherweise in entscheidenden Augenblicken fehlen konnte. Viel wirksamer war das Anzünden von Stroh- und Heubüscheln, zu welchem Zwecke uns unser Sitzpolster vorzüglich zu Statten kam.

Freilich waren wir auch nur so lange geschützt, als das Feuer brannte, das außerdem noch den Nachteil hatte, daß nach dem jedesmaligen Erlöschen desselben unsere an die Dunkelheit gewöhnten Augen derart geblendet waren, daß wir bei einem raschen Angriff der Ungetüme völlig verteidigungsunfähig gewesen sein würden.

Das größte Uebel unter allen war aber doch der sehr geringe Vorrat unseres Brennmaterials, der nicht viel länger als Minuten ausreichte und dann völlig erschöpft war. Es mußte mithin ein anderer Ausweg gefunden werden, und da es einen solchen nicht gab, so blieb nichts übrig, als die Rosse zu besteigen, und uns in das Wasser neben den Schlitten zurückzuziehen, in welchem letzteren sich außerdem noch ein Doppelgewehr befand, das uns im Notfalle zur Hand war und die besten Dienste leisten konnte.

Am meisten sträubte sich unser weiblicher Reisegenosse, der nicht an die Gefährlichkeit der russischen Füchse glauben mochte; allein dennoch half es nichts, und rasch hatte der praktische Jemtschick aus seinem eigenen Kaftan und einer Pferdedecke einen Sattel formiert, das ruhigste der Pferde aufgeschirrt und die Bügel durch Riemen ersetzt.

„Muß ich denn schon wieder reiten?“ klagte meine Gefährtin neben dem Pferde stehend, das der Jemtschick herbeigeführt hatte.

„Siehst Du nicht, daß es geschehen muß? Gewiß mußt Du, oder möchtest Du lieber gebissen sein?“

„Nein!“ gab sie zur Antwort.

„Also! Folglich mußt Du reiten!“

In diesem Moment erhob eine Bestie in unserer unmittelbarsten Umgebung ein ohrenzerreißendes Geheul, als ob sie unsere Bemerkung verstanden hätte, und im nächsten Augenblick saß die Reiterin im Sattel, die jetzt selbst den Fuß hob und aufzusitzen wünschte. Es gelang jetzt schon besser als das erstemal beim Verlassen des Schlittens, und in der Folge, wenn sich derartige Fälle noch oft wiederholten, geschah es sogar mit Vergnügen.

Unterdessen hatte der Jemtschick auch die übrigen Pferde losgebunden und herbeigeführt, die jetzt ebenfalls bestiegen wurden, wogegen das vierte am Zügel neben dem Postillon hergieng. Auf diese Weise vorbereitet, erfolgte — mit der Reiterin in der Mitte — sofort der Rückzug in das Wasser, um an dem Schlitten Aufstellung zu nehmen, der gewissermaßen als Festung dienen sollte. Allein kaum waren wir einige Schritte in das wilde Gewässer hineingeritten, als sich die Pferde in der Meinung, daß sie wieder angespannt werden sollten, außerordentlich wild und widerspenstig benahmen und selbst aufzubäumen begannen.

Es war das eine neue Verlegenheit in unserer großen Bedrängnis, die uns einen Augenblick im höchsten Grade gefährlich werden zu wollen schien. Mein armer Schützling schrie laut auf, wodurch die Pferde uns noch scheuer wurden. Sah es doch beinahe aus, als ob alle Mächte sich vereinigten, uns die Flucht vor den Wölfen abzuschneiden.

„Aber sei doch nur ruhig!“ bat ich die Geängstigte „siehst Du nicht, daß Du es nur verschlimmerst?“

Allein alles Zureden nützte beinahe so wenig, wie unsere Bemühungen, die Rosse zu beruhigen. „Zurück! Zurück!“ rief sie aus Leibeskräften.

„Aber wohin denn?“

„Zurück, an das Land!“ lautete die Antwort.

Jetzt wurde ich selbst beinahe noch wilder wie unsere Rosse, und ich wußte kaum noch, was ich anfangen sollte. „So?“ versetzte ich, „wenn Du lieber von den Wölfen aufgefressen werden willst, dann komm zurück!“

Allein als ich von Wölfen gesprochen hatte, war sie furchtbar erschrocken, und weinerlich sagte sie: „Nein! Nein! Wenn es Wölfe sind, dann will ich auch nicht. Du hast mir aber doch gesagt, daß es Füchse wären!“

Ich mußte das freilich zugeben. „Ja, ich habe es gethan, so lange es vermieden werden konnte, Dir die Wahrheit zu sagen!“ erklärte ich; „allein jetzt, da Du verlangst, unserem Verderben entgegengeführt zu werden, muß ich meine Notlüge zurücknehmen, damit Du selbst erkennst, wie es um uns steht!“

Digitized by Google

Furchtsam blickte sie sich um nach dem Ufer und kein Laut kam mehr über ihre Lippen. Dort am Rande des Wassers bewegten sich die grünen rollenden Feueraugen der hungrigen Ungetüme hin und her, deren Dreistigkeit immer mehr überhand nahm. Ungemein listig lungerten dieselben vom Lande herüber, und als ob sie begriffen, daß wir uns ihrem Heißhunger entzogen und für sie unerreichbar wurden, heulten sie uns wie klagend ihr heißeres „Wau-Wau-auauau!" nach.

Von einer Rückkehr an das Land wollte jetzt meine Gefährtin selbst nichts mehr wissen. Wir mußten daher im Wasser bleiben, und unseren Rückzug fortsetzen. Zum Glück hatten sich auch die Pferde etwas beruhigt, die ebenfalls nachgiebiger wurden und den Zweck unserer Flucht zu ahnen schienen.

Gleich darauf hatten wir den Schlitten erreicht und waren ungefähr 30 Schritt vom Lande entfernt und ringsumher von Wasser umgeben, das der Postillon noch zu beiden Seiten des Fahrzeugs durch das Zusammenbrechen des Eises verbreitert hatte.

Allein nicht sobald hatten wir uns am Schlitten aufgestellt, als auch die Wölfe dicht am Ufer erschienen, an demselben auf und abschlichen und die Schnauzen gegen uns emporhoben. Man hörte, wie sie schnüffelten, und sah das Funkeln ihrer Augen, die sich wie sternenhelle Lämpchen ausnahmen, mit welchen man den Strand illuminiert hatte.

Bei der fortwährenden Bewegung, in welcher die Bestien begriffen waren, hatte es in der Dunkelheit den Anschein, als ob es am Ufer von Ungetümen wimmelte; jedenfalls aber mochte die Anzahl derselben nicht weniger als fünf bis sechs betragen, während sich andere vielleicht noch in der Nähe befanden. Aber auch selbst dann, wenn es bei dieser unbestimmten Zahl verblieb, war dieselbe für einen Angriff stark genug, um schon etwas leisten zu können.

Für den Augenblick war jedoch nichts zu befürchten, denn wenn auch unsere Stellung gerade etwas günstiger und in etwas ruhigerem Wasser lag, so war doch die Strömung im ganzen eine so wilde, daß man hoffen durfte, es würde unsere Verschanzung respektiert werden, die überhaupt bei dem sehr guten Instinkt der Tiere für die Angreifer sehr gewagt und unsicher erscheinen mußte.

Eine unbedingte Sicherheit war freilich damit nicht garantiert; aber auch wenn es der Fall gewesen wäre, würde unsere Lage durchaus keine beneidenswerte gewesen sein. Die Pferde standen bis an den Leib im kalten Wasser und unsere Füße berührten fast den Spiegel desselben, daß wir bald von Frost und Kälte erstarrt waren. Die feuchte Luft und der eisige Wasserdunst wirkten viel durchdringender auf Haut und Poren, wie trockene Kälte, die weit erträglicher gewesen wäre, und schon nach ganz kurzer Zeit waren die Glieder, namentlich aber die Hände, derart abgestorben, daß wir kaum noch die Zügel zu halten vermochten.

Nicht viel weniger, vielleicht ebenso sehr, litten die Pferde, die, obgleich sie für die stärkste Kälte abgehärtet sind, doch im Wasser wie Espenlaub zitterten. Unsere Verzagtheit stieg daher bald auf den höchsten Grad, allein was immer nicht eintreffen wollte, war die schmerzlich ersehnte Erlösung.

So hatten wir abermals eine, wie es uns vorkam, zum Verzweifeln lange Zeit zugebracht, und schon wußten wir nicht mehr, wo wir die Füße hinstecken und die Finger bergen sollten. Meine schon halbtote Nachbarin wimmerte, daß es kaum noch mitanzuhören war. Allein, das war kein Wunder, denn was wir ausstanden, war unmenschlich und eine zu harte Probe für unsere Ausdauer.

„Mir ist das Leben nicht mehr lieb!" klagte sie zum Gotterbarmen. „Wann werden wir nur befreit sein? Ich kann mich nicht mehr auf dem Pferde halten!"

Und das mußte ich anhören, ohne ihr einen Trost geben zu können, und ohne nur die geringste Aussicht zu haben, wann und wie es ein Ende nehmen würde. Ich selbst war nahe daran, vom Pferde zu fallen, und hatte alle Mühe, mich noch auf demselben zu behaupten, ohne es jedoch zu sagen.

Aber auch die Wölfe, die vom Hunger geplagt wurden, schienen dieselbe Ungeduld zu empfinden, wenn auch in einer andern Weise. Auch sie litten und liefen wie toll am Ufer entlang, und heulten uns die Sehnsucht ihres blutdürstigen Magens herüber, daß einem das Herz im Leibe ebenso erstarrte, wie äußerlich die Glieder erstarrt waren. Es litten beide Teile unglaublich! Wir der Bestien wegen, diese unseretwegen, daß sie uns nicht erreichen konnten.

Was ich anfangs gehofft hatte, nämlich, daß sich die Ungetüme, wie gewöhnlich, gegen Morgen zurückziehen würden, schien sich, wie es aussah, nicht erfüllen zu wollen, denn schon waren vier unbeschreiblich schreckensvolle Stunden seit der Zeit vergangen, wo der zweite Postillon weggeritten war, und über den Wipfeln des Waldes zeigten sich bereits am östlichen Himmel lichte Streifen, aber immer noch hielten die Bestien an der Stelle aus und wollten die Belagerung nicht aufgeben.

Unser Postillon, dessen Russennatur sich durchaus nicht widerstandsfähiger gegen den Einfluß der Kälte zeigte, brachte es doch fertig, ein ganzes Päckchen Reibhölzchen aus der Tasche zu ziehen und anzuzünden, um es dann mit einer Verwünschung den Aesern entgegenzuwerfen und dieselben mit einem Feuerregen zu überschütten; allein der Effekt war, wie vorhergesehen, ein völlig harmloser, denn die Bestien wichen nicht einmal einen Schritt zurück.

Mit so unschuldigen Mitteln waren dieselben daher nicht zu vertreiben oder zurückzuscheuchen, allein da es im Wasser unmöglich noch länger auszuhalten war, so mußte man an andere Gewaltmittel denken, um uns wieder die Landung zu erzwingen. Da überdies der Morgen nahe war, der uns ohnehin befreien mußte, so durfte man es

Digitized by Google

wagen, zum Gewehr zu greifen, ohne besorgen zu brauchen, daß uns die Munition fehlen könnte. In keinem Falle konnten wir aber auch länger unsern Stand behaupten; es ging nicht mehr, denn wir klapperten mit den Zähnen und heulten abwechselnd vor Frost mit den Wölfen um die Wette.

Es kostete allerdings große Anstrengungen, die Schußwaffe hervorzusuchen, denn wir waren schon zu sehr erfroren, aber dennoch gelang es, dieselbe in die Hände zu bekommen. Nur ein Bedenken stieg noch einmal im letzten Moment auf, als ich schon den Hahn aufgezogen und Ziel genommen hatte; nämlich, daß die Pferde scheuen und von neuem in Verwirrung geraten könnten. Gerade diese Befürchtung war es gewesen, die uns auch bisher zum guten Teil von dem Gebrauch der Waffe abgehalten hatte. Allein auch diese Besorgnisse mußten jetzt zurücktreten, und so gut zielend als man es im Stande war, donnerte der erste Schuß. Unsere Befürchtung erfüllte sich erfreulicherweise nicht, daß die Rosse scheuen könnten; vielmehr standen sie wie die Lämmer.

Einige Sekunden vergingen, ohne nur im entferntesten etwas über die Wirkung der Salve ermitteln zu können. Man hörte nur am Ufer einen gurgelnden Ton, ein Knurren und Fletschen, wie von Hunden, welche einander beißen und würgen, und ebenso schien sich ein grauer Knäuel am Ufer hinzuwälzen, als ob sich die Bestien übereinander gestürzt hätten und sich gegenseitig massacrierten, aber etwas mehr konnte man auch nicht unterscheiden! Noch weniger war aber etwas zu bemerken, daß die Ungetüme davonliefen.

Allein, was man nicht zu erkennen vermochte, konnte man sich leicht denken. Wahrscheinlich hatte der Schuß getroffen und die Lebendigen warfen sich auf den Toten, um an diesem ihren Heißhunger zu stillen. Es war das ziemlich sicher, aber damit war uns nicht geholfen. Wir mußten an das Land und konnten nicht warten, bis die gefräßigen Tiere ihre Nachtmahlzeit gehalten hatten.

Ich hielt abermals das Rohr auf den wirren Knäuel und auch der zweite Schuß donnerte.

Aber auch jetzt war es wie das erste Mal. Was eigentlich geschah, war nicht zu sehen. Wohl schien es uns, daß der lebendige Knäuel einen Augenblick sich entwirrte, als wenn er auseinander gesprengt worden wäre, doch gleich darauf sah man auch schon wieder dasselbe Durcheinander wie früher.

Unsere Absicht war damit leider nicht erreicht und ich legte das Gewehr wieder in den Schlitten zurück.

Was sollte aber nun geschehen? Es mißglückte diesen Bestien gegenüber absolut alles, und an das Land zu kommen, schien aussichtslos. Auf meine Gefährtin wirkte aber dieser fehlgeschlagene letzte Versuch so erdrückend, daß sie sich zur Seite neigte und gestützt werden mußte, damit sie nicht fiel.

Jetzt half es nichts mehr, und wir waren gezwungen, sie wohl oder übel in den Schlitten zurückzulegen. Freilich war das nicht ohne Gefahr, da wir uns wohl kaum auf die Haltbarkeit des angebrachten Gerüstes verlassen konnten; indeß waren wir nicht in der Lage, darnach zu fragen, sondern wir mußten es wagen, ob es glücken würde, und wir waren gezwungen, es auch zu thun, wenn es nicht glückte, denn wir wußten uns nicht mehr zu retten und zu helfen.

Zum wenigsten untersuchten wir aber noch einmal die Stützen, die zu unserer Beruhigung leidlich fest standen und dann schoben wir das Fenster des Schlittens zurück, durch das die Halbtote hindurchgeschoben werden sollte.

Wie das gehen würde, war allerdings eine andere Frage, aber es mußte gehen, und vorsichtig wurde das Roß der Reiterin an die kleine Oeffnung des Fahrzeuges herangeführt, damit man sich zur Not mit dem Oberkörper durch das enge Thürchen zurücklegen konnte. Die Füße, dachten wir, würden dann schon dem vorausgegangenen Teile nachfolgen.

Allein das war wohl sehr gescheidt erdacht, aber ohne unsere Pferde dabei in Beratung zu ziehen. Leider schienen diese anders zu denken, denn sie fingen wieder an, sich sehr unruhig zu benehmen und die beste Absicht zu haben, unsere schwierige Aufgabe zu durchkreuzen und möglichst zu erschweren.

Was den Gäulen eingefallen war, schien unbegreiflich. Alle vier spitzten die Ohren, horchten und drehten dieselbe wie Wetterfahnen, aber es war nicht Furcht oder Widerspenstigkeit, sondern sie stampften vergnügt mit den Beinen in das Wasser, daß uns der kalte Gischt um die Ohren spritzte. Ja, das eine und das andere wieherte sogar ganz leise.

„Dumme Tiere!" schalt sie der Jemtschick, der dem seinigen für alle anderen mit der flachen Hand einen Klaps um die Ohren gab.

Daran that er Recht, denn in unserem halberfrorenen Zustand war das kalte Naß, mit welchem sie uns bespritzt hatten, entsetzlich unangenehm, so daß sie eine Züchtigung, selbst eine viel empfindlichere, verdienten. Eine gute Wirkung hatte die Douche freilich auch gehabt, nämlich die: daß unsere Halbtote wieder aufgerüttelt wurde, die, wie gestochen, aufschrie und sich wieder aufrichtete.

Da war es gerade ihr Pferd, das wie zum Spott seiner Reiterin jetzt wieder ein mächtiges Wiehern erhob, von dessen Echo der ganze Wald widerhallte. Wir wußten wirklich nicht mehr, was das zu bedeuten hatte.

Waren die einfältigen Tiere toll geworden?

Beinahe erschien es uns, als ob das Gewieher in der Ferne beantwortet würde. Es erschien aber nur so, worauf jedoch nichts zu geben war. Wahrscheinlicher mochte es sein, daß es nur das Echo unseres eigenen Rosses war, das wir zurücktönen hörten. Allein obgleich es uns nur so geschienen hatte, wirkte doch die phonetische Erscheinung wahrhaft belebend.

Digitized by Google

Wir hätten unendlich viel darum gegeben, wenn das eine oder andere der Pferde schnell noch einmal gewiehert haben würde, allein es geschah nicht, so sehnlichst wir es auch wünschten. Wohl hörten wir aber ein leises Donnern, als ob in der Ferne ein Gewitter heraufzöge oder ein Sturmwind daher polterte, der in den entlaubten Eichenwipfeln des Waldes herumtrommelte.

Ein Gewitter war es aber ganz gewiß nicht, denn abgesehen davon, daß die Atmosphäre nicht dazu geeignet war, sah der Himmel, zu dem wir emporschauten, nicht weniger als gewitterhaft aus. Es mochte daher nur der Wind sein, der wieder einmal aus allen Registern blies und hohl über die Wipfel der Bäume hinwegging.

Doch, Freude über Freude! jetzt wieherte das Roß meiner wiedererwachten Gefährtin wirklich zum wiederholten Male.

Das liebe Vieh! nämlich das Roß.

Viel hätte nicht gefehlt, daß wir alle samt und sonders mitgewiehert hätten, denn wir hörten jetzt ziemlich deutlich, daß in gar nicht zu weiter Ferne ein zweites Roß antwortete.

Meine Herzensdame stieß in der That einen schrillen Ton aus, wie ihn die Frauen zuweilen hören lassen, ohne daß man sagen könnte, ob er Freude oder Schmerz ausdrückte.

„Aber, Herzchen!" sagte ich, indem ich sie zu beruhigen suchte, „warum schreist Du denn nur?"

Die Antwort, die ich erhielt, war drastisch. „So laß mich doch!" meinte sie.

„So?" bemerkte ich befriedigt. „Aber wenn es Dir nur nicht schwer fällt?"

„Ach nein!" meinte sie mit lakonischer Kürze.

Das war köstlich! Man konnte daraus ersehen, mit welchem Recht man häufig zu erschrecken pflegt, wenn Frauen mitunter aufschreien. In dem gegenwärtigen Fall machte mich diese Erfahrung in hohem Grade glücklich, aber noch weit mehr wurde ich es, als wir hörten, daß der ferne Donner sich rasch näherte und der Boden von den Huftritten herantrabender Pferde erbebte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Die Erforschung des Kaukasus. In einer der letzten Sitzungen der Ungarischen Geographischen Gesellschaft hat Herr Moriz v. Dechy eine Schilderung der Reise zum Besten gegeben, die er im Verlauf des vorigen Jahres in Gesellschaft des Herrn Dr. Schafurzik gemacht hat. Diese Reise ist reich an wissenschaftlichen Ergebnissen gewesen. Die Forscher haben nicht allein zahlreiche Beobachtungen hinsichtlich der Gletscher gemacht, die Höhen gemessen und viele schöne photographische Ansichten aufgenommen, sondern auch wertvolle Sammlungen mitgebracht, welche dem Museum der Gesellschaft, der Universität Pest und dem geologischen Reichsinstitut von Ungarn einverleibt worden sind. Es waren 18 Kisten mit Gesteinsarten und Mineralien, eine kleine Käfer-Sammlung und mehrere sehr merkwürdige Mikrokephalen-Schädel, welche in wissenschaftlicher Hinsicht von hohem Werte sind. Diese Sammlungen liefern in Verbindung mit der botanischen Ausbeute der Expedition von 1885 eine Menge neuer Belehrungen und Aufschlüsse über die Geognosie und Naturgeschichte jener interessanten Region.

* Erforschung der russisch-chinesischen Grenzbezirke. Auf Anregung des Grafen Ignatieff, des Gouverneurs von Ostsibirien, wird eine große Expedition vorbereitet in der Absicht, eine Region von Zentralasien zu erforschen, die bis auf den heutigen Tag noch von keinem Forschungsreisenden besucht worden ist und über welche wir nur ungenaue oder irrige Nachrichten haben — wir meinen jenen Teil von Asien, wo das Sajawski-Gebirge Sibirien und die Mongolei scheidet. Dort liegen die Graphitgruben von Alibert. Die Expedition wird ihre Rekognoszierung bis zu dem Punkte ausdehnen, wo der Jenissey-Fluß beginnt, d. h. bis zu dem Kossogul-See in der nördlichen Mongolei. Das Haupt dieser Expedition ist Herr Bobyz, Oberst im russischen Generalstab; sie nimmt unter anderem auch einen Astronomen, mehrere Militär-Topographen und den tüchtigen Geologen Makaroff mit. Dem ursprünglichen Plane gemäß sollte die Expedition im Mai aufbrechen und eine Dauer von 5—6 Monaten haben.

* Das Studium des Verhaltens der großen asiatischen Seen. Die Kaiserl. Geographische Gesellschaft in St. Petersburg beabsichtigt die Salzwasserseen von Ostsibirien und diejenigen, welche den Kaspi- und Aral-See umgeben, genau studieren zu lassen, namentlich unter dem Gesichtspunkte ihrer periodischen Veränderungen und ihrer Austrocknung. Das Programm dieser Arbeiten ist von einer Kommission ausgearbeitet worden, die aus den nachstehenden Gelehrten besteht: aus Herrn Stebnitzky, Präsidenten der mathematischen Abteilung der Geographischen Gesellschaft; Herrn Muschetekoff, Präsidenten der physikalischen Abteilung der genannten Gesellschaft, und endlich aus mehreren gelehrten Sibirien-Forschern, wie den Herren Potanin, Jadrintzeff, Tschernitzky u. a. m.

* Eine Expedition nach Nowaja-Semlja. Der russische Reisende und Naturforscher Konstantin Nosiloff meldet in einem Briefe aus Kasan seine Absicht, im Laufe dieses Sommers eine Expedition nach Nowaja-Semlja zu unternehmen, welche Insel seit Nordenskjöld's gelungener Nordost-Durchfahrt an Bedeutung für Geographie und Schifffahrt gewonnen hat. Herr Nosiloff ist bis vor kurzem mit Forschungen im Uralgebirge beschäftigt gewesen, um eine gangbare Straße zwischen der Petschora und dem Obi zu finden. Der Zweck der neuen Expedition ist: 1. eine eingehende Karte der Küste und des Innern der

Digitized by Google

Insel herzustellen; 2. die Hydrographie der Küste zu studieren und Beobachtungen bezüglich der Bewegungen des Eises in der Kara-See und den zu derselben führenden Meerengen anzustellen; 3. meteorologische Beobachtungen vorzunehmen und zoologische und botanische Specimina zu sammeln; 4. die Ethnographie der Samojeden zu studieren. Er fordert alle Spezialisten und Fachmänner in diesen wissenschaftlichen Disziplinen auf, ihm mit Winken und Wünschen in dieser Richtung an die Hand zu gehen.

* Das Reich Lunda. Kapitän Carvalho, der Anführer der jüngsten portugiesischen Expedition nach Lunda, gibt in einem Brief an Senhor L. Cordeiro, welcher im „Boletino" der Lissaboner Geographischen Gesellschaft erschienen ist, einige interessante und lehrreiche Nachrichten über dieses zentralafrikanische Reich, die diejenige Kunde vervollständigen, welche wir durch Dr. Pogge, Dr. Max Buchner u. a. m. darüber besitzen. Lunda ist nach ihm eine ganz neue Schöpfung, die kaum bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts zurückreicht. Die Gegend am Kalanyi und westwärts vom Kasai, der dermalige Mittelpunkt des Reiches, war ursprünglich von den Tubungo bewohnt, die von zahlreichen kleinen Häuptlingen (muene-u-áta oder muáta) beherrscht wurden, deren bedeutendster der Takuko (Vater) Shakala war. Dieser Shakala überwarf sich mit seinen beiden Söhnen Kinguri-a-Konda und Yala-ia-Konda und bestimmte unter der Einwilligung der übrigen Häuptlinge seine Tochter Luézhi zu seiner Nachfolgerin. Das Lukano oder Armband von menschlichen Sehnen wurde daher dieser Dame anvertraut als ein Sinnbild ihrer unumschränkten Gewalt, bis sie sich einen Gatten gewählt haben würde. Eines Tages erschien ein Jäger (Kibunda) auf dem Kalanyi und errang die Gunst der Dame. Sein Name war Ilunga, und er behauptete, der Sohn von Kasongo, einem mächtigen Häuptling von Luba, zu sein, dessen ältester Sohn die Besitzungen seines Vaters (in Rua) übernommen hatte, während ein jüngerer Sohn, Kanyoka, sich nordöstlich von der nachmals als Lunda bekannten Landschaft niedergelassen hatte. Als Kibunda Ilunga die Luézhi heiratete, schickte sein älterer Bruder ihm eine Streitaxt (ki-naui-ka), und diese Axt bildet noch immer eines der königlichen Sinnbilder des Reiches. Luézhi's Brüder verließen angewidert das Land und ließen sich, nachdem sie den Portugiesen in deren Kriegen gegen Dschinga (Matamba) beigestanden hatten, schließlich als Häuptlinge in Kasanji und in den Songo-Ländern nieder, wo ihre Nachkommen noch jetzt regieren.[1] Kibunda Ilunga nahm auf den Rat eines der Häuptlinge den Titel eines Muátyan-vu-a an; oder vollständig: Muát-yan-vuo manganda mawoso nimitondo nimanita niatuendi a kua Lunda, d. h. der Herr, welchem alles Land, alle Flüsse und alle Bewohner von Lunda gehören, wobei Lunda nach der Verdolmetschung „Einheit" oder „Einigung" bedeutet. Der königliche Haushalt des Muátyan-vu-a wetteifert an Kopfzahl mit demjenigen irgend eines europäischen Souveräns. Die oberste Stelle gehört der Lukoguascha, der „Person, welche nach dem Muátyan-vu-a sieht." Sie ist die moderne Vertreterin der Luézhi und wird von dem Muata unter den Mitgliedern der königlichen Familie ernannt, kann aber anscheinend von ihm nicht abgesetzt werden und ist von bedeutendem Einfluß. Die anderen vornehmen Damen des Hofes sind die Muári oder erste Gattin, die Temeinyo oder zweite Gattin, die Ngina muana oder offizielle „Mutter" und die Ngina banza oder offizielle Schwester des Muata. Unter den Räten, kanapunbe, sind die hauptsächlichsten Stellen übertragen dem Muitio oder Kronanwalt, dem Suana Vulopo oder offiziellen „Bruder", dem Monausa oder Heerführer, und dem Muári mischi, dem Mundkoch. Die Häuptlinge, welche gegenwärtig den verschiedenen Bezirken von Lunda vorstehen, sollen angeblich aus den ursprünglichen Sitzen der Tubungo stammen und erheben Anspruch auf die Verwandtschaft mit Luézhi oder Ilunga. Kapitän Carvalho gibt die Stammbäume von vielen dieser Häuptlinge, von denen wir aber nur einige der hervorragendsten hier zu geben imstande sind. Unter den Verwandten der Luézhi waren Kahungula von Mataba, Bungulo oder Buhungulo, ein Sohn des vorigen, nun durch Kilwata vertreten; Kahungula-ka-Mazai, ein anderer Sohn, jetzt vertreten durch Sna-Mutaba, den siebenten der Linie, und den Muene-Puto-Kasongo, am Kuango. Das hervorragendste unter den Mitgliedern von Ilunga's Familie war Ka-Shina Mayo, welcher den Titel des Mayo-Muene annahm und nun durch Ka-Mwanga, den siebenten der Linie, vertreten wird. Bumbo Attema schlug seinen Wohnsitz in den Mungo-Gebirgen, östlich von Kuanza, unter dem 11.° s. Br., auf und wurde das Haupt der Makioko (Plural von Kioko), welche sich von dort aus nach Norden und Süden ausgebreitet haben. Kinbundo, Katema, Kabinda u. a. wurden Beherrscher der Makôza (ein Spottname); mehrere Luba-Häuptlinge (Mukelenge mutonbo) zogen nach Nordwesten; andere, worunter Livingstone's Schinde, gingen nach Süden, während der Muata Kazembe nach Osten geschickt wurde.[1] Wenn Kapitän Carvalho's Angabe richtig ist, so haben nur vierzehn Muátyan-vu-a seit der Gründung des Reiches regiert. Der erste von diesen war Kibunda Ilunga, der Gatte Luézhi's und Gründer des Reiches. Ihm folgten fünf Söhne: Noézhi, Unbálar,

[1] Diese Ueberlieferungen der Eingeborenen lassen sich schwer mit den portugiesischen historischen Schilderungen versöhnen. Kriege gegen die verschiedenen als Dschinga bekannten Herrscher wurden seit 1590 und bis 1745 herauf, in welchem Jahre Bartolomeo Duarte de Sequeira, der Capitaõ mór, des Dschinga's Hauptstadt eroberte, zu wiederholtenmalen geführt. Carazzi erwähnt eines Häuptlings Castango Cunquinguris, welcher im Jahre 1608 in der Nähe von Ambaca geboren wurde und ein Sohn des aus Lunda kommenden Kinguri gewesen sein mag.

[1] Der vierte Kazembe regierte im Jahre 1792, als Dr. Lacerda das Land besuchte, und der fünfte, Ampata, im Jahre 1831.

Digitized by Google

Mutéba, Mulázhi und Nuckanza. Dieser letztere war auf dem Thron, als die Pombeiros im Jahre 1806 durch das Land reisten. Yán-vo, der siebente Herrscher, war ein Sohn von Noézhi und ihm folgte sein zweiter Sohn Kikamba, da der erste Sohn Ditenda gestorben war. Noézhi der Zweite war ein Sohn dieses Ditenda und regierte, als Graça im Jahre 1849 das Land bereiste. Ihm folgten Molazhi, ein Sohn Noézhi II., und Mutéba, der jüngste Sohn desselben, der ein sehr beliebter Regent war. Er bestellte Kata, das erste Weib seines Bruders Molazhi, zu seiner Lukoquézha. Ihm hätte sein Sohn Unbála, ein Liebling des Volkes, succedieren sollen, allein die Lukoquézha intriguierte zu Gunsten ihres Sohnes Schanâma, welcher einen Aufruhr anzettelte und endlich 1874 von den Häuptlingen gewählt wurde und als der „Schrecken von Lunda" geschildert wird. Er wurde ermordet und ihm folgten seine beiden Söhne Kibinda Ditenda und Kangá-pua, von denen keiner lang regierte. Der erledigte Thron ward hierauf dem Nbála, einem Sohn des Mutéba, angeboten, welcher aber diese Würde ablehnte, mit dem Vorgeben, der rechtmäßige Erbe sei Kivunza Yánvo, der Bruder von Shanâma, welcher damals (1885) als Verbannter am Kuango lebte. Endlich ward Kivunza Yánvo auf den Thron erhoben und mit ihm hat Senhor Carvalho einen Vertrag abgeschlossen, welcher das ganze Reich Lunda unter die Schutzherrlichkeit von Portugal stellt.

* Forschungen in Neu-Guinea. Die Sektion Victoria der Britischen Geographischen Gesellschaft hat die Aussendung einer neuen Expedition nach Neu-Guinea beschlossen, um die gebirgigen Regionen im südlichen Teile der Insel zu durchforschen. Diese Expedition, unter der Leitung des Herrn W. R. Cuthbertson, Landvermessungsinspektor, und des Herrn W. Sayer, Naturaliensammler, hat Melbourne in der ersten Hälfte des Juni verlassen sollen, und Herr Cuthbertson hoffte die Insel am Donnerstag den 28. Juni und Port Moresby am 2. Juli zu erreichen. Der einzige Weiße außer Herrn Sayer, welchen Herr Cuthberthson mit sich ins Innere von Neu-Guinea zu nehmen gedenkt, wird ein europäischer Dolmetscher sein, der mit der Motumotu-Sprache vertraut ist und die Verbindungen zwischen der Expedition und den Häuptlingen der ersten Stämme, welche diese antreffen wird, anknüpfen soll. Sobald er zu anderen Stämmen gelangt sein wird, deren Sprache sein Dolmetscher nicht versteht, wird sich Herr Cuthbertson neue Dolmetscher verschaffen müssen, denn er wird die Gebiete verschiedener Häuptlinge nicht ohne deren Zustimmung durchwandern können. Der von den eingeborenen Stämmen von Neu-Guinea angenommene Plan, sobald Fremde sich ihrem Lande nähern, besteht darin, eine Lanze und einen Schild quer über den Weg zu legen, auf welchem diese anscheinend kommen müssen. Hierdurch soll ihnen gewissermaßen angedeutet werden, daß sie nicht ohne Erlaubnis in ein Gebiet eindringen dürfen. Eine Verletzung dieser Warnung kommt einer Kriegserklärung gleich. Herr Cuthbertson bedarf also Dolmetscher, um diese Erlaubnis zu erbitten oder Unterhandlungen anzuknüpfen. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Port Moresby wird Herr Cuthbertson seinen europäischen Dolmetscher engagieren und sich auf den Weg nach dem Hochlande machen. Seine Begleitung wird, außer Herrn Sayer, aus 40 Eingeborenen bestehen, welche als Träger dienen und die Expedition in ihren Arbeiten unterstützen sollen. Die höchsten Berge von Neu-Guinea erreichen eine Höhe von ungefähr 14,000 F., und da mehrere derselben anscheinend nur 40—45 e. Mln. von Port Moresby entfernt sind, so hofft Herr Cuthbertson imstande zu sein, deren Gipfel zu ersteigen und sich zu vergewissern, ob die Hochländer der Insel gesund genug sind, daß die Europäer dort wohnen können. Das ist der Hauptzweck seiner Expedition, von welcher er gegen nächste Weihnachten wieder zurückzukehren hofft.

---

## Eine Reise nach dem Innern von Afrika.

Von Kurt Toeppen.

(Schluß.)

So war es etwa 11 Uhr geworden und die Ferne hatte den Lärm des Kampfes verschlungen, nur dunkle Rauchwolken stiegen gen Himmel und zeigten an, daß meine Leute noch in den feindlichen Tembes thätig waren. Die Waniamwezi-Weiber tanzten unter Anführung der Frau Wana Maka's, einer alten Hexe, den Kriegstanz und bald kehrten ihre Männer und meine Leute in kleinen Trupps mit reicher Beute zurück. Sie waren in die Tembes eingedrungen, hatten das Vieh herausgetrieben, sich mit Hühnern und Getreide beladen und kehrten nun ins Lager zurück. Immer größer ward die Heerde des geraubten Viehes und zählte bald nach Hunderten, so daß ich Leute zur Bewachung aussetzen mußte. Gegen Mittag war meine Mannschaft vollzählig versammelt, der letzte, der zurückkehrte, war Hamis Landani mit vier entschlossenen Männern; sie waren von Tembe zu Tembe kämpfend vorgedrungen, hatten überall die Wagogo vertrieben und überließen das Plündern und Brennen den Nachfolgenden. Jetzt ging eine große Schlächterei und Schmauserei los, als wir am Nachmittag in der Ferne noch Gewehrfeuer hörten. In der Meinung, eine andere Karawane sei in Msanga eingerückt und dort in Not, sandte ich Makutubu mit zehn Mann zum Rekognoszieren. Ich vermutete, es sei Mr. Stoke's nach Ujuj bestimmte Karawane, und fand mich halb verpflichtet, einem Europäer zu helfen. Nach einer halben Stunde schickt Makutubu zwei Leute nach Pulver, Blei und Patronen, was ich ihm nebst 30 Mann Verstärkung sende. Spät Abends kehrt Makutubu heim und bringt mir einen großen Elefantenzahn mit. Ein allgemeines Siegesgebrüll erfüllt das Lager, als Makutubu berichtet, er sei mit seinen Leuten bis zum Tembe des Sultans vorgedrungen, dieser habe dann um Frieden gebeten und Makutubu ihm als Zeichen seines guten Willens den Elfenbeinzahn abgenommen. Morgen, sagte Makutubu, wird mein Herr kommen und selbst Frieden mit dir machen. Der Kriegslärm war von den den Wagogo feindlichen Wahumba ausgegangen, welche sich auf das hartbedrängte Msanga gestürzt hatten, um dort Vieh zu rauben. Der Jubel über Makutubu's glücklichen Erfolg war unendlich, die Leute hoben ihn hoch, trugen ihn mit Siegesgeschrei vor mein Zelt und feuerten ihre Flinten ab.

Digitized by Google

Abends ging ich von Kamp zu Kamp und sprach nach meiner Weise freundlich mit den Leuten, die sich so wacker gehalten hatten. Noch bis spät in die Nacht hinein wurde gekocht, gebraten, gegessen, Spektakel gemacht und getanzt, begleitet vom lieblichsten Konzert der Hyänen, welche die Spuren des Kampfes vertilgten. Am frühen Morgen sandte ich wieder Makutubu mit 25 Mann ab, um Frieden zu machen; er hatte den Auftrag, freien Durchzug für die Waniamwezi auszuwirken und als Kriegskosten noch einen Elefantenzahn einzutreiben; falls der Sultan sich widerspänstig zeigte, sollte Makutubu ihm den Kopf abhauen lassen. Nach Verlauf von zwei Stunden kamen zwei Boten zurück und berichteten, die Feinde wollten auf alles eingehen, hätten jedoch kein Elfenbein mehr, böten aber als Ersatz vier Ochsen und vier Schafe an. Nun entschloß ich mich, doch selbst hinzugehen, um die Sache mit Nachdruck zu betreiben. Ohne weiter auf meine Leute zu hören, die für mein Leben fürchteten, steckte ich Jagdmesser und Revolver in den Gürtel, hängte den Säbel um, nahm den Henry Martini-Rifle auf die Schulter, steckte 50 Patronen zu mir und begab mich mit den beiden Leuten zurück auf feindliches Gebiet, den anderen befehlend, sich nicht vom Lager zu entfernen. Wir marschierten bis zu einem halb zerstörten Tembe, wo Makutubu sich mit seinen Leuten niedergelassen hatte. Alle hatten sich furchtbar mit roter Farbe beschmiert, so daß ich meine Getreuen kaum wieder erkannte. Als ob sie zu Hause wären, saßen sie gemütlich im Kreise, schwatzten und aßen geröstete Grundnüsse. Im Umkreis brannten noch die Tembes vom gestrigen Kampf und mahnten uns zur Vorsicht. Nach kurzer Beratung brachen wir auf und marschierten auf das Tembe des Sultans zu. Noch etwa 1000 Schritt entfernt, hatten mich die Wagogo bereits bemerkt und sahen nun wohl ein, daß es mir Ernst mit meinen Forderungen war; wie durch Zauber erschien plötzlich ein Mann mit einem 70 Pfund schweren Elefantenzahn auf der Bildfläche, und nun kamen mir die Leute entgegen und baten um Schonung. Ich hatte ja auch friedliche Absichten mit den Wagogo, d. h. wenn sie meinen Willen thaten; wir gingen bis zum Tembe des Sultans und ich verlangte ihn zu sprechen. Der Sultan, die alten Männer und sämtliche Weiber waren jedoch in die Berge geflohen, nur die Krieger waren noch in Msanga, und wie ich später hörte, sollen 400 Bewaffnete im Tembe des Sultans gelegen haben, wagten jedoch aus Respekt vor den fatalen Kugeln des Msungu (Europäers) und seiner Leute keinen Angriff auf mich und meine 25 Mann. Die Friedensverhandlungen begannen; der Vater des Sultans, einer seiner Ratgeber, einer aus der Waniamwezi-Karawane und Makutubu hielten lange Reden, teils in Kigogo, teils in Kisuaheli, und wir machten aus, daß die Waniamwezi morgen freien Durchzug haben sollten, wogegen sie einen gefangenen Mgogo und das geraubte Vieh auszuliefern sich verpflichteten. Mir wurden gar keine Verpflichtungen auferlegt, so daß ich also die von meinen Leuten gemachte Beute behalten konnte. Um den Frieden zu besiegeln, wurde eine Ziege geschlachtet, mitten durch geschnitten, gebraten, die eine Hälfte von den Wagogo, die andere von meinen Leuten verzehrt. Makutubu und der Vater des Sultans nahmen die gebratene Leber jeder an einer anderen Seite, in den Mund, ein dritter schnitt unter Beschwörungsformeln mitten durch, jeder aß sein Stück auf und so war Frieden und Brüderschaft geschlossen. Ich freute mich über den Ausgang der Verhandlungen, denn es hätte leicht anders werden können, wenn ich den Vorschlägen Wana Maka's gefolgt wäre. Den ganzen Tag lag er mir auf dem Halse und machte Pläne: er wollte meine und seine Leute zusammen in fünf Haufen teilen, einer sollte das Lager bewachen, die anderen sollten Msanga von allen vier Seiten angreifen, alles dem Erdboden gleichmachen und morden, bis nichts mehr übrig wäre. Solche Handlungsweise hätte ganz den Gesinnungen des blutigen Mirambo entsprochen, aber ich als Europäer hatte keine Lust, meine Hand zu wirklichen Greuelthaten zu bieten; ich hatte die Schlacht nicht gescheut, als es nötig war, mich also vor Blutvergießen nicht gefürchtet, zum nutzlosen Morden aber konnte mich Wana Maka nicht verleiten. Der Vater des Wagogo-Sultans kam mit einigen Getreuen in mein Lager, ich schenkte ihm etwas Zeug und gab ihm auch noch etwa 40 Stück Vieh wieder; er zog seelenvergnügt ab und dankte mir für meine Güte.

Am andern Morgen wurde ich nun meine Waniamwezi glücklich los, bis auf einige Hasenfüße, die sich meiner Karawane anschlossen und nach Mambo zurückkehren wollten, ohne die Küste gesehen zu haben. Ohne alles unnütze Geräusch wurde am nächsten Morgen in aller Frühe aufgebrochen. Wana Maka verabschiedete sich dankend von mir und marschierte auf einem Umweg, ohne Msanga zu berühren, der Küste zu, wo er, wie ich später hörte, auch glücklich ankam. Wana Maka hatte mir einen Weg durch das nördliche Ugogo angegeben, der auf unseren Karten noch nicht verzeichnet, doch für kleine Karawanen sehr empfehlenswert ist, da man fast gar keine Mahongo (Wegzölle) zu bezahlen braucht. Größere Karawanen wählen allerdings besser die südlicher gelegenen Wege, weil dort Nahrungsmittel fast immer in Hülle und Fülle zu haben sind, während unsere Straße häufig von Hungersnot heimgesucht wird. Die Bewohner des nördlichen Ugogo sind so arm, daß sie sich namentlich in dürren Jahren häufig von den Früchten des Affenbrotbaumes nähren müssen, und so fanden wir die längs der Wege stehenden Bäume auch alle geplündert, was immer ein Zeichen von großer Armut des durchwanderten Landes ist. Unser nächstes Kamp schlugen wir bei Gombora auf; die armen Einwohner fragten uns, wie der Kampf abgelaufen wäre, und als sie hörten, daß das ganze Lager dort noch voll Getreide, Fleisch 2c. läge, brachen sie in hellen Haufen auf, um als Hyänen des Schlachtfeldes die erste Nachlese zu halten. An Getreide, Waffen, Geschirr 2c. werden sie wohl noch reiche Beute gemacht haben, aber Fleisch werden ihnen die zu Hunderten das Lager umschwärmenden Aasgeier wohl nur wenig übrig gelassen haben. In Gombora besuchten mich zwei Wahumba-Krieger, schöne stattliche Leute, ähnlich wie die Wagogo gekleidet. Wir bewirteten sie mit etwas gebratenem Fleisch und Makutubu sprach mit ihnen Kimassai; sie luden mich ein, auf der nächsten Reise ihr Land zu besuchen, und versprachen mir Gastfreundschaft. Den nächsten Morgen verließen wir die gewöhnliche Straße, welche über Nyassa und Hirindi nach Uniangwira führt, und wandten uns nach Kihamba, welches wir nach einem fast achtstündigen heißen Marsch erreichten. Ueberall derselbe trostlose Anblick, kein Vieh, kein Getreide und eine erstickende Trockenheit, welche heute noch furchtbarer wurde, da wir in Kihamba nur ein kleines Schlammloch vorfanden, dessen unsauberer Inhalt in den trockenen Kehlen bald ganz verschwunden war; als wir daher am nächsten Tage gegen 1 Uhr Kisima ya ndege (Vogelsbrunnen) erreichten, beschloß ich, dort mitten im Walde zu lagern und ging erst am folgenden Tage nach Manduja. In dem traurigen Kihamba genoß ich einen Anblick, den ich im Leben nie vergessen werde und der an Großartigkeit dem Schauspiel des in der Nacht vom 26. zum 27. Mai vom Aetna herabfließenden Lavastroms nichts nachgab: In den nördlichen Wahumba-Gebirgen war Feuer ausgebrochen, ein mächtiger Berg stand in Flammen; die Nacht war pechdunkel und die Hyänen heulten zu dem schauerlich schönen Schauspiel.

Das Lager bei Kisima ya ndege war auch hochromantisch und steht mir noch immer deutlich vor Augen. Mitten im Pori zwischen den sonnenverbrannten Gesträuchen schufen wir Platz für die beiden Zelte, machten zwischen ihnen einen Verhau für das übriggebliebene Vieh — in Ermangelung anderer Nahrung hatten wir unter der geraubten Heerde bereits stark aufgeräumt — und im Umkreis bauten sich die Träger, wie gewöhnlich zu drei, vier oder fünf, ihre leichten Hütten aus Gras und Zweigen. Die

Digitized by Google

Kisima ya ndege macht auf den Wanderer einen überraschenden Eindruck; sie ist ein ca. 3—4 m. tiefes Loch, spiralförmig in den harten Felsen hineingetrieben, und dort liegt unter der Erde kühles und ziemlich reines Wasser. Man nennt den Brunnen auch Kisima ya Wahumba, also Wahumba-Brunnen, und mir wurde erzählt, daß früher dort ein großes Dorf gestanden habe, wo jetzt der undurchdringliche Dornwald wuchert. Die Wahumba sind beim Graben des Loches wahrscheinlich auf eine unterirdische Wasserader gestoßen, denn der Vorrat zeigte trotz unseres und des Viehes gewaltigen Konsums keine wirkliche Abnahme. Am folgenden Tag erreichten wir eine etwas zivilisierte Gegend, das ziemlich ausgedehnte Dorf Ibepe. Wir lagerten am Ufer eines kleinen Teiches, die Einwohner sammelten sich bald zahlreich um das Zelt des Mfungu (Europäers), denn viele hatten ein solches Wundertier noch nicht gesehen. Alles erregte ihr Erstaunen und namentlich die gestiefelten Füße. Die Leute behaupteten, ich hätte einen Huf, wie ein Esel und die Verwunderung erreichte ihren Höhepunkt als ich Schuhe und Strümpfe auszog und ihnen so bewies, daß ich ebenso gut Zehen an den Füßen hätte wie sie. Ich amüsierte die Eingeborenen, die sehr friedlicher Natur zu sein schienen, mit meiner Spieldose, zeigte ihnen meine Gewehre, spielte auf der Harmonika ꝛc. Auch meine ärztliche Hülfe wurde in den verschiedensten Krankheiten in Anspruch genommen und mir brachten die Verwandten der Behandelten aus Dankbarkeit Milch und Mtana zum Geschenk. Am zweiten Tage, den ich in Ibepe rastete, gelang es mir ein Elfenbeingeschäft, mein erstes im Innern von Afrika, mit Hilfe des geraubten Viehes zu machen. Vieh ist der Reichtum der Wagogo und der Besitzer des meisten Viehes ist auch der angesehenste Mann; es kommt fast niemals vor, daß ein Mgogo einen Ochsen schlachtet, verkauft oder gar verschenkt. Meine Leute waren von den Eingeborenen nicht so gut behandelt worden, wie ich, indem dieselben sich weigerten, ihnen Nahrungsmittel zu verkaufen. Ihr habt unsere Brüder in Mfanga erschlagen, sagten sie, wir können Euch keine Nahrung geben. Einige meiner Leute waren deshalb bis nach dem benachbarten Uzandani gegangen, um Getreide zu kaufen.

In Ibepe war ich wieder gezwungen, einen untauglichen Mann auszumustern; der arme Kerl machte nicht mehr lange, sondern starb noch in Makutubu's Anwesenheit, der das Lager immer erst verließ, wenn alles abmarschiert war. Die traurige Nachricht wurde im Lager natürlich geheim gehalten, denn ein solcher Fall wirkt immer sehr deprimierend auf die Leute. Nach achtstündigem Marsche lagerten wir am Ububu-Fluß, erreichten am folgenden Tag das Pero (Vorstadt) von Uniangwira und machten dann erst wieder in Uniangwira selbst eine zweitägige Rast.

Uniangwira, die Residenz des mächtigen Malewa, war meine erste Mhongo-Station, denn in Mfanga, wo die Karawanen sonst auch Mhongo (Wegzoll) bezahlen müssen, hatten wir uns ja mit den Waffen in der Hand den Durchgang erzwungen. Ich ließ das Lager in der Nähe des Wasserplatzes aufschlagen und sandte, wie es üblich ist, meine Leute mit kleinen Geschenken an Malewa, dieser wies jedoch alles zurück und wollte sich auf weitere Verhandlungen erst am zweiten Tage einlassen. Das thun die Wagogo-Fürsten übrigens immer und suchen die Karawanen überhaupt so lange als möglich aufzuhalten, und zwar damit sie an dem betreffenden Platz recht viel „ausgeben", d. h. für Zeug, Draht ꝛc. Nahrungsmittel kaufen. Malewa stellte ziemlich große Forderungen, ließ jedoch mit sich handeln, und wir einigten uns im Laufe des Nachmittags; er ließ mich dann um meinen Besuch bitten und ich benutzte diese Gelegenheit, mir seinen großen Kwikuru (Palast) anzusehen und einen Blick ins innere Leben der Wagogo zu werfen. Ich nahm Makutubu und einige Leute mit und marschierte auf den Kwikuru los; man führte uns durch mehrere Flügel und Höfe dieses kolossalen labyrinthartigen Gebäudes und bot uns endlich in einem halbdunklen Gange Sitze auf einer mit Ochsenhaut überzogenen Kitanda (Bettstelle) an. Mehrere von Malewa's Untergebenen und einige seiner Frauen kamen, um mich anzustarren, was ich mit gleicher Münze bezahlte. Ich habe selten schönere Frauengestalten gesehen als diese braunen Naturkinder und kam mehr als je zu der Ueberzeugung, daß die raffiniertesten Toiletten-Geheimnisse niemals mit der Lieblichkeit der natürlichen Reize in die Schranken treten können. Die ganze „Kleidung" der Schönen bestand aus fünf zierlich aus Messing und Kupfer gearbeiteten Reifen um die schöne schlanke Taille, welche von vorn nach hinten durch einen etwa 3 Finger breiten, allerdings nicht sehr sauberen Zeugstreifen verbunden waren, und einigen Metall- und Perlkettchen um den Hals, in den Ohren und den vollen wolligen Haaren. Die Kleinen sahen schelmisch nach mir, suchten aber das Weite, als sie den alten Malewa heranstolpern hörten, und es war besser so, denn gerade solche alte Herren sind manchmal sehr eifersüchtig auf ihren Harem. Malewa ist eine hünenhafte, jedoch von der Fülle der Jahre und dem Trunke gebeugte Gestalt; er ist fast blind und tappte sich mit einem langen Stock in unsere Nähe, wo er auf einem Kiti (aus einem Stück gearbeiteten Stuhl) Platz nahm. Er ist des Kisuaheli nur wenig mächtig, unterhielt sich aber doch eifrig mit mir und erkundigte sich nach verschiedenen Reisenden, die ihm früher Geschenke gemacht hatten, und erinnerte sich namentlich gern des Mr. Hore, der ihn einmal mit einem „Easy chair" beglückt hatte, welche „Reliquie" denn auch aus ihrem staubigen Winkel hervor mußte, um mir gezeigt zu werden. Mein großer Sonnenhut erregte Malewa's Verlangen, doch wollte und konnte ich ihm diesen treuen Begleiter nicht abtreten. Zum Schluß beschenkte mich Malewa noch mit einem Ochsen und bat mich (kujenga quake) mich bei ihm anzubauen und ihm dann einen Sonnenhut mitzubringen. Wir schieden als die besten Freunde. Am folgenden Morgen begleiteten mich auf dem Marsche eine Anzahl Eingeborener, namentlich junge Mädchen aus Uniangwira, die mich so ungeniert und angelegentlich bewunderten, daß ich mich eines gewissen Gefühls der Bedrücktheit fast nicht erwehren konnte und beinahe verlegen wurde. Der Weg führte immer an zu Uniangwira gehörenden Tembes vorbei bis nach Mtiva und man muß die Einwohnerzahl von Uniangwira nach der Anzahl der Tembes auf 10,000—15,000 schätzen. Wir überstiegen dann den sehr steilen Berg bei Kilimatinda. „Watu wingi watalia pale na misigo sao" (viele werden dort mit ihren Lasten weinen), sagten mir die erfahreneren Träger schon vorher und wirklich bewunderte ich die Leute, die mit dem Bündel auf dem Kopf und dem Gewehr in der Hand solchen Abhang hinaufklommen. Am dritten Tage erreichten wir Muhalalla, den letzten Ort und auch die letzte Mhongo-Station in Ugogo; das Lager schlugen wir auch hier dicht beim Kwikuru auf und ich sandte sofort die üblichen Geschenke, wurde aber ebenfalls auf den nächsten Tag vertröstet; ich sandte dann wieder dieselben Sachen hin, erhielt sie jedoch sofort von den unverschämtesten Forderungen begleitet zurück. Abermals sandte ich Makutubu hin und ließ sagen, ich weigerte mich nicht, den üblichen Wegzoll zu zahlen, solche Forderungen jedoch, die die Hälfte meiner Waren kosten würden, könnte ich nicht erfüllen; bliebe der Mtome (Häuptling) bei seinem unverschämten Verlangen, so solle er mit seinen Kriegern kommen und nehmen, was er brauche, er würde mich und meine Getreuen zu jeder Stunde gerüstet finden. Ich sprach nun im Lager geflissentlich mit meinen Leuten über die Mhongo-Angelegenheit, so daß es die dort umherschlendernden Wagogo hören mußten. Es wäre mir ganz lieb, wenn es zur Schlacht käme, sagte ich, denn ich habe erfahren, daß viele der streitbaren Männer in den Krieg gezogen sind; wir würden ohne Zweifel siegen, wie wir in Mfanga gesiegt haben, und dann wäre uns eine reiche Beute an Vieh gewiß. Wir würden uns in die benachbarte Mgunda Mkali zurückziehen und in den dichten Wäldern jeder Verfolgung spotten. Solche Rede half und bald waren die

Digitized by Google

Forderungen des Mteme von Muhalalla so klein, daß ich mich fast genierte, weiter zu handeln; ich sandte ihm denn die paar Stücke Zeug und konnte am folgenden Tage in Frieden und ohne mich geschlagen zu haben, abziehen.

So hatten denn die Scheerereien von Ugogo ein Ende und ich rückte wohlgemut in die Mgunda Mkali vor. Ich wußte wohl, daß uns noch ein schweres Stück Arbeit bevorstand, denn die Mgunda Mkali ist ein gänzlich unbewohntes ca. 180 Km. langes Waldgebiet; wir waren also gezwungen, für die ganze Strecke Nahrung mitzunehmen, und rechnete ich darauf, das Gebiet in sechs Tagen zu durchkreuzen und nach Etura zu gelangen, was mir auch gelang. Die Etappen sind allerdings sehr lang, bis zu 35 Km., doch gewöhnen sich die Träger mit der Zeit so an das Marschieren, daß man von den Leuten alles erreichen kann, d. h. wenn sie verständig und energisch behandelt werden. Die Märsche dauerten gewöhnlich 7—8 Stunden, die Träger kamen dann immer totmüde an. In der Mgunda Mkali ist doppelte Vorsicht nötig und die Träger müssen darauf achten, daß niemals ein Schuß unnötig abgefeuert wird und daß sie recht eng hinter einander marschieren, denn zahlreiche Räuberbanden lauern in der Nähe des Karawanenweges und überfallen bei erster Gelegenheit den Nachzügler. Wir hatten auch einmal ein kleines Rencontre zwischen Bibisanda und dem Chaya-See. Ich war wie gewöhnlich mit 8 oder 10 Mann vorausmarschiert, als wir gegen 9 Uhr hinter uns Gewehrfeuer hörten. Schnell entschlossen, eilte ich mit zwei Leuten zurück und erreichte in 15 Minuten die Karawane, die mit einer Bande Spitzbuben zusammengeraten war. Als meine Leute feuerten, ergriffen die feigen Hallunken die Flucht und wurden bis zu einer Umzäunung im Innern des Buschwaldes verfolgt; das Lager wurde geplündert und wir setzten unsern Weg fort als ob nichts geschehen wäre. In der Mgunda Mkali darf niemand ohne Beschäftigung herumstreichen, denn jeder erfahrene Träger schießt ohne weiteres auf solche Leute; ebenso verfährt man mit Leuten, die man Nachts irgendwo im Innern von Afrika trifft; doch ruft man ihnen erst ein warnendes „usiku“ (Nachts) zu; antwortet der Betreffende dann „mtschana“ (Tags), so ist nichts zu fürchten, denn durch die beiden Ausrufe hat man sich verständigt, daß man nicht blos Nachts, sondern auch am Tage ausgeht, also bildlich gesagt, daß man das Licht der Sonne nicht zu scheuen braucht. Antwortet der Angerufene jedoch „niuki“ (Bienen), so ist Gefahr im Verzuge; auf beiden Seiten hört man die Hähne knacken und der Kampf beginnt. Warum das Wort Niuki gesagt wird, konnte ich nicht herausbringen, wahrscheinlich ist es auch ein Bild und will der Angeredete damit sagen: Ich schwärme unermüdlich wie die Bienen, sei auf Deiner Hut vor mir! Auf meiner Rückreise machte ich die Erfahrung, daß man auf seinen Zuruf auch ganz ohne Antwort gelassen werden kann. Es war auch in der Mgunda Mkali; wir waren bereits 12 Stunden marschiert, als wir nach Dunkelwerden in die Nähe des Wasserloches Bibisanda kamen. Ich marschierte wie gewöhnlich an der Spitze der Karawane und gewahrte plötzlich Feuerschein und aufsteigenden Rauch. Meine Leute sagten, es wären Ruga Ruga (Räuber), ich sollte mich in Acht nehmen, sie würden wahrscheinlich gleich schießen. Als ich auf hundert Schritte nahe gekommen war, ohne bemerkt zu werden, spannte ich leise den Hahn meiner Büchse, hielt mich schußbereit und rief so laut ich konnte: „Usiku“. Wie elektrisiert, sprangen fünf oder sechs Gestalten auf die Füße und suchten mit einem Getrappel, wie das einer fliehenden Büffelheerde das Weite. Das waren gewiß keine Räuber, deshalb rief ich so laut ich vermochte: Msungu, Msungu (ein Europäer). Nach einer Weile kamen die Ausreißer, die sich als friedliche Waniamwezi-Träger entpuppten, wieder und wurden, als sie im Schein des Feuers wirklich einen Europäer erkannten, zutraulich. Der Schreck steckte ihnen noch in den Gliedern, aber mit Vergnügen kochten sie ihre halbgaren Bohnen fertig, und die Mahlzeit, die sie so schmählich im Stich gelassen hatten, mundete ihnen vortrefflich. Mein alter Hamis Laudani saß in Gedanken und starrte in die Flamme des Wachtfeuers; plötzlich sagte er: „Es war nicht klug von Dir, Herr, die Waniamwezi zurückzurufen, die Bohnen waren schon fast fertig und hätten ein gutes Mahl für uns abgegeben! Was kümmern uns die Fremden hier in der Wildnis!“ Hamis hatte entschieden Recht nach den Gesetzen des Urwaldes.

Noch vor wenigen Jahren war die Mgunda Mkali für eine schwache Karawane fast unpassierbar. Jungu lebte noch und sein Name genügte, um Schrecken zu verbreiten. Jungu mit seinen Räuberbanden hauste in den Gegenden zwischen Punguti und dem Chaya-See und selten passierte eine Karawane ungestört; einzelne Wanderer suchten sich einen einsamen Pfad zwischen den Gebüschen, denn auf der großen Straße war es am gefährlichsten. Jungu schlug jedem seiner Opfer einen Vorderzahn aus und soll diese auf Schnüre gereiht als Schmuck auf der Brust getragen haben; er starb vor zwei Jahren zu gleicher Zeit mit den beiden mächtigsten Fürsten Zentral-Ostafrika's, Mtesa von Uganda und Mirambo von Urambo.

Am sechsten Tage gegen zwei Uhr erreichten wir Etura, das erste Dorf von Uniamwezi: die Träger freuten sich, glücklich durch die Wildnis gekommen zu sein, feuerten ihre Gewehre ab, geberdeten sich wie Wahnsinnige und führten Scheinkämpfe auf, die darstellten, wie sie sich mit den Wagogo in Msanga geschlagen haben, wie dieselben vor ihnen geflohen sind, wie sie verfolgt und umgebracht wurden, alles vor Freude. Den ganzen Tag wurde das Lager nicht leer von Waniamwezi, die billige Lebensmittel, Honig und Pombe (ein aus Mtama gebrautes Bier) in Masse zum Verkaufe feil hielten. Bald sind alle Strapazen im gelobten Lande Uniamwezi vergessen, und ich gönnte den Leuten gern einen Ruhetag. Die jungen Mädchen aus Etura und ein Tausendkünstler aus Hekungu führen den ganzen Tag Tänze und Zaubergeschichten auf, arabische Karawanen kommen aus Tabora, die Besitzer besuchen mich in meinem Zelt, und so vergeht der Tag angenehm und schnell. Noch sechs Tage und wir erreichen Tabora, das Ziel meiner Reise, wo ich das erste deutsche Geschäft für mein Hamburger Haus gründete. Die ganze Reise von Bagamoyo bis Tabora hatte 64 Tage einschließlich 14 Ruhetage gedauert, was für eine Handelskarawane ungemein schnell ist. Die Araber brauchen mit ihren allerdings aus Waniamwezi-Trägern bestehenden Karawanen drei bis vier Monate, so auch mein Kollege Harders, der mit einer 450 Mann starken Karawane sich mit mir, nachdem ich mich zwei Monate in Tabora aufgehalten hatte, vereinigte.

Schon nach wenigen Monaten zwangen mich geschäftliche Rücksichten, nach der Küste zu gehen; ich that es mit dem festen Vorsatz, sofort nach Abwickelung meiner Angelegenheiten nach Tabora zurückzukehren, aber es sollte anders kommen. Zwar brauchte ich zu der ca. 900 Km. langen Reise nur 22½ Marschtage, aber ich wurde vom Sonnenstich getroffen und mußte dem mir so liebgewordenen Afrika fürs erste Lebewohl sagen, zumal ich im Innern viel am Fieber gelitten hatte und mein 3½jähriger Aufenthalt in Afrika schon sehr erschlaffend auf meinen Körper gewirkt hatte. Ich nahm durch die Mgunda Mkali dieselbe Route, zog dann aber durch das südliche Ugogo und von Mpwapwa über Mamboya durch das nördliche Usagara nach Bagamoyo.

---

## Kleinere Mitteilungen.

### * Der Arabien-Forscher Glaser.

Der bekannte Arabien-Reisende Dr. Eduard Glaser in Prag tritt in den allernächsten Tagen eine neue (die dritte), auf zwei Jahre berechnete Forschungsreise nach Arabien an, und zwar ent-

Digitized by Google

nimmt er die Mittel dazu fast ausschließlich dem Ertrag der von ihm heimgebrachten Sammlungen. Die Reise gilt zunächst der weiteren Erforschung des alten Sabäer-Reiches, und zwar jener (nördlichen und östlichen) Teile, die er auf den früheren Reisen nicht berühren konnte; aber Dr. Glaser hat außerdem die Absicht, diesmal auch das Wadi und Dorwasir, einen Teil von Hadramauth und womöglich auch das ganze Sirat-Gebirge zu durchstreifen; überall dort sind reiche geographische und archäologische Schätze zu heben. Ihm werden sich diesmal auf eigene Kosten und wesentlich zu Jagdzwecken noch mehrere unternehmungslustige Herren anschließen. Wenn übrigens Arabien durchforscht ist, wird die Expedition nach Harar, in die Galla-Länder, nach Abessinien und nach dem Süden weiter gehen, und wird diese Expedition auch einer der gründlichsten Kenner der dortigen Verhältnisse mitmachen. Die Rückreise erfolgt über Kairo und Alexandria. W.

### * Eine Jubiläumsgabe für den Papst.

Wohl nicht die kostbarste, aber die interessanteste Gabe, welche der Papst zu seinem Priester-Jubiläum aus den Kreisen der Gläubigen erhält, ist eine Adresse der Marianischen Kongregation in Shanghai, einer Sodalität von 80 Jünglingen aus den edelsten Familien Shanghai's. Diese Adresse, ein Meisterwerk chinesischer Kunstfertigkeit, ist in chinesischer Schrift auf gelbem Atlas geschrieben und ist von feinster Stickerei in Gold und farbiger Seide eingerahmt. Der Text ist von einer lateinischen Uebersetzung begleitet. Der nach chinesischem Brauch in Buchform zusammengefaltete Seidenstoff ruht in einer 40 cm. hohen und 28 cm. breiten weißen Atlashülle, die auf der einen Seite das Wappen der Sodalität trägt und auf der anderen in Gold, Seide und Perlenstickerei nebst passenden Mottos in chinesischer Antik-Schrift das Wappen Leo's XIII. trägt; Adresse und Hülle liegen wiederum in einem mit prachtvoll geschnitzten Reliefbildern verzierten Ebenholz-Kästchen. Das größte dieser Reliefs schmückt den Deckel und symbolisiert die Verehrung des heiligen Vaters. Auf der Spitze eines Felsens thront der Tam-wam, der König der Vögel, in die Sonne schauend und sinnbildlich den Statthalter Christi darstellend, wie er von der Höhe des Vatikans die Sonne der Gerechtigkeit betrachtet, die ihn bei der Regierung der Kirche erleuchtet. Rund um den Felsen, oberhalb des Gipfels und zwischen den Zweigen unglaublich zart ausgeführten blumigen Gesträuchs sieht man ehrerbietig gegen den Tam-wam gekehrt 53 Vögel jeder Art und Größe: sie sollen die Mitglieder der Marianischen Sodalität darstellen, die jedem Wink und Zeichen des Nachfolgers Petri zu gehorchen bereit sind. Eine Inschrift links in goldenen Lettern verherrlicht den heiligen Vater und liefert die Erklärung des symbolischen Bildes. Um das Kästchen herum schlingt sich ein Band, welches in erhabener Arbeit Früchte, Bäume und die chinesischen Musikinstrumente (Trommel, Zither, Viola ꝛc.) zeigt. Das Schloß, ein Vorhängschloß, ist von massivem Silber, den Schlüssel aber ersetzt eine eigentümliche Vorrichtung. Es sind nämlich zwei kleine Stäbe kreuzweis übereinander gelegt, der eine Stab ist in der Weise im Schloß angebracht, daß er nur mit Hülfe des andern gehoben werden kann, beide aber sind so versteckt, daß niemand, der nicht das Geheimnis kennt, das Schloß zu öffnen vermag. Oberhalb des Schlosses sind vier chinesische Schriftzüge eingegraben, die, von rechts nach links gelesen, die Worte Putin-tum zeigen, lateinisch Cum toto orbe communis veneratio." W.

---

## Litteratur.

* Johnston's Chemie des täglichen Lebens, neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth. Mit 129 Holzschnitten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Karl Krabbe, 1887. — Das vorliegende ausgezeichnet lehrreiche Werk haben wir schon bei seinem ersten Erscheinen in deutscher Uebertragung von Herzen willkommen geheißen, denn es war einer der ersten gelungenen Versuche, die chemischen Beziehungen der Erscheinungen und Vorkommnisse des täglichen Lebens und der Gegenstände des menschlichen Haushalts in einer wirklich gemeinfaßlichen und volkstümlichen Weise darzustellen und zu erklären. Mit noch lebhafterer Freude begrüßen wir das Erscheinen der zweiten Auflage dieser neuen Ueberarbeitung durch Dr. Dornblüth in Rostock, in welcher es ein wirklich deutsches Buch geworden ist und an Lehrhaftigkeit und Mannigfaltigkeit wie insbesondere an praktischem Werte ungemein gewonnen, indem es alle neueren Ergebnisse der Wissenschaft für das praktische Leben: die Erfahrungen der Hygieine, die wissenschaftlichen Forschungsresultate auf dem Gebiete der Diätetik, der Lehre von der Ernährung und dem Wert der Nahrungsmittel und der Verfälschung derselben, aufgenommen hat. Diese vorliegende zweite Auflage ist namentlich durch zwei neue Kapitel: „Das Feuer, das uns leuchtet und wärmt", und „Ausscheidung und Zersetzung" bereichert, die den Inhalt des Buches in erwünschtester Weise vervollständigen und auf die heutige Höhe der Wissenschaft erheben. Bei der hohen Bedeutung, welche namentlich die organische Chemie heutzutage für das ganze praktische Leben und im gesamten Rahmen der Naturwissenschaften gewonnen hat, kann der Wert dieses wirklich populären Buches nicht rühmend genug anerkannt und seine Lektüre nicht dringend genug empfohlen werden.

* Von den „Europäischen Wanderbildern" (Zürich, Orell Füßli und Co.) sind kürzlich die Nrn. 117—120 erschienen, welche den „Mont Cenis (Fréjus) von B. Barbier, übersetzt von J. H." enthalten, ein reizendes kleines Reisebuch über Savoyen und Piemont, mit 78 Illustrationen von J. Weber und J. Reichlen, nebst 2 Karten. Der Verfasser des Buches, J. Barbier, ein Sohn Savoyens, weiß die eigenartige Schönheit dieses hochinteressanten und leider noch so wenig bekannten Berglandes mit seinen Bädern, alten Städten, Burgruinen und sonstigen Denkmälern der Feudalzeit und besonders mit seinen zahlreichen und schönen Wasserfällen so anmutig zu beschreiben, daß es den Naturfreund gar mächtig dorthin verlockt. An der Hand der sehr gelungenen Illustrationen und der Geschichte geleitet er den Leser über Berg und Thal seiner romantischen Heimat und durch den weltbekannten ersten Alpentunnel hinunter nach dem südlichen Fuße der Alpen, auf einer Fahrt, welche Nachahmung verdient und auf welche wir in dieser Reisesaison hiermit ganz besonders aufmerksam machen wollen.

* Semler, Heinrich, in San Francisco: Die Tropische Agrikultur; ein Handbuch für Pflanzer und Kaufleute. Zweiter Band. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto, 1887. — Wir haben schon einigemale über dieses gehaltvolle und zeitgemäße Unternehmen berichtet, dessen Erscheinen so glücklich mit unserer deutschen Kolonialbewegung zusammentrifft und dieselbe in gewisser Weise zu fördern imstande ist. Der nun in nahezu 700 Seiten groß Oktav vorliegende zweite Band enthält die Fortsetzung der Spezialkulturen und befaßt sich eingehend mit den Südfrüchten und deren Anbau: Orangen, Zitronen, Feigen, Ananas, Bananen und Tamarinden, mit der Gewinnung der Handelsrinden: Kork, Cinchona-, Mimosa-, Tanekaha- und Seifenrinde; mit der Kultur der Gewürze: Pfeffer, Zimmet, Cassia und Cassia-Blüten, Muskatnüsse und Muskatblüten, Gewürznelken, Piment, Ingwer, Cardamom, Vanille; mit der Gewinnung der Oele: Oliven-, Croton-, Arzneinuß-, Lichtnuß-, Brasilnuß-, Suarinuß-, Caraya-, Akaschu-, Cajeput-, Avocado-, Ben-, Zitronengras-, Thee-, Melonensamen-, Baumwollsamen-, Ilang-Ilang-, Holz-Oel, Pflanzentalg, Pflanzenbutter, Pflanzenwachs, Nigeröl, Saffloröl, Sesamöl, Ricinus- und Erdnußöl, sowie von Kampher. Ein weiteres reichhaltiges Kapitel ist der Beschaffung der vege-

Digitized by Google

tabilen Farbstoffe gewidmet, also der des Catechu, Gambir, Annatto, Henna, Divi-Divi, Sumach, Turmerik, Safflor, Safran, Indigo; dann schildert Herr Semler die Gewinnung von Kautschuk und Guttapercha und die Kultur der verschiedenen Kautschukbäume, und verbreitet sich schließlich noch über den Anbau der nahrhaften Wurzel- und Knollengewächse: Pfeilwurz, Maniocca, Batatas, Yams und Chayot (Sechium edule). Letztere Pflanze, der sog. Stachelkürbis, war schon den alten Azteken als Kulturpflanze bekannt und ist nach den Antillen verpflanzt worden, wo man die stacheligen Früchte kocht und zur Schweinemast verwendet. Der Hauptwert der Chayote, welche außerordentlich leicht zu kultivieren ist, besteht jedoch in ihrer großen fleischigen Wurzel, welche oft bis zu 20 Pfund schwer wird, äußerlich wie im Geschmack und Nährwert der Yamswurzel gleich und ungemein reich an Stärkmehl ist, daher weitere Verbreitung verdient. Auch von diesem zweiten Bande des Semler'schen Werkes müssen wir den Fleiß rühmen, mit welchem der botanische und statistische Teil und das praktische Verständnis, womit die Anleitung zum Anbau behandelt ist. Der Zweck, ein Lehr- und Lesebuch für den Kaufmann, namentlich den Droguisten, und den künftigen Kolonisten und ein ebenso nützliches wie unentbehrliches Vademecum für den Pflanzer zu sein, ist vollkommen erreicht. Mit diesem Werke in der Hand kann der junge Deutsche nun getrost nach jedem tropischen oder subtropischen Lande gehen und wird in den Stand gesetzt sein, sich in kürzester Frist zunächst die unentbehrlichsten Nährpflanzen, die für die Oertlichkeit geeignet sind, zu kultivieren und dann die größeren Kulturen der Handelsgewächse vorzubereiten, womit ein gedeihlicher Anfang der Ansiedelung gesichert ist. Mit gespanntem Interesse sehen wir dem Erscheinen des dritten und letzten Bandes dieses wertvollen Werkes entgegen, welcher u. a. auch die sehr wichtigen Kulturen des Reises, des Maises, des Sorghums und der afrikanischen Hirse, des Zuckerrohrs, des Tabaks, der Baumwolle, der Jute, der Manila-Faser 2c. enthalten und dieses höchst nützliche Handbuch der Tropischen Agrikultur abschließen wird und im Laufe des Spätsommers erscheinen soll.

## Notizen.

* Das Geburtshaus des Columbus. Die Stadtverwaltung von Genua hat das Haus angekauft, worin angeblich Cristoforo Colon das Licht der Welt erblickt hat. Es liegt in der Nachbarschaft der alten Porta Sopracca, und man muß verschiedene Arbeiten vornehmen, um es so viel wie möglich in den Zustand zu versetzen, worin es sich im 15. Jahrhundert befand. Es wird hinfort für eines der wichtigsten Denkmäler der Stadt Genua gelten. Es ist auch die Rede davon, das Haus zu restaurieren, worin Columbus nach seiner Verheiratung wohnte, und man wird es mit derselben Sorgfalt zu erhalten suchen, wie alle anderen Gegenstände in der Stadt, welche sich auf den berühmten Seefahrer beziehen.

* Eine Eisenbahn von Kursk nach Woronesch. Das russische Ministerium für das Verkehrswesen hat einen wichtigen Entwurf angenommen, welcher nun in Bälde verwirklicht werden soll: es handelt sich um eine neue Eisenbahnlinie von Kursk nach Woronesch, welche die großen Bahnlinien Kursk-Charkow, nach dem Asow'schen Meer und Koslowsk-Woronesch-Rostoft miteinander verbinden soll. Die Bahn ist eine strategische, allein die Gründung dieser neuen Linie wird zugleich auch von Seiten der Bevölkerung und der Lokalbehörden lebhaft gewünscht.

* Die Bevölkerung der Stadt Mexico stellt sich nach der Volkszählung von 1886 auf 292,716 Personen. Die Zahl der Gebäude beträgt 7879 in einem Gesamtwerte von 114,738,000 Dollars; unter dieser Zahl und Schätzung sind aber die öffentlichen Gebäude, die Kirchen, Klöster, Spitäler 2c. nicht einbegriffen. Die Hauptstadt zählt 7047 gewerbliche oder kommerzielle Etablissements.

* Die bereits von uns erwähnte australische Expedition nach dem Südpol wird nun zustande kommen. Die von der Königlichen Gesellschaft in Victoria und von der Königlichen Geographischen Gesellschaft für Australasien berufene Kommission zum Studium des Projekts der Expedition nach dem Südpol ist am vergangenen 23. März unter dem Vorsitz des Kapitäns Crawford Jasco zusammengetreten. Es wurden verschiedene Briefe verlesen, worunter auch eine Mitteilung des Kapitäns Gray von Peterheads, einer der höchsten Autoritäten des Walfischfangs. Es ward der Beschluß gefaßt, den Generalagenten in London zu bitten, daß er die Anerbietungen von Seiten der Rheder für die Ausführung des Planes auffordere, und außerdem ward noch beschlossen, den Admiral Sir Leopold M'Clintock, den Kapitän Sir G. S. Bare, den Kapitän Sir Allen Young, die Herren M'Jno Murray (von der letzten „Challenger-"Expedition) und Henry Green von Blackwell um ihren Rat und ihre Mitwirkung zu ersuchen.

### Gesellschaften, Vereine, Museen 2c.

* Allgemeine Tagesordnung der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Wiesbaden 1887 (vorbehaltlich einzelner Aenderungen und Zusätze): Sonntag, 18. September, Abends: Gegenseitige Begrüßung der Gäste im Kurhause. Montag, 19. September, 9—12½ Uhr: I. Allgemeine Sitzung im Kursaale; 1 Uhr: Einführung und Konstituierung der Sektionen; 3 Uhr: Konzert in den Kuranlagen; 5 Uhr: Gemeinschaftliches Festmahl im großen Kursaale (besondere Karten erforderlich); 8 Uhr: Abendfest im Kasino und Unterhaltungsmusik im Kurgarten. Dienstag, 20. September, 8—1 Uhr: Sektions-Sitzungen; 1 Uhr: Mittagstafel in verschiedenen Gasthöfen; 3 Uhr: Gartenkonzert in den Kuranlagen und Ausflug auf den Neroberg (Volksfest); 7 Uhr: Festtheater (besondere Karten erforderlich); 7½ Uhr: Künstlerkonzert im Kurhause (besondere Karten erforderlich). Mittwoch, 21. September, 8—1 Uhr und eventuell Nachmittags: Sektionssitzungen; 1 Uhr: Mittagstafel in verschiedenen Gasthöfen; 3½ Uhr: Gartenkonzert in den Kuranlagen; 7½ Uhr: Festball im Kurhause. Donnerstag, 22. September, 9—12½ Uhr: II. Allgemeine Sitzung; 2 Uhr: Festfahrt in das Rheingau (auf freundliche Einladung Besuch der Kellereien von Wilhelmj in Hattenheim und J. B. Sturm in Rüdesheim); Festfahrt nach Eppstein (Besuch des Staufen auf freundliche Einladung des Herrn Baron v. Reinach). Freitag, 23. September, 8—1 Uhr und eventuell Nachmittags: Sektionssitzungen; 1 Uhr: Mittagstafel in verschiedenen Gasthöfen; Nachmittags: Besuch der wissenschaftlichen Anstalten: Senckenberg'sches Museum zu Frankfurt a. M., Heil- und Pflegeanstalt Eichberg bei Eltville im Rheingau, Städtisches Krankenhaus, Städtisches Schlachthaus und Städtische Klärbeckenanlage zu Wiesbaden; 7½ Uhr: Feuerwerk im Kurgarten. Samstag, 24. September, 9—12½ Uhr: III. Allgemeine Sitzung; 1 Uhr: Mittagstafel in verschiedenen Gasthöfen; 3½ Uhr: Gartenkonzert in den Kuranlagen; 8—12 Uhr Abends: Festtrunk im Kurhause. Als Nachfeier: Sonntag, 25. September: Reinfahrt nach Rüdesheim, Bingen, Aßmannshausen, Lorch, St. Goarshausen (eventuell mit drei Schiffen). Besichtigung des Niederwald-Denkmals. Gemeinschaftliche Heimfahrt von Rüdesheim. Beleuchtung der Rheinufer.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 36.** Stuttgart, 5. September **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die wilden Stämme des Konkan (Vorderindien). Von Hermann Pollack. S. 701. — 2. Der Gaucho. Volkstype aus Argentinien. Von José Greger. S, 702. — 3. Die Verwendung flüssiger Heizstoffe für Schiffskessel. Von unserem Spezialberichterstatter. S. 706. — 4. Die Topantunuasu oder ureingeborenen Stämme des zentralen Celebes. Von J. G. F. Riedel. (Fortsetzung.) S. 709. — 5. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 711. — 6. Der Elfenbeinhandel. S. 715. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 716. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 719. — 9. Notizen. S. 720. — 10. Litteratur. S. 720.


## Die wilden Stämme des Konkan (Vorderindien).

Ein soeben veröffentlichter offizieller Bericht der „Bombay Forest-Commission" (Waldkommission) enthält einige höchst interessante Informationen über die wilden Stämme des Konkan, nämlich jenes Streifens Landes der indischen Provinz Bombay, welcher sich zwischen dem Westghat oder Sahyadri der Inder und dem Arabischen Meere ausdehnt. Hier finden sich neben dem halbhinduisierten Aboriginerstamm der Tanna, welcher sein Nomadenleben aufgegeben und sich mit der ansässigen Bevölkerung sowie mit den benachbarten Stämmen aufs engste vermischt hat, noch drei genau von einander sich unterscheidende wilde Stämme, welche als Ueberreste der früheren Ureinwohner angesehen werden dürfen. Es sind dies die Katkaris, deren Anzahl auf 30,000 Köpfe geschätzt wird, die Thakurs in der gleichen Anzahl und die Varlis in einer Stärke von nahezu 20,000 Seelen. Diese drei Aboriginerstämme zeigen dem angezogenen Berichte gemäß einen äußerst niedrigen Kulturzustand, sie sind wild und roh, leben auch meistens in den schwer zugänglichen Berg- und Waldgegenden und verschaffen sich ihren prekären Lebensunterhalt zumeist in der Weise, daß sie alle Arten wilder Tiere erlegen und essen oder, wenn es Mangel an solchem Jagdgetier gibt, indem sie gewisse Produkte des Waldes sammeln, die sie dann am nächstgelegenen Marktplatze im Tauschhandel verwerten. Sie leben in erbärmlich armseligen Hütten, aus Bambus und Holz gebaut, die in der Regel im Walde selbst oder in der nächsten Nähe eines solchen errichtet werden.

Trotzdem diese drei wilden Stämme sich im Urzustande der Gesittung befinden, weiß der Kommissionsbericht doch gewisse, einem jeden einzelnen dieser Aboriginer eigen gewordene Merkmale und Eigentümlichkeiten aufzuzählen, welche als Charakteristik derselben dienen können. Die Thakurs führen ein Nomadenleben, der geringste Anlaß ist oftmals hinreichend, sie zu bewegen, ihre Hütten abzubrechen. Nicht selten ist es das Krankwerden eines Kindes oder einer Kuh, wodurch sie sich veranlaßt sehen, ihre Unglück-verheißende Wohnstätte zu verlassen. Sie sind sehr spärlich gekleidet, häufig fehlt ihnen selbst das Stückchen Baumwollenzeug, das sie sonst um ihre Lenden tragen, ihre Nahrung nehmen sie zumeist im rohen Zustande zu sich. Trägheit und Verschwendungssucht sind ihnen gleichsam angeboren, Fürsorge für die Zukunft wird niemals getroffen und das Wenige, das sie besitzen, wird, wo immer es angeht, dem Trunke geopfert. Nichtsdestoweniger sind sie ein ruhiger, friedliebender Stamm, der ganz für sich lebt und der Vermischung mit anderen Stämmen scheu aus dem Wege geht. Sie stehen unter einem Häuptling, der ihrer eigenen Kaste angehört und dem sie unbedingten Respekt zollen. Ihre Weiber werden zu schweren Arbeiten angehalten, dieselben sind auch rechtschaffener, mehr wahrheitsliebend und weniger dem Trunke ergeben, als die Männer. Der Name dieser Aboriginer, „Thakur", ist gleichbedeutend mit „Herrscher", was darauf schließen läßt, daß dieser Stamm in den allerältesten Zeiten höchst wahrscheinlich eine gewisse herrschende Stellung eingenommen haben dürfte.

Die Katkaris sind unter den genannten drei Waldbewohnern die ärmsten und verkommensten Geschöpfe, arbeitsfaul, diebisch und dem Genusse von geistigen




Digitized by Google

Getränken hoffnungslos ergeben. Nur ein kleiner Bruchteil derselben gewinnt seinen Lebensunterhalt durch die Jagd und teilweise Bebauung der lichten Waldstellen in der Nähe ihrer Hütten, welche meistens inmitten der dichtesten Wälder gelegen sind. Von hier aus unternehmen sie von Zeit zu Zeit große Raubzüge, während welcher alles geplündert und verheert wird, was in den Bereich derselben gelangt, so daß sie der Schrecken der ihnen naheliegenden Gemeinwesen geworden sind. Bischof Heber, der längere Zeit hindurch Beziehungen mit ihnen unterhielt, beschreibt sie als Kohlenbrenner, die infolge der ihnen angeborenen Wildheit und Furchtsamkeit es ängstlich vermeiden, mit den Thalbewohnern in Berührung zu treten. Sie pflegten die gewonnene Holzkohle an einem vorher bestimmten Platze zusammenzutragen, von wo die Thalbewohner sie abholten, indem sie an deren Stelle den üblichen Tauschwert in Reis, Baumwollenzeug und eisernen Geräten und Handwerkszeug zurückließen. Nichts ist vor ihren diebischen Gelüsten sicher, und wenn sie weder Holzkohle noch wilden Honig besitzen, um sie austauschen zu können, so stehlen sie selbst das Getreide von den Feldern. Der jämmerliche Zustand ihrer Hütten spottet jeder Beschreibung und die ekelhaftesten Dinge dienen ihnen als Nahrung. Ihre Hauptquartiere befinden sich zur Zeit in Kurjat und in Panwell. Ihre Frauen, welche mit ihren Kindern spindeldürr und halb verhungert aussehen, werden zu schweren Arbeiterdiensten angehalten: sie sind es, welche Holz, Kohle und wilden Honig zu Markte tragen müssen. Frauen und Männer sind spärlich in Fetzen gekleidet. Mit Ausnahme von Kuhfleisch essen sie alles, was ihnen unterkommt. Jeder Pfennig, den sie erhaschen können, wird für Spirituosen und Tabak ausgegeben, ja, so mächtig äußert sich ihr Verlangen nach geistigen Getränken zuweilen, daß sie in Ermangelung eines Tauschartikels nicht abstehen, den einzigen Baumwollenfetzen, der ihre Lenden umgibt, zu verpfänden, um ihr Gelüste zu befriedigen.

Der dritte Aboriginerstamm, der der Varlis, unterscheidet sich in mehrfacher Beziehung vorteilhaft von den erstgenannten zwei Waldbewohnern. Sie sind kindlich und harmlos von Natur und äußerst freundlich und gesellschaftlich untereinander. Fremden gegenüber sind sie furchtsam und scheu, jedoch aufrichtig und wahrheitsliebend. Auch sie sind dem Trunke unmäßig ergeben, und wenn betrunken, leicht zu Gewaltthätigkeiten geneigt. Raub und Diebstahl begehen sie nur unter den Qualen des Hungers. Alle Anstrengungen, sie in ein Gemeinwesen und damit unter den wohlthätigen Einfluß der Kultur zu bringen, waren bisher erfolglos geblieben. Nichts kann sie bewegen, ihr Waldleben aufzugeben. Ihre leidenschaftliche Liebe für den Waldsport, dem sie tage- und wochenlang nach Herzenslust obliegen, läßt sie unglaubliche Strapazen und Mühseligkeiten geduldig ertragen. Ihre Gesichtszüge erinnern an den mongolischen Typus, Bart haben sie nur sehr wenig. Ihre Hütten, welche reiner gehalten werden, als die der Thakurs und Katkaris, sind gleichfalls ganz aus Bambus und Holz gebaut.

London. Herm. Pollack.

---

## Der Gaucho.

Volkstype aus Argentinien.

Unter den Gauchos, den sogen. Prairie-Hirten oder Kampbewohnern Argentiniens, diesen braunen, kräftigen Gestalten mit vollem schwarzem Bart und ernstem Gesichtsausdruck, welche voll Stolz auf ihre Beschäftigung und originelle Tracht sind und manchmal mit Verachtung auf den Stadtbewohner, den Porteño, herabblicken, findet man auch Männer, welche sich oft ohne eigene Schuld mit der Justiz überworfen haben, von dieser geächtet und daher gezwungen worden sind, ein umherirrendes Leben ohne Rast noch Ruhe, voll Kampf und Entbehrung zu führen.

Diese letztere Art nennt man dann Gauchos malos (böse Gauchos) zum Unterschiede von den Gauchos buenos, den friedlichen, ansässigen Kampbewohnern. Eine der Haupturſachen, die einen Teil dieser von der Natur mit guten Anlagen ausgestatteten Leute auf die Bahn des Verbrechens drängt, ist in der vorläufig noch als erbärmlich geltenden Verwaltung der Campaña (Kamp oder Land) zu suchen, welche den hiermit beauftragten Personen den weitesten Spielraum zu oft unerhörter Willkür bietet. Während jede Stadt der Argentinischen Republik ihre eigene, von den Bürgern gewählte Municipalität (Magistrat), sowie gleichfalls gewählte Juezes de paz (Friedensrichter) besitzt, ist die so unendlich große Campaña (Land) in Partidos (Distrikte), jeder etwa von der Größe eines bayerischen Regierungskreises, eingeteilt, an deren Spitze der Kommandant als Befehlshaber der Nationalgarde und der Juez de paz oder Friedensrichter als Chef der Civilverwaltung stehen, während fünf oder sechs Alcalden (Bürgermeister) und Teniente-Alcalden (Vizebürgermeister), die an verschiedenen Punkten der Partidos (Distrikte) wohnen, mit der Polizei-Verwaltung beauftragt sind, zu welchem Zwecke jedem derselben eine Partida de Policia (Polizei-Abteilung), bestehend aus einigen berittenen Polizeisoldaten, zugeteilt ist. Die erwähnten Herren, welche von der Provinzialregierung ernannt werden und diese genannte Justizia (Gerechtigkeit) repräsentieren, besitzen also die Macht, was aber mit der Zeit bei einer dichteren Bevölkerung anders werden dürfte, obwohl ein altes Sprichwort sagt: „Wer die Macht hat, hat auch das Recht!“ Und wahrlich, diese Angestellten der Regierung lassen selten eine Gelegenheit vorübergehen, dem Gaucho klar zu machen, daß sein Leben, seine Ehre, sein Eigentum und seine Familie nur von ihren Launen, denen der unumschränkten Gebieter, abhängen, denn für den Gaucho existiert kein Gesetz und

Digitized by Google

keine Gerechtigkeit. Er ist mit dem schrecklichen Fluche behaftet: ein „hijo del pais de la pampa“ (ein Eingeborener der Pampa) zu sein.

Allerdings überschreiten manchmal die Regierungsbeamten ihre Befugnisse, wie dieses anderswo auch vorkommt. Man muß aber hier wieder berücksichtigen, daß gerade in den beiden Republiken Argentinien und Uruguay, wo das Gaucho-Element kein geringes ist, eine rücksichtslose Strenge gegen diese rohen, wilden Naturen, aufgewachsen bei ihren Viehheerden, herrschen muß, wenn es nicht Mord auf Mord geben soll, denn der Gaucho kann wegen einer Geringfügigkeit veranlaßt werden, von seiner Navaja (großes, langes, breites Messer, Art der Tranchiermesser) oder von seiner Daga (Dolch) Gebrauch zu machen, in deren Handhabung ihm niemand gleichkommen kann.

Die reichen Viehbesitzer nehmen auf ihren Estancias (Gütern) lieber Fremde wie Eingeborene als Arbeiter und Schafhirten in Dienst, da bei einer Mobilmachung der Nationalgarde oder wenn die Gauchos bei einer bevorstehenden Wahl wie Hämmel zusammengetrieben und zur Wahlurne geleitet werden, dann ihre Güter und Heerden ohne Aufsicht sein würden.

Im eigenen Vaterlande sind also die Gauchos, welche doch einen großen Teil der Bevölkerung der Republik bilden, die Ausgestoßenen, die „Parias“, welche nur dazu vorhanden sind, ihre Steuern zu zahlen und bei den Wahlen blindlings mit dem Juez de paz oder dem Kommandanten zu stimmen. Wehe dem Gaucho, der sich erfrecht, mit seinem Patron, der vielleicht der Gegenpartei des Juez de paz angehört, zu stimmen! Ohne weitere Umstände wird er dann als Vagabund nach der Frontera (Indianergrenze) zu einem Truppenteil der Linie für die Dauer von zwei Jahren gesandt, um dort als Soldat Militärdienste zu leisten. Nur wer den Abscheu und das Grauen kennt, welches der Gaucho vor dem Soldatenleben besitzt, kann sich einen Begriff von der Schwere der unverdienten Strafe machen, welche der an unbändige Freiheit so gewöhnte Mensch zu erdulden hat. Führte er auch bisher ein Leben voll Entbehrung, so war sein Luxus doch die Freiheit, und er war stolz auf seine Unabhängigkeit. Aber der Kommandant und Friedensrichter sind es nicht allein, welche ihn bedrohen; auch die Bürgermeister und Vizebürgermeister haben das Schicksal dieses einfachen schutzlosen Mannes in der Hand und oft genügt es, daß der Gaucho ein junges Weib besitzt, dessen Reize die Begierde des Alcalden erregt haben, um jenen unter irgend einem Vorwande, sei es als Viehdieb, Spieler, Raufbold, Vagabund u. dgl., mit Grillos (Fußschellen) an den Beinen, zur Frontera zu senden. Diese Art Transport war bis vor wenigen Jahren noch im Gebrauche und von den Beamten tüchtig gehandhabt; doch die Regierung, wie sie ja überall bestrebt ist, Verbesserungen einzuführen, um der Civilisation näher zu kommen, schuf dieses ab, und wehe dem Beamten, der diesen Befehl mißachten würde! Der Gaucho kommt nun als Preso (Gefangener) an der Frontera an und wird auch als solcher behandelt, von seinen Vorgesetzten wie ein vom Gesetze verurteilter Verbrecher angesehen, dem während der Dauer seiner Strafzeit das Leben so sauer wie möglich gemacht werden muß, was denn leider auch derartig nach Kräften geschieht, daß dadurch der arme Teufel oft zur Verzweiflung getrieben wird. Hält er die zwei Jahre aus, so kann er noch von Glück sagen, wenn er nach Beendigung derselben entlassen und nicht noch ein oder zwei Jahre länger bei der Fahne behalten wird.

Wie von einer schweren Last befreit, kehrt er nach seinem Pago (seinem Heim) in der festen Hoffnung zurück, in seinem Rancho (Hütte aus Lehm und Maisstroh hergestellt) an der Seite seines geliebten Weibes und inmitten seiner Kinder, deren Anblick er so lange entbehren mußte, Trost und Erholung für die ausgestandenen Leiden zu finden. Aber gerade hier erwartet ihn dann der Kelch des bittersten Seelenschmerzes. Seinen Rancho findet er ausgeplündert, seine Pferde, Rinder und Schafe haben die Polizeipaschas als gute Kriegsbeute unter sich verteilt. Sein Weib, von allem beraubt, irrte, von Elend getrieben, obdachlos umher, um Nahrung für ihre hungernden Kleinen zu schaffen, bis sie, durch Kummer, Leiden aller Art und Verzweiflung unfähig zu weiterem Widerstande gemacht, den Anträgen desselben Alcalden, der ihren Mann in Ketten nach der Frontera schickte, nachgab und in sein Haus zog.

Derartige Schlechtigkeiten wurden von den Beamten noch bis zum Jahre 1880 ausgeführt. Gegenwärtig aber hört man von solchen Handlungen nicht mehr viel. Sollte aber eine derartige Handlung der Regierung zu Ohren kommen, so erfolgt exemplarische Strafe gegen die Urheber.

Regungslos, wie vom Blitze getroffen, mit aschfarbenem Gesichte, steht der zurückgekehrte Gaucho an den Trümmern seiner Habe, am Grabe seiner Familie und seines verlorenen Glückes. Der erste Blick schon, welchen er in das Innere seines einst so trauten Heims warf, hat ihn von all dem Schrecklichen, was in seiner Abwesenheit vorgefallen, unterrichtet. Eine beängstigende Ruhe prägt sich auf seinen männlichen Gesichtszügen aus — eine Ruhe, die zehnmal entsetzlicher als der rasendste Zornesausbruch ist, denn sie ist die Tochter der unerschütterlichen Entschlossenheit, eines eisernen Charakters. Er entfernt sich noch nicht vom Grabe seines einstigen Glückes. Starr und unbeweglich, mit halbgeöffneten Lippen, bleibt er stehen und während die einzelnen, für immer entschwundenen Episoden seines früheren unschuldigen Glückes wie Blitzesfunken durch seine Seele ziehen, saugt sein Herz mit vollen Zügen und glühendster Wollust all das Gift ein, welches von bodenloser Niederträchtigkeit in so reichem Maße über ihn ausgeschüttet wurde. In diesem Augenblicke ist aus dem ehemaligen friedfertigen Kampbewohner

Digitized by Google

ein Gaucho malo, ein Bandit, wenn man so sagen will, geworden, der voller Haß und Rache sich auf die Bahn des Verbrechens wirft und dessen heiligster Schwur lautet: „Krieg der Justicia bis aufs Messer", was im wahrsten Sinne des Wortes zu nehmen ist, und tausendfache Rache dem Alcalden! Die Situation einer solchen braunen, kräftigen Gestalt, wie sie der Gaucho repräsentiert, ist nicht zu beschreiben. Man muß denselben nur einmal gesehen haben, wenn ihm irgend ein Unrecht zugefügt wurde. Die Eindrücke werden Einem unvergeßlich bleiben und lassen sich gar nicht detaillieren.

Der auf diese Weise mit Füßen getretene Gaucho begreift jetzt erst, daß für ihn kein Gesetz und keine Gerechtigkeit existieren, sondern daß er der Laune und der Willkür jener Menschen vollständig preisgegeben ist. Neben dem Rachegefühl erwacht sein schrankenloser Stolz und klar wird ihm, daß sein Recht nur auf der Spitze der scharfgeschliffenen zweischneidigen Klinge seiner 84 cm. langen Daga (Dolch) beruht, welche er auf dem Rücken im Tirador derartig trägt, daß der an der rechten Seite seines Körpers hervorragende Griff sich stets im Bereiche seiner nervigen Faust befindet.

Inzwischen hat der Alcalde Nachricht erhalten, daß der Mann, den er unglücklich gemacht, von der Frontera zurückgekehrt ist und auf einem prächtigen Pferde sich heimatlos im Partido herumtreibt. Eine bodenlose Furcht vor der Rache des tötlich beleidigten Gaucho, die bisweilen wohl aufgeschoben wird, aber fast nie ausbleibt, ergreift den Alcalden und er gibt der Partida seiner Polizeisoldaten den Befehl, sich zur Verfolgung des Gaucho malo, der ein Vagabund, Pferdedieb und Bandit ist, aufzumachen, um ihn, wo sie ihn findet, unter dem Vorwande, er habe der Behörde Widerstand geleistet, auf der Stelle zu töten.

Der Gaucho malo weiß solches. Er weiß auch, daß er um seinen Kopf kämpft, sobald er mit einer Partida (Polizeisoldaten) zusammentrifft; denn ergiebt er sich, so wird er auf der Stelle, ohne Gnade und Barmherzigkeit, von den Polizeisoldaten ermordet. Deshalb auch die blutigen Kämpfe, welche er oft mit einer fünf- bis sechsfachen Uebermacht zu bestehen hat, und aus denen er solange siegreich hervorgeht, bis ihn das Schicksal ereilt und er entweder im Kampfe fällt oder während des Schlafes überfallen, geknebelt, vor Gericht gestellt und füsiliert wird.

Der Gaucho malo ist vogelfrei. Er schweift auf seinem Renner durch den Kamp (Land), kämpft um seinen Kopf, tötet zur Befriedigung seiner Rache und stiehlt Vieh, um aus dem Erlös desselben die Mittel zum Spiel und zu seinem Lebensunterhalt zu erlangen.

Es steht gar nicht lange an, so erlangt er bei den Campbewohnern eine Berühmtheit; er kann hinkommen wohin er will, in jedem Rancho (Hütte) wird er freundlichst aufgenommen, mit allem Nötigen versehen und erhält dort auch stets Nachricht über den Aufenthalt der Partida, sowie von den neuesten Anordnungen, welche der Juez de paz, bezw. der Alcalde, zu seiner Gefangennahme erlassen hat. Dann stößt der Gaucho malo ein fröhliches Gelächter aus und ladet seinen Gastgeber ein, ihn zur nächsten Pulperia (Schenke, wo Getränke und Lebensmittel ꝛc. verkauft werden) zu begleiten, um dort mit ihm eine Copa (Glas) zu leeren.

In der Pulperia befindet sich immer eine Anzahl Kampbewohner, die sich jubelnd um den Gaucho malo (ohne daß von den einfachen Leuten mit dieser Bezeichnung etwas Ehrenrühriges gemeint ist) drängt und ihm ihre Bewunderung und ihre Sympathie für seine vollbrachten Heldenthaten zu erkennen gibt. Die Gläser werden gefüllt, der Geächtete, wie fast alle Gauchos, stets Sänger und Improvisator, ergreift die Guitarre und läßt nach längerem Präludieren eine jener melancholischen Dichtungen, hier zu Lande „Tristes" (rührend, traurig) genannt, hören, welche die Zuhörer häufig zu Thränen veranlassen. Es sind dieses einfache, schwermütige Melodien, mit denen der Gaucho malo die Schilderungen seiner Seelenleiden begleitet.

Er singt:

Como fiera persequida
piso una senda de abrojos,
sin sueño para mis ojos
ni renda para mi herida,
sin descanso ni guarida
ni esperanza, ni piedad,
y en funebre soledad
a mi dolor amarado
voi à la muerte arrastrado
por mi propia tempestad!

Diese Strophen würden in Uebersetzung etwa lauten:

Verfolgt wie eine Bestie,
Betret' ich einen Weg voll Dornen,
Ohne Schlaf für meine Augen,
Noch Verband für meine Wunde,
Ohne Ruh' noch Zufluchtsort,
Ohne Hoffnung auf Erbarmen;
Um in stiller Einsamkeit,
Meinem Schmerze hingegeben,
In den Tod geschleift zu werden
Durch mein eig'nes Ungestüm.

Dann erscheint wohl ein Paisano (Landmann), atemlos vom raschen Ritt, und meldet dem Sänger, daß die Partida (Polizeisoldaten) gleich anlangen werde, er solle sich retten, da es noch Zeit sei; aber dieser, statt dem Rate zu folgen, lächelt nur verächtlich, erwartet die Soldaten und kämpft mit ihnen auf Leben und Tod.

Solch ein Gaucho malo schläft fast nie unter Dach und Fach. Versehen mit Brot, Käse, Yerba (Thee) und Zigarretten, benützt er die Nacht zu seinen Reisen durch den Kamp (Land) und legt die Strecke, die in der Regel nur zwei bis drei Leguas (1 Legua ist 5.196 Km. oder rund 5 Km.) beträgt, im Schritte oder kurzen Trab zurück, um sein Pferd nicht zu ermüden, sondern stets bei

Digitized by Google

vollen Kräften zu halten, da oft hiervon allein seine Rettung abhängt.

Wenn um die Mittagsstunde die Sonne im Zenith steht, ihre glühenden Strahlen mit voller Macht auf die Erde sendend, wenn alle Menschen im Innern ihrer Wohnungen sich der Ruhe und Siesta hingeben, kann es als ein Wunder angesehen werden, wenn ein Mensch sich untersteht, in solch sengender Hitze den schattenlosen Kamp zu durchkreuzen. Dann sucht der Gaucho malo sich eine Stelle aus, wo Gräser und Kräuter etwas dichter stehen, um einige Stunden zu schlafen. Er steigt von seinem Pferde, lockert die Cincha (Sattelgurt), nimmt dem Tiere den Zügel aus dem Maul und schiebt ihn auf den Hals zurück, damit es fressen kann, denn niemals sattelt ein solch Geächteter dasselbe ab.

Durch den Ring des Halfters wird der Lasso (Wurfschlinge) gezogen und daran befestigt, dessen anderes Ende sich der Gaucho um die rechte Hand wickelt, sich mit dem Rücken nach oben auf den im Grase ausgebreiteten Poncho (eine Art Mantel aus Wollenzeug, in welchem sich in der Mitte ein Loch befindet, um den Kopf durchstecken und so den Mantel auf die beiden Schultern legen zu können, der dann auf diese Weise den ganzen Körper bedeckt) wirft, seine Waffen vor sich hinlegt, über die er die Arme derartig kreuzt, daß sie für ihn eine Art Kopfkissen bilden, auf welchem sein Gesicht ruht, um dann der Wachsamkeit seines kleinen Hundes, von der Rasse der Cuzquitos, welcher stets munter und aufmerksam bleibt, während sein Herr ruht, vertrauend, ruhig einzuschlafen, beim leisesten Knurren seines treuen Wächters aber blitzschnell das Haupt zu erheben, um mit seinem Adlerblick den Horizont in der Runde zu mustern. Zeigt sich nichts Verdächtiges, so schläft der Mann augenblicklich wieder ein; ist das Gegenteil der Fall, so ist innerhalb fünf Sekunden sein Pferd zum Aufsitzen und er selber zum Gefecht bereit.

Die Cuzquitos, die kleinen Hunde mit kurzen Beinen und langgestrecktem Körper, von denen in der Regel jeder der vagabundierenden Gauchos ein Stück auf seinem Pferde mit sich führt, zeichnen sich durch ihre feine Witterung, Wachsamkeit und Anhänglichkeit vor allen anderen Hunderassen aus. Der Cuzquito ist Vigilant und Schildwache des verfolgten Gaucho.

Ein eigentümlicher Charakterzug oder richtiger gesagt eine Schwäche, welche allen diesen Leuten eigen ist, besteht in der Eitelkeit und dem Luxus, mit welchen sie sich bei festlichen Gelegenheiten kleiden und ihr Pferd schmücken. Chiripas (ein um die Lenden gebundenes Stück farbiges Wollenzeug) und Jacke sind von seidenartigem Cachemir, der über die linke Schulter geschlagene Poncho ist von ungefärbter hellbrauner Vicuña-Wolle gewebt; ein breitrandiger, niederer, schwarzer Hut von weichem Filz, sogen. Castorhut, bedeckt das Haupt, während ein rotseidenes Taschentuch locker um den Nacken geschlungen ist. Die Füße stecken in bis zu den Knieen reichenden Stiefeln von schwarzem Glanzleder, mit daran befestigten silbernen Sporen. Der handbreite Tirador (Ledergurt), welcher die Chiripas um die Hüften festhält und sowohl als Geldgurt, wie auch als Waffenträger dient, ist häufig so dicht mit darauf befestigten großen Silbermünzen bedeckt, daß man die Farbe des darunter befindlichen Leders kaum zu erkennen vermag. Die Zügel, sowie der Recado (Sattelzeug, Sattel) des Pferdes sind gleichfalls reich mit Silber verziert, während die Steigbügel, die Scheide und der Griff der Daga (Dolch) häufig genug aus massivem Silber bestehen. Es sind dieses die Prendas (Kleinodien) der Gaucho.

In allen Pulperien, welche der Gaucho malo betritt, wird er zuvorkommend aufgenommen. Sein Pferd erhält Alfalfa, sein Hund gebratenes Fleisch, während er selbst eine Büchse voll Sardinen verzehrt und eine Flasche Wein trinkt.

Sind Paisanos (Landleute) zugegen, so setzt man sich zum Hazardspiel nieder, wobei in der Regel der Gaucho malo gewinnt, da er im Betrügen beim Kartenspiel mit der Zeit eine große Gewandtheit erlangt hat und das Legen von Trampas (Kunstgriffen) in seinen Augen keine Schlechtigkeit, sondern Schlauheit ist.

Aber wehe dem Verlorenen oder Gerupften, der sich unterstände, dem Gaucho malo vorzuwerfen, er habe falsch gespielt! Ein sofortiges Messergefecht ist die Folge solcher Unvorsichtigkeit. Dieses Gefecht wird aber nicht eher beendigt, als bis eine blutige Leiche am Boden liegt.

Bei Wettrennen im Kamp, bei Tertulias (Kränzchen oder geschlossenen Gesellschaftszirkeln) und Velorias (Tanzunterhaltungen) in den Ranchos der Kampbewohner ist der Gaucho malo der Held des Tages. Dort trägt er seine Heldenthaten zur Begleitung der Guitarre vor, während die Augen der lauschenden Zuhörer vor Bewunderung glänzen. Auch ein flotter Tänzer ist er und bisweilen gefällt ihm die hübsche Gauchita (Landmädchen) mit der er gerade einen Gato (argentinischen Nationaltanz) tanzt so sehr, daß er nach demselben sich mit ihr auf seinen Renner schwingt und mit ihr in den Kamp hinausſprengt, um sie erst einige Tage oder Wochen später ihren Eltern zurückzubringen.

Eine solche Entführung ist ganz nach dem Geschmacke der jungen Kampschönen, die in ihrem Entführer nur den mit allen Tugenden geschmückten Helden erblickt, dem ihrer Meinung nach jedes Mädchenherz von selbst in den Schooß fallen muß. Stolz auf die ihr gewordene Auszeichnung kehrt sie zu ihrem Paga (Heim) zurück, wo sie ein Gegenstand des Neides ihrer Freundinnen wird.

Nähern sich im Partido die Wahlen, so sucht jede der Parteien den Gaucho malo von Ruf für sich zu engagieren; nicht etwa, um die Gegner derselben mit der Daga (Dolch) zu bekämpfen, sondern nur um der Partei durch das Prestige seines Namens und seiner Anwesenheit die zahlreichen Stimmen der Kampbewohner zu sichern.



Digitized by Google

Dann helfen bei diesen Leuten selbst nicht die erlassenen Drohungen des Juez de paz oder des Kommandanten, vorausgesetzt, daß diese der Gegenpartei angehören. Das stechende Auge des Gaucho malo, der, mit dem Waffenarsenal im Tirador, unweit des Wahltisches zu Pferde hält, ist fest auf alle an den Tisch schreitende Paisanos gerichtet, die denn auch sämtlich ihre Stimmen für den Kandidaten der Partei abgeben, welche den Gaucho malo für sich gewonnen hat. Der Preis, den dieser dafür erhält, beträgt 8000—12,000 Mark. Mit dem auf diese Weise erworbenen Gelde geizt der Gaucho nicht im Geringsten. Während mehrerer Wochen arrangiert er Tertulias, Wettrennen, Trinkgelage 2c., bei denen jedermann willkommen ist, und deren Kosten der Gaucho malo allein bestreitet, ohne daß die Behörde es wagt, ihn in seiner Heiterkeit zu stören. Dann setzt er wieder sein Nomadenleben fort; hier und dort mit den Partidas kämpfend, bis er entweder im Kampfe fällt oder im Schlafe überrumpelt, gebunden, den Gerichten überliefert und hingerichtet wird.

Manche Gauchos malos fliehen bei Zeiten zu den Indianen, wo sie sich allerdings in kurzer Zeit durch Tapferkeit und Gewandtheit Respekt und Ansehen zu verschaffen wissen, aber auch bald derartig sinken, daß sie die schlimmsten Feinde ihrer Landsleute werden und an Wildheit und Grausamkeit die Indianen übertreffen.

Dies sind nun die Männer, welche, bei schönen Charakteranlagen, einer natürlichen Intelligenz und einem unerschrockenen Herzen, durch die Macht der gegenwärtig noch im Kamp herrschenden mißlichen Verwaltungszustände, die sich in Zukunft ja auch anders gestalten werden und müssen, wenn einmal die Campaña besser bevölkert sein wird, auf den Pfad des Verbrechens geworfen werden und unrettbar dem Untergange verfallen.

José Greger.

---

## Die Verwendung flüssiger Heizstoffe für Schiffskessel.

Von unserem Spezialberichterstatter.

In Leipzig hielt auf der XXVIII. Hauptversammlung des „Vereins Deutscher Ingenieure" der kais. Marine-Ingenieur Herr Busley aus Kiel einen sehr bedeutsamen und hochinteressanten Vortrag „über die Verwendung flüssiger Heizstoffe für Schiffskessel", über welchen wir im Nachfolgenden berichten.

Viel früher als die Steinkohle, welche die Römer erst 50 n. Chr. kennen lernten, war den Völkern des Altertums das Erdöl bekannt, welches schon im 2. Buch der Maccabäer als zum Opfern benutzt erwähnt wird. Die erste Anwendung desselben zur Dampferzeugung fällt aber erst in das Jahr 1862, in welchem in Amerika das erste Patent auf Verwendung flüssiger Heizstoffe zur Dampferzeugung erteilt wurde. In England beginnen die Heizversuche mit flüssigen Brennstoffen erst 1864, hervorgerufen und seitdem unablässig unterstützt von dem Vizeadmiral Selwyn, dessen Bemühungen die englische Admiralität bis in die neueste Zeit hinein stets wohlwollend gegenüberstand. Nachdem Mallet und Audouin ähnliche Bestrebungen in Frankreich eingeleitet hatten, begeisterte sich dort kein Geringerer als der Kaiser Napoleon III. für dieselben. Er beauftragte zwei Autoritäten ersten Ranges, den Physiker Claire Deville und den Chef-Constructeur der Marine Dupuy de Lôme mit der praktischen Durchführung der Oelheizung in seiner kleinen Dampfyacht „Puebla" und er selbst fuhr 1867 auf einer mit Oel gefeuerten Lokomotive stehend in das Lager von Chalons ein. In Rußland fällt die Anwendung flüssiger Heizstoffe zur Dampferzeugung mit dem Aufblühen der Oelindustrie in Baku zusammen, und deutsche Ingenieure wie Lenz und Brandt gehören seit 1869/70 zu den eifrigsten Vorkämpfern für dieselbe. Während des Krieges 1870/71 wurden auch in Deutschland die ersten Versuche in dieser Richtung unternommen, indem Devrient in Danzig 3 Torpedoboote für die deutsche Marine baute, die Wagenknecht mit einer Petroleumheizanlage versah, an deren Unvollkommenheit indessen das ganze Unternehmen scheiterte. Seit 1872 beschäftigt sich die Weltfirma Gebr. Körting in Hannover mit der Anfertigung von Apparaten für Oelheizung; die Torpedobootswerft von Schichau in Elbing erbaute wiederholt Dampfer für die russische Regierung, welche mit Oelheizeinrichtungen versehen waren, und 1879/80 lieferte die Rostocker Schiffsbau-Gesellschaft vier Dampfer mit solchen Heizvorrichtungen nach dem Kaspischen Meere. Der Vortragende hat sich mit diesem Gegenstande in tieferem Studium auf Anregung des Prinzen Heinrich von Preußen beschäftigt, der, zu seinen Zuhörern zählend, dieser Frage ein besonderes Interesse entgegenbrachte.

Es dürfte weniger bekannt sein, daß man nicht bloß das rohe Erdöl und seine Destillationsrückstände, sondern auch Theer, Theeröle und Schieferöle als Feuerungsmaterial benutzt hat. Das pennsylvanische Erdöl muß wegen seines niedrigen, zwischen 15—20° C. liegenden Entflammungspunktes sehr vorsichtig behandelt werden. Das dickflüssigere Erdöl von Baku hat zwar einen höheren Entflammungspunkt, darf aber nach einer Vorschrift der russischen Regierung als Feuerungsmaterial nicht verwendet werden, was freilich der russische Staatsrat Sulischambarow, eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiete, für eine rigorose Bestimmung hält. Das am häufigsten verwendete Brennmaterial bilden die nach der ersten Destillation des Erdöls verbleibenden Rückstände, russisch astatki. Dieselben kosten augenblicklich in Baku 4 bis 5 Mark die Tonne, werden aber beständig teuerer, da man sie einer zweiten Destillation unterwirft, nach welcher sie als wertlos ins Meer abgelassen werden. Die größte Heizkraft besitzen die Rohöle; da sie aber wegen ihrer Dünnflüssigkeit weniger sparsam verbrannt werden können

Digitized by Google

als ihre schwereren Rückstände, so ist die Verdampfungskraft aller ziemlich gleich und verhält sich zu derjenigen guter Steinkohlen wie 7 : 4, d. h. während mit guten Steinkohlen dauernd eine 8-fache Verdampfung erzielt werden kann, würde dieselbe bei Verwendung dieser Oele eine 14-fache sein.

Je nachdem das Oel in flüssiger Gestalt dampfförmig oder in feinverteiltem Zustande zur Verbrennung gelangt, lassen sich die Feuerungsanlagen für dasselbe in Heerd-, Gas- und Staubfeuer einteilen, von denen die beiden ersteren sehr große Nachteile in sich schließen und kaum noch in Betracht kommen. Bei den Staubfeuern wird das in die Feuerung tretende Oel von einem Dampf- oder Luftstrahl in die kleinsten Teile zerstäubt und in nebelartigem Zustande unter Zutritt der erforderlichen Luft in solcher Vollkommenheit verbrannt, wie sie bei Steinkohlenfeuern nie zu erreichen sein wird. Das Oel fließt aus einem etwas über der Feuerung gelegenen Behälter ununterbrochen zu und die nötige Verbrennungsluft saugt der ausströmende Dampf- oder Luftstrahl an. In den Behälter hebt eine Dampfpumpe das Oel aus den meistens in der Bilge liegenden Tänks. Die Verbrennungstemperatur ist in den Staubfeuern vielfach eine so hohe, daß man die Kesselbleche gegen die Einwirkung der Stichflamme entweder durch Ablenkung derselben von den umgebenden Wandungen oder durch Verkleidung der letzteren mit feuerfesten Steinen schützen muß. Die Zerteilung des Oeles bewirken Zerstäuber, von denen man Schlitz-, Rohr- und Düsenzerstäuber unterscheidet. Am praktischsten sind wiederum die letzteren. Es sind merkwürdigerweise dieselben Apparate, die Ayden und Selwyn bereits 1866 bei ihren Versuchen in Greenwich anwandten. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, etwas besseres zu finden, ist man wieder auf dieselben zurückgekommen.

Das Anheizen vollzieht sich bei den Staubfeuern sehr einfach, sobald man einen Hülfskessel zur Verfügung hat, dessen Dampf die Zerstäuber der Hauptkessel so lange speist, bis der eigene Dampf des letzteren hiezu ausreicht. Kann man keinen Hülfskessel benützen, so muß man mit Holz- oder Kohlenfeuer Dampf aufmachen. Weil aber die meisten Zerstäuber schon mit 0.2—0.3 Kgr. per Quadratcentimeter Ueberdruck anspringen, so ist dieses nicht sehr zeitraubend.

Das Anzünden des Zerstäubers geschieht, indem man in die Feuerung brennende, in Oel getränkte Wischbaumwolle legt, hierauf den Dampfstrahl und dann den Oelstrahl anstellt. Zuweilen tritt während des Betriebes eine Dämpfung oder Trübung der Zerstäuberflamme ein, welche von nassem Dampf herrührt, dessen verdampfendes Wasser die Verbrennungswärme erniedrigt. Es empfiehlt sich daher, den Zerstäuberdampf zu überhitzen, wodurch neben Vermeidung dieser Dämpfungen der doppelte Vorteil erzielt wird, daß sich das Oel im Zerstäuber erwärmt, ohne den Dampf zu kondensieren, und daß bei stark überhitztem Dampf ein geringeres Gewicht desselben zum Zerstäuben genügt, als bei direkter Verwendung des gesättigten Dampfes erforderlich ist.

Die Gefahr des Versalzens der Kessel, welche von den Gegnern der Oelheizung beständig angeführt wird, ist in Wirklichkeit gar nicht vorhanden, wie Vortragender des Näheren darlegt.

Die Unterbringung des Oeles geschah bisher in einzelnen kleinen Behältern; wie indessen die in den letzten Jahren erfolgte Ausführung an Tänkschiffen lehrt, welche das Petroleum direkt in ihren Räumen transportieren, ist auch hier eine große Gewichtsverminderung infolge Ersatzes dieser Tänks durch Oelbunker zu erhoffen. Selbstentzündung des Oeles, wie bei den Steinkohlen häufiger der Fall, kann nicht eintreten, weil kein Bestandteil derselben den Sauerstoff der Luft aufnimmt, sich im Gegenteil alle ihre Bestandteile jeder starken Oxydation widersetzen. Alle Gefahr, die durch Entzündlichkeit der von den Oelen ausgedünsteten Gase entstehen könnte, wird beseitigt, wenn die Bunker mit Gasabführungsrohren versehen werden und wenn man sie nach ihrer Entleerung gründlich ventiliert und zunächst nur mit Sicherheitslampen betritt, weil sich diese Gase nur an der offenen Flamme entzünden.

Die Vorzüge der Oelheizung gegenüber der Kesselheizung sind namentlich für moderne, schnelle Kriegsschiffe von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie lassen sich im wesentlichen folgendermaßen zusammenfassen:

1) das Oel läßt sich schneller und billiger an Bord bringen als die Kohlen. Die Dampfer des Kaspischen Meeres nehmen in 3—4 Stunden 800—1000 Tonnen Oel über; um ebenso viel Kohlen an Bord zu nehmen und in den Bunkern zu verstauen, gebraucht ein Dampfer mindestens die doppelte bis dreifache Zeit. Torpedoboote können hienach in wenigen Minuten ihr Heizmaterial an Bord nehmen und ganze Flottillen derselben werden damit in der gleichen Zeit fertig, welche beim Aufkohlen einzelne Boote gebrauchen; 2) läßt sich das Oel in solchen Räumen unterbringen, die man nicht anderweitig ausnützen kann, wie die Wasserballasttänks bei Frachtdampfern, die Doppellucken bei Panzerschiffen und die Kielräume vor und hinter den Kesseln und der Maschine. Hier liegt das Oel auch sicher vor feindlichen Geschossen; 3) kann eine beträchtliche Verminderung des Heizerpersonals eintreten; denn die Dampfer des Kaspischen Meeres haben auf jeder Wache nur einen Heizer und zwei Jungen, welche nur die Zerstäuberhähne und die Speiseventile bedienen. Torpedoboote können also mit einem Heizer per Wache auskommen, und da derselbe keine anstrengende Arbeit zu verrichten hat, so wird er im schlechten Wetter weniger leicht erschlafft sein, als dies bisher der Fall war, welcher Umstand häufig zum Anlaufen von Häfen zwang; 4) gestattet die größere Verdampfungskraft der flüssigen Heizstoffe entweder eine Verringerung des mitzuführenden Heizmaterials, also der toten

Digitized by Google

Last, wenn man dieselbe Strecke wie vorher bei der Kohlenfeuerung zurücklegen will, oder sie ermöglicht, wenn das gleiche Gewicht von Oel wie früher von Kohlen eingenommen wird, das Durchlaufen einer größeren Strecke. Ein Torpedoboot, welches mit Kohlen unter Innehaltung einer gewissen Geschwindigkeit 4000 Seemeilen durchdampft, muß mit dem gleichen Gewicht Oel 7000 Seemeilen ablaufen können, so daß es seinen Aktionskreis fast verdoppelt; 5) der größte und glänzendste Vorteil der Oelheizung liegt in der rückstandslosen Verbrennung, welche Asche-, Schlacken- und Rauchbildung ausschließt. Ganz abgesehen von dem Fortfall des höchst lästigen, stets mit Schmutzerei verbundenen, im Gefechte sogar meistens unausführbaren Ueberbordschaffens der Asche, von dem Aufhören des Herumfliegens von Flugasche und Funken bei stark gesteigertem Zuge, entfällt vor allen Dingen die Schlackenbildung und damit das Feuerreinigen. Die heutigen Torpedoboote besitzen zum überwiegenden Teile nur eine Feuerung, deren Roste sie nach etwa 6stündigem forciertem Dampfe von der angesetzten Schlacke befreien müssen. Während dieser Arbeit ist die Dampfbildung gehemmt, das Boot läuft nicht mehr so schnell; es muß das Feuerreinigen später in kürzeren Zwischenräumen wiederholen, weil sich die Roste nicht mehr ganz schlackenfrei herstellen lassen. Von großem militärischen Wert ist das Aufhören des Rauchens. Ein Torpedoboot, welches sich nicht durch seine Rauchsäule verrät, wird am Horizont schwer zu entdecken und deshalb beständig im Vorteil sein, weil es die in seinem Gesichtskreis befindlichen Dampfer an ihren Rauchsäulen beobachten kann. Bis zu welchem Maße die namentlich bei gesteigerten Fahrgeschwindigkeiten unaufhörlichen Rauchwolken die Kriegsschiffe verraten, haben erst die vor wenigen Tagen beendeten englischen Flottenmanöver wieder bewiesen. Nun läßt sich aber auch eine Oelfeuerung durch Luftabschluß zum sofortigen Rauchen bringen und gibt damit ein sehr einfaches Mittel an die Hand, um auf weite Entfernungen Rauchsignale zu geben; 6) erhalten die Maschinen größere Manövrierfähigkeit infolge der sofort erreichbaren Verstärkung oder Schwächung der Zerstäuberflamme, der besseren Ventilierung der Heizräume durch den Zug, den die Zerstäuber hervorrufen, sowie der Einfachheit und Genauigkeit, mit welcher sich das an Bord genommene und verfeuerte Heizmaterial messen läßt.

Als Nachteile der Oelheizung müssen angeführt werden: 1) die Anlage von Oelbehältern mit Rohrleitungen, statt der jetzigen Kohlenstationen, um das schnelle Anbordnehmen des Oeles zu ermöglichen. Die Anlage- und Unterhaltungskosten solcher Stationen werden diejenigen der dann fehlenden Kohlenstationen kaum überschreiten, wenn namentlich die letzteren zweckentsprechend eingerichtet waren; 2) das starke von den Dampfzerstäubern verursachte Geräusch, welches den Gang der Maschine vollständig dem Gehör entzieht. Dieses Geräusch wird aber beim Zerstäuben mit Preßluft schwächer und soll nach französischen Versuchen bei ermäßigtem Heizen, also bei langsamer Fahrt, äußerst gering sein, so daß dann kein stärkeres Geräusch ertönt als die heutigen Ventilationsmaschinen der mit künstlichem Zuge fahrenden Torpedoboote verursachen; 3) die Entzündlichkeit des Oeles, infolge welcher in die Oelbehälter fliegende Geschosse eine Feuersbrunst hervorrufen könnten. Dieser Punkt ist indessen noch so wenig geklärt, daß darüber erst eingehende Versuche angestellt werden müßten; 4) die geringe Menge der zur Verfügung stehenden flüssigen Heizstoffe. Von den 400 Millionen Tonnen Steinkohlen der Gesamtjahresproduktion der Erde verbraucht die Dampfschifffahrt reichlich 12 Mill. Tonnen, welcher eine jährliche Gesamtausbeute von höchstens 6 Mill. Tonnen rohen Erdöles, $^3/_4$ Mill. Tonnen Theer und etwa $^1/_4$ Mill. Tonnen Schieferöl gegenüberstehen. Der weitaus größte Teil dieser Oele wird in Brennöl, Schmieröl, Paraffin u. s. w. verarbeitet und zu allen möglichen anderen technischen Zwecken benützt, so daß für die Kesselheizung nur die mit 20 % außerordentlich reichlich veranschlagten Rückstände der 7 Mill. Tonnen Rohöle zur Verfügung bleiben, welche den Brennstoffverbrauch der Dampfschifffahrt etwa nur zum sechsten Teile decken könnten; 5) die hohen Preise der verschiedenen Oele gegenüber den Kosten der Kohlen. Bei Abnahme ganzer Schiffsladungen kostet die Tonne bester Steinkohlen in Hamburg oder Bremen etwa 12 Mark, die Tonne amerikanischen Rohöls oder seiner Rückstände etwa 100 Mark, die Tonne kaukasischer Rohöle oder seiner Rückstände etwa 60 Mark und die Tonne Theer augenblicklich vielleicht 20 Mark, welcher Preis sich aber sofort steigern würde, sobald nur ein größerer Verbrauch in Aussicht stände.

An der Hand dieser Betrachtungen kommt der Redner nun zu folgendem Schlusse: Alle Bemühungen, die flüssigen Heizstoffe in umfassender Weise zur Kesselheizung in die Handelsmarine einzuführen, müssen trotz ihrer bestehenden Vorzüge an ihren hohen Preisen scheitern. In Westeuropa stellt sich die Oelheizung unter Berücksichtigung ihrer größeren Verdampfungskraft augenblicklich etwa dreimal teurer als die Kohlenheizung. Hieran ändern auch die Ersparnisse durch Verminderung der Heizerlöhne nicht viel. An ein Heruntergehen der Oelpreise ist bei der geringen Menge des zur Verfügung stehenden Materials gegenüber dem bisherigen Bedarf in absehbarer Zukunft nicht zu denken. Alle seit zwanzig Jahren in England und den Vereinigten Staaten mit Oelheizung in Betrieb gesetzten Dampfer mußten wieder auf die Kohlenheizung zurückgreifen, weil sie jedesmal nach kurzer Frist eine solche Steigerung der Oelpreise verursachten, daß sie dabei ihre Rechnung nicht mehr finden konnten.

Günstiger liegen die Aussichten für die Oelheizung bei den Kriegsmarinen, da diese die Kosten nicht zu scheuen haben, wenn es sich um Erreichung wichtiger militärischer Erfolge handelt. Augenblicklich läßt die englische Admiralität

Digitized by Google

Versuche mit einem Torpedoboote anstellen, welches eine Oelfeuerung von Tarbutt besitzt, und auch in Rußland sollen ähnliche Versuche mit einer Feuerung von Paschinin im Gange sein. Werden durch diese Versuche die oben angedeuteten Vorzüge der Oelheizung bestätigt, so werden Rußland und die Vereinigten Staaten, welche mit Erdöl gesegnet sind, sowie England, welches sich aus seinem bituminösen Thonschiefer vielleicht ein nicht zu teures flüssiges Heizmaterial herstellen könnte, die teilweise Einführung der Oelfeuerung in ihrer Kriegsmarine ernstlicher in Erwägung ziehen. Die deutsche Marine muß diesen Bestrebungen kühler gegenüberstehen, da sie im Kriegsfalle ihren Bedarf an flüssigen Heizstoffen aus dem Auslande beziehen müßte, weil die heimische Erdölproduktion sowie der anders nicht verwendbare Theer nur unter ganz unverhältnismäßig hohen Kosten und dann auch nur in unzulänglicher Menge für diesen Zweck herangezogen werden könnte.

Ein Feld, auf welchem die Oelheizung in Zukunft eine gewisse Bedeutung gewinnen kann, liegt in ihrer Verwendung in unterseeischen Fahrzeugen, wenn der erste derartige Versuch mit dem eben in Schweden fertiggestellten unterseeischen Doppelboote de Laval's günstig ausfallen sollte. So sehr der Ingenieur Grund hat, die geringen Aussichten der technisch so hochstehenden Oelheizung zu beklagen, so sehr kann sich der deutsche Ingenieur beglückwünschen, daß die Verhältnisse so und nicht anders liegen. Stände ein allgemeiner Wettbewerb zwischen Kohle und Oel, und zwar nicht blos als Heizmaterial für die Dampfschifffahrt in Aussicht, so würde sich die schon jetzt recht gedrückte wirtschaftliche Lage unserer zahlreichen Kohlenzechen nur noch mehr verschlimmern, und zwar ohne daß wir den Trost hätten, aus den Ruinen der zu Grunde gehenden Kohlenindustrie eine neue vaterländische Oelindustrie erblühen zu sehen. Denn alle Versicherungen der Geologen, daß die in der nordwestdeutschen Ebene vorhandenen Erdölmengen volkswirtschaftlich von größerer Bedeutung seien, als die gesamten Goldwäschereien Californiens, helfen nichts, so lange eine umfassende Ausbeutung derselben nicht die aufgewendeten Kosten deckt. (Lebhafter Beifall!)

---

## Die Topantunuasu oder ureingeborenen Stämme des zentralen Celebes.

Von F. G. F. Riedel.[1]

(Fortsetzung.)

Der Grundbesitz wird unterschieden in Tana intau oder Tana ingkai, Gemeinde, und in Tana Tausondo oder nawa, Privateigentum der Einzelnen. Die ersten sind das Erbteil der Väter, worüber die Tadunja oder Ingkai die Oberaufsicht führen. Bei einer Zerstückelung durch Stammesgenossen müssen diese von den Tadunja dazu Erlaubnis haben, bei derjenigen durch Fremde ebenso unter Mitwissen der Kabusenja oder Makole. Der erste Urbarmacher ist Eigentümer des Pangale oder geordneten Bodens. Vor der Urbarmachung pflegt man auf den Stand der Malunu oder Plejaden zu achten. Die Nawa oder bepflanzten Grundstücke können verschenkt, vermietet oder verkauft werden, nicht allein an Stammesgenossen, sondern auch an Fremdlinge. Beim Kauf bezahlt man einander mit Kalapa-, Areng- und anderen Bäumen, sowie mit Vieh, Leinwand, irdenem und kupfernem Geschirr. Den Wert des Grundstücks berechnet man nach der Padi-Ernte der letzten beiden Jahre. Alle Geschäfte werden in Gegenwart der Ingkai als Zeugen abgeschlossen. Streitigkeiten wegen Grundeigentums werden durch die Tadunja, die Makole und Ingkai geschlichtet. Fremde, welche den Stamm verlassen, verlieren alle von ihnen erworbenen Rechte an den Grund und Boden, und dieser kommt aufs neue unter die Aufsicht der Tadunja und Ingkai, so daß ein Dritter auf die bestimmte Weise Rechte daran erlangt.

Eine klare Vorstellung von einem höheren Wesen findet man unter diesen Stämmen nicht. Die Geister, welche verehrt und durch Opfergaben geehrt werden, sind die Lamoa, die Schutzgeister und Beschirmer des Stammes, auch Lamoa sindata genannt, und die guten Angga oder Geister der Voreltern. Die ersteren werden in dem Lobo durch die Wurake tuana oder Bulia, die Priester, und durch die Wurake wea oder Priesterinnen angerufen, während den letzteren durch den Hausvater und die Hausmutter vor dem Pemia (dem Bilde, welches man oben im Hause aufbewahrt) geopfert wird, z. B. nach der Ernte die Erstlinge des Padi. Gleichzeitig mit dem Eintritt des Menschen in die Welt wird der Lamoa sindao oder Schutzgeist geboren, welcher unter der Aufsicht des Lamoa sindata das Kind bis an seinen Tod beschirmt. Der Lamoa des Stammes wohnt in großen Bäumen, meist in Ficoideen und in Steinen. Sie werden bei Eidesablegung angerufen als: Oh Lamoa sindata, oh Lamoa sindao, pedonga aku sii! d. h.: O Lamoa dort oben (Schutzgeist des Stammes), o Lamoa hier unten (mein Schutzgeist), höre mich an, der ich hier stehe. In Krankheiten wird auch dem Lamoa sindata durch die Bulia oder Tadjuna Speise und Trank geopfert, damit er die bösen Geister vertreibe, welche die Krankheit verursachen. Als Zeichen von Unterwerfung und Resignation pflanzt man neben der Opferstelle oder auch bei dem Lobo eine oder mehrere dreieckige weiße Flaggen auf. Die individuellen Lamoa oder Lamoa sindao umschweben die Person und bleiben in ihrer Nähe. Allein wann der Mensch von einem der bösen Geister angefallen oder zeitweilig besessen ist, kann ihm ein Unglück zustoßen. Auch opfert man beim Urbarmachen der Felder der Emboa oder Boantana, der Hüterin der Erde, drei bis fünf junge Schweine, sieben bis eilf Hühner und eine bis drei Ziegen, um eine sehr



Digitized by Google

reiche Ernte zu erhalten. Nach der Ernte wird demselben Geiste ebenfalls ein Dankopfer dargebracht, welches aus den Erstlingen vom Reis und Mais besteht. Für ihn und für den guten Angga wird vor dem Essen etwas Speise und Trank beiseite gesetzt. Die Emboa stellt sich dar als ein in langes Gras gehüllter gewöhnlicher Mensch mit einem Affenkopf. Menschen, welche denselben zu sehen bekommen, werden unfehlbar krank. Bei schweren Gewittern trachtet die unzufriedene oder erzürnte Emboa, die Erde auseinander zu reißen, wird aber alsdann durch die guten Angga bezwungen. Verbirgt sie sich alsdann in eine Cocospalme, so findet man daselbst dann später die sogen. Ngisi nu berese oder Donnersteine. Die Lahude, ein weiblicher Geist, bewacht die Meere, Flüsse und andere Gewässer; sie macht den Menschen ganz krank, wenn sie von ihm beleidigt wird. Der Geist Entaopi, der mit seiner Frau in den Gipfeln der Berge wohnt, bringt Ngoju oder Wind hervor. Die guten Angga oder Geister der Vorfahren kommen im Traume mit den Angga des lebenden Menschen in Berührung. Aus diesem Grunde soll man niemand plötzlich wach schütteln, wodurch dann der Angga entflieht und die Person krank wird, in welchem Falle die Tadunja den Geist an bestimmten Stellen im Walde oder vor dem Pemia wieder zurückrufen muß. Der Lamoa sindao ist während des Schlafs des Menschen machtlos. Die Angga der Toten stellen sich gewöhnlich in der Gestalt von Skolopendern oder von Rauch dar. Vor der Pemia erbitten der Hausvater oder die Hausmutter von der Angga der Toten, welche zur Familie gehören, unter Andeutung des Namens sich Schutz, Hülfe oder Ueberfluß, mit Einem Wort Alles, was sie wünschen. Der Angga teilt alsdann das was er für gut befunden oder beschlossen hat, im Traume mit. Träumt man nicht sofort von dem bewußten Angga, so ist dieser in höheren Regionen entfernt, und man muß so lange vor der Pemia Reis, Hühner, Schweinsleber, Palmwein und andere Artikel opfern, bis einer der Angga im Traume erscheint. Die Tadunja können die Angga der Toten sehen, denn sie stehen zu ihnen in einer nahen Beziehung und handeln auch als Medien, bei welcher Gelegenheit der angerufene Angga sich in ihr rechtes Auge setzt, um dieses zu verschärfen, damit sie in die Zukunft schauen oder einen Diebstahl entdecken können. Die Angga der Toten führen ein gleiches Dasein wie diejenigen der Lebenden, bekriegen einander und pflegen geschlechtlichen Umgang, erzielen jedoch keine Nachkommenschaft. Der Angga des Menschen tritt in den Körper, sobald bei dem Kinde der erste Zahn erscheint. Dieser kann auch der Angga von einem der Ahnen sein, welcher den menschlichen Körper aufs neue als Hülle anlegt. Wenn solche Menschen erwachsen sind, erfüllen sie meist die Funktionen von Tadunja und Bulia, nachdem sie durch die anderen dazu angeleitet worden sind. Nach dem Tode begibt sich der Angga nach dem Wald, um erst nach der Reinigung der Knochen in die Pemia zu kommen. Von einigen Stämmen wird der Vogel Tekateka, Phoenicophaës calyorhynchus, verehrt, weil der Angga, der sich im Walde befindet, in diesem Vogel meistens seinen Aufenthalt nimmt. Man spricht auch von Angga nu ule und mißt der Schlange, ule, ebenfalls einen Angga oder Schutzgeist bei.

Unter den bösen Geistern finden folgende Rangstufen statt: Der Longga und seine Frau Pun mekone, die Angga der erschlagenen Feinde, die Topeule, To megantu oder To mepangko, die bekannten Suwanggi, und die Puntiana oder Puntidiri. Der Longga nimmt die Gestalt eines schwarzen haarigen Mannes an; er ist aus dem Rano Poso entstanden und, nachdem er durch Lamoa gedemütigt, durch Lahuda ersetzt worden; er lebt in den Wäldern und schwebt überall herum, um die Angga der Lebenden zu belästigen; seine Frau nährt sich vorzugsweise davon. Sie werden hie und da von den Bulia und Tadjuna gesehen. Die bösen Angga stellen sich überall ein, um den Angga des lebenden Menschen zu schlagen und zu peinigen. Sie werden, nachdem sie erst gesättigt worden sind, Mompakoni, von der Tadjuna und Bulia durch Feuer und das Schlagen auf der Gimba, Trommel, vertrieben, auch aus den neuen Wohnungen ausgetrieben, ehe diese bewohnt werden.

Die Topeule sind böse Menschen, welche immer darauf bedacht sind, mit Anwendung ihrer Kunst die Angga der Lebenden zu Schaden zu bringen. Bei Entdeckung werden sie ohne jede Art von Prozeß mit Diospyros-Knütteln zu Tode geprügelt. Die Puntiana sind die Angga der Frauen, welche während des Aktes des Gebährens und Zeugens ohnmächtig machen und alles ins Werk setzen, um die Männer aus Neid darüber, daß sie die Ursache der Befruchtung sind, zu entmannen. Der Nachtmahr oder Alp ist eine böse Angga, welche in den Leib des Schlafenden einzudringen trachtet, um seinen Angga zu beschädigen. Um die Zukunft zu befragen, bolobia, zählt oder würfelt die Tadjuna unter Beschwörung und Anrufung der Sonne, Eo oder Mataeo, und der Erde, Uta, auf eine geheimnisvolle Weise mit fünf Maiskörnern. Auch wahrsagt sie aus dem Ei, das auf eine besondere Art auf das Feuer gelegt worden ist, sowie aus der Leber von Schweinen und Hähnen, mem pesule, und aus der Luftröhre der ersteren. Aus dem Geschrei der Nachteulen deutet die Tadjuna ebenfalls die Zukunft heraus, in welcher Eigenschaft sie Talenga heißen. Die Vögel Tekateka, Poa, Kuou und Kuwaja werden als Abgesandte des Lamoa sindata oder eher des Lamoa sindao betrachtet, den Menschen vor nahenden Gefahren zu warnen. Wenn man einen Kuwaja, Haliaëtus leucogaster, mit Gras in seinem Schnabel fliegen sieht, so ist das ein sehr günstiges Zeichen. Trifft man unterwegs eine Schlange, so muß man sie töten, um nicht seinem Unglück entgegen zu gehen. Hört man auf der Reise das Geknurr von Wildschweinen, so muß man unmittelbar umkehren. Wer einen Laubfrosch

Digitized by Google

in seinem Hause findet, muß ihn töten und darnach dem Angga vor der Pemia opfern, um die Gefahr abzuwenden. Ein mit Padi oder Lagenaria hispida bepflanztes Feld darf während der Blütezeit nicht betreten werden. Während der Reisernte sollen keine Fremden die Negari betreten. Wenn jemand beim Bau einer neuen Wohnung vom Dach herunterfällt und tot ist, muß man alle Pfähle mit Blut bestreichen, damit dessen Anggas später nicht kommen und die Bewohner beunruhigen. Der ähnliche Gebrauch vom Blut dient auch bei einer Vereinigung oder Aufnahme als Glied in eine Familie. Um Diebstahl an Früchten zu verhüten, hängt man an den Bäumen einen irdenen Topf mit allerlei Baumwurzeln und Blättern, Kawalase, auf. Diejenigen, welche davon stehlen, werden durch Zuthun der Angga der Voreltern krank und sterben kurz darauf. Diese Bewerkstelligung heißt Uru. Die Tadjuna und Bulia verlegen sich auch auf Auslegung der Träume; die der Betrunkenen haben keinen Wert. Bei schwerem Gewitter wird vor die Thüre der Wohnung eine Cocosnußreibe gesetzt, woran ein alter irdener Topf hängt, um der Embao Furcht einzuflößen. Die mohammedanischen Zeloten suchen bereits unter diesen Lamoa-Verehrern Propaganda zu machen, und es ist wünschenswert, daß dieselben bald zum Islam übertreten.

Außer der Eidesablegung, Monpenoa, unter Anrufung von Lamoa sindata und sindao, bedient man sich auch sogen. Gottesurteile, Kumbuno und Mosunge, des Eintauchens in tiefes Wasser, indem man einen Stock festhält. Derjenige, welcher zuerst heraufkommt, wird der Batua oder Sklave der Gegenpartei. Auch pflegt man das Gajo toga, das Eintauchen der rechten Hand in kochendes Damar-Harz, das Magonto oder Feinkauen von trockenem Reis, und das Nobatadji, das Schlichten eines Streits durch den Kampf zweier Hähne gegeneinander, in Anwendung zu bringen; die verlierende Partei ist dann die schuldige. Wenn man unschuldig ist und sich einem Gottesurteil unterwirft, wird man durch den Lamoa sindao beschützt. Wenn ein Mann den von ihm begangenen Ehebruch leugnet, wird das Endamünu-Gottesurteil angewandt: Das betreffende Individuum wird außerhalb des Negari unter einen Baum gebracht; unter dem Ausrufen von allerlei Verwünschungen bietet die Tadunja ihm einen Schild oder Kaliawo an, womit er den Körper bedecken muß. Einer der alten Männer erhält dann von derselben Tadunja eine gewisse Anzahl von Tulangga oder Spieße von Bambus longinodis, um sie von einem bestimmten Abstand aus nach ihm zu schleudern; wird sein Körper durch keine der Tulangga getroffen, dann ist er unschuldig.

(Schluß folgt.)

---

# An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Diesmal hörten wir es ganz genau, so daß eine Täuschung nicht mehr möglich war. Schon dröhnte der ganze Wald, erst mäßig, dann stärker und zuletzt heftig. Die Erde scheint sich zu biegen und in Schwingungen zu geraten unter dem Reitertroß. Es muß eine kleine Armee sein, die da heranjagt.

Wiederholt vernimmt man auch das Geschrei der Reiter: „Hao! Jii! Ussa!"

Sie haben gute Hälse und gesunde Lungen und scheinen gut zu reiten und weder ihre Knochen noch die ihrer Rosse zu schonen. Unser Kleinmut schlägt bei dieser freudigen Gewißheit in das Gegenteil um. Wir zittern jetzt vor Vergnügen, wie vorhin vor Frost und lauschen mit begierigen Ohren und hüpfenden Herzen. Nach dem Echo des Donners zu urteilen, muß die wilde Jagd im nächsten Augenblick am Platze erscheinen, und wenn es heller wäre, müßten wir dieselbe ohne Zweifel schon sehen.

Zuerst war es uns kalt oder wir froren vielmehr, jetzt wurde es uns warm, manchmal auch beinahe heiß, und dazwischen empfinden wir wieder ein angenehmes Gruseln. Wir möchten am liebsten an das Land, doch à propos an das Land! Aber die Wölfe! Wir blicken hinüber an das Ufer und sehen nichts mehr als einen unförmlichen Klumpen.

Traun? Was war das? Waren die Unfläter in dem Moment entflohen, da wir sie zu beachten vergessen hatten, ähnlich wie manchmal Krankheiten verschwinden, wenn man nicht an sie denkt, oder hatten wir Gesichtstäuschungen? Bestimmt wußten wir es nicht, aber dort in der Ferne, so will es uns vorkommen, erblicken wir zwischen den Gesträuchen noch manchmal das Glimpern eines grünlichen Lichtes, gerade wie vorhin als wir die Glühwürmchen und Irrwische sahen.

Teufelsbrut, dachte ich, ob ihr es nur sein möget! und als ich horche, heult es aus weiter Ferne: Wau-wau-auauau!

Sie waren es mithin. Ich wünschte ihnen nichts Gutes und in Gedanken sagte ich vor mir: „Geht nur hin, und wenn es sein kann, möge euch der russische Teufel holen, der euch erschaffen hat!"

Aber jene graue garstige Klumpen am Ufer — was war das?

Es war jedenfalls der Ueberrest des getöteten und dann von den eigenen Genossen zerrissenen und aufgefressenen Wolfes, allein noch war es zu dunkel, um etwas zu erkennen.

Doch schon in demselben Moment donnerte es dicht neben uns, und drüben am Ufer des Wracks tauchten Reiter auf, die, wie Gespenster, aus dem Boden zu steigen

Digitized by Google

schienen. Man hörte wirr durcheinander rufen. Der eine frägt: „Dje bil?“ oder „wo war es?“ und der andere antwortete: „Sdiss!“ oder „Hier?“

Ehe man es sich versah, wimmelte das ganze Ufer von Reitern und im Augenblick war der ganze Troß am Platze.

Aber, ob es nur die sein mögen, die wir erwarteten? Einzelne Gestalten, soviel man erkennen konnte, sahen wild aus, wie die leibhaftigen Räuber. Wahrscheinlich sind es aber doch die unserigen, unsere Befreier, denn sie schauten sich um, als wenn sie etwas suchten. Allein, was wir vermuten und hoffen, konnten wir immer noch nicht wissen, sondern es bedurfte erst einer Probe. Wir schwiegen daher, bis wir völlig sicher waren, damit es uns nicht erging, wie ehemals bei dem Rencontre im Walde von Muchin, wo ich einen ähnlichen Ueberfall von Kalmücken erfahren hatte.

Indeß spähten die Männer immer mehr umher, ohne Zweifel nach uns, die sie nicht sahen. Sie schienen verwundert, aber doch verhalten wir uns noch still. Daß sie uns suchten, geschah sicherlich in guter Absicht; jedoch die Möglichkeit war auch noch nicht ausgeschlossen, daß es in einer weniger guten Absicht geschehen konnte. Wir halten sie zwar für unsere Freunde, aber es können auch andere sein, denn man hörte sie einige Minuten untereinander murmeln, als ob sie eine Beratung abhielten.

Doch jetzt erkennen wir unter den Männerstimmen auch die Stimme unseres abgesandten Postillons, welcher seinen Kameraden suchte und diesen beim Namen rief.

Aber schon ist diesem der Kamm wieder geschwollen und die Freude hat ihn übermütig gemacht. Er antwortete nicht, nur um zu sehen, was man thun würde, und auch die Pferde schwiegen merkwürdigerweise.

Die Männer sehen uns immer noch nicht und murmeln abermals mit einander.

„Hier habe ich sie zurückgelassen!“ beteuerte der Jemtschick. „Seht dort im Wasser steht noch die Pawoska!“ (der Reiseschlitten).

Man bemerkte, wie sie nach dem Fahrzeug blickten und dem Postillon Recht gaben; aber doch war es immer noch zu dunkel, als daß man viel hätte sehen können. Man überzeugte sich allerdings von der Richtigkeit der Angaben in Bezug auf den Schlitten, aber man vermochte nicht die Reiter zu erkennen, die im Schatten desselben standen.

„Nun, so müssen sie aber doch hier sein!“ entgegnete der eine der Männer bedenklich.

Da nieste eines von unseren Rossen sehr kräftig und wir waren verraten. Es war das Roß unseres Hauptpostillons, aber diesmal schlug er es nicht auf die Ohren, sondern lachte, und übrigens war es des Scherzes genug, und unsere Stellung war so wenig geeignet, von der humoristischen Seite aufgefaßt zu werden, daß wir es nicht erwarten konnten, endlich unsere Blokade aufgehoben zu sehen und unsern Platz verlassen zu können.

„Genug! genug! Wir sind auch hier!“ rief jetzt unser Ausbund, der Postillon im Wasser. „Aber leider sind wir mehr tot als lebendig!“

Der Kurier brach in ein stürmisches Gelächter aus. „O seht doch diesen Narren!“ rief er aus. „Den plagt der Schwarze, dort in dem Wasser zu baden, und dann klagt er, halbtot zu sein! So komm nur heraus, dann wirst Du schon wieder lebendig werden!“

Die ganze Reitertruppe johlte jetzt hell auf und Freudenausbrüche gellten durch den Forst.

Etwa acht bis zehn Reiter drängten sich dicht an das Wasser heran und gafften zu uns herüber, die wir noch in Dunkelheit begraben waren. Erst sahen sie uns nicht, aber jetzt haben sie uns endlich entdeckt, denn sie schrieen: „Dort, dort sind sie! Dort im Wasser!“

Mehrere Reiter stürzen sofort in die rauschende Flut, um uns behülflich zu sein, in Wirklichkeit aber, um nachzusehen oder sich zu überzeugen, ob wir nicht alle zusammen rappelig geworden sind, und im selben Augenblick befinden wir uns auf dem Lande und steigen vorsichtig vom Pferde, denn die glückliche Befreiung hat zwar unser erstarrtes Blut wieder fließend, aber unsere Glieder nicht gelenkiger gemacht, die während der langen Zeit, die wir auf den Pferden sitzend im Wasser zugebracht hatten, steif und ungefügig geworden waren.

Unsere Retter waren bereits abgesessen, oder soweit es noch nicht geschehen, folgte man unserm Beispiel, um sich uns gefällig erweisen zu können. Ein Postillon begrüßte den andern, und sämtliche Mannschaften formierten einen Kreis um uns und betrachteten uns mit einer Verwunderung und Neugierde, als wenn sie unseren gesunden fünf Sinnen nicht recht trauten. Einige näherten sich mit ihren zottigen Gesichtern so sehr den unserigen, um uns möglichst genau zu sehen, daß sie uns beinahe berührten, denn daß Menschen bei völligem Verstande die Pferde besteigen und sich bei solcher Temperatur, wie sie vorherrschte, stundenlang im kalten Wasser aufhalten, schien ihnen nicht recht einzuleuchten. Bei noch anderen Mannschaften mochte sich das Mitgefühl regen, denn sie nahmen die eigene Pfeife aus dem Mund und bohrten sie uns zwischen die Zähne, damit wir einige Züge von dem Teufelskraut rauchten, das in der Nähe von Saratow (in den deutschen Kolonien) gewachsen war. Allein dieses Uebermaß von Güte, mit welchem man uns überschüttete, geschah eigentlich nicht ganz selbstlos, sondern alle bestürmten uns mit Fragen, und derjenige, der uns seine Pfeife in den Mund steckte, wollte in der Regel zuerst beantwortet sein.

„Aber du ungeheurer Narr“, wandte sich jetzt der zweite Postillon an seinen Kameraden, „jetzt sage mir bei der heiligen Muttergottes, was Dich bewogen hat, Dich mit den Herrschaften dort in das Wasser zu setzen? Ich kann mir nicht denken, daß Euch die Russalki[1] um diese Jahreszeit dort hinein geführt hat.“

[1] Russalki, eine russische Wasserjungfrau oder Nymphe, die Menschen in das Wasser lockt.

Digitized by Google

Beinahe alle Muschiken hatten die Frage gehört und wendeten sich dem Jemtschick zu, der ihnen allen aus der Seele gesprochen hatte, wie sie durch ihren Beifall und ihre Zustimmung bewiesen, die sie zu erkennen gaben.

„O Du Dummkopf!“ erwiderte der Hauptpostillon, seinen Kameraden umarmend, „denkst Du etwa, daß wir dort hineingegangen sind, um Padden (Frösche) zu fangen oder uns abzukühlen? Ganz gewiß nicht, und ebenso wenig ist es die Russalki gewesen, die uns dort hinein gelockt hat, sondern wir hatten einfach keine Lust, uns auffressen zu lassen!“

Die Männer bekreuzten sich und murmelten einige fromme Worte. „Gefressen?“ wiederholten sie dann.

„Ja, wir mußten retirieren!“

„Vor welchem Wild?“

„Vor den Wölfen!“ versetzte der Postillon. „Könnt Ihr das so schwer begreifen?“

Alle Männer spuckten. Einzelne gaben ihren Unwillen dadurch zu erkennen, daß sie mit den Hebebäumen, mit welchen sie ausgerüstet waren, auf den Boden stampften; andere fluchten und nannten die Wölfe „Schlechtes Vieh“, „Bagan“ oder „Aeser“, „Schlechte Brut“, „Geschöpfe des Teufels“ u. s. w., und allen wurde der zottige Bart steif vor Zorn.

„Aber weiter! Erzähle! Erzähle!“ riefen alle zugleich dem Postillon zu.

Er erzählte. Kurz und bündig, schmucklos und ohne Phantasie, aber drastisch und treffend, daß es selbst Turgenjeff Ehre gemacht haben würde, schilderte er die furchtbare Lage, in welcher wir uns befunden hatten, und je haarsträubender unser Zustand dargestellt wurde, desto mehr wandte sich uns die Gunst der Zuhörer zu und um so öfter bohrte man uns die Pfeifenspitzen zwischen die Lippen.

„Und was ist das dort?“ frug der eine der Muschiken auf den grauen Knäuel deutend, der dort am Ufer bemerkt wurde.

„Ja, was ist es?“ sagte der Erzähler. „Laßt uns sehen, was es ist. Ich weiß es selbst nicht, vermute aber, daß es die Ueberreste von einer der erschlagenen (erschossenen) Bestien sein mögen, die der Herr erlegte.“

Alle Männer wandten sich jetzt dem dunklen Gegenstande zu. Es war in der That, wie wir glaubten, der Ueberrest des zerrissenen Wolfes, oder vielleicht auch von zweien, von welchen noch große Pelzstücke und größere oder kleinere Bündel von Haaren und Wolle umherlagen. Man erinnerte sich auch, daß man in der Ferne das Echo eines Schusses vernommen zu haben glaubte.

„Es ist gut, daß Ihr gekommen seid!“ sagte der Hauptpostillon, „denn lange hätten wir es nicht mehr ausgehalten. Unsere Kräfte waren erschöpft und schon waren wir im Begriff, die Herrin dort in den Schlitten zu begraben, als Ihr endlich nahtet und Euer Lärm ihre Lebensgeister wieder anfachte.“

Die Teilnahme für uns wurde wieder von der Erbitterung überflügelt, welche sich der Männer bei dem Anblick der Kadaverüberreste bemächtigt hatte; gerade wie manche Raubtiere erst von Wildheit ergriffen werden, wenn sie Blut sehen. Der Abscheu aller äußerte sich in den stärksten Ausdrücken und Schmähungen, mit welchen man die Ungetüme überschüttete. Einige rissen ergrimmt ihre Taue von den Schultern, andere stießen fluchend die Wolfsüberbleibsel mit den Füßen und diejenigen, welche mit Hebebäumen ausgerüstet waren, benutzten diese, um ihre Wut auszulassen.

Ein Glück für die Wölfe war es, daß sie sich früh genug zurückgezogen und ihre Haut in Sicherheit gebracht hätten, und das war bei der ohnehin nicht großen Furcht der Bevölkerung vor den Wölfen eigentlich der Grund, der die Männer am meisten empörte. In jedem Fall waren die Leidenschaften der letzteren durch die Berichterstattung des Postillons in einer Weise aufgestachelt worden, daß es den wilden Bestien nicht zum Besten ergangen sein würde, wenn sie es nicht vorgezogen hätten, zur rechten Zeit vom Platze zu verschwinden.

Im ganzen war uns jedoch diese äußerst erregte Stimmung nicht nachteilig, denn als der Postillon am Ende seiner Erzählung das Kommando erteilte: „An das Werk, Brüder!“ da zeigte es sich, daß die erhitzten Gemüter gerade für die schwierige Aufgabe in der günstigsten Verfassung sich befanden. Der eine Teil griff zu den Bäumen oder zu den Tauen, der andere bestieg die Pferde, als ob es gälte, den wilden Flüchtlingen nachzusetzen und alle stürzten sich mit Ungestüm in das Wasser. In wenigen Minuten waren frische Pferde herbeigezogen und vorgespannt, die Postillone nahmen ihre Plätze ein, die Mannschaften traten an den Schlitten, um diesen noch mehr zu heben und lautes Gejohle belebte den Wald.

Wird es gelingen oder wird es mißlingen? Einen Moment schwebt man zwischen Furcht und Hoffnung.

Da erfolgt das Kommando und der Lärm wird noch wüster. Die Pferde legen sich in das Geschirr, es knattert und kracht, als ob das Fahrzeug in Stücke und Splitter gehen würde, aber es rückt einige Fußlängen doch nach vorn. Ungeheurer Jubel begleitete den Erfolg, und man hatte Grund zum Frohlocken, denn wie der erste Mißerfolg entmutigt, so spornt der umgekehrte Fall zu neuen Anstrengungen an. Von neuem legten sich Rosse und Menschen in das Zeug und brauchten Gewalt. Diese lärmen und schwingen die Knute oder benutzten die Instrumente und jene ziehen, als müsse der Schlitten auseinandergehen.

Wie schon bei dem ersten Erfolg vorherzusehen, war das Spiel gewonnen und mußte freilich gewonnen werden, allein dennoch war man erfreut zu sehen, wie das Fahrzeug sich langsam vorwärts bewegte, bis es endlich wieder auf festem Boden stand.

Das ganze Manöver hatte ungefähr fünfzehn Minuten in Anspruch genommen.

Ausgelassene Scherze folgten dem überraschend glücklich

Digitized by Google

gelungenen Werk und frohmütiges Gelächter erschallte, als ob die Mannschaften zu einem Vergnügen am Platze erschienen wären. Jeder überbot den anderen an lustigen Einfällen und drolligen Späßen, und keine Verdrossenheit ließ erraten, daß die Befreier in tiefster Nacht aufgestört und mehr als zwei Meilen hinausgetrieben worden waren.

Mit einem wahren Wonnegefühl durften wir jetzt endlich wieder von unserem Gefährt Besitz ergreifen, und bei einer so zahlreichen Begleitung für die nächsten drei Meilen wenigstens über unsere Sicherheit beruhigt, jagten wir gleich darauf wieder unter dem Geschrei der Mannschaften davon, als würden wir im Triumph zu einer Festlichkeit eingeholt.

Da wir bis zur nächsten Station in Bezug auf anderweitige Zwischenfälle nicht das allermindeste zu befürchten hatten, so konnte man sich umsomehr ganz dem Gefühl der Ruhe hingeben, als es auch gegen Morgen wieder etwas gefröstelt hatte und der Weg von Eis geglättet war. Leicht, wie auf einer Glasbahn gehend, glitt der Schlitten darüber hin, daß es eine Freude war. So wohl hatten wir uns lange nicht gefühlt, als jetzt; aber so flott war es auch seit unserer Abfahrt von Nischni-Nowgorod noch nicht gegangen. Wo die Kufen über den Sand hinwegschleuderten, sprühten sogar die hellen Funken, daß einem das Herz lachte. Es kam uns vor, als wenn wir vorübergehend in eine andere Welt versetzt worden wären, wo wir den Sorgen und Strapazen entrückt wurden, die uns bisher geängstigt hatten. Wohl kamen auch hie und da kleine Hindernisse vor, wie schnee- und eisfreie Stellen, allein wir bemerkten kaum etwas davon, denn mit „Jii! Ussa! Ussa!“ wurden dieselben überwunden, es mochte biegen oder brechen, und je toller es ging, desto besser, selbst wenn zollstarke Eisenstäbe wie Rohr knicken.

„Es ist alles eins!“ sagt der Muschik. „Auf der nächsten Station wird gebrochenes Eisen wieder geglüht und geschmiedet.“

Schon sahen wir ziemlich nahe vor uns eine etwas lichte Dämmerung, es war das freie Land, das am Ende des Waldes hindurchleuchtete, als blickte man auf den Spiegel eines weiten Sees. Für den Augenblick der Täuschung, da wir wirklich das entgegendringende Licht für Wasser hielten, schnürte uns ein Gefühl der Bangigkeit das Herz zu; allein sobald wir uns von dem wahren Grund der immer heller werdenden Lichtung überzeugt hatten, der Wald und die Nacht zugleich endeten und mit dem freien Felde auch der Tag begann, da bricht umsomehr die Lust hervor, als wir wissen, daß auch dann die Station nicht mehr weit ist.

Jetzt hatten wir den Saum der meilenlangen Wildnis erreicht, die uns eine ganze furchtbare Nacht festgehalten hatte, und wir fahren auf die baumlose Lichtung hinaus. Gott sei Dank! Uns ist zu Mute wie Gefangenen, die ihrem Gefängnis entrinnen und sich der Freiheit wiedergegeben sehen. In Wirklichkeit war es doch gar nichts, was eigentlich der Freude wert gewesen wäre, allein wir hatten es in einer Nacht schon so sehr verlernt uns frei und ruhig zu fühlen, daß uns diese Empfindung jetzt ganz neu vorkam und glücklich machen konnte.

Im schnellsten Tempo jagen wir ein Stück im Felde dahin, daß man fürchten könnte, Rosse und Reiter legen es darauf an, sich die Hälse und Beine zu brechen. Immer mehr tagt der Morgen, und schon kann man in der Ferne blaue oder graublaue Rauchwölkchen in die Luft emporringeln sehen. Es sind jedesmal erfreuliche Erscheinungen, aber diesmal umsomehr, als sie uns den Leuchtturm vertreten und auch zugleich das nahe Ziel verkündigen.

Wie gewöhnlich wird das Geschrei noch lebendiger und die Fahrt noch rasender, je näher wir kamen. Etwa 15 Minuten kann die wilde Jagd hingestürmt sein, dann sieht es aus als wolle der Zug in die Hölle fahren. Der Schlitten fliegt eine Strecke über den Boden und die Reiter stürmen daneben her oder auch voraus, wie konfus, bis wir mit einemmale stehen — wie angenagelt.

Wir befinden uns auf der Station! Der Postmeistere öffnet den Reiseschlitten und nötigt uns zum Aussteigen, denn er erwartete uns bereits und meldete, daß die Theemaschine schon bereit stehe.

Nach der eben überstandenen Nacht war das eine äußerst erfreuliche Meldung! Wir hatten seit der Abfahrt am Abend von der Gouvernementsstadt nichts mehr genossen und natürlich auch kein Bedürfnis dafür gehabt, noch überhaupt daran denken können, allein jetzt, als wir ruhiger geworden waren, begann auch das Appetitgefühl sich zu regen und die Magenwände fiengen gewaltig an, sich zu schauern und aneinander zu reiben.

Wir dankten daher dem Postmeister, das heißt wir dankten nicht ablehnend, sondern seine Einladung annehmend, und stiegen aus, um in das Postzimmer einzutreten und das Frühstück zu nehmen.

Allein schon während wir den Schlitten verließen, erstatteten die Postillone Bericht über die heillose Nachtfahrt und mitunter ergänzte auch der eine oder andere der Muschicken lachend die Begebenheiten, die sie auf dem Schauplatz unseres Bivouaks gesehen und kennen gelernt hatten. Allmählich verschwindet aber bald dieser, bald jener, nachdem sie sich vorher empfehlen und gute Reise wünschen, was freilich jedesmal 15 Kopeken kostet, so daß uns sämtliche Wünsche auf etwa einen und einen halben Rubel zu stehen kommen.

Damit hatte die erste Nachtreise abgeschlossen, die übrigens so wenig zu den Ereignissen gehörte, daß sie kaum der Beachtung für wert befunden wurde. Vielleicht schon in der nächsten Stunde liefen Meldungen von ähnlichen Unfällen auf der Post ein, welche die soeben erlebten vergessen machen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Der Elfenbeinhandel.

Der Handelsstand der ganzen Welt ist darüber einig, daß der amerikanische Handel von den Konsuln der Vereinigten Staaten durch die ganze Welt hin ausgezeichnet bedient wird. Die Berichte, welche diese Herren einsenden, sind nicht nur in einer anziehenden Weise geschrieben, sondern umfassen beinahe jeden Gegenstand, welcher den gewerblichen Beschäftigungen irgend eines Landes dienlich und förderlich sein kann. Unter den neuesten Berichten befindet sich einer, welchen Konsul Webster über die Messerfabrikation in Sheffield erstellt hat, und welcher beinahe alle mit diesem Gewerbe zusammenhängenden Gegenstände umfaßt. Wenn uns Deutsche nun auch die Zahlenverhältnisse desselben nicht interessieren und vielleicht auch nicht neu sind, so dürften doch die darin enthaltenen Thatsachen auch für unser Vaterland von Belang sein. Aus diesem Bericht geht hervor, daß im Jahre 1880 13,435 Zentner Elfenbein in Großbritannien eingeführt worden sind aus nachstehenden Ländern: aus Britisch-Indien 2972 Ztr.; von der Westküste Afrika's 2310 Ztr.; aus Aegypten 2003 Ztr.; aus den britischen Besitzungen in Südafrika 1114 Ztr; aus den eingebornen Staaten der Ostküste 1099 Ztr.; aus Aden 693 Ztr.; aus Frankreich 612 Ztr.; aus Holland 431 Ztr.; aus Malta 411 Ztr.; aus den portugiesischen Besitzungen in Westafrika 361 Ztr.; aus den britischen Besitzungen in Westafrika 162 Ztr., und aus allen sonstigen Ländern 1267 Ztr.

Malta ist der Hauptverschiffungshafen nach England für das Elfenbein, welches seinen Weg nach Tripolis und anderen Punkten an der Nordküste Afrika's findet. Nach Holland kommt das Elfenbein aus seinen Besitzungen an der Küste Afrika's. Frankreich erhält nur wenig Elfenbein außer dem in England gekauften, wovon zuweilen Teile wieder zurückgehen. Das aus Bombay, Siam und Sansibar kommende Elfenbein wird zur Verfertigung von Klaviertasten, Schnitzereien und anderen kostbaren Luxusartikeln verwendet. Alles Elfenbein von der Ostküste Afrika's, das Kap ausgenommen, kommt über Sansibar und zahlt dort eine Abgabe an den Sultan; dies wird dem Handel kenntlich gemacht durch ein Zeichen — die rohe Figur eines Elefanten — welche dem Elfenbein nach Erlegung der Abgabe aufgedrückt wird. Herr Webster macht auf die Thatsache aufmerksam, daß dieses Zeichen an den aus englischen Versteigerungen nach den Vereinigten Staaten geschickten Stoßzähnen oft ausgekratzt ist und spricht die Vermutung aus, dies geschehe, um Identifikation zu verhüten und dem außerordentlichen amerikanischen Zoll zu entgehen, welcher auf „alle Güter gelegt sei, die auf Produkte der östlich vom Kap der Guten Hoffnung gelegenen Länder erhoben werden, wenn diese aus Orten westlich vom Kap eingeführt werden." Es wird den meisten deutschen Kaufleuten neu sein, daß die Vereinigten Staaten auf diese Weise womöglich den Ankauf von Rohstoffen auf den europäischen Märkten zu verhindern suchen.

Stoßzähne von fossilen Mammuths kommen zuweilen aus Sibirien nach England; da sie jedoch viele Jahrhunderte und wahrscheinlich Jahrtausende exponiert gelegen haben oder im Eise begraben gewesen sind, so haben sie ihre „Natur" verloren und taugen nicht mehr zum Gebrauch der Messerschmiede. Die Zähne vom Walroß und Flußpferd werden in bedeutender Menge verwendet und, wenn sie von geeigneter Größe sind, namentlich zur Verfertigung kostbar geschnitzter Handgriffe verarbeitet. Das Elfenbein der besten Qualität kommt von der Westküste von Afrika unter den Namen des Kamerun-, Angola- und Gabun-Elfenbeins. Dies wird aus dem Landesinnern herunter gebracht und enthält noch eine größere Menge des „Fetts" oder Gelatins, wahrscheinlich wegen der Thatsache, daß es frischer von dem Tiere kommt; man nennt es in diesem Zustande auch „grünes" Elfenbein; es ist durchleuchtender und nicht so weiß wie das ägyptische und die anderen sogenannten „weißen" Sorten, welche länger und in einer sandigeren Region gelegen haben, wo es der Sonnenhitze ausgesetzt war, bis der tierische Stoff daraus verschwunden ist. Der Vorzug des „grünen" Elfenbeins besteht in seiner größeren Zähigkeit und darin, daß es mit dem Alter weißer wird, anstatt gelb, wie es bei den weißeren Sorten der Fall ist. Diese Eigenschaften sind jedoch den Besitzern der Messerfabriken nicht bekannt und diese geben daher den weißen Sorten den Vorzug, die aus diesem Grunde im Sheffielder-Handel die gesuchteren sind und seit 1879 im Preise um das Doppelte aufgeschlagen haben. Die Elfenbein-Auktionen finden alle drei Monate in London und Liverpool statt und werden in geringerer Ausdehnung und in unregelmäßigen Zwischenräumen auch in Rotterdam abgehalten. In Liverpool wird nur Elfenbein von der besten Qualität und von der Westküste Afrika's angeboten. Die Auktionen werden von Käufern aus Deutschland und Frankreich und von den Agenten amerikanischer Konsumenten besucht, und man schätzt, daß ungefähr ein Viertel des ganzen Betrags nach Sheffield, ein anderes Viertel nach London geht, und daß die andere Hälfte sich über Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten verteilt.

Wenden wir uns von den Quellen und dem Verkauf des Elfenbeins ab, so begegnen uns zunächst einige sehr interessante Thatsachen bezüglich seiner Verarbeitung. Das erfahrene Auge vermag mit raschem Blick den Werth eines Vorrats von Elfenbein zu erkennen, wenn es — was wesentlich ist — von einer Kenntnis des Landes geleitet wird, aus welchem es kommt. Auch soll man sich nun mit Erfolg des elektrischen Lichts bedienen, um die Gesundheit der Stoßzähne zu untersuchen. Gerade in diesem Augenblick trägt man sich mit großen Befürchtungen wegen der künftigen Zufuhr von Elfenbein. Die Vorräte in den öffentlichen Lagerhäusern sind kleiner als seit vielen

Digitized by Google

Jahren, und das rasche Steigen der Preise verursacht den Fabrikanten großes Unbehagen. Bei einer kürzlich stattgefundenen Versteigerung in Liverpool kam das beste afrikanische Elfenbein, das der Tonne nach verkauft worden war, auf mehr als 12½ Mark per Pfund zu stehen. Dies erklärt die Thatsache, daß der hauptsächlichste Factor im Werte der besten Tafel-Messerwaren der Handgriff ist. Wenn das Elfenbein in die Hände des Messerschmieds kommt, so erfordert es große Geschicklichkeit und Erfahrung, um dieses kostbare Material möglichst zweckmäßig zu verwenden, und man sucht jeden Span davon zu benützen. Nachdem man die Schalen für Taschenmesser von jeder Größe und die soliden Handgriffe von Messern und Gabeln herausgeschnitten hat, werden die kleineren Stücke gewöhnlich an die Knopfmacher verkauft oder auch zu „Perlen" verarbeitet, nämlich zu jenen kleinen Stückchen Elfenbein, Perlmutter oder Horn, welche als schlechte Wärmeleiter in die Handhaben von Thee- und Kaffee-Töpfen eingesetzt und so genannt werden, weil sie ursprünglich aus Perlmutter verfertigt wurden. Die Elfenbein-Sägespäne werden verkauft als Düngemittel, oder zur Bereitung von Gelatine oder zur Herstellung eines feinen Leims oder Kleisters, der in der Fabrikation von Spitzenvorhängen und anderen feinen Geweben zum Stärken benützt wird. Der alsdann noch übrig bleibende Rückstand wird zur Bereitung von Beinschwarz verwendet. Das Verhältnis dieses Rückstands beträgt etwa 15 Pfund auf den Zentner und wird zum Preise von 15 bis 20 Lstrl. per Tonne verkauft. Man hat sich schon die größte Mühe gegeben ein Verfahren zu entdecken, um aus diesem Elfenbeinstaub wieder eine solide Masse zu machen, aber es ist nicht gelungen. Beim Schneiden des Elfenbeins ist, wie bei demjenigen des Holzes, große Geschicklichkeit erforderlich, um die Schönheit des „Korns" zur vollen Geltung zu bringen. Die Säge des Schneiders legt gelegentlich eine Büchsenkugel blos, welche in dem Stoßzahn steckte und von der später nachwachsenden Masse ganz überwallt worden ist. Ungefähr ein Drittel der Länge des Stoßzahns von der Stelle an, wo derselbe im Kopf des Elefanten steckt, ist hohl, und so lang der Stoßzahn auf dem lebenden Tiere noch an Ort und Stelle ist, zeigt sich diese Höhlung mit einer weichen gefäßreichen Masse oder Kern ausgefüllt, welche die Nahrung für das Wachstum des Stoßzahns liefert. Wenn eine Gewehrkugel in diesen Kern hereinschlägt, wird sie mit der Zeit in die solide Masse eingebettet. Dieser hohle Teil des Stoßzahns wird abgeschnitten und besonders verkauft, ausgenommen den dünnsten Teil, das sogenannte bangle ivory, Spangen-Elfenbein, wornach in Indien und Afrika eine sehr große Nachfrage ist, um daraus Spangen und Ringe für Arme, Handgelenke und Knöchel der Weiber zu verfertigen. Das spitze Ende des Stoßzahns ist gewöhnlich härter, solider und von feinerem Korn; es wird daher abgeschnitten und für sich zu hohem Preise unter dem Namen „Billardkugeln-Spitzen" verkauft. Kleine Stoßzähne von 10 bis zu 15 Pfund Gewicht heißen im Handel „Scrivellos". Die Spitzen dieser kleinen Stoßzähne werden in ihrem natürlichen Zustande zur Verfertigung von Handgriffen für kostbare Gravier- und andere Instrumente, Tranchirbestecke und sonstige Luxusartikel verwendet. Die große Menge sehr kleiner Stoßzähne, welche gegenwärtig alljährlich zu Markte gebracht wird, ist ein sicheres Zeichen von dem verminderten Vorkommen der Elefanten und von der gesteigerten Erlegung junger Tiere. Zum Beweis für die Größe, welche diese Stoßzähne erreichen können, führt der amerikanische Konsul die Thatsache an, daß in dem Musterzimmer einer Sheffielder Messerfabrik sich ein Stoßzahn befindet, welcher neun englische Fuß lang ist, einen Umfang von einundzwanzig Zoll und ein Gewicht von 160 Pfund hat. Der Wert dieses Stoßzahns wird auf 130 Lstrl. geschätzt, und das Tier, welches groß und stark genug war, um ein Paar derartiger Zähne zu tragen, mußte unbedingt einer der gewaltigsten Elefanten der heutigen Schöpfung gewesen sein.

In den neun Jahren welche mit 1881 endeten, waren 5286 Tonnen Elfenbein in Großbritannien eingeführt worden, und da die Zahl der Stoßzähne bekannt ist, vermag man das durchschnittliche Gewicht eines Paares Stoßzähne leicht zu ermitteln, — es beläuft sich auf wenig unter vierzig Pfund (19⅓ Kgr.) für das Paar. Bei dieser Proportion betragen diese Einfuhren 296,016 Paare, und daher muß dieselbe Anzahl von Elefanten entweder schon lange gestorben oder neuerdings getötet worden sein, um nur innerhalb neun Jahren den Anforderungen des Luxus zu genügen. „Man wird daher", sagt Herr Webster, „bei diesem Maßstab der Zerstörung bald sehen, wie rasch dieses edle Tier verschwinden muß und wie das Elfenbein mit der Zeit ein Ding der Vergangenheit werden wird. Es sind ohne Zweifel noch große Mengen von Elfenbein im Innern des afrikanischen Festlandes vorhanden, allein mit dem raschen Vordringen des civilisierten Mannes und mit der Versuchung, welche in den steigenden hohen Preisen liegt, dürften auch diese Vorräte bald entdeckt und erschöpft werden." (C. J.)

## Geographische Neuigkeiten.

* Eine Reise quer durch Südamerika. Im Jahre 1884 sandten einige nordamerikanische Droguisten und Fabrikanten, welche sich sehr für die Fabrikation des bekannten neuen Alcaloids Cocaïn interessieren, einen als tüchtig bekannten Botaniker, Dr. H. H. Rushby, nach Südamerika, um die Zucht von Coca-Sträuchern und die ganze Coca-Gewinnung genau zu studieren. Zu diesem Behufe hat Dr. Rushby zwei Jahre in Chile, Peru und Bolivia zugebracht und wichtige Erfahrungen gesammelt.

Digitized by Google

Nachdem er seine Mission beendigt hatte, entschloß er sich, durch Brasilien nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, indem er den ganzen Amazonas hinabfuhr. Auf diese Weise gelangte er aus den bolivianischen Bergen bis nach Pará, nachdem er in einem Kahn 3500 e. Mln. des Wasserwegs glücklich zurückgelegt hatte. Man sieht seinen Berichten über diese Fahrt mit Spannung entgegen, denn dieselben werden wichtige Aufschlüsse und Beobachtungen enthalten.

* Chaffanjon's Reise nach den Quellen des Orinoco. Hierüber schreibt Herr Chaffanjon in einem seiner letzten Briefe (aus Ciudad-Bolivia, Venezuela) vom 19. März:

„Ich bin seit dem 10. März von den Orinoco-Quellen zurück, habe das Glück gehabt, dieselben zu erreichen und in ernster Weise die Verbindung des Amazonas und des Orinoco durch den Cassiquiari zu studieren. Unterwegs war ich ziemlich leidend, aber jetzt fühle ich mich ziemlich wohl und habe übrigens auch in Bolivar die erforderliche Pflege gefunden, welche mich schnell wieder herstellen wird. Ich richte mit demselben Kurier einen Bericht an das Ministerium mit der Schilderung des oberen Orinoco und die Entdeckung seiner Quellen, sowie überdies mehr als hundert astronomische Beobachtungen, welche den Lauf des Flusses genau zu bestimmen erlauben werden, eine Serie von 80 Worten in den verschiedenen indianischen Idiomen, sowie eine Durchzeichnung meiner Karte vom Orinoco und der Einmündung des Meta an der Quelle jenes Flusses. Ebenso schicke ich eine Sammlung von Zeichnungen indianischer Schnitzarbeiten und eine Sammlung ethnographischer und zoologischer Gegenstände in 16 Kisten. Ich werde erst im Juli wieder in Frankreich eintreffen." Und in einem anderen Briefe vom 25. März schreibt er: „Die von mir geleitete wissenschaftliche Expedition auf dem Orinoco, um seine Quellen zu entdecken, ist vom vollständigsten Erfolge gekrönt worden. Da die Guaharibos-Indianen, welche das obere Gebiet dieses Flusses bewohnen, den anderen Völkerschaften ein wahres Entsetzen einflößen, so habe ich nur unter zahllosen Schwierigkeiten und mit dem Revolver in der Faust die Maquiritares- und Bares-Indianen zwingen können, mich in die gefürchteten und bisher unbekannten Regionen zu begleiten. Ich habe dem Ministerium einen Bericht und eine Karte des Orinoco vorgelegt. Eine fächerförmige Bergkette umgibt die Mündungen des Orinoco. Dem mittleren Teil derselben an dem Punkte, wo einer der gewaltigen Ströme Südamerika's entspringt, habe ich aus einem Gefühl der Pflicht der Dankbarkeit den Namen Lesseps geben zu müssen geglaubt, denn es ist nur gerecht, daß der Name eines Franzosen diesem Flusse bleibe, da ein anderer Franzose das Glück gehabt hat, zuerst im Namen Frankreichs die Quellen eines Riesenstromes begrüßen zu dürfen. Ich habe daher den Bergen, in welchen der Orinoco entspringt, den Namen Ferdinand v. Lesseps-Berge gegeben. Bevor ich aber nach Frankreich zurückkehre, will ich noch den zweiten Teil des Programms, welches ich mir vorgenommen habe, verwirklichen: ich will womöglich eine Rekognoscierung vom Caura bis an die Quellen des Essequibo vornehmen und durch die Bergwerksregion von Caratal zurückkehren. Ich reise in einigen Tagen ab und hoffe im Juni zurück zu sein, worauf ich erst nach Europa zurückkehren werde."

* Der Sardellenfang an der Westküste Frankreichs. Die mit dem Sardellenfang beschäftigten Fischer der Bretagne und Normandie klagen in den jüngsten Jahren sehr über die sichtliche Abnahme der Sardellen an ihren Küsten und fragen, was aus denselben geworden sei. Auf letztere Frage gibt nun nachstehendes Schreiben Antwort, welches ein unterrichteter Mann zu Anfang des Monats Juni an die „Petite Gironde" gerichtet hat und dessen Inhalt auch für manchen unserer Leser Interesse haben dürfte, da es ein bezeichnendes Licht auf die Sardellenfischerei wirft. Es heißt darin:

„Seit einigen Jahren, und immer von Anfang März bis in die Mitte Juli hinein, haben wir hier in Saint-Jean-de-Luz eine so große Menge Sardellen, daß die Fischer genötigt sind, diesen Fisch zu billigem Preise zu verkaufen und oft einen ganzen Fang wieder in das Meer zu werfen. Auch in diesem Jahre ist der Fang wieder so reichlich, daß man die Sardelle um 2, 3, 4 und 5 Franken das Tausend auf den Quais im Aufstreich verkauft. Erst vor einigen Tagen mußten die Fischerboote ihren Fang in den Hafen werfen, da sie nach befriedigter Nachfrage zu niederen Preisen keine Liebhaber mehr fanden. Gleiches findet mit den Anchovis statt, die in eben demselben Ueberfluß vorhanden sind wie die Sardellen. Unsere Fischer machen manchmal Züge von 30,000, 50,000 und zuweilen sogar bis zu 100,000 Sardellen auf einmal, und fahren zuweilen zwei- oder dreimal am selben Tage auf den Fang aus, so daß die Ausbeute eines einzigen Bootes oft 100,000 Stück für den einzigen Tag betragen kann. Diese Ziffern erscheinen übertrieben und sogar erdichtet, beruhen aber auf häufig vorkommenden Thatsachen. Das ist der deutlichste Beweis, daß die Sardelle nicht verschwunden noch ausgerottet ist; eine Ausrottung dieses Fisches wäre übrigens auch unmöglich, denn nach der Aussage unserer Fischer ist dieser Teil des Biscayer Golfs mit dichten Bänken von Sardellen bedeckt. Der Fisch hat sich also höchstens einen anderen Standort gesucht. Es ist überraschend, daß angesichts des dürftigen Sardellenfangs an den Nordküsten Frankreichs die Einsalzer und Fabrikanten dieser Region sich nicht nach Saint-Jean-de-Luz begeben haben, um hier ihr Geschäft zu betreiben, denn seit einem Monat hätten sie hier Millionen Büchsen von Sardinen und Anchovis bereiten lassen können, nur um mit dem erzielten Fang aufzuräumen. Wenn dann noch außerdem die Fischer versichert wären, den Ertrag ihres Fanges verkaufen zu können, so würde das sie ermutigen und sie würden sich natürlich bemühen, noch

Digitized by Google

mehr zu fangen und den ganzen Tag in See zu bleiben, anstatt nach einer ersten Ausfahrt, deren Ertrag sie zu niedrigem Preis verkaufen oder ins Meer werfen mußten, nach Hause zurückzukehren. Die Sardelle, welche man in diesem Augenblick an der französischen Westküste fängt, ist gerade von der richtigen Größe zum Einsalzen, Marinieren und alsbaldigen Verspeisen. Wenn sich Einsalzereien und Konserven-Fabriken in unserer Stadt niederlassen wollten, würden sie unbedingt gute Geschäfte machen, und je mehr die Fabrikation und Verarbeitung sich ausdehnen würde, desto bedeutender würde auch der Fang werden, denn die Rheder würden die Boote im Verhältnis zu dem Bedarf des Verbrauchs bemannen.

„Zum Schlusse kann ich noch aus allerneuester Zeit eine Thatsache zur Unterstützung meiner Versicherung betreffs der Menge von Sardellenschollen, von welchen unsere Gewässer wimmeln, anführen, für deren volle Richtigkeit ich mich auf das Zeugnis der Fischer von Arcachon berufe. Am jüngstvergangenen 17. April legte ein Dampfboot, an dessen Flanken sich 14 kleine rote Fahrzeuge angeschlossen hatten, ungefähr eine Meile von St.-Jean-de-Luz bei und diese kleinen Boote machten sich alle an den Sardellenfang. Gleichzeitig stieß eine unserer Barken auf eine Scholle und warf ihr Netz aus. Die Fischer von Arcachon waren ganz verblüfft, eine solch große Menge von Sardellen auf einen einzigen Zug gefangen zu sehen, und fragten den Schiffer: welche Menge er wohl gefangen haben möge? Er schätzte dieselben in seiner Antwort auf 65,000 bis 70,000 Stück und sein geübtes Auge täuschte ihn nicht, denn es ergaben sich beim Verkauf 68,000 Stück."

Diese Notizen liefern abermals einen Beweis von dem gewaltigen Reichtum Frankreichs an Hülfsquellen aller Art, aber auch von der Lauheit und Gleichgültigkeit, womit dieselben in dem doch schon seit so langer Zeit einheitlichen Lande ausgebeutet werden.

* Die Zivares und Zapares in Ecuador. Wir hören von Land und Leuten in der südamerikanischen Republik Ecuador so selten etwas Neues, daß wir hier mit Vergnügen einige Beobachtungen eines dort weilenden Europäers, des Paters Magalli, Dominikaner-Provinzials in jenem Staate in der Mission Los Canelos, welche östlich von Quito, auf dem Ostabhang der Andes gelegen ist, geben. In den Canelos wohnen zahlreiche indianische Völkerschaften, unter denen die Zivares und die Zapares die mächtigsten sind. Bei der Ankunft der Spanier im Reiche Quito verbündeten diese Indianen sich mit jenen und gestatteten denselben, sich in ihrem Lande niederzulassen, um die Goldminen auszubeuten. Auf diese Weise ließen sich bald viele Spanier in dieser Gegend nieder, und es entstanden die Städte Logroño, Valladolid, Sevilla del Oro, Mendoza 2c. Leider erwiesen die Spanier sich undankbar gegen diese Indianen, von denen sie so freundlich aufgenommen worden waren, denn sobald die Spanier sich stark genug fühlten, zwangen sie die Eingeborenen, für sie in den Bergwerken zu arbeiten — eine Unbill und Ungerechtigkeit, welche zu furchtbaren Heimsuchungen führte. Quirruba, der Häuptling der Zivares, zettelte unter den Anführern der benachbarten Stämme ein riesiges Komplott an, das äußerst geheim gehalten wurde und dessen Vorbereitungen mehrere Jahre währten. Gegen Ende des Jahres 1599 griffen um Mitternacht 20,000 Indianen die Stadt Logroño an; alle Einwohner wurden niedergemacht mit Ausnahme der Weiber und jungen Mädchen, welche die Sklavinnen und Weiber der Sieger zu werden bestimmt waren. Diese Vermischung mit europäischem Blut hat den Typus der Zivaren merkwürdig modifiziert, so daß der kaukasische Typus nun unter ihnen vorwiegt und ihre Physiognomie ausdrucksvoller, ihre Intelligenz entwickelter ist als diejenige der anderen Indianen. Auf diese Weise wurde die Stadt Logroño ganz zerstört; Mendoza und Valladolid erlitten dasselbe Schicksal; andere Städte, wie Zamora und Santiago de las Montanas wurden mehr oder minder geplündert. Ungefähr um dieselbe Zeit muß der Indianenaufstand in der Provinz de los Quijos unter der Leitung des Kapitäns Jumandi stattgefunden haben, welche Ordoñez de Cevallos in seiner „Historia y viage del mundo" ziemlich eingehend erzählt. Heutzutage gibt es nach Pater Magalli's Versicherung keine mehr in der Provinz Canelos; die alten, von den Spaniern angelegten Verkehrsstraßen, welche nach den Städten Logroño, Mendoza und Valladolid führten, sind verschwunden, die kräftige, üppige Vegetation jener Länder ist wieder in ihr Recht getreten und alles wieder in den wilden Zustand zurückgekehrt. Die Wälder werden von herrlichen Wasserläufen durchschnitten, welche aber leider wegen der Stromschnellen und Wasserfälle nicht schiffbar sind. Pater Magalli gibt dann einige Einzelheiten über das Klima und die Naturgeschichte dieser Gegenden, welche im Wesentlichen mit demjenigen übereinstimmen, was unsere Forschungsreisenden in Nachbarländern gefunden und von dort zurückgebracht haben. Dann schildert er uns die beiden deutlich voneinander verschiedenen Rassen, welche Canelos bewohnen, nämlich die Zivares und Zapares. Die Zivares sind schlau, in der Kriegskunst geübt, auf ihre Unabhängigkeit leidenschaftlich erpicht und eifersüchtig, mißtrauisch gegen die Fremden, aber dabei gastfreundlich, wenn man ihr Vertrauen zu gewinnen imstande war. Ihre verschiedenen Stämme liegen immer miteinander im Krieg. Ihren besiegten Feinden schneiden sie die Köpfe ab und skalpieren dieselben, und mit diesen Skalpen verzieren sie ihre Gürtel. Ihre Dörfer sind befestigt und liegen den Flüssen entlang; ihre Hauptsitze sind Santiago, Morona und Pastassa. Sie haben nur feste Wohnsitze und ihre Hütten enthalten einige ursprüngliche Möbeln und einige Haushaltungsgeräte. Sie arbeiten gern, bebauen den Boden, haben Rinder- und Schafheerden und treiben mit allen Völkerstämmen der Nachbarschaft Handel. Ihre Tracht

Digitized by Google

besteht in Baumwollenzeug von verschiedenen Farben und ist sehr malerisch. Ihre einzelnen Stämme sprechen alle dieselbe Sprache, nämlich Quichua.

Die Zapares sind an Sitten und Temperament ganz von den vorigen verschieden; sie sind Nomaden, wohnen in sogen. Rancherias in kleinen Gruppen beisammen und schlafen in Hängematten; auf ihren häufigen Wanderungen schleppen sie alle ihre Habseligkeiten auf dem Rücken mit. Sie hassen die Arbeit, verschlafen einen Teil des Tages und nähren sich von wilden Früchten, von dem Ertrag der Jagd und des Fischfangs. Ihre ganze Kleidung besteht in einem Gürtel und einem Mantel aus Baumrinde. Zivares und Zapares sind Fetischdiener; sie glauben an zwei Mächte oder Prinzipien, an eine Art Seelenwanderung und schreiben Leiden und Unglück einer Bezauberung zu, welche man mit ihnen vorgenommen habe, daher der Haß von Stamm zu Stamm, von Familie zu Familie. Sie achten das Eigentum ihrer Freunde, aber nicht dasjenige ihrer Feinde und sind erbarmungslos gegen ihre besiegten Feinde. Die Männer werden erschlagen, die Weiber geschändet, die Kinder verkauft. In Zeiten von Epidemien werden die ersten Erkrankten entweder lebendig begraben oder auf der Stelle getötet, um die Verbreitung der ansteckenden Krankheit zu verhindern. In den Urwäldern soll es noch Stämme von Menschenfressern geben.

---

## Kleinere Mitteilungen.

### Texas (Statistik).

Texas, ein weites Grasland, so groß wie das Deutsche Reich, wenn man sich Böhmen und Mähren hinzudenkt, zählt jetzt zwei Millionen Einwohner, 998,862 Pferde, 4,027,177 Stück Rindvieh, 6,802,615 Stück Schafe, mehr als zwei Millionen Schweine. Es besitzt von allen nordamerikanischen Staaten am meisten Rindvieh und Schafe. Hauptbodenerzeugnisse sind Baumwolle von vorzüglicher Feinheit, Mais, Bohnen und Weizen, Bataten, die außerordentliche Erträge liefern, Zuckerrohr und Tabak stellenweise. Pfirsiche und Melonen gibt es in Masse, und sind besonders die texanischen Melonen zu loben. Wein wächst überall wild, im hochgelegenen Westen preßt man aus der kleinbeerigen schwarzen Traube einen feurigen Wein; die mehr im Niederlande und in den Bottoms oder Flußgründen vorkommende, sich hoch an den Bäumen aufrankende sogenannte Catawba-, eigentlich Labruskatraube wird mit Zucker genossen oder eingemacht. Große Waldungen existieren noch in Texas, Nadelholz-, Eichen-, Nußbaumwälder. Als Bau- und Nutzholz stehen obenan Cypresse, Ceder Lebens- oder immergrüne Eiche, Hickory- und Pekannußbaum. Im Anfang der vierziger Jahre waren noch viele Büffel in Texas. Damals durchzog der General Burleson, Befehlshaber der texanischen Truppen, auf einem Streifzuge gegen die Komantschen das weite Gebiet vom oberen Trinity im Osten bis zu den Nebenflüssen des Rio Grande im Westen und trieb auf seiner Rückkehr alle großen Büffelheerden in jener Gegend vor seinem Heere her, bis nicht weniger als 25,000 dieser Tiere innerhalb der Ansiedelungen von Texas eingedrungen waren. Noch Ende der vierziger Jahre wurden alljährlich von der Regierungshauptstadt Austin aus große Jagdexpeditionen auf Büffel arrangiert. Anfang der fünfziger Jahre verließen die Büffelheerden infolge anhaltender Dürre Texas und zogen nach Norden. Jetzt grasen nur noch 80 Büffel fern im Westen von Texas und werden geschont. Mit dem Schwinden des Büffels erlosch auch die Herrlichkeit des Indianerlebens. Mit viel weniger Mühseligkeit als der Bauer auf seinen Acker, der Nomade oder Viehzüchter auf sein Vieh zu verwenden hat, erlegte der Indianer den Büffel, der ihm Wohnung (Zelt), Kleidung und reichliche Nahrung gewährte. Wilde, unabhängige Indianer gibt es nur wenige noch in Texas. Die Ueberbleibsel der alten, einst mächtigen Indianerstämme sind oder werden in den Reservationen untergebracht, wo sie mit Ackerbau und Sattlerei beschäftigt werden und ihre Kinder in die Schule gehen. Die hohe Jagd ist übrigens in Texas immer noch sehr ergiebig, auf Hirsch und Antilope, schwarzen Bär (Barribal) und Pekariwildschwein. Wilde Truthähne mit prächtigem Gefieder gibt es noch viele, bis zu 20 Pfund schwer und darüber, besonders schmackhaft ist auch das Präriehuhn, und das schönste Gefieder besitzen einige wilde Enten-Arten.

Edgar v. Westphalen.

### * Cypern.

Die Insel Cypern, türkisch Kybris, mit 9601 Q..Km. ging, wie bekannt, am 3. Juli 1878 durch Separatvertrag in englischen Besitz über. Sie war einst durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und durch ihre vorzüglichen Weine weit berühmt, ward aber unter der Türkenherrschaft fast verödet. Unter englischer Hoheit schreitet sie jetzt einer neuen Entwickelung rasch entgegen. Der Handelsverkehr hat sich seit 1877 um das Doppelte gehoben. Die Insel zerfällt in die sechs Distrikte Kyrenia (13,266), Nicosia (56,275), Famagusta (2609), Larnaca (7844), Limassol (5944) und Papho (2204 Einwohner). Die Gesamtbevölkerung (Ende 1886) von 186,084 bestand aus 136,629 Griechen, 46,389 Mohamedanern und 3066 anderen. Die Hauptstadt Nicosia, Sitz des Gouverneurs und der Regierung, zählt 11,513 Seelen. Die nächstgrößten Städte sind die beiden Hafenorte Larnaca mit 7844 und Limassol mit 5944. Große Sorge verwendet die Kolonialregierung auf die Wiederherstellung von Wald, welcher schon unter Alexander dem Großen, dann unter der Herrschaft der Lusignans und durch die Venezianer sowie durch die im Jahre 1502 eingeführte Ziegenzucht (die Ziegen zerstören den Nachwuchs) fast vernichtet wurde. Im Jahre 1886 standen schon wieder 930 Q.-Km. Waldland mit Pinus Laricio, Pinus pinaster, Libanon-Cedern ꝛc. unter staatlichem Schutze. Zu den Exportartikeln zählt an erster Stelle der dem Burgunder ähnliche Mavro-Wein, meistens im Limassol-Distrikte gewonnen, dann Johannisbrot, Oliven, Feigen und Agrumen. Getreidebau wird hauptsächlich auf der großen inneren Ebene und auf den Ebenen von Limassol und Papho betrieben und liefert Weizen und Gerste für Export. Außerdem kommen noch Baumwolle, etwas Seide und Sumach in Betracht. Eine große Plage sind die Heuschrecken, von denen jedoch die südlichen Distrikte Limassol und Papho meist verschont bleiben. Im Jahre 1883 wurden 195,000 Millionen und 1884 66,166 Mill. dieser schädlichen Feinde mit einem Kostenaufwande von 11,918 Lstrl. vernichtet. Als ausgezeichnet gelten die Maultiere Cyperns. Der einst so ergiebige Bergbau auf Kupfer ist jetzt auch wieder in Angriff genommen. Vergleiche das interessante Werk von Cobham „An Attempt at a Bibliography of Cyprus; Nicosia, 1886.“ G.

### * Die Goldfelder der australischen Kolonien im Jahre 1885.

Die Goldfelder der Kolonie Victoria ergaben im Jahre 1885 den seit ihrer Entdeckung im Jahre 1851 geringsten Ertrag von 735,218 Unzen zu 2,940,872 Lstrl. Damit erhöht sich der bisherige Gesamtertrag auf 53,759,203 Unzen zu 215,036,812 Lstrl.

Digitized by Google

Die Goldfelder in Queensland lieferten 310,941 Unzen zu Lstrl. 1,088,294 und die in Neu-Südwales 103,736 Unzen zu 378,665 Lstrl. und bis dahin überhaupt resp. 4,840,221 Unzen zu Lstrl. 16,940,774 und 9,673,389 Unzen zu 36,102,844 Lstrl. In Südaustralien wurden 32,535 Unzen zu 129,549 Lstrl. und bis Ende 1885 insgesamt 152,449 Unzen zu 609,796 Lstrl. gewonnen. Auch in Westaustralien ward endlich im Jahre 1886 im nördlichen Kimberley-Distrikt zu Seiten der die Wasserscheide bildenden Leopold Ranges ein erstes Goldfeld entdeckt. Ueber den Wert desselben lauten die Urteile zur Zeit noch verschieden. Reich an Gold ist Neuseeland. Es wurden dort vom 1. April 1885 bis dahin 1886 233,068 Unzen zu 931,628 Lstrl. gefunden und bisher im ganzen 10,789,650 Unzen zu 42,327,907 Lstrl. Auf der Inselkolonie Tasmanien stellte sich der Ertrag aus den Goldfeldern im Jahre 1885 auf 42,240 Unzen zu 155,309 Lstrl. und in dem Dezennium von 1876 bis Ende 1885 auf 390,856 Unzen zu 1,496,797 Lstrl. Es ergibt dies für alle Kolonien einen Gesamtertrag von 79,605,768 Unzen zu 312,514,930 Lstrl. G.

## Notizen.

* Auf der Imperial Conference sämtlicher englischen Kolonien, welche von Mitte April bis zum 9. Mai dieses Jahres in London abgehalten ward, ist nun auch die Neu-Guinea-Frage, soweit es sich dabei um englisches Gebiet handelt, endlich zur Zufriedenheit der australischen Kolonien geordnet worden. Die Kolonie Queensland garantiert auf zehn Jahre zu den Kosten der Verwaltung einen Beitrag von 15,000 Lstrl., und es bleibt ihr überlassen, sich über die Quotenzahlung mit den einzelnen Kolonien zu einigen. Dagegen übernimmt England anstatt des bisherigen Protektorats die Souveränetät über das südöstliche Gebiet der Insel und stellt zu dessen Schutze einen Kreuzer. Da das Innere von Neu-Guinea noch immer sehr wenig bekannt ist, so werden sich in nächster Zeit drei gesonderte Expeditionen von Queensland, Victoria (Melbourne) und Neuseeland aus dahin begeben und das englische Gebiet bereisen. G.

* Wie alt wird ein Kakadu? Der in Sydney, Australien erscheinende „Morning Herald“ berichtet darüber folgendes: Im Besitz einer hiesigen Familien befindet sich seit 90 Jahren ein hier allbekannter Kakadu. Vor mehreren Jahren erblindete er vollständig und in letzter Zeit hatte er sämtliche Federn bis auf wenige am Schwanze und am Halse verloren. Er war ein großer Plapperer, sein Lieblingswort war „Good bye“ (Lebe wohl!) Als Anfang Januar dieses Jahres das Dienstmädchen am Morgen ins Zimmer trat, rief er ihr zu: Good bye! und fiel dann tot zur Erde. Da der Kakadu schon mehrere Jahre alt war, als er in den Besitz der Familie kam, so läßt sich annehmen, daß er ungefähr hundert Jahre alt geworden ist. G.

* Eine Eisenbahn auf Sumatra. Die holländische Regierung beabsichtigt den Bau einer Eisenbahn auf Sumatra, welche von Mocara Kalab an nach der Bradwinsbucht auf der Westküste gehen und Fort Hoock, den Sitz der holländischen Regierung, passieren würde. Der Hauptzweck dieser Linie wäre die Ausnützung der Steinkohlenlager, welche vor etwa 20 Jahren entdeckt wurden und dem Umbili-Fluß entlang liegen. Die Kohle soll noch von einer besseren Beschaffenheit sein als die besten englischen Kohlen, und man schätzt den Reichtum des ganzen Kohlensaumes auf 200 Millionen Tonnen. Die Arbeiten der Erbauung der Eisenbahn würden sich auf einen Zeitraum von sechs Jahren verteilen und die Baukosten sich auf 16 Mill. holl. Gldn. belaufen. r.

* Der Kongreß für Umgestaltung und Buchung des Völkerrechts in London beschäftigte sich jüngst hauptsächlich mit einem Vortrag des Weltreisenden Ernst v. Hesse-Wartegg über ein neues System der Signalisierung von Eisbergen im Atlantischen Ozean, welches er seiner Einfachheit und leichten Handhabung wegen dem Kongresse zur Einführung bei allen auf dem Atlantischen Ozean verkehrenden Schiffen anempfahl. Der Erfinder des neuen Eissignals ist der Amerikaner Wyneken. Bisher geschah die Signalisierung von Eisbergen, dieses größten Hindernisses der atlantischen Schifffahrt, mittels dreier verschiedenen Flaggengruppen, was bei der Schnelligkeit der heutigen Postdampfer eine sehr zeitraubende Arbeit ist. Das neue System zeigt nicht allein Eisberge und Eisfelder, sondern auch deren Größe und Gestalt, die geographischen Längen- und Breitengrade ihres Fundorts, sowie das sie begleitende Wetter, und zwar durch eine einzige Flagge, welche eine weiße Pyramide auf blauem Grunde trägt. Der Redner veranschaulichte in seinem Vortrag die Natur der riesigen Eismassen, welche alljährlich im Mai und Juni, aus dem Polarmeer kommend, an der Küste Labradors und den Untiefen von Neufundland auftreten. Im Jahre 1882 begegnete ein einziger Lloyddampfer deren an 300 innerhalb zweier Tage. Manche derselben besitzen einen Umfang von mehreren Kilometer und eine Höhe von 300 Fuß und müssen also bis zu 1000 Fuß tief ins Wasser hineinragen. Zum Schlusse beantragte der Redner die Aufnahme des neuen Eissignals in das allgemeine Signalbuch, ein Vorschlag, der vom Vizepräsidenten Dr. Wendt und vom britischen Admiral Colomb unterstützt ward. Uebrigens ist das neue System schon bei sämtlichen Schiffen des Norddeutschen Lloyd im Gebrauch.

## Litteratur.

* Meyer's Reisebücher: Deutsche Alpen. Dritter Teil: Wien, Ober- und Niederösterreich, Salzburg und Salzkammergut, Steiermark, Kärnten, Krain, Kroatien, Istrien und Dalmatien. 2. Aufl. Mit 11 Karten, 4 Plänen und 6 Panoramen. Leipzig, Bibliographisches Institut. — Die trefflichen Meyer'schen Reisebücher für die Deutschen Alpen sind in ihrer zweiten, wesentlich bereicherten, verbesserten und auf den neuesten Standpunkt erhobenen Auflage in einem kleineren und handlicheren Format, aber gleich deutlicher Schrift und gediegener Ausstattung erschienen und haben dadurch an Brauchbarkeit sehr gewonnen, denn der Tourist und besonders der Fußwanderer muß mit Raum in seinem Gepäck sparsam sein. Wir lernen den vorliegenden Band erst in dieser zweiten Auflage kennen und begrüßen ihn mit doppelter Freude, da er das ungemein mannigfaltige und schöne Alpenland östlich von der Linie Linz-Villach bis an die ungarische Grenze und bis hinunter nach Montenegro bündig, anschaulich und doch vollständig schildert. Mit Ausnahme der Schilderungen von Wien, Salzburg und Salzkammergut (die aus den Bänden I und II entlehnt sind) ist der Text von Herrn Universitätsprofessor Dr. J. Frischauf in Graz, der bekanntlich einer der gründlichsten Kenner der östlichen Alpen ist und auch dem Bedürfnis des Naturforschers Rechnung getragen hat. Zur Bereisung jenes östlichsten Teils der Alpen, welche eine äußerst lohnende, ist der Herbst eine besonders geeignete Zeit (namentlich auch für Dalmatien, das Alpenland am Meer), und so empfehlen wir diesen Teil und das darin geschilderte Gebiet hiermit der besonderen Beachtung der Touristen und werden auf den Inhalt dieses Buches noch eingehender zurückkommen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde.

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

Nr. 37. Stuttgart, 12. September 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die Verbannung nach Sibirien als Mittel zur Kolonisation dieses Landes. S. 721. — 2. Der Galápagos-Archipel. S. 725. — 3. Zwei neuere Afrika-Reisende. S. 728. — 4. Die Topantunuasu oder ureingeborenen Stämme des zentralen Celebes. Von J. G. F. Riedel. (Schluß.) S. 732. — 5. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 735. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 738. — 7. Litteratur. S. 740.


## Die Verbannung nach Sibirien als Mittel zur Kolonisation dieses Landes.

Unter diesem Titel veröffentlicht ein Herr Tschudnoffsky im Oktoberheft des russischen Journals „Mysl" einen sehr eingehenden Aufsatz, der großes Interesse auch für das Ausland bietet. Wir geben im folgenden einen ausführlichen Auszug aus demselben.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung sein Thema sich genau abgesteckt hat mit dem Satz, daß ihn hier nur die sozialpolitische Bedeutung der Verbannung nach Sibirien interessiere, daß er sie betrachten wolle vom rein nationalökonomischen Standpunkt, stellt er sich zuerst die Frage: „Welche Idee lag ursprünglich der Verbannung der Verbrecher nach Sibirien zu Grunde? Wie weit war es rationell, diese Verbannung als Mittel zur Realisation jener Idee zu betrachten, und ist es nicht an der Zeit, im Interesse der Realisierung jener Idee unbedingt die Verbannung von Verbrechern nach Sibirien aufzugeben?"

### I.

Ein Rückblick auf die Geschichte der Verschickung nach Sibirien, in Verbindung mit der Geschichte des russischen Reiches und Volkes, bringt uns zu der Ueberzeugung, daß die Regierung von Anfang an bis auf den heutigen Tag die Verbannung in jenes Land ansieht als Mittel zur Kolonisation; sie hatte dabei die Bevölkerung jener ungeheuren unbewohnten und fernen Gebiete des Reiches mehr im Auge, als die Bestrafung des Verbrechers.

Nach der Eroberung Sibiriens waren die Zaren von Moskau sogleich bemüht, das Land zu bevölkern, und schickten dahin zuerst Freiwillige: Bauern, Fuhrleute, Zimmerleute, Priester, Soldaten und Kosaken, kriegsgefangene Schweden, Polen, Litthauer, Saporoger u. s. w. Denn in Sibirien beschäftigten sich die Eingeborenen zur Zeit der Eroberung des Landes nur an den äußersten Grenzen, am Amur (die Dauren) und am Ural (Tataren), mit Ackerbau. So mußte Getreide aus Rußland dahin gebracht werden, was mit großen Schwierigkeiten verbunden war; im Sommer konnten zwar die Wasserstraßen benützt, die Schiffe stromaufwärts gezogen und die Säcke von einem Flusse zum anderen auf dem Lande befördert werden; im Winter aber hörte der Verkehr fast gänzlich auf. Begreiflicherweise gab sich deswegen die moskowitische Regierung alle Mühe, an den Haupttrakten Fuhrleute und Bauern anzusiedeln, welche sich mit Ackerbau, Anlegung von Heuschlägen u. s. w. beschäftigen sollten; Landstreicher und Deserteure wurden in Sibirien begnadigt und ohne weiteres als Glieder der neuen Kolonien aufgenommen. Da aber die Zahl der freiwilligen Ansiedler bei weitem nicht ausreichend war, so griff die Regierung zur Verschickung von Sträflingen in jenes Land. Im Anfange wurden nur Hochverräter, später aber allerlei Verbrecher und Uebelthäter dahin verschickt.

Schon früher war die Verschickung in die Steppen der jetzigen Gouvernements Tula, Orlow, Tambow und in den Norden nach Perm, Kola 2c. in Rußland im Gebrauch, Sibirien kommt erst unter Zar Michael Feodorowitsch als Verbannungsort auf, also erst im 17. Jahrhundert und aus eben diesem Grunde, weil die Regierung die Verbannung als Mittel zur Kolonisation des Landes ansieht. Es lag im Interesse des Fiskus, dieses ungeheure




Digitized by Google

noch jungfräuliche Gebiet mit ſeinen unermeßlichen Naturreichtümern möglichſt bald anzuſiedeln. Verbrecher wurden dahin geſchickt, aber mit der Bedingung, daß ſie ſich dort mit Ackerbau beſchäftigen; ſie erhalten bei ihrer Ankunft Korn zur Ausſaat, Pferde und verſchiedene Privilegien.

So erſcheint alſo die Verbannung als Ergänzung der Koloniſation durch Koſaken, Bauern und Fuhrleute. So z. B. wird bei Gründung der Stadt Pelim (ca. 1592) der Befehl gegeben, 500 berittene Koſaken und 100 Strelitzen dort anzuſiedeln; anſtatt des Soldes erhalten ſie Ländereien zugeteilt; ebendahin wurden Bauern aus Moskau, Kargopol, Perm, Wjatka beordert, mit der Anweiſung, „für den Zaren zu pflügen;" auch die Einwohner von Uglitſch wurden für ihr Zeugnis in Sachen der Ermordung des Zarewitſch Dimitri dahin verbannt. Bei der erſten Volkszählung in Sibirien, im Jahre 1622, machten die Verſchickten ſchon mehr als 10% der ruſſiſchen Bevölkerung aus, von 70,000 Ruſſen ſind 7400 Verſchickte.

Alexei Michailowitſch reguliert die Verbannung und erweitert ſie auf ſolche, welche ihren Herren entlaufen, auf Diebe und Räuber; die letzteren ſollten zuerſt mit Knutenhieben und Abhauen eines Fingers der linken Hand beſtraft und dann mit Weib und Kind auf ein Ackerland in Sibirien „geſetzt" werden. Seit 1669 ſchickt man dahin Herumtreiber, Diebe, Fuhrleute, welche ſchwangere Frauen überfahren hatten, Hehler und Aufkäufer von geſtohlenem Gut, des Raubs Verdächtige ꝛc. Denſelben Charakter bewahrt die Verbannung unter Feodor Alexejewitſch. Im Jahre 1679 befiehlt er, den Dieben hinfort nicht mehr Hand und Fuß oder zwei Finger abzuhauen, ſondern ſie mit Weib und Kind lebenslänglich nach Sibirien zu verbannen. Mit einem Wort, die Geſchichte der Verbannung iſt im Anfang nichts anderes, als die Geſchichte der ruſſiſchen Koloniſation. Die Moskauer Regierung iſt zunächſt nur mit dem Gedanken beſchäftigt, Einöden zu bevölkern, und dabei wird kein Unterſchied gemacht zwiſchen den Verbannungsorten im Süden oder Norden; bald werden die Verbrecher nach Sibirien, meiſt nach Perm und Tobolsk, bald nach Süden an den Terek verſchickt.

Im 18. Jahrhundert iſt Sibirien ſchon hauptſächlich Verbannungsort. Die Verbrecher werden ſchon in die allerentfernteſten Gegenden verſchickt. Im Jahre 1722 beordert Peter der Große alle von Katorga befreiten und nach fernen Städten Sibiriens verurteilten Uebelthäter nach Dauri (in der Gegend von Ochotsk und Nertſchinsk) in die Silberbergwerke. Aber auch im Laufe des ganzen 18. Jahrhunderts iſt die Verſchickung nicht Zweck, ſondern Mittel. Im Jahre 1733 wird der Befehl gegeben, ſpeziell Ochotsk im Intereſſe der Entwicklung des Ackerbaues anzuſiedeln. In derſelben Abſicht erfolgt die Gründung von Verbrecherkolonien in Kamtſchatka, Kolym und dem transbaikaliſchen Gebiet. Im 17. und 18. Jahrhundert erhalten die Wojewoden immer und immer wieder die Anweiſung, darüber zu wachen, daß die Verſchickten Ackerbau treiben, daß ſie Korn zur Ausſaat und ein Pferd und einen Pflug erhalten.

Jedoch war die Verſchickung weder im 17. noch im 18. Jahrhundert eine organiſierte und erfolgt noch in beſchränktem Maße. Erſt zu Ende des 18. Jahrhunderts nimmt dieſelbe einen größeren Maßſtab an. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts wird durch verſchiedene Ukaſe die Verſchickung als Strafe für einige geringe Verbrechen angeſetzt und im Jahre 1812 werden durch einen Ukas alle Bürger und Kronsbauern, die zum Kriegsdienſt nicht tauglich ſind, nach Sibirien geſchickt.

Eine ſyſtematiſche Regelung und Organiſation erhielt die Verbannung erſt im Jahre 1822. Auf dem ganzen ſogen. „wladimir'ſchen" Wege werden Gefängniſſe und Etappen eingerichtet, da die Zahl der „Ausreißer" mehr und mehr zunahm. Im 17. Jahrhundert wurden den Ausreißern die Ohren abgeſchnitten, im 18. Jahrhundert die Naſen „gezwickt", die Stirne und beide Wangen geſtempelt und ſie ſelbſt an einem Tau geführt. Aber auch das half wenig. Die Ausreißer vermehrten ſich und bildeten gefährliche Räuberbanden; daher wird die Aufſicht über die Gefangenentransporte verſchärft und eine genaue Kontrole eingeführt, ſo daß für die Verbrecher auf dem Wege ſchon faſt keine Möglichkeit mehr zum Entlaufen war; dagegen entſprangen ſie oft maſſenweiſe nach ihrer Ankunft am Orte der Verbannung.

Nach einer annähernden Berechnung Maximoff's hat Rußland 1754—1864 etwa 900,000 Verbrecher beiderlei Geſchlechts nach Sibirien geſchickt; daneben betrug die Zahl der einfach Verſchickten in dieſen 113 Jahren beiläufig 750,000 Köpfe; ſeit Abſchaffung der Todesſtrafe im Jahre 1753 betrug die Zahl der Verſchickten jährlich ca. 9000; davon wurden 8000 zur Anſiedelung dahin befördert. Die Zahl der Verſchickten wächſt progreſſiv von Jahr zu Jahr.

Während im Jahre 1807 die Zahl der Verſchickten 2305 betrug, ſtieg ſie im Jahre 1823 auf 6607, von 1824 bis 1827 auf 11,000 pro Jahr. Bald fällt die Zahl auf 6000, ſteigt aber bald wieder auf 10,000—11,000.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| In den Jahren | 1823—1832 | wurden | verſchickt | 98,725 |
| „ „ „ | 1833—1842 | „ | „ | 86,550 |
| „ „ „ | 1843—1852 | „ | „ | 69,764 |
| „ „ „ | 1853—1862 | „ | „ | 101,238 |
| „ „ „ | 1863—1872 | „ | „ | 146,380 |
| „ „ „ | 1873—1877 | „ | „ | 91,257 |

In der letzten Zeit gehen jährlich ca. 12,000 Menſchen (die Familien eingerechnet) nach Sibirien; es ſteigt dieſe Zahl manchmal auf 18,000 und mehr. Ueberhaupt beträgt die Anſiedelung in den letzten 17 Jahren ungefähr 200,000 Menſchen — alſo von 1754 bis 1886 die ſtattliche Summe von 1,800,000 Menſchen.

Die Verſchickung nach Sibirien geſchah in zweierlei

Digitized by Google

Form: 1. auf Erkennung des Gerichts; 2. auf administrativem Wege. In den Jahren 1867—1876 beträgt die Zahl der auf administrativem Wege Verschickten mehr als die Hälfte (im Jahre 1875 sogar 65 %). Die auf administrativem Wege Verschickten gehen meist nach Westsibirien.

II.

Die Regierung hat im Laufe vieler Menschenalter Sibirien mit Verbrechern und allen möglichen unzuverlässigen Leuten bevölkert. Es gab kaum ein Gouvernement, das nicht seine Vertreter dahin geschickt hätte. Schon bei der Reise durch ein sibirisches Gouvernement stößt man auf Leute aus Kiew, Tiflis, Cherson, Kurland, Poltawa 2c. Im fernen Sibirien wohnen nebeneinander Groß- und Kleinrussen, Finnen und Tataren, Kalmücken und Kirghisen, verschlagene Pferdediebe, Zigeuner und hebräische Schankwirte. Hier finden sich ohne Unterschied Bürger und Edelmann, Soldat, Bauer und Beamter zusammen. Mit einem Worte: Sibirien ist das bunteste Kaleidoskop, das man sich denken kann; hier herrscht ein chaotisches Durcheinander der verschiedensten Stämme und Sprachen. Und noch immer ziehen neue Massen zu: Jünglinge und Greise, Männer und Weiber, Junggesellen und Familienväter.

Unwillkürlich erhebt sich da die Frage: „Welchen Nutzen hat dem Land Sibirien diese Kolonisationspolitik gebracht? Haben sich die ungeheuren, für diesen Zweck verausgabten Summen in irgend einer Weise rentiert? Haben diese Kolonisten, die unfreiwillig hierher versetzt worden sind, dem Lande irgend eine Kultur gebracht, haben sie die Sittlichkeit daselbst gebessert, haben sie das sozialökonomische Leben in Sibirien gehoben, haben sie das Land der Zivilisation näher gebracht?" Auf Grund von zuverlässigen statistischen Erhebungen kann man kühn behaupten, daß diese Kolonisationspolitik eine völlig verfehlte und mißglückte war.

Und was konnte man auch von Kolonisten verlangen, die meistens ein Kriminalverbrechen begangen hatten? Mit Gewalt von seiner Heimat losgerissen, gegen seinen Willen in ein Land transportiert, dessen Namen allein schon bei unehrlichen Leuten Schaudern und Flüche erregt, erscheint der Verbrecherkolonist in Sibirien mit tiefer heimlicher Erbosung und unaustilgbarem Haß gegen alles, was ihn umgibt. Schon vor seiner Ablieferung, schon unterwegs, hinter Schloß und Gitter, reift in ihm der Plan zur Flucht aus dem verwünschten Land. Dort angekommen spinnt er diesen Plan weiter aus und verarbeitet ihn bis ins Detail. Ans „Ackern" denkt er durchaus nicht. Hier in Sibirien ist er **nur** mit dem Leib, seine ganze Seele und seine Gedanken sind in der Heimat, fern hinter dem Ural. Wie soll er daran denken, sich hier häuslich einzurichten, wenn ihn von Tag zu Tag allein nur ein Gedanke, der Gedanke an Flucht, beschäftigt; früher oder später macht er sich auf und davon auf die Gefahr hin, erschossen zu werden oder Wochen-lang in den öden Gegenden zu hungern, den wilden Tieren oder den Burjäten zur Beute zu fallen. Mit der Zahl der Verbannten wächst auch die Zahl der Ausreißer. Der Kreis von Nertschinsk allein zählte im Laufe von 12 Jahren 2841 Ausreißer, und diese Zahl ist weit nicht ausreichend, denn hier sind nur die Eingefangenen und mit der Knute Bestraften berechnet; in denselben 12 Jahren betrug die Zahl derjenigen, die nicht eingefangen wurden 3612, das heißt 24 % der nach Nertschinsk verbannten Verbrecherzahl. Nach Tobolsk wurden von 1833 bis 1845 12,662 Flüchtlinge zurückgebracht; eben daselbst betrug die Zahl der aus den Katorga Entflohenen und Eingefangenen von 1838 bis 1847 2473 Köpfe. Wie viele aber sind spurlos verschwunden? Im Jahre 1877 wurde im Gouvernement Tomsk eine Zählung aller Verbannten vorgenommen. Nach den amtlichen Listen erwies es sich, daß von 28,828 Mann 9796, also ca. $^1/_3$ nicht aufzufinden waren. Im Gouvernement Tobolsk fanden sich von 51,122 nur 34,295, verschwunden waren also 33 %. Im Gouvernement Irkutsk fehlten sogar noch mehr als $^2/_3$, in einzelnen Wolosten waren von 5000 bis 7000 Mann kaum 200 bis 300 zurückgeblieben. Diese Zahlen sprechen, glaube ich, deutlich genug.

Wenn man im Frühjahr auf dem großen Trakt von Tjumen nach Irkutsk fährt, so begegnet man auf Schritt und Tritt ärmlichen, abgerissenen Gestalten. Sie verbeugen sich tief vor dem Reisenden, und fragt man den Kutscher, was das für Leute sind, so erhält man die kurze Antwort: „Landstreicher!" Und fragt man im nächsten Dorfe nach, wie viele solcher Unglücklichen täglich durchkommen, so erfährt man, daß ihre Zahl an einem Tage bis 50 beträgt.

Ja, Sibirien ist für den Verschickten eine verhaßte Stiefmutter, und keine Gewalt kann ihn dort festhalten. Er bleibt, solange der Winter dauert, aber wenn der Kuckuck ruft, die Steppe grünt und wärmere Lüfte wehen, zieht er davon. Nicht umsonst heißt er im Ural der Zugvogel. Der Gouverneur von Tomsk veranstaltete vor kurzer Zeit ein Treibjagen in nächster Nähe der Stadt, wobei an einem Morgen 800 Mann eingefangen wurden. Im Jahre 1880 wurden allein im Gouvernement Tomsk 1080 Landstreicher aufgegriffen. Es gibt Dörfer in Sibirien, in deren Nähe die Flüchtigen zu Tausenden überwintern. In ganz Rußland werden beständig solche Subjekte aufgefangen. In St. Petersburg allein betrug ihre Zahl von 1867 bis 1873 über 8000. Der Oberinspektor der Gefängnisse überzeugte sich während seiner Reise durch Sibirien, daß in je zwei Kreisen der Gouvernements Tomsk und Jeniseisk von 20,199 Verschickten sich nur 2643 Mann vorfanden, d. h. ca. 13 %; von den übrigen 17,556 hatten je 10,181 sich mit Erlaubnis entfernt, 7375 waren einfach „verduftet". Unter 999 Arrestanten im Gefängnis zu Tomsk waren 428 Landstreicher 2c.

Digitized by Google

Ueberhaupt ſind diejenigen, welche ſich mit der Frage der Verbannung eingehend beſchäftigt haben, zu der Ueberzeugung gelangt, daß ſich kaum 1/5 bis 1/6 der Verſchickten wirklich an dem Beſtimmungsorte anſiedelt; ſo erwies z. B. die Volkszählung im Gouvernement Irkutsk im Jahr 1872 und 1873 eine verhältnismäßige Abnahme der Bevölkerung im Vergleich zu den vorhergehenden Jahren, was nur durch das Ausreißen einer ganz bedeutenden Anzahl von Verbrechern zu erklären iſt. Die Verſchickten in Sibirien bilden ſozuſagen eine bewegliche Maſſe, die beſtändig den Platz wechſelt; kein einziges Individuum bleibt ruhig auf ſeinem Platz. Die einen zieht es zurück nach Weſten in die teure Heimat, andere laufen einfach weg, nur um nicht da zu ſitzen, wo man ſie interniert hat.

Im Jahre 1873 betrug die Zahl der Verſchickten in jedem ſibiriſchen Gouvernement 40,000 bis 50,000 Menſchen; im Transbaikalgebiet 21,335, im Gebiet von Jakutsk 2987. Im Jahre 1875 belief ſich die Zahl der Verſchickten in ganz Sibirien auf ca. 209,000; aber dieſe Zahl ſtimmt nicht mit der Wirklichkeit, denn wir haben geſehen, daß kaum 1/5 an Ort und Stelle bleibt und daß von 1823 bis 1879 von einer halben Million Verſchickter ſich wenigſtens 200,000 verloren. Alle dieſe Thatſachen beweiſen, wie wenig die Verſchickung Bedeutung hat für die Koloniſierung des Landes. Schon Speransky ſchreibt über Sibirien: „Glaube nicht, daß Sibirien nur von Verſchickten und Verbrechern bewohnt iſt. Ihre Zahl iſt ein Tropfen im Meer; man bekommt ſie kaum zu ſehen; allenfalls noch bei öffentlichen Bauten.“ Nach neueren Nachrichten beläuft ſich die Zahl der Sträflinge auf kaum 5.2 % der ganzen ruſſiſchen Bevölkerung des Landes. Abgeſehen davon ſind die Verſchickten der Mehrzahl nach keine tauglichen Koloniſten, da ſie meiſt dem höheren Alter angehören; ferner machen die Frauen niemals mehr als 1/6 der ganzen Zahl aus und von ihnen ſind wenigſtens 1/8 über 40 Jahre alt. Zudem iſt es den Verſchickten in Sibirien verboten, ſich im Laufe der erſten fünf Jahre zu verheiraten; auch wird die Eingehung der Ehe auf alle mögliche Weiſe erſchwert.

So ſteht alſo vor uns ein ſehr trauriges Reſultat der Verſchickung. Im Laufe von 113 Jahren wurden alljährlich ca. 10,000 Menſchen nach Sibirien geſchickt, in den letzten 17 Jahren 12,000 und mehr; man ſollte erwarten, daß infolge dieſes Zufluſſes — abgeſehen von der Vermehrung der früher dort Angeſiedelten — die Bevölkerung bedeutend hätte zunehmen müſſen. Aber in Wahrheit bleibt die Bevölkerungszahl faſt unbeweglich dieſelbe. Ja, man bemerkt eher eine Abnahme als Zunahme der Zahl der Verſchickten. Das erklärt ſich nicht nur durch die zahlreichen Fälle von Flucht, ſondern namentlich auch dadurch, daß die Zahl der Männer die der Frauen bei weitem übertrifft, z. B. in Jeniſeisk kamen 1863 auf 29,055 Männer nur 15,909 Weiber, im Jahre 1873 auf 52,907 Männer 23,080 Weiber, d. h. in 10 Jahren wuchs die Zahl der Männer um mehr als 100 %, die der Weiber aber nur um 45 %; am 1. Januar 1882 kamen ſogar auf 58,509 Männer nur 19,694 Weiber.

Sibirien iſt ſeit mehr als 300 Jahren in ruſſiſchem Beſitz; alljährlich werden Tauſende von Koloniſten dahin geſchickt und im ganzen beträgt die Bevölkerung nicht mehr als 4 1/2 Millionen auf dem unendlichen Flächenraum von 250,000 Qu.-Mln. zwiſchen dem 35. und 208. Längengrad und 45. bis 78. Breitengrad. Mit anderen Worten: in Sibirien kommen auf 1 Qu.-Mle. 15.1 Bewohner, während im europäiſchen Rußland auf 1 Qu.-Mle. 735.8 Menſchen gezählt werden. Weſtſibirien allein könnte mit ſeinem fruchtbaren Boden mehr als 51 Millionen ernähren, wenn man die mittlere Dichtigkeit der Bevölkerung in in Europa zum Maße nimmt, im Vergleich mit dem dichtbevölkerten England ſogar 285 Millionen, und wir zählen — nur 4 1/2 Millionen.

Ein ſolches Reſultat der ruſſiſchen Koloniſation muß jedem denkenden Menſchen ins Auge fallen. Wie ärmlich iſt dieſes Reſultat im Vergleich zu den Koloniſationsbeſtrebungen anderer Länder. In den Vereinigten Staaten von Amerika und Canada begann die Koloniſation ſpäter als in Sibirien und dort beträgt die Bevölkerung ſchon 60 Millionen. Nach Auſtralien kamen vor 100 Jahren 757 verſchickte Koloniſten und jetzt zählt man 3 Millionen Bürger. Dagegen hat Tomsk, welches ſchon 1604 beſtand, eine Bevölkerung von 35,000, Tobolsk, die einſtige Hauptſtadt von Sibirien, gegründet 1587, aber kaum 20,000; die älteſte Stadt von Oſtſibirien, Jeniſeisk, welches ſchon 267 Jahre exiſtiert und am ſehr reichen Jeniſei-Fluß liegt, 12,000 Einwohner. Und dabei iſt der Boden von Sibirien um kein Haar ſchlechter als der von Auſtralien. Speransky ſchreibt über den Süden von Sibirien: „Das iſt eines der geſegnetſten Gebiete nicht blos in Sibirien, ſondern in ganz Rußland. Die Natur hat das Land für eine zahlreiche Bevölkerung beſtimmt. Jegliche Art von Wirtſchaft muß hier blühen.“

Seit Speransky ſind 50 Jahre vergangen und von einer zahlreichen Bevölkerung iſt nicht die Spur vorhanden. Auch die weite Entfernung und der Mangel an Verkehrswegen kann nicht als Entſchuldigung dienen. Canada und Auſtralien ſind beide weiter von Europa entfernt als Sibirien von Rußland und der Verkehr dahin war vor Erfindung der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe ein viel ſchwierigerer. Dieſer Kontraſt erregt um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit, wenn wir bedenken, daß in Auſtralien ebenſo wie in Sibirien zuerſt Verbrecherkolonien angelegt wurden. Aber dort wurde man ſich bei Zeiten ſeines Fehlers bewußt und hat die unfreiwillige Auswanderung in eine freiwillige verwandelt. Rußland aber hielt, nachdem es Sibirien einmal erobert hatte, ſeine Aufgabe ſozuſagen für gelöſt und kümmerte ſich wenig um das eroberte Gebiet. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Der Galápagos-Archipel.

Der Zufall führte mich jüngst im Verlaufe meiner Wanderungen zu einer Inselgruppe, welche vielen Deutschen kaum dem Namen nach bekannt sein dürfte und doch ohne Zweifel berufen ist, in nicht sehr ferner Zukunft noch einmal eine Rolle zu spielen, weshalb ich es mir nicht versagen kann, den bei meinem persönlichen Besuch hingenommenen Eindrücken und Erfahrungen hier einen kurzen Ausdruck zu geben.

Diese Inselgruppe ist die der Galápagos-Inseln und enthält zehn oder zwölf Inseln von verschiedener Größe, die ungefähr 900 e. Mln. westwärts von der Küste der Republik Ecuador unmittelbar unter dem Gleicher oder in der Nähe desselben liegen. Da wir uns in einem Barkschiff, an dessen Bord ich als Passagier war, vor nicht langer Zeit befanden und einige freie Zeit zu unserer Verfügung hatten, so beschlossen wir diesen Inseln einen Besuch abzustatten in der Hoffnung, daselbst einige frische Lebensmittel zu bekommen, deren wir nach einer langen Seereise sehr bedurften. Bei der Ausführung dieses Vorhabens waren wir nach einigen Stunden in Sicht von Charles Island, einer der größten Inseln der Gruppe, und ankerten am Abend in Postoffice Bay, die an der Nordküste derselben liegt und ihren Namen der früheren Gewohnheit der Walfischfänger verdankt, dort in einer Kiste am Strande Briefe niederzulegen, damit andere Schiffe dieselben aufnehmen und an ihre Bestimmungsorte senden möchten.

Der Ankergrund war zwar ein offener, aber ziemlich behaglich, da er auf der Leeseite der Insel gelegen ist. Es war für diesen Abend zu spät, um noch ans Land zu gehen, so rauchten wir denn eine friedliche Pfeife auf Deck, herzlich froh, wieder einmal vor Anker zu sein, und überschauten den vor uns liegenden Strand, dessen Aussehen vom Schiffe aus nicht sehr einnehmend war. Der Hintergrund von Hügeln, deren Gipfel mehr oder weniger von dunklen Wolken verborgen waren, sah gut genug aus; allein an ihren Seiten herab bis zu dem niedrigen Grund am Strande senkte sich ein dichter Wuchs von dürrem Buschholz, der nun verdorrt und tot aussah. Es waren nur wenige grüne Bäume zu sehen und diese waren meist nur die verhaßten Mangroven in der Nähe des Strandes. Felsige Halbinseln und Eilande erstreckten sich vom Strande ins Meer hinaus und hier und da erschien ein schmaler Streifen sandigen Strandes. Zahlreiche Robben sonnten sich auf den Felsen oder tummelten sich im Wasser, ohne sich um die Nähe unseres Schiffes zu kümmern. In der That, was uns ganz besonders überraschte, das war die Furchtlosigkeit, mit welcher Vögel und Fische sich uns näherten, denn Fregattvögel, Pelikane, Möven, Wale, Meerschweine und Robben waren gleich neugierig, als hätten sie schon längst der Nähe des Menschen entbehrt.

Auf unserer Karte der Insel war eine Stelle in der Nähe ihres Mittelpunktes als diejenige einer „Ansiedelung" bezeichnet; wir wußten zwar nicht, ob sie bewohnt oder verlassen war, aber wir beschlossen, die Insel am folgenden Tag zu durchforschen, womöglich die Ansiedelung aufzufinden und auf das wilde Rindvieh Jagd zu machen, welches, wie wir gehört hatten, auf diesen Inseln in Menge vorhanden sein sollte.

Mittlerweile verschafften wir uns durch Lektüre soviel Belehrung als möglich über diesen Gegenstand, und unsere einzigen Autoritäten waren der „South American Pilot", eines jener nützlichen Handbücher der Admiralität, worin die Ergebnisse der geschickten Vermessung und Forschung der Offiziere der britischen und amerikanischen Flotte in allen Teilen der Welt zum Vorteil der Seefahrer aufgezeichnet werden, und Darwin's bekannte Beschreibung der Reise des Kriegsschiffes „Beagle", eine der gehaltvollsten und lehrreichsten Reiseschilderungen, die es gibt. Einige von Darwin's Bemerkungen über diese Inseln, die er im Jahre 1835 besuchte, verdienen hier wiederholt zu werden.

Er beschreibt die Insel als aus vulkanischem Gestein und Fragmenten von Granit bestehend, erwähnt die zahlreichen Krater von verschiedener Größe, die er sah, und berechnet, daß es deren wenigstens zweitausend in dem ganzen Archipel geben müsse. Nach seiner Versicherung fand er die höheren von den Wolken befeuchteten Teile fruchtbar und grün; dagegen die niedrigen Teile und besonders die Leeseite der Insel trocken und unfruchtbar, mit großen Feldern zerbrochener schwarzer Lava, die mit blattlosem Buschwerk bedeckt waren. Die Wahrheit dieser Schilderung erprobten wir selbst, wie ich sogleich zeigen werde.

Vielleicht die interessantesten Bemerkungen Darwin's gelten der Naturgeschichte der Insel, in welcher er manche merkwürdige Thatsachen entdeckte. Besonders überraschend ist es zu finden, daß dieser Archipel nicht allein viele deutliche Arten von eingeborenen und ihm eigenen Tier- und Pflanzenarten besitzt, sondern daß jede der Inseln desselben wieder ihre eigenen verschiedenen Arten hat. Auf einer derselben, James-Eiland z. B., gibt es dreißig Arten, welche nur auf dieser Insel allein, und nur achtunddreißig Arten, welche in dem ganzen Archipel gefunden werden. Gleich merkwürdig ist die conchologische Thatsache, daß 47 verschiedene Seemuscheln nur an diesen Inseln und sonst in keinem andern Teile der Welt gefunden werden.

Das merkwürdigste Tier dieses Archipels, von dem derselbe auch seinen Namen hat, ist die Schildkröte, auf Spanisch Galápago. Früher wurde sie in ungeheurer Menge hier gefunden und bildete die Hauptnahrung der spanischen Buccaniere, welche beständig auf diesen Inseln verkehrten. Auch die Walfischfänger töteten große Mengen davon, so daß sie zur Zeit von Darwin's Besuch schon seltener gefunden wurden und nun beinahe ausgerottet



Digitized by Google

sind. Daß sie dort einheimisch waren, darüber scheint kein Zweifel zu sein, da sie auf allen Inseln gefunden wurden, selbst auf denjenigen, welche kein Wasser haben und deswegen wahrscheinlich nur selten besucht werden; hiernach ist es nicht wahrscheinlich, daß sie eingeführt worden sind.

Am Morgen nach unserer Ankunft landete eine Anzahl von uns mit Flinten und Büchsen bewaffnet und jeder mit einem Säckchen Proviant und etwas Wasser versehen, und so traten wir unsere Forschungsreise an, deren nächster Zweck die Erreichung der Niederlassung war. Wir teilten uns in drei Partien, deren jede in einer anderen Richtung aufbrach. Da die Ansiedelung wahrscheinlich nicht über fünf e. Mln. vom Strande entfernt war — die ganze Insel ist nur neun Meilen lang — so bezweifelten wir nicht, daß wir sie bald erreichen würden, ahnten aber nicht, was uns bevorstehen würde.

Ich muß zunächst den Schicksalen meiner eigenen Partie folgen, obwohl wir später fanden, daß alle unsere Erfahrungen einander gleich gewesen waren. Anfangs führte unser Kurs dem Meeresstrand rechts von unserem Ankergrund entlang, und wir bemerkten bald mehrere Fährten von Rindvieh und kamen an einigen Gerippen vorüber. Als wir um die Postoffice-Bay herumgingen, begegneten wir einigen alten Signalpfosten, welche die Walfischfänger früher aufgerichtet hatten und auf deren einem stand: „Seht unten nach Briefen", und unterzeichnet von Kapitän Forster. Sie waren verwittert und verschimmelt und die Schrift kaum mehr zu lesen.

Nachdem wir etwa eine englische Meile weit dem Strande entlang gegangen waren, bemerkten wir eine offenbar von Rindvieh herrührende Fährte und beschlossen ihr bergauf zu folgen. Anfangs ziemlich glatt, führte sie uns bald in den Busch hinein und hier begann der heißeste Moment des Kampfes. Das tote Holzwerk war so dicht, daß wir uns nur mit der furchtbarsten Mühe hindurch zwängen konnten, und der Boden darunter ebenfalls so rauh und uneben, daß wir häufig stolperten. Binnen Kurzem verloren wir Tierpfad und Fährte ganz und gar, und die Arbeit ward mühevoller. Jeder besondere Baum und Strauch schien Dornen zu besitzen, ihre verschlungenen und sich nach allen Seiten ausbreitenden Aeste erfaßten unsere Kleider und verwickelten unsere Füße. Hier und da ließ der Boden seine seichte Bedeckung von Humus vermissen und brach in großen Blöcken schwarzer Lava hervor, durch deren gähnende Spalten dürre und verwitterte Büsche in großer Verwirrung und Stärke hervorbrachen. So wankten wir drei Stunden in gewaltiger Hitze weiter; die trockene Lava unter unseren Füßen warf die äquatorialen Sonnenstrahlen zurück, vor denen uns die laublosen Bäume keinen Schutz gaben. Gelegentlich kreuzten wir einen Viehpfad und Hundefährten, die sich aber bald in den lockeren Lavafeldern verloren, durch die wir uns hindurcharbeiteten. Nirgends erschien eine Spur von Tierleben, als gelegentlich ein kleiner Vogel, welcher aber so wenig scheu war, daß wir ihn hätten mit einem Stock niederschlagen können. Endlich machten wir, ermüdet und in Schweiß gebadet, Halt und setzten uns nieder, um uns etwas zu erholen und zu ruhen. Schon war eine allzu große Menge unseres Wasservorrats aufgebraucht, allein wir hofften binnen Kurzem auf irgend ein von den Bergen herunterkommendes Bächlein zu stoßen. Nach einer kurzen Rast setzten wir unsere mühsame Wanderung wieder fort, allein unser Schritt ward langsamer und unsere Unterhaltung kürzer, als eine Viertelstunde nach der anderen verging und noch immer kein Zeichen von dem erwarteten wilden Rindvieh und keine Vögel für unsere Gewehre sich zeigten. Die Rasten wurden immer häufiger und bald war unser Wasservorrat ganz erschöpft. Alles um uns her lag in tiefem Schweigen; die Abwesenheit von Tier- und Pflanzenleben war beinahe schrecklich; der Ort schien unter einem Bannfluch zu stehen. Endlich erstiegen wir mit großer Mühe den Abhang eines Hügels und erblickten jenseit einer Ebene von Lava und Buschwerk einen hochgelegenen Grund, welcher grün und einladend erschien und wo ohne Zweifel die Ansiedelung lag. Allein es war nun zu spät am Tage zu einem Versuche, dieselbe zu erreichen. So waren wir denn in unseren Erwartungen und in unserem Suchen getäuscht, hatten keinerlei Jagdbeute gemacht, litten vom furchtbarsten Durst und mußten nun unsern Weg wieder nach dem Schiffe zurückmachen, welches wir kurz vor Einbruch der der Nacht nach einer der mühevollsten Fußwanderungen, die jeder von uns jemals gemacht hatte, erreichten. Unsere Kleider waren zu Fetzen zerrissen und unsere Hände und Füße verschunden von den Dornen und dem stacheligen Gestrüpp, durch welches wir uns neun Stunden lang hatten hindurchzwängen müssen.

Wir fanden später, daß wenn wir an der anderen Seite der Insel geankert hätten, wir die Ansiedelung leicht hätten erreichen können, die übrigens seit mehreren Jahren verlassen war, infolge der häufigen Morde, die an den Ansiedlern verübt worden waren, und daß wir wahrscheinlich auch wildes Rindvieh, Pferde, Esel und andere Tiere angetroffen haben würden. Wir brandmarkten jedoch in unserer Unwissenheit die Insel als einen unfruchtbaren und verfluchten Fleck Erde und segelten am andern Morgen nach Albemarle Island, der größten Insel dieser Gruppe, hinüber.

Wir ankerten in einer Bucht an ihrer Südwestküste, blieben aber nur wenige Stunden, weil es hier noch weniger versprechend aussah als auf Charles Island. Das Aussehen der Insel war merkwürdig genug: zahlreiche kleine Krater erhoben sich über die Lavafelder und an Pflanzenwuchs fehlte es gänzlich. Darwin beschreibt diesen Teil sehr ausdrucksvoll als „bedeckt mit ungeheuren Sintfluten von schwarzer nackter Lava, welche entweder über die Ränder der großen Kessel geflossen sind, wie Pech über den Rand eines Topfes, worin es gekocht worden

Digitized by Google

ist, oder aus kleineren Oeffnungen in den Flanken herausgequollen sind und sich in ihrem Herunterfließen über Meilen der Meeresküste verbreitet haben."

Wir fanden hier auf den Felsen eine Menge Schildkröten, die mit großer Gefälligkeit sich von uns auf den Rücken legen und an Bord nehmen ließen und natürlich sehr willkommen geheißen wurden. Auch bemerkten wir hier unzählige Eidechsen, einige sehr groß und von abstoßendem Aussehen, denen unsere Gegenwart ebenso gleichgiltig zu sein schien als den übrigen Geschöpfen dieser Gegend. Viele Pinguine schwammen neugierig um das Schiff herum und sahen aus wie kleine Robben, die sich in Vögel zu ververwandeln gesucht hatten und denen es nur halb gelungen war.

Sodann besuchten wir Chatham Island und fanden einen Ankergrund in einer sehr hübschen kleinen Bucht nahe bei ihrem südlichen Ende. Hier, auf der Wetterseite der Insel, waren wir entschieden besser daran; das Land erschien fruchtbar und feucht und war reich an grünen Bäumen; droben in den Hügeln waren einige Häuser zu entdecken. Beim Landen fanden wir eine Hütte am Strande mit einigen Ansiedlern aus Ecuador, welche uns artig willkommen hießen. Ein sehr guter Weg führte den Berg hinauf nach der Ansiedelung, und als wir denselben hinanstiegen, fanden wir es mit jedem Schritt besser werden. Bäume von verschiedenen Arten trefflichen Holzes waren in Menge vorhanden, die Luft kühl und frisch, der Boden unter uns fruchtbar. Nach einer Wanderung von vier oder fünf e. Meilen erreichten wir das Dorf und fanden um dasselbe herum Pflanzungen von Kaffee, Zuckerrohr und Ananassen und anderen Früchten, während große wildwachsende Limonenbäume einen trefflichen Rasen beschatteten.

Wir wurden nach dem hauptsächlichsten Hause geführt, einem malerischen Gebäude von bemaltem Holze, welches herrliche Aussichten über die ganze Insel gewährte, und seinem Besitzer, Don Manuel Cobos, vorgestellt. Er empfing uns mit der herzlichsten Gastfreundschaft und wir standen bald im besten Einvernehmen miteinander. Wir erfuhren von ihm, daß aller angebaute Boden auf der Insel sein Eigentum sei und er allein das Recht zum Fang oder Schießen des wilden Rindviehs besitze, von dem 2—3000 Stück auf der Insel leben. Die Häute schickt er nach den Vereinigten Staaten, wo er einen sehr guten Markt dafür fand. Das Zuckerrohr seiner Pflanzung verarbeitete er auf Rum und schickte diesen samt den Häuten in zwei kleinen Schiffen, welche ebenfalls sein Eigentum waren, nach dem südamerikanischen Festland hinüber. Auf der Insel arbeiteten unter ihm etwa hundert Männer, vorzugsweise Eingeborene aus Ecuador; über diese schien er eine unumschränkte Herrschaft auszuüben und sie ganz nach seinem Belieben zu regieren, obwohl die Insel nominell unter dem Befehl eines Gouverneurs, eines alten Herrn, stand, welchen er uns vorstellte. Señor Cobos selbst war ein Mann von mittlerem Alter, hoher Statur und anscheinend großer Kraft; sein braunes Gesicht mit dem grauen Schnurr- und Knebelbart deutete auf ernsten Willen und Entschlossenheit bei gutem Humor. Er trug ein Flanellhemd, dunkle Beinkleider, hohe Stiefeln, ein rotes Tuch um den Hals und einen Revolver an der Lende.

Als wir ihm unsern Wunsch, sein wildes Rindvieh zu sehen, aussprachen, verschaffte er uns sogleich Pferde, bestand aber darauf, daß wir zuerst mit ihm frühstücken mußten, und bewirtete uns unter seiner Veranda mit einer sehr reichlichen Mahlzeit, die uns hier in der freien Bergluft und angesichts des schönen Landschaftsbildes zu unseren Füßen trefflich mundete.

Bald wurden denn auch die Pferde vorgeführt, welche wir bestiegen; die Gesellschaft bestand aus Señor Cobos' Sohn, einem jungen Manne von etwa 22 Jahren, aus dem Kommandanten der Polizei (von welcher eine kleine Abteilung auf der Insel stationiert ist), meinem Gefährten vom Schiff und mir. Nachdem wir durch das Dorf geritten waren, schlugen wir einen Reitweg ein, der durch gute Weidegründe und Grasflächen voll Pferden und Hausvieh führte. Im Bergaufreiten sahen wir im Ueberfluß die schönen dunkelgrünen Limonenbäume an den Hügelhängen. Hinter und unter uns lag die malerische Ansiedelung mit ihren Feldern von wogendem Zuckerrohr, von dem sich das hölzerne Häuschen des Besitzers hell abhob; vor uns erhob sich ein zerrissener Berg bis in die Wolken, und rings umher wallte und wogte das fette Gras.

Nachdem wir im allmählichen Anstieg vier oder fünf e. Meilen weit geritten waren, führte uns der Pfad um die Seite eines Hügels herum. Vom Fuße des Kegels, welcher den Gipfel dieses Hügels, offenbar eines erloschenen Vulkans, bildete, erstreckte sich auf beiden Seiten der Rasen in wellenförmigen Hügeln bis hinüber zu den Ebenen am Wasserrande. Jetzt deutete der junge Cobos auf einige braune und weiße Punkte an einem Hügelhang etwa eine Meile vor uns, brach in einem Galopp aus und nestelte den Lasso los, den er am Sattel hängen hatte. Offenbar wollte er, wenn auch nur als Dilettant, einen Beweis seiner Geschicklichkeit zum Besten geben.

Wir näherten uns dem wilden Rindvieh bis auf eine Viertelmeile, ehe es uns bemerkte; dann trollte es gemächlich in ein grasiges Thal zu unserer Rechten hinunter, etliche Stücke aber trennten sich von den anderen und liefen gerade von uns hinweg, wovon ein fetter brauner Bulle ganz für sich. Diesen wählte sich nun der junge Cobos aus und machte Jagd auf ihn; da er aber schlecht beritten war, so vermochte er kaum dem Bullen nahe zu kommen, welcher einen wundervoll ausgiebigen Schritt einhielt. Endlich kam er ihm nahe genug für einen Wurf, allein der Lasso verfing sich unglücklicherweise in seinem Fuß und berührte den Bullen gar nicht. Das kleine Pferd war nun etwas mitgenommen, während der Bulle

Digitized by Google

noch so frisch wie jemals davon sprengte; die Jagd mußte daher aufgegeben werden. Sie hatte uns jedoch einen guten Anblick des wilden Rindviehes der Insel verschafft, welches zu sehen wir uns so sehr gewünscht hatten. Es war nichts besonders merkwürdiges an demselben; die Tiere waren ziemlich klein und unterschieden sich kaum von ihren gezähmten Brüdern, denn sie waren in der That ursprünglich auch Haustiere gewesen, wie wir hörten, und vor fünfzig oder noch mehr Jahren gleichzeitig mit Hunden, Eseln und Schweinen auf die Insel gebracht und später aufgegeben worden. Auf dem Rückweg nach der Niederlassung gewahrten wir in der Entfernung auch einige wilde Esel. Wir stiegen jedoch anfangs einen anderen kegelförmigen begrasten Hügel hinan, auf dessen Gipfel wir einen vollkommen runden Krater von etwa 200 m. Durchmesser, nun einen (und wahrscheinlich sehr tiefen) See mit einer Anzahl Krickenten darauf, fanden. Von diesem Hügelgipfel aus hatten wir eine prächtige Aussicht über die Insel, besonders die nördliche oder Leeseite, die sich, eine dürre, mit Gebüsch bedeckte Lava-Ebene, weit hinaus erstreckte. Jenseit derselben lag die windstille blaue See und verschwand in einem nebeligen Horizont, auf welchem wir undeutlich noch einige von den anderen Inseln sehen konnten.

Als wir zurückritten, passierten wir eine seichte sumpfige Lagune, welche buchstäblich mit Krickenten bedeckt war. Mein Begleiter hatte in Erwartung eines Jagdvergnügens seine Doppelflinte mitgebracht und füllte bald seine Jagdtasche. Die außerordentliche Zahmheit dieses Federwildes erwies sich anfangs als ein förmliches Hindernis, denn nichs konnte sie zum Auffliegen bewegen, bis endlich als letztes Argument einige Schüsse unter sie hinein sie zum Aufstehen bewogen, worauf sie hierhin und dahin über die Oberfläche der Lagune flogen.

Nach einem angenehmen und erheiternden Ritt kehrten wir spät am Nachmittag wieder nach dem Dorfe zurück, wo Señor Cobos darauf bestand, daß wir abermals eine reichliche Mahlzeit mit ihm teilten. In der Abendkühle ritten wir dann zu unserem Hafen hinunter, obwohl selbst dann der Unterschied zwischen dem Klima desselben und demjenigen in den windigen Hügeln droben ein sehr merkwürdiger war.

Wir hatten von der Bevölkerung der Insel nicht viel gesehen und statteten daher am folgenden Tag der Niederlassung noch einen Besuch unter der Führung unserer Begleiter vom vorigen Tag ab. Mit Ausnahme des Hauses von Don Manuel Cobos, einem zweistöckigen hölzernen Gebäude mit einer an der einen Seite desselben entlang laufenden Veranda, bestand die Niederlassung aus einer Gruppe von unregelmäßig zerstreuten Hütten aus Pfosten und Buschholz und mit Stroh gedeckt, welche nur ein einziges Gemach, meist von bedeutender Größe, enthielten, worin ungefähr ein halbes Dutzend Menschen wohnte.

Die Männer kamen meist aus Guayaquil in Ecuador und die Weiber waren auf Señor Cobo's Wunsch später herüber gebracht und in einer höchst primitiven Form mit den Männern verheiratet. Bei ihrer Ankunft wurden sie zur Schau aufgestellt, die künftigen Eheherren herbeigerufen und aufgefordert, sich ein Weib auszuwählen. War dies geschehen, so wurde in Gegenwart des Señor Cobos ein Vertrag unterzeichnet und das glückliche Paar ging nach seiner Hütte ab. Die Frauensleute, welche auf solche Weise als Schiffsladung aus Ecuador herübergebracht wurden, waren höchst wahrscheinlich von keinem besonders respektablen Schlag, schienen aber hier in ihren Hütten und in der Pflege ihrer Kinder ein ruhiges ländliches Leben zu führen, und es war mit ihnen sicher eine Wandlung zum Besseren vor sich gegangen.

Die Männer wurden von Señor Cobos in guter Zucht und Ordnung erhalten, welcher es sich besonders angelegen sein ließ, der Trunkenheit vorzubeugen. Er beschäftigte diese Männer in verschiedener Weise: die einen fingen die wilden Stiere und bereiteten deren Häute zur Ausfuhr zu; andere pflanzten Zuckerrohr und bereiteten daraus Rum; wieder andere betrieben die Kaffeeplantagen und einige besuchten die benachbarten Inseln, um daselbst Orchilla zu sammeln, eine Flechtenart, welche dort auf einigen Büschen wächst und nach London verkauft und als ein vorzüglicher Stoff zur Purpurfärberei teuer bezahlt wird.

Wir verließen die Insel am dritten Tage nach unserer Ankunft, sehr befriedigt von allem, was wir gesehen hatten, und von der Fruchtbarkeit und dem schönen Klima dieser Inseln, welche zwar unter dem Aequator liegen, aber doch von dem Inseltypus der Tropenländer so ganz verschieden sind.

Die Galápagos-Inseln und ihre Lage werden besser bekannt werden, wenn einmal der Panamá-Kanal vollendet sein wird, denn sie liegen in der Wegspur der Fahrzeuge, welche von Panamá nach Neuseeland oder Australien fahren. Unternehmende Kolonisten oder Handelsleute werden es für der Mühe wert erachten, solche Dampfer teilweise an diesen Inseln anlegen zu lassen, um Kohlen oder Lebensmittel einzunehmen. Da die Regierung von Ecuador einwandernde Kolonisten mit Geldprämien und anderen Ermunterungen unterstützt und die Inseln bei sorgfältigem Anbau einen guten Ertrag liefern, so ist es sehr möglich, daß sie in Zukunft noch zu einiger Bedeutung gelangen.

L. H.

---

## Zwei neuere Afrika-Reisende.

In der jüngsten Zeit sind zwei sehr verdiente und erfolgreiche Forschungsreisende aus Afrika zurückgekehrt, von deren Arbeiten wir gelegentlich berichtet haben, nämlich der schwedische Freiherr v. Schwerin, Professor der Geographie an der Universität Lund, und der unerschrockene

Digitized by Google

britische Missionar Grenfell, über deren Reisen wir nun zusammenhängend und übersichtlich berichten wollen. Herr v. Schwerin reiste teils auf Kosten des Vereins für Geographie und Anthropologie in Stockholm, teils auf Kosten des Königs von Schweden, und hat zwei Jahre in Afrika zugebracht. Er ist auf der Heimreise von dort Mitte Juli in Brüssel angekommen und in demselben Gasthof mit Herrn Grenfell abgestiegen, um gleich diesem einige Tage später von König Leopold II. empfangen zu werden. Für alle, die ihn sahen, war Herr v. Schwerin eine für einen Afrika-Reisenden neue Erscheinung: ein junger, schlanker, blonder, nervöser Mann mit lebhaften Geberden, einem hellen, blitzenden, munteren Auge und einer raschen und entschiedenen Redeweise, dessen ganzes Gebahren mehr an einen abenteuerlustigen unternehmenden jungen Offizier als an einen ruhigen ernsten Gelehrten erinnern würde. Bei diesem Charakter und Temperament war nicht zu erwarten, daß sich Herr v. Schwerin in Afrika auf allgemein betretenen Wegen bewegen würde. Gleich zum Anfang schiffte er sich nicht an der Kongo-Mündung aus, wie andere Menschenkinder, sondern weiter oben in Landana, durchwanderte von da in zwei Tagen die weite Strecke von Landana bis Banana und entfernte sich soviel wie möglich von der Küste, weil jedermann schon die Küste kennt; dann fuhr er von Banana bis Stanley Pool den Kongo und den Kassai bis Luebo hinan, bis zur letzten östlichen Station, welche ein Dampfboot erreichen kann und wo er der Proklamation des Oberhoheitsrechts des Kongo-Freistaates über die neuen von Lieutenant Wißmann erforschten Regionen anwohnte. Nach dem Stanley-Pool zurückgekehrt, umschiffte er denselben, fuhr dann bis zu den Fällen hinan und wohnte den Vorspielen des Kampfes bei, dessen Ende dann fünf Tage später die Einnahme der Station Stanley-Falls durch die Araber war. Er kehrte abermals nach dem Pool zurück, verließ von neuem den Strom, irrte auf gutes Glück im Lande umher und entdeckte nun jenes Gebirgsmassiv, welches die Eingeborenen mit dem Namen Pik Manghelé bezeichnen, zerrissene und zerklüftete Berge, welche sich zu einer Höhe von tausend Fuß über das Wasser erheben und deren Gipfel und Basis in schwellendes Grün gekleidet sind, während im Gegenteil ihre aus weißem Sand bestehenden kahlen Hänge im Sonnenschein wie riesige Diamanten funkeln. Kein Europäer hatte vor ihm den Manghelé erblickt; die Eingeborenen selbst weichen demselben voll Entsetzen aus, denn in ihren Augen ist das Gebirge behext und seine Gipfel von bösen Geistern bewohnt. Nach zweitägiger Forschung entdeckte unser Reisender einen Weg in Gestalt eines Ziegenrückens, auf welchem er die Ersteigung versuchte, und nach einer kurzen anstrengenden Kletterpartie entfaltete er droben angesichts eines herrlichen Panoramas, welches sich vor ihm entrollte, siegreich die goldbesternte blaue Flagge des Kongo-Freistaates. Sodann verlockte ihn der Inkissi, ein noch unerforschter Nebenfluß des Kongo. Er erforschte ihn in Begleitung eines schwedischen Offiziers, Hrn. Hakansson, bis N'Gongolo, kehrte dann nach dem Kongo zurück und durchwanderte allein die ganze Region der Stromschnellen von Manyanga nach Vivi auf dem nördlichen, vom Freistaat aufgegebenen Kongo-Ufer, dessen Bereisung man für eine Tollheit ansieht und dessen örtliche wilde Stämme den Europäern sehr feindselig sind und dies namentlich durch einen Angriff auf eine Expedition von Missionaren, der sie viele Leute töteten, bewiesen haben.[1] Allein auch diese Reise überstand Herr v. Schwerin unversehrt, fuhr dann von Vivi nach Banana hinab, setzte auf die portugiesische Küste über und wanderte, um nicht das Gleiche zu thun wie die anderen, zu Fuß von San Antonio nach Nokki quer durch das Land der Mussorongho-Seeräuber, welche mit Recht für die bösartigste Rasse von afrikanischen Eingeborenen gelten. Am Vorabend dieses Ausfluges nahmen die Portugiesen, die entschieden nicht immer froh gelaunt sind, von ihm in so ernster Weise Abschied, wie von einem Menschen, welcher in den Tod geht; allein Herr v. Schwerin kehrte trotz alledem so wohlbehalten von dieser Wanderung zurück, daß er die Küste von Afrika bis nach Mossamedes hinabfuhr und mit den holländischen Buren auf dem Westabhang der Hochebene von Quilla verkehren konnte. Hierauf fuhr er wieder der Westküste entlang hinauf bis Kap Negro, machte von Banana aus einen Haken nach Boma durch das Binnenland und fand dabei eine Reliquie wieder auf, welche man schon für immer verloren und verschwunden geglaubt hatte, nämlich die berühmte Steinsäule, welche in der Nähe der Padrun-Spitze von Diego Cam (dem portugiesischen Offizier, der im 15. Jahrhundert die Mündung des Kongo entdeckt hatte) errichtet worden war. Dies sind die Ergeb- und Erlebnisse seiner zweijährigen Reise, angesichts welcher man das große Wort begreift, welches Herr v. Schwerin gelassen und mit dem Ausdruck der innigsten Ueberzeugung und Zuversicht aussprach, als er über die Chancen des Gelingens von Stanley's Expedition zur Rettung Emin Pascha's äußerte: „Mit einem Geleite von vierzig Sansibarern mache ich mich anheischig, ganz Afrika von der Sahara bis zum Kap zu durchwandern!" Das Klima schreckt ihn, den jungen Abenteurer voll Lebenslust, Eifer und Spannkraft, nicht — denn er ist nie krank gewesen. Von den Schwarzen Afrika's aber behauptet er, sie seien alle zu behandeln wie weiches Wachs, wenn man es nur richtig anzugreifen verstehe.

Herr v. Schwerin spricht mit einer kaum verhehlten Geringschätzung von der Mehrzahl der zeitgenössischen Forschungsreisenden. Seiner Versicherung zufolge kennen die Agenten des Freistaates selbst den Kongo nicht! Man hält sich an

[1] Bekanntlich ist dieses nördliche Ufer des Kongo, welches in einem Augenblicke durch den Freistaat geräumt wurde, wo derselbe dessen Ausbeutung als unnütz ansah, seither wieder aufs neue besetzt worden.



Digitized by Google

die Schifffahrt, an die Spazierfahrten auf dem Fluß, an die Betrachtung der Ufer des Zaire und seiner Nebenflüsse. Anstatt sich in das ngombé, das Binnenland, zu wagen, um sich wirklich von den wunderbaren Hülfsquellen des Landes, von der Schönheit seiner Landschaften, von den Eigentümlichkeiten seiner Bewohner Rechenschaft zu geben, vertändelt man seine Zeit in pedantischen Erörterungen über die Krümmung dieses oder jenes Flusses oder über den Längen- und Breitengrad, unter welchem sich dieser oder jener See, diese oder jene andere Wasserfläche befindet. Angesichts der mancherlei analogen Aeußerungen anderer neueren Afrika-Reisenden: Buchner, Pechuel-Loesche und anderer, hat diese Kritik aus dem Munde eines Geographen etwas Pikantes, und man kann gewiß nicht die ganze Herbheit des Urteils auf ein Uebermaß von Temperament zurückführen.

Wie schon erwähnt, ist der ehrenwerte Missionar Grenfell ebenfalls in der ersten Hälfte des Monats Juli in Brüssel angekommen, um sich dem König von Belgien vorzustellen. Er muß fortan zu den glücklichsten und verdientesten Erforschern des zentralen Afrikas gerechnet werden, denn seine zweite Reise in den beiden jüngst vergangenen Jahren war eine fortlaufende Arbeit von hydrographischen Untersuchungen. Er hat auf dem kleinen Missionsdampfer „Peace" (Frieden) unaufhörlich das ganze Becken des Kongo und seiner Hauptarterien zu Berg und zu Thal befahren, hat jede neue Mündung der noch nicht rekognoszierten Nebenflüsse erforscht, hat diese so weit befahren, als nur die Schifffahrt frei blieb und möglich war, hat die Zuflüsse rekognosziert und die Bevölkerungen und Erzeugnisse jedes Beckens genau studiert. So sind nacheinander der Mykene, der Ubangi, die Mongalla, der Itimbiri, der Lulami, der Tschuapa, der Lulongo und endlich der Koango oder Kwango, alle die acht unmittelbaren Zuflüsse des Kongo und unter diesen der wichtigste nach dem Kassai, der Ubangi, erforscht worden. Grenfell's erster Aufenthalt war Kamerun; während seines letzteren, welcher vier Jahre dauerte, hat er so große Reisen gemacht und die bedeutendste auf dem Ubangi, von wo er die Ueberzeugung mitbrachte, daß dieser Strom einer und derselbe ist mit dem Welle (Quelle) — eine Identität, welche er hauptsächlich auf die Unterschiede des Wasservolumens gründet, welche die einzelnen Nebenflüsse des Kongo darbieten. Herr Grenfell hat auch die von dem Loika, Tschuapa und Kwango, einem Zufluß des Kassai, bewässerten Gegenden durchwandert. An den Ufern des Ubangi hat er das Vorhandensein jener Zwergrassen zu konstatieren vermocht, von denen die Reisenden schon seit einer Reihe von Jahren berichtet haben, in deren Schilderungen man jedoch nur Fabeln hat sehen wollen. Diese afrikanischen Zwergvölker sind von sehr sanftem Charakter, obwohl sie sich lange Bärte wachsen lassen, um sich ein möglichst abstoßendes Aussehen zu geben. Sie sind Nomaden und befassen sich, Männer und Weiber, mit der Jagd auf Büffel und Elefanten, leben von dem Austausch ihrer Jagdbeute gegen die Erzeugnisse der auf Ackerbau sich legenden Nachbarstämme und erbauen ihre Hütten in den Bäumen und unter dem Laubdach der Wälder. In der Region des Upoto stieß der Reisende auf Völkerschaften, wo die Männer sich in Rinde kleiden und die Weiber ganz nackt gehen. In anderen Gegenden besteht der Luxus darin, daß die Bewohner eine Art elfenbeinerner Nadeln quer durch den Nasenknorpel hindurchgesteckt oder Perlen im Barte befestigt tragen.

Herr Grenfell erzählt, es sei ihm lange nicht gelungen, den Schwarzen den Charakter der Bibel begreiflich zu machen, in welcher die Eingeborenen mit Entsetzen einen Fetisch sahen, welcher nur dazu da sei, um ihnen Unglück zu bringen. Da kam er auf den Einfall, die Bibel in die Landessprache übersetzen zu lassen, und die Missionare, welche Handpressen und Buchdrucklettern mitgebracht hatten, machten sich nun daran, unter den Augen der Bevölkerung das Buch zu setzen und zu drucken. Von diesem Augenblick an begriffen die Schwarzen, welche nun sozusagen die Bibel verfertigen sahen, daß diese eine menschliche Arbeit sei, woran der böse Geist keinen Anteil habe, und ihr Widerwille ward alsbald beseitigt. Herr Grenfell will sich nur einige Monate zur Erholung in Europa aufhalten und zu Anfang des nächsten Jahres wieder an den Kongo zurückkehren.

Wir fügen hier noch einige interessante Bemerkungen an, welche Herr Grenfell über ökonomische Fragen gemacht hat, die im höchsten Grade mit der Zukunft des neuen Freistaates zusammenhängen.

Am Kwango bauen die Eingeborenen unterhalb der Fälle in großer Menge Mais, welcher die Hauptnahrung der Negerbevölkerung bildet.

Am unteren Kongo sind diejenigen Orte, welche als am geeignetsten zum Landbau bezeichnet werden können, Leopoldville und Lukungo. Der Mais liefert einen reichen Ertrag, allein das aus seinem Mehl bereitete Brot ist zu hart und zu schwer. Mischt man aber das Maismehl mit süßen Bataten, welche ohnedem überall am Kongo reichlich wachsen, so erhält man ein leichtes und sehr verdauliches Brot.

Der Wasser- und der Bergreis können mit Erfolg angebaut werden, wenn man besondere, mit dem Verfahren des Reisbaues vertraute Personen zur Hand hat.

Wenn die Kulturen im Großen gelingen sollen, muß man Meiereien in den Thälern anlegen, welche sämtlich sehr fruchtbar sind. Dieser Landbau im Großen muß in einiger Entfernung vom Flusse betrieben werden, wegen der Flußpferde, und alle Felder sind, um nicht von den Schweinen und Ziegen verheert zu werden, ziemlich weit von den Stationen und Dörfern anzulegen.

Das Hornvieh befindet sich ausgezeichnet gut in Leopoldville und wird am ganzen oberen Kongo gedeihen. Herr Graßhoff von Vista hat einen Stier und zwei Kühe mitgebracht,

Digitized by Google

welche schon zwei Stierkälber geworfen haben. Will man sich rasch eine Heerde heranziehen, so muß man eine hinreichende Anzahl Kühe kaufen; ein Stier genügt für zwanzig Kühe und bei der Fortpflanzung gibt es immer mehr Stier- als Kuhkälber.

Man könnte sehr gut Hornvieh vom untern Kongo nach Lukungo einführen. Für die Stationen oberhalb der Katarakten könnte man sich Hornvieh im Lande Lombo und am Kassai verschaffen; in Luébo kann man es von Luluaburg beziehen. Alle Stationen am oberen Kongo könnten Rindvieh halten, und es würde sich ohne viele Mühe vermehren.

Die eingeführten Esel können nur schwierig zur Arbeit verwendet werden. Man muß sie aber einführen und auf jeder Station vier oder fünf Eselinnen und einen Eselhengst halten; sie pflanzen sich rasch fort und ihr Nachwuchs kann arbeiten. Herr Grenfell hat von Kamerun einen jungen dort gefallenen Esel mitgebracht und derselbe arbeitet seit fünf Jahren am Kongo.

Nach Herrn Grenfell's Ansicht muß die Wachmannschaft auf den Stationen aus Männern zusammengesetzt sein, welche verschiedenen Stämmen angehören. Man kann sie in Bangala anwerben, hauptsächlich zwischen dem Arutwimi und den Stanley-Fällen, und an den Gestaden des Lomani. Der Kwango, unterhalb der Fälle, eignet sich ebenfalls zur Rekrutierung der Mannschaft der öffentlichen Macht. Die Bevölkerung daselbst spricht Portugiesisch und ist an den Verkehr mit den Weißen gewöhnt.

Die Eisenbahn dürfte leicht zu erbauen sein, allein man wird sich von den Ufern des Stromes entfernen müssen, um das Tracé zu entwerfen.

Gegenwärtig bezahlt die Mission 35 Lstrl. Fracht für den Transport einer Tonne Last zwischen Matadi und dem Pool, und noch jetzt kann man in Anbetracht der Seltenheit der Träger nur die absolut notwendigen Gegenstände transportieren. Die Mission hat mehr als 400 Tonnen Waren in Matadi lagern und würde der Eisenbahn gern 35 Lstrl. per Tonne bezahlen, um sie nur am Pool zu haben.

Man sollte am Pool ein Trockendock zur Ausbesserung, zum Abkratzen und Bemalen der Boote haben, und es wäre eine augenfällige Ersparnis, dieses Dock aus Eisen zu erbauen. Man kann nötigenfalls auch Holz anwenden, allein das Holz fault und man hätte die Arbeit alle drei Jahre wieder von vorn anzufangen. Die Mission besitzt in Matadi das erforderliche metallische Material zur Erbauung eines Docks, allein es kann aus Mangel an Trägern in Wirklichkeit nicht nach dem Pool geschafft werden.

Die geeignetsten Dampfer sind diejenigen, welche das Rad am Hintersteven haben, wie der „Henry Reed"; da die Maschine sich im Mittelpunkt des Schiffes befindet, kann das Vorderdeck von den Europäern eingenommen werden. Das ist z. B. nicht beim „Stanley" der Fall, wo sich die Maschine im Vorderteil befindet.

Die Dampfboote sollten für den Transport nicht in Abteilungen zerlegt, sondern in Stücke von einer Traglast geteilt sein, weil sie dann leichter zu transportieren sind.

Man sollte die hölzernen Dampfboote verbannen und den Booten aus galvanisiertem Stahl den Vorzug geben, einmal, weil sie leichter sind, und dann, weil sie einen geringeren Tiefgang erlauben.

Im ganzen Kongostaat findet man keine Berge, welche hoch genug sind, um Schutz vor tellurischen Einflüssen darzubieten. Die Stationen dürfen nicht auf den Höhenpunkten errichtet werden, welche immer von ungünstigen Winden bestrichen werden, sondern nur auf dem der Richtung des Windes entgegengesetzten Abhang. In der Region der Stromschnellen erscheint Palaballa, Vivi gegenüber, nach Herrn Grenfell der zur Anlegung eines Sanitariums geeignetste Ort. Vista, an der Küste, ist gleichfalls vorzüglich; es gibt dort keine Sümpfe, wie in Boma, das Terrain ist hoch und wird vom Seewinde erfrischt; es gibt daselbst Wälder und Viehheerden, welche frisches Fleisch und Milch liefern, ferner große Pflanzungen von Obstbäumen: Orangen, Zitronen, Mangos, Avocaden, Melonenbäumen ꝛc.

Das Klima des unteren Kongo ist entschieden schlecht, allein man gewinnt jeden Tag an Erfahrung, und wenn man einmal die Eisenbahn haben wird, kann man leicht die Reise nach dem oberen Kongo wagen, wo es verhältnismäßig gesund ist. Diejenigen Weißen, welche sich viel körperliche Bewegung machen und häufig unterwegs sind, befinden sich besser als diejenigen, welche mit geistiger Arbeit auf den Stationen beschäftigt werden.

Man muß es möglichst vermeiden, die Europäer während der Regenzeit nach dem Kongo zu schicken.

Für die Arbeit auf den Stationen sind die Einheimischen den Fremden, welche man in der Ferne anwerben muß, weit vorzuziehen. Es ist unumgänglich nötig, in der Region, wo man Arbeiter rekrutieren will, eine kleine Station zu gründen. Dies flößt ihnen Vertrauen ein und sie entschließen sich allmählich, dem weißen Manne zu folgen. Herr Grenfell hat die Bangala in Boma gesehen; es waren zwar einige Kranke darunter, aber im allgemeinen schienen sie sich einer trefflichen Gesundheit zu erfreuen. Diese Leute gehören einer herkulischen Rasse an. Die Baluba haben am Pool anscheinend nicht an physischen Krankheiten gelitten, sondern das Heimweh dezimierte sie.

Die Hungersnot, welche am Pool gewütet hat, übte auf die Batekes die heilsame Wirkung, daß sie, die sich zuvor nur mit dem Handel abgeben wollten, nun auch den Feldbau und Fischfang betreiben mußten. Es hält übrigens ungemein schwer, die Eingeborenen zur Ausdehnung ihrer Kulturen zu veranlassen. Sie legen sich erst auf Feldbau, wann der Hunger sie dazu zwingt, und in dieser Hinsicht ist die Hungersnot für sie eine weit nutzbringendere Lehre gewesen als alle Ratschläge, die ihnen seither

Digitized by Google

gegeben worden waren. Allein mit Zeit und Weile werden die Batekes einsehen, daß man mit den Lebensmitteln ebensoviel verdienen kann als mit dem Elfenbein, und unter Mitwirkung gewisser Ermutigungen werden sie schließlich den Feldbau in größerem Umfang betreiben.

Herr Grenfell ist von der Identität des Ubangi mit dem Welle überzeugt. Der Ubangi ist ein prächtiger Strom, welcher jenseit der Stromschnellen eine Breite von einem Kilometer hat. Herr Grenfell hat diese Stromschnellen erst mit einem fünfruderigen Boote, dann mit seinem Dampfer befahren. Es war ihm nicht vergönnt, den Strom vollständig zu erforschen infolge der Feindseligkeit der Eingeborenen, welche ihre Wohnungen auf den Bäumen des Ufers eingerichtet haben, um vor den umherziehenden Räubern und vor wilden Tieren geschützt zu sein. Der tiefste Wasserstand des Ubangi fällt in den Monat Februar, und diese Jahreszeit muß man wählen, um die Stromschnellen zu passieren, denn die Riffe stehen dann frei da und man findet die Kanäle, um zwischen jenen hindurch zu fahren. Bei Hochwasser ist die Strömung zu stark und die Felsen sind verdeckt.

---

## Die Topantunuasu oder ureingeborenen Stämme des zentralen Celebes.

Von J. G. F. Riedel.

(Schluß.)

Das Koppensnellen oder die Jagd auf Menschenköpfe findet hauptsächlich statt, um kraft der Potongo tabu mopali oder heiligen Gesetze der Vorväter eine ansehnliche Geleitschaft von Häuptern mit in das Seelenland zu nehmen. Die Angga der Erschlagenen sind dann verpflichtet, diesen dort zu dienen. Ueberdies werden Kriege geführt, um durch erbeutete Köpfe sich ein Ansehen bei den Frauen zu verschaffen. Vorzugsweise zieht man zur Köpfejagd in ein feindliches Land aus. Die Vorbereitungen dazu gleichen denen zum Kriege. Bevor man zum Kampfe oder zur Köpfejagd auszieht, befragt die Tadunja das Vogelgeschrei um Rat, und zwar Nachts in einer abgelegenen Hütte außerhalb dem Negari, und, wenn die Vorzeichen günstig sind, den folgenden Tag noch die Leber eines Hahns oder Schweins. Ist alles nach Wunsch, so erteilt sie ihre Befehle dem Tadulako, welcher mit dreihundert Mann mehr oder weniger das feindliche Gebiet betritt. Ist man in der Nähe eines Negari oder eines Gartenhauses angekommen, so versammelt der Tadulako die Kämpfer an einem bestimmten Orte und läuft siebenmal um sie hin und her, während er Gebete murmelt und Vorbeugungsmittel, Tamburaka, auf welches er geblasen hat, über ihre Häupter ausstreut. Die versammelten Krieger bedecken sich dann mit ihrem Taliawo, und diejenigen, auf deren Körper die kleinsten Stückchen Tamburaka niedergefallen sind, bilden die Vorhut. Wenn sie dort bei dem Angriff einige Köpfe abgeschlagen haben, kehren sie nach Hause zurück. Die Frauen und jungen Mädchen gehen ihnen dann zum Dorf hinaus entgegen und geleiten sie nach dem Lobo, wo drei Tage lang ein Fest gefeiert und der Makajori getanzt wird. Ist im Krieg ein Angriff gelungen, so werden die Erschlagenen skalpiert und die Häute mit Kalk zubereitet, während das Schädeldach gehörig abgeschnitten wird, um zur Trinkschale zu dienen. Das gesammelte Haar dient auch zur Verzierung der Speere, Schwerter und Schilde. Einige Köpfe werden unversehrt nach dem Negari gebracht, um durch die Frauen und Kinder unter großem Lärm und ununterbrochenem gellenden Geschrei mit den Füßen herumgeschleudert und in Stücke geschlagen zu werden. Das Blut der Erschlagenen wird gewöhnlich von den Siegern getrunken. Nach dem Aufschlagen der Schädel zur Verfertigung der Trinknäpfe werden die herausgeholten Gehirne, mit spanischem Pfeffer und Sagero vermischt, von den Tadulako und Bulia verschlungen, damit diese kräftig werden. Die Kriege werden von den Ingkai und Tausondo begonnen, um durch die Sklaven geendigt zu werden. Die Feinde, welche sich widersetzen, werden einfach niedergemacht. Nach dem Siege wird alles Eigentum an beweglichen Gütern und Vieh und von jedem Hundert Seelen fünf oder sechs als Sklaven weggeschleppt.

Die Ehen werden ohne viele Weitläufigkeiten innerhalb und außerhalb des Stammes geschlossen. Bei den Kabusenja und Ingkai ist es Sitte, daß einige weibliche Blutsverwandte des jungen Mannes Werbung thun und über den Dabasingkani oder Brautschatz sprechen. Bei den Tausondo und Sklaven macht der junge Mann seine Sachen selbst ab und benachrichtigt nach Ablauf derselben seine Eltern und Blutsverwandten davon. Der Brautschatz besteht aus hundert Stücken verschiedener Art, z. B. einem Teller, einem Messer, einem kupfernen Deut, einem Karbouw (Arbeitsbüffel), einem Gong, einem Klewang (Schwert), einem Stück weißer Leinwand ꝛc. Der Wert von jedem besonderen Artikel hängt von dem Wunsch der Eltern ab. Ist dies durch die Blutsverwandten des jungen Mannes zusammengebracht, dann wird der Tag der Hochzeitsfeier bestimmt und die Blutsverwandten von beiden Parteien kommen in dem Haus der Braut zusammen. Unter einer ohrenbetäubenden Musik von Trommeln und Gongs setzt man die nebeneinander kauernden jungen Leute auf eine Matte, und während der Mann sein rechtes Bein auf das linke Bein der Frau legt, kauen sie zusammen Sirih-Pinang. Kurze Zeit darnach wird ihnen gekochter Reis vorgesetzt, den sie auf dieselbe Weise genießen. Nachdem die Oellampen und Damar-Fackeln einige Zeit gebrannt haben, nimmt einer der ältesten Ingkai sie bei der Hand und führt sie nach dem sogen. Brautgemach, welches mit bunten Sarongs (Unterkleidern) von Iwo oder Buja verziert ist. Vor dem Beischlaf öffnet der Hochzeiter den Gürtel der jungen

Digitized by Google

Frau und bezahlt dafür an ihre Mutter einen Karbouw. Mittlerweile währt das Fest bis zum folgenden Morgen, wo dann die Festgenossen erst nach Hause gehen. Die Neuvermählten werden drei Tage nach einander im Brautgemach durch die Blutsverwandten der jungen Frau verpflegt; am vierten Tage gehen sie baden nach dem Flusse und werden alsdann von den sämtlichen Familien-Angehörigen nach dem Haus des jungen Mannes gebracht, nämlich sobald die Familie eingewilligt hat, in den Stamm des Mannes zu treten. Hat man sich über das Gegenteil geeinigt, dann bleibt der Mann in der Wohnung der Eltern der jungen Frau. Zwischen dem ersten und dritten Tag muß der Mann den Blutsverwandten der Frau erklären, ob sie noch eine Jungfrau war oder nicht. Im letzteren Fall hat er das Recht auf Scheidung anzutragen. Die Ingkai und die übrigen Blutsverwandten von beiden Seiten schlichten die Sache in Güte, und der Dabasingkani wird zurückgeführt. Darnach kann der Mann ohne Vorwissen der Eltern oder der Blutsverwandten jede beliebige zum Stamm gehörende Frau nehmen. Die Männer können drei bis sechs Frauen heiraten. Die ersten Häuptlinge unterhalten in jedem Negari eine oder mehrere Frauen. Die Fürstinnen haben gewöhnlich einen oder mehrere männliche Mokaro Dua oder Kebsen. Nach der Ehe ist es dem Schwiegersohn verboten, besonders mit seiner Schwiegermutter, Mamia, zu sprechen. Ehescheidung findet ebenfalls statt infolge von Ehebruch und Gleichgültigkeit von Seiten der Frau oder Mißhandlung von Seiten des Mannes. Ist der Mann schuldig, so wird der Brautschatz nicht zurückgegeben. Wenn der Mann die Frau öffentlich ausschilt, so ist dies ein Beweis, daß er eine Scheidung verlangt. Bei einer Scheidung folgen die Töchter der Mutter und entscheiden die Ingkai, ob die Söhne dann bei dem Vater bleiben oder nicht. Die Witwen, Bolu wea, können erst nach hundert, die Witwer, Bolu tuama, nach vierzig Tagen wieder heiraten.

Während der Schwangerschaft gilt das Potongo oder Verbot für den Mann, Tiere zu töten oder Köpfe zu jagen, mit Einem Wort, Blut zu vergießen; auch darf er bei einigen Stämmen sich mit keiner anderen Frau einlassen. Die Frau muß sich ebenfalls des Hirsch- und Büffelfleisches enthalten; auch darf sie keine Eier, keine Aale und keine Haifische genießen. Sie soll nicht unter den Stützbalken des Hauses stehen, weil dies den Abortus fördert, und kein Holz spalten. Den Frauen, welche das erstemal gebären, wird gewöhnlich durch die Tadunja oder andere Frauen geholfen. Bei Wiederholung wird keine Hülfe mehr für nötig erachtet, und sie bringen ihre Kinder, auch in Gegenwart ihrer Männer, welche sie dabei unterstützen, im Wald und an den Flüssen zur Welt. Findet die Entbindung zum erstenmal statt, dann geziemt es ihr, sich nackt, mit dem Anus auf einer unenthülsten Cocosnuß ruhend, mit unter sich gezogenen Beinen zu setzen. Die Tadunja setzt sich vor sie, um das Kind in Empfang zu nehmen. In das Kindbettgemach, worin ein Feuer angemacht ist, darf niemand eintreten. Erst wann das Kind gebadet ist, darf der Vater hereinkommen und das Kind besichtigen. Das Baden in lauem Wasser geschieht mit der Placenta unmittelbar nach der Geburt; hierauf wird die Nabelschnur, Nakodjo, mit einem Stück Bambu oder der Guma abgeschnitten, während bei einigen Stämmen noch der Brauch besteht, daß der Vater als Anerkennung, daß das Kind ihm gehöre, die Nabelschnur abbeißt, Nedakiki. Die Placenta wird in zwei Cocosnußhülsen geborgen, in einem Baum aufgehangen oder durch den Vater begraben. In der Nähe dieses Ortes wird durch den Vater als Anerkenntnis eine Cocosnußpalme gepflanzt, welche auch als das erste Eigentum des Kindes anerkannt wird; die abgefallene Nabelschnur wird getrocknet und aufbewahrt, um später als Mittel gegen Krampfanfälle zu dienen. Nach dem Baden steht die Frau auf und geht ihren Geschäften im Hause nach. Die Kinder werden sogleich von der Mutter gesäugt und dies dauert, bis die vier Vorderzähne zum Vorschein gekommen sind. Der Toru oder Helm (die Glückshaube), mit welchem manche Kinder geboren werden, wird von dem Vater sorgfältig getrocknet und bewahrt, um als Paliasi oder Pakuli, Schutzmittel, im Kriege zu dienen. Derartige Kinder werden von den Eltern sehr gewünscht. Kinderlose Eltern können Kinder adoptieren, patuwu. Zu diesem Ende wird ein Büffel geschlachtet, während die Parteien die Hörner festhalten, und die Blutsverwandten des Kindes bewahren diese Hörner dann auf, um als Beweis zu dienen. Bevor der erste Zahn ausbricht, werden außer der bekannten Entstellung des Schädels unter den Kabusenja bei allen Ständen die Ohrläppchen mit einem zugespitzten Bambus durchstochen, hierauf das Kind nach dem Dakou oder Haarschneiden durch die Blutsverwandten in festlicher Weise in das Unterhaus gebracht, um auf den Boden zu stampfen, worauf die Namenerteilung, Natoo, eigentlich Zeichengebung, erfolgt. Bei diesen Feierlichkeiten werden Feste gefeiert. Sobald die Knaben das zehnte Jahr erreicht haben, müssen sie sich dem Dapede, der Spaltung des Präputiums, unterwerfen. Diese Zeremonie geschieht durch den Bulia, welcher den Jungen zum Negari hinaus an das Ufer des Flusses bringt. Nach Anrufung der Lamoa sindata und sindao sowie der Angga des Stammes, damit sie der Feierlichkeit anwohnen, läßt er das Kind auf eine junge Cocosfrucht sitzen, hält einen Teil des Präputiums auf dem Guma oder Schwert fest und schlägt sodann mit einer zweiten jungen Cocosfrucht darauf. Die Wunde wird alsdann mit feingestampften Heilkräutern belegt und der Penis gegen den Bauch festgebunden. Die Wunde ist gewöhnlich nach dem dritten Tage geheilt. Während dieser Zeit steht der Junge unter der Aufsicht des Bulia. Sobald sich Spuren von Pubertät gezeigt haben, werden die Zähne abgefeilt, datempo, und zwar bis beinahe zum Zahnfleisch herab und sowohl bei Männern wie bei Frauen.

Digitized by Google

Unter den Tonapo, Tobada und Tokulabi werden die Frauen noch einer schmerzhafteren Behandlung unterworfen, indem ihnen bei dieser Gelegenheit die beiden oberen Vorderzähne abgebrochen und die unteren Vorderzähne bis an das Zahnfleisch abgeschliffen werden. Man leitet diesen Gebrauch von der Thatsache her, daß eine der Frauen eines gewissen Makole ihm während der Liebkosungen seinen Penis abgebissen habe, so daß er an den Folgen davon gestorben sei. Nach dem Abfeilen werden die Zähne mit Farbstoffen schwarz gefärbt. Vor der Verheiratung lassen die Männer sich mittelst Arekaschwamms noch acht Wunden auf den Oberarm brennen, welche dann mit Schlangenblut eingerieben werden. Auch lassen sie sich auf der Brust einen Büffelkopf oder wenigstens die Hörner eintätowieren, goromangga, der eine oder andere um kräftig zu werden und zu zeigen, daß man Schmerz ertragen kann. Um ihre Schönheit zu erhöhen, lassen sich die Mädchen auf ihrer rechten Wange konzentrische Kreise einstechen. Unter den Tobada lassen einige Männer auch vor der Heirat sich den Penis verstümmeln, indem sie sich Einschnitte in die Haut der Eichel machen und darein runde Steinchen bringen lassen, welche nach der Heilung anwachsen und wie Warzen aussehen. Durch diese Verstümmelungen gelangen sie bei den Frauen zu hohem Ansehen.

Außer den Kinderkrankheiten oder den Blattern, buti, welche manchmal epidemisch ausbrechen, herrschen unter der Bevölkerung vielfältige Fieber, Unterleibs- und Brustkrankheiten. Im Tosigischen trifft man den Kabua oder Kropf an, welchen man dem Genuß von schlechtem Wasser zuschreibt. Syphilitische Krankheiten sind nicht bekannt. Alle Krankheiten werden verursacht durch böse Menschen, die sogen. Suwanggi, die Krankheit-erzeugende Ingredienzien, Paminta, in das Essen, den Pinang und den Sagero werfen oder in den Boden legen, und durch gute oder böse Angga, durch Lahude, Entoapi und Longga, — die ersten, weil der Pemia oder Altar nicht gehörig versorgt wird, die letzteren wenn man sie unwissentlich in ihrer Ruhe stört, oder aus Bösartigkeit. Auch mißt man die Krankheiten dem Einfluß der Uru zu oder betrachtet sie als Folgen eines falschen Eids. Epilepsie oder fallende Sucht entsteht, wenn der Angga der betreffenden Person durch Schreck zeitweise den Körper verläßt. Wenn man dann tüchtig auf den Körper schlägt, so erweckt man das Mitleiden des Angga, der dann bald wieder in den Körper zurückkehrt. Wahnsinn schreibt man dem Umstand zu, daß einer oder mehrere böse Geister oder Angga in den Körper des Patienten gefahren sind, um ihn zu quälen. Die meisten Wahnsinnigen werden gewöhnlich festgebunden, weil man nicht sicher ist, was der böse Angga, welcher für eine Weile vorwaltet, anstellen kann. Indem man den Patienten prügelt, glaubt man den Angga zu entfernen. Bei schweren Seuchen und Epidemien im Negari schlachtet man einen weißen Büffel, dessen Kopf an erster Stelle als ein Opfer für Lahude in den benachbarten Fluß geworfen wird. Fernerhin wird das Tier in vier Teile geteilt und jeder Teil an Pfählen nach einer der vier Windrichtungen aufgehangen. Bei Pockenkrankheiten verläßt man das Negari und schweift in den Wäldern umher, um den bösen Angga irre zu leiten, welcher die Krankheit mitgebracht hat. Bei Fiebern und Unterleibsschmerzen wird warmes Wasser mit Zingiber officinale gereicht. Die durch die Suwanggi in den Körper gebrachten fremden Gegenstände, wie Steine, Würmer, Dornen u. s. w., werden durch die Tadunja und Bulia, welche auch Sando heißen, mittelst Beschwörungen und Verfluchungen herausgeholt. Auch vom Massieren, Ondju, wird ausgiebiger Gebrauch gemacht. Die Wunden, bei welchen nur frische Blätter aufgelegt werden, heilen ungewöhnlich schnell. Die Tadunja und Bulia sind jedoch sehr wenig geneigt, diese zu verordnen.

Bei Todesfällen wird die Leiche gewaschen und nach Maßgabe des Ranges und Wohlstandes der Personen in einen oder mehrere Sarongs gewickelt. Die geringeren Leute werden sogleich außerhalb des Negari begraben. Leute aus dem Stande der Kabusenja und Ingkai werden in einer mit Harz hermetisch verschlossenen Kiste im Hause aufbewahrt, bis alle Familienglieder anwesend sind, worauf die Kiste nach dem Wald gebracht wird, um auf Steine oder auch wohl zwischen die Aeste großer Bäume gelegt zu werden. Ein Jahr später, gewöhnlich nach der Reisernte, werden die Knochen gesammelt, gereinigt, mit Oel bestrichen und aufs neue in Iwo-Sarongs gewickelt, um begraben oder in einer Grotte aufbewahrt zu werden. Bei der Beerdigung pflegt man das Grab mit Steinen zu bedecken und am Kopf- und Fußende bei Frauen zwei große Steine aufzustellen. Mannsgräber bezeichnet man durch einen einzigen Stein am Kopfende. Bevor die Knochen, Wuku, eingewickelt werden, muß die Tadunja untersuchen, ob auch alle Stücke vorhanden sind. Die Waffen, der Teller und das sonstige bewegliche Eigentum des Verstorbenen werden in der Grotte niedergelegt und begraben, damit der Tote die Ueberlebenden nicht quält oder krank macht. Während der Sammlung und Reinigung der Knochen werden sieben Tage lang die Motengke-Feste gefeiert, wobei der Kajori von Männern und Frauen getanzt wird. Bei dieser Gelegenheit erhält der Verstorbene einen neuen Namen. Die Einwohner des Negari verlassen dann den Negari, um sich zeitweilig an dem Flußufer aufzuhalten, wo die erforderlichen Hütten errichtet werden. Für jeden Toten wird ein Pemia oder Bild verfertigt. Während dieser Festlichkeiten müssen Männer und Weiber sich des geschlechtlichen Umgangs enthalten. Die Witwen müssen hundert, die Witwer vierzig Tage sich still halten. Die Trauer besteht im Gebrauch von sauberen weißen Iwo-Sarongs, wobei man an den Waffen und dem Hausrat auch noch ein Stückchen davon anheftet. Wann die Leiche von einem der Makole oder Vornehmen

Digitized by Google

noch im Negari ist und die festgesetzten Köpfe noch nicht abgeschlagen sind, so darf man im Negari kein Geräusch machen, und achtzig Tage lang dürfen die Negari-Genossen auch nicht arbeiten, während welcher Zeit auch Figuren von Phallen und Yoni als Potongo an die Obstbäume angebunden werden. Diejenigen, welche diesem Verbotszeichen zum Trotz Früchte pflücken, werden mit der Buße von zwei Sklaven zu Gunsten der Blutsverwandten des Verstorbenen belegt. Es ist nicht Potongo, den neuen Namen der Verstorbenen auszusprechen. Nach Verlauf der Motengke-Feste wird die Sosora oder Erbschaft verteilt. Stirbt der Mann und hinterläßt er eines oder mehrere Kinder, dann bleibt die Verlassenschaft in den Händen der Frauen. Dies verursacht keine Mühe, weil jede Frau eine eigene Haushaltung führt. Wenn keine Kinder vorhanden sind, erhält die Frau die Hälfte des Inventars und die Eltern des Mannes oder seine Blutsverwandten die andere Hälfte.

Wenn man ein Erdbeben, Lindugi, verspürt, eilen alle Negari-Genossen aus dem Hause, um Gras auszuraufen. Durch diese Handlung gibt man dem Embao zu erkennen, daß noch Menschen auf der Erde wohnen, weil ihm das Ausraufen des Grases so leid thut, als wenn einem Menschen das Haar ausgerissen wird. Bei Sonnen- und Mondsfinsternissen wird ein großer Lärm gemacht, weil die Sonne, Eo, anstatt zu seiner Frau Uta, der Erde, zu kommen, mit dem Monde, Wuja, Ehebruch treibt. Bei Sonnenfinsternis geht der Mond zur Sonne, um sich mit ihr zu begatten. Die Plejaden heißen Malunu, der Bintang tiga heißt Tontoliomo. Die Bitumolindja oder Sternschnuppen sind Bitun, Sterne, die ihre Stellung verändern. Als Längenmaß bedient man sich des Dopo oder der Klafter, und des Djangga, der Spanne. Padi oder unenthülster Reis wird in Büscheln, Boke, von etwa zehn Kati verkauft, Mais und andere Getreidearten in Körben von ungleichem Gewicht. Ferner hat man die Wia, einen nominellen Wert, der 50 bis 120 Cents vergegenwärtigt. Man vertauscht z. B. ein Schaf gegen vierzig, eine Sklavin gegen sechzig Wia. Ein Wiawa ist ein Goldgewicht von ungefähr einem halben Real Schwere. Das Jahr, Sampae, beginnt mit dem ersten Neumond, Wuja wou, nach der Reisernte.

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

### III. Auf dem Wege nach Kasan.

Wenn man sich entschließt, eine Idusfahrt nach Sibirien anzutreten, oder eine Reise dorthin im Monat März antreten muß, so wird man sich vorweg auf nichts weniger als interessante oder angenehme Abenteuer vorbereiten müssen, wenn auch gegenwärtig infolge der weit nach Osten vorgerückten Bahnen nicht mehr in dem Maße wie früher. Auch mir war das im vorhinein sehr genau bekannt, allein da die Reise dennoch hatte unternommen werden müssen, so war uns nichts Unerwartetes begegnet, und es wäre thöricht gewesen, sich jetzt eingeschüchtert fühlen zu wollen.

Es würde auch keinen Zweck gehabt haben, denn auf eine günstigere Reise war vorläufig nicht zu rechnen. Um diese abzuwarten, hätten wir wenigstens vier bis sechs Wochen liegen bleiben müssen, denn bis zum ersten April und länger wurde der Weg noch von Tag zu Tag schlechter. Das hatte auch die deutsche Expedition nach Sibirien im Jahre 1874 erfahren müssen, die, nachdem sie mit großer Mühe Jekaterinenburg erreicht hatte, wochenlang liegen blieb, obgleich dieselbe von der russischen Regierung auf das Möglichste unterstützt wurde. Ich hatte mich jedoch einer so großen Zuvorkommenheit nicht zu erfreuen, obschon ich auch nicht als Maulwurfsfänger reiste.

Da wir aber nicht warten wollten und durften und ich an solche Reiseverdrießlichkeiten schon hinreichend gewöhnt war, so dauerte unser Aufenthalt auf der Station nicht länger, als wir zu unserer Erholung und Stärkung nötig hatten, wozu aber diesmal doch einige Stunden erforderlich gewesen waren.

Als wir gegen den halben Vormittag unsere Reise wieder fortsetzten, waren die letzten Erlebnisse so ziemlich vergessen. Man fand auch keine Zeit mehr, sich damit zu beschäftigen, denn neue Hindernisse, Auftritte und Abenteuer reihen sich auch in der Folge unter fortwährender Abwechslung aneinander, wenn sie in der Hauptsache auch immer einander ähnlich sind. Bald bleiben wir in grundlosen Schneefeldern, bald in ähnlichen Wracks wie die beschriebenen oder auch in Flüssen u. s. w. stecken. Mühsam schleppen wir uns von Station zu Station, die bald nach Hunderten zählen, und ebenso vergeht ein Tag nach dem anderen und aus den letzteren werden Wochen.

Auf diese Weise verläuft eine Zeit, die im Sommer oder auch bei guter Bahn im Winter vollkommen ausreicht, um die ganze Reise zurückzulegen, während wir jetzt noch nicht einmal die Hälfte derselben überwunden haben, das Register der täglichen Unfälle aber schon in das Unendliche geht. Ein Fortkommen ist zuletzt beinahe gar nicht mehr möglich und die Schwierigkeiten häufen sich derart, daß einem das Leben verleidet wird. Zu diesen zahllosen kleinen und größeren Wechselfällen, die geradezu aufreibend sind, gesellen sich aber noch die schon flüchtig angedeuteten riesigen Anforderungen an den Geldbeutel, denn außer der doppelten Anzahl an Pferden müssen auch noch die Begleitungsmannschaften (Prowerschate) in vielen Fällen wenigstens bezahlt werden,[1] welche letzteren in dieser Jahreszeit aber

[1] Die notwendige Hülfeleistung bei größeren Unfällen hat die Post unentgeltlich zu leisten.

Digitized by Google

gar nicht entbehrt werden können, weil sie jeden Augenblick zur Hand sein müssen, um das Fahrzeug wieder aufzurichten, wenn es umschlägt oder stecken bleibt, was manchmal von einer Station zur anderen ein Dutzendmal, und zuweilen auch einigemal weniger, geschieht.

Die bei weitem größere Zeit vergeht daher bei dem Stilliegen und Umherwälzen in den Löchern, Morästen 2c., so daß man nach 24 Stunden und nachdem man von Niederlage zu Niederlage fortgebracht worden ist, doch nicht mehr als 3—6 Mln. weiter gekommen ist, mithin ungefähr 20—40 Werst, während 150 oder mehr an der täglichen Tour fehlen, die man zurücklegen soll.

Oefter und öfter muß auch die Fahrt während der Nacht eingestellt werden, weil entweder Flüsse zu passieren sind oder andere unüberwindliche Kommunikationsstörungen vorliegen und die Post keine Pferde stellt, was in einer Beziehung freilich noch immer besser ist, als die Nacht im Fluß- oder Tauwasser zu liegen.

Allein in sehr vielen Fällen pflegen diese Berichte des Postmeisters auch nur der Phantasie desselben entsprungen zu sein, um den Reisenden zum Bleiben zu nötigen, was natürlich niemals zum Nachteil des gastfreundlichen Beamten ausfällt, aber die Börse des Gastes sehr empfindlich berührt; das Uebersetzen über die Flüsse, die niemals überbrückt sind, übernimmt die kaiserliche Post nicht, sondern hat der Reisende selbst zu bestreiten. Die Post fährt den letzteren, der fast immer seinen eigenen Wagen oder Schlitten hat, bis an den Fluß und läßt den Reisenden stehen, während der Postillon die Pferde ausspannt und davonreitet. In der Regel liegen am Ufer des Flusses einige Muschiken, welchen der Fahrgast in die Hände fallen muß. Was das aber bei den zahllosen Flüssen, die man zu passieren hat, sagen will, kann man sich leicht denken, wenn man erfährt, daß die Kosten für das Uebersetzen zum mindesten ein und zwei Rubel Silber betragen, nicht selten aber auch auf fünf bis acht und noch mehr Rubel zu stehen kommen. Derartige Schrauben werden dem Reisenden überall angelegt, überall kostet es Geld und überall wird man ausgebeutet, was die Reise unermeßlich verteuert.

Selbstverständlich ist unser Fahrzeug ebenfalls unser Eigentum. Im Winter ist das in jeder Beziehung ein Vorteil, allein jetzt ein unvermeidliches Unglück, weil man bald einen Wagen, bald wieder einen Schlitten braucht, je nachdem man Gegenden berührt, die entweder schneefrei oder noch von Schnee bedeckt sind, und tief oder gebirgig, südlich oder nördlich liegen. Zuweilen liegen aber auch Frühling und Winter dicht nebeneinander oder auch untereinander. Mitten in weißen Schneefeldern lachen mitunter grüne Oasen mit blühenden Ranunkeln und Anemonen, und bald entsetzt man sich vor diesen ebenso, wie vor jenen, was ganz davon abhängt, ob man gerade auf Kufen oder Rädern fährt. Daß das aber ungeheure Summen verschlingen muß, liegt auf der Hand.

Mit großer Not sind wir nach einer zweiwöchentlichen Reise endlich bis zwei Stationen vor Kasan angelangt und es bleiben uns bis zu letzterer Stadt noch ungefähr 63 oder 75 Werst (9—10 1/2 Mln.). Für russische Posten ist das eine Bagatelle, die man in 5—6 Stunden bewältigt; wie aber die Umstände lagen, wären wir froh gewesen, wenn wir in zwei Tagen die Tatarenhauptstadt erreicht hätten, ohne daß wir uns dabei zu wenig zutrauten.

Als wir auf der vorletzten Station eingetroffen waren, fehlten noch einige Stunden zum Abend. Die soeben zurückgelegte Tour war eine ausnehmend glückliche gewesen. Wir waren höchstens einmal stecken geblieben und einmal umgeschlagen, ohne dabei erheblichen Zeitverlust zu erleiden.

Ganz beglückt darüber wollten wir daher gar nicht erst den Wagen verlassen, denn wenn die nächste Strecke ebenso ausfiel, konnten wir dieselbe bei weitem über die Hälfte zurückgelegt haben, bevor es dunkel wurde. Außerdem hatten wir klaren Himmel und Abends Mondschein, was noch hinzukam, um unsere Reiselust herauszufordern.

In diesem Sinne fiel daher auch die Antwort aus, als der Postmeister zur Begrüßung an den Wagen trat und uns zum Aussteigen nötigte.

Gleichwohl bezeigte der Mann durchaus keinen Eifer unseren Wünschen zu entsprechen, als wir um schleunige Beförderung baten, sondern abermals frug er: „Wollen Sie dennoch nicht aussteigen, Herrschaften?

„Nein!"

„Sie werden dennoch müssen, Herrschaften! Es hilft nichts!" sagte er mit einer Verbeugung und der Mütze in der Hand.

„Müssen?" wiederholte ich.

„Ja, Herrschaften!"

„Warum werden wir müssen? Weshalb?"

„Weil Sie nicht weiter fahren können!"

„Wenn wir aber wollen?"

„Auch dann nicht, Herrschaften!"

Obgleich sich der Mann sehr durch Offenherzigkeit und Gutmütigkeit auszeichnete, sprach derselbe dennoch so bestimmt, daß es umsomehr auffallen mußte, weil derselbe einen durchaus sympathischen Eindruck ausübte und sich äußerst vorteilhaft vor den anderen Postbeamten ausnahm.

„Willst Du uns nicht sagen, Väterchen, was uns daran hindert, wenn wir zu fahren wünschen?"

Er zeigte mit dem Finger gegen Osten, mithin nach der Richtung, die wir einschlagen mußten und sagte: „Wode!" Wode!" (Wasser! Wasser!)

Allein wir haben bereits gesagt, daß derartige Einwendungen von den Stationsvorstehern sehr häufig erhoben werden, aber nur selten der Wahrheit entsprechen. Wir waren daher so sehr daran gewöhnt, daß wir nicht die ringste Lust zeigten, die Angaben des Mannes für baare Münze zu nehmen. Ich blickte ihn daher heiter an, und

Digitized by Google

seine Freundlichkeit erwidernd, dachte ich, daß er uns, wie gewöhnlich, für seine gastlichen Räume gewinnen wollte, um an seinen Gästen russische Gastfreundschaft zu bethätigen, was man bei dem Mangel an Passagieren in dieser Jahreszeit sicherlich entschuldigen konnte.

Aber dennoch konnten wir nicht darauf eingehen, so vertrauenerweckend er auch aussah und so gemütlich er auch zu schwatzen wußte. Was sollte aber daraus werden, wenn wir uns überall auf derartige Einladungen einlassen wollten? Es gieng nicht, und deshalb blieb ich dabei, daß wir weiter fahren.

„Du glaubst mir nicht, Herr?" versetzte der Alte.

„Nein, Väterchen!"

„Dann ist es ja leicht, daß Du Dich selbst davon überzeugst!"

„Das ist wahr, Väterchen!" mußte ich einräumen, indem ich seiner Aufforderung nachgab und rasch ausstieg. „Gehen wir, damit ich es sehen kann!"

„Wir brauchen nicht weit zu gehen, Herr!" sagte er, „wir haben es sehr leicht!"

Er trat einige Schritte vom Wagen zur Seite und nötigte mich ihm zu folgen, was ich auch that. Wir standen vor der Station, die auf einer Anhöhe lag und von welcher man über das Dorf hinweg, weit gegen Osten hinsehen konnte.

„Nun schau, Herr!" sagte er, „glaubst Du mir jetzt?"

Ich mußte es freilich glauben, denn so weit der Himmel blau war und der Blick reichte, schweifte das Auge über ein unübersehbares Meer, das ich noch niemals dort gesehen hatte, obwohl ich schon zum achtenmale diese Stelle gefahren war. Aber man sah nicht nur das bewegte wogende Meer, sondern hörte auch das Rauschen desselben und fühlte die naßkalte frische Luft, die von dort daher wehte.

„Und dort müssen wir fahren?" frug ich den Alten.

„Ja, dort hindurch führt der Weg nach Kasan!" lautete die Antwort, und mit einer Genauigkeit und Glaubwürdigkeit beschrieb er nun die Einzelheiten der Strecke, daß mir das Herz vor die Füße fiel.

Die Lust zum Weiterfahren war mir vergangen. Das war kein durch Ueberschwemmung von Tauwasser entstandener See, wie man ihn bei ähnlichen Gelegenheiten auch anderwärts sehen kann, sondern das war ein plötzlich hervorgetretener Ozean, der nur mit einem Schiff oder größeren Kahn überfahren werden konnte.

Ich dachte darüber nach, in welcher Art wir wohl über dieses Meer hinweggebracht werden sollten, was meiner Meinung nach entweder nur mittelst einer Fähre oder eines seefähigen Fahrzeugs zu ermöglichen war. Das erstere hielt ich für das Wahrscheinlichste, allein in diesem Falle konnte ich nicht einsehen, weshalb es am nächsten Tage besser gehen sollte als in dem Augenblick, da wir eintrafen.

Mißtrauen, Zweifel und Bangigkeit stiegen wieder auf. Ich argwöhnte wohl, daß am Ende doch nicht die Unmöglichkeit der Weiterfahrt eine absolute sein möchte, wie man es vorgab, aber ich fürchtete dennoch eine Frage zu stellen, denn ich erinnerte mich an die Worte die der Postmeister gesagt hatte: „Dort müßt ihr fahren! Dort führt der Weg nach Kasan!"

Wie konnte er das wohl meinen? Ich wollte versuchen, es indirekt zu erfahren.

„Hoffentlich gibt es einen Umweg", bemerkte ich, „der uns um den See herum führt!"

„Nein, er führt durch das Wasser!"

„Doch wohl nur darüber hinweg, Väterchen!

„Nein, durch! durch!"

„Und womit soll das geschehen?"

„Hier mit Eurem Wagen!"

„So! Und Du denkst daß wir darauf eingehen werden Väterchen?"

„Ich habe noch nicht daran gedacht, Herr!" versetzte er, „aber falls Ihr mein Gast bleiben wollt, desto besser! Ihr seid willkommen!"

Es war geradezu empörend. Ich wußte nicht, ob ich ihm eine freundliche oder unfreundliche Antwort geben sollte, und mich von ihm abwendend, trat ich an den Schlitten zurück, um meiner Gefährtin zu melden, daß wir nicht weiter fahren würden. Die letztere sah mich verblüfft an, und obwohl sie kein Wort von unserer Unterhaltung mit dem Postmeister verstanden hatte, wußte sie doch sehr gut, daß ich mich nicht ohne den zwingendsten Grund zur Unterbrechung der Reise entschließen würde.

Schweigend und selbst beunruhigt, stieg sie aus, wobei sich der Postmeister sehr dienstfertig und aufmerksam benahm.

„Führe uns in das Zimmer, Väterchen!" sagte ich.

Er machte eine zustimmende Bewegung, trippelte geschäftig voran, öffnete die Thür und sagte: „Belieben Sie, Herrschaften!"

Zornig entledigte ich mich meines Pelzes und warf denselben auf einen der beiden Lederdiwane, wie sie sich gewöhnlich in allen Postzimmern vorfinden. Ich grollte mit der ganzen Welt, und konnte doch mit niemandem zürnen.

„Wie lange werden wir hier bleiben?" frug meine Gefährtin einsilbig, als ob sie unschlüssig wäre, ob sie ablegen sollte.

„Das mag der Herrgott wissen!" versetzte ich, ihr den Pelz abnehmend.

Dann schwieg die erstere, und da sie nicht mehr fragen wollte, und mir zum Sprechen der Mut vergangen war, so hatte ich Gelegenheit, mich in unserem Quartier umzusehen. Es bestand aus zwei beinahe gleich großen Zimmern. Die Ausstattung war dieselbe; auch im zweiten, seitwärts gelegenen Zimmer, befanden sich zwei Lederdiwane, einige Stühle und ein Tisch.

Das letztere Zimmer gefiel uns besser, weil es abgesondert lag, und für den Fall, daß Reisende eintrafen,

Digitized by Google

die in das Vorderzimmer eintraten, wir nicht gestört und belästigt wurden. Wir zogen es daher vor, uns nach diesem Zimmer zurückzuziehen und ließen uns auf den Diwan nieder, dann schwiegen wir weiter und hiengen ein jedes unseren Gedanken nach.

Während wir jedoch in dieser stummen und trüben Unterhaltung begriffen waren, hatte der Postmeister den Wagen bei Seite stellen lassen und die Kissen herausgenommen, die er uns jetzt hereinbrachte, woraus man schließen konnte, daß man uns ganz häuslich einrichten zu wollen schien.

„Ich danke, Väterchen!" sagte ich, als er uns die Kissen hinter den Rücken schob. „Wie lange dürften wir wohl Aufenthalt habe?"

„Man kann nicht wissen!" lautete die Antwort. „Soll ich die übrigen Sachen auch aus dem Wagen nehmen?"

„Ich weiß auch nicht!" versetzte ich ärgerlich, als ich sah, daß er der Beantwortung meiner Frage vorsichtig aus dem Wege gieng. Nach den Anstalten, die wir aber treffen sahen, gewann es ganz den Anschein, als ob wir das Zimmer längere Zeit benutzen sollten, und der freundliche Wirt uns nicht sobald wieder zu verlieren glaubte. „Du antwortest sehr zurückhaltend, Väterchen!" fügte ich nach einem Weilchen hinzu; „es wäre uns aber angenehmer, zu erfahren woran wir sind!"

Allein auch jetzt war er zu einer Erklärung nicht zu bewegen, sondern entschuldigte sich, versprach sogleich wieder zu kommen und eilte hinaus.

Es dauerte auch nicht lange, als er wirklich wieder kam, und zwar diesmal mit einem Samowar (Theemaschine), den er kochend vor uns auf den Tisch stellte. Aber noch fehlten die Gläser, der Zucker u. s. w., und da es jetzt doch nichts genützt haben würde, wenn ich meine Frage wiederholt hätte, so unterließ ich dieselbe, bis alles beisammen war und er keine Entschuldigung mehr hatte, davonzulaufen.

Endlich stand aber alles beisammen, auch die Sachen.

„Ich werde aber noch um ein drittes Glas bitten, Väterchen!" sagte ich.

Da derselbe jedoch sehr gut erriet, für wen das dritte Glas sein sollte, so wollte er anfänglich die Einladung umgehen, weil er überzeugt war, daß ich bei erster Gelegenheit auf meine frühere Frage zurückkommen würde. Indes nützte ihm das nichts, und da er sich bei der Leidenschaft der Russen für Thee durch seine Ablehnung nur um so auffälliger machte, so mußte er nachgeben, und wir setzten uns an den Theetisch.

„Belieben Sie etwas stärker?" frug meine Gefährtin, als sie ein Glas für den Postmeister füllte.

„Wie otschin swetlo!" sagte er. „Nicht sehr hell!" Er sollte also etwas dunkler sein.

Ich frug ihn, ob er Thee liebe, was er natürlich bejahte. „Als der Teufel den Wodtka erfand, um die Menschen für seine Hölle zu gewinnen", bemerkte er, „da half es nichts, als einen Gegenzauber zu erfinden, und das gute Wesen ließ die Theestaude wachsen."

Ueberhaupt war der Alte sehr redselig und bemüht, uns zu amüsieren. Er selbst schien dringend das Bedürfnis zu empfinden, seine Gäste unterhalten zu können, zumal er in dieser Zeit nicht von Reisenden geplagt wurde. Gleichwohl wollte der Thee seine erheiternde Wirkung nicht äußern, und ebenso wenig wollte es anfangs dem Postmeister gelingen, uns in seinem Sinne umzustimmen, was ihn zu betrüben schien. „Ihr könnt Euch immer noch nicht zufrieden geben?" bemerkte er.

„Nein, Väterchen!"

„Daran thut Ihr Unrecht, Herrschaften!" meinte er; „man muß sich mit dem Unvermeidlichen auszusöhnen suchen!"

Ich mußte ihm zwar darin Recht geben; allein dennoch war es außerordentlich schwer, sich auf einen so hohen philosophischen Standpunkt emporzuschwingen, um sich so leicht über alle diese aufreibenden Widerwärtigkeiten hinwegsetzen zu können, mit welchen wir seit 14 Tagen zu kämpfen hatten und, wie es schien, noch zu kämpfen haben würden. Was aber daraus werden sollte oder wann und wie das enden würde, falls wir in der Folge nicht weiter kommen sollten, wie es in den letzten zwei Wochen der Fall gewesen, war gar nicht abzusehen.

Das wußte aber auch der Postmeister nicht zu sagen. Zwar mußte er zugeben, daß es unangenehm sei, jedoch war da nach seiner Meinung nichts zu machen. „Und das ist der beste Trost!" bemerkte derselbe, „es geht Euch nicht allein so, Herrschaften!"

„Das ist eine sehr zweifelhafte Beruhigung!" wendete ich ein. „Um sich mit dieser abzufinden, muß man erst aufhören zu denken. Wir haben es aber noch nicht dahin gebracht, und deshalb denken wir fortwährend daran, wann wir von hier fortkommen werden, so gut es uns auch bei Euch gefällt!"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Das dreihundertjährige Jubiläum der Stadt Tobolsk. Der Bericht über die jüngst begangene Jubelfeier des dreihundertjährigen Bestehens der Stadt Tobolsk in den russischen Zeitungen enthält einige interessante Notizen, welche wir unseren Lesern nicht vorenthalten. Tobolsk ist nach dem Datum seiner Gründung die dritte Stadt im russischen Asien. Bis vor kurzer Zeit nannte sie sich noch die Hauptstadt von Sibirien, weil sie in der That alle Zentralverwaltungen des größten Landes der Erde in sich vereinigte und zahlreicher Vorrechte und Subsidien von Seiten der Regierung erfreute, denn es war in der That auch eine ganz offizielle, eigens für die

Digitized by Google

Bedürfnisse der Verwaltung geschaffene Stadt. Ehedem, das heißt vor dreihundert Jahren, stand auf der Stelle des heutigen Tobolsk das Fort Kutschumowo, dessen Bewohner vorwiegend Mongolen waren. Mit dem Verschwinden des Forts gieng Hand in Hand die Schöpfung der Stadt Tobolsk, deren Gründung mit dem Beginn der Periode der Kolonisation von Sibirien zusammenfällt. Von diesem Augenblick an trat eine ausgesprochene Kolonisationsbewegung gegen Osten hin ins Leben und erstreckte sich über die Tiefen der von ungeheuren Wasserläufen durchzogenen sibirischen Niederung. Nach der Gründung der Stadt gestaltete sich die Autorität des Zaren von Moskau hier noch fester, und es wurde daselbst seit 1590 ein Woiwode, der Fürst Koltsow-Massalsky, eingesetzt. Die Autonomie von Tobolsk gegenüber von Tjumen ward erst vier Jahre später anerkannt. Tobolsk sah sich zur Hauptstadt von Sibirien erklärt und mit einer von Türmen flankierten Mauer umgeben und mit Magazinen von Waffen und Lebensmitteln versehen. Die Stadt besaß schon zur Zeit ihrer Entstehung ein Kloster, als im Jahre 1622 der erste Bischof daselbst eintraf. Der Nachfolger desselben erlangte die Würde eines Metropoliten. Die Woiwoden der Stadt wurden gewöhnlich unter den vertrauteren Bojaren des Zaren gewählt und erhielten später den Titel eines kaiserlichen Statthalters, ja beinahe eines Vizekönigs. Unter Katharina II. errichteten sie in ihrem Palais einen kaiserlichen Thron, auf dessen unteren Stufen sie bei großen Festlichkeiten die Glückwünsche der städtischen Einwohner entgegennahmen. Der Ruf von der Bedeutung und der Pracht der Stadt Tobolsk verbreitete sich über das ganze nördliche Asien.

Hierzu hat die zivilisatorische Thätigkeit seiner Bischöfe — eines Philotheus Leschtschinsky, Iwan Maximowitsch ꝛc. — vieles beigetragen. Der erste der von uns erwähnten Prälaten hat sich als Missionar berühmt gemacht; beide Genannten haben sich bemüht, unter ihren Beichtkindern das Licht des Christentums und der Aufklärung zu verbreiten. Im 18. Jahrhundert gab es im bischöflichen Palast schon eine Schule, aus welcher dann das Seminar, sowie eine Feldmesserschule hervorgiengen. Die schwedischen Gefangenen haben mehrere Privatschulen in der Stadt gegründet, und einer der Metropoliten hatte sogar eine Malerschule für Heiligenbilder eröffnet. In 1705 wurde vor den Thüren der Kirche ein geistliches Schauspiel nach Art derjenigen aufgeführt, welche in Kiew stattfanden. In den Jahren 1796 und 1797 erschien in Tobolsk die erste Zeitung.

Im vorigen Jahrhundert erhob sich die Stadt zu einer hohen wirtschaftlichen Bedeutung und es fand eine starke kommerzielle und industrielle Entwickelung statt. Tobolsk dehnte sich aus und teilte sich in eine obere und eine untere Stadt. In 1763 wurde daselbst das erste steinerne Haus erbaut. Schon unter Peter dem Großen erbauten die schwedischen Kriegsgefangenen von Pultáwa in der Stadt einen Kreml und zwei Kirchen aus Stein; der Kreml existiert noch heute, und von den Kuppeln von 20 steinernen Kirchen überragt, ist Tobolsk eine der typischesten und malerischesten Städte von Rußland.

Die Hauptstadt Sibiriens ist jedoch mehr von der Regierung als von der Natur begünstigt. Die zahlreichen Ansiedler, welche sich an den Quellen des Tobol und des Irtysch niederließen, haben die Gegend entwaldet und hierdurch das Gleichgewicht der natürlichen Beschaffenheiten des Landes gestört. Diesen Ursachen werden die mächtigen Ueberschwemmungen zugeschrieben, welche zu wiederholtenmalen, 1734 und 1789, die untere Stadt zerstört haben. Das Kloster mußte dreimal seinen Ort wechseln und selbst der Kreml hat unter dem Druck der Gewässer gegen die Anhöhe, auf welcher er erbaut ist, leiden müssen. Weder die Abdämmungen noch der Kanal, welcher die Gewässer des Tobol ableiten sollte, haben es zu verhindern vermocht. Noch heutzutage sind Abrutschungen an diesem Hügelhang sehr häufig.

Auch Feuersbrünste haben ihrerseits furchtbare Verheerungen in Tobolsk angerichtet, und in diesem Gesichtspunkt nimmt es eine der ersten Stellen unter den von Holz gebauten russischen Städten ein. Man zählt bis zu einem Dutzend Feuersbrünste, welche man geschichtliche nennen kann; in 1701 z. B. ist die ganze Stadt bis auf 28 Häuser abgebrannt.

Am meisten aber litt Tobolsk unter der wirtschaftlichen Entwicklung der übrigen russischen Besitzungen in Asien. Diese bahnten sich direktere Wege, sobald die Kolonisation sich nach Süden, in die fruchtbaren Regionen wandte. Die in früherer Zeit von der Regierung künstlich geschaffenen Städte mußten Verkehrszentren weichen, welche durch die Gewalt der Verhältnisse und Thatsachen entstanden waren, wie Kjächta, Irkutsk u. a. Die neuen Dörfer haben häufig eine größere Bedeutung erlangt als die historischen Städte. Tobolsk hat darunter mehr gelitten als die anderen und sich schon vom Ende des vorigen Jahrhunderts an in Zerfall befunden. Diese Thatsache ist schon 1806 durch den General-Gouverneur Bronewsky konstatiert worden, welcher in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, die Kapitalisten und Großhändler seien nacheinander verschwunden, so daß zu seiner Zeit nur zwei oder drei zurückgeblieben seien. Bis zum Jahre 1870 hatte Tobolsk noch seine Stelle als Zentrum für die Deportierten-Transporte sich erhalten; allein seither ist ihm auch dieser traurige Vorzug entzogen worden.

Zur Zeit der Dampfschifffahrt ist Tobolsk nur eine Station. Die Eisenbahn nach Tjumen hat es vollständig ruiniert, und so teilt es als Stadt das Schicksal von Archangel, Wologda, Weliki-Ustjug und allen jenen in ihren Wäldern vergrabenen nördlichen Städten, welche nur eine trügerische und kurze Blütezeit genießen durften.

* Neuere Nachrichten über das Erdbeben in Sibirien. Die Erdstöße in Wernyi haben nicht ganz aufgehört; Beweis dafür ist, daß am 20. Juni, d. h. eilf

Digitized by Google

Tage nach dem ersten Erdbeben, welches für Wernyi so verhängnisvoll war, ein neuer Erdstoß stattgefunden hat, der 10 Sekunden währte und trotz dieser kurzen Dauer nichts desto weniger beklagenswerte Wirkungen hinterlassen hat. Die paar Denkmäler der Stadt, welche den ersten Erdstößen widerstanden, sind dann erst eingestürzt und es bildeten sich Spalten im Boden, aus denen das Wasser mehrere Fuß hoch emporsprang. Auch die Baracken, unter welche sich die unglücklichen Einwohner geflüchtet hatten, sind nicht verschont worden, obwohl sie sich im freien Felde befanden. Die Stadt Wernyi wird wahrscheinlich nicht mehr auf derselben Stelle erbaut werden, und ein kurzer Blick auf ihre Geschichte wird unseren Lesern nicht unwillkommen sein. Sie wurde im Jahr 1855 am Fuße des Alatau unter 43° 16′ n. Br. begründet und nimmt die Stelle der alten Stadt Almate ein, welche an der früheren Karawanenstraße zwischen Europa und China lag und durch welche die nach China bestimmten genuesischen Waren giengen. Wernyi war anfangs nur ein einfaches Dorf, hat sich Dank seiner geographischen Lage rasch entwickelt und wurde nach der Gründung der Provinz Semirjetschensk zum Hauptort des betreffenden Gouvernements ausersehen. Nach der Volkszählung von 1876 zählte die Stadt außer der ständigen Garnison 14,837 Seelen, darunter aber auf je 100 Männer nur 54 Frauenzimmer. Die Einwohner bestanden aus Russen, Tataren, Sarten und Dunganen; die Russen, die zahlreichste Klasse der Bevölkerung, beschäftigten sich besonders mit Ackerbau, die anderen trieben Handel und die Dunganen zeichneten sich besonders als geschickte Gärtner aus. Die Russische Geographische Gesellschaft schickt nun in die Provinz Semirjetschil eine Spezialkommission mit dem Auftrag, eine eingehende Untersuchung über die geologischen Ursachen dieses jüngsten Erdbebens zu veranstalten, welches diese Provinz so schwer heimgesucht hat. An die Spitze dieser Expedition ist der Professor Muschketow gestellt worden.

## Litteratur.

* Thieme-Preußer: Neues vollständiges kritisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache; neue reich vermehrte Stereotyp-Auflage, bearbeitet von Dr. Jg. Emanuel Wessely. Zwei Bände. Hamburg, Händcke und Lehmkuhl. — Seit das Lucas'sche Handwörterbuch der englischen Sprache vergriffen, ist ein fühlbarer Mangel an Handwörterbüchern dieser Sprache eingetreten, welche von Jahr zu Jahr größere Bedeutung gewinnt und zur Weltsprache geworden ist. Da kommt nun diese neue Bearbeitung des Thieme-Preußer'schen Wörterbuches höchst gelegen und stellt sich nach unserer persönlichen Ansicht und Erfahrung als das beste, reichhaltigste und erschöpfendste Handwörterbuch der englischen Sprache heraus, welches wir bis jetzt besitzen. Nicht nur die ganze Anordnung und die phonetische Bezeichnung der Aussprache, sondern ganz besonders auch die Berücksichtigung der zahllosen neuen Wortbildungen in Wissenschaften und Technologie und der vielen englischen und amerikanischen Idiotismen im englischen wie im deutschen Teile und die Bezeichnung der Abstammung der Wörter leihen diesem Wörterbuch einen Wert, welcher es über die meisten seiner Konkurrenten erhebt und es namentlich für den Gelehrten und den praktischen Geschäftsmann geradezu unentbehrlich macht. Die schottischen, englischen und amerikanischen Ausdrücke, die Sprache des Volkes (slang), die Ausdrücke der Anglo-Indier, die des Seewesens, des Gerichtsgebrauchs 2c. sind in einer seltenen Vollständigkeit berücksichtigt, und so dürfen wir das bei aller Oekonomie des Drucks schön ausgestattete und leicht lesbare Buch als das einzige dermalen vorhandene englische Handwörterbuch das auf der vollen Höhe seiner Aufgabe, besonders auch hinsichtlich der modernen Umgangssprache steht, mit bestem Gewissen empfehlen.

* Dunker, Wilh., und Ulrich, Dr. W.: Neues Konversations-Wörterbuch der deutschen und englischen Sprache, mit leichtfaßlicher genauer Beschreibung der englischen Aussprache jedes Wortes und Satzes in beiden Teilen, zum Schul- und Privatgebrauch. Zwei Teile. Stettin, Herrcke und Lebeling, 1887. — Dieses Konversations-Wörterbuch ist nicht mit den gewöhnlichen Taschenwörterbüchern zu verwechseln, sondern ist nach Plan, Gehalt, Form und Anordnung ein wirklich neues und eminent praktisches Werk, ganz besonders dienlich für solche, die ohne Unterricht Englisch erlernen wollen und müssen und sonstiger Sprachkenntnisse entbehren, und für solche, welche ohne genügende Sprachkenntnisse in ein Land mit englisch redender Bevölkerung geworfen werden; andererseits aber wird es denen, welche Schul- oder Privatunterricht in der englischen Sprache nehmen und denen besonders an rascher Erlernung der englischen Konversation gelegen ist, ganz ausgezeichnete Dienste leisten. Bei jedem englischen Wort ist die Aussprache nicht in phonetischen Zeichen, sondern in deutschen Buchstaben möglichst genau angegeben — eine ganz unschätzbare Erleichterung für den Anfänger und den minder Gebildeten. Dabei ist großer Fleiß darauf verwendet, die spezielle Bedeutung der Worte für Bezeichnung gewisser Begriffe und Eigenschaften genau nachzuweisen und die in die Umgangssprache aufgenommenen Worte des Alltagslebens, des Humors, der Satire, des Volkstons genau zu verdolmetschen. Beide Teile bilden einen Band, den man leicht in der Hand oder Tasche mitführen und jeden Augenblick benützen kann. Alle üblichen Abkürzungen in Wort und Schrift sind deutlich erklärt, und es geben die 1236 Seiten dieses Konversationswörterbuchs dem Lernenden eine ganz ungeahnte Fülle der Belehrung über das ganze Gebiet der englischen Sprache, wie sie in solch übersichtlicher, knapper und praktischer Form in wenigen anderen Wörterbüchern gereicht wird.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

**Gesammelte Werke**
des
**Grafen Adolf Friedrich von Schack.**
In sechs Bänden.

**Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.**

Brosch. M. 15. In 6 eleg. Einbänden M. 20.

**Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

EXPORT


# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

Nr. 38. Stuttgart, 19. September 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Paul Bert's Lehre von der Mischung der Luft. S. 741. — 2. St. Kilda. S. 743. — 3. Russische Ostern. S. 745. — 4. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 747. — 5. Sieben Monate in der Mandschurei. S. 750. — 6. Die Verbannung nach Sibirien als Mittel zur Kolonisation dieses Landes. (Schluß.) S. 752. — 7. Skizzen aus Nordamerika. S. 755. — 8. Geographische Neuigkeiten. S. 758. — 9. Litteratur. S. 759. — 10. Berichtigungen. S. 760.


## Paul Bert's Lehre von der Mischung der Luft.[1]

Von Heinrich Becker.

Unsere Luft besteht aus 79 Teilen Stickstoff und 21 Teilen Sauerstoff. Von Sauerstoff ist kaum der fünfte Teil vorhanden; er muß, wenn das Gleichgewicht erhalten sein soll, fünfmal so schwer als Stickstoff sein. Im Wasser ist der Hauptteil Wasserstoff. Dieser hat nur den dritten Teil von dem Gewicht des Stickstoffs und den fünfzehnten Teil von dem Gewicht des Sauerstoffes.

Wenn das Meer durch die Sonne erwärmt wird, dann steigt der Wasserstoff empor, verbindet sich mit geringen Teilen vom Sauerstoff und führt diese in die Höhe. Das ist der Dunst oder Dampf, der dem Meere entsteigt und die Wolken bildet. Sobald dieser in große Höhe kommt, insbesondere wenn er die Eisgrenze der Luft berührt (die am Aequator etwa 6000 m., über den Alpen 3000 m. hoch ist, am Nordpol unmittelbar am Meere liegt), wird er in Wasser verwandelt. Er stürzt als Regen zur Erde; das Wasser sickert in den Boden, der Sauerstoff kehrt in die Luft zurück.

Durch die Verdampfung wird der schwere Luftteil, der Sauerstoff, unserer Luft am Boden entführt; der Stickstoff erhält die Oberhand. Wir sehen dieses an sumpfigem Wasser; dort steigen Luftblasen auf, das ist Stickstoff, der nicht mehr durch den Sauerstoff niedergehalten wird. Wir sehen dies an den Tieren, die im Sommer vor einem Gewitter sehr unruhig werden, weil in diesem Moment der meiste Sauerstoff — die Lebensluft — ihnen entzogen ist und sie vom Stickstoff bewältigt werden. Wir spüren es selber an uns; wir merken die üblichen Gerüche, die dem Sumpfwasser entsteigen; wir fühlen eine Beklemmung, weil der Stickstoff uns betäubt.

Nach dem Gewitter kehrt der Sauerstoff wieder zur Erde zurück. Er drückt den Stickstoff im Sumpf darnieder; er bewältigt die Stickluft in Menschen und Tieren; es steht alles wieder in richtiger Spannung; Mensch und Tier fühlen sich von einem peinlichen Gefühle befreit. Es waltet also ein ewiges Pumpwerk in der Natur, welches die Luftteile durcheinander treibt; der leichte Wasserstoff wird durch die Sonne emporgehoben; er zieht den Sauerstoff mit empor; die Kälte im oberen Luftraum scheidet wieder die Luftarten, der Sauerstoff sinkt zu Boden.

Unsere Wetterkunde hat durch ein Instrument diesen Vorgang zum genaueren Verständnis gebracht, durch das Barometer, den Luftmesser. Bei feuchter Luft zeigt er an, daß mehr leichte Luft (Wasserstoff) über uns schwebt; der Druck läßt nach, das Queckſilber sinkt. Bei trockener Luft zeigt er die Rückkehr der schweren Luft (des Sauerstoffes); der Druck wird stärker, das Queckſilber steigt. Weil nur der Wasserdampf und der Sauerstoff den Ausschlag geben, darum ist auch kein Unterschied zwischen Sommer und Winter. Im Sommer steigt nur der Wasserdampf höher hinauf (weil die Sonne den Luftraum höher erwärmt), bis er an die Eisgrenze kommt. Im Winter steht die Eisgrenze bei uns dicht am Boden. Das Queckſilber im Barometer sinkt und steigt deshalb in beiden Jahreszeiten gleichmäßig von 730—780 mm.

Beispiele dafür hatten wir in den letzten Monaten. Vom 17. Januar an gieng ein Sturm mit Regen zugleich

[1] Nachdruck untersagt.



Digitized by Google

mit dem Golfstrom längs der irischen, schottischen, norwegischen Küste; am 21. kam er bis zur nördlichen Ostsee (Haparanda), am 23. nach Moskau. Mit 7° C. Wärme war er von Irland abgegangen, indeß in Haparanda noch 12°, in Moskau 24° Kälte herrschten. Nach vier Tagen war in Haparanda die Kälte auf —1°, nach sechs Tagen in Moskau auf —2° gesunken. In Moskau fiel der warme Dampf vom Golfstrom als Schnee nieder.

Das Barometer war am 17. Januar mit dem beginnenden Sturm an der irischen und schottischen Westküste auf 746 mm. gefallen (14 mm. unter den mittleren Stand von 760 mm.). Mit dem fortschreitenden Sturm fiel es in Haparanda am 21. Januar auf 729 mm., in Moskau am 23. auf 727 mm. (33 mm. unter den mittleren Stand). Inzwischen stieg es am 21. in Irland und Schottland, wo die Luft wieder trocken geworden war, auf 775—780 mm. (20 mm. über dem mittleren Stand). Am selben Tag war der Unterschied zwischen Cork (780) und Haparanda (729) nicht weniger als 51 mm. oder etwa 2 Zoll. Im Süden stand es hoch, im Norden tief; im Süden waren 7° Wärme, im Norden 10° Kälte; im Süden frische, dampfreine Luft, indeß der Norden die Dampfmasse bekommen hatte. In Haparanda stellte sich erst am 28. Januar, nach mehreren Schwankungen zwischen Wärme und Kälte, mit —3° der mittlere Barometerstand mit 760 mm. ein. Nebel, d. h. Niederschlag des Dampfes, entstand, die Folge des Kampfes zwischen Dampf und Kälte.

Der vor einigen Monaten als Gouverneur von Tonkin gestorbene, hochbegabte französische Naturforscher Paul Bert hat nun aus diesen Vorgängen geschlossen: die leichteste Gasart, der Wasserstoff, wird aus der Höhe durch die Kälte wieder herabgetrieben; die schwerste, der Sauerstoff, sinkt durch sein größeres Gewicht zu Boden. Es muß also in der Höhe nicht blos eine dunstfreie, sondern auch an Sauerstoff ärmere Luft sein. Zum mindesten, wenn nach dem Gesetz der Schwere die dichtere Luft nach dem Erdboden sich senkt, muß in höheren Schichten eine dünnere Luft sein, in welcher der Sauerstoff nur noch so schwach ist, wie auf der Erde vor starken Gewittern und Stürmen. Der Mensch kann also dort ebenso wenig leben, wie er eine Gewitterluft längere Zeit auszuhalten vermöchte.

Alexander v. Humboldt hatte die Beobachtung bereits auf dem Chimborazo gemacht. Bei 6000—7000 m. Höhe entströmte ihm das Blut aus Mund und Nase. Die Brüder Schlagintweit auf dem Himalaya, Kreitner auf dem Fusi-yama u. a. Naturforscher auf hohen Bergen haben Beklemmung, Atemnot u. a. Beschwerden vielfach gespürt. Die Ursache war — was man mangelnden Luftdruck nannte — Mangel an der schwereren Luftart Sauerstoff, die das Atmen, das Leben in der Höhe erschwerte. Paul Bert kam nun auf den Gedanken, wenn man mit der eingeatmeten Luft eine größere Menge von Sauerstoff zu sich nehmen könne, sei dieses Uebel zu bekämpfen.

Mit drei französischen Gelehrten, Tissandier, Sivel und Croce-Spinelli stellte Bert Versuche an, um jenes Verhältnis zu ergründen. Einer von diesen Gelehrten ward unter eine große Glasglocke gesetzt, dann die Luft so weit herausgepumpt, daß sie um mehrere hundert Millimeter an Druck verlor, gleich der Luft in 6000—7000 m. Höhe. Der geringe Sauerstoff war sehr bald verbraucht; der Delinquent wurde bleich und blau um Lippen und Augen. Durch Einströmen von Sauerstoff erholte er sich rasch wieder und kam ganz heil und gesund aus der Glocke heraus.

Im März 1874 stiegen die drei Herren mit einem Luftballon von Paris aus in die Höhe. Sie kamen bis zu 7400 m. Sie hatten eine Mischung von 70 Teilen Sauerstoff und 30 Teilen Stickstoff mitgenommen; diese atmeten sie ein und kamen glücklich wieder herab. Im folgenden Jahr, am 15. April 1875, stiegen sie abermals hinauf. Sie nahmen drei Ballons mit, von denen jeder 65 Liter Sauerstoff und 35 Liter Stickstoff maß. Bert, der verreist war, schrieb ihnen, der Vorrat genüge nicht; sie würden in einer Minute 20 Liter verbrauchen. Die Luftschiffer hatten nicht die Absicht, die frühere Grenze von etwa 7000 m. zu übersteigen und hielten den Vorrat für den Notfall genügend.

Sie kamen aber, weil die Sonne schon über den Aequator gestiegen und die Luft viel mehr erwärmt war, sehr bald in eine dünnere Luftschichte. Der Ballon dehnte sich rasch aus und drohte zu bersten; pfeilschnell fuhr er in die Höhe. Sie wollten die Luftklappe öffnen; es war aber sehr bald Einer nach dem Anderen von der Kälte erstarrt und betäubt; Tissandier zuerst, Spinelli zuletzt. Sie waren nicht imstande, weder das Ventil am Luftballon aufzuziehen, noch die Sauerstoffballons zu öffnen. Spinelli, dessen Hände erstarrten, faßte verzweifelt das Seil von der Luftklappe mit den Zähnen. Mit der letzten Anstrengung zog er die Klappe auf; dann sank er bewußtlos darnieder. Durch den raschen Fall des Ballons erwachte Tissandier; er kam lebend zur Erde, indeß die beiden Genossen, der eine im Luftschiff, der andere am Erdboden den Geist aufgaben.

Ein verdienstvoller deutscher Gelehrter, Karl Vogt, der bei Paul Bert die Experimente mit ansah, hat später den Vorgang aufgeklärt. Man hatte geglaubt — und in den Berichten, die heute, nach Bert's Tod, durch die Zeitungen laufen, glaubt man jetzt noch — die Vorschrift von Bert hätte die Luftschiffer retten können. Vogt hat den Irrtum nachgewiesen. Die Luftschiffer konnten von den Sauerstoffballons keinen Gebrauch machen, denn ihre Hände waren kraftlos geworden. Sie waren es aber nicht blos vor Kälte, sondern aus mangelndem Luftdruck.

Unsere Glieder sind sämtlich lose aneinander gefügt; sie werden nur durch Sehnen und Bänder zusammen gehalten. Es ist aber ein Luftdruck von 600—700 mm. nötig, damit die Sehnen die rechte Spannung behalten. Ist dieser

Digitized by Google

geringer, dann kann die Hand, der Fuß nicht seinen Dienst thun. Bei einer Höhe von 8500 m. litten die Schiffer nicht blos von der großen Kälte — es waren —10° C., die nach den +15° auf der Erde um so empfindlicher sein mußten — sondern von dem geringen Luftdruck, der ihre Hände selbst zum Ergreifen des Rettungsseiles unfähig machte. Nur die Kinnladen, die von viel stärkeren Bändern gehalten sind, waren noch imstande, das Seil zu fassen und das rettende Ventil herabzuziehen.

Hieraus ergibt sich, daß die Ansicht von Paul Bert über den geringeren Sauerstoff in der Höhe an sich richtig ist. Das Mittel, welches er aber zur Erhaltung des Lebens vorschlug, genügte nicht. Es konnte nur die Lunge, das Herz vor Ersticken retten, wenn die Hand den äußerlichen Schutz hätte bringen können. Dazu war sie aber unfähig, weil in der umgebenden Luft das wesentliche fehlte — der hinreichende Sauerstoff, dessen Schwere auf dem Erdboden unsere Glieder zusammenhält. Diesen aber in der Höhe, bei der großen Kälte, durch künstliche Mittel zu beschaffen, dürfte für jetzt noch nicht möglich erscheinen.

Vogt zieht hieraus den Schluß: dem Menschen ist in der Höhe der Luft eine Grenze gesetzt, die er aus physischen Gründen nicht überschreiten kann. Die zunehmende Kälte, der mangelnde Luftdruck, machen unmöglich zu leben. Sehen, beobachten, für die Menschheit etwas lernen, ist undenkbar; die Fahrt, wenn sie wirklich ohne Verlust des Lebens überwunden wird, hat keinen Sinn. Es ist leider das gleiche Ergebnis, das Weyprecht aus den Nordpolfahrten erkannte. Auch dort verwehren Nacht und Kälte, Strapazen die über menschliche Kräfte gehen, eine nutzenbringende Forschung. Der Mut versucht zwar immer von neuem, was anderen unmöglich dünkt. Es scheint aber, die Natur habe nach vielen Enden dem Menschen eine Grenze gesetzt, die er physisch nicht überschreiten kann. Sie will ihn zwingen, daß er seine körperliche Endlichkeit einsieht, damit er um so mehr seinen Geist anspornе, das Erreichbare zu erforschen, und mit seiner Phantasie das Ungreifbare in seinen Kopf hereinziehe.

---

## St. Kilda.

Genau sechs hundert engl. Meilen in Luftlinie nordwestlich von London und etliche fünfzig Meilen von den Hebriden, an der Westküste von Schottland, der vollen Wucht der Wogen des Atlantischen Ozeans ausgesetzt, die dreitausend Meilen weit, von keinem Lande unterbrochen, heranrollen, steht eine kleine Inselflur felsiger Eilande, welche unter dem Sammelnamen St. Kilda bekannt ist. Jenseit des Wirkungskreises des Generalpostmeisters, durch kein Telegraphenkabel und durch keinerlei regelmäßige Verkehrsmittel mit dem Mutterland verbunden, wohnen etwa achtzig britische Unterthanen auf diesen Eilanden, eine kleine gesetzliebende Kolonie von friedfertigen und zufriedenen Schotten, welche für ihren Unterhalt beinahe ausschließlich auf die Myriaden von Seevögeln angewiesen ist, von denen ihre Heimatinseln wimmeln, und auf die Unzahl von Fischen, welche in den umgebenden Gewässern vorkommen.

Die ferne Inselflur St. Kilda besteht aus der eigentlichen Insel St. Kilda, welche ungefähr drei e. Mln. lang und zwei e. Mln. breit ist, und aus den noch viel kleineren Eilanden Doon, Soay und Borreray mit ihren benachbarten stacks oder gewaltigen Riffen und Felsmassen, welche senkrecht aus der See emporragen. St. Kilda gehört den Macleods of Macleod, von denen die Sage geht, daß diese alte Familie ihre entlegenen Besitzungen in folgender Weise erlangt habe. Die Eingeborenen von Harris und Uist bewarben sich um die Inseln in einer Bootswettfahrt unter der Abrede, daß die an jenen Eilanden zuerst landende Mannschaft zu Besitzern derselben erklärt werden sollte. Die Wettfahrt war eine sehr hitzige; die Leute von Uist erlangten einen Vorsprung über ihre Mitbewerber und hätten höchst wahrscheinlich den Preis gewonnen, wenn nicht Colla Macleod, der Kapitän der Bemannung von Harris, sich die linke Hand abgehauen, dieselbe vor seinen Gegnern voraus ans Land geschleudert und so den Besitz der Insel in Anspruch genommen hätte. In einer so kurzen Beschreibung, wie unsere vorliegende, müssen jedoch historische Thatsachen den aktuellen Schilderungen weichen, und wir beeilen uns, von diesen interessanten Eilanden eine Ansicht aus der Vogelperspektive zu geben.

Von der Village-Bay aus gesehen, bietet St. Kilda ein weit öderes und traurigeres Aussehen dar, als es in Wirklichkeit hat, und der kühne Reisende, welcher diese Gestade besucht, wird den Boden mit dem schönsten und grünsten Rasen bekleidet und diesen mit Schlüsselblumen und anderen Blüten emailliert finden, obwohl kein Baum oder Strauch darauf wurzeln kann. Kein Teil der britischen Inseln bietet eine majestätisch schönere Küstenlinie dar, als die wilden Felszacken und Klippenwände, welche St. Kilda auf allen Seiten mit Ausnahme der kleinen unter dem Namen Village-Bay bekannten Bucht umgeben. Die hohen Piks von Doon, welche zertrümmerten Steinburgen gleichen, und der rasenbekleidete Mullach-Scail oder „kahle Gipfel" bilden das südliche Horn dieser unaufhörlich von dem Wogenschwall des Ozeans bespülten Bucht, während ihre nördlichen Ausläufer durch den glatten, gerundeten Mullach-Oshavall oder „Oswaldsgipfel" begrenzt werden. Als passender Hintergrund erheben sich die gewaltigen Anhöhen des Connacher 1200 Fuß über den Meeresspiegel, gefurcht, zerwühlt und zerrissen, wo die kleinen Wildwasser bei Regenwetter an seinen Hängen herunterrauschen und dann auf der von dem Beschauer entferntesten Seite über einen fast senkrechten Absturz in Einem mächtigen Fall sich in die See ergießen. Hinter und jenseit der südlichen Schulter des Connacher bietet sich ein wilder und neuer Anblick dar, noch weit malerischer und

Digitized by Google

reicher an natürlicher Schönheit als der von der Bay aus sichtbare Teil des Eilands. Dies ist Glen-Mor, „the Amazons Glen“ oder „the Glen“ schlechtweg genannt, welches sich in sanften Hängen zu dem fernen schaumgekrönten Atlantischen Ozean hinabsenkt. Auf allen Seiten fallen die Berge auf ihrer seewärts gekehrten Seite in zerrissenen Abstürzen von etwa 800 Fuß Höhe fast senkrecht zum Wasser ab. Diese Thalschlucht ist der schönste Weidegrund von St. Kilda, auf welchem die paar vorhandenen Kühe vorzugsweise geweidet werden. Die kahlen Berghänge bis zum Gipfel des Connacher hinan sind dicht besäet mit rohen „cleats“ oder Schuppen, aus erratischen Blöcken erbaut und mit Rasen gedeckt, worin die Schafe bei Gewittern und Stürmen ein Unterkommen finden und in welchen die Bewohner von St. Kilda den Torf, dessen sie sich als Brennmaterial bedienen, und ihre Ernte an Gras trocknen, welche zum Winterfutter ihrer Rinder- und Schafheerden bestimmt sind. St. Kilda ist reichlich mit dem besten Wasser versehen, sowohl aus natürlichen Quellen, als aus den kleinen Bächen, welche von den Berghängen herunterkommen. Obwohl die Eingeborenen auch mehr oder weniger von den umgebenden Inseln Gebrauch machen, so ist doch eigentlich nur St. Kilda von Menschen bewohnt, auf den anderen weiden Schafe und ziehen Meeresvögel in zahllosen Scharen ihre Jungen auf. Die Häuser der Bewohner sind wohlgebaut, in jeder Hinsicht unendlich besser, als diejenigen der schottischen crofters (Kleinhäusler) oder der irischen Bauern, und stehen in einem langen Halbkreis ungefähr 500 Schritte vom Strande aufgereiht. Sie sind von Stein erbaut, mit guten Dächern und nur ein Stockwerk hoch. Die Thüren sind mit hölzernen Schlössern verschlossen, welche mit hölzernen Schlüsseln aufgesperrt werden. Hinter und vor den Häusern sind die kleinen Stücke Ackergrund mit Kartoffeln und Getreide bepflanzt und mit rohen Mauern aus Feldsteinen eingefriedigt, um Schafe und Kühe abzuhalten. Näher am Strande stehen die Kirche, das Pfarrhaus und der Kramladen. Der Boden in der Nähe der Häuser ist bedeckt mit Vogelschwingen, Federn und Knochen; die Häuser selbst riechen stark und unangenehm nach Eissturmvögeln und anderen Meeresvögeln, und der Besucher wird auf die verschiedenste Weise davon benachrichtigt, daß er sich unter einer Bevölkerung von Vogelstellern befindet. Außerhalb vieler dieser Häuser sieht man die aus Granit verfertigten einheimischen Mühlen oder Querns und bei einem Einblick ins Innere kann der Besucher auch die Handwebestühle und andere Vorrichtungen zur Verfertigung von Tuch aus der Wolle sehen, welche niemals geschoren, sondern den Schafen ausgerauft wird.

Die Eingeborenen dieser fernen Eilande sind ein kräftiger, stämmiger Menschenschlag; die Männer artige, dienstfertige, lustige Bursche; die Weiber hübsch und gastfreundlich. Sie sind zwar bis zum Uebermaß leichtgläubig, aber mit einem sichern Blick für einen guten Handel; dabei ehrlich und rechtschaffen und mit ihrem bescheidenen einsamen Loose vollkommen zufrieden. Sie haben eine merkwürdig innige und treue Anhänglichkeit an ihre wilde und entlegene Heimat, und es wäre ein sehr großer und augenfälliger Köder erforderlich, um einen der Bewohner von St. Kilda von den Thalschluchten, Klippen und Bergen hinwegzulocken, welche er so sehr liebt. Ihre Tracht gleicht derjenigen der Fischer an der Westküste von Schottland und ist aus grobem selbstverfertigtem Tuche gemacht. Die Weiber kleiden sich in ähnlichen Stoff, und es ist bemerkenswert, daß die Männer nicht nur ihre eigenen Kleidungsstücke verfertigen, sondern auch diejenigen ihrer Töchter, Gattinnen, Schwestern und Kinder. Kilts (die Schürzen der Bergschotten) sind unbekannt. Die Frauenzimmer lieben sehr buntgefärbte Umschlagetücher und Plaidshawls, welche mit Broschen und Nadeln von einheimischer Arbeit befestigt werden. Das Material zu den Broschen liefern Kupfermünzen, das zu den Nadeln und Fibeln kupferne Nägel, die man aus dem nächsten besten an den Strand gespülten Stück Schiffsbauholz gezogen hat. Im Sommer werden niemals Schuhe oder Strümpfe getragen und die Weiber kommen barfuß zur Kirche. Wahrscheinlich infolge des Klima's oder der Nahrung ist die Kindersterblichkeit auf St. Kilda sehr groß, und ein bedeutender Prozentsatz der Neugeborenen überlebt nicht den achten Tag nach der Geburt. Trotz der fortwährenden Zwischenheiraten unter einander in dieser kleinen keltischen Kolonie erhalten sich die Eingeborenen auf einer ziemlich hohen Stufe von körperlicher und geistiger Entwickelung.

Die Hauptbeschäftigung der Männer ist Vogelfang und das Sammeln von Eiern und Federn. Die Einwohner von St. Kilda verzehren ungeheure Mengen von Eiern der Meeresvögel, welche ihre Eilande besuchen, nebst den Vögeln selbst, welche nicht allein frisch verspeist, sondern als Wintervorrat eingesalzen und getrocknet werden. Die Klippen sind gleichartig unter die Einwohner verteilt, und ein Mann wilddiebt selten oder nie auf seines Nachbars Eigentum. Jedes Jahr werden die Klippen von neuem ausgeteilt, zu welchem Zweck sich der sächsische Mód oder Volksrat versammelt. Die umgebenden Eilande und Stacks werden als Gemeingut betrachtet und in Zwischenräumen von einer in einem Boote abgeschickten Gesellschaft abgejagt und die Erträgnisse unter der gesamten Bevölkerung ganz gleichmäßig verteilt. Diese Bewohner von St. Kilda sind die gewandtesten und geschicktesten Vogelfänger. Mit einer langen Stange bewaffnet, an deren Ende sich eine Schlinge von Roßhaar befindet, klettert der Vogler an den schwindelerregenden Felsenhöhen herum, fängt die auf den Felsleisten sitzenden Vögel, indem er ihnen die verhängnisvolle Schlinge über den Kopf und die flatternden Gefangenen an sich zieht. Sobald er sie an sich gezogen hat, dreht er ihnen den Hals um und hängt sie sich an den Gürtel. Viele Vögel werden auch in Dohnen von Roßhaar gefangen. Wenn sie die schwierigeren Teile

Digitized by Google

der Klippen erklettern, gehen die Männer truppweise, und der eine steigt am Felsen herab, während seine Gefährten ihm beistehen. Unglücksfälle sind gar nicht selten und gewöhnlich die Folgen grober Fahrlässigkeit. Der große Ehrgeiz eines Kildaners ist, sich als Kletterer auszuzeichnen, und bevor er nicht einige kühne Leistungen in den Klippen geliefert hat, erringt er sich kaum ein Weib. Auch die Frauensleute sind geschickte Vogelfängerinnen und fangen die Larventaucher in Dohnen zu Tausenden, welche dann einfach gerupft, aufgeschlitzt und an Schnüren an den Stubendecken der Häuser zum Trocknen aufgehängt werden, um zur Winternahrung zu dienen. Solch eine Vogelmumie vom Larventaucher in der heißen Asche des Torffeuers geröstet, ist einer der Leckerbissen von St. Kilda, und in einer einzigen Saison werden durchschnittlich etwa 90,000 dieser Vögel gefangen. Die Vögel sind die Wohlstandsquelle des Eingeborenen, welcher mit eifriger und eifersüchtiger Sorgfalt über sie wacht, denn sie liefern ihm Thran, Federn, Fett und Fleisch, von dem er vorzugsweise lebt. Die Fische in den umgebenden Gewässern liefern ihm ebenfalls einen reichen Vorrat von Lebensmitteln, aber die Insulaner sind schlechte Schiffer und Fischer und zeichnen sich nur als Kletterer aus.

Zweimal im Jahre werden diese Eilande von einer Häringsbüse besucht, welche der Eigentümer der Insel hierher sendet, um seine Pachtzinse einzufordern und den Einheimischen die erforderlichen Vorräte an Lebensbedürfnissen zu senden, nämlich Mehl, Thee, Zucker, Salz, Tabak ꝛc. und um die wenigen Erzeugnisse der Insel: Tuch, Salzfische, Thran, Federn, Talg und einige Häute ꝛc., abzuholen. Neun Monate nach einander von der übrigen Welt abgeschnitten, sind diese Inselbewohner herzlich froh, Besucher zu sehen, und die ganze Bevölkerung rückt dann aus, um irgend einen zufälligen Besucher willkommen zu heißen. Die gänzliche Abwesenheit von irgend einer Obrigkeit, Polizei oder Gefängnis verbürgt beredt genug das ordentliche und ursprüngliche Leben dieser Insulaner. Ohne andere Autorität über sich als seinen treuen Pfarrer, kann der Kildaner ein ehrliches rechtschaffenes Leben in Eintracht mit seinem Nebenmenschen führen. Verbrechen sind gänzlich unbekannt, und es erscheint beinahe unglaublich, daß eine solch interessante kleine Kolonie, ein solch ausschließlicher Freistaat als Teil des großen geschäftigen britischen Reiches vorhanden sei. Jenseit des Strudels von kaufmännischem Leben, unberührt nnd ungetrübt von Politik, vollständig losgelöst und isoliert von der übrigen Welt, verbringt der Bewohner von St. Kilda sein einfaches Leben. Wenn der Tod an ihn herantritt, so wird er stille in dem kleinen Gehege beerdigt, welches die Stelle eines Gottesackers vertritt, mitten unter den vertrauten Klippen und Bergen; die wilden Meeresvögel singen ihm ihr Requiem und die brandenden Wogen des Atlantischen Ozeans läuten ihm ins Grab.

---



## Russische Ostern.

„Ohne Fasten keine Ostern" ist ein alter Spruch, welchen man noch an vielen Orten hat, und es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Strenge der Fasten dem Genuß der Festzeit einen höheren, pikanten Reiz verleiht. Das ist vielleicht der Grund, warum man in Rußland Ostern weit allgemeiner und enthusiastischer feiert, als in Deutschland, England, Frankreich oder sogar in Italien. Diejenigen welche die Sache nur so obenhin behandeln, und mehr aus Gewohnheit als Ueberzeugung nur zwei Tage in der Woche fasten, sind froh, wenn sie schon von diesem leichten Zwang befreit sind, falls sie nicht über einen Koch von ungewöhnlichem Talent verfügen oder nur in den besten Restaurants speisen können, wo die Gerichte der Fastenzeit mit denjenigen der Festzeit rivalisieren können oder dieselben sogar übertreffen. Die unglücklichen Leute aber, deren Börsen ihnen solche Erleichterungen versagen, während ihre Gewissen auf dem strengen Buchstaben des Gesetzes bestehen, haben angefangen, für lange Wochen jede Mahlzeit als eine Periode anzusehen, welche zwar zur Kreuzigung des Fleisches ganz geeignet, aber für keinen vergnügteren Zweck passend ist. Die russische Kirche dringt bekanntlich auf eine ungemein strenge Einhaltung der Fasten und wird darin von der öffentlichen Meinung und dem blöden Gehorsam der Massen unterstützt. Niemand kann sich diesem Gebote entziehen. Der Anfang der Fasten ist zwar eher angenehm. Der Mangel an Fleisch, Milch, Eiern und Butter macht sich kaum fühlbar, wenn man eine Menge Fischsuppe und Pilze hat, welche nach den ältesten und mannigfaltigsten Rezepten in Oel gedämpft sind. Allein im Verlauf von einer Woche oder mehreren stumpft die reizlose beschränkte Kost den Appetit ab; eingemachte Aepfel und getrocknetes Obst erscheinen auch nicht länger mehr anziehend und selbst Schwämme und Buchweizen verlieren ihren Reiz. Jedes Gericht wird scharf kritisiert, weil keines mehr den Gaumen anziehend erscheint, welche durch eine fortlaufende Reihe von Mahlzeiten von unvermeidlicher Eintönigkeit ermüdet und abgestumpft sind. Der gute Mann ist ungehalten, die gute Hausfrau schmollt, die Familie ißt und trinkt gerade nur so viel, als die Natur verlangt, und geht zu Bett, um von gerösteten Spanferkeln und frischabgesottenem Schinken zu träumen.

Ostern ist eine Befreiung für alle und eine Verwirklichung derartiger gastronomischer Wünsche, für welche schon Wochen-lang zuvor die geeigneten Vorkehrungen getroffen werden. Butter und Eier werden beiseitegestellt oder gekauft, Hühner und Puten mit derjenigen zarten Rücksicht behandelt welche ihr nahe bevorstehendes Ende verlangt. Die Milch, welche sonst im Hause verbraucht wird, wurde zur Mästung des angebundenen Kalbs verwendet, und für das Lamm, wenn der Himmel der Familie ein solches beschert hat, wird Futter genug herbei-

Digitized by Google

geschafft; man erlaubt ihm nicht allein, seine natürliche Nahrung ungestört zu genießen, sondern man setzt es sogar der Versuchung aus, noch in substanzielleren Gattungen von Futter zu schwelgen; seine einzige Pflicht ist, fett zu werden, und jedes Mitglied der Familie bis auf das dreijährige Kind herab, erwartet, daß es seine Schuldigkeit thue. Ja, wer weiß, ob nicht der fünfjährige Junge, welcher es in diesem Augenblicke liebkost und sein „herziges Lämmchen" heißt, schon im Stillen darüber nachgrübelt, welches Rippchen von ihm auf seinen Anteil fallen werde, wenn er es scherzweise in die Rippen stößt? Eine langandauernde Pflanzenkost ist sehr dazu angethan, auf eine fleischfressende Rasse einen sehr demoralisierenden Einfluß auszuüben.

Ostern beginnt mit einem Gottesdienst um Mitternacht; allein am Abend zuvor werden Proben von den hauptsächlichsten Gerichten, welche am folgenden Tage verspeist werden sollen, in die Kirchen gebracht oder auf die Außentreppen gestellt, um des gespendeten Ostersegens teilhaftig zu werden. Unter diesen machen sich abgestutzte Pyramiden von Quark und gefärbten Eiern besonders bemerklich. Die Straßen sind menschenleer außer in der Nähe der Kirchen, allein diese sind bei diesem einzigen Anlaß im Jahre zum Ersticken voll, so daß in den größeren Städten die später Kommenden sich damit begnügen müssen, die Osterceremonien durch den Glasverschlag anzusehen, welcher in den bedeutenderen Kirchen vorhanden ist. In St. Petersburg wird von allen höheren Beamten erwartet, daß sie in der Osternacht die kaiserliche Hofkapelle besuchen, welche aber nicht groß genug ist, um nur den zehnten Teil derselben aufzunehmen, weshalb die meisten außen auf- und abgehen und eine Art Conversazione machen. Durch die ganze Passionswoche hindurch sind die Gottesdienste von einem düstern Ernst gewesen, der Altar war seiner Zierraten entkleidet und die Priester nur in schwarzen Gewändern erschienen. Sogar noch am Oster-Vorabend werden nur so viele Lampen angezündet, als absolut notwendig sind, um den Kirchgängern zu erlauben, daß sie in geordneter Weise ihre Plätze einnehmen. Sobald aber Mitternacht vorüber ist, so erscheinen die Priester in weißen Gewändern und stimmen den Ostergesang an, und sobald diese Töne erschallen, werden der Altar und die ganze Kirche glänzend und so plötzlich erleuchtet, als die verfügbaren Mittel der geistlichen Behörden es erlauben. Auch das Aeußere des Gebäudes wird erleuchtet, und wo noch vor wenigen Minuten alles Finsternis und Düsterkeit war, da erscheint nun plötzlich eine Insel von Licht. Die Männer sind in ihren besten Kleidern oder Uniformen, die Frauensleute alle weiß gekleidet. Nach einigen Ceremonien kommt die Prozession der Priester das Kirchenschiff herab und umgeht die Außenseite des Gebäudes. Ueberall hört man den Gruß: „Christus ist auferstanden", und die Antwort darauf: „Ja, er ist erstanden", worauf man sich die üblichen drei Küsse gibt. Die Fastenzeit ist vorüber, die Osterzeit hat begonnen. Der Gottesdienst, mit Einschluß der Segnung der Nahrungsmittel und der ersten Ostermesse, dauert bis zwischen zwei und drei Uhr, dann kehren die Familien in ihre Behausungen zurück, um ihr langes Fasten zu brechen, und laden diejenigen ihrer Bekannten, welche sie begegnen, ein, sie zu begleiten und ihre Gäste zu sein. Im größten Gemach ist ein langer Tisch gedeckt und mit allen Leckerbissen und gewöhnlichen Gerichten der Jahreszeit versehen. In der guten alten Zeit erwartete man vom höheren Adel, daß er diese Art offener Tafel bis Pfingsten reichlich besetzt erhalte, und jeder, der das Haus betrat, war freundlich eingeladen und willkommen geheißen, stehend sich an den aufgestellten Gerichten nach Herzenslust satt zu essen. Dieser Brauch ist jedoch in Abgang gekommen außer vielleicht in den fernsten Bezirken des Landes.

Der Bauernstand ist zwar gastfreundlich wie immer und besonders in dieser Jahreszeit, allein er kann sich natürlich in einer solch außerordentlichen Entfaltung von Gastlichkeit nicht ergehen; dagegen hat er seine eigenen Bräuche, namentlich im südlichen Rußland. Ehe der Bauer mit seiner ganzen Familie zur Kirche geht, muß er Sorge tragen, daß irgend ein tüchtiger Klotz im Ofen oder irgend eine Lampe vor dem Heiligenbild brennt, an denen er die Osterkerzen anzünden kann. Wenn man dies vergißt, so bringt man nicht blos Unglück über das Haus, sondern zeigt sich auch in religiösen Dingen gleichgültig, kurz man erweist sich als eine höchst vorwurfsvolle und tadelhafte Person; allein selbst für diese Sünde gibt es Vergebung.

In einem Dörfchen des südlichen Rußland wohnte ein armer Mann, welcher Witwer war und nur eine einzige Tochter hatte. Am Sonntag vor Ostern beschenkten ihn alle Nachbarn mit gekochten Speisen, daß er und sein Kind das Fest fröhlich feiern könnten. Das Mädchen stellte alle Gerichte passend auf und setzte auf jede Ecke des Tisches eine Kerze. Die Pracht der Geschenke und der Glanz des bevorstehenden Festes verdrehten aber vielleicht dem Mädchen und seinem Vater den Kopf, denn jedenfalls vergaßen sie die nötige Sorgfalt. Sie hatten keine Oellampe und bei ihrer Rückkehr aus der Kirche konnte kein einziger Funke Feuer mehr aus dem Ofen gerecht werden. Das Mädchen lief von Haus zu Haus und suchte eine Kerze anzuzünden, aber überall sagte man ihm: „Ihr müßt sehr gottlose und von Gott verlassene Leute sein, wenn ihr das Osterfeuer habt ausgehen lassen." Niemand bot dem Mädchen ein Ei an oder wollte ihm Feuer geben, und es kehrte weinend zu seinem Vater zurück. Da schaute dieser zur Thüre hinaus, sah weit draußen im Felde ein Feuer brennen und schloß sogleich daraus, daß irgend eine Bande Wanderer sich dort gelagert habe, die ihm gewiß eine so kleine Bitte nicht abschlagen würden. So gieng er denn hin und fand, wie er erwartet hatte, eine Anzahl Männer um ein Feuer liegen. Sie gaben

Digitized by Google

ihm sogleich Feuer für sein Wachskerzchen, allein sobald dieses angezündet war, wurde es vom Winde wieder ausgeblasen. Da sagte der älteste der Männer: Du würdest besser einige glühende Kohlen mitnehmen. „Dies wohl, aber wie soll ich sie tragen?" „In deinem Rockschoße." Der Mann machte sich den unerwarteten Rat zu Nutze, hob den Saum seines Rockes herauf, der Fremde legte ihm glühende Kohlen hinein, und der Mann ging vergnügt nach Hause. Als die Osterkerzen angezündet waren, warf er die glühenden Kohlen auf den Estrich und fand zu seinem Erstaunen, daß sein alter Rock nicht einmal versengt worden war. Der ganze Estrich aber glitzerte überall, wohin nur die Funken gefallen waren, und als er die glühenden Kohlen untersuchte, die er so fahrlässig behandelt hatte, fand er, daß sie reines Gold waren. Als er nun noch einmal aus der Thüre blickte, konnte er kein Feuer mehr in den Feldern sehen, sondern er und seine Tochter verbrachten eine glückliche Osterzeit, und wenn sie auch später nicht immer glücklich waren, die Geschichte gibt uns darüber keine Auskunft, so sind sie doch niemals wieder arm geworden.

Dieses Jahr fielen die russischen Ostern auf unseren 17. April, und wo nur immer an diesem Tage einige russische Landleute versammelt waren, da wurde, was auch ihre politischen Ansichten sein mochten, die alte Tafel gedeckt, die alten Ostergrüße ausgetauscht und die alten Ostergerichte so viel wie möglich wieder hergestellt oder nachgeahmt; denn ganz abgesehen von dem religiösen Charakter des Festes, welchen zu berühren wir uns absichtlich versagt haben, ist Ostern für die Russen, was Weihnachten für die Deutschen ist — vor Allem ein Familienfest. Beide werden bei Hof mit großem Pomp gefeiert, beide in der Kirche mit gebührender Feierlichkeit begangen. Aber in diesen Thatsachen allein besteht nicht ihre ganze Anziehungskraft. Sie werden geliebt, gefeiert und verehrt, weil sie Erinnerungen an die glückliche Kinderzeit erwecken — wenn auch zugestanden werden muß, daß hier das Herz in gefährlicher Nähe beim Magen liegt — und weil sie alljährlich eine Gelegenheit bieten, alte Freundschaften zu erneuern und neue Streitigkeiten auszugleichen. (S. R.)

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Wie man bemerken konnte, war es ihm offenbar schwer, mit der Wahrheit herauszurücken, denn er nippte aus dem Glase, um seine Verlegenheit zu verbergen, gestand dann aber doch ein, daß es vorgekommen sei, daß Reisende in dieser Jahreszeit mitunter Wochen-lang hatten auf der Station verweilen müssen.

„Wochen-lang?" wiederholte ich, „Wochen-lang?"

„Gewiß!" sagte er, „aber deshalb braucht Ihr nicht zu erschrecken, Herrschaften. Hoffentlich werdet Ihr nicht lange auszuhalten haben; allein im Interesse Eurer eigenen Sicherheit ist es gut, zu warten, bis es sich verlohnt, die erforderlichen Kräfte für Euch aufbieten zu können. Es kann sein, daß schon diese Nacht andere Reisende eintreffen. Wer kann es wissen!"

Das waren prächtige Worte, die der Alte sprach. Ich atmete erleichtert auf, als ob er mich von einem Alp befreit hätte, und der Thee schmeckte mir jetzt besser.

In diesem Moment trat ein Jemtschick herein, der dem Postmeister eine Meldung machte.

„Ich komme!" sagte derselbe aufstehend, um sich auf einige Minuten zu beurlauben, und schon war er im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als er sich noch auf etwas besann, und frug, ob wir etwas zur Nacht zu essen wünschten?

Wir hatten zwar noch nicht daran denken können; allein da er damit einen sehr wichtigen Punkt berührt hatte, so wünschten wir uns das zu überlegen, und der Alte entfernte sich.

Kaum hatte der letztere die Thüre hinter sich zugemacht, als wir sofort daran giengen, unsere Situation noch einmal zu überlegen. Ich teilte meiner Gefährtin alles mit, was der Postmeister gesagt hatte. Die Hoffnung, die uns der letztere so nahe gerückt, verfehlte auch auf sie nicht ihre Wirkung, und obschon sie unsere Lage im ganzen nicht erfreulich fand, so war sie doch der Meinung, daß man darüber nicht den Kopf verlieren dürfe.

Im Stillen war mir dieser Gedanke beim Theetrinken auch schon beigekommen, obschon ich denselben nicht recht hatte aufkommen lassen. Jetzt, da ich ihn jedoch aussprechen hörte, mußte ich ihn vollkommen billigen, und die Art, wie sich meine Leidensgefährtin mit dem Unabweisbaren zurecht fand, beruhigte mich noch mehr.

Wir konnten jetzt daher auf den anderen Punkt übergehen, den der Postmeister angeregt hatte.

„Meiner Ansicht nach lassen wir jetzt das Grübeln sein und denken daran, welchen Bescheid wir dem Alten geben wollen, wenn er wieder kommt", bemerkte ich. „Schaden könnte es gewiß nichts, wenn wir die einmal uns aufgezwungene Rast so gut als möglich ausnützen und uns einmal gütlich thun. Wir haben seit Moskau nicht mehr ordentlich gespeist und ebenso wenig geschlafen, und wenn wir morgen weiterfahren könnten, so wäre eine gute Mahlzeit und ein Nachtlager mit dem Verlust von etwa 30 Werst, die wir während der Nacht zurückgelegt haben würden, nicht zu teuer erkauft."

Meine Gefährtin war ganz damit einverstanden und freute sich über die, wie sie meinte, ganz gesunde Auffassung, welche in Bezug auf die Behandlung unserer mißlichen Umstände Platz gegriffen hatte. Auch sie teilte vollkommen meine gastronomischen Gelüste nach etwas

Digitized by Google

Außergewöhnlichem; allein eine bestimmte Idee vermochte sie noch nicht zu entwickeln, da sie mit den Verhältnissen viel zu unbekannt war, um Vorschläge machen zu können.

Vor allen Dingen mußte man jedoch im Auge behalten, daß man eine Wahl traf, der auch entsprochen werden konnte. Es blieb daher nichts übrig, als selbst meine Gedanken zum Besten zu geben. „Wie wäre es zum Beispiel mit einer Taube und russischem Kapusta?" sagte ich.

Allein das fand keinen Beifall.

Ich brachte daher Wildenten oder Birkhuhn mit Kascha (Grütze) in Vorschlag, was jedoch ebenso wenig Beifall fand, da man etwas Pikantes zu haben wünschte.

Gerade das war aber außerordentlich schwierig zu beschaffen, da der Russe für saure Speisen eine auffallende Abneigung zeigt, und solche beinahe gar nicht genießt. Allenfalls hätte noch Tschie mit saurer Sahne und Pastetchen beschafft werden können, was zwar sehr gut schmeckte, aber doch eigentlich nur als Suppe gegessen wurde.

Tschie[1] wurde deshalb schon gar nicht gewünscht. „Nur nicht Tschie!" lautete die Antwort.

„Das habe ich mir im voraus gedacht!" versetzte ich; „dann wüßte ich aber auch nicht mehr, was ich in Vorschlag bringen sollte."

„Ich glaube aber, daß ich es erraten werde!" entgegnete meine Genossin nachdenkend.

„Und was könnte das sein?"

„Ein Häring!"

„Und Kartoffel?"

„Ja!"

Man muß wissen, daß beide Artikel in jenen Gegenden zu den größten Delikatessen gezählt werden, die nur auf größeren Tafeln vorkommen, um zu begreifen, daß ich hätte aufjubeln können. Wir hatten beides zum letztenmal in Deutschland gegessen und schon längst einen Heißhunger oder Lüster darnach empfunden. Die Befriedigung desselben war indeß außerhalb großer Städte nicht so leicht. Sowohl das Eine wie das Andere ist eben so teuer wie schwierig zu beschaffen, und es war daher auch nicht gut denkbar, daß diese Sachen im Orte selbst oder in den umliegenden Dörfern sollten aufgetrieben werden können.

Dennoch oder gerade deshalb war der Reiz ein um so größerer, so daß wir ganz davon eingenommen wurden. Wir konnten gar nicht erwarten, daß erst der Postmeister erschien, um diesen darüber zu Rate zu ziehen. Wenigstens galt es einen Versuch, selbst wenn er mißglücken sollte.

Zum Glück kam der Postmeister, der außerordentlich erfreut und überrascht war, uns so aufgeräumt zu finden, was er sich gar nicht enträtseln konnte.

„Jetzt setzen Sie sich einmal, Väterchen!" sagte ich, während Johni, meine Gefährtin, ein neues Glas Thee einschenkte. „Wir haben sehr wichtige Dinge mit Ihnen zu sprechen!"

„Ich bin sehr gespannt!" versetzte er; „gewiß haben Sie einen Küchenzettel zusammengestellt?"

„Sie haben es erraten, Väterchen!"

„Und wie heißt Ihr Lieblingsmahl?"

„Kartoffel!"

Er schnalzte mit der Zunge. „Tschudei!" rief er aus, „Tschudei!" was so viel bedeutet wie herrlich oder köstlich. „Freilich ist es schwer, Ihren Wunsch zu erfüllen, da Kasan zu entfernt liegt, um dorthin senden zu können, und in der Nähe diese Früchte nicht zu haben sind. Ich will aber dennoch versuchen, sofort einen Kourier zum Fürsten Ameffi zu senden, wo sich ein deutscher Kunstgärtner befindet, der viel Verstand besitzen soll und auch Kartoffeln züchtet. Wenn irgend möglich, wird uns dieser Herr schon aus Dankbarkeit einige Knollen verkaufen, da ich ihm öfters Briefe zukommen lasse, die aus Deutschland, und manchmal auch von anderwärts, für ihn eingehen; abgesehen davon, daß der Fürst nur selten da ist!"

„Und wie weit ist der Ort von hier entfernt?"

„Zwei und zwanzig Werst!" (Etwa drei Meilen.)

„Der Kurier könnte also in ungefähr drei Stunden wieder zurück sein?"

„Ja, wenn er ein wenig zu warten hat, spätestens doch in vier Stunden. Es ist jetzt 5 Uhr Abends; um 10 Uhr können wir die Früchte hier haben und um ½ 11 Uhr dürften dieselben gesotten sein und zum Speisen bereit stehen!"

Diese Berechnung zeigte von einer ganz ungewöhnlichen Geistesschärfe und befriedigte uns sehr. Damit wir aber auch keine Enttäuschung erfuhren, erkundigte ich mich nach dem Namen des deutschen Gärtners, um selbst einige Zeilen an denselben beifügen zu können.

„Im Russischen wird er Iwanowitsch genannt!" verversetzte der Postmeister, „im Deutschen mag der Name allerdings ganz anders lauten; allein da wir denselben nicht kennen oder auszusprechen vermögen, heißt er wie alle Namenlosen und Unbekannten!"

„Also Iwanowitsch?"

„Ja, Herr!"

„Gut, ich werde selbst ein Briefchen beifügen!"

Der Postmeister fand das vortrefflich und erhoffte davon die beste Wirkung. Sofort brachte er Papier und Schreibzeug und ich schrieb: „Bester Iwanowitsch! Da Sie nach des Postmeisters Schilderung ein Deutscher von vielem Verstande sind und Kartoffeln züchten, so bitte, senden Sie mir so viel davon, daß drei Personen sich satt essen können. Die Gewährung dieser Bitte dürfte auf die pünktliche Bestellung Ihrer Briefe von Einfluß sein. Mit Gruß! Ein Deutscher.

Ich las dem Postmeister den Brief vor, mit Ausnahme der Stellen, die sich auf ihn oder seine Mitteilung

[1] Tschie darf nicht mit Tschai oder Thee verwechselt werden. Ersteres ist eine vorzügliche russische Suppe aus Rüben und Kraut.

Digitized by Google

bezogen und er fand das Schreiben (Piesmo) „otlitschne", d. h. vorzüglich. Gleichzeitig waren bereits die nötigen Ordres erteilt worden und in wenigen Minuten konnte der erfreuliche Rapport erfolgen, daß der Kurier bereits abgegangen sei.

Von diesem Augenblick an war es uns vergönnt, den Postmeister mit eingeschlossen, einige sehr glückliche Stunden der Hoffnung zu verleben; allein leider waren damit selbst im Falle des besten Gelingens unserer Angelegenheit noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden, sondern auch im günstigsten Falle waren dieselben erst zur Hälfte beseitigt und es fehlte immer noch der Häring, der sicherlich nicht leichter zu beschaffen war.

Schon die beinahe unüberwindliche Unmöglichkeit, dem Postmeister begreiflich zu machen, um was es sich handelte, konnte fast zur Verzweiflung bringen. Ich hatte geglaubt, mich auch in diesem Punkte ebenso leicht wie im ersteren mit dem sehr genialen Beamten verständigen zu können; allein bei meiner damals noch ungenügenden Kenntnis in der Sprache des letzteren hatte ich völlig außer Acht gelassen, daß die Kartoffel im Russischen wie im Deutschen heißt, während es sich mit dem russischen Worte für „Häring" ganz anders verhielt.

Es war daher ganz natürlich, daß uns der Postmeister ganz verblüfft ansah, als ich ihm begreiflich machte, daß ich auch einige „Häringe" zu haben wünschte. Mehreremale versuchte er das Wort zu wiederholen, allein da der Russe das „H" absolut nicht aussprechen kann, so brachte er immer nur „Gährung" heraus, so viel er sich auch anstrengte und würgte.

Indeß kam es auch auf die Aussprache gar nicht an, sondern die Hauptsache blieb immer, daß er verstand, was wir wollten, was jedoch leider nicht der Fall war, da mir das russische Wort für Häring fehlte. So sehr ich mich auch bemühte, mich klar zu machen, und der Postmeister um mich zu erraten, so schien doch die Schwierigkeit aller Anstrengungen spotten zu wollen. Um über diese Verlegenheit hinwegzukommen, verfielen wir auf die erdenklichsten Mittel und Einfälle, namentlich aber mußte die Sprache der Mimik über die Unkenntnis des fremden Idioms hinweghelfen.

Aber auch nicht um einen Schritt kamen wir dabei unserer Sache näher. Es ergieng mir wie einst in einem Hotel Moskau's (Hotel St. Petersburg), wo sich ähnliche Verständigungsmängel herausstellten, die mir deshalb so unvergeßlich geblieben sind, weil mir der Häring mit einem Rubel Silber in die Rechnung gestellt wurde.

Da, als Alles scheiterte, fiel mir das Waschbecken und der Wasserkrug in das Auge, welche Gegenstände wir gebraucht hatten, die aber noch nicht fortgeräumt worden waren. Mir stieg eine prächtige Idee auf, die leicht zum Ziele führen konnte. Rasch goß ich Wasser in das Becken, steckte die Hand hinein, und ahmte mit derselben die Bewegungen eines Fischschwanzes nach, was der Postmeister mit der größten Spannung beobachtete.

Nicht gleich begriff er die Bedeutung, aber mit einemmale rief er freudestrahlend aus: „Riba! Riba!"

Ich triumphierte ebenso sehr, denn „Riba" heißt der Fisch. Wir jauchzten alle beide auf, während sich Johni, meine Gefährtin, ärgerte, weil sie glaubte, daß der Postmeister von Rüben spreche.

Allein trotz dieses Erfolges hatten wir uns unserem Ziele doch nur auf halbem Wege genähert, denn der Fisch, oder, wie Väterchen sagte, ein „Fisch", war eigentlich doch immer noch kein Häring. Es gelang aber auch noch zu erklären, daß es sich um einen „Fisch" handelte, welcher im Meere lebe und salzig sei, also um einen toten Salzfisch, was nur dadurch veranschaulicht werden konnte, daß man den Zustand des Todes durch Schließen der Augen andeutete und alle Glieder von sich streckte.

Um bis zu diesem Resultat zu gelangen, hatten wir mehrere Stunden gebraucht und uns fortwährend abgequält; allein hiermit waren wir auch, wie es schien, so gut wie am Ende, denn merkwürdigerweise kamen wir über den toten Salzfisch nicht hinaus, was freilich nicht überraschen durfte, wenn man bedenkt, daß unser populärer Häring vielleicht dem Postmeister noch gar nicht zu Gesicht gekommen, geschweige denn von demselben gegessen worden war.

Völlig erschöpft von den Bemühungen, wandte ich mich an Johni und bedauerte, daß es aussichtslos sei, zu einer Verständigung zu gelangen.

Da wiegte diese mit dem Kopf zum Zeichen, daß sie mein Bedauern teile und sann einige Augenblicke über etwas nach. Aber plötzlich schien sie sich auf etwas zu besinnen und vergnügt frug sie: „Aber, mein Gott, haben wir denn nicht noch Häringe bei unserem Proviant?"

Ich mußte mich ebenfalls erst besinnen, und in der That erinnerte ich mich, daß wir etwas von diesem Artikel verpackt hatten, damit wir nicht in den Fastenwochen der Russen Not litten. „Es kann leicht möglich sein, daß Du Recht hast!" mußte ich bekennen. „Wir müssen sofort untersuchen!"

Augenblicklich begaben wir uns an den Wagen, um bei der Laterne die Nachforschung zu beginnen, die allerdings nicht ohne Mühe durchzuführen war, aber auch mit einem glänzenden Ergebnis abschloß, da wir noch ein volles kleines Fäßchen davon vorfanden.

Der Postmeister war wie aus den Wolken gefallen und konnte es jetzt selbst nicht fassen, wie er nicht hatte darauf kommen können, als er den Inhalt des Gefäßes erblickte und darüber in freudiges Staunen ausbrach. Indeß war es auch die höchste Zeit, denn noch hatten wir uns von der Verwunderung nicht recht erholt, als wir auf der hart gefrorenen Dorfstraße einen Reiter heransprengen hörten und bald darauf einen Postillon mit einem großen gefüllten Beutel in das Zimmer treten sahen. Es war der Kurier, der uns einen Bündel mit Kartoffeln zu Füßen legte und Empfehlungen von dem fürstlichen Kunstgärtner



Digitized by Google

überbrachte; während in einem Kouvert der dem Jemtschick mitgegebene Rubelschein zurückgesandt wurde.

Die Freude allerseits war eine unbeschreibliche, und sofort wurden Anstalten getroffen, um einen hinreichenden Teil der Früchte abzudämpfen, und die Salzfische unter der Leitung Johni's zuzubereiten. Die ganzen Vorrichtungen nahmen nur eine sehr kurze Zeit in Anspruch und keine halbe Stunde später befanden wir uns mit dem Postmeister beim Mahle in der fröhlichsten Stimmung.

Es mochte elf Uhr Nachts gewesen sein, als wir uns zu Tisch setzten, und schon war Mitternacht vorüber und wir saßen immer noch beim Mahle, zu welchem die Theemaschine von neuem geheizt werden mußte, denn obschon auch der Häring für den Postmeister als eine Delikatesse galt, so war doch beides für ihn ein ungewohntes Gericht, und er verspeiste den toten Salzfisch doch nur als „Sakusk" oder „Imbiß", wogegen er die Kartoffeln mit den Fingern ihrer Schale entledigte und nach russischer Art trocken zum Thee verspeiste.

Nach der Hauptmahlzeit wurde jedoch nur noch Thee getrunken, und ein Glas nach dem andern gefüllt, denn der gewaltige Samowar, der wenigstens einen halben Eimer siedendes Wasser enthielt, war ebenso unerschöpflich wie der Unterhaltungsstoff des Postmeisters. Auf diese Weise bemerkte man es kaum, wie schnell die Zeit verging, so daß die erste Vollstunde nahe sein mochte, als es uns vorkam, das Geläute eines Glöckchens zu vernehmen, wie man es hört, wenn sich eine ankommende Post nähert.

Der Postmeister horchte und wir horchten ebenfalls. Es kam immer näher und zuletzt ganz nahe, so daß kein Zweifel mehr aufkommen konnte, es müsse eine Post sein, die noch einen Reisenden brachte. Schon hörte man das Johlen der Postillone und Mannschaften, und im nächsten Augenblick mußte der Wagen vor der Station halten.

So verdrießlich in dem Augenblick die Störung auch sein mochte, so mußte der Postmeister doch seinen Platz aufgeben, um zum Empfange des Reisenden hinaus zu eilen. Allein, kaum war das geschehen, als er auch schon wieder in Begleitung eines in einen Pelz und Militärmantel gehüllten Herrn in das Vorderzimmer zurückkehrte, zu dem die nach unserem Zimmer führende Thür noch offen stand. Behutsam zog ich die letztere etwas an, allein dennoch konnte man hören, daß der Fremde ein kaiserlicher Kurier war, der aus St. Petersburg kam und zu dem berüchtigten Generalgouverneur Timascheff nach Kasan ging, der später als Minister des Innern eine ebenso verwerfliche Rolle spielte wie in seinem Privatleben und gegenwärtig wahrscheinlich als Flüchtling an irgend einem verborgenen Orte des Auslandes lebt.

Die Mission des Offiziers interessierte mich außerordentlich und da sich derselbe uns zu nähern wünschte, kam es mir durchaus nicht ungelegen, wenn derselbe ein Glas Thee bei uns annahm, was ihm ebenso willkommen war, wie uns, als wir auf der Station eintrafen. Sehr bald waren wir bekannter mit einander und als er sah, daß ich über die Person des Generalgouverneurs sehr gut eingeweiht war, wurden wir sogar vertraut und wir freuten uns, daß wir am nächsten Morgen unsere Reise würden miteinander fortsetzen können, da der Kurier unter allen Umständen befördert werden mußte.

Für uns hätte es sich aber nicht glücklicher fügen können, denn wir hatten nun Aussicht, unsere Reise ohne wesentlichen Zeitverlust wieder fortsetzen zu dürfen; und sobald sich der Offizier zurückgezogen hatte, übergaben wir uns dem Divan, um uns für die neuen Strapazen durch einige Stunden ruhigen Schlafes zu stärken und vorzubereiten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Sieben Monate in der Mandschurei.

Die heutige Mandschurei, wie sie sich nach Abtrennung des russischen Amur-Gebietes noch darstellt, gehört zu den am wenigsten bekannten Ländern der Erde, und daher ist uns eine, wenn auch kurze, neuere Nachricht über dieses Land sehr willkommen, welche wir britischen Zeitungen jüngsten Datums entnehmen dürfen. Ein Herr H. E. Fulford, angehender Dolmetsch im britischen Konsulardienst, wurde nämlich im vorigen Jahr von Peking aus auf eine Beobachtungsreise nach der Mandschurei geschickt, von welcher er in einem Bericht an den britischen Minister und Gesandten in Peking eine sehr interessante Schilderung entworfen hat. Die Mandschurei ist nur selten von europäischen Reisenden erforscht worden und scheint auch nur wenig Anziehendes zu besitzen. Das Reisen daselbst ist mit großen Mühseligkeiten verbunden, weil das einzige Verkehrsmittel außer der Fußreise das Reiten auf Maultieren ist und die Wege schmal und gefährlich sind. Gleichwohl legten Herr Fulford und seine Gefährten auf denselben durchschnittlich mehr als 20 engl. Meilen täglich zurück und brauchten nur 142 Reisetage, um eine Strecke von ca. 2866 e. Mln. zu durchmessen. Die chinesischen örtlichen Behörden ließen ihnen nur wenig Unterstützung angedeihen und namentlich vermochten sie keinen offiziellen Führer zu bekommen, bis sich endlich ein ehemaliger Soldat fand, welcher sich als Führer ziemlich gut bewährt zu haben scheint und einen seiner Verwandten bewog, der Gesellschaft Maultiere zu verschaffen. Die Reise ward am 19. Mai begonnen und am 12. Dezember beendigt.

Die Mandschurei liegt zwischen der Mongolei im Westen und dem russischen Gebiet im Osten zwischen dem 40. und 52.° n. Br. Herr Fulford kam aber nicht weiter nach Norden als bis Tsi-tsi-Har unter 46.° n. Br. Das Klima nördlich vom Songari-Fluß ist furchtbar streng, da das Land einen großen Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist. Die französischen Missionare in Hulan

Digitized by Google

geben die von ihnen beobachtete niedrigste Temperatur auf 31.1° C. an. Die englischen Reisenden trafen den ersten Frost am 25. September auf den Ebenen von Tsi-tsi-Har, allein in südlicheren Breiten bekamen sie erst im November strenge Kälte. Den größten Kältegrad erlebten sie in Kai-Yuan, etwa unter 43° n. Br., am 10. Dezember, wo das Thermometer auf —25° fiel.

Das Land wird von einer sehr gemischten Bevölkerung bewohnt, und trotzdem, daß die chinesische Regierung hier unbeschränkt herrscht, gelten noch mandschurische Gesetze und Bräuche und die Mandschu-Sprache in Wort und Schrift. Das Räuberwesen macht sich noch in einem großartigen Maßstabe geltend. Noch vor wenigen Jahren pflegten Landleute bei ihren Feldarbeiten Waffen mit sich zu führen, und sogar noch heutzutage scheinen umherschweifende Räuberbanden, welche ihre Hauptquartiere im Gebirge haben, gelegenheitlich Angriffe auf die Städte zu wagen. Noch im Jahr 1885 wurde ein förmlich organisierter Raubzug gegen eine Stadt von solchen Räubern veranstaltet, welche angeblich den Ortsvorstand bestochen hatten, damit er keinen Widerstand leiste. Die Bürger aber verteidigten sich auf ihre eigene Faust so mannhaft, daß die Strolche zurückgetrieben wurden, und der verräterische Beamte wurde später abgesetzt. Die chinesischen Ansiedler hegen eine sehr geringe Meinung von ihren örtlichen Mandschu-Herrschern und noch eine schlechtere von der Miliz, welche zu ihrem Schutze ausgeschickt wird. Es sind jedoch neuerdings chinesische Gerichtshöfe eingerichtet worden, mit denen man sehr zufrieden ist. Ein Flächenraum von ungefähr 200 e. Quadratmeilen um die höchsten Teile der Langen Weißen Gebirge herum wird von einer Rasse kühner Jäger aus dem Stamme der Schintong bewohnt. Da die chinesischen Behörden in Kirin, der Hauptstadt des Bezirks, außerstande sind, diese Menschen zu beschützen, so haben die Einwohner sich selbst zu Zünften zusammengethan. Eine dieser Zünfte oder Gemeinden, deren Mitglieder aus einem ausgedehnten Bezirk gezogen werden, zählt etwa eintausend waffenfähige Männer. Der Hauptmann und seine Unteroffiziere werden durch allgemeine Abstimmung gewählt und leiten die Geschäfte der Zunft in dem Gemeindehause, welches zugleich zum Winter-Zufluchtsorte für diejenigen dient, welche vom Frost aus den Hochthälern vertrieben worden. Die Gilden oder Zünfte handhaben strenge Gesetze gegen das Räuberunwesen und die Beherbergung gefährlicher Individuen, sowie über die Behandlung einwandernder Koreaner. Diese dürfen zwar für chinesische Brotherren arbeiten, aber weder auf ihre eigene Rechnung den Boden bebauen, noch Fischfang betreiben. Der für das letztere Verbot angegebene Beweggrund ist der, daß die Koreaner gleichzeitig so träge und in Handhabung der Angelrute so geschickt sind, daß sie, wenn man ihnen die Angelfischerei gestattete, gar nichts anderes mehr thun würden.

Die Nachbarschaft des russischen Gebietes hat zu einigen Versuchen geführt, über die russische Grenze herüber Handel zu treiben, scheint aber seither keinen großen Erfolg gehabt zu haben. Zwei russische Dampfbarkassen fuhren vor fünf oder sechs Jahren den Songari hinauf bis Hulan und versuchten zu handeln, allein es fanden einige Ruhestörungen statt, und man glaubt, weitere Versuche in derselben Richtung seien verboten worden. Es ist hier übrigens zu bemerken, daß man in den östlichen Gegenden des Landes Zündhölzchen von amerikanischen Ursprung findet, die durch Russen eingeführt worden sind. Ebenso kommt alles Tuch, welches im Lande verbraucht wird, aus Rußland.

Da Herrn Fulford's Reisegesellschaft keine Pässe für russisches Gebiet hatte, so fand sie einige Schwierigkeiten beim Betreten desselben. Als sie aber um eine Erlaubnis dazu sich bewarben, erhielten sie eine artige Einladung von dem in Nowo Kyjosk befehligenden Obersten Solokowski. Sie nahmen diese Einladung an und sahen auf dem Wege dahin im Hofe eines Gasthauses einen ehernen Pfeiler, welchen der kaiserlich chinesische Kommissär Wu-to-Tscheng zum verherrlichenden Andenken an seinen Sieg über die Russen in der Beilegung einer Grenzstreitigkeit erfochten hatte. Die Russen waren damals im Begriff, einen Posten an diesem Ort zu errichten, der für sehr wichtig gilt, weil er das chinesische Lager zu Hun-Tschun beherrscht; sie wurden jedoch gezwungen, fünf e. Mln. weit zurückzuweichen, und die Chinesen waren natürlich sehr entzückt über ihren Triumph, welchen sie zu einem großen Siege aufbauschten. Einer der russischen Offiziere sprach Französisch und zwei sprachen Englisch, allein diese drei waren die einzigen Ausnahmen in der allgemeinen Unbekanntschaft mit fremden Sprachen, welche Herr Fulford überall vorherrschend fand.

Von Herrn Maturin, dem russischen Kommissär in Schwanka, erlangte man einige interessante Auskunft. Derselbe war im Jahre 1886 an Ort und Stelle, als das russische und das chinesische Reich auf dem Punkte standen, Krieg miteinander anzufangen; er erhielt eines Tages den Auftrag, mit einer Geleitsmannschaft von fünfzig Kosaken den chinesischen Befehlshabern zu melden, daß der Friede gesichert sei. Diese wollten ihm aber nicht glauben, verweigerten ihm den Eintritt in die Stadt Ninguta und thaten ihr Möglichstes, um ihn am Einkauf von Lebensmitteln zu hindern. Gegenwärtig herrschen die bestmöglichen Beziehungen zwischen den russischen Offizieren und dem chinesischen General, welcher die Grenztruppen befehligt.

In Ninguta befindet sich eine Telegraphenstation, welche Herr Fulford in so gutem und geordnetem Betrieb fand, daß er imstande war, ein Telegramm nach Peking zu schicken und schon in einigen Stunden Antwort darauf zu erhalten. Diese Telegraphenlinie soll noch in diesem Jahre ausgedehnt und wird wahrscheinlich mit den russischen Drähten in Blagoweſtschensk verbunden werden. Diese Arbeiten sind unter der Leitung eines Dänen namens Schiern errichtet worden, allein das Unternehmen steht

Digitized by Google

nun ganz in chineſiſchem Betrieb. Selbſt in dieſem entfernten Teile der Welt iſt die Verwendung des Telegraphen zu Uebermachung von Geld nachgerade begriffen worden. In Kirin ging Herrn Fulford das Geld aus und eine Bankfirma daſelbſt unternahm es, ihm den erforderlichen Betrag vorzuſchießen, als ſie die Drahtnachricht bekam, daß derſelbe an ihr Hauptkomptoir in Peking eingezahlt worden ſei. Die Linie wurde durch eine Ueberſchwemmung unterbrochen, nachdem das erſte Telegramm abgeſchickt worden war, allein glücklicherweiſe waren die Reiſenden imſtande, gegen Hinterlegung einiger wertvoller Artikel Geld zu bekommen. Der Telegraph iſt nun im Begriff, ſich raſch über ganz China zu verbreiten, wo er — ganz im Gegenſatz zu demjenigen, was in Europa und Amerika geſchehen iſt — dem Eiſenbahnbau vorauseilt.

---

## Die Verbannung nach Sibirien als Mittel zur Koloniſation dieſes Landes.

(Schluß.)

III.

So hat alſo die Idee, Sibirien durch Verbrecher zu koloniſieren, völliges Fiasco gemacht. Kein Wunder! Unfreiwillige Anſiedelung als Strafmittel mußte ein ſolches Reſultat bringen. Weder die Vergangenheit des Sträflings, noch ſeine Lage am Verbannungsort, noch die Perſpektive auf ſeine Zukunft konnten oder können in ihm diejenigen Eigenſchaften entwickeln, welche für den Menſchen, der arbeiten ſoll, notwendig ſind. Unter ſolchen Bedingungen iſt ein Menſch, der fähig wäre, ſich an einem beſtimmten Orte feſtzuſetzen, ſeinen eigenen Heerd zu gründen und eine ſolide Wirtſchaft einzuführen, undenkbar.

Wie ſehr verkommt der Sträfling ſchon im Gefängnis, bis er die endloſe Reiſe per Etappe antritt! Und wenn er ankommt, was erwartet ihn am neuen Ort? Etwa eine Umgebung, welche einigermaßen die ſchlechten Neigungen paralyſieren könnte, welche in ihm das Gefängnis und die Reiſe entwickelt haben? Keine Spur! Kaum hat er ſich im neuen Orte umgeſehen, ſo fordert man ſchon Steuern von ihm. Nach Ablauf von drei Jahren muß er Abgaben bezahlen, ganz ſo wie die längſt anſäſſigen Bauern, und kann er das nicht, ſo muß er bei den älteren Koloniſten als Knecht arbeiten. Seit der Reviſion Tolſtoi's, Annenkow's u. a. iſt zwar einiges zur Verbeſſerung der Lage der Verſchickten geſchehen. Die Sträflinge, welche im Laufe von drei Jahren eine Wirtſchaft einrichten, werden auf weitere drei Jahre von den Steuern befreit, diejenigen, welchen das nicht gelingt, müſſen die allgemeine Steuer bezahlen, im anderen Falle werden ſie als Arbeiter verdingt und unterliegen einer ſtrengen Aufſicht. Aber wie ſoll der arme Verſchickte, welcher der Arbeit entwöhnt iſt und keinen Groſchen Geld in der Taſche hat, ſich eine Wirtſchaft einrichten? er darf ſich von dem Orte, wohin er verſchickt iſt, nicht entfernen, aber da Arbeit zu finden, iſt ſchwer. Die alten Koloniſten nehmen ihn nur im äußerſten Fall als Arbeiter an, etwa zur Erntezeit, wenn die eigenen Arbeitskräfte nicht ausreichen, und auch dann nützen ſie den Armen auf alle mögliche Weiſe aus.

Die materielle Lage der Verſchickten iſt überhaupt eine ſehr ſchwere. Ein Reviſor der Kolonien im Gouvernement Irkutsk teilt die Anſiedler in drei Klaſſen: Hausbeſitzer, Hausloſe und Bettler. Erſtere beſchäftigen ſich mit Ackerbau, Handwerken ꝛc., die zweiten dienen bei den Bauern als Arbeiter oder treiben ebenfalls ein Handwerk; von den Bettlern lohnt es ſich nicht weiter zu ſprechen. Hausbeſitzer gab es ſehr wenige; ſo z. B. beſaßen in einem Bezirk mit 496 Koloniſten nur 109 Häuſer. Aber ſelbſt die Lage dieſer Hausbeſitzer wird von dem Reviſor in den dunkelſten Farben geſchildert. Ihre „Häuſer" ſind meiſt elende Hütten; ſie bebauen höchſtens vier Deßjätinen; die meiſten haben ein Pferd und eine Kuh; es gibt aber auch Hausbeſitzer, welche kein Vieh haben und ſolches bei den Bauern mieten, wenn ſie zur Feldarbeit ſolches bedürfen. Koloniſten, die als Arbeiter ſich vermieten, zählte der Reviſor im gleichen Bezirk 236; ihr durchſchnittliches jährliches Einkommen war kaum 30 Rubel.

In der That iſt die Lage des Verſchickten eine äußerſt ärmliche. Er arbeitet wie ein Pferd für den alten Anſiedler und erhält dafür ein ärmliches Quartier, Ziegelthee, hartes Brot und alte Lumpen. Die alten Einwohner ſind ſehr eingenommen gegen die neuen Anſiedler. „Was er anſieht, bekommt Füße" ſagt ein Sprichwort. Großenteils iſt das Mißtrauen auch ein verdientes. Außerdem rührt die Verſtimmung auch davon her, daß die alten Einwohner beim Transport der Verſchickten ſchwere Frohndienſte leiſten müſſen; ſehr oft werden ohne Einwilligung der Altanſäſſigen und ſogar gegen ihren Willen, ganze Dörfer mit Verbannten überſchwemmt, welche unterhalten und für welche Steuern gezahlt werden müſſen. Alljährlich ziehen auf den ſibiriſchen Trakten Tauſende von Verbrechern, die zu Katorga verurteilt ſind, umher, gegen deren Gewaltthaten die Dörfer keinen Schutz haben; alljährlich kommen auf der großen Straße 30,000 bis 40,000 Landſtreicher durch die Ortſchaften, welche dieſe aus Furcht vor Mord und Totſchlag, vor Räubereien und Brandſtiftung füttern müſſen. Man hat berechnet, daß der Unterhalt dieſer Landſtreicher allein dem ſibiriſchen Bauernſtand jährlich 2,960,000 Rubel koſtet; außerdem hat die Bevölkerung von Sibirien noch die Gefängniſſe zu unterhalten, Fuhren zu ſtellen ꝛc. Die Adminiſtration von Sibirien berechnet nicht ohne triftige Anhaltspunkte, daß $^2/_3$ aller Verbrechen, welche in Sibirien begangen werden, den Verſchickten zur Laſt fallen. Die Statiſtik konſtatiert für Weſtſibirien ein Verbrechen auf 72 Verſchickte; im Jahre 1881 waren von den in Jeniſeisk beſtraften Verbrechern

Digitized by Google

sogar 54 % Verschickte. In der kleinen Stadt Ischim, im Gouvernement Tobolsk, kamen auf 345 Bürger 638 obdachlose Ansiedler, und in derselben Stadt saßen vor 10 Jahren 205 Mann im Gefängnis für begangene Verbrechen. Unter den von den Verschickten begangenen Verbrechen stehen obenan Mord, dann Diebstahl, ferner Raub und Falschmünzerei. So ist es kein Wunder, daß die alten Bewohner von Sibirien die Neuangekommenen wie die Pest meiden und nur im äußersten Fall ihre Töchter an dieselben verheiraten, ja solche viel lieber an Ostjäken, Tungusen, Jakuten, Burjäten und Mongolen abgeben.

Ueberall ist die Lage der Verschickten die allertraurigste. Dieser „Auswurf" der Menschheit, den kein Gesetz schützt, ist der äußersten Willkür und Gewaltthat ausgesetzt. Die Tschinowniks (Beamte) sehen ihn als „melkende Kuh" an und ziehen ihn bei jeder Gelegenheit bis auf den letzten Faden aus; selbst die kleinen Unterstützungen für gebrechliche Alte, die aus der Oekonomie abgelassen werden (3 Rubel pro Monat), gelangen selten in die Hände derer, für die sie bestimmt sind. Außer Stand, an dem Ort, wohin er bestimmt ist, Arbeit zu finden, möchte der Verschickte seine Schritte nach einem andern Orte lenken. Aber da steht vor ihm der strenge Paragraph des Gesetzes, welcher ihm bei hoher Strafe verbietet, im Laufe von zehn Jahren den Wohnort zu wechseln. Er sieht nur zwei Möglichkeiten vor sich: entweder ein Verbrechen zu begehen oder zu entlaufen. Meist führen beide Wege ins Gefängnis. Selten bietet sich eine dritte Möglichkeit: sich der völligen Kabale eines alten Ansiedlers oder eines Goldsuchers hinzugeben. Im Jahre 1840 arbeiteten in den Goldgruben 11,000 Verschickte, d. h. etwa der zwölfte Teil der Gesamtzahl. Erst neuerdings sind dort Bauern und Bürger als Arbeiter zu finden, aber immer wiegt noch die Zahl der Verbannten weitaus vor. In diesen Gruben werden die Strafkolonisten vollständig demoralisiert: unmenschliche Ausnützung, katorga-artige Arbeit bei den allererbärmlichsten hygienischen Bedingungen treiben die Unzufriedenheit der Armen aufs äußerste. Hier verschwindet alle und jegliche Möglichkeit, sich mit dem Geschicke auszusöhnen.

Selbst in den seltenen Fällen, wo es einem Strafkolonisten gelingt, sich ein Hüttchen aufzubauen und eine kleine Wirtschaft einzurichten, erwarten ihn allerlei Ueberraschungen, welche ihm seine Stellung nur allzu sehr zum Bewußtsein bringen; er bekommt wenig Acker- und Weideland zugeteilt, erhält schlechtes Land und magere Erde. Die älteren Kolonisten nehmen ihm überall das Beste weg. Auch die Obrigkeit sieht sie nicht an als Menschen, welche sich dort ansiedeln sollen, sondern nur als Arbeiter, welche für die Landwirtschaft nötig sind.

Es ist gewiß, daß die ärmliche Stellung der Strafkolonisten vielfach bedingt ist durch die Rohheit und Gleichgültigkeit derjenigen, denen ihr Geschick anvertraut ist. Diese Beamten sehen in dem Verschickten nicht einen lebendigen Menschen, sondern eine leblose tote Nummer, welche man hinstellen kann, wo es einem einfällt. So kommt es vor, daß ein Matrose aus Odessa oder Taganrog nach Turinsk oder Kurgan verschickt wird und nicht an den Baikal oder Ob, wo er in seinem Fach Arbeit finden könnte, oder ein früherer flotter Koch kommt in ein elendes Nest, anstatt in eine größere Stadt, wo er seine Kunst verwerten könnte; der Steppenbewohner von Cherson gerät in den Urwald, der Waldbewohner von Wjatka, Kostroma 2c. in die Steppe. Das ist nun ganz allein die Schuld der wenig umsichtigen Administration. Aber auch hierin liegt noch nicht der letzte Grund des Uebels. Dieser liegt vielmehr in dem Zwang. Auch da, wo die Regierung den Verschickten fertige Dörfer mit allem möglichen Aufwande hinstellte, sie mit Ackerwerkzeugen, Vieh 2c. versah, liefen sie nach kurzer Zeit davon und die Dörfer standen leer, eben weil die Ansiedelung eine gezwungene war.

IV.

Es ist keine Frage, Sibirien bedarf der Kolonisation. Es ist zu dünn bevölkert, dünner als der Kaukasus und als Turkestan. Aber das ist eben die Sache, daß die Verschickung nicht geholfen hat. Und diese Strafkolonisation ist durchaus nicht so nötig; das russische Landvolk namentlich hat seit langer Zeit eine Masse von Gründen, die es zu einer freiwilligen Auswanderung bewegen — und diese Auswanderung richtet sich hauptsächlich nach Sibirien, ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die eine Reise dahin bietet. Dort erwartet den russischen Landmann ein reiches Ackerfeld. In den Jahren 1870—1883 sind in Tomsk als eingewandert eingeschrieben 24,452 Köpfe; sie kamen meistens aus den Gouvernements Wjatka (3761), Tambow (3315), Woronesh (2327) und Perm (2855); außerdem gibt es noch eine Masse solcher, welche sich nicht einschreiben lassen; solcher zählte man im Altai-Gebirgsbezirk, im Gouvernement Tomsk, am 1. Januar 1884 über 30,000 Mann.

Dieser Zug zur freiwilligen Auswanderung hinter den Ural ist durchaus nicht eine Erscheinung der neuen Zeit; er existiert schon seit der Eroberung Sibiriens. Und wenn Sibirien überhaupt eine Bevölkerung aufzuweisen hat, so hat es dieselbe durchaus nicht der Verschickung oder den Maßregeln der Regierung zu verdanken, sondern eben jener freiwilligen Einwanderung. Das Resultat dieser wäre auch ein viel günstigeres, wenn die Einwanderer nicht beständig mit allen möglichen Hindernissen zu kämpfen hätten. Schon seit 1683 bemüht sich die Regierung auf alle mögliche Weise, Flüchtlingen den Eingang nach Sibirien zu erschweren; ohne diese Maßregeln wäre die Bevölkerung eine viel dichtere. Die Verschickung der Verbrecher nach Sibirien hat das Land so in Mißkredit gebracht, daß die Einwanderung eine weniger zahlreiche wurde. Aber dennoch hörte sie nicht ganz auf und geschah den Verboten der Regierung zum Trotz auf heimliche

Digitized by Google

Weise, und die abgelegensten Gegenden wurden das Ziel der Auswanderer. So sind mehrere Reisenden, die sich verirrten, auf Dörfer gestoßen, von denen niemand etwas wußte. Die Verfolgung der freiwilligen Einwanderer brachte es auch oft mit sich, daß diese ganze Räuberbanden bildeten, welche die friedlichen Bürger beunruhigten.

Die Einwanderung nahm in den letzten drei bis vier Jahrzehnten beständig zu und betrug z. B. in den Jahren 1852 bis 1880 in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk über 55,000 Köpfe.

Die Gründe dieser Auswanderung sind klar. Das Volk verlangte darnach, seine Lage zu verbessern, und glaubte in Sibirien zu finden, was es suchte. Als durch ganz Rußland das Gerücht von der Befreiung der Bauern sich verbreitete, dachte das Volk, daß seine ökonomische Lage sich bessern und die Auswanderung aufhören werde. Allein die Reform vollzog sich und die Auswanderung dauert fort; von 1861—1881 sind in den sibirischen Gouvernements über 100,000 Einwanderer eingeschrieben worden; sehr viele aber ließen sich nicht einschreiben, weil sie verschiedenen gesetzlichen Formalitäten nicht genügen konnten. Seit 1880 haben obige Zahlen zugenommen. So reisten durch Tomsk im Jahre 1883 7000, 1884 ca. 5000 und 1885 ca. 5500 Einwanderer. Die Einwanderung wächst beständig; vor der Befreiung der Bauern nahmen nur 10 Gouvernements an derselben Teil, jetzt schon 30. In den Bergwerksbezirk von Altai kamen die ersten Einwanderer erst vor 40 Jahren; jetzt finden wir dort schon Wolosti mit ca. 50,000 Einwohnern. In Semiretschil, welches gleichzeitig mit dem Amurgebiet Rußland einverleibt wurde, zählte die Bevölkerung im Jahre 1872 schon über 540,000 Seelen, worunter über 30,000 Russen. Nicht weniger stark ist der Strom, der sich zum Amur und in den minisinischen Kreis zieht. Sobald die Regierung die freiwillige Einwanderung begünstigte und Privilegien versprach, nahm der Strom in die Breite und Tiefe zu; so zählte man im Jahre 1882 gegen 30,000 Neueingewanderte.

Beweggründe und Bereitwilligkeit zur freiwilligen Ansiedelung in Sibirien sind also hinlänglich vorhanden und, wenn die Regierung dieselbe gehörig organisieren wollte, so könnte das nur von größtem Nutzen sein und würde jedenfalls ganz andere Resultate geben als die Verschickung. Wir haben uns durch den Augenschein überzeugt, daß überall, wo die neuen Ansiedler sich niedergelassen, sich auch Webstühle, Spinnräder, Oel- und Getreidemühlen vorfanden, Pflüge und kleinrussische Fuhrwerke eingeführt sind. Mit den neuen Ansiedlern kommt auch Kultur ins Land herein. Es kommt also alles darauf an, daß die Regierung die Sache ordentlich in die Hand nimmt und organisiert und den Neuangekommenen taugliche Landstriche anweist. Dabei muß freilich nach dem Urteil der kompetentesten Kenner von Sibirien von Seiten der Regierung zugestanden werden völlige Freizügigkeit der Ansiedler; allen Auswanderern sollen die eingehendsten Auskünfte von speziellen Agenturen erteilt, die Auswanderung allen, die es nötig haben, ermöglicht werden; zu diesem Zwecke sind Geldunterstützungen zu verabreichen, da zur Reise und ersten Einrichtung 300 bis 500 Rubel nötig sind und wenige Bauern über eine solche Summe verfügen; ferner müssen die Ansiedler längere Zeit Freiheit von Abgaben genießen. Jedenfalls aber bleibt die Hauptsache die Bildung eines Fonds zur Unterstützung der Auswanderer. Wir sind überzeugt, bei einer einigermaßen vernünftigen Organisation würde sich eine äußerst zahlreiche Auswanderung nach Sibirien richten. Denn dort ist vieles, was anzieht. Die südlichen Landstriche des Gouvernements Tobolsk sind berühmt durch ihre fette, schwarze Erde und prächtigen Wiesen. Der Kreis Kusnezk ist durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit, reiches Wachstum, duftende Wiesen und reiche Ernten ebenso berühmt, wie durch seine fischreichen Seen und Flüsse, durch seine von Wild strotzenden Wälder, seine unerschöpflichen Vorräte an Steinkohlen, Eisen und anderen Metallen. Der Altai birgt in seinem Schooße kolossale Mengen von Edelmetallen, und die Ausbeute betrug von 1845 bis 1862 allein an Gold über 4000 Pud, an Silber 10,000 Pud. Das Gebiet von Süd-Ussuri hat fischreiche Seen und Flüsse; am See von Chonka allein könnten 100,000 Menschen ihren Unterhalt finden. Das Thal des Sei, welcher dem Amur parallel fließt, gibt reiche Ernten und hat den dort angesiedelten Molokanern außerordentlichen Wohlstand gebracht. Von dem Kreis Barnaul schreibt schon Speransky: „Herrliches Klima, schöne Lage, reichliche Bewässerung durch den majestätisch dahinfließenden Ob." Der Kreis von Bia gilt in Rußland für ein wahres Paradies. „Der ganze Weg von Kansk nach Krasnojarsk ist ein Garten", schreibt derselbe Speransky an seine Tochter.

## V.

Die Vergangenheit von Sibirien gibt uns einen deutlichen Fingerzeig für die Zukunft. Die Worte Speransky's, daß Sibirien ein herrlicher Verbannungsort ist, aber nicht ein Platz für das Leben und höher gebildete Staatsbürger, sind jetzt ein völliger Anachronismus. Es gibt noch wenige Menschen in Rußland, welche der Verschickung der Verbrecher nach Sibirien das Wort reden; meist sind es junge Kriminalisten, welche in ihren humanen Bestrebungen der Verschickung den Vorzug geben vor der Haft im Gefängnis. Aber sie vergessen ganz, daß Sibirien ebenso das Recht hat, an Selbstschutz zu denken, wie jedes andere Land, daß es auch Anspruch hat auf ein geordnetes bürgerliches Leben und eine bessere Zukunft, und daß es unvernünftig ist, von demselben zu verlangen, daß es ewig den Sündenbock für fremde Sünden spiele. Eine sibirische Zeitung bemerkt treffend, daß jene Herren, die es so gut mit den Verbrechern meinen, minder human gegen Sibirien seien, für welches die Verschickung von Verbrechern

Digitized by Google

der Grund von allen möglichen Uebeln ist und einen Haupthemmschuh für seine bürgerliche Entwickelung bildet.

Natürlich muß man da, wo es sich für das Land um Sein oder Nichtsein handelt, auch die Stimme der sibirischen Bevölkerung anhören. Diese spricht sich einstimmig gegen die Verschickung aus. Ueberall stören die verschickten Sträflinge die Entwickelung des bürgerlichen Lebens und Wohlstandes. Sehr oft kommt es vor, daß die neuangekommenen Verbrecher die alten Einwohner durch ihren Lebenswandel geradezu vertreiben; überall haben sie einen im höchsten Grade demoralisierenden Einfluß, besonders für das jüngere Geschlecht. Alle Obrigkeiten in den Städten und Dörfern, ebenso wie die sibirische Presse sprechen sich in diesem Sinne aus. Die sibirische Zeitung bringt als Neujahrswunsch für 1886 die Aufhebung der Verschickung und sagt, daß dieselbe ein wunder Fleck sei im Leben des Landes. Welche Masse von Uebeln sie gebracht, das beweist die Kriminalchronik des Landes. Leben, Ehre, Hab und Gut, alles was teuer und heilig ist, fällt den Verschickten zum Opfer; das Land sehnt sich nach Erlösung von dieser schrecklichen Plage.

Natürlich kann auch die Verwaltung Ohren und Augen nicht verschließen gegen das, was um sie her vorgeht. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Auszug aus einem Bericht des Gouverneurs von Tomsk: „Die Verschickten, ohne Unterkommen und ohne Mittel zum Leben, gewöhnt an Müßiggang und Verbrechen, stören die öffentliche Ruhe und Sicherheit, ziehen die ländliche Bevölkerung ab von ihren Beschäftigungen, vom Ackerbau und jeglichem Gewerbe, wodurch diese mit der Zeit schwer geschädigt und möglicherweise ganz vernichtet werden können. Außerdem verleiten sie oft ehrliche gute Menschen, die nicht Willenskraft genug haben, ihren Verlockungen zu widerstehen, zu Verbrechen." Die Oberverwaltung von Sibirien verkündigte: „Endlich ist die Zeit gekommen, da die Verschickung nach Sibirien aufhören wird, nach dem Lande, das einst eine Einöde war, aber bald durch die Eisenbahn mit dem europäischen Rußland wird verbunden werden. Die Plage der Verschickung lastet auf Sibirien seit mehr als zwei Jahrhunderten und hat dem Lande ungeheuren Schaden gebracht."

Alle Komités, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, und das Justizministerium selbst sprechen sich gegen die Verbannung nach Sibirien aus, als eine Maßregel, welche weder dem Gerechtigkeitsgefühl, noch dem Geiste der Zeit entspricht und ebenso wenig der Stellung, welche jenes Land einnimmt. Kompetente hochgestellte Personen, wie Sollogub, Admiral Possiet, Geheimrat Frisch u. a., sie alle wollen die Verschickung nach Sibirien aus dem Strafkodex entfernt wissen, da dieselbe eigentlich keinerlei Strafe bildet für kriminelle Vergehen und keinerlei Besserung des Sträflings damit erreicht, ja nicht einmal die Gesellschaft von untauglichen Gliedern gereinigt wird; denn bei der Leichtigkeit der Flucht kehren die Verbrecher immer wieder in ihre Heimat zurück. Ebenso stimmen einmütig gegen die Verschickung die Gelehrten und ausländischen Reisenden; z. B. Kotrel betrachtet schon im Jahre 1842 die Strafkolonisation als eine schwere Schädigung der dortigen Gesellschaft. Andere weisen darauf hin, daß die Verbannung der Sträflinge stets Fiasko gemacht hat und durch dieselbe niemals das erreicht wurde, was bezweckt war. Der internationale Kongreß für Gefängniswesen in Stockholm im Jahre 1878, unter dem Präsidium des schwedischen Ministers Bierstern, dem Vertreter von 20 Staaten anwohnten, hat sich ebenfalls gegen die Verschickung ausgesprochen, hauptsächlich deswegen, weil dadurch der beabsichtigte Zweck, die Sühne für das Verbrechen, in keinerlei Weise erreicht werde.

So erweist sich die Verbannung nach Sibirien als ein Unding. Sie demoralisiert die sibirische Gesellschaft. So lange sie besteht, muß Sibirien hinter den anderen russischen Gebieten in seiner Entwickelung zurückbleiben. Die Verschickung muß fallen! das ist der Ausruf aller, welche Rußland und namentlich Sibirien wohlwollen.

C. H.

---

## Skizzen aus Nordamerika.

### Die Bergwerksproduktion in den Vereinigten Staaten.

Das Bureau für geologische Vermessungen hat seinen Bericht über die Bergwerksproduktion der Vereinigten Staaten im Jahre 1885 veröffentlicht. Dieser Bericht könnte interessanter und auch lehrreicher sein, wenn er nicht blos, wie er es thut, die Gesamtproduktion der verschiedenen Mineralien auf dem ganzen Gebiete der Union zur Anschauung brächte, sondern auch die Produktion der einzelnen Staaten der Union; wir müssen ihn indes hinnehmen, wie er einmal ist.

Die Kohlenbergwerke haben im Jahre 1885 zusammen 99,069,216 lange Tonnen (à 2240 Pfund) im Gesamtwert von 159,019,596 Dollars gefördert. Die Produktion hat sich gegen das Vorjahr 1884 um 7,837,079 Tonnen vermindert, aber der Preis ist dafür im Jahre 1885 so viel höher gestiegen, daß der Wert, trotz der geringeren Produktion, sich um 15,251,018 Dollars erhöht hat. Von jenem Gesamt-Kohlenquantum entfallen auf Anthracitkohlen 32,228,548 Tonnen; an Cokes wurden 5,166,696 kurze Tonnen im Werte von 7,629,119 Dollars (etwas mehr als im Jahre 1884) produziert.

Die Petroleum-Produktion weist 21,842,041 Faß à 42 Gallonen (2,247,717 weniger als im Vorjahre) im Werte von 19,193,694 Dollars auf. Die durch Erdgas ersparte Quantität Kohlen wird mit 3,161,000 Tonnen angegeben.

An Eisenerz wurden 7,990,786 lange Tonnen verarbeitet, welche in den Bergwerken eine Summe von 19,000,000 Dollars repräsentierten und 4,044,526 Tonnen Roheisen im Werte von 64,712,400 Dollars produzierten.

Digitized by Google

Ein Import von nur 390,786 Tonnen fremden Eisenerzes gestattet den Schluß, daß sich die amerikanische Eisenindustrie unter der Wirkung des Schutzzolles entwickelt hat und daß sie gegenwärtig fast alle Qualitäten Eisen aus den einheimischen Bergwerken bezieht. Der Gesamtwert der Produktion von Eisen und Stahl stellt sich auf 93 Millionen Dollars, d. h. 14 Millionen weniger als im Vorjahr.

An Gold wurden 31,801,000, an Silber 51,600,000 Dollars gefördert. An Kupfer wurden, einschließlich 5,068,841 Pfund importierter Erze, 170,962,607 Pfund im Werte von 18,292,099 Dollars produziert, an Blei 129,412 kurze Tonnen (10,485 weniger als im Vorjahr), an Zink 40,688 kurze Tonnen (2144 mehr als im Vorjahre) gegraben. An Quecksilber wurden 32,073 Flaschen à 76 ½ Pfund im Wert von 979,189 Dollars, an Nickel 245.504 Pfund im Werte von 169,397 Dollars gewonnen, an Kobalt 8423 Pfund im Werte von 19,373 Dollars, an Mangan-Erzen 23,258 lange Tonnen, an Chromeisen 2700 lange Tonnen, an schwarzem Zinn (in Dakota) 200 Tonnen, an Platinum 250 Unzen, an Aluminium 3400 Unzen, an Kalk 40 Millionen Faß, an Zement 4,150,000 Faß, an Phosphaten 437,856 Tonnen, an Salz 7,038,653 Faß, an Gyps 172,800 Tonnen, an Brom 310,000 Pfund, an Schwefel 700 Tonnen, an Mica 92,000 Pfund, an Asbest 300 kurze Tonnen im Wert von 9000 Dollars, an Asphalt 300 Tonnen, im Wert von 10,000 Dollars, an Mineralwasser 9,148,401 Gallonen im Werte von 5,312,845 Dollars, an Mühlsteinen (Essogus-Mühlsteine in New-York und Cocalico-Steine in Pennsylvanien) im Werte (die Einführung der Walzmühlen hat den Ertrag stark beeinträchtigt) von 100,000 Dollars, an Schleifsteinen im Wert von 500,000 Dollars, an phosphorsauren Salzen (blos in Nord- und Südcarolina vorkommend) 437,854 lange Tonnen im Wert von 2,846,904 Dollars, an Bromin 249,000 Pfund im Wert von 3,081,000 Dollars, an Borax (blos in Californien und Nevada gewonnen) 8,000,000 Pfund im Wert von 480,000 Dollars, an Kies 40,000 lange Tonnen im Wert von 220,500 Dollars, an Baryt 15,000 Tonnen im Wert von 75,000 Dollars, an Feldspath 13,600 lange Tonnen im Wert (vor dem Schleifen) von 68,000 Dollars, an Glimmer 22,000 Pfund im Wert von 161,000 Dollars, an Edelsteinen endlich Probestücke und Andenken im Wert von 42,000 Dollars und geschliffene Steine im Wert von 27,000 Dollars, dazu Goldquarz für Schmuckfachen im Wert von 140,000 Dollars. Der Gesamtwert der mineralischen Produkte im Jahr 1885 stellt sich auf 428,500,000 Dollars.

### Die öffentlichen Ländereien in den Vereinigten Staaten.

Vom General-Landkommissariat ist eine Karte entworfen und versendet, welche die auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten noch vorhandenen öffentlichen Ländereien zur Anschauung bringt. In Maine, Vermont, New-Hamshire, Connecticut, Massachusetts, Neu-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Virginia, West-Virginia, Maryland, North-Carolina, South-Carolina, Tennessee, Kentucky, Georgia und Texas, also in achtzehn Staaten, existiert kein Acre öffentlicher Ländereien mehr. Dagegen finden sich solche Ländereien, freilich in unbedeutendem Umfang und fast nur Sumpfland, noch in Ohio, Indiana und Illinois, etwas mehr, wenn auch nicht viel, in Louisiana, Mississippi, Alabama und Florida. Eine ansehnliche Zahl von 80-Acres-Stück sind noch in Arkansas und Missouri, besonders begehrenswertes Land in Minnesota und Jowa, große mit Bäumen bestandene Strecken in Wisconsin und Michigan, die Hauptmasse jedoch des noch vorhandenen westlich vom 100. Längengrad, also in Dakota, Nebraska und Kansas und weiter in Montana, Wyoming, Colorado und Neu-Mexico. Spärlicher sind die dem Stillen Ozean näher liegenden Gebiete, am reichlichsten noch im Washington-Territorium, weniger reichlich in Oregon, Californien, Nevada und Idaho, sehr reichlich in Arizona, doch wird hier nur der erzhaltige Teil zu verwerten sein. Am meisten begehrt sind — das geht aus den der Karte beigegebenen Erläuterungen hervor — die Bundesländereien in Dakota, Kansas und Nebraska.

### Nationalkongreß der Weinbauer der Vereinigten Staaten.

Am 25. Mai ist in Washington der erste Nationalkongreß der Weinbauer der Vereinigten Staaten, abgehalten worden, und der Tag gilt als ein Ereignis von außerordentlicher Tragweite. Wohl wußte das große Publikum schon seit längerer Zeit, daß in verschiedenen Teilen der Union Wein gebaut werde, und kopfschüttelnd vernahm es, daß die Weinbauer sich mit der Hoffnung trügen, Amerika in nicht zu ferner Zeit zum ersten Weinlande der Welt zu machen; im allgemeinen jedoch glaubte man, man habe es wesentlich nur erst mit einem Experiment zu thun. Der jetzige Kongreß hat nun den Ungläubigsten die Ueberzeugung in die Hand gegeben, daß wirklich schon eine große und stetig anwachsende Industrie vorhanden ist, deren Bestand und Gedeihen über jedem Zweifel steht.

Der Kongreß war von sämtlichen weinbauenden Staaten der Union beschickt, von New-York, New-Jersey, Pennsylvania, Delaware, Maryland, Virginia, Nord-Carolina, West-Virginia, Tennessee, Kentucky, Ohio, Illinois, Indiana, Missouri, Kansas, Arkansas, Texas und Kalifornien. Man hatte vermutet, die Mehrzahl der Mitglieder werde aus Deutschen bestehen, denn die Deutschen waren in Amerika thatsächlich die Pionniere der Weinkultur, aber die Vermutung traf nicht zu. Die Mehrzahl bestand aus eingeborenen Anglo-Amerikanern, welche sich in erstaunlich kurzer Zeit alle Kenntnisse und Erfahrungen der Deutschen, der Oesterreicher, der Franzosen, der Italiener und der Spanier im Gebiete des Weinbaues angeeignet und selbstthätig neue Wege aufgesucht und gefunden.

Digitized by Google

Wir können hier nicht auf die lange Reihe meist höchst gediegener und gründlicher Vorträge über alle Zweige des Weinwissens vom Pflanzen der Rebe an, durch die Kellerwirtschaft hindurch, bis zu der Lehre vom „Trinken des Weines" eingehen; wir glauben nur die mehr technische Darlegung des Ackerbau-Kommissärs (Mr. Norman J. Colman) besonders erwähnen zu sollen, weil dieselbe die erste amtliche Auslassung über den Weinbau ist und weil sie demselben ein absolut günstiges Prognostikon stellt. Der Redner führte den Nachweis, daß die klimatischen und die Bodenverhältnisse des mittleren Gürtels der Vereinigten Staaten, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, die Weinkultur mehr begünstigten als die irgend eines anderen Landes der Welt; er betonte, daß zur Zeit freilich die gesamte Weinproduktion der Union 20 Mill. Gallonen nicht übersteige, aber er gab der Zuversicht Ausdruck, daß schon nach wenigen Jahren Californien allein 20 Mill. produzieren werde.

Aus dem Nationalkongreß ist ein Nationalverein hervorgegangen, dem weitaus die meisten Kongreßmitglieder sofort beigetreten sind. Der Verein wird nicht blos die Förderung der Weinkultur ins Auge fassen, sondern auch gegen die Weinfälschung wirken und zu diesem Zweck die von einem Abgeordneten von Nord-Carolina eingebrachte Gesetzvorlage, wonach der Kunstwein nur mit der ausdrücklichen Bezeichnung als Kunstwein in den Handel gebracht werden darf, unterstützen; er wird endlich auch gegen die Prohibition und gegen die Temperenzgesetze Front machen.

Alle Privaten und Lokalvereine übrigens, die den Kongreß beschickten, hatten auch Proben ihrer Weine eingesendet und ausgestellt. Mehr als 500 verschiedene Sorten, darunter eine Menge Schaumweine, waren vorhanden. Im allgemeinen wurden die Rotweine als die besten bezeichnet. In Burgund wächst kein vorzüglicherer Burgunder, als auf den Hügeln Virginia's, und die Clarets besserer Sorten aus Californien, Missouri, Virginia, Maryland und New-Jersey halten den Vergleich mit den besten französischen aus. Die Catawba-Weine des Ostens, sowie die Riesling- und Gutedel-Weine Californiens sind schon zu einer hohen Stufe der Veredlung gebracht und desselben Californiens Mosel- und Sauterne-Weine sind teilweise tadellos. Manche Weine haben noch einen etwas erdigen Beigeschmack, aber die aus den älteren Weinbergen haben ihn schon ganz verloren. Portweine waren durchweg in ausgezeichneter Qualität eingesendet; Sherry-Weine, obgleich große Fortschritte bekundend, ließen noch zu wünschen übrig; in Schaumweinen hatte Californien das Vorzüglichste geleistet und einzelne Sorten waren den besten echten Champagnern ebenbürtig. Nord-Carolina glänzte vor allen Dingen durch einen süßen, den süditalienischen Sorten ähnlichen Wein, seinen „Scuppernony". Die ausgezeichnetste Qualität Wein-Branntwein lieferte Californien.

Das mit der Prüfung der Weine betraute Komité hat über die Resultate seiner Prüfung einen sehr eingehenden Bericht erstattet. Dasselbe stellt namentlich die Fortschritte der Weinkultur im Osten, d. h. in dem ganzen Gebiet östlich des Felsengebirges, sehr hoch. Dieser Osten produziert ganz eigenartige, ganz auf veredelten amerikanischen Reben wachsende Weine, und gerade sie versprechen, in nicht mehr ferner Zeit es an Feinheit, Gehalt und Blume mit den edelsten Sorten Europa's aufzunehmen. Californien seinerseits pfropft meistens europäische Reben auf amerikanische Rebstöcke und zieht jetzt Zierfandel, Riesling, Gutedel, Carignan, Cabernet und wie sie alle heißen. Californiens Fortschritte sind in dieser Richtung weit größer als die des Ostens, doch mag dabei nicht die Rebe selbst, sondern ihre Behandlung den Ausschlag geben. In Californien wird, auch von Staats wegen, schon seit Jahren außerordentlich viel für den Weinbau gethan und die californischen Weinbauer erklären nicht nur, daß sie sich in 10 Jahren Reben aus New-York, Virginia, Nord-Carolina und dem ganzen Osten holen würden, sondern sie sind auch, seit sie alle Reiser auf einheimische Reben pflanzten, vollständig sicher, daß sie die Reblaus nie werden fürchten müssen.

### Die „Blauen Berge".

Von Pennsylvanien zieht sich durch Maryland, Virginia, Nord-Carolina, Tenneſſee, Georgia und Alabama ein breiter Streifen des Alleghany-Gebirges. Die Südstaaten nennen ihn „Blue Ridge". Am breitesten ist er im Westen von Nord-Carolina und im Osten von Tenneſſee. Der „Blau Ridge" ist ein mächtiger Gebirgsstock, sicher einer der ältesten der Erde, und sein Gerippe besteht zumeist aus krystallinischen Felsmassen, aus Granit, Granitschiefer, Gneis, Sandstein und vulkanischen Massen. Diese Berge aber und ihre Thäler sind im Frühling bedeckt mit blühendem Rhododendron, mit der buntscheckigen Kalmia und mit wildem Lorbeer und bieten einen entzückenden Anblick.

Aber die tiefste Stille breitet sich über die ganze Landschaft. Kein Laut unterbricht sie, selbst die Vögel hört man nicht singen. Die modernen Verkehrswege haben diese Berge noch nicht durchbrochen, nur eine einzige Eisenbahn, die Virginia and Eastern Tenneſſee, hat im westlichen Nord-Carolina nach dem östlichen Tenneſſee ein einfaches Geleise im Betrieb; der ganze Verkehr der Tausende von Thälern, die das Gebirge nach allen Richtungen hin durchkreuzen und die allerdings nur spärlich bewohnt sind, wird nach dem „Country Seat" durch die denkbar schlechtesten Kommunalstraßen vermittelt, auf denen man nur selten einem einzelnen Reiter oder einem barfüßigen Neger begegnet. Das verwilderte Hausvieh hat sich in die Berge geflüchtet und das Wild ist von dem rohen und unvernünftigen Jagddrang der Bewohner seit Jahrzehnten vollständig ausgerottet, die Singvögel nicht ausgenommen.

Die Menschen, die hier leben, befinden sich in vollständiger Verwahrlosung. Geboren und großgezogen sind sie in schmutzigen Hütten, bis vor ganz kurzem noch kannten sie keine Schule und keine Kirche; sie sind auch zu

Digitized by Google

arm, einen Schullehrer und einen Geistlichen zu unterhalten. Ihre einzige Beschäftigung ist, daß sie den dürren Waldboden mit so viel Wälschkorn bestellen, als der notdürftigste Lebensunterhalt bedingt. Den Viehstand bilden ein paar Schweine und Hühner und wenn's hoch kommt, eine magere Kuh. Indeß schon der „Dad" lebte dabei zufrieden, und so verlangt man auch jetzt nicht mehr. Nur eine alte Jagdflinte fehlt nirgends. Mit der Flinte auf dem Rücken, von einem oder zwei Hunden begleitet, zieht der Mann in die Wälder, erklimmt auf nahezu unmöglichen Pfaden die steilsten Felsen und jagt, unermüdlich, hungernd und frierend, das wenige noch übrig gebliebene Wild, das sich in fast unzugängliche Schlupfwinkel zurückgezogen hat. Nur Opossums und wilde Katzen gibt es noch in Menge, aber die Katzen kann man gar nicht essen und toujours Opossum verträgt der wenigst verwöhnte Magen nicht.

So lebt der Bewohner der „Blue Ridge" von Generation zu Generation, von Jahr zu Jahr fort. Ohne Begierde und ohne Bedürfnis schaut er stumpfsinnig auf die Zivilisation, die ringsum an seine Berge pocht. Sonst nichts begehrend und nichts hoffend, hängt er mit wahrhaft rührender Liebe an diesen Bergen.

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Die Expedition zur Erforschung der antarktischen Regionen. Die Königl. Geographische Gesellschaft in London hat in der australischen Kolonie Victoria einen Zweigverein und dieser hat kürzlich einen Ausschuß gewählt mit dem speziellen Auftrage, sich mit allem dem zu beschäftigen, was sich auf den Plan einer Forschungsreise nach den Meeren und Ländern am Südpol bezieht. Die Zeitungen aus Melbourne vom 17. Mai melden, daß in einer der letzten Versammlungen dieses Ausschusses der Beschluß gefaßt worden ist, es solle sich eine Deputation zum ersten Minister der Kolonie begeben, und diesem die Bitte vortragen, er möge sich durch die Vermittelung des Generalagenten erkundigen, ob der Freiherr v. Nordenskiöld noch auf seinem Vorhaben bestehe, eine Forschungsreise nach dem antarktischen Pole zu unternehmen, und ob er geneigt wäre, bei einer Expedition mitzuwirken, welche in Australien vorbereitet werden würde. Im Falle einer bejahenden Antwort würde man dem berühmten Forschungsreisenden empfehlen, seine Vorbereitungen so betreiben, daß er zeitig genug eintreffen könnte, um sich den antarktischen Sommer zu Nutz zu machen.

Diesem Beschlusse gemäß haben Kapitän Pascoe und Duffy eine Unterredung mit Herrn Gillies, dem ersten Minister, gehabt, welcher sich hauptsächlich darnach erkundigte, ob die beabsichtigte Erforschung ebenso die Handelsinteressen, wie die Fortschritte der Wissenschaft berücksichtigen. Als ihm hierüber eine bejahende Zusage gegeben worden war, hat er den Sekretär der Kolonialregierung beauftragt, in der nächsten Botschaft an den Gouverneur hierauf zurückzukommen.

Man hat von der Regierung noch keinen Bescheid hinsichtlich der Höhe der Summe erhalten, welche dieselbe zu den Kosten der Expedition beitragen würde, so daß der Plan noch keine deutlich bestimmte Gestalt angenommen hat. Ueberdies soll auch nicht eher etwas Definitives beschlossen werden, als bis man von dem Baron Nordenskiöld eine Antwort erhalten haben wird. Die Sektion zu Melbourne hat auch die anderen australischen Kolonien zur Mitwirkung in diesem Unternehmen eingeladen und diese haben bereits ihre Geneigtheit dazu zu erkennen gegeben.

* Die transkaspische Eisenbahn. Ueber diese Bahn, welche für die künftige Gestaltung Mittelasiens von ungemeiner Tragweite ist, hat Professor Vambéry vor Kurzem in der „Fortnightly Review" seine Ansicht ausgesprochen, welche nun auch in russischen Zeitungen vielfach erörtert wird. Herr Vambéry ist dem Vordringen der Russen nach Mittelasien hinein bekanntlich nicht sehr geneigt und macht sich über die Zukunft der dorthin führenden Bahnen keine Illusionen. Er mißt zwar der Erbauung dieser Linie strategische Erwägungen und Beweggründe bei, aber er leugnet wenigstens deren zivilisatorische und kommerzielle Tragweite nicht. Bezüglich der ersten meint er: die Wirkung der Eisenbahn dürfte keine sehr rasche sein, da die turkmenischen Bevölkerungen den „Rauch der Lokomotive fliehen wie der Teufel den Weihrauch." Sie werden sich daher möglichst bemühen, den volkreicheren Mittelpunkten fernzubleiben, welche dort entstehen werden, und ihr Nomadenleben fortzusetzen. Auf die Dauer wird sich doch alles ändern müssen, da die Wüsten keine großen Heerden ernähren können, und die Zahl der Nomaden sich schließlich um mehr als die Hälfte vermindern wird. Bereits entstehen russische Städte der Eisenbahn entlang. So hat Askhabad, welches noch vor kurzer Zeit nur aus einigen Hütten bestand, gegenwärtig schon 8000 Einwohner in steinernen Häusern; doch gibt es dort keine Turkmenen, denn die Bevölkerung besteht dort ausschließlich aus Russen, Armeniern, Persern und Kaukasiern. Aehnliches gilt von Merw, wo wie durch Zauberschlag ganze Straßen aus steinernen Häusern die früheren Hütten und Zelte ersetzt haben. Die Turkmenen sind auch dort selten und diejenigen, welche dort wohnen, gehören der Klasse der Handelsleute an.

An die außerordentliche Fruchtbarkeit der Oasen von Zentralasien glaubt Vambéry nicht und hält sie für übertrieben. Der Handel des Landes wird nach seiner Ansicht unter dem Einfluß der transkaspischen Eisenbahn einen neuen Aufschwung nehmen und hinsichtlich der Vorteile wird Rußland den Löwenanteil davontragen. Es läßt sich für den Augenblick schwer voraussagen, ob der Kreis des Einflusses der russischen Eisenbahnlinie sich auch auf China und Indien erstrecken oder derselbe auf das eigentliche

Digitized by Google

Zentralasien beschränkt bleiben wird. Was aber nach der Ansicht des ungarischen Reisenden ganz unbestreitbar sein dürfte, das ist, daß der Handel von Afghanistan, dem Nordosten Persiens und den beiden Khanaten künftighin den Weg durch den Kaukasus mittelst der transkaspischen Linie nehmen wird. Seine Niederlagen und Handelsplätze werden Bukhara, Merw, Askhabad, Baku und Batum sein. Die historische Bedeutung Bukhara's als gewerbliche und Handelsstadt wird ihm die erste Stelle unter diesen Städten anweisen. In die zweite werden sich Merw und Askhabad teilen. An dem Aufschwung, welchen die russischen Häfen am Kaspischen und am Schwarzen Meer nehmen werden, vermag wohl auch niemand zu zweifeln. Vermittelst der transkaspischen Eisenbahn werden die Waren, die auf dem gefahrvollen Karawanenwege seither drei Monate brauchten, um ihr Ziel zu erreichen, dann in drei oder vier Tagen in Moskau und in ungefähr einer Woche in den großen Handelsstädten von Deutschland, Frankreich und England ankommen. Dies ist eine große Eroberung der Zivilisation, wie Professor Vambéry selbst zugiebt. Von den militärischen Erwägungen des ungarischen Professors wollen wir hier nur zwei hervorheben: zuerst das Geständnis, daß die russischen Truppen, welche nur fünf Tage nötig haben, um von Odessa nach Tedschend zu kommen, vor den englischen Truppen immer die Vorderhand haben werden, um nach Herat zu gelangen, selbst wenn die indische Eisenbahn bis nach Kandahar geführt werden würde; und dann, daß die über Wernoje, Taschkend und Samarkand aus Sibirien kommenden Truppen ohne Mühe in die Besitzungen von Zentralasien werden geworfen werden können, deren direkte und rasche Verbindung mit dem Innern des europäischen Rußlands alsbald vor jeder Eventualität geschützt sein wird, sobald das Projekt der Erbauung einer Eisenbahn zur Verbindung von Wladikawkas mit Petrowsk (am Kaspischen Meer) verwirklicht sein wird.

* Neu-Guinea. Am jüngstvergangenen 3. Mai hat der Dampfer „Victory" die französische Expedition, welche im Monat März unter der Leitung von Theodor Bevau zur Erforschung von Neu-Guinea ausgelaufen war, wieder nach der Donnerstags-Insel zurückgebracht, und wir verzeichnen nachstehend die Ergebnisse derselben in kurzer Uebersicht. Die Expedition war am 18. März von der Donnerstags-Insel ausgelaufen, am 21. an der Mündung des Aird-Flusses angekommen und hatte hier einen großen Kanal gefunden, der sie mit einer Tiefe von drei bis sieben Faden Fahrwasser ganz gerade in den Fluß hineinbrachte. Nachdem sie dem Aird auf eine gewisse Entfernung gefolgt waren, entdeckte man, daß dieser nur eine der zahlreichen Mündungen eines aus dem Gebirge herabkommenden großen Süßwasserflusses war. Nachdem man die Befahrung verschiedener Kanäle versucht hatte, lief die Expedition in den Hauptstrom ein, welcher ein prachtvoller Wasserlauf ist, und fuhr denselben bis auf eine Entfernung von 80 e. Mln. von der Küste in gerader Linie hinan. Auf dieser ganzen Strecke läuft der Strom am Fuß von Bergen hin und hatte ein gutes und reichliches Wasser. Auf dem Rückwege fuhr man einen anderen Arm des Stroms herab und gelangte auf demselben in die Deception-Bucht. Eine Abteilung der Expedition rückte dann bis Motu-Motu vor, kam aber beinahe alsbald von dort zurück. Die Expedition fand einen neuen bedeutenden Fluß mit einer nahezu 3 e. Mln. breiten Mündung ganz nahe bei Bald Head. Sie fuhr diesen Fluß bis auf etwa 110 e. Mln. hinan, folgte allen seinen Krümmungen durch Berg und Thal und durch Schluchten, deren Wände an manchen Stellen eine Höhe von 1500 F. hatten. Der Fluß ward endlich so gefahrvoll und sein Grund so schlammig, daß es unklug gewesen wäre, mit einem Schiffe wie die „Victory", welche einen Tiefgang von neun Fuß hatte, weiter zu fahren, und so kehrte man an einem Punkte um, wo der Fluß eine Breite von 300 m. und eine Tiefe von 2—5 Faden hatte. Die Expedition fuhr dann denselben Fluß herab und kehrte nach der Deception-Bay zurück. Das Land in jener Region ist sehr dünn bevölkert; man begegnete nur einigen Stämmen von Eingeborenen, mit denen unsere Forschungsreisenden freundschaftliche Beziehungen anknüpften. Dieser Teil von Neu-Guinea ist reich an herrlichen Gewässern und schönem Baumschlag, und der Boden an den Ufern der beiden Flüsse scheint sehr fruchtbar und zum Ackerbau geeignet zu sein. Die Witterung war während der ganzen Dauer der Reise sehr schön geblieben; das Klima war mild und frisch und man verspürte nichts von Muskiten. Da man sein Hauptaugenmerk auf die Schifffahrtsarbeit richten mußte und dies viel Zeit in Anspruch nahm, so konnte man der ernsten Erforschung des Landes nicht viel Aufmerksamkeit schenken, nimmt aber mit Genugthuung an, daß die Expedition im ganzen vollständig gelungen sei. Herr Bevau bestätigt die Nachricht von den neuerdings in Neu-Guinea gemachten Entdeckungen von Waschgold und versichert außerdem, er habe auch aus dem Sande des Philipps-Flusses einiges Gold ausgewaschen. Er hat die Absicht, in Sydney eine neue Expedition zu organisieren, und hofft sich für dieselbe eine Dampfschaluppe verschaffen und sich eine Anzahl besonders geeigneter Fachmänner zu Reisegenossen anwerben zu können.

---

## Litteratur.

* Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern. Von R. Parkinson. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887. — Im Jahre 1885 als Briefe an Freunde in der Heimat niedergeschrieben, aber durch Notizen in Bezug auf die inzwischen eingetretenen Ereignisse der deutschen Kolonialpolitik erweitert, sind die Erlebnisse und Beobachtungen Parkinson's, den ein 2½jähriger Aufenthalt im Bismark-Archipel mit den dortigen Verhältnissen bekannt machte, in hohem Grade geeignet, auch deutsche Kreise, deren Aufmerksamkeit ja in nicht geringem Maße

Digitized by Google

den Inseln dieses Archipels zugewandt ist, zu interessieren. Der Verfasser versteht es, in unterhaltender Weise die in Betracht kommenden Verhältnisse nach der ethnographischen, statistischen und handelspolitischen Seite darzulegen und so den Leser nicht mit trockenen Daten, sondern mit lebensvollen, das scharfe Auge des Beobachters verratenden Darstellungen zu belehren. Was das Klima Neubritanniens (jetzt Neu-Pommerns) anbelangt, so wurde es von jeher als ungesund bezeichnet, und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß bis jetzt die Mehrzahl der weißen Ansiedler mehr oder weniger stark vom Fieber heimgesucht wird. Allein Parkinson glaubt nach den eigenen Erfahrungen, daß man bei einiger Vorsicht in der Lebensweise, namentlich während der ersten Zeit nach der Uebersiedelung, dem Fieber entgehen kann. Die ausgedehnten Grasebenen im Innern bilden die gesündere Gegend; an der waldreichen Küste dagegen fallen die Ansiedler am ehesten der Krankheit zum Opfer. Selbstverständlich kann auch hier keine Pflanzung von Weißen bearbeitet werden; nur als Aufseher sind Weiße zu verwenden. Tägliche schwere Feldarbeit in Neu-Pommern muß unfehlbar in kürzester Zeit die Gesundheit auch des stärksten deutschen Mannes zerrütten. Für spekulativen Plantagenbetrieb bietet sich hier ein günstiges Feld. Unternehmer, denen Kapital genug zur Verfügung steht, um Pflanzungen in großem Maßstabe anzulegen und Eingeborene benachbarter Inselgruppen als Arbeiter zu dingen, können ziemlich sicher auf lohnenden Erfolg rechnen. Niemals aber wird diese Insel — ebenso wenig wie Neu-Irland und die Nordküste Neu-Guinea's — ein geeignetes Ziel für deutsche Auswanderung werden. Was den vielbesprochenen Kannibalismus der Bewohner anbelangt, so ist es leider wahr, daß sie Menschenfleisch essen; es wäre aber eine ganz irrige Ansicht, wenn man glauben wollte, daß sie sich von Menschenfleisch nähren. Das Verspeisen eines menschlichen Leichnams ist ein keineswegs sehr häufig vorkommendes Ereignis, und wenn es vorkommt, dann sind gewöhnlich der Teilnehmer so viele, Männer, Weiber und Kinder, daß höchst selten einer ein Stück erhält, das groß genug ist, um sich daran satt essen zu können. Nur Erschlagene aus feindlichen Distrikten werden verzehrt; wenn ein Angehöriger des heimischen Distrikts getötet worden, so wird sein Leichnam wie der eines Gestorbenen bestattet. Demnach ist der Kannibalismus eigentlich als ein Akt des Hasses und der Rache gegen den erschlagenen Feind und dessen Stammesgenossen anzusehen. Wenn der Leichnam eines getöteten Feindes heimgebracht worden ist, versammeln sich auf ein gegebenes Signal mit der Garamut, der großen Holztrommel, sämtliche Bewohner des Dorfes, und die Zerteilung beginnt. Er ist Eigentum desjenigen, der ihn gebracht hat und der nun die einzelnen Stücke an die Umstehenden verkauft. Zunächst werden die Beine unterhalb der Kniee abgeschnitten, dann allmählich die übrigen Teile zerstückelt. Als beste Stücke gelten die Seiten, die Finger, das Gehirn und bei weiblichen Cadavern die Brüste. Die Stücke werden einzeln mit Blättern umhüllt und zwischen heißen Steinen geröstet. Auch über die sonstigen Sitten der Bewohner, über die Gebräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod, über die Wohnungen, Geräte und Waffen gibt Parkinson sehr interessante Mitteilungen, die zum Teil durch vortreffliche Abbildungen erläutert sind. Alles in allem bilden die Darlegungen des Verfassers einen sehr lesenswerten Beitrag zu unserer Kenntnis über das Südsee-Gebiet.

Witten a. d. R. Dr. Wilh. Beumer.

---

### Zur Berichtigung.

Schreiber des Aufsatzes „Skizze aus Sſuchum und Umgebung" (in den Nrn. 29—32 incl.) spricht hiermit sein großes Bedauern aus, daß die Korrekturen desselben nicht von ihm selbst durchgesehen werden konnten; denn sind auch im Text die geographischen Namen, wie fremde Ausdrücke und Benennungen meist erfreulich richtig aufgenommen, so ist doch mancher recht unangenehme Druckfehler darin geblieben. Die Karte bringt leider manchen Druckfehler, so heißt da: Selen Tschuk für das verbundene Selentschuk, Kubak für Kubán, Aidon für Ardon, Byrta für Pſyrta (nach dem Atlas von Stieler), Jagur für Jugur, Zenis Zschale für Zchali. Auch hätte der Autor gewünscht, die Karte näher zu dem geographischen Teile des Artikels zu geben, zur klareren Anschauung der unseren Lesern fremden Gebiete und topographischen Verhältnisse. Ebenso war im Manuskript obenan unter dem Titel gesetzt: „Ende Februar 1887", auch im Interesse des klareren Verständnisses des darunter Gesagten; wie zum Schlusse „Sommer 1887" gesetzt war, weil bei Ausarbeitung der gesammelten Notizen auch aus dem Gebiete dieser vier Wintermonate hinaus etliches gegeben wird.

Auf S. 565 II ist gesetzt Schwarzmeise statt Schwanzmeise.

S. 610 ist gedruckt: archäologische Funde wären hier in Menge zu haben, statt zu heben.

S. 611 auf Zeile 9 ist Gágrij statt Gagry.

S. 611 II wieder in der Mitte der Spalte Tschernomorskij Okrup statt Okrug, das wörtlich Kreis bedeutet.

S. 614 wird in Anmerkung 1 Faulmann „Kars" statt Karl genannt.

S. 625 elfte Linie von unten ist Tamas für Tawas zu lesen.

S. 627 I in der Mitte der Spalte sind die Karatschajzen als Schwarzfüßler! gegeben, während sie die Schwarzflüßler, Anwohner des Schwarzflusses = Kara-tschaj sind.

S. 627 II, Mitte des letzten Satzes, ist Schlußklammer nach „Dwina" vergessen.

---

Im Verlage von **Herrcke & Lebeling** in **Stettin** ist erschienen und direkt oder durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Neues

**Konversations-Wörterbuch**

**der englischen und deutschen Sprache,**

mit leicht faßlicher, genauer Bezeichnung der englischen Aussprache jedes Wortes und Satzes in beiden Teilen, zum Schul- und Privat-Gebrauch,

von **Wilh. Junker** und **Dr. W. Ulrich.**

2 Teile. 80 Bogen. — Preis: broch. 3½ Mark, in Leinwand 4 Mark 20 Pf., in Halbfranz 4 Mark 50 Pf.

**Kein** Augenpulver, sondern **große Schrift.** Die englische Aussprache nicht nur im ersten, sondern auch im **zweiten** (**deutsch**-englischen) Teile, daher beim Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische oder beim englisch **Sprechen** kein Suchen nach dem **Wort** im zweiten und dann erst nach der **Aussprache** im ersten Teile, sondern beides **bei einander** auch im **zweiten** Teile. Genaue Erklärung **jedes** Wortes, so durchgängig, wie sie kein anderes Wörterbuch bietet — z. B. **Spange** [Schnalle], buckle (bök'kl); [am Buch] clasp (kläßp); [Armband] bracelet (brehß'let) —; damit Vermeidung aller lächerlichen Irrungen. Aufnahme sämmtlicher neuen Wortformen (wie Sommerfrische, Raubbau, Reinkultur ꝛc.), aller gang und gäben Ausdrücke (wie Pleite, Schniepel ꝛc.), sonst in keinem Wörterbuch zu finden. Ein wirklich **neues** Buch, direkt dienlich bei der **Konversation,** gleich werthvoll für die **Schule** wie das **Leben.**

☞ **Prospekte auf Verlangen gratis und franko.**

---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

Nr. 39. Stuttgart, 26. September 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die Maldiven. S. 761. — 2. Ueber Zurichtung und Färberei der Rauchwaren. Von unserem Spezialbericht erstatter. S. 764. — 3. Die nordamerikanischen Seen. Von J. Kinley. S. 767. — 4. Das Hochland von San Paulo in Brasilien. Eine Reiseskizze. S. 771. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 775. — 6. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 777. — 7. Notizen. S. 780.


## Die Maldiven.

Wir gaben unseren Lesern jüngst eine Schilderung der Andamanen, jener interessanten, der Westküste von Hinterindien vorliegenden Inseln. Dieser Beschreibung können wir heute eine solche der nicht minder merkwürdigen Gruppe der Maldiven anfügen, welche der Südwestspitze von Vorderindien vorliegt. Diese Inseln und ihre Geschichte sind noch lange nicht genügend bekannt. Sie heißen eigentlich Malaya Dwipa, d. h. die Inseln von Malajavari oder Malabar, und umfassen einen Archipel von Koralleninseln, der sich in einer Länge von ungefähr 110 geogr. Meilen vom 1. bis 7.° n. Br. ausdehnt und aus 13 Atolls und 175 unbewohnten Inseln mit einem Gesamtflächenraum von 6773 Q.-Km. und einer Bevölkerung von ca. 150,000 Köpfen, meist Muhammedanern, besteht. Die Hauptprodukte der Maldiven sind bekanntlich Cocosnüsse und jene sogen. Kaurimuscheln (Cypraea moneta), welche an der Ostküste Indiens die Stelle der Scheidemünze vertreten und in der kleineren Sorte auf Ceylon mit 70 bis 75 Lstrl. per Tonne bezahlt werden.

Die Regierung von Ceylon hat jüngst eine kleine Monographie über diese Inseln veröffentlicht, welche ein britischer Zivilingenieur, Herr H. C. P. Bell, auf Grund eigener Anschauungen herausgegeben hat und woraus wir einige Auszüge geben wollen.

Die Maldiven scheinen ungefähr um den Anfang der christlichen Zeitrechnung besiedelt worden zu sein, allein erst zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in der Geschichte aufzutreten. Zu jener Zeit waren ihre Bewohner anscheinend schon zum Muhammedanismus bekehrt und standen in irgend einer Beziehung zu dem Malabar-Staate Cannanur, welche mit gelegentlichen Unterbrechungen bis etwa zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts dauert, wo die Portugiesen mit dem Aufschwung ihrer Macht im Osten auch die Oberherrschaft über diese Gruppe übernahmen. Nach der Abnahme der portugiesischen Herrschaft und dem Emporkommen des holländischen Einflusses auf Ceylon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bemächtigten sich die Holländer der Verbindung mit den Maldiven und behielten dieselbe in Händen bis 1796, wo die Engländer Ceylon erwarben und ihre Herrschaft daselbst befestigten, welche bis auf den heutigen Tag ungestört geblieben ist. Die politische Verbindung mit den Maldiven ist jedoch in den Händen der Briten beinahe nur eine rein formelle geblieben, da dieselben kaum irgend welche Einmischung in die innere Verwaltung der Gruppe versucht haben.

Die Bewohner der Maldiven sind sehr scheu und dem Verkehr mit Europäern abgeneigt. Das einzige Zeichen ihrer Abhängigkeit von Ceylon ist die jährliche Gesandtschaft, welche dem Gouverneur von Ceylon den gewöhnlichen Brief vom Sultan der Maldiven nebst den vorzugsweise aus maldivischen Matten und eingemachten Früchten bestehenden Tribut überbringt. Darauf erfolgt dann eine Antwort und ein Gegengeschenk in Betelnüssen und Gewürzen u. s. w. Die Ueberreichung des Briefes geschieht unter ziemlich interessanten und merkwürdigen Umständen. Die Gesandtschaft landet am Zollhause in Colombo, wo sich eine Prozession bildet, an deren Spitze ein Trupp sogen. Lascarenen einherschreitet, nämlich eine Art bewaffneter Leibwache, welche noch ein Ueberrest aus den alten




Digitized by Google

Tagen der Könige von Kandy, aber heutzutage nur wegen des ohrenzerreißenden Charakters ihrer Musik furchtbar ist. Dann folgen maldivische und ceylonische Beamte, hinter ihnen der Gesandte in einem langen seidenen Gewande, welcher den Brief in einem silbernen Präsentierbrett auf dem Kopf trägt. Andere Beamte folgen, und den ganzen Zug beschließen die maldivischen Bootsleute, welche die Geschenke tragen. Die Audienz ist in wenigen Minuten vorüber, worauf die Maldivier in einigen Tagen, nachdem sie die Antwort des Gouverneurs erhalten haben, nach Mali, ihrer Hauptinsel, zurückkehren und man ein weiteres Jahr hindurch nichts mehr von ihnen hört, außer auf dem Wege des Handelsverkehrs.

„Nachdem ich mir", erzählt Herr Bell, „ein Empfehlungsschreiben von der Regierung von Ceylon an den Sultan verschafft hatte, mietete ich mir einen Schooner von etwa neunzig Tonnen Last, die „Josephine", verproviantierte denselben für eine lange Fahrt, da es sehr ungewiß war, bis wann ich wieder zurückkehren würde, weil die Strömungen in diesen Meeren so heimtückisch und trügerisch sind. Ich warb einen Europäer als Schiffer für meinen Schooner an und ebenso eine Bemannung von Singhalesen, welche aus fünf Männern und zwei Jungen bestand. Zu meiner eigenen Bedienung hatte ich einen Koch und zwei Knaben. Die Kajüte war ziemlich geräumig, aber heiß und schwül und voll allen möglichen kriechenden Ungeziefers, so daß ich dieselbe so selten wie möglich betrat und Tag und Nacht unter einem Zeltdach auf dem Hinterdeck zubrachte. Wir hatten auf dem Hinweg eine ereignislose Fahrt, denn es herrschten beinahe immer leichte Winde und Windstillen, und die einzigen Dinge, welche uns interessierten, waren die glorreichen Sonnen-Auf- und -Untergänge. Eines Nachts übrigens, als wir wegen einer Windstille ruhig dalagen, wurden wir durch ein furchtbares Zischen und Rauschen des Wassers aus dem Schlafe geweckt und sahen kaum zweihundert Meter von uns eine Wasserhose zusammenbrechen. Die Wolke war dicht auf die Wasserfläche herabgesunken und die Verdichtung so rasch, daß sie binnen zwanzig Minuten ganz verschwunden war. Allmählich bekamen wir das Nordende des Atolls Mali in Sicht und hier erst erprobten wir die Gewalt der Strömungen, denn als wir in die Lagune einzulaufen versuchten, wurden wir an deren Eingang vorüber getrieben und mußten sehr scharf wenden, um nicht auf den Riff aufzulaufen, auf welchem die schweren Wogen der offenen See brandeten. Wir liefen nun in den Kanal zwischen den Atollen Mali und Gafor ein, nahmen auf letzteren einen Lootsen und versuchten nochmals durch eine schmale Oeffnung in die Lagune des ersteren einzulaufen. Hier versah der Schooner beim Lavieren einmal das Wenden, und ehe wir ihn noch zurecht steuern konnten und wieder herum zu kriegen versuchten, saßen wir oben auf dem Riff fest. Glücklicherweise waren wir in einer geschützten Lage; allein der Meeresstrom trieb gegen uns an wie aus einer Schütze und machte uns ganz hülflos und die scharfen, spitzen, zähneartigen Zacken lebender Korallen, welche vom Boden aufragten, sahen sehr gefährlich aus. Plötzlich saßen wir auf einer solchen fest, fürchteten das Umschlagen des Schiffes und setzten sogleich die Boote aus, denn auf Meilenweite ragte keine Spitze des Riffs über das Wasser und in einer derartigen Strömung hätte kein Schwimmer das trockene Land zu erreichen vermocht. Nach einigen angstvollen Augenblicken schwang sich der Schooner jedoch frei und wir warfen in einer Art Pfuhl den Anker aus. Den ganzen Nachmittag bemühten wir uns, mittelst des Wurfankers uns in den Kanal hineinzuarbeiten, und endlich, nach ungeheurer Mühe, gelangten wir in tiefes Wasser und giengen hier für die Nacht vor Anker.

„Die Schönheit dieser Korallenriffe ist etwas Unbeschreibliches; nirgends sonst, weder zu Wasser noch zu Land, sind solche Farben zu sehen. Am innern Rand, wo das Wasser eine bedeutende Tiefe hat, ist die Schattierung vom dunkelsten Grün, und, da wo das Wasser gegen das Meer hin immer seichter wird, ist die Farbe immer heller und heller, bis es gerade da, wo die Brandung einen Gürtel von weißem Schaum bildet, beinahe gelb ist, während darüber hinaus das dunkle Blau der offenen See erscheint. Das Ganze hat eine Art metallischen Glanzes, der wunderbar geisterhaft und unirdisch ist. Ganz merkwürdigerweise kann man vom Verdeck eines Schiffes aus die Riffe nur sehen, wenn die See leicht gekräuselt ist. Bei völliger Windstille sieht man sie nicht eher, als bis man dicht über ihnen ist. Auf dem Atoll Gafor sahen wir das Wrack des Schraubendampfers „Seagull", der vor einigen Jahren hier scheiterte, aber noch immer so auf dem Riffe steht, wie er bei seinem Scheitern war.

„Am anderen Tage liefen wir mit einem günstigen Winde in die Lagune ein und kamen rasch vom Fleck: die Fahrt war aber umständlich, und so konnten wir erst am nächsten Abend endlich an der Insel des Sultans vor Anker gehen. Am folgenden Tag gab ich mein Empfehlungsschreiben ab und sandte dem Sultan und den höheren Beamten meine Geschenke. Während der nächsten vierzehn Tage, wo wir hier vor Anker lagen, ward uns von Seiten der Maldivier das größte Wohlwollen und die höchste Gastfreundschaft zuteil; offizielle Besuche wurden abgestattet und erwidert, und die ganze Zeit über stand die von sechzehn Männern geruderte Barke des Sultans zu meiner Verfügung. Diese Barke war sehr lang, oben schmal und hatte am Stern eine breite, über die Seiten vorspringende Platform mit einem starken Pfosten in der Mitte, um sich daran zu halten — eine durchaus nicht unnötige Vorsichtsmaßregel, weil der Stoß der sechzehn Ruder sehr bedeutend war. Wenn ich in irgend einem Hause vorsprach, gleichviel zu welcher Stunde, wurde ich mit Thee und Zwieback bewirtet, und es war in hohem Grade merkwürdig, auf einer solch entfernten

Digitized by Google

halbwilden Insel englische Theebiscuits von Huntley und Palmer 2c. in Blechbüchsen auf dem Tisch zu sehen. Nach den Erfrischungen wurden vorzügliche Manila-Zigarren und Malteser Papierzigaretten herumgereicht. Als die Beamten mir ihren Gegenbesuch an Bord des Schooners machten, wurde der Theetopf ebenfalls aufgestellt, und es war ein Genuß zu sehen, wie meine eingemachten und Büchsenfrüchte Beifall fanden. Was aber den Insulanern am meisten behagte, war eine Flasche Sodawasser, und als sie ein Glas davon getrunken hatten, rieben sie ihre Magen und riefen: ‚Ah, gut für den Magen!'

„Die Maldivier sind ein stilles friedliches Volk, sehr gastfreundlich, obwohl furchtsam vor den Europäern und dem Verkehr mit denselben abhold. Sie sind bekannt für ihre Freundlichkeit gegen schiffbrüchige Seeleute und haben durch ihr Betragen in dieser Hinsicht sich wiederholt den Dank der Regierung von Ceylon erworben. Sie sind von kleiner Statur, die Weiber eher zur Dicke geneigt, aber manche von ihnen sehr hübsch. Ihre Farbe ist ein dunkles Olivenbraun und ich bemerkte eine bedeutende Rassenmischung unter ihnen. Sie sind strenge Muhammedaner, halten aber ihre Weiber nicht in solch strenger Absperrung wie die Muslimen auf dem indischen Festlande. Es wimmelt von Kindern, von gesunden, runden, fetten, rührigen Jungen und Mädchen. Die Stadt Mali ist ziemlich hübsch angelegt, mit guten breiten Straßen, und da der Boden reiner Sand ist und nur mit nackten Füßen betreten wird, so ist Reinlichkeit die Regel. In den Häusern sieht alles reinlich und ordentlich aus; ich muß jedoch zugeben, daß ich nur solche der besseren Klasse sah. Die Häuser sind meist von Flechtwerk und übertüncht, mit breit vorspringenden Strohdächern, und jedes Haus nebst Garten und Hof umschlossen mit einem Zaun von Cocosnußblättern, die oben hübsch zusammengeflochten sind.

„Die Bewohner der Maldiven leben vorwiegend von Fischen und Reis. Alle Atolls wimmeln von verschiedenen Arten von Fischen, unter denen der Bonito, Thynnus pelamys, vorwaltet und die sehr wohlfeil sind. Für eine Rupie (2 Mark) bekamen wir beinahe soviel als wir nur nehmen wollten, und um denselben Preis bot man uns Schildkröten an, nach denen einem Alderman der Mund gewässert haben würde. Cocosnüsse sind natürlich im Ueberfluß vorhanden, dagegen sind Bananen selten und von sonstigen Früchten sah ich nur Zitronen und Melonen.

„Die Maldivier sind vorzügliche Boot-Erbauer. Ich bemerkte mit Ueberraschung die anmutigen Formen ihrer kleineren Fahrzeuge und die geschickte Weise, in welcher dieselben mit ihren Mattensegeln und den über ihren Dahlborden aufgehäuften Ladungen gehandhabt werden. Die größeren, für die hohe See bestimmten Fahrzeuge oder Dhonies sind nicht so hübsch, allein ihre großen lateinischen Segel sehen sehr gut aus, und wir fanden, daß sie dichter vor den Wind gehen und schneller segeln konnten, als unsere „Josephine", so schmuck sie auch war und obwohl sie für die beste Seglerin in Colombo galt.

„Gewöhnliche Baumwollenzeuge werden auf den Atolls gewoben, und maldivische Matten haben wegen der Schönheit ihrer Zeichnungen und ihrer harmonischen Farben einen verdienten Ruf erworben. Sie sind mit einer Art von Binsen in einen Zettel von Coir (Cocosnußfasern) gewoben. Die Ausfuhr der Inseln besteht hauptsächlich aus getrockneten Fischen, Cocosnüssen, Cocosnußfasern und Garn aus denselben. Unter den Einfuhrartikeln stehen Reis, Arekanüsse, Zucker, Baumwolle, Tuch 2c. in erster Reihe.

„Der Pflanzenwuchs auf den Maldiven ist sehr einfach; den vorwiegenden Zug desselben nehmen die Cocospalmen ein, welche überall wachsen, wo sie nur Fußhalt finden. Ich sah auch den Brotfruchtbaum und mehrere Ficus-Arten, wie Ficus elastica indica, Ficus religiosa, den Banyanenbaum 2c., den gewöhnlichen Bambus, den Sumach, die Thespesia populnea, Plumiera, Tapeta, Kassava- und Manioka-Colocasien 2c.; auch Rosen wurden mit einigem Erfolg kultiviert. Ohne Zweifel sind die meisten Bäume eingeführt worden, obwohl die Meeresströmungen auch Samen aus anderen Ländern herübergebracht haben mögen.

„Von Tieren kennt man natürlich keine eingeborenen Arten. Der Sultan besitzt einige eingeführte Kühe von der brahminischen Rasse und ein Pferd, welches ihm der Gouverneur von Ceylon vor einigen Jahren zum Geschenk gemacht hat. Ziegen sind im Ueberfluß vorhanden. Hunde und Katzen sah ich nicht; aber eine Ratte soll viel Schaden auf den Cocospalmen anrichten, weil sie dieselben erklettert und die Nüsse anfrißt. Von Eidechsen verschiedener Art wimmelt es, und wenn man mit einer Menschenmenge geht, kann man kaum ausschreiten, ohne den Fuß auf ein solches langschwänziges fettes Tier zu setzen. Von Vögeln bemerkte ich namentlich eine sehr große Menge Wasservögel: Möven, Reiher, weiße Tölpel, dumme Seeschwalben 2c., und unter den Landvögeln macht sich natürlich die allgegenwärtige Krähe zumeist bemerklich. Auch die Gabelweihe sah ich über den Inseln kreisen und sich auf allen Unrat herabstürzen, den sie fand. Auch Sandpfeifer, Regenpfeifer u. a. m. sollen auf der Inselgruppe vorkommen, aber ich selbst sah keine. Unter den Fischen sind namentlich die Haie häufig und in den Lagunen wimmelt es buchstäblich von Boniten; wir sahen auch einige Arten von Barschen, Lippfischen und andere und auch eine Unzahl von Schildkröten.

„Die Konfiguration der Gruppe der Maldiven ist eine eigentümliche, denn die nördlichen und südlichen Teile bilden eine einzelne lange Reihe von Atolls, in der Mitte dagegen eine doppelte Reihe. Diese haben beinahe alle eine eiförmige Gestalt, mit der längsten Achse nach Nord und Süd. Sie bestehen alle aus einem ringförmigen Korallenriff, das eine halbe oder eine Viertel- engl. Meile

Digitized by Google

breit ist und eine Lagune umschließt, deren beinahe gleichförmige Tiefe 23 bis 25 Faden beträgt. Es gibt viele Oeffnungen oder Eingänge von der offenen See nach dem Innern, durch welche die Strömungen mit großer Gewalt ziehen. Die Peilungen an der Außenseite des Riffs zeigen Tiefen von 250 bis 300 Faden und die See erweist sich auf Kabellänge vom Rand meist noch viel tiefer. Das Riff senkt sich an seinem inneren Rande steil zu der gewöhnlichen Tiefe der Lagune. In einigen der engen Kanäle zwischen den Atolls hat man auf der einen Seite des Fahrzeuges vier oder fünf Faden Tiefe und kann die kleinsten Gegenstände auf dem weißen Boden wahrnehmen, während auf der anderen Seite die Leine des Senklots auf hundert Faden hinabreicht. Beinahe in allen Lagunen sind zahlreiche Eilande zerstreut, welche in dem ruhigen blauen Wasser mit ihren reinweißen Streifen sandigen Strandes, dann einem Streifen von dichtem grünen Gebüsch und Unterholz und mit einem hohen Dickicht von Cocospalmen in der Mitte die reizendsten Ruhepunkte für das Auge bilden. Ebenso bemerkt man zahlreiche Strecken von Riffen in denselben, wovon einige vollkommen kleine Atolls bilden.

„Der neueren Anschauung zum Trotz, daß die Korallenriffe sich nur auf einer allmählich sich emporhebenden Unterlage bilden, wie man dies bei den Tortugas nachzuweisen versucht hat, glaube ich, daß diese maldivischen Atolls vollkommene Beispiele von Darwin's Theorie sind, und daß sie sich im allgemeinen nur auf Land bilden, welches allmählich untersinkt. Wie vermöchte man sich anders die gewaltigen Tiefen auf der äußeren Seite oder das verhältnismäßig tiefe Wasser am inneren Rande der Riffe und durch die ganze Lagune hindurch zu erklären, wenn zugegeben wird, daß das kleine Korallenriff-bauende Tier nicht tiefer als in 10 bis 12 Faden Wasser arbeiten kann? Alle die Flecke von Riffen in den Lagunen haben einen Steilabfall bis zum allgemeinen Niveau des Meeresgrundes. Auf keinem von all diesen Atolls gibt es einen Punkt, welcher mehr als sechs bis acht Fuß über dem Meeresspiegel liegt, und zwar nur da, wo sich Pflanzenwuchs anzusetzen vermocht und im Lauf der Zeit etwas Boden darauf angesammelt hat, der, aus vermodertem Laub und abgestorbenen Pflanzen entstanden, den Weg für neue Generationen von Gewächsen gebahnt hat. Die Maldivier behaupten sogar, einige der Atolls zeigen Cocospalmen, die schon teilweise unter Wasser stehen, worüber ich jedoch aus persönlicher Wahrnehmung nichts berichten kann.

„Wir verließen Mali unter dem offen ausgedrückten Bedauern von Seiten vieler der Beamten, und der Sultan und andere schickten uns verschiedene Geschenke an Matten, Früchten 2c. Ein Teil des Geschenkes des Sultans bestand aus einem jungen Stier, welchen wir mit nach Colombo nahmen, da er nicht feist genug war, um die Mühe des Schlachtens zu verlohnen. Wir hatten große Mühe, aus dem Atoll herauszukommen wegen der starken Strömung und leichten Winde und wir brauchten zwei Tage, um nur zwanzig Meilen zurückzulegen. Als wir in den Tulisdu-Kanal einliefen, bestanden wir eine furchtbare Gefahr, denn obwohl wir glaubten, drei aneinander hängenden Korallenflecken weit ausgewichen zu sein, waren wir gerade mitten unter denselben, ehe wir uns dessen versahen. Das Wasser rauschte über dieselben hin wie aus einer Schütze, und obwohl der Wind günstig war, wankte und gierte unser Schooner doch so furchtbar hin und her, daß ich jeden Augenblick glaubte, wir würden an einem der Riffe zerschmettert werden, wenn eine der Sturzwogen über uns hereinbrach. Glücklicherweise arbeiteten wir uns aber allmählich in den Kanal hinein. Unser Hauptziel war nun, uns möglichst dicht an der nördlichen Küste zu halten, so daß wir, wenn es uns gelang, wieder in den südlichen Teil des Meeresstroms außerhalb zu gelangen, imstande sein würden, der Spitze auf der anderen Seite auszuweichen, an welcher sich die schweren Wogen von der offenen See her mit großer Heftigkeit brachen. Trotz aller unserer angestrengtesten Versuche aber wurden wir allmählich nach dem gefürchteten Punkte hingetragen, bis wir in einem Augenblick, wo wir auf dem Gipfel der Woge waren, über den Abhang derselben auf den zerrissenen Rand des Riffes hinabsahen, als das augenblicklich zurückweichende Wasser ihn bloslegte. Es war eine furchtbare Viertelstunde für uns, und mit einer unbeschreiblichen Regung von Trost und Freude sah ich, daß wir zuletzt stetig von der entsetzlichen Gefahr uns entfernten. Eine Fahrt von weiteren fünf Tagen brachte uns ohne irgendwelchen erwähnenswerten Zwischenfall nach Colombo, und am folgenden Tag lohnte ich den Schooner ab, nachdem ich sieben angenehme Wochen an Bord desselben verbracht hatte."

---

## Ueber Zurichtung und Färberei der Rauchwaren.

Von unserem Spezialberichterstatter.

Wenn ein Vortrag ein Thema behandelt, über welches bisher litterarische Veröffentlichungen noch nicht vorliegen, so darf dasselbe, wenn anders es zugleich ein weiteren Kreisen verständliches Gebiet betrifft, auf ein allgemeines Interesse Anspruch erheben. In hohem Grade ist dies der Fall mit einem Vortrage, den Herr J. G. Herrmann (in Firma Rödiger und Querch) auf der XXVIII. Hauptversammlung des „Vereins deutscher Ingenieure" „Ueber Zurichtung und Färberei der Rauchwaren" hielt, ein Gebiet, über das eine brauchbare Litteratur bis zur Stunde noch nicht existiert, wie denn die Rauchwarenfärberei bis zur Stunde noch mit einem dichteren Schleier umwoben ist als die Zurichtung. Die wirklich guten Verfahren werden als Geheimnisse behandelt, und daß es bisher gelungen

Digitized by Google

ist, diese Geheimnisse immerhin so gut zu wahren, hat seinen Grund darin, daß eine relativ geringe Anzahl von Rauchwarenzurichtern und -Färbern den Bedarf in gefärbten Fellen, beziehentlich die Zurichtung der rohen Ware, zu besorgen vermag.

Wie der Vortragende mitteilt, befassen sich in Leipzig 27 Betriebe mit Rauchwarenzurichtung und -Färberei und beschäftigen 1029 Arbeiter. Wenn somit das Arbeitsgebiet dieser Branche ein relativ begrenztes ist, so verhält es sich anders mit den Geldbeträgen, welche in dem gesamten Rauchwarenhandel Leipzigs zum Umsatz gelangen. Eine im Jahre 1878 auf Veranlassung des Reichskanzlers veranstaltete Enquête hat ergeben, daß der Gesamtumsatz des Rauchwarenhandels auf dem Leipziger Platz sich auf etwa 40 Millionen jährlich bezifferte. Noch heute darf Leipzig als der Zentralsitz des Rauchwarengeschäfts für die ganze Welt bezeichnet werden. Die zentralisierende Macht der Reichshauptstadt Berlin, welche auch der Stadt Leipzig so manches entführt hat, ist bisher an den beiden großen Branchen dieser Stadt, dem Buchhandel und dem Rauchwarenhandel, erfolglos abgeprallt.

Die beiden größten Abstammungsgebiete der Rauchwaren sind Amerika sowie das asiatische und europäische Rußland. Die amerikanischen Waren werden zum größten Teile in London versteigert. Um einen Begriff von der Größe der daselbst stattfindenden Zufuhren und des in Amerika stattfindenden Tierfanges zu geben, führt Vortragender an, daß auf den diesjährigen Londoner Auktionen u. a. zur Versteigerung kamen: 395,000 Schuppen, 620,000 Skunks, 2,423,000 Bisamratten, 373,000 Nerze, 107,000 Füchse verschiedener Gattung, 181,000 Opossums, 106,000 Biber, 80,000 Luchse und 100,000 Zobel. Die russischen Rauchwaren werden teils auf dem großen Nischni-Nowgoroder Jahrmarkt, teils über Moskau zum Verkauf gebracht. Soweit nicht in neuerer Zeit Kapitalkräftige größere Konsumenten ihren Bedarf direkt in London und Rußland einkaufen, gehen sämtliche Rauchwaren an Leipziger Häuser, und die verschiedenen Gerüche, die dem geschätzten Leser, wenn er den „Brühl" in Leipzig passiert, entgegenduften, sind eine Mischung der Fell-Odeurs, ein eau de mille peaux aus allen Gegend der Welt.

Im übrigen liefert außer den beiden genannten Ursprungsgebieten jedes Land der Welt einen größeren oder kleineren Beitrag zu dem Pelzschmuck des menschlichen Geschlechts. Auch das Raubtierzeug der Füchse, Marder, Iltisse, das unsere heimischen Gauen durchstreift, trägt alljährlich in ganz enormen Quantitäten seine Haut buchstäblich zu Markte in Leipzig. Man schätzt die Zahl der zur Ostermesse in Leipzig zum Verkauf kommenden europäischen Wildware auf etwa 130,000 Füchse, 60,000 Marder, 10,000 Ottern und 100,000 Iltisse.

Durch den Rauchwarenhandel ist die Industrie der Rauchwarenzurichtung und -Färberei entstanden, und das Wachstum des Rauchwarenhandels bezeichnet auch die Phase ihrer Entwickelung. Der Vortragende setzt als bekannt voraus, daß unter Rauchwarenzurichtung die Gerbung des rohen Felles unter Erhaltung seines Haares verstanden wird, während die Aufgabe des Gerbers dahingeht, vorerst die Haare zu beseitigen und nur das Corium, die Haut, zu gerben.

Die Zurichtung und Färberei der Rauchwaren haben sich überall, wo sie in größerem Maßstabe betrieben werden, zu Spezialitäten ausgebildet. Der Pelzseehund, das Fell des Seebären — die besten stammen von Alaska — werden hauptsächlich in London kunstvoll zugerichtet und gefärbt. Neuerdings rivalisiert hierin Paris mit London. Das gefärbte französische und belgische Kanin wird hauptsächlich in Paris und Brüssel produziert. Lyon hat Bedeutung erlangt durch seine vortreffliche Färbung russischer Hasen, Leipzig durch die Färbung derjenigen Felle, welche am Ende dieser Arbeit aufgeführt werden.

Was nun die Zurichtung anbelangt, so erfolgen die Vorbereitungen des Felles für die Zurichtung sämtlich mit der Hand. Das in Wasser geweichte Fell wird auf der Zurichtebank durch Schaben an den sogen. Fleischeisen von den Fleischteilen befreit und darnach mit dem für dasselbe bestimmten Gährungsmittel behandelt.

Die wesentlichsten Gerbungsmethoden von Pelzfellen sind zweierlei: die Sämischgerbung und die Weißgerbung. Bei beiden Verfahren ist es eine wesentliche Aufgabe, für die Erhaltung des Haares auf dem Felle Sorge zu tragen.

Die Sämischgahrung, die zurückzuführen sein dürfte auf das vortreffliche Verfahren der Indianer, Tierhäute mittelst Tiergehirn zu gerben, wird in Leipzig in der Weise bewirkt, daß das abgefleischte Fell mit Butter und Thran oder entsprechenden ähnlichen Fettmischungen gut eingefettet wird. Das Eintreiben des Fettes geschieht durch Walken, welche eigens für diesen Zweck in verschiedenen Konstruktionen gebaut werden. Der Schlag der Walkhämmer auf die in den Walktrögen befindlichen Felle muß so reguliert sein, daß das Fett gut in das Gewebe der Haut eindringt, ohne daß Haar und Leder irgendwie dabei leiden. Nach dem Walken unterliegt das Fell noch verschiedenen Behandlungen durch die Hand und kommt, sobald es die Beschaffenheit einer guten Gahrung zeigt, in die Läutertonnen. In diesen mit Kupfer- oder Eisenblech beschlagenen, durch Dampfkraft getriebenen Tonnen verschiedenster Größe werden die Felle gereinigt. Auch diese Reinigung ist im Gegensatz zu dem Verfahren der Gerber eine rein mechanische.

Die Felle werden mit hartem, feinem Sägemehl, manchmal mit etwas Sand untermischt, in die Tonnen eingebracht, letztere werden abgeschlossen und in Bewegung gesetzt. In diesen Tonnen, die 8—10 Umdrehungen pro Minute machen und unter welchen ein gelindes Holzkohlenfeuer unterhalten wird, verbleiben die Felle etwa 6 Stunden. Die Läutertonnen müssen so aufgestellt sein,



Digitized by Google

daß unterhalb derselben sich gleich große Schütteltonnen befinden, Tonnen mit grobmaschigem Draht bezogen, in welche die Felle aus den Läutertonnen hineingeworfen, auf gleichfalls mechanische Weise, lediglich durch die infolge der Umdrehungen bewirkten Bewegungen, von dem Holzstaub befreit werden.

Die Weißgahrung, welche hauptsächlich für alle Lammfelle und für diejenigen Wildwaren, die gefärbt werden sollen, in Anwendung kommt, ist eine wesentlich umständlichere. Für alle Weißgahrung muß eine Schwellung der Haut herbeigeführt werden, um dem Gerbmittel Eingang zu verschaffen. Säuren haben die Eigenschaft, diese Schwellungen zu bewirken. Bei solider Behandlung der Felle wird in Gährung übergegangener Gersten-, Hafer- oder Maisschrot für die Schwellung und als Gerbmittel eine Kochsalzlösung mittlerer Konzentration verwendet. Die Dauer des Gerbungsprozesses variiert zwischen 10 und 28 Tagen. Weniger gewissenhafte Zurichter benützen anstatt der milden Pflanzensäure oft Schwefelsäure und sorgen durch dieses allerdings sehr schnelle Verfahren dafür, daß dem Felle eine nicht zu lange Dauer beschieden ist. Bei Kaninzurichterei wird mit Erfolg Catechu als Gerbmittel angewendet. Maschinerie kommt für die Weißgahrung nicht in Anwendung.

Die Reinigung der Felle, sobald dieselben nach beendetem Gahrungsprozeß weich und zügig gemacht worden sind, erfolgt auch in den Läuter- und Schütteltonnen.

Auch über Gerbung von Fellen und Rauchwaren ist die Litteratur eine sehr spärliche. Vortreffliche Arbeiten existieren hierüber von Knapp und von Reimers, die einiges Licht in die inneren Vorgänge des Gerbungsprozesses gebracht haben. Während französische und englische Forscher seither angenommen hatten, daß die Gerbstoffe mit der Haut eine chemische Verbindung eingehen, deren Produkt das gahre Leder sein sollte, weisen Knapp und Reimers an einer großen Zahl von Versuchen nach, daß der Vorgang ein rein physikalischer ist. Das Gerbemittel wird, sei es auf mechanischem Wege, sei es auf dem Wege der Endosmose, hinein- und das Wasser der aufgeweichten Haut herausgebracht. Das Gerbemittel, das die Bindsgewebefasern der Haut durchdringt und einhüllt, hindert die Haut an dem hornartigen Zusammentrocknen; die rohe Haut ist weiches, zügiges Leder geworden.

In gleichfalls ganz selbständiger, aber auch sehr roh empirischer Weise hat sich die Rauchwarenfärberei entwickelt. Sind schon für die Zurichterei wesentlich andere Bedingungen zu erfüllen wie für die Gerberei, so sind die für die Rauchwarenfärberei zu erfüllenden Bedingungen noch weit eigenartiger.

Die Verfahren der Seiden-, Woll- und Baumwollfärberei bieten dem Rauchwarenfärber nur dürftigen Anhalt. Während die Stofffärberei zumeist mit hohen Hitzgraden und sehr starken chemischen Agentien operieren kann, ist die Rauchwarenfärberei auf die Schonung des Leders und seiner Gahre, die weder hohe Hitzgrade noch kräftige Mittel und starke chemische Prozesse vertragen, angewiesen. Die Farbmittel, die der Rauchwarenfärber anwenden kann, müssen deshalb bei einer etwa 30—34° R. oder noch besser bei niedrigerer Temperatur wirksam sein und dürfen keine zu heftigen chemischen Reaktionen hervorrufen. Das gahre Leder ist äußerst empfindlich, und sobald es durch den Färbungsprozeß angegriffen (verbrannt) ist, verliert das Fell den größten Teil seines Wertes.

Schon die Entfettung bietet große Schwierigkeiten. Sie erfolgt vielfach mittels Kalkmilch, welche die Eigenschaft besitzt, bei niederer Temperatur die Fette in unlösliche Kalkseifen zu binden, die nachher mechanisch entfernt werden. Für leichtlösliche Fette kommt die Soda in Verwendung; für schwerlösliche — die Mehrzahl von Fellen hält das tierische Fett mit einer kaum glaublichen Zähigkeit zurück — benutzt eine Lindenauer Firma mit Erfolg das Aetznatron.

Bei allen Farben des Pelzwerks handelt es sich in erster Linie um Erzielung einer großen Beständigkeit, um die „Echtheit?" Die Rauchwarenfärberei ist deshalb eine der wenigen Färbereibranchen, die noch die allbekannten soliden Farbstoffe, die Farbhölzer, und Gerbstoffe, die in Verbindung mit Metallbeizen in einer die Haltbarkeit des Leders schonenden Weise das Schwarz und das Braun erzeugen, verwendet. Die Verwendung von Anilinfarben ist teils ihrer Unbeständigkeit und teils ihrer nachteiligen Einwirkung auf das Leder halber ausgeschlossen. Einzelne Fellgattungen werden auch unentfettet gefärbt (ein Verfahren, das bereits seinen Vorgang in der persischen Teppichfärberei früherer Zeiten hat). Man hat lange Zeit nicht begriffen, woher der feurige Glanz in den Farben der Jahrhunderte-alten persischen Teppiche kommt, bis man ermittelte, daß die Perser es verstanden haben, die Wollen unentfettet zu färben. Im Laufe der Zeit hat das Fett mit der Farbe eine innige Verbindung eingegangen, wodurch der dauernde feurige Glanz der Farben entstanden ist. Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat sich aber auch bereits auf Persien erstreckt. Als der Vortragende im vorigen Jahre in Nischni-Nowgorod die großen Teppichlager der Perser besuchte, hat er leider gefunden, daß die zu den Teppichen verwendeten Wollen gegenwärtig vielfach mit Anilin gefärbt werden.

Die Manipulationen, welche bei dem Färben der Felle mit der Hand zu verrichten sind, sind sehr vielfältige und oft sehr mühsame. Die schwarz zu färbenden Felle werden meist in die Farbe getunkt und der Färbeprozeß dauert 3—9 Tage. Bei den braun zu färbenden Fellen wird die Farbe mit der Bürste aufgetragen, eingetrocknet und ausgeschüttelt. Früher empfiengen diese Felle bis zu vierundzwanzig Strichen; heute kommt man durch eine rationellere Anwendung der Methode mit der Hälfte aus.

Für die Tunkfärberei werden die Farben entweder

Digitized by Google

in Kesseln mit Unterfeuerung oder in offenen Dampfkochapparaten ausgekocht.

Die Einrichtungen für die Streichfärberei sind komplizierter. Der Gallus, das Hauptfärbemittel der braunen Felle, wird in eisernen Trommeln gebrannt, die durch Transmission oder Menschenhand gedreht werden. Das Mahlen des Gallus erfolgt in einer Gruson'schen Farbmühle. Der Gallus und die Metallsalze müssen zu einem dickflüssigen, sehr gut durchgearbeiteten Brei zerrieben werden, was wiederum durch einen Mahlgang mit horizontal liegenden Mühlsteinen, bei dem Farbenmischung und Wasser oben einfließen, während der gemahlene Farbenbrei unten abläuft, besorgt wird.

Das öfters benötigte Scheeren der Felle, das zur Herstellung von mancherlei Imitationen erforderlich ist, wird durch belgische Scheermaschinen bewirkt. Eine mit fünf Messern besetzte, horizontal liegende Walze, die 1000 Umdrehungen in der Minute macht, ein feststehendes Vormesser, eine je nach der Höhe der Scheerung verstellbare äußere Walze, um welche die zu scheerenden Felle herumgezogen werden, das sind die Hauptbestandteile der Maschine. Die Messerwalze dreht sich ziemlich eng an dem Vormesser, alle in den Bereich der Messer kommenden Haare werden mit rasender Geschwindigkeit weggeschnitten.

Das Färben der zu tunkenden Felle — es handelt sich hierbei hauptsächlich um schwarze Farben — wird gleichfalls mit der Hand bewirkt. Die getunkten Felle werden in den größeren Fabriken in von Dampf getriebenen Waschtonnen, d. h. großen, mit weitmaschigem Draht überzogenen, in Gattern hängenden Tonnen, die in den Fluß hinabgelassen werden, gewaschen; darnach entweder durch Handpressen, mehr aber noch durch Centrifugen aller Konstruktionen halb trocken gemacht und in Sälen getrocknet, die mit Dampf geheizt werden.

Nach dem Färben wird noch eine kleine Nachgerbung bewirkt. Ist diese vollendet, so erhalten die Felle die letzte Reinigung in den Läuter- und Schütteltrommeln.

Zur näheren Veranschaulichung seiner interessanten Ausführungen hatte der Vortragende eine Anzahl der gangbarsten, in Leipzig zugerichteten und gefärbten Fellsorten ausgelegt, die er dann noch kurz erläuterte; unter anderen Persianer, ein wertvolles Lammfell aus Buchara, Astrachan, ein Lammfell aus verschiedenen Teilen von Rußland und Asien; Schiras, ein Lammfell aus Persien, schwarzgefärbte und weiße Lammfelle aus Buenos Aires; Schuppen, das schwarzgefärbte Fell des Waschbären, Opossum, das schwarzgefärbte Fell der Beutelratte aus Australien, Feh, das in Millionen nach Leipzig kommende Fell des sibirischen Eichhörnchens, Seal-Bisam, das gerupfte oder geschorene und braungefärbte Fell der amerikanischen Bisamratte u. s. w. Die schwarzen Farben sind sämtlich aus Gerbstoffen, Blauholz, Eisen- und Kupfersalzen, die braunen aus gebranntem Gallus, Eisen- und Kupfersalzen dargestellt. Von besonderem Interesse sind noch die Silberfüchse, aus dem Polarfuchs, die Silber- und Chinchillahasen, aus dem weißen sibirischen Hasen dargestellt. Die Farbe ist ein Niederschlag von Schwefelblei; die weißen Spitzen sind durch die Auflösung des Schwefelblei-Niederschlages vermittelst starker Säuren erzeugt.

Redner widerlegt schließlich noch die Ansicht, daß die Pelzfärberei eine auf die Täuschung des Publikums berechnete Thätigkeit sei. Der Asiate macht allerdings Versuche in dieser Richtung und hängt helle sibirische Zobel in den Rauchfang, bis sie die wertvolle Farbe des schwarzen Zobels angenommen haben. Die Thätigkeit der Leipziger Industrie ist aber selbstredend eine ganz andere. Das Färben der Rauchwaren ist eine Notwendigkeit geworden, da durch dasselbe eine ganze Reihe von Artikeln erst verkaufsfähig, wieder eine andere wesentlich verschönert wird. Wirtschaftlich ist dieselbe von ganz eminenter Bedeutung, und wenn man in Betracht zieht, daß die Rauchwarenfärberei sich erst in den letzten Jahren aus dem rein empirischen Betrieb loszuringen beginnt, so kann man ihr wohl mit dem Vortragenden, dessen interessante Darlegungen mit lebhaftestem Beifalle aufgenommen wurden, eine weitere günstige Entwickelung für die Zukunft wünschen.

---

## Die nordamerikanischen Seen.

In Amerika wie in der östlichen Hemisphäre ist der Norden das Land der Seen. Zieht man eine Linie von der Mündung des St. Lorenzstroms bis zum westlichen Ende des Erie-Sees und von da bis zur Mündung des Mackenzie, so führt dieselbe durch und an einer langen Reihe von Seen vorüber, welche an Zahl und Gesamtflächenraum von keinem anderen Landstrich gleicher Ausdehnung auf Erden erreicht werden. Die große nordamerikanische Depression, die sich nordwärts vom Mexicanischen Meerbusen ausdehnt, gabelt sich ungefähr unter 40° n. Br. und der eine Arm erstreckt sich nordostwärts gegen den Atlantischen Ozean, der andere aber nordwestwärts nach dem Polarmeer; beide liegen beinahe im rechten Winkel zu einander und in annähernd dem Parallelismus zu den Gebirgsketten und Küstenlinien des Kontinents.

Der 42. Breitengrad nördlich davon enthält beinahe alle die nordamerikanischen Seen, während südlich davon zahlreiche Seebecken liegen, welche sogar den Oberen See an Ausdehnung übertreffen. Die Gewässer derselben sind abgelaufen durch die sich vertiefenden Kanäle der aus ihnen abfließenden Ströme oder auch durch Verdunstung, wie in den trockenen Regionen des Südwestens.

Wenn wir einen See definieren als das, was er im geologischen Sinne wirklich ist, als eine örtliche Depression der Erdoberfläche, und den Druck oder die Abwesenheit des Wassers nur behandeln als eine seiner

Digitized by Google

zufälligen Eigenschaften, so werden wir finden, daß der Süden nicht weniger als der Norden ein Land der Seen ist.

Seebecken können herrühren:

1. von örtlichen Einsenkungen der Oberfläche;

2. von Aushöhlungen, namentlich durch Gletscher;

3. vom Erlöschen von Vulkanen, wenn sich die Krater desselben mit Wasser füllen;

4. vom Einbruch von Höhlendecken durch Erdbeben oder andere Ursachen.

Von der ersten oder zweiten dieser Wirkungen rühren wahrscheinlich alle die vorhandenen nordamerikanischen Seen her, denn an einigen war die eine, an anderen die andere Ursache vorwiegend thätig. Bei allen den größeren Seen hat offenbar ein örtliches Einsinken der Oberfläche stattgefunden und der Gletscher nur beiher mitgewirkt. Da die zahlreichen kleinen Seen im mittleren und westlichen Teile des Staates New-York in der Richtung des Gletscherstroms liegen und die ihnen benachbarten Felswände zahlreiche Aushöhlungen zeigen, so hat man ihren Ursprung ausschließlich auf Gletscher zurückzuführen gesucht. Da aber beinahe diese gesamte Seenregion innerhalb der Niagara-Kalkstein-Formation liegt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Einsturz von Höhlendecken die Arbeit des Eisschubes wesentlich unterstützt haben mag. Viele kleine Seen und Teiche, besonders in Kentucky, Tennessee und dem südlichen Indiana, rühren allein vom Einsturz von Höhlendecken her. Im südöstlichen Missouri und östlichen Arkansas sind größere und kleinere Seen, welche durch Einbruch von solchen Höhlenwölbungen beim Erdbeben von 1811 entstanden sind. Die Seen Borgne und Pontchartrain sind durch das Mississippi-Delta dem Mexicanischen Meerbusen abgewonnen worden, während zahlreiche kleinere Seen, die sogen. Bayous durch Veränderungen im Flußbett gebildet worden sind, indem die Niederschläge aus dem Wasser an ihrem Eingang und Auslauf sie aufdämmten und mit Wasser gefüllt erhielten. Auch Kraterseen sind nicht selten, und diese Becken, die aber kein Wasser enthalten, sind in Neu-Mexico, Arizona und im südlichen Californien reichlich vorhanden, während viele der schönen Seen der italienischen Halbinsel nur die ausgefüllten Krater erloschener Vulkane sind.

Warum aber ist der Norden das Land der Seen? Um diese Frage verständlich zu beantworten, wollen wir sehen, was im Süden vorgegangen ist. Zwischen den Alleghanies und dem Blue Ridge zieht sich ein langes, schmales Thal hin und erstreckt sich beinahe auf die ganze Länge dieser parallelen Bergkette, welches ohne die Breschen in deren Mauern seiner ganzen Ausdehnung nach ein Wasserbecken gewesen sein müßte. Bei Harper's Ferry aber hat der Potomac und bei der Natürlichen Brücke der James-Fluß den Blue Ridge durchbrochen und die Gewässer der oberen Hälfte dieses Thales dem Atlantischen Ozean zugeführt. Weiter gen Süden führen der Kanawha und der Tennessee die Gewässer der unteren Hälfte in die Zuflüsse des Mexicanischen Meerbusens ab. Beide letztgenannte Flüsse haben auch die Cumberland-Gebirge durchbrochen und führen die Gewässer eines anderen bedeutenden Thales zwischen diesen und den Alleghanies ab. Könnten diese verschiedenen Ausläße verschlossen werden, wie sie es wahrscheinlich einst waren, so würden sie rasch wieder große Seen bilden und die Arbeit der Abspülung und Drainierung von neuem beginnen. Könnte man die Knobs und die Muldro-Hügel wieder an den Fällen des Ohio vereinigen, so würde sich ein großer, seichter See bilden, welcher Gegenden von Ohio und Indiana und einen der schönsten Teile von Kentucky bedecken würde. Könnte man die Uferböschungen des Wabash an der Mündung des Salimony wieder zusammenrücken, so würde sich ein anderer seichter See ergeben, dessen Abfluß wahrscheinlich der Maumee sein würde. Beginnen wir in Richmond in Indiana, welches selbst in einem kleinen Seebecken gelegen ist, und wandern wir von da nordostwärts halbwegs durch Ohio, so finden wir eine Reihenfolge von seichten Depressionen, welche einst mit Wasser gefüllt waren und durch welche noch immer die Ströme fließen, deren rastlose Arbeit die Ränder derselben durchschnitten und sie ihres Inhalts entledigt hat. In vielen dieser alten Seebecken ist die Drainierung noch nicht vollendet und sind die niedrigsten Teile derselben noch immer Sümpfe oder Teiche voll Wasser. Der Mohawk und der Connecticut durchströmen jeder einen ganzen Rosenkranz von kleinen Seebecken, welche von solidem Felsgestein umschlossen sind. Durch die Ränder derselben hindurch haben die Flüsse seit unvordenklicher Vorzeit ihre Kanäle ausgeteuft, bis die Seeböden trockenes Land und die Heimat von Menschen geworden sind. Sogar die großen Seen selbst sind aus derselben Ursache an ihren früheren Dimensionen sehr verkürzt worden. Man hat Beweise und Zeugnisse genug, daß der Michigan-, Erie- und Huron-See nur noch die Ueberreste einer einst gewaltigen Wassermasse sind, welche das ganze dazwischenliegende und vieles benachbarte Land bedeckte. Das Werk der Ausleerung geht aber noch immer vor sich. Der Niagara vertieft nicht allein seinen Kanal und bringt dadurch den Wasserspiegel des Erie-Sees zum Sinken, sondern durch das allmähliche Zurückweichen der Wasserfälle wird noch ein weit größeres Werk prophezeit. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis wann der Erie-See seiner Gewässer beraubt und die anderen großen Seen auf unbedeutende Teile ihrer gegenwärtigen Dimensionen reduziert sein werden. Der Pepin-See, gegenwärtig nur noch eine Erbreiterung des Mississippi, war ehedem ein weit größerer Wasserkörper; und Peoria, eine ähnliche Erweiterung des Illinois, breitete sich früher über das ganze niedere Land bis zu einem dem Champlain-See gleichen Flächenraum aus.

Ohne Zweifel haben bei vielen dieser Seenausläße natürliche Brüche und Randeinsenkungen nicht allein den ausfließenden Wasserläufen die Richtung gegeben, sondern

Digitized by Google

auch wesentlich zu dem Werk der Abspülung und Entblösung beigetragen. Ein überführendes Zeugnis von der früheren größeren Ausdehnung dieser Seen ist überreich und augenfällig vorhanden. Die Eisenbahn von Lafayette in Indiana nach Norden durchschneidet mehrere niedrige Seeränder, welche das allmähliche Zurücktreten der Gewässer bezeichnen, und verläuft in Sicht von mehreren Sandhügeln, welche denjenigen am Seegestade in der Nähe der Stadt Michigan ganz ähnlich sind. Man hat mehrfache Beweise, daß der Illinois ehedem der Ausfluß des Michigan und der Wabash derjenige des Erie-Sees waren und die Gewässer dieser Seen nach dem Mexicanischen Meerbusen abführten.

Obwohl man gefunden hat, daß der Gletscher ganz wie das Wasser eines Stromes, nur langsamer, fließt, so könnte das Eis, ausgenommen wenn es zwischen zwei Wänden eingekeilt ist, wie das Eismeer am Montblanc, nicht auf schmale Kanäle eingeschränkt gewesen sein und kann daher auch nicht lange gewundene Flußbetten ausgehöhlt haben. Die Abrasion und Drainierung giengen in Wirklichkeit immer fort, allein mit einem langsamen Prozeß im Vergleich zu der Arbeit des befreiten und thätigen Wassers.

Als das Eisfeld zu verschwinden begann, zog es sich allmählich nordwärts zurück und legte zuerst jenen Teil der Driftregion blos, in welchem die Seen nun vollständig trocken gelegt worden sind. Die südliche Hälfte des nordamerikanischen Festlandes hat sogar größere Ströme gehabt als diejenigen, welche nur vom Eis und Schnee der allmählich verschwindenden Gletscher gespeist werden. Die Länge der Zeit, während deren diese Ströme ihre Aushöhlungsarbeit verrichteten, während der Norden noch immer seine Eiskrone trug, kann nur annähernd geschätzt werden. Es war jedoch eine lange Zeit — ein Zeitraum im Vergleich zu welchem eine geschichtliche Periode zu einigen Tagen zusammenschrumpft. Während dieser langen Jahrhunderte sind die Ausflüsse der südlicher gelegenen Seen durch die langsamere Verwitterung des Gesteins tiefer gelegt worden, und ohne Zweifel wurden diese nun so holden „Thäler von Avoca" trockenes Land und möglicherweise der Aufenthalt von Menschen, während im Norden noch der Eiskönig herrschte.

Die physikalische Geographie des Landes ist ein mächtiger Zeuge für die Richtigkeit dieser Hypothese. Südlich von der Drift, wo die Ströme von je her geflossen sind, seit das Festland über dem Meere war, sind die Seebecken bis auf ihren Grund ausgelaufen; im südlichen Teil der Drift sind sie nur teilweise trocken gelegt, während sie im nördlichen noch mit Wasser gefüllt sind. Das stimmt genau mit der Hypothese überein.

Man hat behauptet, die südliche Hälfte des Kontinents sei länger vom Meere befreit und die Flüsse haben daher mehr Zeit gehabt, ihre Kanäle zu vertiefen. Allein genau das Gegenteil davon ist der Fall. Die Berge von St. Lorenz sind nicht allein das älteste Land auf dem Kontinent, sondern auch, soviel wir nun wissen, das älteste auf dem ganzen Planeten.

Es kann zugegeben werden (ohne sich auf diese Hypothese zu beziehen, außer etwa, um sie zu verstärken), daß das große Gewicht des angehäuften Eises die nördlichere Region an einigen Stellen unter das Meeresniveau versenkt haben mag, und daß das Land unter dem allmählichen Schmelzen des Eises wieder emporstieg und sein Gleichgewicht erhielt.

Das allmähliche Zurückweichen des Eises nach Norden und deshalb die erste Bloslegung der südlichen Hälfte der Driftregion mögen gleichzeitig stattgefunden haben. Daß dieses Zurückweichen ein langsames war und sich über einen langen Zeitraum von Jahren erstreckte, muß wahr sein. Daß die Flüsse während dieser langen Zeit ihre Kanäle vertieften und die Seebecken leerten, ist so offenkundig, daß man es nur anzuführen, nicht zu beweisen braucht. Wenn wir denjenigen Teil der Driftregion, welcher südlich von 41° 30′ liegt, den subglazialen nennen, so werden wir den südlichen Teil desselben vollkommen drainiert, den mittleren und nördlichen eben und halb drainiert finden und sehen, daß die großen und kleinen Seen in demselben Verhältnis an Zahl und Größe zunehmen, wie wir uns der nördlichen Grenze nähern.

Wie steht es nun aber mit den „trockenen Seen" auf dem Abhang nach dem Stillen Ozean? Ihre Ränder sind ganz unversehrt. Allerdings, aber gerade weil sie trockene Seen sind, sind auch ihre Ränder nicht durchschnitten und sie nicht durch Flüsse mit dem Meere in Verbindung gesetzt worden. Auch diese Seebecken waren einst mit Wasser gefüllt; die Zufuhr an Regenwasser kam nicht der Verdunstung gleich und daher rührte ihre allmähliche Austrocknung.

Eine andere Ursache der Beseitigung der Seen und eine so wichtige, daß wir sie nicht außer Berechnung lassen dürfen, ist die fortwährende Ablagerung von Sediment auf ihren Böden. Während die Abflüsse fortwährend das Niveau ihrer Oberflächen sinken machen, sind ihre Zuflüsse nicht minder emsig beschäftigt, die Böden derselben durch Niederschläge von Land zu erhöhen. Der Boden des Oberen Sees liegt an seiner tiefsten Stelle ungefähr 300 Fuß unter dem Meeresspiegel; der See kann also durch seinen Ablauf nicht völlig ausgetrocknet werden. Allein die Ströme, welche ihn speisen, ergießen fortwährend Sediment über seinen Grund. Der Fluß St. Louis hat ein großes Delta, welches die Zufuhr zu Superior City so schwierig macht, daß das Fahrwasser jährlich ausgebaggert werden muß. Man hat berechnet oder geschätzt, daß der Bodensatz oder Niederschlag, welchen der Mississippi alljährlich den Mexicanischen Meerbusen hinunterführt, hinreichen würde, um eine englische Quadratmeile Flächenraum um 241 Fuß zu erhöhen oder binnen weniger als 22 Jahren eine englische Kubikmeile zu bilden. Da wo der Rhône in den Genfer See tritt, ist sein Wasser bis



Digitized by Google

zu seiner äußersten Möglichkeit mit Bodensatz beladen; da wo er den See verläßt, ist das Wasser krystallhell. Diese feste Masse wird fortwährend abgelagert und erhöht den Seeboden, während der tiefer werdende Kanal das Niveau der Oberfläche fallen macht. In Indiana und Ohio sind zahlreiche seichte Seebecken, nun trockenes Land, und ihre Böden, so eben wie ein Stubenboden, oft mehrere Fuß tief aus reichem Alluvium bestehend, zeugen noch immer von den wirkenden Mächten, welche dieselben ihres Wassers beraubt haben. Die berühmte Walnut Level (Wallnußebene) im Staate Indiana ist nur ein altes Seebecken, und verdankt jenen Niederschlägen aus dem Wasser ihre weitberühmte Fruchtbarkeit. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß um die Zeit, wann die Niagara-Fälle den Rand des Oberen Sees durchbrochen haben werden, die sinkende Wasserfläche den emporsteigenden Seegrund nur in geringer Höhe über dem Meeresspiegel erreichen wird.

Allein weshalb sollten die Seen sich ungefähr unter dem 41. Breitengrade an Größe und Häufigkeit zu vermehren anfangen? Die Antwort kann in der relativen Menge des Schneefalls während der Eisperiode gefunden werden.

Es fällt mehr Schnee am südlichen Ende der Hudsons-Bay als auf Boothia Felix, mehr am Kap Farewell als am Kap Hatherton, mehr unter 20° südlich vom Polarkreise als unter irgend einem Parallel nördlich von demselben. Die Linie des größten Schneefalls ist wie die Isothermenlinie unregelmäßig ausgedehnt, was großenteils von den Windströmungen abhängt. Das Wasser, welches die südlichen Winde mit sich führen, verdichtet sich und fällt, sobald es die kälteren Breiten erreicht. Lassen wir nun die Linie des größten Schneefalls durch die Hudsons-Bay gehen, so muß dieselbe in der Eisperiode um vieles südlicher gewesen sein. Unter dem 42. Parallel oder in der Nähe desselben erreichte der Gletscher wahrscheinlich seine größte Dicke. Hier verschanzte er sich, um zu bleiben, und hier müssen die winterlichen Schneefälle für lange dasjenige ersetzt haben, was im Sommer hinweg thaute. Während daher der weiter nach Süden gelegene Teil der Driftregion unbedeckt lag und die in Thätigkeit befindlichen Wasserläufe ihre Betten vertieften und das Land trocken legten, war das ganze Land nach Norden hin ein Eisfeld. Gleichzeitig wichen das Eis und die Linie des größten Schneefalls nach Norden zurück. Wie die größte Tageshitze nicht mit dem Zeitpunkt zusammenfällt, wo die Sonne im Meridian steht, sondern eine oder zwei Stunden später, wie die größte Sonnenhitze nicht auf die Tage fällt, wo die Sonne in ihrer höchsten Höhe steht, sondern einen oder zwei Monate später, so ist es wahrscheinlich, daß die höchste mittlere Temperatur noch nicht erreicht worden ist, und daß die Linie des größten Schneefalls noch immer nach den Polen hin zurückweicht. Diese Thatsache, falls es eine solche ist, muß für die Polarforscher in tausend Jahren von heute noch weitere und offenere Felder der Thätigkeit in Aussicht stellen als dermalen.

Die Ursache des hohen Salzgehalts einiger amerikanischen Seen ist eine allzu offenkundige, um viele Worte der Erklärung zu bedürfen. Höchst wahrscheinlich sind zu der Zeit, wo die Kontinente aus dem Meere emporgehoben wurden, die Seebecken schon gebildet gewesen und kamen daher bis zum Rande mit Wasser gefüllt an die Oberfläche. Im nördlichen und östlichen Teile des nordamerikanischen Festlandes, wo die Zufuhr durch Regen und Schneefall den Verlust durch Verdunstung weit übersteigt, ist das Salz durch das beständig in ihren Abläufen abziehende Wasser so sehr verdünnt worden, daß es zu einer beinahe unbemerkbaren Menge herabsank. In dürren, trockenen Regionen aber, wie der Abhang nach dem Stillen Ozean und die Gegend um das Kaspische Meer herum, wo die Verdunstung die Zufuhr weit übertraf, sank der Wasserspiegel der Seen beständig, bis wegen der verminderten Ausdehnung der Oberfläche das Gleichgewicht zwischen Verlust und Gewinn erreicht wurde. Daher der außerordentlich hohe Salzgehalt des Großen Salzsees, des Toten Meeres ꝛc. Aus einem gleichen Grunde enthält das Wasser des Mittelländischen Meeres verhältnismäßig mehr Salz, als der Atlantische Ozean. Da die Verdunstung die Zufuhr durch Flüsse und Regenfall übersteigt, so bedarf es einer fortwährenden Zuströmung durch die Meerenge von Gibraltar. Dasselbe gilt aber auch vom Roten Meer und verursacht eine gleiche Strömung durch die Straße Bab-el-Mandeb. Andere Seen von Salz- oder Brackwasser verdanken ihren Salzgehalt wahrscheinlich der Zufuhr vom Lande her. Da das Wasser das allgemeinste und beste Lösungsmittel ist, so nehmen die Regen das Chlornatrium aus den Bodenarten und verwitternden Gesteinen auf, und wo die Flüsse sich in Seen ergießen, deren einziger Abzug Verdunstung ist, da muß das Land selbst eine beständige Quelle der Salzzufuhr sein, und ihre Gewässer müssen daher immer salziger werden, bis ihre Auflösungsfähigkeit erreicht ist.

Das Utah-Becken muß einst bis zum Rande mit Meerwasser gefüllt gewesen sein. Der Abzug war nur Verdunstung. Als der See bis zu seinem gegenwärtigen Niveau zurückwich, hat er viele Beweise für seine frühere Ausdehnung zurückgelassen.

Der Austrocknung von Salzseen verdanken wir wahrscheinlich jenes Vorkommen von Steinsalz, welches oft in großen Mengen in Regionen von geringem Regenfall gefunden wird.

Ich komme nun schließlich zu der Richtung der nordamerikanischen Seen. Eine gute Karte, und besonders eine in Mercator's Projektion, wird zeigen, daß die Seen nicht kunterbunt und ohne alle Rücksicht auf System dahin und dorthin zerstreut sind. Sie haben alle miteinander oft eine ebenso deutlich bezeichnete Neigung zu einer bestimmten Richtung, als Bergketten oder die Küstenlinien der Kontinente. Wie ich bereits gezeigt habe, gabelt sich die

Digitized by Google

große amerikanische Niederung ungefähr unter dem 40. Parallel und beinahe unter einem rechten Winkel in einen nordöstlichen und einen nordwestlichen Arm, deren Richtungslinien beziehungsweise in annähernd Parallelismus mit den ferngelegenen Bergketten der Appalachen und der Felsengebirge und mit den noch entfernteren Küstenlinien des Atlantischen und des Stillen Ozeans liegen.

Jünger der Geologie und besonders der physikalischen Geographie haben die Thatsache bemerkt, daß die Bergketten, die Küstenlinien der Kontinente und die Inseln Neigungen zu meist nordöstlichen oder nordwestlichen Richtungslinien miteinander gemein haben. Die nordamerikanischen Seen haben ähnliche Richtungsneigungen und bilden daher einen integralen Teil des großen Systems, auf welchem unser Planet selbst aufgebaut ist. Auch dies entspricht ganz den Erwartungen der Gelehrten. Daß jene Linie der größten Depression einen annähernden Parallelismus mit der daneben liegenden größten Erhebung haben sollte, ist nur eine physikalische Notwendigkeit.

Die Berge vom St. Lorenzstrom sind schon viele Tausende, ja vielleicht Millionen von Jahren, ehe der Mensch auf Erden war, über die dunklen Gewässer erhoben worden, denn ihr Ursprung datiert zurück auf die beginnende Dämmerung des Lebens selbst auf unserem Planeten. Allein der uranfängliche Kontinent und das uranfängliche Leben waren die Propheten, dieses der höheren Ordnungen von Organismen und jener der Festlande und Inseln, welche noch werden sollten. Dieser ursprüngliche Kontinent hat sich behauptet; er nahm den Anfang im Aufbau von Nordamerika. Seine beiden Richtungslinien hatten die Gestalt eines rechten Winkels, dessen einer Schenkel nordostwärts und der andere nordwestwärts vorsprang.

Dies ist der normale Plan. Er ist die bauliche Anordnung nicht nur dieses Kontinents allein, sondern aller Festlande, und die Seendepressionen sind, dem allgemeinen System gemäß, nur weitere Zeugschaften für die allgemeinen zugrunde liegenden Kräfte und Gesetze, von denen die Erde selbst ein großes Phänomen ist.

J. Kinley.

---

## Das Hochland von San Paulo in Brasilien.

Eine Reiseskizze.

An einem lieblichen Frühlingsmorgen im September langten wir in Santos an mit dem Postdampfschiff „Elbe", welches die Fahrt von Montevideo dorthin in drei Tagen zurückgelegt hatte. Die Stadt liegt ungefähr eine deutsche Meile vom Meere an einem Flusse, welcher noch unter dem Einflusse von Ebbe und Flut steht und dessen Barre infolge wiederholt daselbst stattgefundener Schiffbrüche sich eines sehr schlechten Rufes erfreut. Ungefähr auf halbem Wege zwischen der Mündung und der Stadt kamen wir an einem alten Fort vorüber, das zu Zeiten der Bukkaniere manche Kugel mit den Seeräubern jener Tage wechselte. Der Fluß breitet sich vor Santos seeartig aus und auf der entgegengesetzten Seite steigen bewaldete Berge aus dem Wasser auf und zeigen hie und da ein Häuschen oder ein Gehöfte.

Beim Landen fanden wir in Santos ein reges Geschäftsleben, die Straßen gut gepflastert und wunderbar reinlich, mit Pferdebahnen nach allen Richtungen, welche aber keine Passagiere, sondern nur Kaffee beförderten. Die Hauptstraße enthielt mehrere große Speicher voll Kaffee, dessen Aroma die ganze Atmosphäre erfüllte. Zu meiner Ueberraschung bemerkte ich keine englischen, französischen oder italienischen Namen auf den Firmenschildern der Läden, Magazine oder Speicher, sondern nur portugiesische, und doch waren schon gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts einige englische Kaufleute bei der Gründung der Stadt thätig. Dagegen fehlte es nicht an einem deutschen Bierhause, wo Kulmbacher, Pilsener und Münchener Bier zu haben war. Ich besuchte eine in der Nähe des Regierungsgebäudes gelegene, der heiligen Katharina geweihte Kirche, die klein, aber reinlich und hübsch war und eine ganz mit Austernschalen besetzte thönerne Statue der genannten Heiligen enthielt. An dieses Standbild knüpft sich eine merkwürdige Geschichte: wie es scheint plünderte der Bukkanier Cavendish die Stadt, während die Einwohner in der Messe waren, raubte auch die Kirche aus, nahm diese Statue hinweg und warf sie, weil sie von geringem Wert war, in die Bucht, wo sie über hundert Jahre lang versenkt lag. Der Zorn des Himmels scheint aber Cavendish ereilt zu haben, denn auf der Heimreise von dieser Fahrt starb er „am gebrochenen Herzen, weil", wie der Geschichtsschreiber sagt, „Uneinigkeit und Unfälle den Rest der Reise bezeichneten; zwei seiner Schiffe, der „Wunsch" und der „Rehbock" gingen ihm durch und die Brasilianer erschlugen eine Anzahl seiner Leute unter Commandore Knyvet und nahmen viele andere gefangen."

Auf einem Hügel über der Stadt steht ein höchst malerisch aussehendes Kloster, allein ich konnte kein Maultier erhalten, um hinauf zu reiten, denn es hatte am Morgen so stark geregnet, daß die Besitzer der Maultiere den Ritt für gefährlich erklärten, weil der Reitweg zu schlüpfrig sei.

Santos ist ein Platz, der gewaltig emporgekommen und einen großen Teil seines Aufschwungs dem britischen Unternehmungsgeist verdankt, der sich hier in Gestalt der Eisenbahn nach San Paulo und der sanitären Verbesserungen bethätigt hat. Doch leidet es zeitweilig noch immer am gelben Fieber. Die Zahl der Einwohner mag zwischen 30—40,000 betragen. Nirgends sah ich eine Spur von Armut. Der berühmte englische Reisende, früher Kapitän und nun Sir Francis Burton, war hier mehrere Jahre lang britischer Konsul und unternahm von hier aus seine

Digitized by Google

große Kahnreise den San Francisco-Strom, den brasilianischen Mississippi, hinab; er verfolgte den Lauf desselben etwa 2000 e. Mln. weit, bis er durch die Paulo-Affonso-Fälle in der Nähe von Pernambuco aufgehalten wurde.

Die Hügelhänge um Santos sind mit dem üppigsten Laubwald und schön blühenden Bäumen bekleidet, zwischen denen wir die Cobaea scandens mit ihren herabhängenden purpurnen Blumen und Bäume mit gelben Blüten, die im Sonnenschein wie poliertes Gold glänzen, bemerkten. Wilde Passionsblumen verschiedener Art vermischen sich hier und schlingen sich um die Stämme der größeren Bäume und um die glänzenden Schäfte und Stengel der Bambus, welche mit ihrem anmutigen Laub wallenden Federbüschen gleichen.

Weit nach Süden hin erstreckt sich das Labyrinth des Urwaldes, wohin die Natur den Botaniker wie in ihre geheimnisvolle Heimat zu locken scheint. Hier sind Palmen aller Art, wohlriechende Pandanus, Kampherbäume, riesige Aloës, Sagopalmen, Mangobäume und Paradiesfeigen in der entzückendsten Verwirrung gemischt mit Lianen und Sipós, reizenden seilartigen Schlingpflanzen, welche einen bunten natürlichen Teppich für die reichsten Blüten bilden und alle noch einen Sonnenblick zu erhaschen suchen, der in gebrochenen Strahlen da und dort auch durch das Netzwerk der Blätter dringt. Auch der häßliche Sumambaia oder Faultierbaum ist hier zu sehen, zuweilen aller seiner Blätter von einem einzigen Faultier beraubt, das sich an ihn anklammert und ihn nicht eher verläßt, als bis es das letzte Blatt aufgefressen hat.[1] Hier und da stürzt ein Riese der Waldung zusammen und wird zu einem Treibbeet für unzählige Farne und Orchideen, so daß ein französischer Botaniker mit einigem Recht äußerte, man würde vierzehn Tage brauchen, um einen einzigen von diesen Bäumen abzubotanisieren; so üppig ist die Vegetation in diesem fruchtbaren Lande, daß jedes Samenkorn sich auf jeder Stelle zu entfalten scheint, wohin es fällt.

Der Aufstieg zu den Ebenen von Piratininga (worauf die Stadt San Paulo nun steht) war einst sehr schwierig und gefürchtet, ist aber nun durch die berühmte San Paulo-Eisenbahn ungemein erleichtert worden. Diese wurde von englischen Ingenieuren mit großem Fleiß und Mühe angelegt und verläuft in ein- und ausspringenden Winkeln; sie ist an Abstürzen hoch aufgemauert, mit Brustwehren versehen und in Tunnels durch gewaltige Felsen geführt. Wir verließen Santos mit dem Nachmittagszuge nach San Paulo. Die Bahn führt ein paar engl. Meilen weit durch eine sumpfige Gegend und an Feldern von Zuckerrohr und Bananen vorüber, um welche etliche zerstreute Strohhütten umherstehen. Es dauerte nicht lange, so kamen wir in Sicht der Bergkette, der Serra Cubaton, welche eine Höhe von 5000—6000 Fuß erreicht und sehr steil abfällt. Bei der Ankunft in Raiz da Serra (wörtlich Wurzel oder Fuß des Gebirges) fanden wir eine hübsche kleine Station mit mehreren Werkstätten, deren Arbeiter samt Weibern und Kindern Engländer zu sein schienen. Hier wurde die Lokomotive abgespannt und der Zug in Abteilungen von je zwei oder drei Wägen zerlegt, die über drei schiefe Ebenen mit Seilbahnen emporgezogen und oben mittelst einer gewaltigen Dampfmaschine betrieben werden.

Schaut man die erste geneigte Strecke hinan, so erscheint die Eisenbahn so steil wie eine Treppe; befindet man sich aber einmal auf der geneigten Strecke, so fühlt man sich wie in einem gewöhnlichen berganfahrenden Wagen. Wenn allerdings einmal das Stahldrahtseil bräche, so würde dies unbedingte Zerstörung nach sich ziehen, allein die Eisenbahnleute sind so vorsichtig, daß in den mehr als dreißig Jahren seit der Eröffnung der Eisenbahn den Reisenden nicht der mindeste Unfall zugestoßen ist. Einmal kam es vor, daß ein Güterzug im Herunterfahren sich losriß, allein der Lokomotivführer und die Schaffner retteten ihr Leben durch Herabspringen. Oben am Ende der ersten schiefen Ebene war eine ebene Fläche von einigen Hundert Metern Länge, wo wir weitere Werkstätten und englische Kinder sahen. Dann begannen wir in einem schweren Regenguß eine zweite geneigte Strecke hinanzufahren, welche noch steiler war als die erste. Die Eisenbahnlinie zog sich an der Schulter des Gebirges hinan und zu unserer Linken gähnte ein Absturz von einigen Tausend Fuß. Die Brücken und die in den Felsen gehauenen Wasserabzüge waren prächtige Ingenieur-Arbeiten, und da die Bergströme und Wasserfälle von den Höhen über uns herunterstürzten, wurden ihre Gewässer durch Dämme und Wände von Mauerwerk aufgefangen und zeigten, welche Mühe und Geduld auf die Erbauung dieser Eisenbahn verwendet worden war.

Die dritte geneigte Strecke erschien mir als die steilste von allen, und als wir ganz oben waren, wurde der Zug wieder zusammengestellt. Die Ersteigung der drei schiefen Ebenen nahm nahezu eine Stunde in Anspruch, weil wir warten mußten, bis auch die anderen Teile des Zuges nach einander heraufgezogen worden waren. Ich vergaß zu erwähnen, daß wir auf der dritten geneigten Strecke einigen herunterkommenden Wägen begegneten, deren Passagiere meist italienische Bauern und Einwanderer waren, und das Gewicht ihres Zuges diente dazu, uns ohne die Hülfe der Dampfmaschine am Gipfel emporzuziehen.

Die nächsten zehn e. Meilen unserer Fahrt führten über furchtbare Schluchten hin, die so tief waren, daß man nicht auf deren Grund sehen konnte. An einer Stelle war ein enger Hohlweg zwischen zwei Bergen von einer Brücke überspannt; da diese in solcher Höhe einen schweren Zug tragen mußte, verursachte sie uns einen gelinden Schauder und erinnerte uns an die Hängebrücke über den Niagara, welche unter einem einzelnen Ponywagen schwankt und

[1] Das Tier hat eine solche Vorliebe für diesen besonderen Baum, daß es seinen Namen von diesem entlehnt, denn Sumambaia bedeutet Faultierbaum.

Digitized by Google

kreischt. Soweit nur das Auge reicht, sieht man Wälder von verschiedenen Bäumen alle Abhänge der Serra Cubaton bekleiden, bis sie sich in den Thälern verlieren, über welche die Schatten der Nacht sich niederzusenken begannen, als wir allmählich bergab und leicht nach der Stadt San Paulo fuhren.

Im Jahre 1573 schickte der König von Portugal den Don Duarte da Costa als Statthalter nach dieser fernen Provinz, welche der Krone Portugal gehörte. Sieben Jesuiten begleiteten den Statthalter; sie waren ausgesandt vom heiligen Ignatius von Loyola, welcher bereits die Wichtigkeit dieser von Pater Manuel de Nobrega und seinen Gefährten im Jahre 1549 in Bahia gegründeten Mission begriffen hatte. Nach Southey stießen die Jesuiten in ihrem Bekehrungswerk anfangs auf die größten Schwierigkeiten, nicht allein von Seiten der eingeborenen wilden Stämme, sondern auch von Seiten ihrer eigenen dort angesiedelten Landsleute, denn während des halben Jahrhunderts, worin die Kolonisation von Brasilien nur dem Zufall überlassen worden, waren die Ansiedler beinahe ohne Gesetz und Religion geblieben; sie gehörten zu jener Menschenklasse, auf welche die Gottesfurcht keine Wirkung hatte, und gerade die Mamelucos oder Mestizen waren die schlimmsten. Diese waren die Kinder und Abkömmlinge der weißen Einwanderer und der Eingeborenen und immer die bittersten Feinde der Jesuiten, weil diese sich beharrlich dem Sklavenhandel widersetzten. Als die sieben Jesuiten in Brasilien ankamen, unter ihnen Luis de Grane, welcher Rektor eines Kollegiums in Coimbra gewesen war, und Jose de Anchieta, damals noch ein ganz junger Mann, aber später als der Thaumaturgos (Wunderthäter) der neuen Welt bekannt, machte der heilige Ignatius Brasilien zu einer unabhängigen Provinz und ernannte die Väter Nobrega und Luis de Grane zu ersten Provinzialen. Nobrega's erste Handlung war die Errichtung eines Kollegiums in den Ebenen von Piratininga. Dreizehn Patres der Gesellschaft Jesu wurden unter Manuel de Paiva dorthin gesandt. Anchieta ging als Schulmeister mit ihnen, und da sie ihre erste Messe am Tage der Bekehrung des Apostels Paulus begingen, benannten sie ihr Kollegium nach diesem Heiligen, ein Name, der später auch auf die Stadt überging, die um das Kollegium herum entstand, das sich eines hohen Ruhms in Südamerika erfreute. „Wir wohnen hier", schreibt Pater Anchieta später an den heiligen Ignatius, „zuweilen zu mehr als zwanzig in einer kleinen Hütte aus Flechtwerk und Lehm mit einem Strohdach, die nur vierzehn Schritte lang und zehn breit ist Diese ist Krankenzimmer, Schlafkammer, Refektorium, Küche und Vorratskammer zugleich. Gleichwohl sehnen wir uns nicht nach den geräumigeren Behausungen, welche unsere Brüder in anderen Gegenden bewohnen, denn unser Herr Jesus Christ war noch in einem engeren Raum, als er die Gnade hatte, unter Tieren in einer Krippe geboren zu werden und für uns am Kreuze zu sterben." Tag und Nacht arbeitete dieser unermüdliche Mann unter den Eingeborenen und Mamelucos, unterrichtete sie im Lateinischen und erlernte von ihnen die Tupinamba-Sprache, von welcher er die Grammatik und das erste Wörterbuch zusammenstellte. Da er keine Bücher hatte, schrieb er nach Feierabend für jeden seiner Schüler eine besondere Lektion auf ein Blatt. „Ich versehe die Stelle eines Arztes und Barbiers", schreibt er in einem anderen Briefe an den heiligen Ignatius; „ich behandle und schröpfe die Indianen und einige von ihnen sind unter meinen Händen wieder genesen, als man nicht mehr auf ihr Leben rechnete, weil andere an denselben Krankheiten gestorben waren. Neben diesen Geschäften habe ich noch eine andere Hantierung übernommen, welche die Not mich gelehrt hat, — ich mache nämlich Alpargatas. Ich bin jetzt darin ein geschickter Arbeiter und habe viele für die Brüder verfertigt, denn es ist nicht möglich, diese Wildnisse in Lederschuhen zu bereisen. Die Alpargata ist eine Art Schuh, dessen oberer Teil aus Hanf verfertigt ist."

Die nahegelegene Mameluco-Niederlassung St. Andres war ein großer Verdruß für die Jesuiten, da der Vorstand derselben, Ramalho, ein berüchtigter Sklavenhändler, eine Art Landpirat war. Auf die Anregung der Jesuiten beschloß der Statthalter Mem de Sao den Sitz der Regierung zu verlegen, weil an dem andern Ort kein Priester war, und der Flaggenstock wurde daher vor dem Jesuitenkollegium aufgepflanzt. Dies war die Gründung der Stadt, welche die Quelle so großen Verdrusses und so vieler Störungen für die Jesuiten in Südamerika zu werden bestimmt war infolge der furchtbaren und wiederholten Raubzüge, welche diese selben Mamelucos oder Paulistas gegen die Jesuiten-Missionen in Paraguay ausführten und auf welchen sie Männer, Weiber und Kinder in die Sklaverei hinwegschleppten. Nach einem dieser Raubzüge verkauften sie 40,000 Gefangene auf dem Markte von San Paulo zum Preise von 200 bis zu 1000 Mark per Kopf. Gar manchmal erschlugen sie sogar die Jesuitenpatres und plünderten die Kirchen; Gefangene, welche nicht mehr imstande waren, zu Fuß die Reise nach San Paulo fortzusetzen, wurden erbarmungslos unterwegs niedergehauen.

Das heutige San Paulo macht einen Eindruck von Würde und Wohlstand. Viele der brasilianischen Kaffeebarone haben ihre Paläste hier und sind die Nachkommen der obenerwähnten blutdürstigen Mamelucos. Die öffentlichen Gebäude sind schön, die Straßen eng und krumm, aber glatt gepflastert, und die Läden reichlich mit Waren versehen. Alles was eingeführt wird, ist jedoch teuer, denn es hat den Transport von Santos herauf zu bezahlen. Selbst die halb seeräuberischen englischen Seefahrer Drake und Hawkins wagten sich nicht so weit ins Binnenland herein. Die Stadt hat einen schönen öffentlichen Park mit zahlreichen Exemplaren der brasilianischen Flora und Baumwelt und die meisten Häuser auf dem Saum der Stadt haben Gärten, die mit den schönsten Blumen angefüllt

Digitized by Google

sind: Poinsettien von 5—6 Fuß Höhe, Fuchsiabäumchen, Bougainvilleen, Begonien, Gleichenien, gewaltige Aronien mit schildförmigen Blättern und die herrlichen Gardenien, die die Luft mit ihrem köstlichen Geruch beinahe allzusehr erfüllen. Vögel, Schmetterlinge und Blumen scheinen in dieser tropischen Region an Farbenpracht miteinander zu wetteifern. An schattigen Stellen trafen wir einige wunderschöne Farne. Wir hatten zwar keine Zeit, eine große Sammlung anzulegen, allein wir wissen von einem anerkannten Botaniker, daß er hier an einem Tage 250 verschiedene Arten Farne gesammelt hat, worunter das seltene und auserlesene Adiantum lunulatum. Diese seltsame Form von Frauenhaar ist einfach gefiedert und verzweigt sich nicht; die Rhachis ist beinahe haarfein und hängt, wenn sie etwa einen Fuß lang ist bis auf den Boden herab und wurzelt sich mit ihrer Spitze wieder an wie ein Erdbeeren-Ausläufer und wiederholt dieses Verfahren fortwährend.

San Paulo ist der Mittelpunkt eines Geländes, das einen Ueberfluß von malerischen Landschaften und großen Kaffeepflanzungen hat, deren Besitzer zu den reichsten Leuten der Welt gehören. Kaffee ist das Haupterzeugnis Brasiliens, und die Kaffeesteuer bildet den größten Teil der Staatseinkünfte. Die Pflanzungen liegen meist an den Hügelhängen wie die Weinberge in unserem Süddeutschland, nur mit dem Unterschied, daß der erwachsene Kaffeestrauch ein dunkelgrüneres Blatt hat, mehr wie der portugiesische Lorbeer, und ungefähr sieben oder acht Fuß hoch wird, und daß seine sternförmige weiße Blüte sich sehr hübsch von dem dunkeln Grün der Blätter abhebt. Das ziegelbedachte Haus der Fazenda, das wir besuchten, war umgeben von Cocospalmen, welche in geringer Entfernung von der Veranda wuchsen, und etwas ferner von derselben war die Terreira, ein runder Platz von ca. einem halben Hektar Flächenraum, mit einem Boden von Zement und von einer niedrigen Mauer umgeben, welcher dazu dient, die Kaffeebeeren in der Sonne zu trocknen. Dieser Prozeß nimmt gewöhnlich sechzig Tage in Anspruch und die Neger wenden beständig die Beeren mit Schaufeln um und bedecken sie falls es regnet. In einiger Entfernung vom Wohnhause steht eine Anzahl anderer ziegelgedeckter Häuser in einer Gruppe beisammen; diese sind die Negerquartiere, denn jede Pflanzung besitzt von ein- bis zu fünfhundert Sklaven. Die Haupternte des Kaffees ist im Monat November, wo dann von Sonnen-Auf- bis zu Sonnen-Untergang Männer, Weiber und Kinder still und stetig unter dem Auge des Aufsehers mit dem Einsammeln der Beeren beschäftigt sind.

Jeder Sklave sammelt täglich soviel Beeren als erforderlich sind, um einen halben Zentner trockenen Kaffees zu erzeugen. Die gepflückten Beeren werden in Karren gesammelt und nach der Mühle gebracht, wo die Samen für den Markt zubereitet werden müssen. Die Kaffeebeere erreicht kaum die Größe einer Vogelkirsche, der sie im Aussehen einigermaßen gleicht. Jeder der beiden Samen ist von einer zarten Haut, dem Pergaminho, umgeben, welche so fest daran haftet, daß sie nur durch starke Reibung entfernt werden kann, wenn der Samen ganz trocken ist. Außerhalb des Pergaminho ist eine dickere und minder anhängende Bedeckung, der Casquinho. Beide Samen mit ihren beziehungsweisen inneren und äußeren Bedeckungen sind zusammen in eine zähe Schale, den Casco, eingehüllt, welcher seinerseits von einem dünnen weißen Fruchtfleisch und einer äußeren Haut umgeben ist und die Beere bildet. Beinahe sämtliche Prozesse der Zubereitung bezwecken: zuerst die Entfernung des äußeren Fruchtfleisches durch Maceration in Wasser, zweitens das Trocknen der Samen mit ihren Bedeckungen und drittens die Entfernung der mehreren Decken, nachdem sie getrocknet worden sind. Zu diesen drei Prozessen kommt dann zuweilen noch ein vierter, mittelst dessen die Samen nach ihrer Gestalt und Größe sortiert werden.

Brasilien zählt noch über eine Million Sklaven, allein die geistlichen Orden gaben im Jahre 1880 ein gutes Beispiel durch Freilassung aller ihrer Sklaven, welches von Seiten mehrerer reicher Plantagenbesitzer bei ihrem Tode Nachahmung gefunden hat. Außerdem setzen Staat und Munizipalität alljährlich eine gewisse Summe aus, um Sklaven die Freiheit zu erkaufen. Man kann sagen, die Emanzipationsbewegung habe im Jahre 1873 mit dem bedeutenden Staatsmann Vizconde Paranhos begonnen, durch dessen Bemühungen ein Gesetz erlassen wurde, kraft dessen alle Kinder von Sklaven fortan frei geboren wurden, so daß es mutmaßlicherweise in zehn Jahren gar keine Sklaven oder nur noch wenige Sklaven mehr gibt. Allein das was diesem großen Staate zumeist fehlt, ist Bevölkerung, denn wenn er auch beinahe dieselbe Ausdehnung und Bodenfläche hat, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, so hat er nur zehn Millionen Einwohner. Ein großer Teil seiner Bodenfläche ist unproduktiv und darum nutzlos, allein es ist daneben noch ein Ueberfluß von Land, das zu jeder Kultur und jeder Produktion geeignet und seinem Klima nach nicht heißer ist als Andalusien oder Sicilien, und wo noch viele Millionen Europäer Heimat, Glück, Auskommen und Wohlstand finden könnten. Ein beredter brasilianischer Schriftsteller hat sehr richtig bemerkt: „So viel Elend, Armut und Mangel in der alten Welt, und hier so viel verwahrloster Reichtum und so vieles, was das Leben glücklich machen kann! Ländereien, welche jede Art von Pflanzen und Getreide, die man ihrem Schooße anvertraut, zu reicher Ernte reifen; Scharen von Fischen, um den Armen zu ernähren, ein Reichtum an kostbaren Steinen und Erzen, große kanalartige Wasserwege, welche das Binnenland leicht mit der äußeren Welt in Verbindung setzen! Allein die Zeit wird kommen und der Tag graut schon, wo die Menschen in Scharen nach diesen unbekannten Regionen ziehen, wo Gärten, Quais, Kunstbauten aller Art die Flußufer zieren, wo Städte

Digitized by Google

und Dörfer weiß aus der Ebene ragen, wo die Stimmen einer glücklichen Bevölkeruug sich da hörbar machen werden, wo dermalen die tiefe Einsamkeit und das Stillschweigen nur durch das Gurren der Taube, durch den Schrei des Nachtvogels und das Bellen des wilden Hundes unterbrochen wird!"

Wir verließen San Paulo kurz nach Tagesanbruch und fuhren mit der Eisenbahn nach Cachoeira. Der Anblick des Landes war einige Meilen weit öde und eintönig, mit einigen hie und da weit zerstreuten Hütten und etlichen Stücken hageren Rindviehs. Als wir tiefer in das Binnenland eindrangen, führte unser Weg durch Hügelreihen hin, die dicht mit Waldwuchs bekleidet waren. Wir durcheilten nun die Hinterwälder Brasiliens, wo weder Wege noch Häuser zu sehen waren, sondern nur Einsamkeit und Oede auf allen Seiten. Dann folgte ein offenerer Landstrich, bis wir ein Dorf namens Guaratinguetá erreichten, welches durch eine Art Schmalzkrapfen berühmt ist, die uns zum Frühstück dienten.

Es war Mittag, als der Zug in Cachoeira, einer gutgebauten Stadt am Flusse Parahyba, anhielt. Während der nächsten hundert e. Mln. folgte unser Zug dem Lauf dieses Flusses, zuweilen durch breite Thäler, zuweilen um den Fuß eines steilen Höhenzuges herum. Hie und da erblickten wir Kaffeepflanzungen, welche Hopfengärten glichen und sich an den Anhöhen hinaufzogen, worin Männer und Weiber meist mit Hacken an der Arbeit waren und die Pflanzen reinlich und gesund aussahen.

In Barra erreichten wir die Verbindung mit der Pedro Secundo-Hauptbahn gegen Sonnenuntergang. Von hier an war die Bahn eine fortlaufende Reihe von Tunnels, Viadukten, Aufdämmungen und Brücken, bis der Zug eine Meereshöhe von mehr als dreitausend Fuß erreichte und dem Blicke hie und da herrliche Aussichten auf Ebene, Thal, Wald und Berg darbot. Und als nun klar und strahlend der Mond aufging, war das Bild eines von überschwänglicher Schönheit — ein Panorama der wechselvollsten und unerreichtesten Szenerie. Es läßt sich in der That nichts auf Erden mit dem Reichtum und der wuchernden Pracht Brasiliens vergleichen, gleichviel ob man sie in dem vollen glühenden Sonnenglanz des Mittags oder bei dem bleichen Schimmer tropischen Mondlichts sieht.

„Die Sterne stellten ihre Schildwache am Himmel aus" lange bevor wir Rio de Janeiro erreichten. Wir waren seit dem Morgen dreihundert engl. Mln. weit gereist, fühlten uns aber nicht im mindesten ermüdet, denn die zauberischen Reize der Szenerie hatten uns die Länge der Reise vollständig verborgen.

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Eine neue Reisebeschreibung über Abessinien. In der jüngsten in Marseille abgehaltenen Versammlung des französischen Alpenklubs hat ein aus Abessinien entkommener, junger italienischer Reisender, namens Gustav Frasca, eine eingehende Schilderung seiner Forschungen zum Besten gegeben, welche wir nach einem Bericht im „Semaphore" nachstehend übersichtlich zusammenfassen. Herr Frasca, aus dem südlich vom Montblanc gelegenen Thal von Aosta gebürtig, ist von Jugend auf an die Ersteigung der höchsten und zerrissensten Gipfel der Alpen gewöhnt. Im Jahre 1885 schiffte er sich nach Assab ein und begab sich von da nach Massaua. Von hier aus unternahm er es, in Begleitung eines abessinischen Führers die Gebirgskette zu übersteigen, welche das Gestade des Roten Meeres beherrscht, und den Semen zu erklimmen, ein Gebirgsmassiv von 4600 F. Höhe, welches die ganze Gegend zwischen dem Lauf des Tacazzo und dem Tsana-See überschaut. Dies war eine äußerst schwierige Ersteigung, denn an gewissen Stellen mußte man mit dem Hammer Stufen in die Felsenwände hauen; allein endlich, nach tausenderlei Gefahren, hatte Herr Frasca die Genugthuung, die italienische Flagge auf einem beeisten Gipfel aufzupflanzen, welchen noch nie ein Mensch betreten hatte. Weiterhin hatte Herr Frasca in der Nähe des Tsana-Sees, welcher in einer Höhe von 1900 m. liegt, in geringer Entfernung vom Blauen Nil, und der von höchst eigentümlichen Fischen, von Flußpferden und Krokodilen wimmelt, noch andere Gebirge erforscht, namentlich den Ras Dirhan von 4631 m. Höhe, welcher zuvor schon durch den französischen Reisenden Antoine d'Abbadie erstiegen worden war. In der Zwischenzeit aber hatten die Italiener sich in Massaua festgesetzt, und von da an sah der Negus von Abessinien in unserem Reisenden nur einen Spion, den er verhaften und in Gefangenschaft behalten ließ. Nach Verlauf von drittehalb Monaten gelang es aber dem Kapitän Ferrari, dem Gesandten der italienischen Regierung, die Freilassung des Herrn Frasca gegen ein Lösegeld von 5000 Franken zu bewerkstelligen. Er konnte wieder nach Massaua gelangen und nach Europa zurückkehren. Herr Frasca entwirft ein sehr wenig schmeichelhaftes Bild von den Sitten der Abessinier, bei denen er das empörendste Durcheinanderleben beobachtet hat. Vom kommerziellen Standpunkte aus bezeichnet er obenhin diejenigen Waren, welche sich am besten zur Einführung eignen würden, nämlich Liköre, Extrait d'Absinthe, Branntwein, Baumwollenzeuge, Waffen, Messerwaren, kleine Glaswaren 2c., welche man gegen Häute, Tabak, Kaffee, Wachs, Goldstaub u. dgl. eintauschen könnte.

* Die asiatischen Eisenbahnen. Mit dem Bau derselben soll es nun ernst werden. Nach dem „Levant Herald" ist der Vertreter der Gruppe Donon nun nach Konstantinopel gegangen, und wegen seiner vollständigen Kenntnis des Landes und seiner anerkannten Tüchtigkeit als Geschäftsmann konnte keine glücklichere Wahl getroffen werden. Damit Herr Cotard, welcher schon vor vierzehn Jahren Herrn Vitali dort vertrat, sich zur Uebernahme

Digitized by Google

dieser Reise verstand, mußte Herr Donon ganz entschlossen sein, im guten Glauben handeln und sich versichert haben, daß die Gruppe, in deren Namen er handelt, auch zahlreiche Teilnehmer finden werde, falls es zu einer Verständigung zwischen ihm und der kaiserlich ottomanischen Regierung kommt. Hievon hat Herr Donon auch jüngst Essad Pascha eine bündige Versicherung in einer Unterredung gegeben, welche er mit dem ottomanischen Gesandten in Paris hatte. Nach seiner Ansicht bedürfte es eigentlich nur, daß es seinen Beauftragten gelänge, die Regierung von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß sie die Bedingungen des ursprünglichen Entwurfs modifiziere, welche ihr unannehmbar erschienen, falls sie nicht in einem dem Unternehmen günstigeren Sinne verbessert worden sind. Die Gruppe würde dann sogleich durch neue Elemente verstärkt werden. Diese Versicherung wird indirekt schon durch die Wahl eines derartigen Unterhändlers wie Herrn Cotard bewiesen. Herr Cockerill von Brüssel schickte ebenfalls einen Vertreter nach Konstantinopel, und Herr v. Borchgraeve, der belgische Gesandte, welcher diese Thatsache dem Großwessier und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten mitteilte, hat denselben auch einen Begriff von der Bedeutung dieses Hauses und den naturellen Garantien zu geben versucht, welche dasselbe kraft seiner speziellen Kompetenz in Eisenbahn-Angelegenheiten darbieten würde. Die Aussichten des Pressel'schen Projekts gestalten sich daher in finanzieller Beziehung entschieden günstiger, was wir unserem rührigen und unternehmenden Landsmanne gönnen.

* Die sibirischen Eisenbahnen. Rußland schickt sich nun an, das so oft angekündigte Projekt der Schaffung einer großen transsibirischen Eisenbahn zu verwirklichen. Der Erbauung der Eisenbahnen von Jekaterinburg und Tjumen soll diejenige mehrerer Linien folgen, welche nach Wladiwostock führen oder von da ausgehen. Der Zar hat einem Entschluß des Staatsrats beigestimmt, welcher bestimmt, die Studien zu einer Eisenbahnlinie von Tomsk nach Irkutsk und Stretinsk (einer Stadt an der Schilka, einem Zufluß des Amur) und vom Khanka- oder Hankoï-See nach Wladiwostock sogleich in Angriff zu nehmen. Vorstudien und Bau werden dem Kriegsministerium anvertraut werden unter der Leitung der Generalgouverneure von Usuri (dem Amur-Gebiet) und von Ostsibirien, dem Baron Korff und dem General Ignatieff, dem Bruder des gleichnamigen berühmten Diplomaten. Der Bau soll im nächsten Frühjahr begonnen werden und man hofft innerhalb fünf Jahren die vollständige Linie herstellen zu können. Man wird dann in fünfzehn Tagen von St. Petersburg nach dem Stillen Ozean gelangen können, nämlich fünf Tage für die Reise von St. Petersburg nach Tjumen, drei Tage von Tjumen nach Tomsk, zwei Tage von Tomsk nach Stretinsk, vier Tage von Stretinsk nach dem Khanka-See durch das Amur-Gebiet und einen Tag von Khanka nach Wladiwostock. Wegen der Schwierigkeiten, auf welche die Schifffahrt stößt, ist es möglich, daß Bursa anstatt Stretinsk gewählt wird. Der Bau wird von dem General Annenkoff geleitet und es werden dazu die Eisenbahn-Bataillone verwendet werden, welche gegenwärtig die Eisenbahnen nach der Bucharei fertig stellen.

* Die transkaspische Eisenbahn und ihre Anfangsstation Uzun-Ada. Die Linie der transkaspischen Eisenbahn begann im Jahre 1886 am östlichen Gestade der Michailowski-Bucht mit der Station Michailowskoje-Turkmenskoje. Wegen der geringen Tiefe dieser Bucht war die Station aber nur für Fahrzeuge von sehr geringem Tiefgang zugänglich, und die vielen Windungen eines durch eine doppelte Reihe von Pfählen bezeichneten Fahrwassers von beiläufig 40 Werst (Kilometer) Länge beschränkten die Fahrt nur auf die Tagesstunden, und dazu noch mit der beständigen Gefahr, aufzusitzen. Um zur Anfangsstation der transkaspischen Eisenbahn zu gelangen, mußte man sich daher zuerst in Krasnowodsk ausschiffen, hier an Bord eines Dampfers von geringem Tiefgang steigen und sich dann nach der Station Michailowskoje wenden und nur bei Tag fahren, was mit einem ungeheuren Zeitverlust und sehr bedeutenden Unkosten verbunden war. All dies macht in sehr ernster Weise den Dienst des Verkehrs mit der transkaspischen Provinz überaus verwickelt und schleppend, und man mußte daher vor allem die transkaspische Eisenbahnlinie bis zu einem Punkte des Gestades zu verlängern suchen, nach welchem Dampfschiffe mit größerem Tiefgange gelangen konnten. Die Bucht von Krasnowodsk entsprach vollkommen den gewünschten Bedingungen, allein sie ist zunächst von der Station Michailowsk zu weit entfernt, und dann zieht sich die Straße, welche nach dieser Bucht führt, über die steilen Felsen des Gebirges. Eine Eisenbahn in dieser Richtung zu erbauen, wäre sehr teuer zu stehen gekommen und würde viele Zeit erfordert haben. Die Nachforschungen, welche der Ingenieur Daniloff auf Befehl des Generals Annenkoff anstellte, ergaben, daß sich in den Umgebungen der Insel Uzun-Ada, an dem nach der Michailowski-Bucht führenden Wege, eine Bucht von hinreichender Tiefe befindet, welche nach einigen Drainierungsarbeiten großen Dampfbooten mit flachem Boden zugänglich gemacht werden könnte. Diese Bucht liegt ungefähr 27 Werst westlich von der Stadt Michailowskoje. In kurzer Zeit waren alle notwendigen Arbeiten vollendet und in diesem Augenblick erhebt sich schon eine kleine Stadt, welche den Namen Uzun-Ada trägt, auf dem südlichen Gestade der Halbinsel Dardscha. Die entdeckte Bucht hat bereits einen bedeutenden Dienst geleistet, indem sie gestattete, von Astrachan ohne Umladung das ganze zur Erbaunng einer Eisenbahn nach dem Amu-Darja erforderliche Material in Empfang zu nehmen. Da das Fahrwasser, welches nach dem Uzun-Ada führt, ziemlich schmal und gewunden ist, so hat man an seinem Ufer

Digitized by Google

Reihen von hohen Pfosten anbringen müssen, welche Laternen mit großen Erdöl-Reservoiren tragen. Die ganze transkaspische Eisenbahn von Uzun-Ada nach dem Amu-Darja hat eine Länge von 1011 Werst, wovon 794 binnen wenig mehr als einem Jahre erbaut worden sind. Alle Materialien dazu sind auf der Wolga bis nach Astrachan gebracht worden, und in diesem Augenblick verkehren auf dieser neuen Eisenbahn schon zweimal in der Woche regelmäßige Züge.

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

### IV. Die Fahrt durch den See.

Der Tag war noch nicht recht hereingebrochen und das Morgengrau hüllte noch die Station in Halbdunkel, als wir schon von dem Postmeister geweckt wurden, der uns mitteilte, daß wir uns zur Abfahrt vorbereiten möchten, da bereits Anstalten dazu getroffen würden.

Es war das auch wirklich der Fall, denn auf dem Posthofe hörte man schon das Geläute der Glöckchen und das Getrappel einer größeren Anzahl von Pferden, sowie dazwischen auch das Murmeln mehrerer Menschen, die hin und her liefen oder mit den Wagen klapperten, und als ich durch das Fenster blickte, das auf den Hof hinausführte, wimmelte der letztere beinahe von Reitern. Nach oberflächlicher Schätzung konnten es vielleicht gegen fünfundzwanzig berittene Mannschaften sein, die sich dort umhertummelten, um an dem bevorstehenden Zuge teilzunehmen, und alle waren mit den verschiedensten Gegenständen ausgerüstet, als ob man zu einer großen Expedition aufbrechen wollte.

Auch der Offizier im Nebenzimmer war schon auf das eifrigste bemüht, sich reisefertig zu machen, denn wie man an den raschen Schritten bemerken konnte, mit welchen er bald hier-, bald dorthin ging, war er damit beschäftigt, sich selbst, d. h. seine Toilette und das Gepäck, wieder in Ordnung zu bringen.

Kaum waren wir notdürftig mit dem Waschen fertig, als ein dienstbarer weiblicher Geist die Theemaschine auftrug, was ein Beweis war, daß wir nicht viel Zeit übrig hatten. Wir gingen daher sofort zum Frühstück über, und noch waren wir damit nicht zu Ende gekommen, als wieder der Postmeister erschien, der das Gepäck in den Wagen zurückbringen ließ, das wir zum Gebrauch herausgenommen hatten.

Alles folgte jetzt rasch aufeinander und gegen alle Regeln der sonst üblichen russischen Eilfertigkeit, so daß wir kaum vollständig gerüstet waren, als die Aufforderung zum Einsteigen erteilt wurde.

Als wir auf den Hof traten, stand der Offizier bereits an dem Wagen und begrüßte uns sehr aufgeräumt. Für die bevorstehende Reise mußte das außerordentlich ermuntern, und mit weit leichterem Herzen bestiegen wir unsern Wagen, nachdem wir uns auf das freundlichste von dem Postmeister verabschiedet hatten.

Sobald sich der letztere noch einmal überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war und die Reisenden sich festgesetzt hatten, erfolgte das Kommando zur Abfahrt, und von Glückwünschen des Beamten begleitet, setzte sich der Zug in Bewegung und rollte davon und dem Dorfe entgegen.

Das Lärmen und Schreien, welches diese Reisezüge charakterisiert, übertraf diesmal alles, was wir bisher erfahren hatten. Eine solche Schar von Reitern hatte uns natürlich auch noch nicht begleitet, denn reichlich ein Viertelhundert Kavalleristen, die uns umschwärmten, brüllten soviel es ihre Hälse gestatteten, als ob wir von einer großen Räuberbande gefangen genommen worden wären und davon geführt würden.

In weniger als zwei Minuten hatte der voranfahrende Wagen des Offiziers das Dorf erreicht und in noch kürzerer Zeit hatten wir dasselbe durchfahren, und gleich darauf waren wir am Strande des Sees angelangt, von welchem eine kalte schaurige Luft herüberwehte. Besorgt und neugierig steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus, denn noch immer konnte ich nicht glauben, daß man die Fahrt durch das Wasser unternehmen würde, ohne irgend welche Vorkehrungen getroffen zu haben. Allein nicht das Allermindeste war zu sehen. Unermeßlich breitete sich die Wasserwüste vor uns aus, kein Ende war zu erblicken, keine Spur von einem jenseitigen Ufer. Man hörte nur das gewaltige Rauschen und Plätschern und sah nichts als einen blinkenden Spiegel. Dazu ging der See sehr hoch und der Wind trieb starke Wellen gegen das Ufer, welche an dem von dürrem Grase bewachsenen Strand zerschellten und laut aufächzten.

Der Anblick war schauerlich und grausig, und wenn ich Zeit gehabt hätte, würde ich vielleicht zurückgebebt sein, indes schon war zum Erschrecken keine Sekunde mehr übrig, denn der vordere Wagen des Offiziers stand bereits hart am Rande — wenn man sagen könnte, daß er gestanden hat — in Wirklichkeit aber sah man ihn in dem Augenblick, als er über den Strand hinwegfuhr, nur denselben berühren und mit den Reitern an der Spitze in die brausende Flut hinabstürzen.

Eine vom bösen Geist ergriffene und von den Geistern des Wahnsinns verfolgte Schar, kein Postzug war es, die sich da ungestüm und sinnlos, wie von Todesbegierde erfüllt, in das hervorgezauberte Meer warf. Man wußte in diesem Moment kaum zu sagen, was es war, ob Angst, Begeisterung oder Wahnwitz, was da aus der schreienden Reiterschar herausbrüllte, aber beinahe hätte ich vor Schreck in das Geschrei mit eingestimmt, als ich den Vorderwagen

Digitized by Google

in die Flut stürzen sah, wenn mir nicht der Laut auf den Lippen erstorben wäre. Unbemerkt und ehe wir es uns versahen, waren wir dem ersteren Wagen gefolgt, als ob uns der Boden unter den Rädern des Gefährts weggezogen worden wäre, und jählings und ehe man sich besinnen konnte, rollten wir nach in das Wasser und schaukelnde Wellen hüpften und tänzelten an unserem Wagen herum.

Aber ein merkwürdiges Meer war es, denn Felsen, Riffe und Inseln hatte ich schon in allen mir bekannten Meeren aus dem Wasser hervorragen sehen, aber noch keine Bäume; hier sah man Gebüsche und kleine Wäldchen oder Wildnisse und die kahlen struppigen Wipfel einzelner oder in Gruppen auftretender Bäume emportauchen. Wenn man zu poetischen Gedanken und Malereien aufgelegt gewesen wäre, hätte man glauben können, es sei ein neptunischer Zug, der sich hier in dem nördlichen Meere hinbewege. Allein trotz der großen Aehnlichkeit mit derartigen mythologischen Bildern, konnte man sich doch zu solchen Illusionen nicht erheben, denn die Pferde, die alle voreinander gespannt waren und eine lange Reihe bildeten, gingen bis an die Bäuche im Wasser; von den Rädern, die bis über die Achse unter dem Meeresspiegel standen, sah man beinahe gar nichts, und der Wagenkasten schien auf dem Wasser wie eine von schwimmenden Rossen gezogene Gondel hinzugleiten, während die Reiter auf Seepferden uns voraus oder auch nebenher schwammen. Zur Vervollständigung hätte nichts weiter gefehlt, als daß man den bärtigen Postillonen auf dem Bock und den vorderen Pferden statt der Knute einen Dreizack in die Hand gegeben hätte.

Für einen Zuschauer würde sich dieser Zug, wie gesagt, sicherlich höchst interessant ausgenommen haben, allein für uns Neulinge in solchen Situationen hörte er auf, diesen Reiz auszuüben. Wir empfanden nur Ein Gefühl, das der Angst und Furcht, und hörten nicht auf, zu zittern. Es war uns das gewiß nicht zu verdenken. Ungeachtet der Sicherheitsmannschaften, die zu beiden Seiten des Wagens ritten, um im Falle der Not sofort bei der Hand zu sein, konnte man sich durchaus nicht sicher fühlen. In den tieferen Stellen schien der Wagen zu schaukeln und mußte gehalten werden, damit er nicht kenterte, aber trotz dieser Maßregeln konnten wir recht gut schon umgeschlagen sein, bevor die nichts weniger als aufmerksamen und fortwährend johlenden Mannschaften von den Pferden herunterkamen und uns beispringen konnten.

Wie unter solchen Umständen und während wir Todesangst ausstanden, daß wir jeden Augenblick ausgeschüttet würden, die Reiter noch jubeln konnten, war unbegreiflich. Meine Gefährtin ärgerte sich darüber und sagte: „Diese Mameluken können noch singen, als ob es nichts wäre und sie sich im Meer in ihrem Element befänden!“ In der That mußte diese Sorglosigkeit beinahe empören, wenn es auch in anderer Beziehung wieder beruhigen konnte und auch wirklich beruhigte.

Unterdessen und bei der fürchterlichsten Aufregung entfernten wir uns doch mehr und mehr vom Ufer, und immer weiter gelangten wir auf die hohe See. Schon eine Stunde waren wir gefahren und die hinter uns liegende Küste war bereits außer Sicht gekommen, aber noch war vor uns von Land keine Spur zu entdecken. Je weiter wir in die Wasserwüste vordrangen, desto seltsamer und schauerlicher nahm sich der Zug in dieser Einöde aus, aber, wie in allen ähnlichen Fällen, wenn die Gefahr ihren höchsten Höhepunkt erreicht hat, fängt sie an gleichgiltig zu werden. Auch bei uns trat allmähliche Ueberspannung oder Ermüdung ein, und je länger es dauerte, desto mehr fing das Auge an, sich an das grause Bild zu gewöhnen und zuletzt sogar die einzelnen Reiter zu beobachten, welche entweder vor uns oder seitwärts ausschwärmten, um die Tiefe zu messen oder den Grund zu untersuchen, auf welchem sich zahlreiche Gebüsche, Unebenheiten und andere Hindernisse vorfanden, welche dem Gefährt gefährlich werden konnten. Erst jetzt fingen wir an, den eigentlichen Zweck dieser Reiter einzusehen. Es waren die vorangehenden Pfadfinder, die fortwährend von den Postillonen im Auge behalten wurden und denselben die Richtung anzeigten, welche die letzteren einhalten mußten.

Darüber war eine zweite Stunde verstrichen und auch eine dritte, und schon war es Mittag geworden, aber auch dann ließ sich noch kein Zeichen wahrnehmen, das auf die Küste des fernen Landes hingedeutet hätte. An die Stelle der Furcht war die Langeweile getreten, die uns zu plagen begann, allein noch war keine Aussicht, wann die Einöde und diese monotone Seefahrt ein Ende nehmen würde. So verging noch manche andere Stunde und auch der halbe Nachmittag war schon vorüber, und die Fahrt blieb immer dieselbe. Wie lange dies dauern sollte, war nicht abzusehen. Meiner Auffassung nach mußten wir längst die Strecke zurückgelegt haben, welche zur nächsten Station führte und es erschien beinahe, als ob die letztere in dem plötzlich entstandenen Meer ihren Untergang gefunden hätte.

Auf diesen Gedanken konnte man recht gut geraten, denn wir waren bereits sechs lange Stunden gefahren, während wir sonst kaum drei Stunden brauchten, um von einer Station zur anderen zu gelangen. Diese bereits um das Doppelte überschrittene Zeit schien mir selbst zu viel, wenn wir, wie es allerdings der Fall war, nur im langsamen Schritt fahren konnten. Die Postillone hatten sich in dieser Zeit die Hälse wund geschrieen und bei fast allen fieng die Stimme an, zu versagen. Wenn das noch lange so fortgieng, mußte man befürchten, daß uns die Nacht überraschte, und diese Besorgnisse waren es, welche uns allmählich zu beunruhigen begannen, als in der vierten Stunde Nachmittags die vorderen Reiter in die bekannten Ausrufungen ausbrachen.

Ob dieser Ruf Gefahr oder Freude ausdrücken sollte, war nicht recht zu ermitteln. Man konnte zwar das letztere

Digitized by Google

annehmen, allein dennoch war es so ungewiß, daß auch das erstere nicht ausgeschlossen war. „Willst Du nicht einmal nachsehen, was das sein kann?" fragte meine Gefährtin aufschreckend.

Freilich mußte ich nachsehen, denn Sorge und Neugierde plagten mich gleich sehr. Es wäre jedoch eigentlich nicht nötig gewesen, denn schon riefen die Muschicken, die neben uns ritten, wiederholt: „Semlji! Semlji!"

Diesmal hörte ich das Wort ganz genau und verstand es. Es war ein zu wundervoll klingendes Wort, als daß man es nicht hätte aufgreifen sollen, denn „Semlji! Semlji!" bedeutet „Land! Land!"

Ich hatte schon den Wohlklang dieses einsilbigen Wortes oft auf dem Meere empfinden können, allein schöner hatte es, soviel ich mich erinnere, niemals geklungen, und jetzt, da ich es wußte, weshalb die Muschiken jauchzten, mußte ich erst recht hinausblicken, um mich zu überzeugen, wo das Freudenland lag, dem man zujubelte.

Aber es lag wirklich da, freilich noch so unendlich weit vor uns in die Ferne gerückt, daß man es wissen mußte, um zu erkennen, daß es Land war. Vorläufig sah man nichts weiter, als einen langen dunkeln Streifen, der sich am Horizont abzeichnete, als ob man ihn mit dem Pinsel des Malers aufgemalt hätte. Vor einer Stunde war daher wohl kaum daran zu denken, daß wir die Küste erreichen konnten.

„Es ist Land in Sicht", meldete ich meiner Gefährtin, die etwas ähnliches erraten mochte und es nicht erwarten konnte, daß ich es ihr mitteilte. „Aber es ist noch weit, sehr weit!"

„Das habe ich mir gedacht!" sagte sie und klatschte vor Entzücken in die Hände. Sie hatte es sich also gedacht und doch geriet sie außer sich, als es sich bewahrheitete, was sie sich gedacht hatte, und auch sie wollte sehen, wo das Land lag.

„Man sieht es nur mit dem Glase oder in der Phantasie", sagte ich; „warte noch, bis etwas mehr zu sehen ist!" und wir lehnten uns vorläufig in die Kissen zurück. Aber lange ließ es uns keine Ruhe und ich mußte schon wieder hinblicken. Doch obgleich nur fünfzehn Minuten oder weniger vergangen waren, hatten doch die dunklen Streifen am fernen Horizont schon bedeutend an Umfang gewonnen. Allmählich treten sogar schon mehr die Bodenerhebungen hervor, man kann Umrisse erkennen und mäßige Höhenzüge unterscheiden, welche über den Meeresspiegel emporragen.

Jetzt konnte auch Johni hinausblicken und sich daran ergötzen, und sie blickte heraus und konnte sich kaum wieder trennen von dem herrlichen Anblick. „Kommt es mir doch vor, als ob ich dort schon einen Obelisk sähe, der wie der Stamm einer Palme in die Luft emporstrebt!" bemerkte sie.

„Wo?" frug ich begierig, und ich mußte es ebenfalls sehen, als ob ich es noch niemals geschaut hätte, aber der angebliche Obelisk war nur das schlanke Minaret vom Bethause eines Tartarendorfes, das zugleich als unsere Station erkannt wurde, die, wie es mir vorgekommen war, im Meere ein Ende gefunden hatte oder haben sollte.

Von diesem Augenblick an, war alle Gefahr ververgessen und die Furcht hatte ein Ende gefunden, wie auch die Wellen an unserem Wagen herumtrommeln mochten. Wir hatten nur noch ein Auge für das seit vielen Stunden ersehnte Land, aber kein Ohr mehr für das Gemurmel der See, die brausen oder sausen, poltern oder sich geberden mochten, wie sie wollte.

Von Minute zu Minute traten jetzt neue Gegenstände hervor, die uns fortwährend beschäftigten, so daß rasch eine Viertelstunde nach der andern vergieng, bis das Land dicht vor uns lag, das wir allmählich wie ein Nebelbild hatten entstehen sehen.

Noch einen Augenblick plätscherten wir in dem Wasser hin, dann nahm seine Tiefe rasch ab, die Räder wurden über Wasser sichtbar, die Wellen plapperten nicht mehr an dem Wagen herum, die Rosse schienen aus dem Spiegel der See emporzuwachsen und bald darauf rollten wir mit einem stürmischen „Hurrah!" an das Land und fuhren die steile Anhöhe hinan, auf welcher das Tartarendorf lag.

Die vier Meilen breite See, zu der wir beinahe sieben Stunden gebraucht hatten, um dieselbe zu durchfahren, lag glücklich hinter uns, und als ob wir den Berg im Sturm nehmen müßten, sausten wir denselben hinauf, daß wir gerädert zu werden fürchteten, während unsere Reiterschar, die wie toll nebenher sprengte, das unvermeidliche Geschrei anhob.

In drei Minuten oder wenig mehr hatten wir den Abhang des Berges erstiegen und wir befanden uns auf einer Hochebene, auf welcher sich das Tartarendorf ausbreitete. Noch fünfhundert oder wenig mehr Schritte jagten wir auf dem Plateau hin und befanden uns dann vor der Station. Allein ohne den Wagen zu verlassen, wurde derselbe nachgesehen und geschmiert und Dank der Autorität des kaiserlichen Kuriers dauerte der Aufenthalt kaum länger als fünf Minuten, worauf wir von neuem davonrollten.

Die Fahrt war in der Folge eine verhältnismäßig sehr günstige, denn ohne wesentliche Störungen und Unterbrechungen verlief die Nacht und gegen elf Uhr Vormittag des nächsten Tages erblickten wir in der Ferne bereits die ersten Spitzen der säulenförmigen Minarets der alten Tartarenstadt und bald darauf die romantisch gelegene Stadt selbst, die amphitheatralisch am Abhange eines mäßig hohen Gebirgszuges ansteigt. Von den sieben Hügeln, auf welchen Kasan erbaut sein soll, ist von außen ebenso wenig wie im Innern wahrzunehmen, während man hinsichtlich der Lage von Kasan in vieler Beziehung an Samarkand erinnert werden könnte. Ersteres bildet aber aus der Ferne, namentlich von der Wolga aus gesehen, mit seinen Vorstädten (Slobodas) einen ungeheuren

Digitized by Google

Halbkreis, dessen Spitzen nach unten oder dem letztgenannten Strome gerichtet sind.

Obgleich mit den zahlreichen Minarets die Kuppeln griechischer Kirchen abwechseln und letztere an Zahl die ersteren erheblich überflügeln, so fallen jene durch ihre Form doch so sehr in das Auge, daß die Stadt äußerlich ein vorherrschend tartarisches oder mohammedanisches Gepräge erhält. Im ganzen ist der Eindruck ein außerordentlich freundlicher, besonders wenn man sich der Stadt von der Wolga-Niederung nähert, von wo sich der eine Meile lange Weg in ungeheuren Krümmungen zu der alten Hauptstadt hinaufschlängelt, welche letztere so nahe gerückt erscheint und doch beinahe gar nicht zu erreichen ist. Als wir den Weg hinauffuhren, schienen sich hier vor den Thoren von Kasan alle Jahreszeiten ein Stelldichein gegeben zu haben, denn während oben auf den Bergen über der Stadt noch der ganze Rücken in reinstem Schneeweiß strahlte, schimmerten unterwärts der Stadt nach der Wolga-Niederung hin die herrlichsten Wiesen und liebäugelten freundliche Frühlingsblumen, die uns rechts und links vom Wege lachend entgegengrüßten.

Je näher wir der Stadt kamen, desto öfter begegneten uns kleine Telegen (Wagen) mit hölzernen Rädern, welche mit einem Pferde bespannt waren und entweder die Stadt verließen oder auch dorthin fuhren. Noch öfter überholten oder begegneten wir Reiter mit zuckerhutförmigen Pelzmützen, kleinen Kalpacks oder Turbans auf dem Kopfe und langen rotbunten Röcken (Challats) auf dem Körper oder auch Russen und Tartaren in Schafspelzen. Die Umgebung der Stadt wird immer lebendiger und ethnographisch immer interessanter, bis wir endlich die letztere selbst erreichen, und wir uns im Gedränge des städtischen Lebens befinden.

Auf den Thürmen der christlichen Kirchen schlugen die Uhren gerade die Mittagsstunde, als wir unseren Einzug hielten, und von den Schurfehs (Altanen) der Minarets riefen die Gebetverkünder der Tartaren mit weithin schallender Stimme die Gläubigen zur Andacht auf: „Allah haikbar il Allah, Muhamed resul Allah!“ Die Tartaren oder Mohammedaner fallen auf die Kniee und berühren mit der Stirne den Boden und die Christen bekreuzen sich wenigstens in sehr vielen Fällen.

In fünf Minuten ist der heilige Moment vorüber und die Gebetverkünder verschwinden wieder von ihren Altanen, als ob man Marionetten gesehen hätte. Eine Unterbrechung erleidet dadurch unser Einzug nicht, und durch hübsche gerade Straßen oder vielfach mit Gartenanlagen geschmückte Plätze hinfahrend, wird uns bald das russische „Sdrads“, bald wieder das „Salem-a-leikum“ der Tartaren zum Gruß zugerufen. Der orientalische Charakter der Stadt, der uns von außen auffällt, verschwindet im Innern beinahe gänzlich, und wenn uns nicht auf Schritt und Tritt die Gestalten der Tartaren und anderer Völkertypen, wie z. B. Baschkiren, Tschuwaschen, Kalmücken u. s. w., in ihrer Nationaltracht entgegentreten würden, möchte man sich weit eher in eine moderne europäische Stadt als in die Metropole der kasan'schen Tartaren versetzt glauben.

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

* Die Erforschung der Polarmeere hat im jüngstverflossenen Sommer eine bedeutende Förderung erfahren. Die Finnische Botanisch-zoologische Gesellschaft hat eine zahlreiche und vorzüglich ausgerüstete Expedition abgeschickt, um das Innere der Halbinsel Kola zu erforschen, und der St. Petersburger Naturforscher-Verein hat im Monat Juli eine andere Expedition nach Petropaulowsk abgesandt, um das Weiße Meer zu untersuchen.

* Der Rio das Velhas, einer der bedeutendsten Zuflüsse des San Francisco-Stroms in Brasilien, ist vor kurzem von zwei brasilianischen Ingenieuren, den Doktoren Paulo de Frontin und Julio Paranagua, befahren und erforscht worden. Der Rio das Velhas ist auf dem größten Teil seines Laufs voll Stromschnellen und Wasserfällen und die beiden kühnen Forschungsreisenden haben binnen neun Tagen in einem ärmlichen schwachen Boote auf ihrer Fahrt bis zum Zusammenfluß mit dem San Francisco herab deren nicht weniger als 200 befahren. Es ist jedoch möglich, mittelst eines Systems wohl erwogener Arbeiten den Lauf des Rio das Velhas wesentlich zu verbessern und schiffbar zu machen, und die eben erwähnte Forschungsreise wird ohne Zweifel das günstige Ergebnis haben, die Aufmerksamkeit der brasilianischen Regierung auf diesen Gegenstand zu lenken. Es ist überhaupt als eine erfreuliche Folge der von den Steinen'schen Erforschung des Xingú zu erkennen, daß das Interesse der Brasilianer nun immer mehr auf die Untersuchung jener mächtigen Wasserläufe hingelenkt wird, welche die natürlichsten Verkehrsstraßen zur Erschließung der Reichtümer des ungeheuren Binnenlandes bilden.

* Neu-Hebriden. Gegen den Vertrag mit England hißte Frankreich Ende vorigen Jahres seine Flagge auf den Neu-Hebriden, ließ dann dieselbe zwar wieder einziehen, errichtete aber auf den Inseln Sandwich und Mallicota militärische Posten und legte Befestigungen an. Es hatte ganz den Anschein, als sollte eine Deportation von französischen Recidivisten dahin stattfinden. Es erhob sich darüber in Australien viel Geschrei, namentlich von Seiten der Presbyterianer, welche die Bekehrung der Eingeborenen auf den Neu-Hebriden betreiben und große Summen darauf verwendet haben, und die englische Regierung that ihr Möglichstes, Frankreich zur Zurückziehung seines Militärs zu bewegen. Die Inseln sind des Streites kaum wert. Alle Nachrichten von dort bestätigen, daß das Klima für Europäer ein sehr ungesundes ist und daß diese durch die böse Malaria und durch Dysenterie schnell hingerafft werden. Gerade dies aber schien für die französische Regierung eine Empfehlung zu sein, ihre Recidivisten dahin zu deportieren und dem Klima preiszugeben. Wie verlautet, ist jetzt zwischen England und Frankreich über diese Differenzsache eine Einigung dahin zustande gekommen, daß die Neu-Hebriden von beiden Staaten gemeinschaftlich besetzt werden sollen — eine Einigung, welche sicher bald zu Streitigkeiten aller Art führen wird. G.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 40.** Stuttgart, 3. Oktober **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Meine Sklaven. Ein afrikanisches Stimmungsbild. Von Max Buchner. S. 781. — 2. Ueber das Erzvorkommen und die Eisenindustrie des Luxemburger Landes. S. 786. — 3. Die Bloslegung der Sphinx. S. 787. — 4. Eine Osterwoche auf Samos. S. 789. — 5. Spaziergänge in Zentralafrika. Von C. B. Herrmann. (Fortsetzung.) S. 791. — 6. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 794. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 798. — 8. Litteratur. S. 799.


## Meine Sklaven.

### Ein afrikanisches Stimmungsbild.

Von Max Buchner.

In meinem kürzlich erschienenen Kamerun-Buch habe ich zu behaupten gewagt, daß jeder Reisende im Innern des vielumworbenen Modekontinents mit dem uralten Institut der Sklaverei auf die eine oder die andere Art sich abfinden mußte.

Die eigenen einschlägigen Erfahrungen und Erlebnisse verdanke ich zunächst einem halb unfreiwilligen sechsmonatlichen Aufenthalte zu Mussumba, der Residenz des Lunda-Königs Muatiamvo, vom Dezember 1879 bis zum Juni 1880.

Mein berühmter Vorgänger, der leider verstorbene Dr. Pogge, hatte diesen bereits in das Sagenhafte zurückgesunkenen Herrscher gleichsam wiederentdeckt und so günstige Nachrichten über die Gesinnungen desselben nach Hause gebracht, daß man ihn als eine Hauptstütze für künftige Forschungen in Anspruch zu nehmen beschloß. Unter solchen Gesichtspunkten war mir der Auftrag zugefallen, Allerhöchste Geschenke an Muatiamvo zu überbringen. Aber statt des „strahlenden Lunda-Kaisers" fand ich blos einen affenartig geputzten Neger-Potentaten ohne Adel und Majestät, wie sie alle sind, und statt der gehofften Unterstützung für meine idealen Pläne wurde mir nur ein endloser Kampf mit der Habgier und Gewinnsucht eines königlichen Händlers in Sklaven und Elefantenzähnen, der mich festhielt, um mich auf möglichst ungefährliche Weise, durch Tausch von Geschenken und Schacher, auszurauben. Daß diese Absicht nicht gelang, und daß ich noch reich genug an Mitteln und somit auch noch reisefähig der Höhle des mächtigen Gauners entschlüpfte, blieb mein einziger Erfolg.

Muatiamvo ist ein König. Mitten in der sonstigen Kleinlichkeit der südwestafrikanischen Staatsgebilde kann man ihm diesen so häufig mißbrauchten Titel wohl zugestehen, denn sein Lunda-Reich ist fast so groß wie Deutschland, wenn auch die Zahl der bewohnenden Unterthanen kaum zwei Millionen betragen dürfte. Muatiamvo ist aber, wie bereits angedeutet, zugleich auch ein großer Handelsmann, bei dem die schwarzen Händler der Küstengebiete Sklaven und Elfenbein zu holen pflegen. Der Schutz, den diese fremden Neger in seinem Bereiche genießen, dann die billigen Preise, die Muatiamvo macht, und eine gewisse, aus klug erkannter Zweckmäßigkeit entsprungene Ehrlichkeit im Geschäfte haben ihm einen großen Nimbus verliehen, und die halbzivilisierten, Portugiesisch sprechenden Handelsneger Angola's, die man nach ihrem Stammsitz Ambaka-Leute oder Ambakisten nennt, kennen nichts Höheres als Muatiamvo. Freilich gilt ihm dabei der Grundsatz, daß alles, was an europäischen Waren nach Mussumba gelangt, ohne weiteres ihm gehöre und sobald als möglich ihm ausgeliefert werde, wofür er die Verpflegung der betreffenden Händler übernimmt, die so lange warten müssen, bis er sie in seinen eigenen Artikeln, Sklaven und Elfenbein, abbezahlt hat.

Selbstverständlich konnte sich ein Forschungsreisender solchem Gebrauche nicht unterwerfen. Denn das wäre der Entblösung von den nötigsten Reisemitteln gleichgekommen. Im Anfang suchte ich deshalb begreiflich zu machen, daß ich nicht als gewöhnlicher Händler betrachtet sein wolle, sondern andere, höhere Zwecke verfolgte. Später weigerte ich mich einfach, fortwährend zu geben. Allein mit




Digitized by Google

derselben Hartnäckigkeit, mit der ich die Rolle des Händlers ablehnte, wurde sie von Muatiambo mir zugemutet. Aber klar und entscheidend aufzutreten, wagte doch keiner von uns Beiden. Ich hatte nicht die Macht und er nicht den Mut dazu. Die Folge waren Konzessionen, die wir gegenseitig gewährten. Meinerseits bestanden dieselben hauptsächlich darin, daß ich hie und da Elefantenzähne und Sklaven, die Muatiambo als Geschenke offerieren ließ, annahm und durch Gegengeschenke erwiderte. So sammelte sich allmählich in meinem Besitze eine gewisse Menge jener beiden afrikanischen Artikel an, von denen ich den ersteren, das Elfenbein, als gewinnreiche Rimesse wohl brauchen konnte, während mir der letztere, die Sklaven, mit jedem neuen Zuwachs nur um so lästiger und ärgerlicher wurde. Zugleich entstanden mir aber aus dem alles beherrschenden Sklavenschacher noch andere Mißlichkeiten, die dem Verhalten meiner Leute angehörten. Das eben ist ja der große Fluch in Afrika, daß nicht blos die Häuptlinge, mit denen man zu thun hat, sondern auch die eigenen Leute Schufte sind, jederzeit bereit, sich mit jenen Widersachern ersterer Art gegen ihren Herrn zu verbünden.

Es ist auf afrikanischen Entdeckungsreisen, wie überhaupt im Leben. Man glaubt zu schieben oder thut wenigstens so, thatsächlich aber wird man geschoben und kann nur auf die Richtung einigen Einfluß üben. Ohne ein bestimmtes und bekanntes Reiseziel würde sich niemals eine Trägerschar zusammenfinden. Die Leute wollen wissen, wohin es gehen soll und ob sich bei dem Unternehmen auch noch eigene private Interessen fördern lassen. Ist das der Fall, so wird man um Begleitung nie verlegen sein, namentlich wenn die Adresse Muatiambo und Mussumba heißt, das viel gepriesene Eldorado aller Sklavenhändler, wo man sich für 8—14 Ellen Zeug schon die hübschesten und arbeitstüchtigsten jungen Weiber kaufen kann. Und ergibt sich nun erst gar Gelegenheit, als Träger eines unermeßlich reichen Ingleſe („Engländer," so nennt man in Angola jene sonderbaren Käuze, die Forschungsreisenden) nach Mussumba zu gelangen, so möchte alles mitlaufen. Versteht doch der Ingleſe vom Geschäft rein gar nichts, und führt er doch so unermeßlich viele Waren mit sich, daß man ihn ganz gemütlich bestehlen kann, ohne daß es auffällt. Selbst seine weißen Brüder, die portugiesischen Kaufleute, lächeln über ihn, hängen ihm den ältesten Schund an und fordern ihm dafür die unerhörtesten Summen ab.

Die zur Fortschaffung meines großen Reise-Apparates nötige Trägerschar von 120 Mann aufzutreiben, hatte deshalb keine Schwierigkeit gehabt. In Malange, dem äußersten, bereits 500 Km. im Inneren gelegenen portugiesischen Städtchen Angola's, ist die männliche Bevölkerung seit lange daran gewöhnt, sich von Zeit zu Zeit zu Trägerdiensten anwerben zu lassen. Ehe man die Reise antritt, geht man mit den Leuten und deren Häuptlingen zum Chef des Distriktes und des Militärkommando's, um die eingegangenen Verpflichtungen durch ein Protokoll zu festigen und damit den Häuptlingen, die im Bereich der Obrigkeit zurückbleiben, eine gewisse Haftbarkeit für das Wohlverhalten ihrer in das wilde Innere ziehenden Unterthanen aufzubürden. Nirgends in ganz Afrika ist das Trägerwesen so vortrefflich eingerichtet, wie im Land der vielgeschmähten Portugiesen. Das hindert freilich nicht, daß die Qualität der Leute, die man hat, zuweilen viel zu wünschen übrig läßt, und gerade ich sollte hierin nicht besonders glücklich sein.

Zur Beaufsichtigung meiner kleinen Heerschar, die durch verschiedene Anhängsel auf mindestens 200 Köpfe stieg, waren außerdem auch noch zwei Hauptleute mitzunehmen. Zum Verkehr mit den schwarzen Fürstlichkeiten mußte ein eigener Dolmetscher oder Zeremonienmeister, mit dem ich Portugiesisch konversieren konnte, vorhanden sein; des leiblichen Wohles meiner erhabenen Person intimere Pflege oblag zwei Dienern und einem Koch. Der Dolmetsch hieß Pedro und sprach nach seiner Versicherung alle nur erdenklichen Sprachen, aber selten verstand ich ihn und selten verstand er mich. Er stotterte und blieb infolge dessen auch seinen Rassegenossen häufig rätselhaft. Nicht minder war er des Schreibens mächtig, aber lesen, was er geschrieben, konnte weder er noch ich. Sein Vater war der alte Gomes, ein Gauner und Dieb von der schlimmsten Sorte, zugleich mein erster Hauptmann und Führer, der alle Wege kannte, weshalb ich fast niemals dorthin gelangte, wohin ich wollte. Der zweite Hauptmann war der Soba Mukelle, ein wirklicher Häuptling aus dem Stamme der Bondo, welcher mitgieng, um unter den 90 Unterthanen, die er als Träger an mich vermietet hatte, Ordnung zu halten, leider aber sich stets als einen so erbärmlichen, feigen und weibischen Schuften erwies, daß er seinen Unterthanen nur zum Gespött und zur Belustigung diente. Zugleich bestand von allem Anfang an eine lebhafte Feindschaft zwischen den beiden verschiedenartigen Gruppen, den 90 Bondo des Mukelle und den 30 bis 50 Ambakisten.

Wenn irgendwo in einer möglichst abgelegenen Gegend Europa's, in der die Menschen kaum ihr Nötigstes sich kaufen können, plötzlich ein lustiger Jahrmarkt mit allen erdenklichen begehrenswerten Gütern sich aufthäte, was würde da mit einemmal für ein Treiben herrschen! Ungefähr geradeso wirkte mein Erscheinen in Mussumba. Denn eine so große Karawane, wie ich sie brachte, war noch niemals dagewesen. Die ganze Bevölkerung eilte zusammen, um sogleich mit mir in Handelsgeschäfte zu treten, das heißt Sklaven an mich zu verkaufen, und in kürzester Zeit hätte ich deren etliche Hundert mein eigen nennen können. Da ich nun merkwürdigerweise mich als völlig unzugänglich erwies, wandte sich die Geschäftsgier an meine Leute, da ja auch diese Mittel zu kaufen besaßen, welche sie für solche Zwecke teils schon von zu Hause mitgenommen, teils auf der Reise als Löhnung von mir verdient und sich aufgespart hatten.

Digitized by Google

Meine Leute faßten die Lage, in die ich mich freiwillig an ihrer Spitze begeben hatte, noch viel schlimmer auf, als sie war. Sie hegten offenbar die schöne Hoffnung, jetzt, da ich der Gewalt Muatiamvo's überliefert sei, würden sie nach Herzenslust Erpressungen an mir verüben und damit ihrer Vorliebe für Sklavenschacher um so ergiebiger Rechnung tragen können. Aber auch sie erlebten ihre Enttäuschungen.

Schon gleich in den ersten Tagen wurden doppelte Rationen verlangt, und der Bau meines Hauses, das ich mir aus Baumstämmen und Lehm errichtete, gieng nicht ohne Streiks von statten. So lange die Lasten noch in den Händen der Träger blieben, erschien es ratsam, ihrer Unverschämtheit, die zum Beispiel so weit gieng, daß sie sich weigerten für mich Brennholz zu schlagen, da dieses auf dem Markte zu haben war, nicht mehr als nötig zu widerstehen. Infolge davon füllte sich das Lager rasch mit Weibern und Kindern. Denn was nur am Munde abgeknausert werden konnte, wurde in solche lebende Ware umgesetzt.

Der Handel mit Menschen ist dem Neger außer dem bloßen Erwerb ein vergnüglicher Sport, ähnlich wie unseren Kavalieren der Handel mit Pferden. Während aber meine Ambakisten, Gomes und Pedro voran, als erfahrene und routinierte Leute ihre Sklaven auswählten, behielten, beobachteten und wieder vertauschten, kauften die Bondo als thörichte Neulinge kritiklos zusammen, so viel sie bekommen konnten, Bucklige und Lahme, schwangere und säugende Weiber nicht ausgeschlossen.

Erst als ich das diebssichere Magazin fertig und meine Reichtümer darin geborgen hatte, fand dieser Unfug sein Ende, indem ich die Rationen auf das äußerste Minimum herabdrückte, Fluchtversuche der Sklaven begünstigte und alle diejenigen mit Entlassung bedrohte, welche fortfuhren, deren zu kaufen. Das gab trübe Gesichter und schmale Kost; aber ich wußte sonst kein Mittel, um zu verhüten, daß meine so schon übermäßig große Karawane sich schließlich vervierfachte. Es wäre für die Zeitungsschreiber Angola's eine zu verlockende Ironie gewesen, den Sendling der Wissenschaft und der Humanität an der Spitze des größten Sklavenzuges, der jemals dagewesen, zurückkehren zu sehen. Vor allem aber wären durch den schweren Ballast so vieler Weiber und Kinder weitere Reisepläne gleich von vorn herein vereitelt worden, denn ihre Besitzer hätten dann für nichts anderes mehr Sinn gehabt, als so schnell wie möglich sich und die unerfreulichen Errungenschaften nach ihrer Heimat zurückzuschleppen. Es waren also durchaus nicht Prinzipien der Humanität, die mich bestimmten, dagegen vorzugehen, sondern ausschließlich praktische Gründe der Zweckmäßigkeit, die Pflicht der Selbsterhaltung, die Rücksicht auf meine Reisepläne. Hätte ich blos philanthropische Ziele im Auge gehabt, so hätte ich diese nicht besser wahren können, als indem ich den Ankauf von Sklaven möglichst förderte, statt ihn zu verbieten und ihre Verfolgung, wenn sie entlaufen waren, zu hemmen. Denn die Flüchtigen gehorchten in der Regel nur einem unvernünftigen momentanen Drang nach Freiheit, den sie teuer büßten, da sie ja doch, wo sie sich blicken ließen, wieder ergriffen und wieder verkauft wurden. Meine Karawane aber war für sie das sichere Schiff, das sie nach den schönen Gestaden der Zivilisation bringen konnte.

Das Drohen mit der Entlassung fand bei den Trägern im Anfang so wenig Glauben, daß die Rädelsführer scheinbar darauf eingiengen und erklärten, sie seien ohnedies schon Willens gewesen, meine Dienste aufzugeben und die Heimreise ohne mich anzutreten, da sie von den kärglichen Rationen, die sie nunmehr erhielten, nicht mehr leben könnten. Allein das war nur ein Schreckschuß. Sie hatten viel weniger Lust abzureisen, als ich selber wünschte, da ich 30 oder 40 von ihnen sehr wohl entbehren konnte. Zu ihrer aller größtem Erstaunen blieb die Gegendrohung nicht nur ohne erschütternde Wirkung, sondern fand sogar auch noch das freudigste Entgegenkommen, indem ich sofort Miene machte, eine Liste aller derjenigen anzufertigen, die nach Malange heimkehren wollten. Und siehe, da stellte sich denn heraus, daß keiner wollte.

Der Gomes-Partei gegenüber, welche nur teilweise von mir abhängig war und selber hinreichend Waren besaß, war ich beinahe machtlos. Die durch meine Abneigung gegen Menschenkauf gesunkenen Preise erlaubten ihnen, etliche 50 bis 70 Sklaven zusammenzukaufen, ohne im Geringsten zu überlegen, wie sie die Ernährung derselben bestreiten sollten. Wahrscheinlich rechneten sie in dieser Beziehung auf mich. Gerade hierin, in dieser schuftigen Gier und Knauserei des Negers, die sich indeß dem Schacher zu Liebe nicht blos auf den fremden, sondern auch auf den eigenen Körper erstreckt, liegt die größte Härte des Sklavenhandels, die Hauptursache, warum demselben ein so bedeutendes Prozent durch Tod zum Opfer fällt. Eine beiläufige Berechnung anzustellen, wie weit die Mittel reichen, um so und so viele Köpfe nicht blos zu erwerben, sondern auch eine bestimmte Frist hindurch zu ernähren, kommt dem Neger kaum in den Sinn. Rücksichtslos wird fortgeschachert, bis nahezu alles Geld verausgabt ist, und dann heißt es: schnell, schnell fort in die Heimat. Die daraus entstehenden materiellen Schädigungen werden ihm zwar schmerzlich genug sein, er wird die bösen Einflüsse irgend eines bösen Fetischörs anklagen, aber nicht leicht wird er zu der Einsicht kommen, daß seine eigene Thorheit daran Schuld war.

Immer mehr schwoll das Sündenregister des alten Gomes und seines Sohnes Pedro. Sie benahmen sich so, als ob sie in den Diensten Muatiamvo's und nicht in den meinigen stünden. Sie bestahlen mich, wo sie konnten, verrieten mich bei jeder Gelegenheit und reizten des Königs Habgier und der Träger Widerspenstigkeit gegen mich auf, um sich noch unentbehrlicher zu machen, als sie bereits zu

Digitized by Google

sein glaubten. Aber auch für sie kam der Tag des Gerichtes.

Wenige Wochen nach Vollendung des Hauses flohen in einer Nacht unsere zwei ältesten Sklaven, Nsala der Schinsch, welcher Gomes, und Fortuna aus Moansansa, welcher mir gehörte. Zugleich mit ihnen verschwanden drei meiner Mädchen, die jene mit sich gelockt hatten, blos zu dem Zwecke, sich ihrer als Reisegeld zu bedienen. Am Lulua wurden sie ertappt, wie sie gerade das kleinste gegen Lebensmittel veräußern wollten, und entrannen glücklich unter Zurücklassung der drei Opfer, welche auf diese Weise wieder an mich gelangten. Ich selber war immer froh, wenn ein paar Glieder meiner Familie das Weite suchten. Meine Leute aber, die mich zu beerben hofften, namentlich Pedro, gerieten darüber jedesmal in große Aufregung, liefen zu Muatiamvo und setzten alles daran, daß die Entwichenen wieder ergriffen und eingebracht wurden. Nach einer derartigen Anzeige wird dann sofort die königliche Allarmtrommel geschlagen und das ganze Volk zur Mitwirkung aufgefordert, was meistens den beabsichtigten Erfolg hat, da der Einbringer eines Sklaven zwei bis drei Ellen Finderlohn erhält, wovon Muatiamvo die Hälfte für sich in Anspruch nimmt.

An eine Kette gefesselt, zitternd vor Angst, bis auf etwas Laubwerk völlig nackt, schmutzig und abgemagert, kamen die drei unglücklichen Wesen wieder in meinen Besitz. Ich photographierte sie sofort als Bilder des Elends, dann ließ ich ihnen die Kette abnehmen, schickte sie zum Baden und gab ihnen zu essen. Am folgenden Morgen sollten sie die Wohlthat der Arbeit an sich erfahren, und zu diesem Zweck den freien Platz vor dem Hause von jung aufgeschossenem Grase reinigen. Als sie eben damit beschäftigt waren, ging ich einmal zufällig vor die Thüre und bemerkte, daß eine Gruppe von Trägern die drei auf dem Boden kriechenden Mädchen umstand und fröhlich kicherte. Da mir die Sache verdächtig vorkam, trat ich näher. Die drei Mädchen kauten und warfen etwas im Munde hin und her, was sie nicht schlucken konnten. Pedro stammelte verlegen, er habe sie zur Strafe Gras fressen lassen. Ich befahl ihnen, auszuspucken. Doch die armseligen Geschöpfe, in ihrer noch wilden Furcht und Scheu vor dem Weißen, verstanden das nicht und würgten nur um so eifriger, weshalb ich genötigt war, der einen selber mit den Händen ihren Mund zu öffnen. Ich entdeckte, daß sie Kot von meinen Ochsen darin hatte.

Es wäre für meine Kenntnisse vielleicht besser gewesen, ruhig zuzusehen. Aber mich übermannte die Wut, die ich schon lange über den Sklaverei-Unfug und meine Ohnmacht dagegen in mir herumtrug. Die Prügel, die Pedro für seinen Scherz erntete, mögen ihm unvergeßlich bleiben. Noch mehr aber kränkte den stolzen Dolmetsch vielleicht, daß ich ihn in die Kette schlug und zur allgemeinen Besichtigung an das Hofthor festband.

Wenige Tage später kamen zwei Sklavinnen der Ambakisten, beklagten sich, ihre Herren hätten sie gezwungen, die eigenen frischen Excremente derselben zu fressen, und baten, ob sie nicht bei mir bleiben dürften. Da ich ihnen Asyl gewährte, so kamen noch mehr mit derselben Klage und ich hätte in kurzer Zeit meinen Hof voll derartiger Flüchtlinge gehabt. Ich war deshalb gezwungen, sie zurückzuweisen. Ob sie die Wahrheit sprachen, ließ sich nicht herausfinden. Es ist möglich, daß unter den schwarzen Händlern wirklich der Aberglaube besteht, den gekauften Menschen auf jene abscheuliche Weise Anhänglichkeit beizubringen. Andererseits aber war die gute Behandlung, namentlich die gute Nahrung, die es in meinem Hofe gab, Grund genug, um die fremden Sklaven zu verleiten, sich unter derlei Erzählungen bei mir einzuschmuggeln. Die ersten Flüchtlinge, welche ich aufgenommen hatte, behielt ich, obgleich die Ambakisten, denen sie gehörten, bei Muatiamvo deshalb Schritte gegen mich unternahmen, welche indeß erfolglos blieben, da der edle König es lieber mit den Ambakisten als mit mir verderben wollte. Schließlich aber gab ich sie doch zurück, da ich entdeckte, daß sie mich nächtlicher Weile bestahlen und sogar versuchten, das feste Magazin, welches ich mir zur Aufbewahrung meiner Güter aus Baumstämmen und Lehm erbaut hatte, zu erbrechen. Die Sklaven, so sehr sie unser Mitleid erwecken, sind eben auch nicht besser als ihre Herren.

Dieser Vorgang mit seinen unerquicklichen Folgen löste meine letzten Bedenken, die ganze Gomes-Gesellschaft dem Hunger zu überantworten. Auf das Loos ihrer Sklaven hatte diese Maßregel keine besonders verschlimmernde Wirkung, da jene auch bei den üppigsten Rationen nicht mehr zu essen bekommen hätten, als absolut nötig war, die zu Skeletten Abgemagerten am Leben zu erhalten, und für sie selbst wurde dadurch nur der Normalzustand wieder hergestellt, in welchem schwarze Händler auf eigene Rechnung fern ihrer Heimat zu leben pflegen. Mit welch geringen Quantitäten von Nahrung ein Neger sein elendes Dasein zu fristen vermag, ist eines der wunderbarsten Rätsel der Physiologie. Blos wenn er im Dienste eines Herren, namentlich eines Inglese, steht und kein eigenes Interesse hat, sparsam zu sein, macht er größere, ja meistenteils unverschämte Ansprüche.

Zu meiner Genugthuung ging es von nun ab den pfiffigen Ambakisten herzlich schlecht. Sie mußten sich nun bequemen, ihren Lebensunterhalt selber zu verdienen, indem sie Töpfe anfertigten oder im Walde Brennholz sammelten und nach Mussumba zu Markte brachten; und zugleich schwand die Schar ihrer Sklaven immer mehr zusammen, da die Not sie zwang, einen nach dem andern wieder zu verkaufen.

Mit der meinigen wandte sich auch Muatiamvo's Huld von ihnen ab. Denn sie besaßen ja nichts mehr. Missethaten, die vorher stillschweigend hingenommen worden waren, fanden jetzt strenge Ahndung. So hatte zum Beispiel mehrere Wochen vorher der alte Gomes den

Digitized by Google

Muene Diniinga, einen vornehmen Herrn des Hofes, unseren Nachbarn, mit Prügeln bedroht, angeblich weil dieser etliche entlaufene Sklaven zu unterschlagen versucht habe, und es wäre damals vielleicht wirklich zu Thätlichkeiten gekommen, falls ich nicht rechtzeitig dazwischen gefahren wäre. Erst jetzt wurde dieses Vergehen, welches bereits totgeschwiegen zu sein schien, wieder hervorgezogen und eine Strafe von zwei Sklaven dafür auferlegt.

Zu diesen und sonstigen Unannehmlichkeiten gesellten sich auch noch Erkrankungen meiner Leute in bedenklicher Zahl. Gleich im ersten Monat brach eine Epidemie von „Kifussa", einer Art Masern, unter ihnen aus. Bei den meisten dauerte die Krankheit blos eine Woche, bei einigen schleppte sie sich aber bis zu vier und acht Wochen hin und drei Personen, zwei Träger und eine Sklavin, starben nach längerem Siechtum an Fiebern mit typhösem Charakter. Auch fast alle diejenigen, welche verschont blieben, sahen elend und abgemagert aus. Die Strapazen der Reise schienen sie auffällig angegriffen zu haben. Die herrschende Verstimmung, die der schlechte Gesundheitszustand erzeugte, machte sich in endlosen Anklagen und Anfeindungen wegen bösen Zaubers Luft. Im Monat Februar verging kaum eine Nacht ohne Fetischreden, und jeden Tag kam ein anderer gelaufen, dieser oder jener habe ihn verhext.

Namentlich war es wieder die Gomes-Partei, welche auch hierin als übelwollendes Prinzip zur Geltung kam. Allerdings diesmal vielleicht nur passiv. Der Aerger über ihre Preisgebung, der Neid und die Mißgunst gegen meine vergleichsweise des behaglichsten Wohllebens sich erfreuenden Diener und sonstigen Getreuen, die sie unverholen zur Schau trugen und hie und da selbst in Drohungen zum Ausdruck gelangen ließen, waren Grund genug, sie zu beargwohnen. Meine Leute fürchteten sich vor ihrer Nähe und hatten Angst, von ihnen langsam ums Leben gebracht zu werden. Augusto wußte ganz bestimmt zu erzählen, ein alter Zauberer, der zuweilen zu uns auf Besuch kam, sei von Pedro um ein recht wirksames Zaubermittel angegangen worden, ihn zu töten, Pedro habe dafür eine hübsche Sklavin geboten. Pedro erklärte sich zwar sogleich bereit, „Juramento zu nehmen", das heißt einer Giftprobe sich zu unterziehen, fand aber keinen Glauben, daß es ihm Ernst sei.

Was war da zu machen? Vernunftgründe waren gänzlich wertlos. Ich beschloß deshalb, mich lieber auf den Standpunkt meiner gequälten Leute zu stellen und die ganze Ambakisten-Gesellschaft zur Auswanderung zu bewegen, indem ich ihr Dorf einfach niederreißen ließ und jeden Ambakisten, der sich in den Bereich meiner Gewehre wagte, niederzuschießen versprach. Das half. Die fortwährenden Beängstigungen hörten auf und zufälligerweise gleichzeitig auch die Erkrankungen. Ich habe seitdem die liebliche Gestalt meines Pedro und seinen Vater, den alten Schuften, nicht wieder gesehen.

Am meisten hatte uns unter den Kranken die Freundin meines Manoel, ein mageres und mürrisches Weibsbild aus Kimbundu, zu schaffen gemacht. Sie litt an Kifussa, hochgradigem Fieber und Rheumatismus. Da sie eine „Tochter", das heißt eine Angehörige des Mona Kimbundu war, so mußte Manoel oder auf dessen Betreiben der Fetischör für sie bezahlen, falls sie in seinem Besitz starb oder er konnte niemals wieder in Kimbundu sich blicken lassen. Er setzte deshalb alle Hebel in Bewegung, sie gesund zu machen. Außer den Medikamenten, die er von mir erhielt, die jedoch bald sein Vertrauen einbüßten, weil sie nicht sogleich halfen, wurde noch der verschiedenste Hokuspokus von Lunda-, Bangala- und Malange-Doktoren an ihr versucht. Abwaschungen mit Dekokten aus Wurzeln und Kräutern, Knetungen und Salbungen, Bespuckungen und Bestreichungen, Betupfungen mit weißen und roten Farbstoffen, nicht blos der leidenden Person, sondern auch der ganzen Hütte, verbunden mit geheimnisvollen Exorzismen, folgten einander in eifriger Mannigfaltigkeit. Da ich meinen ohnehin schon ziemlich stark angegriffenen Vorrat an salicylsaurem Natron für die durch mich vertretene weiße Rasse reservieren wollte, so machte ich den schwarzen Heilkünstlern keine Konkurrenz.

Außer diesen mußten allnächtlich die gewiegtesten Redner unter den vielen Freunden Manoels, des beliebten, ihre besten Künste aufbieten, den Fetischör zu besänftigen und zur Rücknahme des bösen Zaubers zu bewegen. Man hörte dabei gar manche interessante Argumentierung.

Charakteristisch für die praktische, schwächlichen Zartgefühls bare Denkart der Neger war da zum Beispiel folgende Bekräftigung des Wertes der Kranken, welche unser Hauptadvokat, der Träger Joao Antonio, einmal öffentlich zum Besten gab, ohne Anstoß zu erregen. „Hat sie sich nicht damals am Ngambu-Bach als Manoel, ihr Gatte, mit dem Mundele beim Mona Kissenge war, vom Schassamba verführen lassen? Und hat dann nicht der Schassamba ein halbes Stück Zeug als Strafe für diese Unthat an Manoel zahlen müssen? Dem Fetischör, wenn er sie tötet, wird sie noch viel teurer zu stehen kommen! Kennt ihr nicht den Hebo a Murimi in Kimbundu? Mußte der nicht dem Mona Kimbundu ganze zehn Peças (Stück Zeug) zahlen, weil er dem Kaschaballa eine Frau verhext hatte? Und da er das Geld selber nicht besaß, mußte er da nicht vom Ngana Sousa borgen und steckt er nicht infolge dessen noch heute in Schulden bei diesem, so daß er sich gar nicht mehr sehen lassen kann?"

Lange war das wertvolle Weibsbild krank, und da sie endlich genas, ungefähr um dieselbe Zeit, zu der ich den alten Gomes nötigte, seine Wohnstätte aus unserer Nähe weg zu verlegen, so unterlag es keinem Zweifel, daß er und kein anderer den bösen Zauber angestiftet hatte.

Von etlichen zwanzig Sklaven, die sich allmählich als mein Besitztum angesammelt hatten, verblieben mir schließlich nur mehr acht Kinder und drei erwachsene Mädchen.



Digitized by Google

Die drei letzteren waren sogleich an meine Diener verheiratet worden und auch die acht Kinder gedachte ich unter sie als Extra-Lohn zu verteilen. Meine Kinder machten mir manche Freude, und ich glaube, daß auch sie über mich und die Art der Behandlung, die sie meinerseits genossen, nicht zu klagen hatten. Mit der ganzen glücklichen Leichtfertigkeit der Negerrasse gewöhnten sie sich erstaunlich rasch an ihre neue Umgebung. Nach kaum zwei Tagen der Trauer waren sie getröstet und begannen stetig lustiger und namentlich auch fetter zu werden. Mancher kleine Balg, der heute noch weinend in der Ecke saß, war morgen schon aufgelegt zu mutwilligen schlimmen Streichen. Von meinen Dienern erhielten sie eine Art Erziehung. Zunächst wurden sie mit christlichen Namen belegt, dann wurden sie, sobald die erste Scheu vor dem Weißen überwunden war, zum Aufwarten bei Tisch abgerichtet und jeden Abend, wenn ich mich rauchend in den Hof herausſetzte, hatten sie der Reihe nach mit gekreuzten Armen vor mich hinzutreten und auf Portugiesisch „Boa noite“ (Gute Nacht) zu wünschen.

Diese immer noch viel zu große Familie mußte verschwinden, als ich meinen Zug nach Norden antrat, und ich vertraute deshalb Kinder und Weiber jener Trägerschar an, die ich mit meinen Sammlungen und meinem Elfenbein nach Malange vorausschickte. Die Folge davon war, daß sie in Malange von meinen Vertrauensmännern heimlich verkauft wurden. Allein mein dortiger Korrespondent und Geschäftsfreund, jener portugiesische Kaufmann, der mich ausgerüstet hatte, bekam Wind von der Sache, ließ durch Soldaten die Verratenen ergreifen und bewahrte sie für mich in seinem Haushalt, bis ich selber erschien. Ich verteilte sie nun an meine Diener. Es dauerte keine Woche, als auch diese sie wieder verkauften.

Wie schön hatten mir die drei Schlingel immer vorgeredet, wie sie mit dem Geld, das sie von mir verdienten, Kühe und Ziegen sich anschaffen und mit den geschenkten Weibern und Kindern ein kleines Separatdorf sich bauen wollten! Es war die reinste Idylle, als deren alleiniger Gründer ich ewig verehrt werden sollte. Und nun verschacherten sie sogar auch noch die drei Weiber, welche sie selber mittlerweile geschwängert hatten, samt den eigenen schlummernden Leibesfrüchten!

Daß ich einigermaßen entrüstet war, versteht sich von selbst. Abermals wurde die bewaffnete Macht requiriert und abermals wurde meine zweimal verschacherte Familie mir vorgeführt. Ich bat jetzt den biedern Geschäftsfreund, sie unter sein Gesinde aufzunehmen, unter dem sie wohl heute noch leben wird. Dann machte ich mich auf die Beine, um nach der Küste hinabzumarschieren und dem schöneren und besseren Europa zuzusteuern.

---

## Ueber das Erzvorkommen und die Eisenindustrie des Luxemburger Landes

hielt Herr Léon Metz aus Düdelingen am 26. Juni in der Generalversammlung des „Vereins deutscher Eisenhüttenleute“ zu Trier einen Vortrag, dem unser Spezialberichterstatter nach seinen stenographischen Aufzeichnungen nachfolgendes entnimmt.

Das luxemburgische Eisensteinvorkommen befindet sich in den Ausläufern des lothringischen Plateau's in einer Mächtigkeit von 30—40 m. Es besteht aus einem liegenden Teil, gebildet vom oberen Liassandstein, und aus dem Hangenden, einem grauen Mergel. Die Lager erstrecken sich von Rodingen bis Düdelingen, der französischen und lothringischen Grenze entlang. Eine starke Verwerfung, welche durch den Lauf der oberen Alzette bezeichnet ist, teilt das Vorkommen in einen westlichen Flügel — Rodingen bis Beles — und in einen östlichen — Esch bis Düdelingen. Die Strecke zwischen Beles und Esch befindet sich auf französischem und lothringischem Gebiete. Durch die genannte Verwerfung bedingt, liegen die Flötze des Vorkommens bei Beles 40—50 m. höher, als diejenigen an der Escher Seite. Im östlichen Flügel streichen die Flötze mit 50° von Norden nach Westen und fallen mit 2% gegen Südwesten. In der Nähe der Verwerfung ist das Fallen ein mehr westliches. Die Flötze erreichen die Thalsohle etwas südlich von Esch und Rümelingen, etwa 300 m. über dem Meeresspiegel. Im westlichen Flügel ist das Gefälle mehr westlich; die Thalsohle wird unterhalb Lasauvage bei 240 m. über dem Meeresspiegel erreicht.

Man unterscheidet im allgemeinen, ohne Nebenschichten zu berücksichtigen, vier Hauptflötze, und zwar von oben nach unten: 1. das sandige rote; 2. das rote; 3. das graue, mit allen Farben des Regenbogens; 4. das schwarze.

Das im östlichen Flügel vollständig entwickelte sandige Flötz dient zur Bestimmung der verleihbaren Konzessionsfelder. Sechs Meter höher hört das Eigentum am Erze für die Besitzer des Landes auf. Das sandige Flötz befindet sich nicht im andern Flügel. Geringer Gehalt an Eisen und übermäßiger Gehalt an Kieselsäure machen dieses Flötz nicht abbauwürdig.

Das eigentliche rote Hauptflötz zeigt sich im westlichen Flügel nur hie und da spurenweise, ist dagegen im östlichen überall vollständig ausgebildet; die bei Esch bis 3.5 m. betragende Mächtigkeit nimmt östlich ab und hat bei Rümelingen und Düdelingen nur noch 1—1.5 m. Das Flötz erfordert überall eine starke Handscheidung, da dasselbe mit $^1/_4$ bis $^2/_3$ der ganzen Mächtigkeit aus Kalksteinen besteht. Der Zwischenraum zwischen beiden genannten Flötzen beträgt etwa 10—12 m. Ein ebenso starker Zwischenraum trennt das rote vom grauen Flötz, welches beide Flügel in einer Mächtigkeit von 3—4 m. durchsetzt. Das Erz dieses Flötzes ist im allgemeinen

Digitized by Google

weniger eisenhaltig; es ist kalkig und nimmt nach Westen an Kieselsäure zu. Das schwarze Lager kommt vollständig im ganzen westlichen Flügel vor; es hat bei Rodingen eine Mächtigkeit von 4—5 m., bei Beles noch eine solche von 2 m. Dasselbe ist kieselig und setzt sich noch in einigen Ueberresten bei Esch fort, um sich alsbald auszukeilen.

Das Gesamtvorkommen schätzt Vortragender auf eine Fläche von 4062 ha., wovon das Ausgehende fast überall durch Tagebau in der Nähe der Eisenbahnen ausgebeutet ist. Größerer Tagebau findet zur Zeit noch in Düdelingen statt, wo täglich 1200 Tonnen gewonnen werden.

Der weitaus größte Teil der ganzen Eisensteingewinnung geschieht unterirdisch, und zwar durch Stollenbau. Tiefbau kommt in Luxemburg nicht vor, weil die verschiedenen Lager über dem Wasserspiegel liegen.

In dem östlichen Becken (Esch-Rümelingen-Düdelingen) werden fast überall zwei Lager ausgebeutet, die zusammen 100—120,000 Tonnen auf den Hektar ergeben. In unmittelbarer Nähe der Hütten von Esch werden ausnahmsweise drei übereinanderliegende Flötze ausgebeutet, welche durchschnittlich 160—180,000 Tonnen pro Hektar abwerfen. Das obere Lager, die sogen. rote Minette, hat daselbst eine Mächtigkeit von 3—3.5 m., das mittlere graue Lager 3.5—4 m., das untere schwarze 2—2.5 m.

Als Durchschnittsanalyse der drei Flötze gibt Vortragender die nachfolgende Zusammenstellung:

| | Rote | Graue | Schwarze |
|---|---|---|---|
| Kieselsäure | 8.00 | 8.50 | 14.20 |
| Eisenoxyd | 58.20 | 47.40 | 57.80 |
| Thonerde | 6.80 | 5.40 | 7.39 |
| Kalk | 8.80 | 16.00 | 4.60 |
| Phosphorsäure | 1.77 | 1.77 | 1.80 |
| Kohlensäure | 6.90 | 12.60 | 3.60 |
| Eisen | 40.75 | 33.20 | 40.51 |
| Phosphor | 0.80 | 0.80 | 0.82. |

Die Förderkosten schwanken zwischen 12—32 Francs für 10,000 Kilo einschließlich der Amortisation der Ländereien. Die Gesamtförderung im Jahre 1886 beziffert sich in 60 Grubenbetrieben auf 2,361,372 Tonnen, wovon nach Belgien 1,198,000 Tonnen, nach Deutschland 212,000 Tonnen, nach Frankreich 38,000 Tonnen, zusammen 1,448,000 Tonnen ausgeführt wurden. Die verbleibenden 913,372 Tonnen, sowie fernere aus Lothringen eingeführte 350,000 Tonnen wurden im Lande Luxemburg verhüttet. Beschäftigt wurden im Grubenbetriebe 3025 Arbeiter.

Vortragender gibt nunmehr einen geschichtlichen Ueberblick über die Luxemburger Eisenindustrie, dem wir entnehmen, daß der Aufschwung erst seit dem Bau der Eisenbahnen, also aus dem Jahre 1859, datiert. Vor dieser Zeit waren nur Holzkohlenöfen vorhanden, welche ausschließlich Alluvialerze verhütteten. Die Gründung dieser Holzkohlenöfen fällt in die Zeit von 1612 bis 1778. Zu Ende des ersten französischen Kaiserreichs waren in Luxemburg 35 Hochöfen und Hammerwerke vorhanden.

Die Verhüttung von Cokes begann 1860. Im Jahre 1862 waren bereits vier solcher Cokesöfen mit einer täglichen Erzeugung von 40 Tonnen Roheisen im Betriebe. 1865 waren zwölf Hochöfen vorhanden, welche täglich 180 Tonnen erzeugten. Die Vergrößerung der Hochöfen steigerte die Erzeugung 1868 auf 301 Tonnen täglich.

Die Errichtung der Hochöfen in Esch und Rodingen fällt in das Jahr 1870, und 1873 wurden bereits von 18 Hochöfen 256,449 Tonnen Roheisen erzeugt.

Eine neue Umwälzung erfolgte 1880 durch Umbau und Vergrößerung der Hochöfen und Einführung der Cowper- und Whitwell-Apparate an Stelle der alten Winderhitzer.

Nach Erbauung der Hochöfen endlich in Rümelingen und Düdelingen ist die Zahl derselben auf 21 gestiegen, welche im Jahre 1886 mit 1732 Arbeitern 400,644 Tonnen Roheisen erzeugten, und zwar Puddelroheisen 148,089 Tonnen, Thomas-Roheisen 176,599 Tonnen und Gießereiroheisen 75,956 Tonnen.

Eisengießereien besitzt Luxemburg 7, in denen 178 Arbeiter 2585 Tonnen Potterieguß, Maschinenstücke, Säulen ꝛc. erzeugten.

Das Stahlwerk des Eisenhütten-Aktienvereins Düdelingen hat in 8 Monaten des Vorjahres mit 250 Arbeitern 40,000 Tonnen Thomas-Stahlblöcke erzeugt, für 1887 wird die Erzeugung 70,000 Tonnen betragen.

Die beiden Walzwerke des Landes erzeugten mit 401 Arbeitern etwa 40,000 Tonnen. Die Erzeugung des Walzwerks in Düdelingen schätzt Vortragender für das laufende Jahr auf etwa 60,000 Tonnen.

An Cokes wurden 1886 verhüttet 300,000 Tonnen deutscher und 140,000 Tonnen belgischer Herkunft, zusammen 440,000 Tonnen.

Vorstehendes gibt ein Bild der nicht zu unterschätzenden Bedeutung der Luxemburger Eisen- und Stahlindustrie, mit welcher der deutsche Wettbewerb sehr zu rechnen hat.

---

## Die Bloslegung der Sphinx.

Es ist schon lange her, seit die Besucher der Pyramiden von der Sphinx mehr gesehen haben als den Kopf. Hor-em-Khu, das große Sinnbild der untergehenden Sonne, ist mehr als zur Hälfte in Sand begraben gewesen. Jeder Wind trägt frischen Triebsand herbei und nur beständige Sorgfalt und Ausgrabung erhält den granitenen Tempel vergleichsweise rein und offen. Ueberall sieht man auf kleinen Schienenbahnen Schnappkarren in Thätigkeit, die kaum größer als Schiebkarren sind, und zum drittenmal in diesem neunten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts wird die Fronte und eine Seite des Sphinx ausgegraben und sichtbar. Der Eindruck, welchen dies auf ein Gemüt ausübt, das nur an jenen wundervollen Kopf — Abu'l Hol,

Digitized by Google

den Vater der Schrecken, wie die Araber ihn gewöhnlich nennen — gewöhnt ist, kann kaum ein günstiger genannt werden. Der megalithische Kopf, ausgehauen durch irgend einen gewaltigen Bildhauer aus einem aufrechtstehenden erratischen Block, welcher wahrscheinlich schon von zahllosen Geschlechtern von Aegyptern angebetet worden ist, wird von den gemauerten Füßen schlecht ergänzt. Man wird unwillkürlich an das Bild in Nebuchadnezar's Traum mit seinem Kopf von Gold und seinen Füßen von Lehm erinnert. Allein das Mauerwerk ist auf einen Kern von Fels gelegt und die hohe Brust des Bildes, welche sich etliche und fünfzig Fuß über den Boden zwischen den Vorderfüßen erhebt, ist ebenfalls ein Teil des soliden Gesteins, aus welchem der Kopf ausgehauen wurde. Hie und da ist eine Lücke ausgefüllt — gleichsam gestopft — mit einigen eingefügten Steinen; allein die Schichtung des Kalksteins, obwohl er beinahe aussieht, als ob der große Hals aus mächtigen Blöcken aufgebaut worden sei, kann genau untersucht werden und führt dann zu dem eben angegebenen Resultat. Die Sphinx ist im wesentlichen ein alter Fels, der auf dem Abhang östlich von der zweiten Pyramide stand und gleich anderen ähnlichen Felsen in der Kalkstein-Formation des Nilthals von einem anhaftenden erratischen Block von kaum härterer Beschaffenheit überragt war. Es ist heutzutage kein Zeugnis mehr vorhanden, daß das menschliche Gesicht und die Löwentatzen vor der Zeit Thothmes' IV. ausgehauen wurden; allein da dieser Monarch der 18. Dynastie schon lange vor Moses' Geburt lebte und regierte, so gilt er den meisten von uns für alt genug. Der verstorbene bedeutende ägyptische Altertumsforscher Mariette hatte jedoch eine Theorie, daß die Sphinx noch älter sei als sogar die Pyramiden — eine Theorie, die absolut richtig ist, wenn wir behaupten, daß die Pyramiden nicht so alt sind als der Hügel, auf dem sie stehen, die aber noch irgend ein stärkeres Zeugnis erfordern wird, als wir es bis jetzt gesehen haben, wenn wir behaupten, daß die Sphinx in jenem fernen Zeitraum ausgehauen und gefärbt wurde. Ein derartiges Zeugnis glaubt Mariette gefunden zu haben. Allein neuere Forschung und Erfahrung zeigen, daß die sogenannte „Platte der Sphinx" nicht der Zeit des Cheops, sondern derjenigen des Petukhanu, nicht der vierten, sondern der einundzwanzigsten Dynastie angehört. Ihr Zeugnis ist wertlos, und wenn wir rückwärts nach irgend etwas suchen, das gleichzeitig gesund und greifbar ist, so kommen wir zu der Inschrift von Thothmes IV. auf der Granitplatte vor der Sphinx. Diese Platte ist bei der jüngsten Ausgrabung aufgedeckt worden, und an ihrem Zeugnis, soweit dasselbe geht, ist nicht zu zweifeln. Leider ist die Schönleiste oder das Oval, das den Namen eines Pyramidenkönigs trug, verschwunden, allein das Zeugnis, daß es einst einen Teil der Inschrift bildete, scheint authentisch zu sein. Wenn dies der Fall ist, so nahm Thothmes IV. nicht allein den ganzen Ruhm auf sich, die Sphinx wieder aufgebaut und repariert zu haben, sondern gedachte wenigstens eines Vorfahren, Chafra, des Erbauers der zweiten Pyramide; und es ist zuweilen die sehr plausible Vermutung ausgesprochen worden, die Züge der Sphinx seien zuerst ausgemeiselt worden und stellten ein Porträt dieses frühen Monarchen dar. Es mochte wahrscheinlich weit weniger Mühe gekostet haben, das Gesicht der Sphinx in weichem Kalkstein auszuhauen, als das lebensgroße Standbild Chafra's in Diorit herzustellen, welches dermalen im Museum von Bulak ist.

Es muß jedoch daran erinnert werden, daß es keine alten Inschriften gibt, in denen der Sphinx Erwähnung geschieht, nämlich keine, welche älter sind als die Zeit von Thothmes. Die Pyramiden-Erbauer malten gewöhnlich nicht alle ihre Gottheiten ab, und es ist an ihren Denkmälern nichts merkwürdiger, als die Abwesenheit der religiösen Symbolik. Die Sphinx als Hieroglyph ist sehr selten, und erst zur Zeit eines der allerletzten eingeborenen Pharaonen, des Nectanabo, wurde das Zeichen in den Ring einer königlichen Schönleiste aufgenommen. Die ältesten Figuren der Sphinx sind einige in rotem Granit mit dem Namen Thothmes III. auf ihrer Brust, allein sie mögen möglicherweise nicht speziell als Darstellungen der großen Sphinx, sondern vielmehr als Löwen mit Menschenköpfen gemeint gewesen sein, wie die großen Löwen in schwarzem Basalt, welche Herr Mariette in San fand und welche den Namen von Apepi oder Apophis, einem mutmaßlichen Hyksos-Könige, tragen. Auch diese schwarzen Figuren tragen merkwürdigerweise an sich den Namen eines Königs, dessen Cartouche verschiedenartig gelesen wird, welchen Herr Petrin aber Petukhanu nennt, und derselbe Name ist in dem kleinen Tempel bei der Cheops-Pyramide wieder erkannt worden, in welchem Herr Mariette die sogen. „Platte der Sphinx" gefunden hat. Herr Petrin zieht in seinem großen Buch über die Pyramiden den einzig möglichen Schluß über das Alter der Platte, und seine Ansichten sind von den Kompilatoren des Katalogs des Museums von Bulak mit Widerstreben angenommen worden. Wenn man sich eine Ansicht über das Alter der Sphinx zu bilden versucht, ist es am besten, diese unglückselige Platte ganz aus dem Spiel zu lassen, da ihr Zeugnis nur gut für die Zeit von Petukhanu ist, welcher beinahe dreitausend Jahre nach Cheops regierte, und es ist schwierig, mit Herrn Petrin nicht übereinzustimmen, wenn er geltend macht, daß die Löwen und Bullen mit Menschenköpfen von Assyrien, nicht die alten Götter Aegyptens, die Ahnen der Sphinx waren. Herr Petrin mißt die Einführung derartiger seltsamer Formen dem Einfluß des semitischen Eindringlings bei und stellt eine Theorie der ägyptischen Religion auf, welche erst noch ausgearbeitet werden muß; aber im Verlauf dieser Ausgrabungen ist seither nichts neues an den Tag gekommen, um der Sphinx als Skulpturwerk ein höheres Alter zu geben.

Digitized by Google

Das Gesicht der Sphinx, als von unten gesehen, nimmt einen gewissen Ausdruck von Majestät an, welcher ihm beim Anblick von einem höheren Standpunkt aus längst fehlte; die zerbrochene Nase und die verwitterten Wangen stören jede Illusion, welche wir heraufzubeschwören streben mögen; steht man aber unten in dem kleinen Heiligtum zwischen den Vordertatzen, so sieht man den Kopf mit seinem hohen Kinn sich weit über sich vom blauen Himmel abzeichnen und gewahrt wenig von irgendwelchen umgebenden Gegenständen. Die Sphinx scheint ganz allein zu sein; ihr geflochtener Bart, dessen Spitze im Britischen Museum ist, liegt auf dem Boden und kann uns eine Art Maßstab geben, woran wir die Größe des Gesichts beurteilen mögen. Ein römischer Altar, grob in rotem Granit ausgemeiselt, bezeichnet den Eingang der Kapelle zwischen den Tatzen und weiter rückwärts, aber nicht dicht an der Brust, ist die Platte Thothmes' IV., ebenfalls von rotem Granit; sie ist ungefähr 14 Fuß hoch, aber zwei andere Platten, welche den Tempel auf beiden Seiten bekleideten, sind verschwunden. Thothmes ist dargestellt als der Sphinx Opfer darbringend, und die Hieroglyphen darunter schildern den Traum des Königs, als er im Schatten des großen Felsens schlief, und seine Erfüllung eines Gelübdes, den Sand zu entfernen und das Bethaus wieder herzustellen. In wie weit er für die Skulptur des Kopfes und Gesichts verantwortlich ist, kann, wie schon oben bemerkt, jetzt nicht mehr ermittelt werden; aber es ist jedenfalls bemerkenswert, daß die Sphinx in keiner sehr nahen Verbindung mit irgend einem der Gebäude der Pyramidenregion zu stehen scheint, und daß namentlich der merkwürdige Damm oder die Hochstraße, welche vor einigen Jahren, als von der zweiten Pyramide nach einem granitenen Gebäude in der Nähe der Sphinx führend, entdeckt wurde, zwar sehr nahe an der letzteren vorüberführte, dieselbe aber nicht berührt und offenbar niemals berührt hat. Die steinerne Treppenflucht, welche vom Rande des Hügels bis zum Niveau der Tatzen herabführt, gehört zu einer ganz verschiedenen Annäherung. Schon aus dieser Thatsache allein dürfte ersichtlich sein, daß die Sphinx kein Gegenstand göttlicher Verehrung oder irgend welchen Interesses war, als Chafra seine Pyramide und deren Tempel auf dem Hügel baute und dieselbe durch die lange marmorene Hochstraße mit der granitenen und alabasternen Katakombe oder dem Tempel unten verband. Obwohl diese Hochstraße so nahe vorüberführt, so wich sie doch keinen Zoll von ihrer geraden Linie ab und Chafra bemühte sich nicht einmal, von dieser Seite seiner Hochstraße aus eine Treppenflucht hinunter zu führen. Der Raum um die Sphinx herum ist noch lange nicht geebnet, denn eigentlich ist nur die Südseite mit den Tatzen ausgegraben. Herr Mariette hatte eine Idee, daß, wenn der Sand um die ganze Figur herum aufgegraben und vollständig entfernt werden könnte, man die gewaltige Figur inmitten einer weiten freien Fläche oder eines Amphitheaters hingelagert sehen würde, und es sind auch Anzeichen vorhanden, daß er Recht hat. Er ging jedoch noch weiter und glaubte, die Sphinx sei von vorgeschichtlichem Altertum und bezeichne das Grab irgendeines alten Pharaonen, vielleicht dasjenige von Menes selbst. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß diese Ansicht sich als richtig erweist, ebensowenig wie die frühere; allein in Ermangelung irgendwelcher Urkunden ist in der That nur weniges mit Gewißheit zu erkunden. Die Größe des Kopfes, des Halses und der Brust kontrastiert seltsam mit den Tatzen, welche aus kleinen Steinen (jeder etwa von der Größe eines Ziegelsteines) aufgemauert oder wenigstens damit bedeckt, zierlich aneinander gelegt sind und ursprünglich vielleicht mit Gyps vertüncht waren. Diese Arbeit ist römisch und, wie wir sicher glauben dürfen, entweder eine Restauration oder die Nachahmung einer älteren Arbeit von ähnlichem Charakter. Da sie uns aber eine Idee von der Größe des ganzen Kolosses gibt, mag es der Erwähnung wert sein, daß jede Zehe aus mindestens hundert Steinen aufgebaut ist. Wahrscheinlich befindet sich innen oder darunter ein Kern von anstehendem Gestein, wie an den anderen Stellen, wo man sich eines solchen Flickwerks bedient hat. Die Steine sind mit eingekratzten Schriftzügen bedeckt, worunter viele griechische, und es ist zu hoffen, daß sich darunter noch etwas interessanteres findet als die Verse von Arrian, welche Dr. Young übersetzte; allein in der Regel ist der Mann, welcher seinen Namen auf einem alten Denkmal eingräbt, keine interessante Person und beabsichtigt dadurch nur ein Andenken lebendig zu erhalten, welches sonst verdienterweise verloren gegangen wäre. Was Arrian unter den Ptolemäern und den Cäsaren that, das thut der Londoner Cockney noch heute, und es ist noch nicht lange her, daß eine englische Dame in Kairo sich laut rühmte, sie besitze einen Teil vom Gesichte der Sphinx, den sie durch einen dienstfertigen Araber habe herunterschlagen lassen. Dieser Vandalismus hat einige Bemerkungen hervorgerufen, und es ist zu hoffen, daß, wenn die Behörden des Museums die Sphinx nicht beschützen können, dieser Schutz von einer mächtigeren und energischeren Behörde in die Hand genommen werden wird. S. R.

---

## Eine Osterwoche auf Samos.

Das Inselfürstentum Samos hat seit seiner Befreiung von der Türkenherrschaft wunderbare Fortschritte in der Zivilisation gemacht. Seine Hauptstadt ist reinlich und wohlhabend und besitzt eine hübsche Anlände; und die Samioten erinnern sich in ihrer neuen Entwickelung gern der rühmlichen Zustände und berühmten Personen ihrer Vorzeit. Eine höhere Schule, welche im Jahre 1882 eröffnet wurde, führt den Namen des „Pythagoras der



Digitized by Google

Samioten" und trägt über ihrem Eingang ein Marmorbild dieses berühmten samiotischen Philosophen des Altertums. Jeder zweite Mann, dem man begegnet, heißt Polykrates nach dem bekannten Tyrannen der Vorzeit. Vor einigen Jahren versuchten die Samioten ihre Hauptstadt nach ihrer früheren Oertlichkeit zu verlegen, standen aber in Ermangelung eines guten Ankergrundes und wegen der von einem benachbarten Sumpfe hervorgerufenen Fieber wohlweislich von diesem Vorhaben ab. Dagegen führen die Assisen, in welchen die Senatoren über diejenigen Fälle richten, welche für die Demarchen oder Dorfschulzen zu wichtig sind, den hochtönenden Namen „Gerichtshof des Areopagos".

Allein der Gebirgsstock des Kerki, welcher das ganze westliche Ende von Samos einnimmt, hat bis jetzt noch wenig von diesem zivilisierenden Einflusse verspürt, und eine zwischen seinen Schluchten und Schroffen verbrachte Osterwoche machte den Reisenden mit vielen Beispielen seiner echten und noch nicht wieder erweckten Altertümlichkeit bekannt. Zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel liegt das beinahe isolierte Dorf Karabaktes, und wenn man daselbst am „Hunde-Montag", dem ersten Tage der „Käsewoche" (d. h. derjenigen Woche der Frühlingsfastenzeit, wo man rechtmäßigerweise Käse essen darf), ankommt, so sieht man sich inmitten einer wirklich bacchischen Festlichkeit. An diesem Tage scharen sich die Jünger des Weingottes, die Winzer, die unterste Klasse der Bevölkerung, zusammen, umringen jeden Wanderer, den sie begegnen, singen ihn mit schlüpfrigen und frivolen Schelmenliedern an und lassen ihn nicht eher los, als bis er ihnen Geld zu Wein gegeben hat. Dies beruht angeblich auf einem uralten, von den einst auf Samos so wild gefeierten Dionysos-Festen vererbten Herkommen, und die Bezeichnung als Hunde-Montag soll dem betreffenden Tage durch die Thatsache geschaffen worden sein, daß an demselben die Leute sich mehr wie Hunde als wie vernünftige menschliche Wesen betragen. Etliche der bei diesen Gelegenheiten gesungenen Lieder erinnern Einen gewaltig an den Chor der Mänaden und bleiben lieber unübersetzt.

Unter den religiösen Feierlichkeiten der Osterwoche in Kalabaktes gemahnt Einen keine mehr an ein Ueberbleibsel aus dem Altertum, als eine von den Weibern begangene: Diese bleiben nämlich aus Frömmigkeit die ganze Zeit vom Charfreitag Abend bis zum ersten Auferstehungsgottesdienst der Osternacht in der Kirche; wie die *μυροφόροι* des Altertums essen und trinken und schlafen sie nicht, sondern ergehen sich durchaus im Gebet und im Gesang ihrer seltsamen alten Kreuzigungslieder, langer Lobgesänge, welche wie in einer Totenklage das Leiden und den Todeskampf des Heilands erzählen. Der Ostertag dagegen, nach dem zweiten Auferstehungsgottesdienst, wird in einfacher, aber herzlich gemeinter Lustigkeit verbracht; die Männer führen wilde Spiele mit lautem Geschrei und froschartigem Umherhüpfen auf und geben sich vor den Hausthüren auch sanfteren Spielen hin, woran auch die Frauensleute teilnehmen können. Eines dieser Spiele ist besonders bezeichnend für das diesen Gebirgsleuten innewohnende Gefühl des Mitleides und der Barmherzigkeit und einer Episode entlehnt, die im Alltagsleben oft genug vorkommt und das „Waisenspiel" heißt. Wenn nämlich ein Kind elternlos hinterlassen wird, so pflegen die Nachbarn den Unterhalt und die Erziehung desselben als eine Art ungeschriebenen Vermächtnisses von Seiten der verstorbenen Eltern zu betrachten; es ist unter ihnen ein heiliges Gesetz und eines, auf welches hin sie Handel zu treiben geneigt sind, denn wenn irgend einmal eine Frau ein altes Stück Silbergerät oder eine alte Stickerei zu verkaufen wünscht, so gibt sie geheimnisvoll zu verstehen, daß es nicht ihr, sondern einer Waise gehöre, weil sie dann überzeugt ist, daß sie einen guten Preis erziele. Auf diesem sozialen Brauch beruht auch das „Waisenspiel". Die Spieler setzen sich in einen Kreis und erwählen einen Leiter des Spiels, den sie den „Paten" einer angenommenen Waise nennen. Dieser verkündigt nun in einer etwas pomphaften Weise: sein Patenkind habe seine Eltern verloren und es müsse für dessen Unterhalt gesorgt werden. „Ich werde in einigen Minuten zurückkehren und erwarte dann zu hören, was jedes von euch beizusteuern geneigt ist", sagt er und tritt dann ab. Sobald er außer Hörweite ist, verabreden die Spieler unter einander, was jeder geben soll. Der eine nennt ein Bett, ein anderer eine Bratpfanne, ein dritter einen Rock u. s. w., und wenn der Pate zurückkehrt, so befragt er jeden der Spiele um seine Absichten. Die Hauptsache ist nun, den Namen des Gegenstandes in einer langen Rede zu verbergen, etwa wie es bei unseren Sprichwörtern und Pfänderspielen üblich ist. Die meisten der in Kalabaktes üblichen Spieler sind mit unseren Kinderspielen identisch, denn wir Abendländer haben vom Morgenland nicht nur unsere religiösen Feste und die Namen unserer Heiligen überkommen, sondern wir haben demselben auch unsere Spiele entlehnt und dieselben unserer eigenen Lebensweise angepaßt. Leider haben wir aber einen Punkt ausgelassen, nämlich die Musik. Blindekuh und andere Spiele, welche mit Liedern und Neckgesängen und Musik begleitet werden, erheben sich von einem lärmenden Umherspringen zu einem dramatischen Reiz und zu einer Entfaltung von Geschicklichkeit.

In Kalabaktes wohnt eine Frau namens Andreas — Männernamen für Frauen sind nämlich in jenen Gegenden nichts Ungewöhnliches, denn wenn den Eltern ein kleines Mädchen nach dem Tode eines Knäbleins geboren wird, so nimmt man an, daß der Geist des verstorbenen Kindes einfach auf das neugeborene übertragen worden sei, und dieses wird nun dazu verurteilt, den Taufnamen des verstorbenen zu führen. Frau Andreas nun war die Mutter von neun lebenden Kindern und hat das Glück, eine große Glaskugel mit einer milchglasartigen Färbung im Innern zu besitzen, welche sie immer in der Tasche

Digitized by Google

trägt und von der sie behauptet, sie habe sie von ihrer Schwester, der Mutter von elf lebenden Kindern, erhalten, als diese keinen Gebrauch derselben mehr vorausgesehen habe. Diese Glaskugel nennt man einen Galaktokandron und schreibt ihr die günstigsten Wirkungen auf die Vollziehung der Pflichten einer kreisenden Mutter zu. „Habt ihr in Deutschland auch Galaktokandra?" fragte uns Frau Andreas, schien aber nicht zu begreifen, daß selbst Männer bei uns in einzelnen Fällen solche Glaskugeln als Halsschmuck tragen, wie wir sie versicherten und rief spöttisch lächelnd: „Was können denn Männer mit Galaktokandra machen?"

Der Kerki ist ein wunderbarer Bergstock, denn er steigt bolzgerade 4000 Fuß hoch aus dem Meere auf und ist voll lieblicher Engthäler und versteckter Schluchten. Die Formation ist vulkanisch und daher der Bergstock mit Höhlen durchsetzt, deren Mündung vielfach mit Kapellen und kleinen Heiligtümern vorgebaut worden ist. Während der griechischen Befreiungskriege suchten die Einwohner ganzer Dörfer Versteck und Zuflucht in ihren Höhlen, und in vielen derselben findet man noch die Gebeine derer, die darin starben. Die Einwohner hegen nun den Aberglauben, jene Knochen rühren von irgend einer Rasse von Riesen her, welche in alten Zeiten Samos bewohnte, wahrscheinlich ein Ueberrest der alten Sage, laut welcher die Amazonen von Ephesus aus nach Samos geflohen und hier gestorben seien. Wenn nun der Fremde den Behauptungen der Bauern, besonders aber den Schriften des französischen Archäologen Guérin glaubt, welcher in diesen Höhlen „wahrhaft riesige Knochen" gesehen zu haben versichert, so wird ihn die Entdeckung, daß diese Knochen nur einer sehr gewöhnlichen Menschenrasse angehörten, sehr enttäuschen. Man kann jedoch auf diesem Ausflug auch interessante Knochen finden, nämlich Knochen von Adlern und Kranichen, aus denen sich die Bergschäfer Flöten von einem unverkennbar alten Charakter verfertigt haben. Der Ton dieser Knoenflöten ist hell und gellend und die aus Adlerknochen sind entschieden die besten und klingen sehr bukolisch, wenn man sie auf diesem gewaltigen und einsamen Berge hört.

An einer sehr romantischen Stelle im Herzen des Kerki selbst, zwei deutsche Meilen von Kalabaktes, steht das Klösterchen Unserer Lieben Frau vom bösen Wege, ein Nonnenkloster. Die Annäherung ist eine ungemein schwierige und mühevolle, und wie die drei alten Nonnen, die nun dort wohnen, dahin gekommen sind oder jemals wieder von dort wegzukommen hoffen, wird immer ein Geheimnis bleiben. Sie sitzen gewöhnlich in einem kleinen alten zerfallenen Hof, drei alte, runzlige, verwitterte Matronen, das getreue Bild der drei Parzen, Graiä oder Schicksalsschwestern, und sind — um dem Bilde seinen vollen Reiz der Wahrheit zu geben — auch mit denselben Hantierungen beschäftigt, die man den Schicksalsschwestern zuschreibt. Atropos sitzt am Webstuhl und webt eine bunte Wolldecke, Lachesis bewegt ihr Weberschiffchen und Clotho dreht ihre Spindel. Die geistliche Arbeit dieser drei Nonnen ist eine mühsame, denn sie besteht in dem Anzünden der Lampen und dem Lesen der nächtlichen Messen in der Kirche zu Unserer Lieben Frau vom bösen Wege, der mit Recht so heißt, denn kein Anstieg von zehn Minuten könnte möglicherweise schlimmer sein als derjenige, welcher durch eine enge Schlucht, an deren Sohle ein brausender Wildbach schäumend heruntertost, zu dem Kirchlein hinanführt. Dieses Heiligtum ist vor die Mündung einer häßlichen, gähnenden Höhle gebaut, welche reich an Stalaktiten und geisterhaften Tönen ist und, wie Atropos sich ausdrückte, „nur durch die Anwesenheit des christlichen Gottesdienstes davor bewahrt wird, der Aufenthalt böser Geister zu sein."

Wir wollen aber noch eine andere Szene schildern, ehe wir Kerki verlassen. Ein anderes Kirchlein steht drunten am Meere in einer Schlucht, Unserer Lieben Frau vom Strome gewidmet und in das üppigste Grün gekleidet, das man sich denken kann. Platanen, Cedern, Myrten, Oliven und Pinien stehen hier durcheinander und bilden ein seltsam harmonisches Ganzes von Grün. Ein Fels darüber ist von einem byzantinischen Fort gekrönt, unter welchem sich eine aus den Ueberresten eines griechischen Tempels erbaute byzantinische Kirche an den Fuß der Felswand schmiegt. Zu dem Bergstrom daneben kommen im Frühling und Sommer die Weiber aus dem benachbarten Dorfe und halten einen Waschpiknik. Sie bringen ihre Säcke voll Proviant, ihre Schläuche voll Wein und ihre Bündel schmutziger Kleider mit, und wenn dann das Waschen vorüber und der Speisevorrat gegessen ist, tanzen sie bis zum Abend im Schatten der Oliven auf einem grünen Rasen dicht neben der Kirchenthür — eine genaue Wiederholung jenes Auftrittes, welchen Nausikaa und ihre Mägde unter ähnlichen Umständen aufgeführt haben müssen; drunten aber am Gestade liegen dieselben vom Strome heruntergespülten Zweige, in welche ein moderner Odysseus sich hätte verhüllen können, wenn er sich in einer ähnlichen Lage befunden hätte. Hier stand in alten Zeiten ein Tempel zu Ehren des „Gottes Merkur, welcher Freuden spendet" — ein Ort, welcher noch heute alle erheitert, die ihn besuchen.

S. R.

---

## Spaziergänge in Zentralafrika.

Von C. B. Herrmann.

(Fortsetzung.)[1]

### Westafrikanischer Küstenbummel.

Dampferlinien. — Fahrpreise. Pik Teneriffe. Leben auf See. — Monrovia. — Die ersten Neger. — Mein Junge in Dressur. — Neger-Englisch. — Arbeit und Unterhaltung an Bord. — Kamerun. — Eloby. — Gaboon. — Die englische Mail. — Kap Lopez. — Eine nächtliche Irrfahrt. — Sette Camma, Mayumba, böse

[1] Siehe „Ausland" 1887, S. 381.

Digitized by Google

Brandung. — Loango, Banana. — Der Kongo. — Mißwirtschaft auf englischen Dampfern. — Englische Missionare an Bord. — Die portugiesische Mail. — Verköstigung und Leben. — Principe Island. — St. Jago, Bulama. — Eine Leichenfeier an Bord. — St. Vincent. — Madeira. — In Europa ist viel „afrikanisch."

Um nach dem westlichen Zentralafrika zu kommen, kann man drei Dampferlinien benützen: die deutsche von Hamburg, die englische von Liverpool, die portugiesische von Lissabon aus. Sie starten durchschnittlich im Monat je einmal und laufen so ziemlich alle von Weißen bewohnten Plätze längs der Küste an; ein englisches und ein holländisches Kaufhaus haben je einen Ozeandampfer, welche wohl Post, aber keine Passagiere befördern.

Ich hatte Gelegenheit, alle drei Linien kennen zu lernen, und muß gestehen, daß keine den Anforderungen entspricht, die man dem hohen Passagepreis gemäß zu stellen berechtigt wäre; derselbe beträgt beispielsweise von Hamburg nach Banana 700 Mark, Lissabon-Banana 600 Mark, und es ist in der Verpflegung nur auf portugiesischen Schiffen Wein inbegriffen. Ich verließ als einziger Passagier Hamburg mit einem von der Linie gechartertem Dampfer, welcher als ersten Platz Monrovia, die Hauptstadt der Negerrepublik Liberia, anlaufen sollte; die ersten Tage der Reise gab es Abwechslung genug: Land blieb in Sicht, zahlreiche Schiffe belebten die endlose Fläche und ein tüchtiger Sturm war der Abschiedsgruß von Kap Finisterre. „Das Ende der Welt" — so schien es; erst nach fünf Tagen wurde als fata morgana der 12,000 Fuß hohe Pik Teneriffe schon auf 60 Meilen Entfernung über den Wolken sichtbar. Wir passierten gegen Abend so nahe, daß die terrassenförmig angelegten Weinberge, Cypressenhaine und kleinen Häuschen von Sta. Cruz mit freiem Auge leicht erkennbar waren.

Argonauten, fliegende Fische wurden in den nächsten Tagen Zeichen des Südens. Die Sonnenhitze brachte das Pech in den Deckfugen zum Schmelzen und ich schlief die Nächte in einer Hängematte auf der Kommandobrücke. In manchen Nächten war das Phosphoreszieren des Meeres von bezaubernder Schönheit. Stunden-lang saß ich auf dem Schiffsbug über dem Anker, die aufgeschreckten, gleich feurigen Blitzen in der Tiefe verschwindenden Fische betrachtend.

Der Dampfer sollte in Monrovia ca. 40 Kru-Neger zum Laden, Löschen und Heizen einnehmen, da Weißen schwere körperliche Arbeit durch die hohe Temperatur zur Unmöglichkeit wurde; die Vorbereitungen zu ihrem Empfange und ihrer Unterkunft wurden getroffen, und am 19. Tage nach Verlassen Hamburgs kam das afrikanische Festland in Sicht.

Der Eindruck wird mir wohl lange im Gedächtnisse bleiben, den die schwarzen Teufel durch ihr freches, keckes und doch gutmütig-dreistes, später sogar anheimelndes Benehmen auf mich gemacht haben. Das Schiff ging noch halbe Kraft und schon waren sie aus ihren Nußschalen an Bord geklettert, hatten die Brücke gestürmt und jeder wollte der Beste, Bravste, Ehrlichste, Fleißigste sein. Die meisten hatten in blechernen Hülsen ihre „Rekommandation", worin Kapitäne anderer Dampfer dem Vorzeiger, Neger „Bismarck", „Moltke", „Bottle Gin", „Bottle Beer", „Small Dog" — in originellen Namen leistet der Stamm der Kru Großes — bezeugen, daß er ein fleißiger Arbeiter, oder ein Säufer, oder ein Dieb, oder ein Faulpelz ist, und mit dem gleichen Selbstbewußtsein hält jeder sein Moralitätszeugnis dem Weißen verkehrt unter die Nase.

Ich fuhr über die Flußbarre an Land. Diese Barren — Untiefen an den Flußmündungen — können zur Ebbe durch die darüberrollende, 3—4 m. hohe Dünung des Ozeans auch für kleinere Boote, nicht nur für Flußdampfer, sehr unangenehm werden und erfordern stets große Aufmerksamkeit und Lokalkenntnis.

Am Lande sah ich die ersten europäischen Faktoristen, gelb-graue Gesichter, abgemagerte, schwächliche Gestalten, denen das Sprechen Anstrengung schien — der erste Eindruck war ein sehr ungünstiger, es ist aber auch Monrovia ein verrufener Platz für Weiße.

An Bord ging's drunter und drüber, die Dampfpfeife heulte, die Gig der Faktorei stieß ab, das Fallreep wurde gehißt, das Abschiedsgeheul der schwarzen Horde ertönte lange nachdem schon das Schiff in Fahrt war.

Obwohl nur 40 Neger engagiert wurden, hatten doch noch einige „Blinde" Verstecke gefunden und kamen zum Vorschein.

Jeder Engagierte erhielt Reis, Schiffszwieback und sogenannten Rum (Hamburger Water, wie sie es nannten), sowie einen Shilling baar per Tag. Mit meinen von mir engagierten Jungen begann ich sofort die Abrichtung zum „Kammer- und Büchsenspannerdienst", während ich für meine Person das Kru-Englisch lernte. Im Neger-Englisch „lebt" das Glas auf dem Tisch, „lebt" das Buch im Koffer, „lebt" das Schiff in der Fahrt.

„Ich" (I) ist dem Neger unbekannt; er sagt stets „mich" (me), z. B. Master, no flag me too much, me live for sick! (Herr, schlage mich nicht so sehr, ich werde krank!) oder: Me live for shop, for walk, for sleep (ich esse, gehe, schlafe). Der Schlag ist ein sehr schöner, ebenmäßig gebauter und man sah ziemlich viel herkulisch entwickelte Gestalten, welche prächtige Modelle abgeben würden. Jeder hatte seinen „box", seinen Koffer, dessen Schlüssel er ostentativ an einer Schnur um den Hals trug; weder im Guten, noch im Bösen, konnte ich je Einblick in einen solchen Koffer erhalten; der Neger hat darin seine Schätze: zerfetzte europäische Röcke und Hosen, bodenlose Zylinder, siebartige Hüte und — streng geheim gehalten — seinen Fetisch, seine Medizin.

Ihre Arbeit bestand in den nächsten Tagen im Umladen von Kohlen, und gleich am ersten Abend nach Schluß der Arbeit wurde auf Bitte des headman (Anführers) die Dampfspritze in Aktion versetzt, die in langen Reihen am Rücken und Bauch Liegenden rein gespült.

Digitized by Google

Körperreinlichkeit ist eine der wenigen Tugenden aller Küstenstämme, und keiner würde einen Bissen essen, ohne sich vorher den Mund zu waschen, keiner die kurze Thonpfeife weglegen, ohne sofort mit der natürlichsten Zahnbürste, den Fingern, sich die Zähne zu reiben.

Fast allabendlich führten sie ihre obscönen Tänze mit eintönigem Gesange in sich immer wiederholenden Worten und Lauten auf. Der Sinn — man staune — war Lobpreis der Weiber.

Wurde vom Wachtoffizier Ruhe anbefohlen, so verkrochen sie sich in und auf den Maschinenraum und konnten nie warm genug liegen.

In Kamerun waren deutsche Kriegsschiffe; man blieb, da der Dampfer einige Tage zum Löschen benötigte, über Nacht an Land, besucht die „Kriegsschauplätze", resp. verbrannten Eingeborenenhütten, macht die Bekanntschaft einiger schwarzen Majestäten und ihrer Gemahlinnen, sieht Abends irgend einem Negerinnenballet in einer Town (Dorf) zu, bis wieder der „blaue Peter" am Maste zur Abfahrt ruft.

Einige Tage ringsum Wasser — Land — der Anker rasselt, der Schuß dröhnt über die Fläche dem Lande zu — die Insel Eloby. Hier ist Eldorado für die Deutschen. Obwohl spanische Kolonie, sind nur deutsche Kaufhäuser etabliert, unbehelligt von den nachbarlichen französischen Gouvernementsplackereien.

Die Insel ist ein Urwaldpark, Essen und Trinken in Hülle und Fülle, ziemlich gesunde Gegend, lustige Menschen, schöne Negerinnen — wir gingen täglich den anderen Tag zu Bett. Mittlerweile war ich mit der mir zugemuteten Verpflegung unzufriedener geworden. Die Gelegenheit, frisches Fleisch zu kaufen, wurde vom Kapitän, der sich von seinem Landrausch endlich doch einmal ausschlafen mußte, nie benützt; ewig Salzfleisch, rote Grütze, Curry wurde selbst mir zu bunt; als gar bei der Landung in Gaboon eine eines natürlichen Todes gestorbene Henne auf den Tisch kam, verließ ich den Dampfer, nachdem ich dem Vertreter der Linie mein Befürchten ausgesprochen, für 25 Mark = 15 fl. täglich vielleicht eines schönen Tages mit Negerfleisch gefüttert zu werden.

Nach einem Monate, während welcher Zeit ich unter den Franzosen die verschiedensten Jagden, Ausflüge, Trinkgelage und Leichenbegängnisse mitgemacht, fuhr ich mit der nächsten deutschen Mail weiter nach dem Süden.

Kap Lopez brachte, da wir sechs Meilen vom Lande ab vor Anker gingen, ich einen bekannten Franzosen besuchen wollte, daher mit dem Kapitän Abends ans Land fuhr, eine nächtliche Irr- oder besser Rundfahrt, indem die Lichter am Lande erloschen, der Himmel sich verfinsterte und kein Kompaß im Boote war; sogar die Neger, welche doch das Wasser als ihr Element betrachten, begannen zu verzagen. Endlich entdeckten sie mit ihren Katzenaugen in weiter Ferne und entgegengesetzter Richtung der Fahrt — unser Ankerlicht war nicht mehr sichtbar — einen schnell wieder verschwundenen Lichtschein und nach sieben langen bangen Stunden tönte das Donnern der Brandung an unser Ohr. Die Brandung wurde gut passiert; kaum waren wir jedoch auf festem Boden, als vier Schüsse fielen, die von den schwarzen Wachen, welche einen nächtlichen Ueberfall befürchteten, abgegeben worden waren. Glücklicherweise wurde niemand getroffen und einige französische Schimpfworte genügten, um den Schildwachen den Standpunkt klar zu machen, während unsere Kruboys erst nach längerem Erklären der Situation zu bewegen waren, die Nähe des Bootes zu verlassen.

Sette Camma, Majumba erfreuen sich einer so heftigen Brandung, daß der Kapitän keinem Weißen an Land zu fahren gestattete; die Post wurde verlötet den Schwarzen übergeben.

In Loango kamen die ersten Portugiesen an Bord, schmutzige, zudringliche Exemplare — würdige Vertreter ihrer Nation.

Endlich Banana am Kongo. Wüßte man es nicht, man hielte bei der Flußeinfahrt das linke Ufer für eine Insel, so mächtig breit ist an dieser Stelle der Strom.

Als ich nach Monaten den Kongo herab kam, lernte ich die englische Mail kennen.

Daß auf englischen Steamern das Vorderdeck ein Greißlerladen, das ganze Schiff eine Menagerie von kreischenden Papageien, beißenden Affen, giftigen Schlangen ist, mit denen, vom Kapitän bis zum jüngsten Schiffsjungen herab, jeder Handel treibt, daß Privatgeschäften der Offiziere halber der Dampfer einen Tag länger irgendwo liegen bleibt, welche verlorene Zeit dann durch das unsinnigste Fahren wieder hereingebracht werden soll, daß beim Zahlen der Passage der Zahlmeister drei verschiedene Preise und dann erst den richtigen macht, wenn man sich den Tarif vorlegen läßt, daß aber der Passagier überhaupt nur als lebendiges Kollo Numero so und so viel behandelt wird, darf niemanden genieren.

Lebende Ochsen führen die englischen Schiffe wohl mit, sie sind aber nicht zum Schlachten, zur Verpflegung der Passagiere bestimmt, nein, der Kapitän nebst dem Purser (Zahlmeister) machen Geschäfte damit, indem sie sie im Süden, Mossamedes, St. Paul de Loanda, billig einkaufen und später im Norden an hungrige Faktoreien verkaufen. Unten zahlen sie 2 Lstrl. per Stück, füttern sie einige Tage und begehren oben 10—12 Lstrl., welche Summe auch anstandslos bewilligt wird.

Hält sich ein Passagier darüber auf, so redet man ihm etwas von Bestellung oder dergleichen vor, verspricht „nächstens" ein Beefsteak auf den Tisch zu bringen, er findet jedoch höchstens ein Hammelskelett oder den sogen. „toten Mexicaner" (alle Konserven, Corned Beef, Roast Beef, Boiled Beef 2c., aus englischen oder amerikanischen Fabriken stammend, sind mit diesem Namen bedacht.)

In dieser Beziehung muß ich die deutsche Linie loben, wo bei sofortiger Entlassung verboten ist, irgend welchen Handel zu treiben.

Digitized by Google

Alle diese Umstände hindern aber einen englischen Kapitän durchaus nicht, eine Hafeneinfahrt bei Nacht zu versäumen und sich bei Tagesanbruch 40 Mln. nördlich davon zu befinden. Dem Schöpfer sei Dank, daß alle Engländer mit der an Bord so angenehmen Eigenschaft begabt sind, in ihrer Präpotenz und Arroganz sich um niemanden andern zu kümmern, als um die höchsteigene Person.

Ich war herzlich froh, in Gaboon die Nation verlassen zu können, welche den Sixpence als ihren Gott verehrt.

Zur Rückfahrt nach Europa benützte ich von St. Thomé die portugiesische Mail, welche als Passagierdampfer von und in die südlichen portugiesischen Kolonien stark frequentiert wird. Die Linie hat den Vorzug der schnellsten Fahrt, wird aber durch die vielen kleinen Kinder, die teils vom Süden heimgeschickt werden, teils mit ihren Eltern nach dem Süden gehen, zum Marterkasten für alle, welche Kindergeschrei nicht für Engelsgesang halten. Rührt sich außerdem das Schiff nur ein wenig, sei es durch Dünung, sei es durch eine leichte Brise, so ist es wieder die Seekrankheit, die einen Seegesunden nicht see-, aber seelenkrank machen könnte. Männer — ich habe viele getroffen, die bei kleiner Bewegung krank wurden — Frauen, Kinder stehen, liegen, sitzen in allen Stellungen auf Deck herum, seufzen, stöhnen, ächzen in allen Tonarten, und — jenun, nähere Details kann in lebhaften Farben sich jeder selbst ausmalen, der noch kein solches Jammerbild gesehen. Das Leben ist in ewiges Einerlei, eingeteilt durch die Stewardglocke, die zum Breakfast um ½9 Uhr, Lunch um 12 Uhr, Dinner um 5 Uhr, Thee um 9 Uhr ruft.

Taucht eine Mastspitze am Horizont auf, so starrt die ganze Gesellschaft stundenlang darnach, als ob des Lebens Wohl und Weh davon abhienge, ob's ein Kriegsschiff, ein Engländer oder Deutscher oder Norweger; bläst irgendwo ein Walfisch, so ist das Herz schwer, die Ruh' ist hin: „Warum er denn nicht ganz nahe zum Schiff kommt."

In Herrenkreisen wird zuerst jede Veranlassung benützt, später gesucht, zuletzt bei den Haaren herbeigezogen, um ein Glas Bier, Cognac, Sherry, Champagner zu trinken. Die Frauen wissen mit der Zeit auch nicht mehr, woher sie den Stoff zum Tratsch hernehmen sollen, ziehen also übereinander her und geben so wenigstens den Ehegatten Beschäftigung.

Nur die Kinder sind unermüdlich im Erfinden neuer Quälereien für zartbesaitete Ohren. Die Verpflegung ist auf diesen Schiffen an Auswahl reich: frisches Fleisch, Früchte, Fische ꝛc. werden wo nur möglich gekauft und kommen auch in genügender Quantität auf den Tisch.

Freilich derjenige, der nicht Liebhaber von Oel ist, hat schlechte Zeiten, denn jede, ausnahmslos jede Speise, wird, statt mit Butter, mit Oel zubereitet.

Principe Island ist gleich St. Thomé ein Paradies an Naturschönheit und Fruchtbarkeit.

Ein Paradies in anderem Sinne ist Bulama. Will man eines Deportierten sich schnell entledigen, so sendet man ihn einfach nach Bulama als dem anerkannt ungesündesten Orte.

Vor den Bisagos-Inseln war eine Leichenfeier. Warum ich Feier schreibe, weiß ich eigentlich nicht, denn die Procedur wickelte sich sehr rasch und einfach ab. Der Verstorbene, ein anämistischer Soldat, wurde sechs Stunden nach seinem Tode in Segeltuch eingenäht, zuvor an seine Füße zwei Eisenstücke gebunden. Die Maschine stoppte um 8 Uhr Abends, und ehe noch die übrigen Passagiere es bemerkten, hatte man den Leichnam von einem Brett über Bord rutschen lassen. Einer funkensprühenden Rakete gleich war er verschwunden im nassen Grab. Noch phosphoreszierte die Stelle, wo er hineingefallen, als schon das „Avante" in den Maschinenraum scholl.

St. Jago stellte an uns große Anforderungen. 96 Kanonenschüsse wurden zu Ehren eines an Bord befindlichen portugiesischen Gouverneurs abgefeuert. Er und sein Adjutant standen en parade während der ganzen Zeit, als wir vor Anker lagen, den übrigen im Wege und der Adjutant hatte auch an diesem Tage nicht seine zwei großen, rostigen, aber verschiedenartig geformten Sporen abgelegt, mit denen und der sonstigen Grandezza er von früh bis Abend herumklirrte.

Nach Verlassen von St. Vincent kam eine steife Brise, auf, die sich bis Madeira zum Sturm verstärkte und erst bei Lissabon nachließ.

Die Freude, endlich — endlich wieder europäisches Festland zu sehen, konnte dadurch, daß man das Schiff eine Nacht in Quarantäne hielt, nicht geschmälert werden.

Erst als ich südfranzösische Luft atmete, durfte ich sagen: „Nun bin ich wirklich in Europa", denn in Spanien und Portugal ist noch vieles „afrikanisch".

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Allein dieser moderne Charakter darf durchaus nicht überraschen, wenn man berücksichtigt, daß Kasan innerhalb eines Jahrhunderts dreimal beinahe vollständig niedergebrannt ist und von der alten Stadt (von der ursprünglichen nicht zu reden) kaum viel mehr als die Erinnerung übrig blieb; davon ganz abgesehen, daß gegenwärtig unter den etwa 60—70,000 Einwohnern das russische Element bedeutend überwiegt und die Tartaren kaum noch den dritten Teil bilden werden. Von Interesse ist der umfangreiche, fast durchweg von Tartaren beherrschte Bazar (Kaufhalle), der botanische Garten, hübsch der im Mittelpunkt der Stadt gelegene Platz mit Gartenanlagen, und hervorragend die oberwärts am nördlichen Rande der Stadt liegende Festung (Kreml) mit dem Gebäude des

Digitized by Google

Generalgouverneurs, einer Kathedrale, mehreren Kirchen, Türmen und Kuppeln und anderen offiziellen Gebäuden und Wohlthätigkeitsinstituten. Zu erwähnen bleiben vielleicht noch das Theater, die Universität und sehenswert selbst einige Moscheen, wogegen in der reizenden Umgebung der Stadt, die von Schluchten, Gründen und Felsengebilden oder Flüßchen durchbrochene „kasanische Schweiz" berühmt ist.

Da unser freundlicher Kurier, mit welchem wir die letzten vierundzwanzig Stunden gefahren waren, nach dem Kreml oder der Zitadelle zum Generalgouverneur fuhr, wir aber in der Stadt verbleiben wollten, so verabschiedeten wir uns und begaben uns nach einem der bekanntesten Hotels, während der Offizier sich seinem Ziele zuwandte.

Die Unwegsamkeit der Straßen hatte jetzt allerwärts den Höhepunkt erreicht und konnte daher kaum noch eine Verschlechterung erleiden, so daß es nunmehr auf eine Versäumnis von vielleicht zwölf Stunden nicht mehr ankommen konnte. Wir beschlossen deshalb auch bis zum nächsten Morgen in Kasan zu verbleiben, um ungestört eine Nacht der Erholung widmen zu können; andererseits aber auch, um einige dringende Besuche zu machen, welche nicht umgangen werden durften.

Unsere Hoffnung, daß wir uns gänzlich der Ruhe würden hingeben können, sollte sich jedoch auch in Kasan nicht erfüllen, denn nicht lange befanden wir uns im Gasthofe und hatten uns kaum etwas gestärkt, als eine Ordonnanz des Generalgouverneurs eintraf, der mir mitteilte, daß Seine hohe Exzellenz dringend eine Unterredung wünsche, die schon einen Teil der freien Zeit wegnahm, und als wir Abends von unseren Besuchen uns zurückziehen zu können glaubten und uns im Hotel befanden, hatte die Findigkeit einer Anzahl deutscher Studenten der Kasaner Universität unsere Anwesenheit zu ermitteln gewußt, die es sich nicht nehmen ließen, uns zwar eine heitere Nacht zu bereiten, leider aber auch unsere Freude auf die so sehr bedürftige Ruhe gänzlich zu zerstören, ohne daß man es den wackeren Burschen übelnehmen konnte.

Die Abreise am nächsten Morgen erlitt daher auch eine Verzögerung von mehreren Stunden, und zwar aus noch anderen Gründen, die nicht unseren studentischen Störenfrieden zur Last fielen. Der halbe Vormittag war deshalb auch schon verstrichen, als wir wieder unseren Wagen bestiegen und nachdem uns die Studenten einige Ovationen gebracht hatten, aus dem Hotel davon fuhren.

### V. An der Grenze von Asien.

Mit der Abreise aus Kasan begann eigentlich der zweite Teil unserer Reise, der an Mühsal und aufreibenden Erlebnissen nicht ärmer war als der erste Teil, den wir in seinen hervorragenden Einzelheiten erzählt haben. Im Gegenteil, wenn wir diesen auch nur ebenso oberflächlich wiedergeben wollten, würden wir einen dickleibigen Band füllen, denn je mehr wir nach Osten vordrangen, desto tiefer gerieten wir in das Gebirge der westlichen Ausläufer des Ural, und so liegt es auf der Hand, daß auch die Winterlandschaft mit der Frühlingsszenerie umso mehr wechselte, was uns die unerträglichsten Leiden und Widerwärtigkeiten eintrug.

In Bezug auf unsere weitere Reise höhere Erwartungen zu hegen, lag daher überhaupt von vornherein keine Veranlassung vor. Die ungeheuren, nach Osten und Norden sich ausdehnenden Niederungen, über welche man von Kasan hinwegschaute, boten schon ein Bild, das so sehr wie möglich herabstimmen konnte. Ueberall, wo im Sommer üppige Wiesen sich ausbreiteten, wälzten sich jetzt die Wogen einer meerähnlichen Wasserfläche dahin, die sich mit dem Wolgastrom vereinigte, so daß man den Lauf des letzteren gar nicht zu erkennen vermochte. Nichtsdestoweniger verlief anfänglich die Weiterreise ziemlich günstig, denn die vorübergehenden Carambolagen abgerechnet, welche bei dem öfteren, aber schon gewöhnten Umwerfen oder Steckenbleiben des Gefährtes herbeigeführt wurden, waren ernstere Unfälle kaum zu verzeichnen.

Sehr angenehm waren selbstverständlich auch diese zeitweisen Carambolagen nicht, denn in Kasan hatten wir noch in einer jungen Engländerin Miß Snops, welche als Gesellschafterin der Gemahlin des Generalgouverneurs Timascheff zu ihrer Herrin nach Schloß T. reiste, auf den dringenden Wunsch Seiner hohen Exzellenz einen Passagier hinzubekommen. Da man die Dame nicht allein reisen lassen konnte, so mußte es äußerst erwünscht sein, daß sie sich uns anschließen konnte, und da es auch an Raum nicht fehlte, so konnte es sehr gut gehen, allein wenn es mitunter zu sehr bedeutenden Umwälzungen im Wagen kam, führte dieselbe doch zuweilen zu sehr peinlichen Verwirrungen.

Freilich mußte man sich mit solchen Fatalitäten gern zufrieden geben, denn wenn es auch langsam gieng, so wurden die Wolganiederungen doch ziemlich glücklich überwunden, und Kasan mit seinen von Schneehauben bedeckten Bergen war bald vergessen. Andere Gebirge und andere Flüsse tauchten auf und verschwanden auch wieder, während noch andere nachfolgten. Allein man gerät zuletzt in einen Zustand so völliger Gleichgiltigkeit und Teilnahmslosigkeit, daß man auf nichts mehr achtet.

Unter solchem ermüdenden Einerlei verging ein Tag nach dem andern, und vielmals schon war die Sonne darüber auf- und untergegangen, als wir an einem Nachmittag auf dem hohen Rande einer uns zur rechten Hand liegenden Niederung hinfuhren, in welcher letzteren kaum fünfzig bis hundert Schritt vom Wege entfernt sich ein Fluß zwischen Weiden-, Akazien- und Gaisblattgebüschen hin schlängelte. Der Himmel war trübe und die Luft kalt, und hurtig rollte der Wagen über den etwas gefrorenen Weg, welcher den ganzen Tag nicht aufgethaut war.

Allein so erfreulich das auch war, so wagten wir uns dennoch nicht mehr zu freuen, da wir die Erfahrung gemacht hatten, daß allemal die Katastrophe unmittelbar folgte,

Digitized by Google

so daß wir über eine vorübergehende günstige Fahrt Vergnügen empfanden. Für gewöhnlich konnte man mit größter Gewißheit darauf rechnen, daß dann immer die Gefahr in der Nähe auf der Lauer stand. Außerdem schien uns unsere Umgebung durchaus nicht sehr sicher zu sein. Die neben uns liegende Niederung, die Nähe des Flusses, wie überhaupt die ganze Terrainformation machte uns mißtrauisch. Wir hatten derartige Naturauftritte oder Bodengestaltungen genug kennen gelernt, um zu wissen, daß man Grund hatte, bei dem Anblick derselben um diese Jahreszeit sich zu beunruhigen.

Obgleich daher an dem Wege selbst nichts auszusetzen war, wurden wir doch beständig in Athem gehalten und von einem Gefühl heimgesucht, wie es der Seefahrer empfindet, wenn er sich auf hoher See von gefährlichen Untiefen, Riffen und Sandbänken umgeben sieht. Ebenso verdächtig kamen uns unsere berittenen Begleitungsmannschaften vor, deren Geschrei nicht so lustig erschien und nicht so von Herzen kam. Von Zeit zu Zeit wurde dasselbe sogar unterbrochen und man konnte bemerken, daß sich die Leute sehr eifrig und mitunter in einem flüsternden Ton unterhielten, als ob sie sich laut zu sprechen fürchteten.

Es war das allemal beunruhigend, denn derartige flüsternde Unterhaltungen bedeuteten niemals etwas Gutes. Selbst meine Damen waren schon darauf aufmerksam geworden, allein obgleich wir atemlos lauschten, konnte man doch nicht verstehen, über was man sich unterhielt. Alle stellten wir Vermutungen darüber an, jeder hätte es wissen mögen, aber dennoch empfand ich einen heimlichen Widerwillen dagegen, mich zu informieren, weil man fürchten mußte, wie gewöhnlich etwas Unangenehmes zu erfahren. Anstatt zu fragen, wollte ich mich selbst zu unterrichten suchen, und schob das Fenster zurück, um nachzusehen, was mir weit weniger unangenehm war; doch war für den Augenblick bis auf ein mäßiges Rauschen des Flusses keine nahe Gefahr zu bemerken.

Viel ermutigter konnte ich mich jetzt an einen der Reiter wenden, der an der Seite des Wagens nebenher trottelte und sehr lebhaft mit dem Postillon sprach.

„Höre mal, Freundchen," rief ich demselben zu, „willst Du mir sagen, über was Ihr Euch so erregt unterhaltet?"

Der Mann wußte nicht, was er sagen sollte, riß die Pelzmütze vom Kopf und frug demütig: „Warum, Herr?"

„Weil es mir vorkommt, als ob Ihr Euch über einen sehr wichtigen Punkt unterhieltet und ich neugierig bin, es zu erfahren!" gab ich zur Antwort.

Er wollte jedoch die Wichtigkeit nicht einräumen, sondern meinte, daß sie sich nur von dem Flüßchen unterhalten hätten, welches neben uns hinlief und rauschte.

„Ah so? Aber kann man nicht erfahren, was Ihr Euch von dem Fluß erzähltet?"

„Gewiß, Herr!" versetzte derselbe, als der Wagen plötzlich schneller fuhr und die Unterhaltung abbrach, bevor sich der Mann aussprechen konnte.

Es war jedoch auch nicht mehr nötig, denn schon in dem nächsten Augenblick machte der Wagen eine Wendung, gieng noch ein Stück langsam durch weichen Sand und blieb dann stehen.

Schon war ich im Begriff das Fenster zu öffnen, als mir der Postillon zuvor kam und uns die Meldung machte, daß wir angelangt wären.

Für den ersten Moment waren wir freudig überrascht, daß unsere Befürchtung diesmal doch auf Einbildung beruht hatte, und rasch stieg ich aus, um zu sehen, auf welcher Station wir angekommen wären, obgleich mir von einer solchen nichts bekannt war. Allein meine Freude verwandelte sich plötzlich in Schrecken, als ich mich umsah und weder den Postmeister, noch das Stationsgebäude, wohl aber den Fluß erblickte, auf dessen Ufer wir angehalten hatten.

Ich konnte mir diesen Vorgang nicht erklären und erinnerte mich an die Unterhaltung der Leute. Eine abscheuliche Ahnung, daß man einen bösen Streich gegen uns vorhatte, stieg in mir auf und trieb mir das Blut in das Gesicht. „Was soll das heißen?" frug ich erzürnt, „wo ist die Station?"

„Die ist nicht hier, Herrschaften, sondern dort drüben!" gab der Postillon zur Antwort, indem er nach dem jenseitigen Ufer des Flusses hinüberzeigte.

Die Antwort war geradezu schändlich und die Bescheidenheit des Jemtschick hielt ich für Verstocktheit. Mir war ein solcher Fall noch nicht vorgekommen und deshalb war es natürlich, daß meine Erbitterung wuchs, obschon ich eigentlich nicht noch wußte, was geschehen sollte.

„Wollt Ihr mir sagen, was Ihr jetzt thun wollt?" frug ich, da ich für möglich hielt, daß man irgend welche Anstalten zur Ueberfahrt vorbereiten wollte.

„Wir müssen ausspannen!" sagte der Jemtschick.

„Und dann?"

„Nach Hause reiten!" bemerkte der Postillon verblüfft, während er mit seinen Kameraden die Pferde lossträngte.

Wenn man nicht die Vorbereitungen gesehen hätte, welche getroffen wurden, so würde man es nicht geglaubt haben, sondern alles für einen ungehörigen und etwas dreisten Scherz haben halten müssen, um uns einen Schreck einzujagen; allein da ihre Anstalten durchaus ganz ernst gemeint zu sein schienen, so konnte man kaum noch zweifeln, daß es wirklich ihre Absicht war, davon zu reiten.

Unterdessen waren auch die Damen ausgestiegen, die ebenfalls die Station sehen wollten und nicht weniger enttäuscht waren, als sie nichts davon vorfanden.

„Was ist denn eigentlich vorgegangen und den Kerls eingefallen?" frugen beide bestürzt, als sie nichts von einer Post, wohl aber die Postillone sahen, welche bereits die Pferde bestiegen hatten und sich anschickten, ihren Rückweg anzutreten.

Allein was den Narren eingefallen war, wußte ich selbst nicht zu sagen; ich konnte nur mitteilen, daß die-

Digitized by Google

selben nach Hause reiten und uns in der Wildnis zurücklassen wollten.

Sowohl Johni wie Miß Snops hielten es für unmöglich, befürchteten es aber doch, obgleich es unmöglich schien. Besonders war Miß Snops entrüstet, die zwar noch nicht Russisch sprach, aber doch ziemlich viel verstand, und zur Not auch schon so viel stammelte, um sich verständlich machen zu können.

„Ich muß Euch ganz ernstlich sagen, daß es von Euch schlecht ist!" wendete sie sich radebrechend an den Jemtschick. „Man wird das dem Generalgouverneur erzählen!" fügte sie hinzu, „jedenfalls werdet Ihr uns sagen müssen, was das ist? wenn Ihr nicht wollt sein ganz schlechte Mensch!"

„Nur ein Flüßchen, Herrin!" versetzte der Jemtschick, der Miß Snops mißverstand.

Die letztere hatte sich ohne Zweifel anders ausdrücken und fragen wollen, was die Postillone zu thun beabsichtigen, allein da sie einmal die Antwort erhalten hatte, so griff sie dieselbe auf.

„So?" sagte sie aufs höchste gereizt, „ein Flüßchen nur, Ihr mir gebt zum Bescheid, dann Ihr uns wohl auch werdet sagen können, wie groß muß sein ein Flüßchen, wenn es sein soll ein Fluß oder Strom?"

Miß Snops hatte in der That Recht, denn der Fluß erreichte eine Breite, daß ein Dreimaster darauf hätte manövrieren können; allein dennoch erzielte die Miß mit ihrem Unwillen nichts weiters, als daß sich die Muschiken über die drollige Sprache des Fräuleins ergötzten, ohne sich jedoch abhalten zu lassen, sich in Bewegung zu setzen, womit sie freilich nur ihrer Instruktion nachkamen.

Ueber alles das konnten uns aber doch nur die Postillone und Mannschaften aufklären, und deshalb rief ich den Hauptpostillon noch einmal zurück, als sich derselbe schon in Bewegung gesetzt hatte. „Du hast uns bisher noch nicht gesagt, was aus uns und unserem Gefährt werden soll?" frug ich mit möglichster Selbstbeherrschung; „wir können doch unmöglich in dieser Wüste bleiben?"

Der Postillon lächelte und zuckte mit den Achseln. „Ihr werdet hinüber müssen, Herrschaften!" versetzte derselbe bedächtig. „Ich weiß keinen anderen Rat, denn dort trüben erwarten Euch Postpferde, die Euch weiter bringen werden!"

Es war rein unmöglich, dieser Antwort gegenüber noch die Ruhe zu bewahren, und unser Zorn loderte wieder in hellen Flammen auf. Der Bescheid klang wie ein nichtswürdiger Hohn, denn obgleich es allerdings richtig war, daß sich Pferde am jenseitigen Ufer befanden, so war doch die Entfernung bis dorthin eine solche, daß sich mit Bestimmtheit nicht behaupten ließ, ob sich der Postillon die dort stehenden Pferde nur gedacht oder wirklich gesehen hatte.

Ich konnte mich über diesem Spott nicht mehr mäßigen. „Ungeheures Kameel!" rief ich dem Mann, allerdings in deutscher Sprache, zu, „wenn Du so klug bist, kannst Du uns vielleicht auch erklären, wie wir dahinüber kommen sollen?"

Allein das vermochte er auch nicht zu sagen. In jedem Falle, meinte er, würden wir aber doch hinüber müssen, und uns zum Abschied grüßend, setzte er sich mit seinen Kameraden wieder in Bewegung und ritt davon.

Ratlos standen wir in unserer Verlassenheit da, und einen Augenblick schauten wir uns alle Drei mit denselben grimmigen Augen an, wie sie auf den Postillon geheftet gewesen waren; so daß ein Beobachter hätte auf den Gedanken geraten können, wir haben uns an diesen entlegenen Ort geflüchtet und ständen im Begriff, uns in einem Duell auf Leben und Tod aufeinander zu stürzen und uns gegenseitig zu zermalmen.

Allein es war das nur in dem ersten Moment; dann jedoch brach wieder unsere Entrüstung aus, die ein jeder in seiner Sprache — Miß Snops in der englischen und wir in der deutschen — zum Ausdruck brachten.

Es war ein neuer Hoffnungsstrahl, der uns da aufleuchtete, und schnell näherten wir uns dem Busch. Unsere Freude war unbeschreiblich, als wir sahen, daß sich drei Muschiken auf dem kalten Sande hinkollerten, die sich bisher ruhig verhalten hatten und sich jetzt wahrscheinlich absichtlich bewegten, damit wir sie bemerken sollten.

In unserer Verlassenheit und Hülflosigkeit hätten uns drei Engel vom Himmel nicht mehr erfreuen können, als diese drei Männer, die sich da auf dem Boden zu sonnen schienen, und jauchzend rief Johni aus: „O seht nur, seht, das sind bei Gott lebendige Menschen!"

Auch Miß Snops jubelte — wir alle jubelten — allein vielleicht noch zu früh, denn einen Augenblick hatte es ganz den Anschein, als ob wir noch immer anderen Enttäuschungen begegnen sollten.

Die Männer lagen wieder still am Boden und waren wieder in ihre frühere Ruhe zurückgefallen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß ihre Anwesenheit aufgefallen sein mußte.

Merkwürdig war es, daß sie nicht einmal die übliche Höflichkeit beobachteten und sich erhoben, als wir herantraten und sie grüßten, sondern nur ein Brummen vernehmen ließen, das sich kaum wie eine Erwiederung des Grußes ausnahm.

Die Damen belustigten sich darüber. „Das sind ja russische Muschiken!" bemerkte Miß Snops, die sich alle erdenkliche Mühe gab, sich die Physiognomie der Männer genau anzusehen und dieselbe mit großem Interesse betrachtete.

„Ich glaube auch!" versetzte Johni, „obgleich ich zuerst dachte, daß es Seehunde wären, die aus dem großen Wasser an das Land gekommen sind. In ihrer Pelzvermummung sahen die Leute gerade so aus!"

Allein durch alle diese Bemerkungen, die allerdings nicht in der Muschickensprache gewechselt wurden, waren die Männer nicht aus der Ruhe zu bringen, und ohne Murren ließen sie es über sich ergehen, daß sie von allen Seiten auf das Peinlichste in Augenschein genommen wurden. Gerade so, nur etwas unleidlicher, benahmen sich

Digitized by Google

ehemals am Telegulsee die Kara-Kalpacks (Schwarzmützen), als wir auf einem Streifzuge ein Kleeblatt von diesen Steppenvagabonden antrafen. In dem gegenwärtigen Falle hatte diese Teilnahmslosigkeit einen anderen und harmloseren, wenn auch nicht ganz löblichen Grund, der nur darauf hinauslief, die Reisenden in Bezug auf ihren Geldbeutel willfähriger zu machen. Die scheinbare Unhöflichkeit, mit der man uns begegnete, war daher eigentlich nicht als solche aufzufassen, sondern weit mehr Schlauheit und Verschlagenheit. Man hatte zwar die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich zu lenken gesucht, falls diese Hülfe nötig hatten, allein als dieser Zweck erreicht war, zeigte man die größte Unzugänglichkeit, bis wir ganz von selbst auf ihre Habsucht eingiengen.

(Schluß folgt.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Der Sklavenhandel. Das jüngst erschienene englische Blaubuch enthält die vorjährige Korrespondenz über den Sklavenhandel. Achtzehn Briefe handeln von Afrika (mit Ausnahme Aegyptens) und von Arabien. Mehrere britische Schiffe waren im Jahre 1886 an der Ostküste von Afrika stationiert und eine große Anzahl von Sklavenschiffen wurde aufgebracht und verurteilt, und mehrere beigegebene Tabellen geben verschiedene Einzelheiten bezüglich der Zahl der von den britischen Kriegsschiffen aufgebrachten Fahrzeuge und der Zahl und Beschaffenheit der darauf befindlichen Sklaven. Zu diesem Teil des Buches gehören dann eigentlich noch andere Berichte über die Sklaveneinfuhr zwischen den beiden Küsten des Roten Meeres (unter den Rubriken Türkei und Italien) und in Bezug auf Sansibar. Bezüglich Massaua's herrscht noch ein Widerstreit, denn während der britische Konsul in Dschidda die Italiener einer fahrlässigen Ueberwachung des Sklavenhandels beschuldigt, hat König Humbert im vorigen Jahre eine sehr strenge Verordnung erlassen, welche die Militärgerichte ermächtigt, mit aller Härte diejenigen zu bestrafen, welche beim Sklavenhandel auf der That ertappt werden. Unter der Rubrik Aegypten enthält das Blaubuch 32 Depeschen, von denen sich viele auf die Wegnahme von Dhaus oder Sklavenschiffen und auf die Aufnahme von flüchtigen Sklaven an Bord der britischen Kriegsschiffe beziehen. Ferner sind noch mehrere statistische Angaben beigefügt, wovon einige, von Oberst Schäfer, dem Vorstand des Departements für die Unterdrückung des Sklavenhandels, herrührend, sehr interessant sind. So führt Oberst Schäfer vom April 1886 an, daß innerhalb sechs Monaten 36 Personen, meist gewerbsmäßige Sklavenhändler, wegen Kaufs oder Verkaufs von Sklaven kriegsrechtlich behandelt worden seien; von diesen wurden 13 verurteilt, 4 freigesprochen, 10 waren noch in Untersuchung und 9 wurden mangels belastenden Beweises entlassen. Der Bericht über den Fortschritt der Heimat für Sklavinnen in Kairo, welche durch die Bemühungen von Mr. Clifford Lloyd und Mrs. Sheldon Amos gegründet worden ist, lautet ermutigend. Im Mai 1886 waren 170 Frauen, geflüchtete, entlassene oder losgekaufte Sklavinnen, meist Negerinnen, einige Tscherkessinnen und einige Abessinierinnen, in derselben aufgenommen worden. Nach einem anderen von Oberst Schäfer erstatteten Bericht betrug in den zwölf dem Mai 1885 vorangehenden Jahren (nämlich ehe das Sklaven-Departement die Verwaltung der Freilassungs-Bureaux übernahm) die Zahl der im eigentlichen Aegypten freigelassenen Sklaven 1032. Im folgenden Jahre stieg die Zahl derselben auf 2786, worunter 853 das Eigentum von Flüchtlingen aus Dongola waren. Im Jahre 1883 gab es noch 32 Sklavenhändler in Kairo, deren Zahl nun auf vier oder fünf heruntergesunken ist, welche nur als Makler arbeiten. Die Anti-Sklaverei-Gesellschaft lenkte die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf die Thatsache des angeblichen Transits von Sklaven durch den Suezkanal, und es erging deshalb der Befehl, in Suez strenge Wacht zu halten; aus diesem Grunde wurde denn eine scharfe Ueberwachung angeordnet, und einige der Depeschen in dem Blaubuche beziehen sich auf die Freigebung von Sklaven in diesem Hafen. Unter der Rubrik Spanien finden wir, daß zu Ende des letzten Jahres das Aufhören der Sklaverei auf Cuba erwartet wurde.

* Die Neu-Hebriden. Ueber diese Inselflur, von welcher wir in einer der letzten Nummern schon berichtet haben, veröffentlicht im Pariser „Temps" ein Herr John Higginson, ein geborener Amerikaner und naturalisierter Franzose, einen längeren Brief. Er weist nach, daß die französische Regierung im Jahre 1853 es versäumt hat, ihre Flagge auf den Inseln aufhissen zu lassen, daß sie dieselben als eine Dependenz von Neu-Caledonien betrachtete und daß der erste Gouverneur des letzteren sich „gouverneur de la nouvelle Calédonie et dépendances" nannte. Der englisch-französische Vertrag von 1878 erscheint Herrn Higginson unerklärlich und er behauptet, seit 1882 sei das englische Element nahezu von dem französischen aufgesaugt worden, 700,000 Acres Land seien förmlich von englischen Kolonisten an französische übergegangen, und französische Ansiedler haben den einheimischen Häuptlingen beinahe eine Million Acres Land abgekauft. Er rechtfertigt die Landung französischer Truppen, durch welche die Europäer vor Niedermetzelung und Kannibalismus bewahrt und seit Jahresfrist eine ungestörte Ruhe erhalten worden sei. Er beschuldigt die in unserer früheren Notiz erwähnten englischen Missionare, sie haben den Eingeborenen den Haß gegen die Franzosen eingeimpft und unterhalten in Australien eine aufrührerische Agitation gegen die französische Annexion. Herr Higginson deutete an, Frankreich könnte dem unbehaglichen Gefühl in Australien

Digitized by Google

leicht ein Ende machen durch die Erklärung, daß es die Inseln nicht zu einer Strafkolonie machen werde; er weist ferner die Gefahr einer dualistischen Herrschaft und die Schwierigkeit einer Teilung des Gebietes nach, und vertritt energisch die Ansicht, England solle ein Protektorat über die Banks und Santa Cruz übernehmen, Frankreich aber die Neu-Hebriden annektieren.

* Die Auswanderung nach dem Kaplande. Da neuerdings von England aus große Anstrengungen gemacht werden, deutsche Auswanderer, welche über Liverpool nach Nordamerika reisen wollen, zur Auswanderung nach dem Kaplande und nach Natal zu veranlassen, so halten wir es geboten, hier eine Stimme vom Kap abzudrucken, welche jüngst im Londoner „Globe" erschien und sich vorurteilsfrei über diese Frage äußert. Es heißt dort: „Ich ersehe aus einer Notiz in einem Lokalblatt, daß einflußreiche Leute in England sich dermalen damit beschäftigen, die Auswanderung nach dem Kap zu fördern. Nun halte ich es aber für billig gegen die hiesigen armen Einwohner einerseits, von denen viele kaum wissen, wie sie sich ihr tägliches Brot erringen sollen, und andererseits gegen die Armen in Europa, hier einige einfache Thatsachen über die obige Notiz im besonderen und über die Auswanderungsfrage im allgemeinen zu veröffentlichen. Die Leute in England und in Europa überhaupt (namentlich die Armen, die meines Erachtens die einzigen Auswanderungslustigen sind) wissen wenig oder gar nichts von den landwirtschaftlichen Hülfsquellen des hiesigen Landes, und sollten doch, wenn sie auswandern wollen, erst gewiß wissen, daß das Land, wohin sie auszuwandern wünschen, ihnen auch ihren Lebensunterhalt sichern wird. In dürren Sommern, welchen dieses Land mehr oder weniger unterworfen ist, hat auch der erfahrenste praktische Landwirt keine bessere Aussicht, dem ausgedörrten Boden eine Ernte abzuringen, als der unerfahrenste Neuling aus einer europäischen Stadt. Für Kaffraria waren die zwei oder drei jüngsten Jahrgänge merkwürdig gut und die Getreide-Ernten außerordentlich reich. Allein vor dieser Zeit hat mehrere Jahre lang eine kolossale Trockenheit geherrscht, und ich habe verschiedene Farmer gekannt, welche während dieser jüngsten harten Jahre nur von Mais leben und kaum ihr Leben fristen konnten, und deren Kinder barhaupt und barfuß und in Lumpen umhergehen mußten. Es waren meist Leute, welche ein anständiges Heimwesen und genügendes Auskommen in England verlassen hatten, um sich vermeintlich hier eine bessere Lage zu verschaffen. Wenn nun gute Jahre eintreten, ist allerdings der Ertrag an Bodenerzeugnissen aller Art ein überaus reichlicher. Allein auch hiegegen muß wieder geltend gemacht werden, daß die zu solchen Zeiten zu erzielenden Preise so niedrig sind, daß sie oft nicht die Kosten des Transportes der Produkte nach dem Markte decken. Dabei ist es eine bemerkenswerte Thatsache, daß die Einwanderer im allgemeinen weit von irgendeinem Markte entfernt sind, so daß selbst in guten Jahren der einwandernde Landwirt zwar genug zu essen hat, aber sonst so schlimm daran ist, wie jemals. Der einzige, der in trockenen Jahren mit seinem Pflug etwas verdienen kann, ist der reiche Landwirt, welcher seine Ländereien bewässern kann, denn er erzielt dann zu Zeiten, wo die Preise am höchsten stehen, eine großartige Ernte.

„Südafrika im allgemeinen leidet dermalen an einer vollständigen Stagnation des Verkehrslebens; viele der armen Einwohner vermögen sich kaum das tägliche Brot zu verdienen, und das Kapland, welches man in England für ein Ackerbauland erster Klasse ausgibt, wird von Einwanderern als das schnurgerade Gegenteil befunden. Man wird mir zugeben, daß wenn ein Mann mit der Aussicht auf Verhungern zu kämpfen hat, er besser daran thut, in der Heimat oder auf der Scholle, wo er seither gelebt hat, zu bleiben, als in einem fernen Lande unter Fremden sein Brot zu suchen. Ich habe nun die jüngsten sechs Jahre in Südafrika zugebracht und jede mögliche Gelegenheit gehabt, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Es gibt hier allerdings eine Menge Farmen für Ackerbau und Viehzucht; allein die Eigentümer derselben sind zu gescheidt, um dieselben an Einwanderer oder andere zu verkaufen. Alle diese Güter sind nur mit der Aufwendung eines bedeutenden Kapitals zu Farmen gemacht worden. Wenn die Regierung einem Einwanderer die Erlaubnis zur Wahl von 500 bis zu 700 Acres Landes, das er teilweise bewässern könnte, geben und ihm dazu noch ein Kapital von etwa 500 Lstrl. leihen würde, das er in einer Anzahl von Jahren heimzubezahlen hätte, dann würde er einige Aussicht haben, daß ihm sein Unternehmen gelänge. Allein unter dem gegenwärtigen System, wo etliche und zwanzig Familien auf wenigen Morgen Landes zusammengepackt werden, ist ein Erfolg praktisch unmöglich. Schließlich möchte ich allen Auswanderungslustigen raten, vorerst ruhig sitzen zu bleiben und sich besonnen zu erwägen, ob sie darauf vorbereitet sind oder nicht, Jahre-lang gegen überlegene ungünstige Verhältnisse anzukämpfen in der vergeblichen Hoffnung, schließlich ein Heimwesen in einem Lande zu gründen, wo es in den jüngsten Jahren nicht Einem Einwanderer unter hundert gelungen ist, sich einen eigenen Herd zu schaffen."

---

## Litteratur.

* Von dem großen Unternehmen: „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, im Auftrage der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von Dr. Richard Lehmann" (Stuttgart, Engelhorn),[1] liegen uns drei weitere Hefte (6—8) vor, nämlich: „Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland" von Dr. R. Aßmann, mit 10 Profilen und

[1] Durch ein Versehen unliebsam verspätet.

Digitized by Google

7 Ueberſichtskarten; „die Nationalitäten in Tirol und die wechſelnden Schickſale ihrer Verbreitung“ von Dr. H. J. Bidermann, und „Poleographie der Cimbriſchen Halbinſel; ein Verſuch, die Anſiedelungen Nord-Albingiens in ihrer Bedingtheit durch Natur und Geſchichte nachzuweiſen“, von Profeſſor Dr. K. Janſen. — Sämtliche drei Hefte ſind ſehr wertvolle Beiträge zur Förderung der deutſchen Landeskunde und monographiſche Arbeiten von höchſtem Fleiße. Beſonders lehrreich und intereſſant ſind die Nachrichten, welche Herr Profeſſor Bidermann in Graz über die Wanderzüge der Romanen unter die Deutſchen und der Deutſchen unter die Romanen hinein in den verſchiedenen Perioden der Geſchichte ſeit dem frühen Mittelalter gibt und aus denen wir die von der römiſchen Kirche ſo ſehr begünſtigte Anſchwellung des romaniſchen Elements von Süden her in die Thäler der Alpen herein nach ihren verſchiedenen Zeiten überſchauen können. Sehr lehrreich und auf langjährige genaue meteorologiſche Beobachtungen gegründet, welche Herrn Dr. Aßmann als Oberbeamten des königl. preuß. Meteorologiſchen Inſtituts zu Berlin natürlich in Fülle zu Gebote ſtanden, ſind die Schilderungen der klimatiſchen Verhältniſſe von Mitteldeutſchland in ihrer Abhängigkeit von den Bodenerhebungen und die begrenzende Verzeichnung der klimatiſchen Bezirke in Mitteldeutſchland auf den beigegebenen Karten. Die Geſchichte des Städtelebens und ſeiner Entwickelung in Nord-Albingien von den älteſten bis in die neuere Zeit herein hat in Profeſſor Dr. Janſen einen ſinnigen Forſcher gefunden, der in genialer und überzeugender Weiſe erörtert, wie hier und wohl auch anderwärts die Sehnſucht der Völker nach dem Meer als dem parateſten länderverbindenden Medium zur Gründung der Städte an Hafenbuchten und Küſten ſowie an ſchiffbaren Strömen geführt habe, was ſich ſeit der Urgeſchichte unter den nordiſchen Stämmen kundgegeben hat. Wir begrüßen daher die obigen drei Hefte als höchſt ſchätzbare Bereicherungen der deutſchen Landeskunde und als wertvolle Teile des großen patriotiſchen Unternehmens, welchem bei ſeinem raſchen Erſcheinen und ſeinen tüchtigen Mitarbeitern nur eine noch weitere Verbreitung zu wünſchen wäre.

* Heß, Heinr.: Illuſtrierter Führer durch die Zillerthaler Alpen und die Rieſenferner-Gruppe; mit 50 Illuſtrationen, 3 Kärtchen, 1 Panorama und 1 Karte: die Zillerthaler Alpen und die Rieſenferner-Gruppe. Wien, Peſt, Leipzig, A. Hartleben's Verlag 1887. — Gerade mit Beginn der Reiſeſaiſon erſcheint dieſer neue höchſt wertvolle und intereſſante Band 28 von Hartleben's „Illuſtrierten Führern“ und ſeinem „Handbuch für Touriſten und Alpenfreunde“. Eine willkommenere Gabe konnte dem Alpenfreund nicht geboten werden als das vorliegende Reiſebuch. Nächſt den Oetzthaler und Stubaier Alpen iſt keine Gebirgsgegend von Tirol intereſſanter und großartiger als das Zillerthal mit ſeinen Umgebungen und dem prächtigen Hochgebirge, in welches ſeine Seitenthäler einſchneiden, und der Beſuch des Zillergrundes als Ausgangspunkt für nähere und weitere Bergpartien ſteigert ſich von Jahr zu Jahr umſomehr, je leichter dieſe herrlichen Gegenden nun zur Eiſenbahn zu erreichen ſind, und die Frequenz der Sommergäſte wird ſich durch das vorliegende Reiſebuch noch bedeutend ſteigern, weil dem Touriſten in demſelben die kundigſte praktiſche Anleitung geboten iſt, dieſe Gegenden mit Genuß und leichter Anſtrengung zu bereiſen. Die Anordnung des ganzen Buches iſt die in den Hartleben'ſchen Reiſeführern erprobte; das Detail von kundiger Hand gewiſſenhaft und anſchaulich geſchildert und ſo manche noch wenig bekannte Naturſchönheiten dem Fremden bekannt gemacht und erſchloſſen. Die hübſchen Illuſtrationen erhöhen den Reiz der Darſtellung und laſſen die Naturgenüſſe ahnen, welche des Wanderers dort harren, und wir kennen kaum ein Reiſehandbuch für Sommertouren, welches dem Naturfreund und Alpenwanderer wärmer empfohlen zu werden verdiente als das vorliegende.

---

### Neuere Karten und Kartenwerke.

* Von der im vorigen Jahre erſchienenen höchſt wertvollen großen „Spezialkarte von Afrika“ in 10 Blättern und im Maßſtabe von 1 : 4,000,000, entworfen von Hermann Habenicht, iſt im Verlage von Juſtus Perthes in Gotha ſoeben eine neue verbeſſerte und vermehrte Auflage erſchienen, von der uns ſchon zwei Lieferungen vorliegen. Dieſelben enthalten Sektion 4 Guinea und 6 Abeſſinien, 2 Zentral-Sahara und 8 Seen-Gebiet und ſind nach den neueſten Forſchungsergebniſſen und Verträgen ergänzt, ſo daß ſie nun alle Errungenſchaften der geſamten Erdkunde, welche wir den neueſten Reiſenden verdanken, ſowie auch die genau definierten neueſten politiſchen Grenzen enthalten. Mit ſtolzer Genugthuung dürfen wir auf dieſe Karten blicken als auf eine Leiſtung deutſchen Fleißes, welcher keine andere Nation etwas ähnliches aus der Gegenwart an die Seite zu ſetzen vermag, und können mit Befriedigung konſtatieren, daß in der neuen Auflage dieſer Karte nicht nur unſere deutſchen Koloniſationsgebiete in Afrika deutlicher und eingehender verzeichnet ſind, ſondern daß auch alle geo- und topographiſchen Reſultate der Reiſen von Capello und Ivens, Serpa Pinto und Cardozo, von Graf Pfeil, Reichard und den Doktoren Böhm, Fiſcher und Junker eingezeichnet worden ſind. Die ganze gelehrte Welt und die praktiſche Welt der Geſchäftsleute müſſen den Urhebern dieſer prächtigen Karte: Herrn Herm. Habenicht und dem Perthes'ſchen Inſtitut, für dieſes Kartenunternehmen hoch verbunden ſein, denn abgeſehen von allen anderen Zwecken der Wiſſenſchaft und des praktiſchen Lebens, ſetzt uns dieſe Karte in den Stand, die koloniſatoriſchen Beſtrebungen der deutſchen oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, die Stanley-Expedition zum Entſatze Emin Bey's, die Ereigniſſe und Entwickelungen im Kaplande und im Kongoſtaate genau zu verfolgen und ein deutlicheres Verſtändnis von Afrika zu bekommen, deſſen weiße leere Flächen auf der Landkarte ſich allmählich immer mehr ausfüllen. Wir ſehen dem Erſcheinen der drei weiteren Lieferungen mit geſpannter Erwartung entgegen, um nach Empfang derſelben noch einmal eingehend über das Ganze berichten zu können, und empfehlen einſtweilen dieſe vorzügliche Karte angelegentlichſt unſeren Leſern, ſchon wegen ihres billigen Preiſes bei ſo trefflicher Ausſtattung.

So eben erſchien:

**Transkaspien und ſeine Eiſenbahn.**

Nach Akten des Erbauers

**Generallieutenant M. Annenkow**

bearbeitet von **Dr. O. Heyfelder,**

Staatsrat in St. Petersburg, ehemals Chefarzt der Skobolew - Achal - Teke - Expedition.

gr. 8°, mit vielen Zeichnungen, Karten, Plänen und Vollbildern. Preis 8 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, wie auch von der unterzeichneten Verlagshandlung.

**Hannover.**

Helwing'ſche Verlagsbuchhandlung.

---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

Nr. 41. Stuttgart, 10. Oktober 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Zur Kenntnis der Vegetation der südbrasilianischen Subregion. Von Dr. H. v. Ihering. S. 801. — 2. Dr. W. Junker's Forschungen in Zentralafrika. S. 805. — 3. Das Gofio. Eine ethnographisch-hygieinische Studie. Von Dr. med. C. F. Taylor. S. 808. — 4. An der Grenze von Asien. Reisebilder aus dem östlichen Europa. Von Fr. W. Groß. (Schluß.) S. 811. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 815. — 6. Skizzen aus Nordamerika. S. 817. — 7. Litteratur. S. 819. — 8. Notizen. S. 820.


## Zur Kenntnis der Vegetation der südbrasilianischen Subregion.

Von Dr. H. v. Ihering.

Brasilien und Argentinien sind nicht etwa lediglich politische Begriffe, sondern zugleich natürlich verschiedenartige Regionen. Die geographische Verbreitung der Pflanzen sowohl wie der Tiere läßt Brasilien als ein einheitliches, an charakteristischen Formen überreiches Gebiet erscheinen. Dabei hat man lediglich zwei größere Unterabteilungen zu unterscheiden: eine nördliche tropische Waldregion, die wir mit Wallace als Xylaea bezeichnen wollen, und eine südbrasilianische. Zu der letzteren gehören außer den zentralen und südlichen Provinzen Brasiliens noch Teile von Bolivia und Nordargentinien, ferner Paraguay und endlich, meiner Ansicht nach, auch noch der Estado oriental oder Uruguay. Die Stellung dieses letzteren Gebietes in naturhistorischer Hinsicht ist noch weit davon entfernt, einigermaßen klargestellt zu sein, wie denn überhaupt die Südgrenze der südbrasilianischen Subregion von den verschiedenen Zoologen und Botanikern, welche sich hiermit befaßt haben, ganz verschieden gezogen wird.

Da diese Unsicherheit sich weniger auf abweichende Interpretation der Thatsachen, als auf Dürftigkeit des vorliegenden Materials gründet, so glaubte ich, es werde von Nutzen sein, wenn ich meine bezüglichen Erfahrungen und Ansichten mitteile. Eine eingehendere Darstellung der Verbreitungsgrenzen der südbrasilianischen Tiere habe ich soeben ausgearbeitet für eine von Herrn Grafen H. v. Berlepsch und mir gemeinsam zu publizierende Abhandlung über die Vögel der Lagoa dos patos. Dieselbe gibt auch die wesentlicheren Grenzlinien auf einer Karte an. Zum Verständnisse des Folgenden muß ich hier darauf kurz eingehen.

Die Tierwelt der Provinz Rio Grande do Sul, der südlichsten des Kaiserreiches Brasilien, wurde während dreier Jahren von R. Hensel untersucht, dann seit jetzt über sechs Jahren von mir. Ich glaube daher nicht, daß, zumal rücksichtlich der Wirbeltiere, bisher irgend eine Provinz Brasiliens zur Zeit gründlicher erforscht ist als Rio Grande do Sul, besonders da ich nicht nur in der nördlichen Hälfte der Provinz lebte wie Hensel, sondern auch im Süden derselben, in Rio Grande, S. Lourenço, an der Lagoa dos patos und in der Kolonie S. Lourenço in der Serra dos Taipes. Hierbei ergab sich mir, daß für die Verbreitung der Säugetiere und Vögel vier Hauptgrenzen zu unterscheiden sind, welche auch für die Flora nachweisbar sind. Die nördlichste derselben, nicht bis zum 30.° südlicher Breite hinabreichende, ist die Cebus-Linie, welcher auch die Eichhörnchen, Lepus, viele Waldhühner 2c. folgen. Während also Cebus nur nördlich des 30° s. Br. existiert, geht Mycetes fuscus, der Brüllaffe, weiter gen Süden, bis zum Camaquam, den er nicht überschreitet. Südwärts von Camaquam-Strom folgt dann noch ein letzter bewaldeter Ausläufer der Serra geral, die nur zu 500 m. Höhe ansteigende Serra dos Taipes, welche für die echte brasilianische Waldvegetation die Südgrenze bildet zwischen 31 und 32° s. Br., ebenso aber auch für Paca, Cutia, Tapir und andere charakteristische brasilianische Tiere, weshalb ich die sie umschließende Grenzlinie als Paca-Linie bezeichne.

Südlich von dieser Paca-Linie existieren aber gleichwohl in Rio Grande wie im Estado oriental noch zahlreiche andere brasilianische Säugetiere, wie die beiden




Digitized by Google

Ameisenbären der Gattung Myrmecophaga, die Rüsselbären der Gattungen Nasua und Procyon und ein Stacheltier Cercolabes villosus. Diese Tiere der Myrmecophaga-Linie gehen bis an den Uruguay-Strom, fehlen aber auf dem gegenüberliegenden argentinischen Ufer, in Entrerios, gänzlich, wo dagegen ein charakteristischer Vertreter der argentinischen Fauna in dem Viscca auftritt. So weist mindestens die Verbreitung der bisher am besten studierten Tiergruppe, der Säugetiere, darauf hin, daß die Myrmecophaga-Linie als Südgrenze der brasilianischen Subregion in faunistischer Beziehung angesehen werden muß.

Wie sich die Vegetationsgrenze verhält, ist eine schwer zu beantwortende Frage, der ich im folgenden näher treten will. Dabei muß ich jedoch in erster Linie vorausschicken, daß ich nicht Botaniker oder wenigstens nur allgemein orientiert bin. Ich habe daher auch nicht über eigene Bestimmungen zu berichten. Wenn ich gleichwohl wissenschaftlich Neues mitzuteilen habe, so muß man dabei in Betracht ziehen, daß die wesentlicheren Bäume der brasilianischen Wälder allgemein unter ihren Trivialnamen bekannt sind, deren zugehörige wissenschaftliche Benennungen ich großenteils kenne. Ferner hat mir mein Aufenthalt in der Kolonie Mundo novo Gelegenheit gegeben, den Wald der Serra geral kennen zu lernen, so daß ich nun wenigstens einigermaßen beurteilen konnte, was in der Serra dos Taipes sich noch vorfand oder was fehlte. Endlich sind großenteils diese charakteristischen brasilianischen Waldbäume ihrer technischen Verwertbarkeit halber hochgeschätzt. So achtet jedermann auf sie, und es ist leicht aus den Erfahrungen von Leuten, die viel gereist und gute Beobachter sind, sich über die Verbreitung der einzelnen bekannteren Bäume zu orientieren. Natürlich ist man dabei stets der Gefahr ausgesetzt, botanisch verschiedenartige Gewächse, welche unter einem einzigen Trivialnamen bekannt sind, zu konfundieren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß vielfach derselbe Name im Norden der Provinz eine andere Spezies bezeichnet, als im Süden. Handelt es sich dabei wenigstens nur um nahestehende Arten, so ist ja das Unglück nicht groß. Es kommt aber auch vor, daß sehr verschiedenartige Bäume unter gleichem Namen gehen. So z. B. fehlt im Süden von Rio Grande die auf dem Hochlande der Provinz so massenhaft vorkommende Araucaria brasiliensis; dagegen findet sich in der Serra dos Taipes und Serra do Herval eine andere, gleichfalls als Pinto bezeichnete Conifere, welche zu einer ganz anderen Gattung resp. Familie gehört (Podocarpus?).

Bei solchen auffälligen Beispielen kann niemand sich täuschen, der einige Erfahrungen hat, und so geht es auch mit der Ceder, den Ipés, Timbauvas und vielen anderen. Es ist daher klar, daß auch die Beobachtungen und Ermittelungen eines Naturforschers von Wert sein können, der nicht Botaniker von Fach ist. Diese Ermittelungen werden nun aber noch dadurch besonders erschwert, daß häufig ein und dasselbe Gewächs in verschiedenen Gegenden andere Namen trägt. Das gilt in unserem Falle namentlich von dem Estado oriental, dessen Vegetation großenteils mit jener Rio Grande's übereinstimmt, während doch die Namen oft verschiedene sind. So heißt z. B. der als Zierbaum so beliebte Paraiso der La Plata-Staaten (Melia Azedarach), dessen Herkunft mir nicht bekannt ist, in Rio Grande Cinnamad.

Unter diesen Umständen habe ich mich bemüht, eine Liste derjenigen Bäume zusammen zu stellen, welche in Uruguay einen anderen Namen führen als in Rio Grande. Ich erfreute mich dabei der Hülfe eines Herrn J. Moreira in S. Lourenço, welcher 16 Jahre lang im Taquarembó im Estado oriental lebte, und welchen ich auf gemeinsamen Ausflügen als guten und zuverlässigen Beobachter kennen lernte. Weiterhin diente mir zur Orientierung ein kleines Werk über Uruguay: „Album de la Republica oriental del Uruguay", in welchem die Botanik von Professor J. Arechavaleta in Montevideo behandelt ist. Als Hauptwerk über Argentinien diente mir das von Professor Lorentz bearbeitete Kapitel „Vegetationsverhältnisse Agentiniens in Richard Napp's: „Die argentinische Republik. Buenos-Ayres 1876. S. 86—150. Endlich sind noch bemerkenswert einige Aufsätze von G. Niederlein über die argentinischen Missiones, in deren einem, im „Export" 1883, Nr. 39, er die Liste der Bäume gibt, meist freilich nur nach ihrem Trivialnamen.

Im folgenden seien einige Baumarten namhaft gemacht, welche im Estado oriental anders heißen als in Rio Grande, wobei ich an erster Stelle den in Rio Grande üblichen Namen anführe. Er ist: Canella = Laurel; Capororoco = Canelon (Myrsine sp.); Marmelleiro bravo = Viraró (Ruprechtia excelsa); Quebracho = Sombra de toro (Yodina rhombifolia oder Myoschilus sp.?); Batenginha = Pao ferro; Corticeira = Seibo (Erythrina crista galli); Sarandy molle = Sarandy colorado (Cephalanthus sarandi).

Von Canellas, resp. Laurels, gibt es eine Anzahl Arten (Oreodaphne acutifolia und amoena, sowie Nectandra lanceolata und angustifolia).

Jedenfalls gibt es in Uruguay eine Anzahl von Bäumen und Sträuchern, welche der argentinischen Region eigen sind, wie z. B. der Nandubey (Acacia cavenia), doch sehe ich mich außer Stande, diese Beziehungen zu beurteilen, resp. mir eine Meinung darüber zu bilden, ob in Uruguay argentinische oder, wie mir scheint, brasilianische Arten vorwiegen. Eine Anzahl argentinisch-uruguayischer Arten kommt auch in Rio Grande vor, wie z. B. Coronillo (Scutia buxifolia), Tala (Celtis-Arten), Espinillo (worunter verschiedene Acacia-Arten verstanden werden), Incenço oder Molle, hier Molho genannt (Duvaua dependens) und wohl noch viele andere.

Von einer größeren Anzahl Arten steht es nur fest, daß sie in Rio Grande und Uruguay gemeinsam existieren; es sind das außer den schon erwähnten u. a. folgende:

Digitized by Google

Sarandy = Phyllanthus zizyphoides u. a. sp.; Salsa (dort sauce) = Salix Humboldtiana; Camboim = Eugenia-Arten; Aroeira = Astronium urundeuva; Pitanga = Stenocalyx pitanga; Chalchal = Schmidelia edulis; Tarumá = Cytharexylon barbinerve; Mataolho = Lucuma Sellowii (resp. Ophthalmoblaton sp. im Norden der Provinz); Blanquillo = Sebastiana diverse sp. Ingá = Inga uruguayensis.

Eine Reihe anderer Arten, welche gleichfalls in Rio Grande und Uruguay vorkommen, lasse ich hier fort, weil ich Grund habe zu bezweifeln, daß der Identität des Namens auch eine solche der Species zu Grunde liege, wie bei Araza, Cambará, Murta, Guabiju, Guabiroba, wogegen ich an der Espina de la cruz (Colletia cruciata), Romerillo (Heterothalamus brunoides), Plumerillo (Calliandra bicolor u. a. sp.), Jazmin del Uruguay (Guettarda uruguayensis), Quebracho (Aspidosperma quebracho), Caaobeti (Luhea divaricata) u. a. Pflanzen Uruguay's nicht weiß, ob sie in Rio Grande vorkommen. Arechavaleta gibt als Angehörigen der Flora Argentiniens auch den in der Serra do Herval, wie in der Serra dos Taipes vorkommenden Maté-Baum, Ilex paraguayensis, an. Von Palmen findet sich dort in Uruguay nur die Jerivá vor, Cocos coronata, während unsere beiden anderen Cocos-Arten, die sogen. Butiás, dort ebenso wie alle anderen Palmen fehlen. Als bemerkenswert führe ich hier noch an, daß ich die zierliche, schlanke, kleine Uricana-Palme, Geonoma gracillima, die ich von der Kolonie Mundonovo her kannte, auch in der Kolonie S. Lourenço auf Land des Hern Weber wiederfand, aber die Früchte waren fast alle taube Nüsse, was zur Genüge anzeigt, daß dieser Standort der denkbar vorgeschobenste sein muß. Die stachelige Tucum-Palme (Astryocarium vulgare) fehlt in der Serra dos Taipes, auch in der Serra do Herval sah ich sie nicht.

Während diese Bemerkungen nur einen provisorischen Charakter tragen und nur zu genaueren vergleichenden Studien anregen möchten, kann ich dagegen ein positives Resultat mitteilen, das fortan bei pflanzengeographischen Erörterungen über das gemäßigte Südamerika nicht zu übersehen sein wird. „Zwischen 31 und 32° s. B. erreicht nämlich mit der Serra dos Taypes die echte Urwaldsflora der brasilianischen Gebirgswaldungen ihr Ende." Wie die Serra dos Taipes geologisch durch ihren Granit als einen Seitenausläufer der Serra geral sich erweist, so ist auch ihre Vegetation identisch mit jener des übrigen Küstengebirges. Dabei ist nur zu bemerken, daß diese Flora gegenüber jener der Serra geral verarmt ist. Eine große Menge charakteristischer Bäume des typischen südbrasilianischen Waldes finden sich aber in der Serra dos Taipes so gut wie nördlich von Porto Alegre oder in St. Catharina, ja manche, wie z. B. die geschätzte Ceder, reichen von der Serra dos Taipes bis zum Amazonenstrom.

Die Ceder ist aber nicht etwa der einzige derartige Repräsentant der Urwaldsvegetation in der Serra dos Taipes; zu ihr gesellen sich vielmehr noch eine größere Reihe anderer, nicht brasilianischer Waldbäume, deren Liste ich im folgenden gebe. Es sind dies: Cedro (Cedrela brasiliensis), Caujerana (Cabralea caujerana), Batinga (Eugenia durissima), Caxeta (Simaruba versicolor), Catiguá (Trichilia catigua), Grapiapunha (Apuleia praecox), Ipé (Tecoma speciosa), Larangeiro do mato (Mundia spinosa), sowie ferner Açoutocavallo, Coraçaõ de bugre, Cutia, Guajuvira, Uvá, Vassoura u. a., deren wissenschaftliche Namen bis jetzt nicht bekannt sind.

Zu diesen brasilianischen Waldbäumen gesellen sich dann noch folgende in der Serra do Herval vorkommende aber südlich vom Camaquam fehlende: Angico (Acacia angico), Cabriuva (Myrocarpus frondosus), Ipé preto oder tavaco (Tecoma ipe), Louro (Cordia excelsa), Tajuva (Broussonetia tinctoria oder Malura sp.)

Diese natürlich nicht vollständige letztere Liste gibt also diejenigen Bäume an, welche den Camaquam nach Süden nicht überschreiten, also der Mycetes-Linie folgen. Diese letztere könnte man botanisch die Louro-Linie nennen, während die vorhergenannten Bäume der Serra dos Taipes als Begrenzung die Paca-Linie oder die Ceder-Linie haben. Eine große Reihe anderer Bäume fehlt auch in der Serra do Herval, folgt also der Cebus-Linie. Ich kann somit konstatieren, daß die von mir entdeckten tiergeographischen Grenzlininien auch botanisch nachweisbar sind. Ferner kann ich bestimmt angeben, daß alle diese nördlich von der Ceder-Linie existierenden Bäume im Estado oriental vollkommen fehlen. Es ist daher die Serra dos Taipes thatsächlich der südlichste Ausläufer der brasilianischen Urwaldsregion.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die ganze südbrasilianische Subregion mit der Serra dos Taipes ende. Diese ganze Subregion ist aus Wäldern und Campos zusammengesetzt und es wäre vollkommen willkürlich und ungerechtfertigt, die Waldgrenze zur Grenze der Region überhaupt zu stempeln, wie das Grisebach gethan, der übrigens, wenn ihm die hier mitgeteilten Thatsachen bekannt gewesen wären, ohne Zweifel statt der Cebus-Linie die Paca- oder Ceder-Linie als Grenze gewählt haben würde.

Daß die Serra dos Taipes thatsächlich der südbrasilianischen Waldregion zuzurechnen ist, wird nach dem Bemerkten wohl nicht mehr bezweifelt werden. Auch der Eindruck des Waldes ist von jenem in der Serra geral nicht wesentlich verschieden, wenn auch die Zahl der Lianen eine geringere ist, ebensowohl auch diejenige der Baumparasiten. Von letzteren sammelte ich auf Wunsch des Herrn Dr. Kraenzlin in Berlin die Orchideen und fand derselbe in meiner Sammlung folgende Arten vertreten; Oncidium varicosum *Lind.*, Oncidium urophyllum *Loddiges*, und Oncidium Widgreni *Lind.*, sowie ein noch unbeschriebenes Epidendrum, das Herr Kraenzlin als

Digitized by Google

Epidendrum Iheringianum beschreiben will. Diese Pflanze ist merkwürdig dadurch, daß sie eigentlich den Namen Epidendrum nicht verdient, weil sie im Walde an felsigen Stellen auf dem Boden wächst. Zu diesen sämtlich in der Serra dos Taipes gefundenen Arten kommt in den niederen Waldungen, welche in der Ebene die Flüsse und Bäche einsäumen, noch die schöne Cattleya Schilleriana *Ldt.* hinzu, welche auf den verschiedenartigsten Bäumen wächst, am häufigsten und fast regelmäßig aber auf allen Corticeiras (Erythrina crista galli oder fulgens) getroffen und daher auch Flor da cortiçeira genannt wird.

In zoologischer Hinsicht repräsentiert die Myrmecophaga-Linie die Grenze der brasilianischen Subregion, weil sie nicht nur die Südgrenze einer Reihe von charakteristischen brasilianischen Formen darstellt, sondern auch mit der Nordgrenze argentinischer Typen zusammenfällt. Dieser Umstand macht es in Verbindung mit dem früher über die Vegetation Uruguay's Bemerkten wahrscheinlich, daß der Estado oriental mit dem Süden von Rio Grande zusammen auch noch der brasilianischen Region zuzuzählen ist. Während aber für die Säugetiere der Uruguay eine wichtige Grenzscheide darstellt, wenigstens in seinem unteren Laufe, scheint in Bezug auf die Flora auch noch das ganze argentinische Mesopotamien, die Region zwischen dem Parana- und dem Uruguay-Strome, der südbrasilianischen Zone zugerechnet werden zu müssen. Lorentz bemerkt (l. c. S. 148) hierüber: „Obwohl weit zugänglicher als die Missionen, ist doch die mesopotamische Formation fast ebenso unbekannt in Bezug auf ihren Vegetationscharakter. Mit dem Monte (der zentralargentinischen Waldformation, der Cañar-Steppe Grisebach's) hat unsere Formation wenig Aehnlichkeit, nur weit und allgemein verbreitete Pflanzen sind ihnen gemeinsam. Die Gebüsche wie, nach den wenigen Nachrichten, die wir besitzen, auch die Wälder, bestehen zum großen Teil aus Elementen, die sie mit der subtropischen Formation gemeinschaftlich haben, teils aber auch aus bisher aus Argentinien nicht bekannten Arten, welche zum Teil mit solchen der Brasilien- und Paraguay-Flora übereinstimmen, zum Teil eigentümlich und jedenfalls neu für die Wissenschaft sein werden."

Liest man diese Arbeit von Lorentz und betrachtet die dazu gehörigen Karten, so kommt man leicht zu der Ueberzeugung, daß von den etwas zahlreichen Formationen, welche darin unterschieden werden und von denen die nördlicheren vielleicht teilweise später in größere Formationen zusammengezogen werden müssen, die Pampas- und Monte-Formation zusammen mit der patagonischen die eigentlich argentinische Subregion bilden, während die paraguayische und die nach Uruguay verlängerte südbrasilianische mit der mesopotamischen, der subtropischen und der Gran Chaco-Formation zusammen der brasilianischen Subregion zugehören. Wahrscheinlich hierauf gestützt, hat auch Engler das argentinische Mesopotamien und Uruguay mit zur brasilianischen Region gezogen. Diese letztere reicht somit an der Küste und östlich vom Parana um ca. 8. Breitengrade weiter hinab gegen Süden, als im Innern des Kontinents. Die Grenzlinie geht, anfangs vom Parana gebildet, von der Mündung des La Plata schräg in nordwestlicher Richtung wie die Isothermen, nur in weit höherem Grade. Es wäre in dieser Hinsicht wertvoll, den Verlauf der Ceder-Linie genau zu kennen. Lorentz bemerkt hierüber, daß in den zur subtropischen Formation gerechneten Wäldern der Gebirgsgegenden um Tucuman die Ceder und die beiden Tecoma-Arten vorkommen. Diese Formation reicht bei Tucuman gegen den 28.° s. Br., in Rio Grande dehnt sich die Verbreitung dieser Bäume bis gegen den 32.° s. Br. aus.

In mancher Beziehung stimmt die Verbreitung der Tiere und der Pflanzen in diesem Teile der Erde überein. Der wesentlichste Unterschied scheint im Verhalten des argentinischen Mesopotamiens gegeben zu sein, in welchem brasilianische Vegetation weiter nach Süden zu reichen scheint, als die Fauna der Missiones. Diese Frage ist bis jetzt nach keiner Seite hin spruchreif, immerhin spricht vieles dafür, daß die argentinische Provinz Entrerios in Bezug auf ihre Flora zu Brasilien, in Bezug auf die Tierwelt zu Argentinien gezogen werden müßte. Ich lege in dieser Hinsicht namentlich darauf Wert, daß das Viscacha (Lagostomus trichodactylus) in Entrerios vorkommt, also am rechten Ufer des Uruguay existiert, während es am gegenüberliegenden Ufer des Flusses fehlt, obwohl es da, wo kein Strom seiner Ausbreitung entgegentritt, viel weiter nach Norden hinaufreicht, und obwohl die Campos vom Estado oriental ihm alle erforderlichen Existenzbedingungen bieten könnten. Freilich kann ich nicht umhin zu glauben, daß das Viscacha erst in später geologischer Zeit, vielleicht erst in der Alluvialzeit in Entrerios einwanderte. Wir haben geologische Beweise dafür, daß das La Plata-Thal, das auch heute noch zu Zeiten starker Ueberschwemmung bis nach Matto Grosso hinein den Charakter eines Süßwasser-Binnenmeeres aufweist, noch am Ende der Tertiärzeit einen mehr oder minder weit in das Land hineinragenden Meerbusen darstellte, an den sich Binnenseen und Sümpfe nach innen anschlossen. In dieser Zeit ist jedenfalls das genannte niedere mesopotamische Land noch unter Wasser gewesen, wie denn in noch früherer Zeit ganz Brasilien mit Einschluß von Uruguay und Paraguay eine große Insel bildete, deren Umgrenzung Golfe und Meeresarme bildeten, die in ihrer Lage den heutigen Strombetten des La Plata und Amazonas entsprachen, während gleichzeitig Guyana eine andere derartige Insel bildete. Zur Kreidezeit, als die Anden noch nicht existierten, flutete der Pazifische Ozean zwischen den Hochlanden von Brasilien und Guyana hindurch in den Atlantischen. Als in der Tertiärperiode die Anden sich erhoben, verwandelte sich die weite Straße zwischen beiden Inseln in ein enormes Strombett. Die tertiären Lehme und Sandsteine des Amazonas enthalten keine

Digitized by Google

marinen Fossilien, nur Blätter und Süßwassermuscheln (Najaden).

Wie lange Brasilien Insel war, ist noch nicht zu sagen. Jedenfalls aber wissen wir, daß rezente marine Muscheln an der argentinischen Küste in bedeutender Höhe gefunden wurden, daß die jetzt bis Montevideo und Buenos Ayres reichende Süßwassersphäre noch nach der Tertiärzeit weiter landeinwärts gedrängt war, daß die Pampas, über deren Entstehungsweise die Meinungen noch geteilt sind, pliocänen, wenn nicht pleistocänen Ursprungs sind, und ist es nach alledem nicht zweifelhaft, daß auch nach dem Erlöschen der Diluvialfauna, die zur Ueberschwemmungszeit auch heute noch enorme Strecken überflutenden Gewässer des La Plata und aller der in seiner Nähe befindlichen Seen und Sümpfe ein außerordentlich viel umfangreicheres Gebiet einnahmen. Es mag daher dieses argentinische Mesopotamien auch nach der Diluvialepoche noch größtenteiles unter Wasser gewesen sein. Spezifisch argentinische Tiere, wie das Viscacha, müssen daher erst in der gegenwärtigen Epoche eingewandert sein. Die Bäume aber werden von Brasilien und Paraguay her über die argentinischen Misiones hinabgedrungen sein, nicht aus dem zentralen und östlichen Argentinien, dessen Pampas nur Grasebenen, keine Waldungen aufweisen. Es würde unter diesen Umständen nichts überraschendes haben, wenn die Waldungen sich an jene der Missionen und Brasiliens anschließen, die Tierwelt aber sowohl von Norden her, als aus den Pampas sich rekrutiert haben sollte. So würde es auch leicht genug verständlich sein, daß für die Tierwelt die Grenzlinie der Subregion etwas anders verläuft, als jene der Flora.

Indem ich hiermit am Ende dieser Erörterungen angelangt bin, bemerke ich nochmals, daß die botanischen Bestimmungen der Litteratur entnommen sind, ohne daß ich für ihre Richtigkeit eintreten könnte. Dagegen ist überall das, was ich an Neuem mitgeteilt habe, so gehalten, daß ohne weiteres klar ist, ob es sich um sichere oder um vorläufige Resultate handelt. Der weitere Fortschritt in diesen Fragen dürfte zunächst wohl an die Weiterführung der Lorentz'schen Studien anknüpfen, wie er von Seiten der argentinischen Botaniker, zumal an der Universität Cordova, zu erwarten ist. Was will aber die Thätigkeit eines einzelnen Gelehrten sagen gegenüber so ausgedehnten Forschungsgebieten! Hier wäre ein Punkt, an dem die Thätigkeit der Akademien und anderer gelehrter Gesellschaften ansetzen müßte, indem sie speziell dafür vorbereitete Botaniker auf eine Reihe von Jahren entsendeten, nicht zu flüchtigen Sammelreisen, sondern zu ernster Stationsthätigkeit. Ich selbst stehe Forschern, denen etwa diese Zeilen Anregung zur weiteren Verfolgung des Thema's geben sollten, gern zu Diensten, soweit es meine durch die zoologischen Studien in Anspruch genommene Zeit mir ermöglicht. Daß es wenige Gebiete giebt, welche der auf Kenntnis der geographischen Verbreitung der Pflanzen abzielenden Forschung sich dankbarer erweisen, interessantere und wichtigere Resultate in sichere Aussicht stellen könnten, ist sicher. Rechnet man dazu, daß dieses ganze Gebiet des gemäßigten Südamerika für die Kolonisation noch eine ungeheure Bedeutung hat, so fordern auch praktische Gesichtspunkte zur gründlicheren Erforschung einer Region auf, welcher eine große Zukunft vorbehalten ist.

Rio Grande do Sul.

---

## Dr. W. Junker's Forschungen in Zentralafrika.

Da bis jetzt über die zweite Reise Dr. Junker's in Zentralafrika seither noch wenig Genaues und Uebersichtliches bekannt geworden ist, so benützen wir den im Juliheft der „Proceedings of the Royal Geographical Society" in London veröffentlichten Wortlaut des Vortrages, welchen Dr. Junker in der Abendversammlung dieser Gesellschaft am 9. Mai ds. Js. gehalten hat, um darnach im Auszuge eine vollständige und klare Uebersicht über die ganze siebenjährige Reise zu geben.

Dr. Junker trat dieselbe im Herbst 1879 über Kairo an und kehrte nach siebenjährigen Wanderungen im Innern Afrika's im Dezember 1886 von dort nach den Küsten des Indischen Ozeans, und zwar nach Sansibar, zurück. Den größten Teil dieser sieben Jahre verbrachte er in den äquatorialen Provinzen Aegyptens, welche in den letzten Jahren der Schauplatz eines wilden blutigen Krieges waren. Beim Ausbruche der kriegerischen Unruhen im Sudan waren die ägyptischen Aequatorial-Provinzen während Dr. Junker's Aufenthalt daselbst ganz von aller Verbindung mit dem Norden abgeschnitten, welche das gebildete Publikum in Europa von den dortigen Vorgängen in Kenntnis gesetzt hätte. Junker beschränkt sich daher zunächst auf die geschichtliche Schilderung der Begebenheiten, welche sich während dieser ereignisreichen Jahre in den damals unzugänglichen Aequatorial-Provinzen und insbesondere in jener Region zutrugen, worin in diesem Augenblick Emin Pascha mit seinen Soldaten und einem kleinen Häuflein Beamten geduldig auf die verheißene Befreiung harrt.

Seine Reiseroute vor sieben Jahren führte Herrn Junker von Suez nach Suakim und von da, auf einem ihm ganz neuen Wege, nach Berber, während er auf seiner ersten Reise nach dem Sudan, vor zehn Jahren, von Suakim den Weg durch den Khor Baraka über Tokar nach Kassala eingeschlagen und bei der Rückkehr von der ersten Reise den Weg von Khartum durch die Bajuda-Steppe nach Dongola genommen hatte. Bei seiner zweiten Reise führte ihn ein Dampfer von Berber nach Khartum, welches er zu Anfang Januars 1880 erreichte. Als Reisegefährten hatte er einen Deutschen Namens Bohndorff



Digitized by Google

angeworben, welcher ihn in der Präservierung zoologischer Gegenstände unterstützen sollte. Außerdem hatte er sich von seiner ersten Reise einen Negerknaben mitgebracht, welchen er auch auf seine zweite Reise mitnahm, um ihn in seine Heimat zurückzubringen. Junker's Absicht gieng dahin, die Regionen am Welle zu erforschen und diesem Strom so weit wie möglich nach Westen zu folgen; er hoffte auf diese Weise eine endliche Lösung der längst offenen Frage zu finden, ob der zuerst von Dr. Schweinfurth entdeckte Welle dem Kongo- oder dem Schari-Becken angehöre. Zur Zeit von Junker's Ankunft in Khartum war der Oberlauf des Nils, des sogen. Bahr el Gebel, seit Monaten durch Grasbarrieren, den sogen. „Sudd", verstopft gewesen, und mehrere Dampfer arbeiteten unter Marno's Leitung an der Beseitigung dieses Hindernisses. Dieser Umstand vereitelte Junker's Plan, den Welle von Lado aus durch die Makaraka-Länder zu erreichen, welche ihm von seiner ersten Reise in den Sudan her bekannt waren. Er schiffte sich also im Lauf des Januars, des Monats seiner Ankunft, auf einem nach dem Bahr el Ghazal bestimmten Dampfer ein und erreichte mit seinen Begleitern im Februar Meschra er Rek, den Ausgangspunkt für die Landreise in die genannten Gegenden, welche damals unter dem Befehl eines Pascha's standen und erst kurz zuvor der Schauplatz blutiger Kriege gegen Soliman Bey, den Sohn von Zibehr Pascha, gewesen waren.

Die Dampfbootreise den Bahr el Ghazal hinauf war nicht ohne Hindernisse, denn es mußten etwa 40 größere und kleinere Grasbarren überfahren werden, welche auf diesem Flusse übrigens nicht die dichtverschlungene Konsistenz der Barren auf dem Bahr el Gebel erreichen, sondern gewöhnlich von einem Dampfer forciert werden können. Ein Jahr später aber kamen an diesen selben Hindernissen im Bahr el Ghazal Hunderte von Menschen elendiglich um; ein von Meschra er Reck zurückkehrender Dampfer fuhr in diese Grasbarren mit solcher Gewalt hinein, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte. Der Dampfer hatte unglücklicherweise noch einige Barken voll Menschen im Schlepptau, welche Gessi Pascha, der sich selbst an Bord befand, nach Khartum hinunter zu bringen wünschte. Alle Bemühungen, sich aus diesem Labyrinth verfilzten Wassergrases herauszuarbeiten, erwiesen sich vergeblich, und nachdem die armen Leute einige Monate lang eingeschlossen gewesen waren, brach eine Hungersnot aus und raffte Hunderte von armen Schlachtopfern hin. Das Elend war unbeschreiblich; nachdem alle eßbaren Gegenstände aufgezehrt waren, fristeten die Ueberlebenden ihr Dasein dadurch, daß sie die Leichen der Verhungerten verzehrten. Endlich ward später ein Dampfer von Khartum aus ihnen entgegengeschickt und dieser brachte alle diejenigen zurück, welche nicht zuvor Hungers gestorben waren. Die Landreise beginnt, wie bereits erwähnt, von Meschra er Rek aus und führt in sieben Tagen durch verschiedene Dinka-Stämme hindurch südwärts nach der Station Dyur Ghattas. Nach einem ziemlich langen Aufenthalte daselbst reiste Dr. Junker mit Gessi Pascha über Wau und Ganda, die frühere Dem Idris-Station, nach der Hauptstadt der Bhar el Ghazal-Provinzen, nach Dem Soliman, dem ehemaligen Dem Zibehr. Junker's Gepäck und Leute waren direkt von der Station Ganda nach Dem Bekir vorausgeschickt worden, wohin er ihnen nach einem kurzen Aufenthalt in Dem Soliman folgte. Der bereiste Bezirk ist bis dorthin aus den Schilderungen früherer Reisenden bekannt, und auch Dr. Junker war auf seiner ersten Reise, als er, aus dem Süden kommend, die Makaraka-Länder passierte, bereits über die Station Wau hinausgedrungen. Dr. Schweinfurth hatte zuerst von diesem Distrikt eine genaue Karte aufgenommen, indem er nach dem Verlust seiner Instrumente sich der furchtbaren Mühe unterzog, die Entfernungen durch Zählen seiner Schritte zu berechnen. Dr. Junker's Forschungsarbeit begann im eigentlichen Sinne des Worts erst von Dem Bekir aus, von wo aus er im Verlauf der folgenden Jahre Reisen nach Süden und Westen auf neuem und noch unerforschtem Boden machte. Im Süden vermochte er die in früheren Karten sehr irrig eingetragene Route des Italieners Miani richtig zu stellen, im Westen Strecke für Strecke den Weg des griechischen Reisenden Potagos, dessen Reise-Tagebuch anscheinend niemals zum Vorschein gekommen ist, zu verfolgen und in die Karte einzuzeichnen.

Junker's unmittelbareres Ziel war das Gebiet des mächtigen Niam-Niam-Königs N'Doruma, welcher kurz zuvor mit den Truppen der ägyptischen Regierung in der Provinz Bahr el Ghazal im Kriege gestanden hatte. Dieser hatte früher den Elfenbeinkarawanen den Durchzug durch sein Land verboten und wollte in dem seiner Herrschaft unterworfenen Gebiete keine Station errichten lassen. Junker nahm ein Verfahren an, welches er auf allen seinen späteren Reisen befolgte; er schickte nämlich Boten voraus an N'Doruma, um ihm Einzelheiten von sich melden und es besonders hervorheben zu lassen, daß er ohne eine militärische Eskorte reiste. Er betrat niemals das Gebiet eines mächtigen Herrschers oder auch eines der kleineren Häuptlinge, ohne zuerst auf dessen Boten zu warten, welche gewöhnlich unmittelbar mit denjenigen ankamen, welche Junker ausgeschickt und denen er gewöhnlich kleine Geschenke für die Häuptlinge mitgegeben hatte. Der Neger ist mißtrauisch und aus solchen Gründen des Mißtrauens kam N'Doruma selbst dem Dr. Junker entgegen, um sich selbst mit eigenen Augen von ihm und seinen Leuten zu überzeugen. Als er über dieselben beruhigt war, eilte er in seine eigenen Besitzungen zurück, um, wie er sagte, die Befürchtungen seiner Unterthanen über das Erscheinen der Europäer zu beschwichtigen.

Im Bahr el Ghazal hatte sich Junker einige Negerknaben und -Mädchen verschafft, welche ihm unterwegs seine Nahrungsmittel kochen sollten und die er später mehrmals wechselte; diese aber bildeten auf allen seinen späteren

Digitized by Google

Reisen die einzige Eskorte, welche er bei sich hatte. Ein kaum neunjähriges Sklavenmädchen, welches seinem Herrn entlaufen war und den Weg zu ihm gefunden hatte, und ein Knabe von ungefähr demselben Alter, begleiteten ihn auf allen seinen Reisen bis Sansibar.

Endlich im Monat Mai war Junker imstande, mit 250 Trägern von Dem Bekir aufzubrechen und erreichte in 14 Tagen die Hütten N'Doruma's. Südwärts von Dem Bekir und ehe er die Gebiete der Niam-Niam betrat, welche sich selber A-Zandeh nennen, passierte er die zerstreuten Stämme der Golo, Sere und Bongo. In den ersten Tagen setzte man über eine Anzahl kleinerer Flüsse, welche nach Nordost fließen und dem Nil-Becken angehören; bald aber traf man auf Flüsse, welche westwärts strömen und Zuflüsse des M'bomu, des bedeutendsten der nördlichen Zuflüsse des Welle-Makua, sind. Ist der Welle der Oberlauf des Mobangi, wofür alle Wahrscheinlichkeit vorliegt, und ein Nebenfluß des Kongo, so würden die Grenzen des Kongo-Freistaates an das Gebiet des Bahr el Ghazal stoßen. An den Ufern einiger dieser Wasserläufe findet man eine üppige und mannigfaltige Vegetation, welche in den östlicheren Gegenden nicht mehr so weit nach Süden reicht. Hier zeigten sich auch jene prachtvollen Galeriewälder, welche Dr. Schweinfurth beschrieben hatte; sie sind schmale Waldsäume, welche sich den Flußufern entlang in Gestalt von Terrassen hinter- und übereinander erheben und hier tiefe Schluchten bilden, worin die ganze Pracht einer tropischen Vegetation verborgen liegt.

Junker's wirkliches Reiseziel waren, wie bereits erwähnt, die Bezirke am Welle, besonders Mangbattu (Monbuttu), das Land, dessen erste genaue Schilderungen wir Dr. Schweinfurth verdanken, der es übrigens auf einem etwas östlicheren Wege erreichte. Bei Junker's Ankunft zu N'Doruma war gerade die langweilige Regenzeit im Anzuge, und da dieser Herrscher unsern Reisenden eine Zeit lang bei sich zu behalten wünschte, so beschloß Junker, für die nächsten Monate hier eine Station zu errichten, und zwar mit Hülfe von N'Doruma's Leuten, welche zu Hunderten zu seinem Beistande hergeschickt wurden, gute substantielle Wohnungen zu erbauen und die ganze Hüttengruppe mit einer hohen Verpfählung zu umgeben, an deren Außenseite große dornige Aeste aufgehäuft wurden — eine Vorsichtsmaßregel, welche an solchen Orten wegen der Leoparden äußerst notwendig ist. Negerinnen werden von diesen Tieren häufig fortgeschleppt; gewöhnlich wenn sie in der Dämmerung Wasser holen. Ein solcher Unglücksfall ereignete sich einmal in der Nähe von Junker's Station, und da der Leopard sein Opfer nur halb verzehrt an Ort und Stelle gelassen hatte, wurde er am anderen Tage in einer großen Falle gefangen, wobei der Arm der Negerin als Köder diente. Der Leopard pflegt in den meisten Fällen einige Tage hintereinander zu dem Ort zurückzukehren, wo er seine Nahrung gefunden hat, ehe er sich nach einem anderen Schauplatz für seine Räubereien umsieht. Aus diesem Grunde erbauen die Eingeborenen, um dieses Raubtier zu fangen, unmittelbar nachdem das Opfer geschlagen worden ist, an derselben Stelle eine kleine, aber starke Hütte aus Baumstämmen, in welche sie einen Köder unter einen schweren Klotz so legen, daß dieser herabfallen muß, sobald der Köder berührt wird. In dieser Weise wird eine Menge von Leoparden erlegt. Der Löwe geht bekanntlich nicht an eine derartige Klotzfalle und beschränkt sich gewöhnlich auf gewisse wildreiche Bezirke, worin er den Büffel und die Antilope jagt; in manchen Gegenden greift er aber auch den Menschen an. In Dar Banda z. B. sieht man die einzelnen Grashütten der Neger von einem leichten Netzwerk umgeben, um den Räubereien der Löwen vorzubeugen, welche in jenem Bezirke reichlich sind. Der Löwe soll dem Netzwerk ebenso geflissentlich ausweichen, wie der Klotzfalle.

Die Jagd ist in Zentralafrika ein ungewöhnlich mühsames Geschäft. Rauhes, hohes Gras mit scharfen, schneidenden Blättern und einem Umfang, welcher oft die Dicke des Schilfs erreicht, bedeckt das Land beinahe drei Vierteile des Jahres hindurch. Aus demselben Grunde ist während der ganzen Regenzeit und bis dahin, wo das Gras ausgedorrt ist und niedergebrannt wird, das Reisen unendlich mehr erschwert. Die schmalen Fußpfade, deren sich die Neger bedienen und die teilweise von den wilden Tieren ausgetreten sind — und andere Straßen gibt es in Afrika nicht — sind beinahe ganz unter dem rauhen, hohen Grase versteckt. An den meisten Stellen haben nur die Füße Raum, um sich vorwärts zu bewegen, während das mannshohe Gras sich in der Mitte des Pfads so verschlingt, daß man auf diesen Reisen oft nicht imstande ist, einen Mann ganz dicht vor sich zu sehen, sondern daß man ihn nur im Gras rascheln hören kann. Stunden-lang sieht man sich gezwungen, mit erhobenem Arm die Augen vor den wallenden Stengeln zu schützen. Das ist die Sachlage am Ende der Regenzeit und nachher. Allein im Dezember und Januar ist das Gras so trocken geworden, daß es niedergebrannt werden kann, und dieses Verbrennen des Grases ist in ganz Afrika allgemein üblich. In dieser Zeit und in den ersten Monaten darauf, wenn durch den nördlichen Thau und späterhin nach den ersten neuen Regenfällen wieder junges Gras hervorgesproßt ist, wird die Jagd erheblich leichter. Gewisse Grasstrecken sind bei der ersten allgemeinen Verbrennung erhalten geblieben, und in diese Orte zieht sich nun das Wild zurück. Auch der Elefant sucht in diesen Grasdickichten eine Zuflucht. Hat man nun das Versteck der Tiere ermittelt und ist das Gras trocken genug, um zu brennen, so werden diese dürren Dickungen an mehreren Punkten zu gleicher Zeit in Brand gesteckt. Die erschreckten Tiere bleiben aus mütterlicher Liebe bei ihren Jungen und verbrennen und verletzen sich an dem brennenden Grase ihre großen Füße so, daß sie als eine leichtere Beute unter den Speeren der Eingeborenen fallen.

Digitized by Google

Diese ausgedehnten Grasbrände bieten im Dunkel der Nacht ein erhabenes, aber furchtbar schönes Schauspiel dar. Während sie den Zuschauer mit Gewalt daran erinnern, daß alle Dinge vergänglich und der Zerstörung geweiht sind, flößen sie ihm seltsame und widersprechende Gefühle ein! Welche ungeheure Summe von Tierleben wird auf dieser Welt nutzlos zerstört! Eine ganze Insektenwelt findet ihren Tod in den Flammen. Millionen von Heuschrecken und geflügelten Geschöpfen aller Art, welche durch die Annäherung des Feuers aufgeschreckt werden, erheben sich in die Luft, nur um die Opfer ihrer natürlichen Feinde zu werden. Insektenfessende Vögel fliegen über den Flammen im Rauch herum und warten auf ihre Beute, welche ihnen in ungeheuren Mengen zuteil wird. Flüge von Raubvögeln, hauptsächlich Milanen, ziehen droben in der Luft ihre weiten Kreise und picken jeden Augenblick die großen Heuschrecken auf oder sehen sich hinter der Feuerlinie nach Mäusen und selbst nach kleinen Schlangen um. In den Monaten der Trockenheit, nachdem das Gras niedergebrannt ist, d. h. vom Dezember bis März oder April, ist das Reisen in den meisten dieser Aequatorial-Länder mit weniger Schwierigkeiten verbunden. Das hohe, lästige Gras ist verschwunden, und man kann sich wieder rechts und links vom Pfade frei bewegen. Später, wenn das Gras wieder zur Höhe von mehreren Fuß herangewachsen ist, wird der Reisende, wenn er in den kühlen Morgenstunden den Frühthau abstreift, bis über die Kniee herauf durchnäßt. Wenn dann die Sonnenstrahlen in der Hitze des Tages ihre volle Kraft ausüben, erregen sie ein juckendes Gefühl in den Beinen, wie dasjenige, welches von erhitzten Binden hervorgebracht wird. Die beständige Reibung verursacht Ausschläge und Geschwüre, welche schwer zu heilen sind und die man zuweilen zu Dutzenden an den Beinen hat.

Nachdem Dr. Junker den Bau der Station zu N'Doruma vollendet hatte, bepflanzte er den Garten mit europäischen Gemüsen und hatte die Freude, seine Saaten bald lustig emporkeimen zu sehen; der erste Ertrag waren vorzügliche Rettige. Seine Leute und sein Gepäck waren gut untergebracht und er genoß vollauf das behagliche Heimwesen, welches er sich, wenn auch nur für einige Wochen, geschaffen hatte. Allein ein ruhiges Leben stimmte nicht mit den Plänen überein, welche er für sich entworfen hatte; er gedachte sich vielmehr durch eine Reihe von Ausflügen mit den umgebenden Bezirken bekannt zu machen, und ließ seine Gefährten auf der Station zurück, um eine Sammlung von zoologischen Gegenständen herzustellen.

Nach zweimonatlichem Aufenthalt bei N'Doruma brach Dr. Junker im Monat August mit nur 20 Trägern und den nötigsten Ausrüstungsgegenständen und kleinen Geschenken für die Negerhäuptlinge auf. Während er in N'Doruma verweilte, hatte er sich durch Boten in gutes Einvernehmen mit verschiedenen Herrschern und mächtigen Häuptlingen der Niam-Niam-Länder gesetzt und von denselben viele Einladungen empfangen, sie in ihren eigenen Gebieten zu besuchen. Nur M'bio, ein angesehener Zandeh-Fürst, ostwärts von N'Doruma's Gebiet, und der Erbfeind des letzteren, verweigerte Junker den Zutritt in sein Land und drohte fortwährend die Station unseres Reisenden zu überfallen und niederzubrennen. Zwei Jahre später wurde seine Macht in einem blutigen Kampfe mit den Regierungstruppen gebrochen, und Junker passierte sein Gebiet auf seiner Flucht vor den Streitkräften des Mahdi.

Auf seiner Reise von N'Doruma erreichte Junker den Welle zum erstenmal, setzte über denselben, gelangte nach Mangbattu und setzte nochmals über den Welle, da sich derselbe in einer großen Kurve nach Osten wendet. Nachdem er die Gebiete verschiedener Niam-Niam-Fürsten durchwandert hatte, kehrte er im Dezember desselben Jahres nach viermonatlicher Abwesenheit wieder nach seiner Station N'Doruma zurück. Ohne auf Einzelnheiten einzugehen, sei hier nur erwähnt, daß Junker bei seiner ersten Ankunft am Welle in die Feindseligkeiten der Mangbattu- und A-Barambo-Stämme verwickelt wurde; dieselben hatten zwar schon Schüsse miteinander gewechselt, allein es gelang Junker's Anstrengungen doch, einen offenen Krieg zu verhüten. Auch auf seinen damaligen Aufenthalt bei Mambanga, einem Mangbattu-Häuptling, und auf das Vorrücken N'Doruma's mit allen seinen Streitkräften gegen den Niam-Niam-Häuptling Binsa, um angeblich Junker aus den Händen des letzteren zu befreien, wollen wir hier nicht eingehen. Letzterer Kriegszug ward veranlaßt durch ein sich verbreitendes Gerücht, daß Junker von jenem Häuptling gefangen gehalten werde; Junker vermochte auch diesmal den Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhüten. Die ägyptische Regierung besaß damals mehrere Stationen in Mangbattu; allein der unbefriedigende Zustand der Dinge unter den Arabern veranlaßte Junker zeitig zum Aufgeben seiner ursprünglichen Absicht, sich mit seinen Leuten und seinem Gepäck nach der Regenzeit dorthin zu begeben. Obwohl er erst im Dezember nach seiner Station in N'Doruma zurückgekehrt war, so mußte er doch bald an einen weiteren Aufbruch denken, da inzwischen die günstigste Reisezeit herangekommen war. Diesmal gedachte er sich mit allen seinen Leuten und seinem ganzen Gepäck nach dem Lande des mächtigen Niam-Niam-Häuptlings Bakangai, südwärts vom Welle, zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Gosio.

Eine ethnographisch-hygieinische Studie.

Bei meinem jüngsten Besuch auf den Canarischen Inseln war eines der ersten Dinge, welche meine Aufmerksamkeit erregten, die prächtige Entwickelung und die günstige persönliche Erscheinung des gemeinen Volkes, und ich fand nachher, daß Reisende bei ihrem ersten Besuch

Digitized by Google

auf den Canarien ebenfalls im allgemeinen dieſen Eindruck hinnehmen. Wenn dieſelben zuvor die ſpaniſche Halbinſel beſucht haben, ſo müſſen ſie unwillkürlich den eingeborenen Spanier mit ſeinem canariſchen Verwandten vergleichen, was immer zu Gunſten des letzteren ausfällt, deſſen höherer Wuchs und beſſere Körperformen ganz augenfällig ſind. Dieſe Ueberlegenheit mag bis zu einem gewiſſen Grade von der Zumiſchung ſpaniſchen Blutes zu demjenigen der Guanchen herrühren, welche zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung der Inſelflur der Canarien, ums Jahr 1440, im Beſitz dieſer Inſeln gefunden wurden. Es bedurfte zu dieſem Zweck mehr als fünfzig Jahre, bis alle ſieben Inſeln unter die Herrſchaft der Spanier kamen, und ſelbſt dies gelang den damals auf der Höhe ihrer Macht ſtehenden Spaniern nicht eher, als bis ſie vier eingeborene Könige zum Verrat bewogen hatten. Die alten Chroniſten ſchildern mit Vorliebe die milde ſanfte Gemütsart der Guanchen, ihre hochgewachſenen männlichen Geſtalten und ihr edles Gebahren in Friedenszeiten, wie ihre große Stärke und Tapferkeit, welche ſie im Krieg um die Aufrechterhaltung ihrer alten Freiheit bethätigten.

Selbſt die Frauen ergriffen Partei gegen die Eindringlinge und erwieſen ſich durch Mut und Tapferkeit als keine zu unterſchätzenden Gegnerinnen. Eines Weibes wird ganz beſonders gedacht, welches einer heranziehenden Heerſäule entgegeneilte, den vorderſten Soldaten ergriff, mit ihm bergan floh, ſein auserſehenes Opfer wie ein Kind trug, alle Verfolger überholte, bis es einen Abgrund erreichte, über welchen es ſich ſamt dem Soldaten hinabſtürzte, daß beide in der Tiefe zerſchmettert wurden.

Die Eroberer vermiſchten nicht nur ihr Blut mit demjenigen der Beſiegten, wie dies bei den lateiniſchen Raſſen immer geſchieht, ſondern nahmen auch mancherlei Bräuche der letzteren an, welche ſich noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Der wichtigſte dieſer Bräuche bezieht ſich vielleicht auf die Nahrung, deren Hauptartikel von den Guanchen herrührt.

Ich habe der vortrefflichen phyſiſchen Entwickelung und der Körperverhältniſſe der modernen Canarier und des von den alten Chroniſten hinterlaſſenen Zeugniſſes über die noch ſchöneren geiſtigen Eigenſchaften der Guanchen, welche in der That als Wunder von Körperkraft, Schönheit und Behendigkeit geſchildert werden, nur gedacht, weil dieſe Thatſachen in einem wichtigen Zuſammenhang mit ihrer Nahrung ſtehen. Da ein derartiger Wuchs nebſt Körperkraft und Geſchmeidigkeit, wie ſie jenem alten Volke nachgerühmt werden, nicht ohne ganz vorzügliche Nahrung beſtehen kann, ſo folgt daraus, daß die von den Guanchen benützte und auch von den gegenwärtigen Bewohnern der Inſeln angenommene und beinahe ausſchließlich gebrauchte Nahrung in hohem Grade nahrhaft ſein muß.

Dieſer ſo unverkennbar wichtige Artikel iſt das an der Spitze dieſes Aufſatzes genannte Gofio, das gar nichts geheimnisvolles an ſich hat, denn es iſt einfach ein Mehl, das aus den vor dem Mahlen geröſteten Körnern irgend einer Getreideart bereitet wird. Die Guanchen haben ihren Weizen, Gerſte u. ſ. w. auf die ſehr einfache Weiſe geröſtet, daß ſie erſt Steine erhitzten, auf welche oder zwiſchen welche hinein ſie das Getreide ſchütteten. Hierüber ſind zwar keine genauen Schilderungen, dagegen eine große Menge Mahlſteine zum Zermahlen des Getreides vorhanden. Heutzutage bereitet man das Gofio, indem man das Getreide in einem ſeichten breiten irdenen Geſchirr über einem Kohlenfeuer röſtet unter beſtändigem Umrühren, damit es nicht anbrenne. Man kommt kaum durch ein Dorf oder einen Weiler, ohne daß man irgend ein Stadium in der Bereitung des Gofio mit anſieht. Das Getreide wird zuerſt ſorgfältig ausgeleſen und alle Unreinlichkeiten entfernt. Die Bereitung findet häufig vor oder unmittelbar innerhalb der ſtets geöffneten Hausthüre ſtatt und gibt dem Reiſenden reichliche Gelegenheit, alle Stufen der Bereitung anzuſehen. Das Mahlen geſchieht in den Windmühlen, welche überall in Menge vorhanden ſind. Das geröſtete Korn wird zu einem ſehr feinen Mehl vermahlen, worauf es Gofio iſt. Nach dem Mahlen iſt es zu alsbaldigem Gebrauch fertig. Wenn es verſpeiſt werden ſoll, ſo kann es mit Milch, Fleiſchbrühe oder irgend einer paſſenden Flüſſigkeit bis zu dem Grade vermengt werden, der ihm genügende Konſiſtenz gibt, um zum Munde geführt zu werden. Da es durch das Röſten ſchon gekocht iſt, ſo bedarf es keiner weiteren Zubereitung vor dem Verſpeiſen.

Später wurde der Mais auf den Inſeln eingeführt und bald allgemein angebaut, namentlich auf der Inſel Gran Canaria, wo das Gofio aus Mais nun die Hauptnahrung für die arbeitende Bevölkerung iſt, während Gofio aus Weizen oder aus mit Mais gemiſchtem Weizen auf Teneriffa, wo Weizen in Maſſe gebaut wird, das allgemeine Nahrungsmittnl iſt. Auch aus Gerſte wird Gofio bereitet, und zwar beſonders auf Fuerteventura. Das aus ſpaniſchen Bohnen bereitete Gofio wird nicht für ſich allein verwendet, ſondern in dem Verhältnis von ungefähr einem Viertel auf drei Vierteile Gofio aus Weizen, Gerſte oder Mais, wie es manche lieben, gemiſcht. Gofio aus Weizen und Mais zu gleichen Teilen gemiſcht wird vielfach genoſſen und von vielen dem Weizen-Gofio allein vorgezogen. Nichts läßt ſich mit der außerordentlich raſchen Anwendbarkeit dieſes ſchon fertig gekochten Nahrungsmittels vergleichen. Wenn der canariſche Arbeiter allein iſt, ſo nimmt er etwas Gofio in einem Beutel aus einem Ziegenmagen mit; gilt es mehreren Perſonen, ſo bedient man ſich eines Ziegenfelles. Iſt die Stunde für die einfache Mahlzeit gekommen, ſo wird der Beutel aus irgend einer Taſche oder möglicherweiſe ſogar aus dem Gürtel genommen, etwas Waſſer hinzugefügt und das Ganze tüchtig geſchüttelt oder umgerührt, und die Mahlzeit iſt fertig. Man gießt nur ſoviel Waſſer hinzu, daß es konſiſtent genug wird, um leicht in die Hand genommen zu werden, aus welcher es



Digitized by Google

unwandelbar gegessen wird. Die Zubereitung erfordert also gar keine berechenbare Zeit. Ich habe schon mehrfach Gelegenheit gehabt, die Genügsamkeit und Mäßigkeit unserer italienischen Feld- und Eisenbahnarbeiter und Maurer zu beobachten und zu bewundern. Wenn die Mittagsstunde herankam, so trat von jeder Rotte von zehn oder zwölf Mann einer beiseite und bereitete die Mahlzeit, welche beinahe immer aus Polenta, einem Brei aus Wasser und Maismehl, bestand. Es kostete beinahe eine Stunde, die Mahlzeit zu bereiten und verursachte einige Mühe mit den Kesseln, mit dem Suchen von Brennholz, dem Feueranmachen und anderen unerläßlichen Vorbereitungen, wenn auch das Kochen auf seine einfachsten Verhältnisse reduziert wurde. Der canarische Arbeiter erspart sich alle diese Mühe; das Rösten des Kornes geht rascher von statten als die Bereitung der Polenta, und das Gofio kann in größerer Menge von dem Weibe zu Hause bereitet werden.

Das Mahlen ist in beiden Fällen das gleiche, aber Gofio hat den großen Vorteil, daß man es leichter in einem Beutel bei sich führen kann und daß es nicht nur immer zum Verspeisen fertig, sondern auch weit schmackhafter ist. Der canarische Archipel besteht aus sieben bewohnten Inseln mit einer Bevölkerung von 240,000 Menschen. Nach der besten Auskunft, die ich erlangen konnte, leben nach meiner Auffassung mindestens 200,000 Menschen beinahe ausschließlich von Gofio, wie ihre Vorväter mit Einschluß der Guanchen schon seit unvordenklichen Zeiten gethan haben. Ich bin über den Ursprung, die Zubereitung und die Wichtigkeit des Gofio für den Unterhalt einer großen Bevölkerung deshalb so sehr ins Einzelne eingegangen, weil ich diesen Artikel für ein äußerst wichtiges Nahrungsmittel in Krieg und Frieden und der Beachtung von Seiten aller Lieferanten von Mehl und ähnlichen Nahrungsmitteln für sehr würdig halte. Würde das Gofio bei uns eingeführt, namentlich in unseren ärmeren Gebirgsgegenden, so würde es ein köstliches, wohlschmeckendes, höchst nahrhaftes und wohlfeiles Nahrungsmittel werden, das immer bereit und verfügbar und eine wichtige Bereicherung unserer bereits bekannten mannigfaltigen Volksnahrungsmittel wäre. Namentlich im Kriege als Suppenstoff und Zusatz zur Erbswurst wäre es von ganz ungemeinem Werte.

Allein das Gofio hat auch noch andere Ansprüche auf unsere Beachtung und Gunst, als seine Wohlfeilheit, Bequemlichkeit und seine äußerst nahrhaften Eigenschaften. Da ich fand, daß es nicht allein von dem gemeinen Volke genossen wird, für welches es, wie schon erwähnt, das hauptsächlichste Nahrungsmittel bildet, sondern daß man sich desselben auch in den Familien der wohlhabenderen Bürger bedient, daß namentlich Kinder es sehr lieben und davon gedeihen, so kostete ich selbst Proben von beiden Gofio-Arten, aus Weizen und aus Mais, und fand sie sehr schmackhaft, ganz besonders das aus Mais, das einen köstlichen aromatischen Geschmack hat, so daß ich es bald dem Brote vorzog, namentlich am Morgen. Sehr bald bildete Gofio mit einem weichgekochten Ei, Ziegenmilch und Kaffee mir ein befriedigendes Frühstück, welches mir so sehr behagte und das ich so verdaulich und nahrhaft fand, daß ich dabei blieb und davon gedieh, bis mir nach Verlauf von zwei Monaten einfiel, daß ich in der ganzen Zeit kein einzigesmal von Magensäure und Sodbrennen zu leiden gehabt hatte, von denen ich in meinen besten Zeiten immer heimgesucht worden war. Ich verließ bald darauf Teneriffa und während der Seereise und einige Wochen nach der Landung in Westindien wurde das Gofiofrühstück aufgegeben. Nachdem ich es einige Wochen entbehrt hatte, stellte sich bei mir die Magensäure wieder heftig ein, besonders infolge von Ermüdung und vielem Leben im Freien, und dauerte hartnäckig fort wie gewöhnlich, wenn sich die Säuerung eingestellt hatte. Nachdem ich mehrere Tage darunter gelitten, fiel mir ein, daß ich eine kleine Portion Gofio von Teneriffa mitgebracht hatte. Sobald ich es, wie früher, wieder zum Frühstück genoß, verschwand die Magensäure augenblicklich und ist nicht mehr wiedergekehrt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch erwähnen, daß ich dieselbe Erscheinung einer vollkommenen Befreiung von Magensäure auch beim ausschließlichen Genuß von Karlsbader Zwieback als Frühstücksbrot beobachtet habe. Zwieback ist, wie jedermann weiß, in dicke Schnitten geschnittenes und zum zweitenmal gebackenes Brot. In Karlsbad wird das zweite Backen so weit geführt, daß die Schnitte in ihrer ganzen Dicke gebräunt wird. Wenn in der Mitte noch ein Teil weiß bleibt, ist es nicht gut und unterliegt im dyspeptischen Magen einer sauren Zersetzung, während der richtig bereitete Zwieback lange Zeit unverändert bleibt außer durch die Magenflüssigkeiten. Wenn aber Zwieback auch als zeitweiliges Hülfsmittel nützlich ist, so hat er doch nicht viel Nahrungsstoff, nachdem er durch die drei Prozesse des Aufgehens, Backens und Wiederbackens bis zur beginnenden Verkohlung hindurchgegangen ist. Er taugt daher nicht zur alleinigen Verwendung als genügendes Nahrungsmittel. Gegen Gofio besteht keine derartige Einwendung. Das Rösten ist das erste und einzige Kochen dieses Nahrungsmittels. Gofio ist eine trocken gekochte Nahrung, zu welcher bis zum Augenblick des Verspeisens keine Flüssigkeit hinzu kommt, und wir wissen, daß trockene Wärme Veränderungen in der Struktur und Zusammensetzung von Getreide-Arten hervorbringt, welche von den durch feuchte Wärme hervorgebrachten ganz verschieden sind. Der Röstungsprozeß ist wesentlich verschieden von den Prozessen des Dünstens, Backens oder Siedens und verwandelt zunächst die stärkemehlhaltigen Teilchen in löslichere und zerreiblichere Formen. Mäßig gebräunte Brotrinde macht die Veränderung anschaulich.

Der Röstungsprozeß hat vielleicht eine schützende Wirkung gegen den Einfluß der Fermente, welche immer im

Digitized by Google

Ernährungsapparat vorhanden und bereit sind, irgend eine Form von Zersetzung zu bewirken, falls die Verdauung so lange verzögert wird, daß sie wirken können. Es ist in der That gar kein Zweifel, daß der Magen in vielen Fällen ein Behälter für die Heranzucht von Mikroben ist. Da eine Mahlzeit nach der anderen in den Magen aufgenommen wird, wird jede Masse von gährungsfähigem Stoff durch die entwickelten und mittels der vorangegangenen in ihrer Wirkung verstärkten Gährkeime angegriffen, bis ein hoher Grad von Potenz erreicht wird, wie in der gewöhnlichen Methode der Heranziehung von Bakterien. In einem derartigen Falle kommt die Gährung der normalen Verdauung zuvor, die Heilsamkeit der Nahrung wird durch die vorangehende Zersetzung beeinträchtigt, die Magenkraft wird durch Berührung mit schädlichen Säuren und Gasen verringert und wir haben den bestätigten Dyspeptiker. Das Schlimmste daran ist, daß ein solcher Zustand ein sich selbst verbreitender ist und daß alle gewöhnlichen Mittel versagen, um die Verdauung energisch zu machen oder die Energie des Gährstoffes herabzustimmen, damit die Verdauung in der gewöhnlichen Weise der Gährung zuvorkomme. Selbst die nützliche und oft unentbehrliche Magenpumpe vermag oft die rasche Gährung der ersten Nahrung nicht zu verhindern, welche nach der sorgfältigen Anwendung der Pumpe zu Reinigungszwecken wieder in den Magen kommt. In meiner ganzen früheren persönlichen und fachlichen Erfahrung überzeugte ich mich, daß wenn einmal die rasche Ansäuerung der genossenen Nahrung die Potentialisation des mikrobischen Ferments darthat, es kein anderes sicheres Mittel zu ihrer Ueberwindung gab, als zur Abwechslung die verdauende Thätigkeit durch verlängerte Enthaltung von Nahrung wieder energisch zu machen. In diesem Falle wird das Ferment selbst verdaut und seiner Energie beraubt und wirkt dann langsamer als der Verdauungsprozeß.

Nachdem diese allgegenwärtigen, aber nun ihrer Energie beraubten Gährkeime langsam wirken, bis irgend ein Zufall von Uebersättigung oder untauglicher Speise oder irgend eine andere Ursache abermals die Verdauung verzögern, bis eine Gährung in der Magenhöhle erzeugt und der oben erwähnte Prozeß der Heranbildung erneuert wird, erfolgt dann ein anderer Anfall von Magensäure, welcher schwer zu ertragen und noch schwerer zu beseitigen ist, wie jeder unglückliche Dyspeptiker und jeder unglückliche Arzt eines solchen Patienten zu ihrem Kummer sehr gut wissen. Allein der Aushungerungsprozeß ist nicht leicht und in vielen Fällen nicht anwendbar, und überdies hat in den Fällen, wo derselbe angezeigt und wirksam wäre, nicht jeder die Selbstüberwindung und Ausdauer, sich demselben zu unterwerfen. Wenn wir daher im Gosio, der, wie ich nachgewiesen habe, die wesentlichen Vorzüge hoher Nahrhaftigkeit und großen Wohlgeschmacks besitzt, ein Nahrungsmittel haben, welches der sauren Zersetzung länger zu widerstehen imstande ist, als die gewöhnlichen Zubereitungen aus mehlhaltigen Stoffen, so wird dies ein unschätzbarer Segen für alle zivilisierten Gemeinwesen sein, denen wir daher diese Thatsache bekannt geben wollen.

Ich habe eine Reihe von Versuchen über den Wert des Gosio in Fällen, wo seine Anwendung geeignet wäre, angestellt, um seinen Einfluß in Verhinderung von Magensäuren sorgfältig zu bestimmen. Ob die Eindrücke, welche ich, wie oben erwähnt, nach mehrmonatlicher persönlicher Erfahrung davon hingenommen habe, bestätigt oder grundlos erfunden werden, muß sich in gegebener Zeit durch reichliche klinische Demonstrationen ergeben. Allein in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes für so viele Personen und behufs der Vermehrung des Gebrauchs von Gosio in geeigneten Fällen, hauptsächlich aber im Hinblick auf die Wichtigkeit des Gosio als Volks- und Kriegsnahrungsmittel, nehme ich keinen Anstand, meine bisher noch ununterstützten persönlichen Erfahrungen zu veröffentlichen und der sorgfältigen Erwägung der maßgebenden Kreise vorzulegen.

Dr. med. C. F. Taylor.

---

## An der Grenze von Asien.

Reisebilder aus dem östlichen Europa.

Von Fr. W. Groß.

(Schluß.)

Da mir diese Taktik sehr wohl bekannt war, so ließ ich mich durch das brüske Benehmen nicht zurückschrecken. Zudem vermutete ich, daß wir es hier mit den Mittelsorganen der kaiserlichen Post zu thun hatten, die zwar an solchen Flußübergängen zur Dienstleistung vorhanden sind, aber doch für eigene Rechnung Hülfe spenden und jeden Reisenden als gute Beute nehmen dürfen, da, wie wir bereits erwähnten, die Post für die Beförderung über die Flüsse nicht aufkommt.

Die zustimmende Antwort auf meine Frage, ob sie zur Hülfeleistung da wären, bestätigte, daß meine Vermutung richtig war. Nun mußten wir noch über den Preis uns vereinigen und ich sah mich gezwungen, ihnen nach langem Feilschen acht Rubel zu gewähren.

Sobald das geschehen war, trat an die Stelle der seither bewiesenen Trägheit von Seiten der Männer die größte Rührigkeit; im Umsehen stürzten sich dieselben auf den Wagen, befreiten denselben von seinem Gepäck und zerlegten ihn dann ebenso schnell in so viele einzelne Teile als das möglich war und in wenigen Minuten lagen nur noch Stücke von dem Gefährt auf dem Boden.

Alles andere folgte nun hintereinander so schnell, daß wir kaum recht wußten, was vorgieng; denn noch hatten wir uns von unserem Schrecken noch nicht erholt, als die Muschicken sich nacheinander die Stücke auf die Schultern hoben und dieselben über die noch zusammenhängenden Eisschollen davontrugen.

Digitized by Google

Es hatte keine halbe Stunde gedauert, als sich sämtliche Teile des Wagens auf dem jenseitigen Ufer befanden, und wir mit einem gelinden Schauer daran denken konnten, welcher Mittel man sich bedienen würde, um unsere eigene Beförderung zu bewerkstelligen. Wir hatten davon nicht die geringste Ahnung, und da wir weder ein Floß bemerkten, noch die Benutzung eines solchen für möglich hielten, so wird man begreifen, daß wir uns eines Gefühls der Verzagtheit nicht erwehren konnten. Allein noch zerbrachen wir uns vergeblich den Kopf darüber, um uns das Geheimnis aufzuklären, als die Fährmänner von der Beförderung der letzten Gepäckstücke zurückkehrten, und uns mitteilten, daß sie bis auf unsere eigene Person ihre Aufgabe erledigt hätten.

Wie dieser Transport jedoch vor sich gehen sollte, davon sagten sie uns nichts und davon sah man auch jetzt noch nichts. Alle drei Männer hatten sich derart vor uns hingestellt, daß allemal ein Mann immer einem von uns gegenüberstand; aber was sie eigentlich wollten, war unerklärlich. Sie gaben vor, uns befördern zu wollen, allein keiner von allen führte etwas bei sich, was uns zu diesem Zweck anwendbar und ausreichend erschienen wäre.

„Wir sind bereit," sagte ich, „aber vor allen Dingen möchten wir doch wissen, in welcher Art Ihr uns hinüberzubringen gedenkt?"

Sämtliche drei Muschiken gerieten über die Frage in die größte Heiterkeit, gaben jedoch keine Antwort, sondern wendeten sich um, knieeten vor uns nieder, kehrten uns den Rücken zu und bedeuteten uns, daß sie uns auf demselben hinübertragen wollten. Anfangs glaubte ich, die Bursche wollten sich einen Scherz mit uns erlauben, allein allmählich sahen wir ein, daß es für uns keine andere Möglichkeit gab, über den Fluß zu kommen, und so überwanden am Ende selbst die Damen ihren Widerwillen gegen diese Beförderung. Halb unwillig ließen sie sich ergreifen und Huckepack hinübertragen.

Ich war nämlich noch nicht aus dem Aerger und Erstaunen herausgekommen, und hatte Johni meinen Blick zugewendet, als Miß Snops ziemlich laut aufquiekte und ich zu meinem Erstaunen gewahrte, daß sie ihrem Muschicken auf dem Rücken hockte. Die Engländerin wütete, daß sie beinahe weinte, schlug mit den Händen um sich und strampelte aus Leibeskräften mit den Füßen, um wieder frei zu kommen, was ihr jedoch nicht gelang, da sie von ihrem Träger festgehalten wurde.

„Reiset man bei Euch so mit kaiserlicher Post?" radebrach sie in russischer Sprache. „So mag man im Lande des Königs Bell und Bimbia reisen, aber im Lande des weißen Zaren paßt das nicht!"

Allein aller Zorn nützte Miß Snops nichts, denn der Muschick machte sich nichts daraus, sondern trieb nur desto mehr Allotria und benahm sich übermütig. Allein während uns noch Miß Snops und ihr Centaur beschäftigten, ließ der Fluß ein unangenehmes Prasseln und Geräusch hören, das von den Eisschollen herrührte, die sich teils über, teils unter einander schoben und uns erbeben machten.

Es hörte sich greulich an und sah sich noch schauerlicher zu. Selbst die Muschicken schienen besorgt und der ausgelassene Träger der Engländerin verstummte.

„Ihr seht, Herrschaften", sagte Johni's Reitpferd, „daß wir die größte Verantwortung für Eure Sicherheit übernehmen. Wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, daß Ihr auf den unsicheren hin und her schwankenden Schollen die Ruhe verliert und in eine Stromöffnung hinabgleitet, dürfen wir Euch nicht allein gehen lassen. Erschwert uns daher zu Eurem Besten nicht die Beförderung; es wird Euch nichts begegnen, wenn Ihr Euch auf uns verlaßt!"

Das alles war wahr, und so mußte auch Johni sich auf den Rücken nehmen lassen und dem Träger der Engländerin folgen, und ich bildete auf dem Rücken meines Muschick den Nachtrab, um die beiden anderen Träger im Auge zu behalten.

Bis zum Betreten des Flusses bewegten sich auch die Träger in derselben Reihenfolge in bester Ordnung fort, allein am Eise angelangt, begann der Muschick Johni's sich beinahe wie Bileams Esel zu benehmen und seiner Reiterin allerhand überflüssige Dinge vorzupredigen, die er schon längst gesagt hatte, wie z. B. daß sie ruhig sitzen möge, wobei er sich fortwährend herumdrehte, als ob er die Absicht hätte, sich hinten anzuschließen.

Unterdessen hatte der erste Muschick bereits das Eis betreten, und der zweite folgte, während ich selbst, wie angeordnet, mich anschloß. Auf diese Weise in der Lage, meine Vormänner genau überwachen zu können, erfolgte der Vormarsch auf der gefährlichen glatten Bahn mit nicht leichtem Herzen. Keiner der Reiter regte oder rührte sich, ja kaum wagte es jemand, zu zucken. Die Frauen hatten sich wie Frösche an ihre Reitpferde angeklammert und atmeten nicht einmal, geschweige denn, daß sie eine andere Bewegung ausgeführt hätten.

Schritt um Schritt entfernten wir uns in diesem Gänsemarsch auf den Eisschollen in Kreuz- und Querwindungen immer mehr vom Ufer und näherten uns der Mitte des Flusses. Oefters führt uns der Pfad dicht am Rande hervorsprudelnder und pfeilschnell vorüberrauschender Strömungen vorbei, aber sicher wie die Gemsen auf den Gletschern der Alpen balanzieren unsere Träger auch an den gefährlichsten Abgründen vorüber.

Allein das war natürlich, denn als wir das Eis betraten, rief ich den Männern noch einmal ein „Halt!" zu, weil sie ihre Possen doch nicht unterlassen konnten, und als sie ziemlich fromm frugen, was ich befehle, erwiderte ich ihnen, daß ich eigentlich nichts befehle, sondern nur meinen Vordermann damit bekannt machen möchte, daß ich ihn massacrieren oder niederschießen würde, wenn er seine Reiterin fallen ließe. Es sei das alles, was ich ihnen mitzuteilen hätte, und nun sollten sie gehen.

Digitized by Google

Sie gingen auch, und wie sie gingen, haben wir bereits gezeigt. Sie murrten wohl auch, aber sie gingen so vorsichtig, wie auf Eiern, und so hatten wir bereits glücklich die Mitte des Flusses überschritten und uns immer mehr dem jenseitigen Ufer genähert. Vielleicht noch zwanzig Schritte konnten wir davon entfernt sein, als ein fürchterlicher Moment eintrat, der uns allen das Blut erstarren machte und uns unseren Untergang vor Augen hielt. Ein Flintenschuß-ähnlicher Knall widerhallte in unserer Umgebung, die Eisschollen unter unseren Füßen schienen sich zu senken und zu bewegen, und Wasser flutete in großen Strömen darüber hin.

Es waren die Schollen, die noch am Ufer festgehalten hatten und jetzt wahrscheinlich infolge der Last von sechs Personen, die sich auf denselben fortbewegte, losgebrochen waren und sich in Bewegung setzten. Es war unter den haarsträubenden Momenten einer der haarsträubendsten auf unserer ganzen Reise, denn jeder nächstfolgende Schritt konnte ein unglücklicher sein, ein Schritt in die Ewigkeit! und keinen Augenblick waren wir sicher, daß es nicht der letzte war, den wir auf der Erde gelebt hatten.

Unsere gefahrvolle Wanderung wurde unterbrochen, denn das Ufer zu erreichen, war unmöglich, so nahe dasselbe auch vor uns lag. Langsam trieb das Eis den Fluß abwärts, beständig schaukelnd und schwankend, bald nach dieser, bald noch jener Seite neigend, ohne nur einen Schritt vorwärts noch seitwärts zu gestatten. Es war eine schwimmende Eisinsel, auf der wir uns befanden, aber eine Insel, die jeden Moment, wenn sie mit einer anderen ähnlichen Scholle in Berührung kam, in Trümmer zerschellen konnte und sich unter unseren Füßen spaltete, so daß wir in den nassen kalten Abgrund hinabsanken.

Die Frauen schrieen und die Träger selbst murmelten einige fromme Worte, aber, wenn auch mit größter Mühe, hielten sie doch ihre Passagiere fest, damit dieselben nicht herabsprangen und die Gefahr noch vergrößern. „Ruhe!“ ermahnten sie. „Ruhe, Herrschaften! nur die größte Ruhe kann uns retten!“

In diesem verhängnisvollen Augenblick riefen wir dem am Ufer wartenden Postillon zu, der die Muttergottes und Bog (Gott) selbst anrief und nicht wußte, wie er Hilfe leisten konnte und sollte. Auf den Ruf der Muschicken hatte er rasch eine Leine entrollt und uns zugeworfen, was bei der geringen Entfernung recht gut gelang, aber dennoch sehr wenig nützte, weil das Seil nicht zu befestigen war, und jeder Versuch, den wir anstellten, um uns mit der Scholle an das Ufer zu ziehen, insofern mißglückte, als wir uns nur selbst auf dem Eise fortschleiften, die Scholle aber infolge ihrer Größe und Schwere und des gewaltigen Wasserdrucks in der heftigen Strömung nicht näher zu bringen vermochten.

Allein diese Größe und Schwere, die einerseits unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten, hatten andererseits doch auch wieder den Vorteil, daß wir uns nur sehr allmählich abwärts bewegten, wodurch die Kraft des Stoßes im Falle einer Kollision wesentlich abgeschwächt wurde. Es war das noch ein Glück bei allem Unglück, da auch eine vom Ufer uns zugeworfene Stange, die wir heranzogen, um dieselbe, wie wir dachten, als Ruder zu benutzen, bei den fortwährenden Schwankungen der Scholle so gut wie gar nicht anzuwenden war. Immer blieb jedoch die Möglichkeit der Zertrümmerung bei einem Zusammenstoß die größte Gefahr, und diese war umsomehr zu fürchten als wir bedeutenden Eismassen zugetrieben wurden, die etwas abwärts noch mit dem Ufer verbunden waren.

Einige Minuten schwebten wir auf diese Weise in furchtbarer Todesangst, denn dort konnten wir entweder von der gefürchteten Katastrophe erreicht werden, oder, wenn diese ausblieb, auch möglicherweise Befreiung finden.

Eines von beiden durfte man aber mit großer Wahrscheinlichkeit voraussetzen, und was das sagen will, wird auch eine weniger lebhafte Phantasie sich weit leichter vergegenwärtigen, als es zu beschreiben ist. Es war ein Schweben zwischen Leben und Sterben, Fürchten und Hoffen, ein Moment furchtbarster Seelenpein für drei lebensbegierige Menschen, die vor der Wage standen, auf welcher Sein oder Nichtsein abgewogen wurde, denn der nächste Zusammenstoß der Eisscholle, der zu erwarten war, konnte uns verderben! Einige Minuten blickten wir in das nasse Grab bis der Stoß erfolgt war, und vor unseren Augen dunkelte es. Alle drei hielten wir uns gegenseitig fest, um nicht von der Gewalt des Anpralls niedergeworfen zu werden, vielleicht aber auch aus Furcht, um einer an dem andern Schutz zu finden, falls der Boden, auf dem wir standen, auseinander bersten würde. Es geschah jedoch glücklicherweise nicht und die Berührung erfolgte in einer wider Erwarten so gelinden Weise, daß wir kaum etwas davon erfuhren und nicht merklich von der Stelle gerückt wurden.

Auch für diesmal durften wir noch weiter leben und anstatt gemeinsam zu versinken, wie es der Fall gewesen wäre, wenn sich unser Floß geöffnet hätte, standen wir fest, als ob wir Anker geworfen hätten. Damit schien die größte Gefahr überwunden; die Damen, die während der Zeit, da die Muschicken mit dem Rudern beschäftigt waren, auf dem Eise gestanden hatten, wurden wieder aufgenommen und behutsam eine nach der andern von unserer Scholle auf die noch feststehende Eismasse hinübergeführt, welche noch mit dem Lande verbunden war.

Auch das gelang sehr gut und zum anderenmale konnten wir unseren bedenklichen und so schauerlich unterbrochenen Marsch fortsetzen. Es waren zum Glück nur noch wenige Schritte; allein je näher wir dem Ufer kamen, desto mehr wuchs auch den Mannschaften wieder der Uebermut und die erst überstandene Gefahr war schnell vergessen, obgleich wir noch nicht das Land erreicht hatten.

„Brüderchen!“ rief der Träger von Miß Snops der

Digitized by Google

in diesem Augenblick zuerst an das Ufer trat, dem am Lande wartenden Postillon zu. „Brüderchen, die kaiserliche Post kommt an! Traterata! Traterata!"

Kaum hatte der erste Ausbund die Miß Snops am Strande auf den Sand niedergesetzt, als auch der zweite Muschick mit Johni auf dem Fuße folgte, und auch diese lachend neben die Engländerin auf den Boden stellte, wobei er ausrief: „Angekommen, Herrin! Prischoll!"

„Prischoll!" wiederholte auch der dritte, als wir zuletzt an das Land traten und wir uns nun alle glücklich auf festem Boden befanden, ohne befürchten zu brauchen, daß derselbe unter unseren Füßen zusammen brach. Der Jubel, der nun erhoben wurde, war ein so ausgelassener, daß uns die Männer wie närrisch umtanzten, und ihren unverwüstlichen Humor in der drolligsten Weise zum Ausdruck brachten, welche wir ihnen gern verzieheu.

In unsere Freude mischte sich freilich noch immer einiger Verdruß, den die Damen über die erlittene Beförderung mit dieser russischen Extrapost empfanden.

„Nein!" sagte Johni, „das war doch noch weit schlimmer wie in jener dunklen Nacht im Walde unter den Wölfen! Damals mußten wir auch reiten, aber doch nur auf Pferden, hier auf Kerls!"

Ich wußte recht gut, an welche Nacht sie dachte.

„Das wollte ich meinen!" mußte ich zugeben, „zehnmal, fünfzigmal schlimmer! Allein daraus darfst Du Dir nichts machen, denn am Ende habe ich doch so gut geritten wie Du — oder wie Miß Snops!"

„Ja — Du?" bemerkte sie.

„Uebrigens sind die Kerls ja doch nur Kameele", tröstete ich sie, „und zweitens gieng es doch nicht anders und wenn es noch abscheulicher gewesen wäre!"

„Freilich gieng es nicht anders, aber dennoch bleibt es immer schlimm genug!"

Das wohl, aber alles Grollen und Hadern konnte doch nichts ungeschehen machen und nichts ändern; und war es daher das Gescheidteste, sich darein ergeben.

In diesem Sinne aufgefaßt, konnte es nicht übermäßig schwer fallen, sich mit dem Geschehenen abzufinden, und während wir in dieser Beziehung bemüht waren, Selbstüberwindung zu üben, waren die Muschicken damit beschäftigt gewesen, die einzelnen Teile des Wagens wieder zusammenzustellen, was beinahe noch schneller geschah wie das Auseinanderlegen desselben. Es dauerte keine 15 Minuten, bis das Gefährt wieder zum Abfahren bereit stand, das wir dann sogleich bestiegen.

Nach kaum einer viertelstündigen Fahrt hatten wir die Station erreicht, wo wir ausstiegen, um uns für die letzten Erlebnisse etwas zu entschädigen. Es wurde uns das in weit höherem Maße zuteil, als wir erhofft hatten, denn nicht allein daß die Küche des Postmeisters sich durch vortreffliche nationale Erzeugnisse auszeichnete, wurde uns zu unserer größten Genugthuung die Freude bereitet, einen Brief aus Deutschland in Empfang nehmen zu können, der unsern sehr erschütterten Mut wieder bedeutend auffrischte und neubelebte.

Die zuletzt erlebte Affaire war zwar noch lange nicht vergessen, aber doch infolge der erhaltenen Nachrichten ziemlich leicht verschmerzt, und in einer Stimmung, als ob wir verjüngt worden wären, verließen wir die letzte Station. Sehr bald verdrängten wieder neue Ereignisse die Erinnerung an vorhergegangene in der ewig alten Reihenfolge, und darüber vergieng abermals einige Zeit.

Mehr als einmal werden wir gezwungen, unsere Reiseroute aufzugeben, um auf Umwegen zu einem Punkte zu gelangen, den wir in gerader oder direkter Richtung in drei- oder viermal kürzerer Zeit hätten erlangen können. Infolge bedeutender Ueberschwemmungen wurden wir genötigt, unser Ziel auf Ufa zu nehmen, um von dort nach Jekatarinenburg weiter zu fahren. Auf einem solchen Abwege, in der Nähe der beinahe nur von Deutschen bewohnten Fabrikstadt Slataust, berührten wir rechts am Wege die berühmte Quelle des ebenso berühmten Flusses, der im Süden die beiden Endteile der alten Welt: Europa und Asien, mit seinem silbernen Bande umschlingt oder auch auseinanderhält, — die Quelle des Ural-Flusses, dessen ursprüngliches Bächlein schon in Orenburg zu einem ansehnlichen Flüßchen angewachsen ist, das, nachdem es die Tiefländer und Steppen zwischen dem Ural-Gebirge und dem Kaspischen Meere durchflossen, endlich in dem letzteren sein Ende findet.

Neun Wochen seit der Abreise von Deutschland und sechs Wochen seit der Abfahrt von Nischni-Nowgorod sind vergangen, als wir endlich 80 Werst vor Jekatarinenburg die Grenzsäule erreichen, welche hier im nördlichen Teile des Gebirges die Linie bezeichnen soll, an welcher sich die genannten beiden Erdteile berühren, wiewohl die letztere Stadt eigentümlicherweise noch zu Europa gezählt wird.

Der bei weitem mehr durch seine Bedeutung als durch Großartigkeit hervorragende Obelisk wird von den Reisenden nur selten beachtet, obwohl er betrachtet zu werden verdient. Auf seinen vier Breitseiten befinden sich keine Hieroglyphen, die, wie auf den ägyptischen Pyramiden uns aus der Geschichte von Jahrtausenden erzählen, sondern wir lesen nur vier mit goldenen Lettern eingegrabene Namensinschriften, die uns aber doch vollkommen befriedigen. Auf der dem Westen zugewendeten Seite findet man einfach in großen Buchstaben den Namen des Erdteils, dem derselbe zugekehrt ist, nämlich „Europa" und auf der östlichen Seite den Namen „Asia".

Es genügt das allein schon, um einen Augenblick gefesselt an der Stelle stehen zu bleiben; allein noch bleiben uns zwei andere Seiten übrig, die uns nicht weniger befriedigen, weil sie uns an zwei bedeutende Männer erinnern, die gleiche Namen trugen. Auf der einen Seite lesen wir den Namen „Alexander v. Humboldt" und auf der anderen Seite „Alexander Nikolajewitsch". Beide Namen sind mit den betreffenden Daten und Jahreszahlen

Digitized by Google

versehen, da die beiden Alexander, der eine als ein Hüne auf dem Gebiete der Wissenschaft, der andere als nachmaliger Zar Alexander II. von Rußland, an derselben Stelle standen, und zwar der erstere im Jahre 1829 und der letztere im Jahre 1837 als Zarewitsch in Begleitung seines damaligen Erziehers Shukowski.

In Orenburg gemahnt uns wenigstens am Flußübergang (im Sommer eine hölzerne Brücke), eine Schildwache, die, vor dem Schilderhäuschen sitzend, ihr Pfeifchen raucht und die Vorübergehenden auf Wunsch mit Feuer versehen kann, daß wir asiatischen Boden betreten und von einem Erdteil in den anderen hinüberspazieren; allein hier im Norden stehen wir mit einem Fuß in Europa und mit dem anderen in Asien, ohne daß uns jemand daran erinnerte und uns auf diese Merkwürdigkeit aufmerksam machte.

Bei gutem Wege in günstiger Jahreszeit erreicht man von dieser Stelle die Stadt Jekaterinenburg in einem halben Tage; wir dagegen brauchten diesmal noch zweimal 24 Stunden und hatten nicht weniger als 63 Tage von Moskau bis an die Grenzstadt nötig gehabt. Im Sommer zu Schiff auf der Wolga und Kama und bei der prächtigsten landschaftlichen Abwechslung würden wir neben einer unendlich viel angenehmeren Reise höchstens zwanzig Tage — gewöhnlich aber noch weniger — gebraucht haben. Daß natürlich auch die Summe der Reisekosten zu dieser jetzt viermal so langen Zeit mehr als in gleichem Verhältnis steht, ist bereits angedeutet worden. Sowohl Zeit als Geld hätten wir aber ersparen können, wenn wir von Deutschland vier Wochen später oder zwei bis drei Wochen früher aufgebrochen wären.

## Geographische Neuigkeiten.

* Die Zusammenstöße mit den Eisfeldern. Der Verein für die Reform und Kodifikation des Völkerrechts, welcher im jüngsten Monat Juli seinen Kongreß in London abgehalten, hat sich auch, wie wir schon Seite 720 meldeten, mit einer Frage beschäftigt, die namentlich die Seeschifffahrt wesentlich angeht; er hat nämlich die Mittel und Wege aufgesucht, über welche die Nationen unter sich übereinkommen müssen, um den Zusammenstößen mit den Eisbänken vorzubeugen, welche man hauptsächlich unter 40° n. Br. und 50° w. L. begegnet. Die aus der Baffinsbay kommenden Eisberge finden auf der Bank von Neufundland nicht die nötige Tiefe, um schwimmend zu bleiben, denn das Meer hat in jenen Gewässern nur eine Tiefe von 100 Faden; deshalb treiben sie ab und umgehen die Bank, werden dann in den Polarstrom hineingezogen und geraten in den aus dem Mexicanischen Meerbusen kommenden Golfstrom, dessen Wärme sie allmählich zum Schmelzen bringt. Im Monat Mai 1882 hat ein Dampfschiff in dieser Region nicht weniger als 351 Eisfelder getroffen, deren Höhe zwischen einigen Fuß und 300 m. über dem Meeresspiegel wechselte und deren Größe bis zu einer Länge und Breite von 7 Mln. reichte. Wenn man, wie dies die Regel angiebt, die über dem Wasserspiegel befindliche Höhe des schwimmenden Eisberges oder Eisfeldes nur auf den sechsten Teil seiner Gesamthöhe annimmt, so tauchten diese Eismassen bis zu einer Tiefe von drei- bis vierhundert Meter ins Meer ein. Im Monat Juli dieses Jahres zählte man 80 Eisberge, von welchen der bedeutendste eine Höhe von 200 Fuß, bei einer Breite von zwei Meilen hatte. Die verschiedenen seefahrenden Nationen sollten sich verständigen, um auf gemeinsame Kosten Ueberwachungs- und Verkehrsmittel herzustellen, wie Leuchttürme, Feuersignale, Baken, Bojen und ähnliche Warnungszeichen.

* Die Hitze in Massaua. Hierüber berichtet der Brief eines dort befindlichen Sicilianers: „Die Hitze auf dieser Insel ist qualvoll. Wenn man nur eine Stunde oder ein halbes Stündchen schlafen will, muß man sein Betttuch mit Wasser tränken, sich vollkommen nackt auf das Bett ohne Matratze ausstrecken und Kopf und Brust in eine nasse Serviette hüllen. Die müden Augen schließen sich dann zwar, allein bald wird man durch die Empfindung des trocken gewordenen Leintuchs und der Serviette, welche auf der Haut brennen, wieder zum Erwachen gezwungen. Neidisch betrachtet jeder den andern, wenn er ihn nur auf wenige Minuten einnicken sieht. Wir murrten früher in Italien, wenn uns das Thermometer eine Temperatur von 25° C. meldete, aber man denke sich, wie uns hier zu Mute ist bei einer Temperatur von 45° C. ohne Schatten und wo ein kleines Stückchen Eis ein unschätzbares Kleinod ist. Im Augenblick, wo ich dies schreibe, sitze ich ganz nackt bis über die Brust in einer Badewanne, vor mir ein quer gelegtes Brett, das mir zum Schreibpulte dient. Tritt man ins Freie, so glaubt man in der Hölle zu sein. Wehe dem, der ohne einen breiten Strohhut ausgeht oder den Sonnenstrahlen trotzen will — er ist ein verlorener Mensch! Die größte Menge der Todesfälle kommen unter den aus den Alpengegenden gebürtigen Soldaten vor — in vier Tagen sind sie gesund und tot! Es war ein unverzeihlicher Mißgriff, diese an eine reine dünne Luft gewöhnten Alpensöhne in diese Hölle von glühendem Sand zu schicken. Die Spitäler und Lazarete sind mit Kranken überfüllt; der Sonnenstich ist an der Tagesordnung und der Tod hält lustig eine grauenhafte Ernte. Gestern stürzte ein Büchsenschütze, vom Sonnenstich wie von einem Schlagfluß getroffen, tot zusammen; jüngst gieng eine Frau im vollen Sonnenschein über einen Damm und brach plötzlich tot zusammen" 2c. 2c.

* Die Entdeckung neuer Goldlager in Holländisch-Guyana. Der „Westindier" und die anderen surinamischen Zeitungen vom Monat Juni berichtigen von wichtigen Lagern von Waschgold, welche neuerdings in

Digitized by Google

der Boven-Sara-Kreek entdeckt worden sind und zu den reichsten gehören sollen, welche man kennt. Die gegen Mitte Mai mit einem Personal von 120 Arbeitern begonnene Ausbeute hatte schon bis zum 19. Juni einen Ertrag von 38 Kgr. Gold ergeben. Das gewonnene Gold ist sehr rein und findet sich in Klumpen, welche ein bis anderthalb Kilogramm wiegen. Man hat sogar einen Klumpen von 3103 Gramm gefunden. Man glaubt und wünscht in Surinam, die entdeckten Goldlager werden einen großen Strom der Einwanderung nach jenem Lande ziehen, und zwar zum Vorteil der Kolonie, welche infolge ihrer schlechten Verwaltung und in Ermangelung von Arbeitskräften und Kapital ihre reichen natürlichen Hülfsquellen nicht auszunutzen vermocht hat.

* Die neuentdeckten Grabtempel in Sidon. Die Umgebungen des heutigen Saida (des alten Sidon) in Syrien sind bekanntlich reich an Höhlengräbern und Nekropolen aus römischer Zeit, aus welchen schon manche antiken Kunstschätze geborgen worden sind. In diesem Frühjahr nun ist es dem amerikanischen Missionar W. K. Eddy gelungen, in der Nähe von Sidon einen vollkommen erhaltenen und schönen griechischen Grabtempel zu entdecken und aufzudecken. Wir entnehmen den allerdings nur eilfertigen, flüchtigen und unter schwierigen Umständen aufgenommenen Beobachtungen des Finders, daß es sich hier anscheinend um einen artistisch wie archäologisch höchst wichtigen Fund handelte, und daß sich wahrscheinlich andere und berufenere Gelehrte dabei ein Verdienst erwerben können, indem sie die Schätze dieses Tempels genau erforschen und ans Licht bringen, denn Herr Eddy will sich nur das Verdienst der Entdeckung derselben wahren. Die Fundstätte liegt etwa 2000 Schritte nordöstlich von der heutigen Stadt Sidon und wird erreicht mittelst eines Schachts von 30 F. ins Gevierte und 35 bis 40 F. Tiefe. Anscheinend in dieser Tiefe stießen Herr Eddy und seine bei der Ausgrabung beschäftigten Arbeiter auf vier Thüren, welche in der senkrechten Mauer angebracht waren, einander genau gegenüber lagen und in vier verschiedene Gemächer führten. Die Finder betraten das südliche Gemach zuerst und fanden, daß es ein Raum von etwa 15 F. ins Gevierte und aus dem anstoßenden soliden Felsen ausgehauen war. In diesem standen nebeneinander zwei Sarkophage, der eine mit einem zugespitzten Deckel und sehr einfach, von schwarzem Marmor, der andere von ungeheurer Größe und vom schönsten weißen Marmor. Der letztere Sarkophag, 11 F. lang, 5 F. breit und 12 F. hoch, war aus zwei soliden Stücken Marmor aufgebaut; der obere Teil bildete einen Bogen, welcher vorn und hinten in zwei Felder geteilt war; aus den Seiten sprangen vier Löwenköpfe hervor. Ueber jedem Feld war ein Tier mit einem Adlerkopf und entfalteten Schwingen, die Gesichter einander zugekehrt. Auf dem vorderen Feld war ein fallender Krieger abgebildet, welcher sich mit seinem Schild gegen zwei Centauren zu verteidigen bemüht war. Die Seiten waren ebenso mit Figuren von Pferden, menschlichen Wesen, einer Hyäne und anderen Tieren bedeckt. Auf der hinteren Seite waren Vögel mit ausgebreiteten Schwingen, aber mit Menschenköpfen — wiederum Centauren, und eine Gruppe von Figuren, die sichtlich eine Jagdscene vorstellten. Die Grabkammer war natürlich geplündert, aber nicht sonderlich beschädigt worden, und die Skelette von drei Männern und fünf langschnauzigen Hunden war alles, was man darin fand.

In der östlichen Kammer waren ebenfalls zwei Sarkophage, ein kleiner, einfacher und ein größerer, reicherzierter. Dieser Raum hatte das Ansehen eines hübschen, kleinen griechischen Tempels, war ganz aus weißem Marmor aufgebaut und, nach Herrn Eddy's Schilderung, „durchscheinend wie Alabaster;" das Dach ist geneigt und hat Ziegeln, auf denen eine Zeichnung „wie von Metallstreifen, welche die Fuge bedeckten, und von hübsch ausgearbeiteten Knäufen an den Stellen, wo diese Streifen den First kreuzten," eingehauen sind. Dieser Tempel scheint voll Skulptur zu sein und ist wunderbarer Weise vollkommen gut erhalten. Der Hauptteil des Gemachs hat einen „Porticus von Säulen" rings herum, und zwischen diesen stehen 18 Bildsäulen aus weißem Marmor, jede ungefähr 3 F. hoch, welche noch so rein und frisch aussehen, als kämen sie gerade aus des Künstlers Werkstätte. Auf dem oberen Teil des Sarkophags ist ein Leichenzug dargestellt, der Wagen mit dem darauf ruhenden Leichnam, einige Figuren mit dem Ausdrucke tiefen Kummers und zwei ledige Reitpferde. Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß auch dieses Grab beraubt und zu diesem Zweck die rechte obere Ecke desselben abgeschlagen worden ist.

Die nördliche Kammer enthält nur einen einzigen einfachen Sarkophag. In der westlichen Kammer befinden sich vier Sarkophage, von denen einer wirklich sehr schön zu sein scheint. Er ist aus Marmor, wie die anderen, und ganz bedeckt mit erhabenen Figuren, welche bemalt sind, und von vielen vorzüglichen Zeichnungen; er scheint faktisch eine vollkommene Leistung der höchsten griechischen Kunst zu sein.

Anscheinend sind keine Inschriften vorhanden, die uns erzählen, wer diese Grabtempel erbaute und wessen sterbliche Ueberreste hier inmitten einer solch künstlerischen Umgebung zur Ruhe bestattet worden sind. Beurteilt man diese Räume nach dem Aufwand, welcher an dieselben verschwendet worden ist, so waren sie die Grabstätten reicher und vornehmer Personen; nur ist schwer zu sagen, weshalb einige von den Sarkophagen so äußerst einfach sind. Vor einiger Zeit sind mehrere Gelehrte mit den Professoren Porter und Fischer von Beyrut aus nach Sidon gereist, um diese Grabtempel mit Magnesiumlicht zu untersuchen und einen Anhaltspunkt für ihre Geschichte zu gewinnen, die jedenfalls interessant zu sein verspricht. Wir sehen daher ihrem Bericht mit Interesse entgegen.

Digitized by Google

* Die neuesten Nachrichten von den Herren Capus und Bonvalot melden, daß diesen mutigen Reisenden der kühne Versuch einer Uebersteigung der Pamir und des Hindukusch gelungen ist und sie nach dem Britischen Indien gelangt sind. Ein Brief des Herrn Bonvalot aus Chitral vom 28. Mai berichtet, er und seine Gesellschaft seien beinahe ganz entblößt von Hülfsquellen dort angekommen und mit Zurückweisung bedroht worden, weil man sie für Russen hielt. Seither hat sich die indische Regierung ins Mittel gelegt, um sie aus ihrer schwierigen Lage zu befreien. Sie scheinen Marghilan im Anfang März verlassen zu haben, um westwärts zu reisen, worauf sie in den Alai-Paß einbogen, welchen der vorausreisende Herr Bonvalot praktikabel gefunden hatte. Am 15. März waren sie im Lager zu Ak-Basoga am Fuße des Défilé von Taldyk und noch vier Tagreisen vom See Kara-Kul. Von da an bis zur Nachricht von ihrem Eintreffen in Chitral hatte man nichts mehr von ihnen gehört. Offenbar waren sie genötigt worden, von der ursprünglich angenommenen Reiseroute abzuweichen, welche nach dem Verlassen des Sees Kara-Kul südsüdöstlich nach Kundschut geführt hätte, während der wirklich verfolgte Weg sie nach Südwesten führte.

* Die französischen Expeditionen in das Innere vom Senegal. Bekanntlich hat die Pariser Geographische Gesellschaft den Oberstlieutenant Gallieni, den Gouverneur der französischen Besitzungen am Senegal, um Veranstaltung einiger Expeditionen ins Innere angegangen. Die Operationen der beiden kleinen Heersäulen, welche gegen den Marabout Mahmadu Lamine zu Diana ausrückten, endeten mit der schimpflichen Flucht des letzteren. Die topographische Arbeit dieser Detachements umfaßt Aufnahmen des Nieriko-Thals, des oberen Gambia und der seither noch unerforschten Teile des Faleme. Zwei besondere Missionen von Offizieren hatten Diana verlassen und die eine das Land zwischen dem Faleme und dem Tankisso vermessen, die andere, unter Kapitän Oberdorf, hatte bei Badu über den Gambia und bei Erimana über den Faleme gesetzt und war nach Dinquiray vorgedrungen, welches noch niemals vorher von einem Europäer besucht worden war. Die ganze Region war unter den Schutz Frankreichs gestellt worden. Der Uassulu-Mission war es gelungen, mit Almany Samony einen äußerst vorteilhaften Vertrag abzuschließen, durch welchen der Niger und der Tankisso von ihren Quellen ab die Grenze zwischen dem französischen Sudan und den Besitzungen des Samony bilden, welcher überdies einwilligte, seine sämtlichen Besitzungen auf dem rechten Ufer des Flusses unter französischen Schutz zu stellen. Das nun unter französischer Schutzherrschaft stehende Land erstreckt sich auf dem rechten Ufer des Niger von Segu bis nach Sierra Leone und der Republik Liberia und schließt auf diese Weise das ganze Futi-Djallon ein.

## Skizzen aus Nordamerika.

### Nordamerikanische Medizin.

In den Vereinigten Staaten macht man immer neue Erfahrungen. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein Yankee-Gemüt.“ Mein Weg führte mich vor kurzem in eine Stadt von 3000 Einwohnern — ich will sie nicht nennen — im nördlichen Teil des Staates Jowa und ich mußte die Apotheke in Anspruch nehmen. Der Apotheker wurde zutraulich, was sonst nicht amerikanische Sitte ist, und zeigte mir seine letzte Monatsaufzeichnung über die bei ihm verkauften geistigen Getränke; diese Aufzeichnungen müssen nämlich die von Käufern unterzeichnete Angabe enthalten, zu welchem Zwecke die „Medizin“ verlangt worden. Bier wurde bei ihm gekauft gegen Appetitlosigkeit, allgemeine Schwäche, Ueberhitzung, Magensäure und Magenschmerzen, Kolik, Unverdaulichkeit Gallsucht, Kopfschmerzen aller Art, Rheumatismus, Fieber, Schwindsucht und Dyspepsie. Die meisten „Kranken“ litten an Appetitlosigkeit, allgemeiner Schwäche und Dyspepsie. Gegen die Appetitlosigkeit wurden 34 Quart Bier verlangt, gegen die allgemeine Schwäche ebenfalls 34 Quart und gegen die Dyspepsie 49 Quart, „zum Familiengebrauch“ waren 69 Quart nötig. Aber den Krankheiten scheint in Jowa mit Erfolg auch mit Whiskey entgegengetreten zu werden; Wein und Brandy waren die beliebtesten Mittel gegen Ueberhitzung und ein besonders findiger Patient kaufte Alkohol zur Vertreibung seiner — Hühneraugen. Alle angeführten Krankheiten forderten in der heißeren Jahreszeit weit mehr Opfer als bei kühlerer Witterung. In einem County von nur 25,000 Einwohnern wurde im Juli doppelt so viel „Medizin“ verkauft als im Juni. Im Juni verabfolgten 14 Apotheker an 1428 Kunden 4807 Pints Whiskey, im Juli 15 Apotheken an 2254 „Patienten“ 8670 Pints, so daß im Monat Juli jeder Kopf der Bevölkerung, gleichviel ob Mann, Frau oder Kind, ein Drittel Pint Alkohol zu sich nahm. Dazu kommt, daß in zahlreichen Teilen des Staates Privatlokale existieren, die mit Apotheken in Verbindung stehen und die an regelrechten „Bars“ an zuverlässige Patienten Getränke aller Art verkaufen. Die „Patienten“ sind übrigens meist so vorsichtig, daß sie ihre Namen auf den Bestellzetteln für Bier oder Whiskey derart mit Schnörkeln zieren, daß kein Mensch sie entziffern kann.

### Die Kohlenlager in den Vereinigten Staaten.

Wenige Staaten haben so ungeheure Kohlenfelder aufzuweisen, als — sie liegen sämtlich östlich vom Felsengebirge — die Vereinigten Staaten und welchen Reichtum sie bergen, mag schon daraus erhellen, daß bisher die (sogleich unter 1 und 2 anzuführenden) beiden kleinsten derselben imstande waren, den ganzen inländischen Bedarf zu decken. Da ist 1. das Neu-England-Becken in Massachussets und Rhode Island, das man auf 750 Quadratmeilen schätzt; die

Digitized by Google

Maximal-Dicke desselben beträgt 23 Fuß, und bleihaltiger Anthracit bildet die Masse; 2. das Anthracit-Bassin von Pennsylvanien, das nur 472 Quadratmeilen umfaßt, aber fast ausschließlich die vorzüglichen Kohlen für die Industriedistrikte der Nordost-Staaten und für die Dampfschiffe liefert; 3. das Appalachian-Kohlenfeld, welches sich über acht Staaten erstreckt und in beiden Virginien 16,000, in Pennsylvanien 12,300, in Ohio 10,000, in Kentucky 8980, in Alabama 6000, in Tennessee 5100 und in Georgia 170, zusammen 60,000 Quadratmeilen bedeckt; die Mächtigkeit der Schichten steigt bis zu 60 Fuß und es erstreckt sich von der Quelle des Ohio bis nach Tuscaloſa am Alabama; 4. das Michigan-Bassin mit 6700 Quadratmeilen, fast in der Mitte des Staates, südwestlich und sie nahezu einschließend von der Saginaw-Bay des Huron-Sees; 5. das Illinois-Bassin mit nicht weniger als 47,190 Quadratmeilen, von Rocke Island am Mississippi in Illinois bis Jefferson am Rocke Fluß und von Lafayette und Mitchell in Indiana bis Maskutah in Illinois reichend; 6. im äußersten Westen das Missouri-Bassin mit 18,000 Quadratmeilen und mit dem Texas-Bassin von 6000 Quadratmeilen in Verbindung stehend; es liegt in der südwestlichen Hälfte von Iowa, greift westlich in Nebraska ein, füllt halb Kansas und einen Teil des nordwestlichen Missouri und verbreitet sich in das Indianer-Territorium und in Arkansas bis Little Rock; am oberen Red River berührt es das Texas-Bassin, welches südlich bis San Antonio reicht. Alles in allem bedecken die Kohlenlager der Union eine Fläche von rund 140,000 Quadratmeilen.

### Der Agat-Wald in Arizona.

Vielleicht ist kein Land der Welt so reich an Naturwundern, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nur daß dieselben weder so zugänglich noch so bekannt sind, wie die der alten Welt. Aber allmählich ergießt sich auch zu ihnen der Strom der Forscher und Touristen, die wohl vorzugsweise nur deshalb nach Europa ihre Schritte lenken, weil das, was dort geboten wird, meist auch vom romantischen Duft der Sage und der Geschichte umwoben ist.

Unter diesen Naturwundern obenan steht der versteinerte Wald in Arizona, der als der Chalcedonische Park bekannt ist, ein Park freilich nur dem Namen nach, denn die Riesenbäume, die einst dort gestanden, sind längst niedergeworfen und haben sich in Agat und Jaspis verwandelt. Der „Park" liegt von Coriza, einer Station der Atlantic-Pacific-Eisenbahn (Apache County, Territorium Arizona) 8 Meilen entfernt, und vielleicht eine volle Million versteinerter Bäume bedeckt hier eine Fläche von mehr als 100 Acres Landes. Das Holz ragt gewöhnlich aus der vulkanischen Asche und Lava hervor, welche bis zu 20 und 30 Fuß mit Sandstein überlagert sind; man sieht es auch in den Rinnen und Vertiefungen, in welchen das Wasser den Sandstein fortgewaschen, und allem Anscheine nach ist die Lagerung des versteinerten Waldes von nicht unbeträchtlicher Tiefe. Die Bäume sind in allen nur erdenklichen Stellungen und in Stücken jeder Größe über die ganze Fläche hin zerstreut; ein Baum von 150 Fuß Länge ist nicht selten in ebenso viele Stücke gleicher Größe gebrochen, und man möchte glauben, irgend ein vorsintflutlicher Holzhacker hätte ihn so zersägt; andere sind in zahllose Stücke, in Form und Größe vom kleinsten Kiesel bis zum ansehnlichen Klotz zerbröckelt; man findet auch wohlgeformte Würfel, die, um etwa als zierliche Briefbeschwerer zu dienen, nur noch der Politur bedürfen. Einzelne Bäume haben 50 Fuß im Durchmesser und einer mißt mehr als 200 Fuß in der Länge. An vielen Bäumen sind die Ringe so deutlich erkennbar, daß auch der Ungläubigste an dem organischen Ursprung der Versteinerung nicht zweifeln kann.

Die interessantesten Punkte des Parks tragen kennzeichnende Namen: es gibt eine Agat-Brücke, eine Agat-Schlucht, einen Amethyst-Punkt, ein Jaspis-Fort 2c. Die Agat-Brücke wird durch einen versteinerten Baum gebildet, der eine 45 Fuß tiefe und 55 Fuß breite Schlucht überspannt, und mehr als 50 Fuß der Länge des Baumes erstrecken sich über die Abhänge der Schlucht hinauf auf den festen Boden und in den Sandstein hinein. Diese Naturbrücke, welche die meisten Besucher des Parks überschreiten, hat drei bis vier Fuß im Durchmesser und dürfte schon Jahrtausende so gelegen sein: wo die Rinde sich abgelöst hat, treten in buntem Wechsel die schönen Farben von Agat und Jaspis zu Tage.

Versteinertes Holz wird an vielen Punkten der Erde gefunden, aber nirgends so farbenprächtig wie hier, in allen möglichen Schattierungen aus Rot, Gelb und Grün, und diese Farben treten entweder scharf getrennt mit genau abgeschnittenen Grenzen auf oder sie verschmelzen sich so harmonisch, daß die Linien kaum zu unterscheiden sind. Die roten, gelben und grünen Farben finden sich indes oft von Weiß, Schwarz oder Grau oder von durchscheinenden Stellen glänzender Quarzkrystalle, bisweilen auch von Amethysten durchzogen, und besonders die Ränder von Stücken hohler Bäume sind oft mit Amethyst und Krystallen gleichsam eingefaßt. Will man die ganze Schönheit dieser Gebilde bewundern, so muß man sich des Mikroskops bedienen, welches die feinsten Formen des ursprünglichen Zellengewebes klarlegt.

Die Agat-Schleiferei wird bekanntlich als Industrie seit 300 Jahren in der Gegend von Oberstein, in der preußischen Rheinprovinz, an der Nahe, betrieben, aber dem Schneiden und Schleifen großer Massen hat man bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt, weil wenige Agate mehr als 1 Fuß Durchmesser haben. In Zukunft dürfte der nordamerikanische Agat jedoch zur Dekorierung von Häusern und Kirchen, vielleicht sogar zum Belegen der Fußböden vielfache Verwendung finden; ganze Tischplatten aus Agat in ihrer natürlichen Zeichnung ließen sich mit Leich-

Digitized by Google

tigkeit aus den Riesenbäumen des Chalcedonischen Parkes schneiden.

Zu welcher Wertschätzung dieses Holz bereits gelangt ist, mögen einige Käufe aus der neuesten Zeit beweisen. Ein russischer Händler zahlte für ein Stück von 28 Zoll Durchmesser und 30 Zoll Länge 500 Dollars, und erst ganz kürzlich wurde eine große Ladung nach Europa verschifft, um dort zerschnitten und poliert zu werden. Ein Stück des Materials wird den Sockel eines prachtvollen silbernen Tafelaufsatzes bilden, welcher dem Bildhauer Bartholdi gewidmet werden soll, und auch der Juwelier greift immer häufiger zu den amerikanischen Agaten, die, bei verhältnismäßig niedrigen Preisen, an Reichtum, Glanz und Farbenwärme unter allen Agaten den ersten Rang einnehmen.

---

## Litteratur.

* Wildermann, Dr. Max: Jahrbuch der Naturwissenschaften 1886—1887. Mit einer Karte und 25 in den Text gedruckten Holzschnitten. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. — Wir müssen mit großer Befriedigung anerkennen, daß dieses äußerst gemeinnützige Jahrbuch, das sich im vorigen Jahre erstmals in die Litteratur einführte, in seinem nun vorliegenden zweiten Jahrgange ungemein an Vielseitigkeit und Gründlichkeit wie an Uebersichtlichkeit gewonnen hat. Es hält, was sein Titel verspricht: einen genauen Bericht über die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten der Physik, Chemie und chemischen Technologie, Mechanik, Astronomie und mathematischen Geographie, der Meteorologie und physikalischen Geographie, der Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirtschaft, Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde, Anthropologie und Urgeschichte, der Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie, der Länder- und Völkerkunde, des Handels und der Industrie, des Verkehrs und der Verkehrsmittel zu geben. Wir vermissen in der That keine der wichtigen neueren Entdeckungen und Erfindungen in dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften und begrüßen daher mit Freuden in dem Jahrbuch die gegebene Möglichkeit, diese universellen Fortschritte und Errungenschaften in den einzelnen Disziplinen und Gebieten hier sozusagen mit Einem Blick überschauen, uns aneignen und somit uns auf der Höhe der Zeit erhalten zu können, während das beigegebene sorgfältig bearbeitete Register das Jahrbuch zugleich zu einem bequemen Nachschlagewerk macht. Höchst dankenswert ist ferner auch das sogenannte Totenbuch, d. h. die Uebersicht der im jüngsten Jahre verstorbenen Gelehrten. Nur den einen unmaßgeblichen Wunsch möchten wir noch hinzufügen, bei jeder wissenschaftlichen Disziplin in den künftigen Jahrgängen des Jahrbuchs am Schlusse des betreffenden Abschnittes auch die Titel der wichtigsten einschlägigen Werke auf diesem Gebiete in Kürze aufgeführt zu sehen, was den Ueberblick über die Entwickelung der einzelnen Wissenschaften noch wesentlich vervollständigen würde. Im allgemeinen aber erachten wir uns für verpflichtet, das Jahrbuch auch fürder im Kreise der Gelehrten und ebenso in demjenigen der gebildeten Laien zur größtmöglichen Verbreitung und allseitigsten Benützung auf das eifrigste zu empfehlen.

* Reebmeyer-Bukassowitsch: Rußland (europäisches und asiatisches) nach eigenen Beobachtungen geschildert. Leipzig, Ernst Heilmann, 1887. — Von diesem auf etwa 10 Lieferungen berechneten Werke, welches einen integrierenden Teil der im Erscheinen begriffenen „Bibliothek für moderne Völkerkunde" bildet, liegen uns nun die beiden ersten Lieferungen vor, welche sich mit der Bevölkerung im allgemeinen nach Rasse, Nationalität, Sprache, Dialekt, Volkstrachten, Lebensweise, Sitten und Gebräuchen und materieller Lage befassen und davon ein Bild zu geben bemüht sind. Wir erhalten in flüchtigen Umrissen in den beiden vorliegenden Heften eine Schilderung der Großrussen, Kleinrussen, Weißrussen, Polen, Lithauer, Finnen, Esthen, Liven, Lappländer, Permier, Syrjänen, Wotjaken, Samojeden, Wogulen, Ostjaken, Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen, Karapassen, Abakan-Tataren, Kumadinen, Schwarzwald-Tartaren, Tungusen, Jakuten, Tschuktschen, Korjäken, Kamtschadalen, Giljäken, Jukahiren, Kalmüken, Buräten, Sojonen, Kirgisen, sibirischen Tataren, Wolga-Tataren, Baschkiren, Kasan'schen Tataren, Krim'schen Tataren, Turkmenen, Usbeken, Tadschiks, Sarten, Bucharen, Malo-Bucharen, Tarantschis und Dunganen — ein sehr reiches und vollständiges Verzeichnis von Völkerschaften, für deren genaue Schilderung der Raum beinahe zu knapp ist. Doch wollen wir unser Urteil bis dahin verschieben, wo wir von dem übrigens nicht ungeschickt angelegten Werke noch mehr gesehen haben werden.

* Shinkizi Nagai, Dr.: Die Landwirtschaft Japans, ihre Gegenwart und ihre Zukunft. Dresden, G. Schönfeld's Buchhandlung, 1887. — Dieses hübsche Werkchen ist ein sehr interessanter und lehrreicher Beitrag zur Landeskunde Japans, um so dankenswerter, als es von einem Sohne jenes Landes herrührt. Die Landwirtschaft in dem stark bevölkerten Japan ist infolge seiner dichten Besiedelung, seiner politischen Absperrung bis vor zwei Jahrzehnten und der vorwiegend vegetarischen Lebensweise seiner Bewohner zumeist Spatenkultur geblieben und hat sich daher neben dem emsigen Anbau der Nährpflanzen zumeist nur mit der Kultur der für den einheimischen Gebrauch bestimmten Nutzgewächse abgegeben. Für Viehzucht war keine Ermunterung vorhanden, weil Nachfrage und Ausfuhr fehlte und man bei der ungemeinen Zerstückelung von Grund und Boden und der vorwaltenden Spatenkultur kein Arbeitsvieh, also auch keine Wiesen bedurfte. So nahm die japanische Landwirtschaft ihren eigenartigen Charakter an, welcher uns in der vorliegenden Schrift eingehend mit seinen Vor- und Nachteilen geschildert wird und das Verständnis japanischer Zustände ungemein erleichtert. Bodengestaltung, Klima, Boden, Anbau, Gegenstände und Methode des Ackerbaues, Düngung, Viehzucht und Viehrassen in ihrem gegenwärtigen Zustande werden eingehend geschildert, und so bildet die Schrift vom geographischen Gesichtspunkte aus eine schätzenswerte Ergänzung zu allen neueren Beschreibungen von Japan.

* Von den bekannten trefflichen „Europäischen Wanderbildern", diesen zierlichen, praktischen, reich illustrierten lokalen Reiseführern aus dem Verlag von Orell Füßli u. Co. in Zürich sind soeben die Lieferungen 114, 115 und 116 erschienen unter dem Titel: „Lugano und die Verbindungslinien zwischen den drei oberitalienischen Seen von J. Hardmeyer" mit 55 Illustrationen von J. Weber und 4 Karten. Keiner unter den oberitalienischen Seen ist reicher an Abwechslung als der prächtige, dreifach gewundene Luganer-See, welcher nun mit der Gotthard-Bahn so leicht und angenehm zu erreichen ist und eines Besuches so sehr verlohnt, welcher an der Hand des vorgenannten trefflichen Führers um so genußreicher werden wird. Allgemein vermißte der Reisende seither einen derartigen speziellen Reiseführer für den Luganer-See und die drei Bahnstränge, welche ihn auf so bequeme Art mit dem Comer und dem Langen-See verbinden, und diese tiefgefühlte Lücke füllt nun das vorgenannte hübsche, unterhaltende und zuverlässige kleine Reisebuch in befriedigendster Weise aus. Zwei hübsche reliefartige Karten aus der Vogelschau, zwei Uebersichts- und Routenkarten und 55 kleinere und größere landschaftliche Ansichten in trefflichem Holzschnitt bilden eine willkommene Illustration zu dem bündigen, klaren, lehrreichen und

Digitized by Google

gewissenhaften Text, welcher den Reisenden auf dem betreffenden Gebiet vollständig orientiert, und bilden einen ebenso interessanten wie wertvollen integralen Teil der rühmlichst bekannten und allgemein beifällig aufgenommenen „Europäischen Wanderbilder" der Herren Orell Füßli u. Comp.

## Notizen.

* Die Oase des Jupiter Ammon, welche in der Region des Maghreb in der Wüste Sahara liegt, ist neuerdings von dem Ingenieur Luigi Robecchi aus Pavia besucht worden, welcher behufs des Gelingens seines Ausflugs arabische Tracht anlegen und ernsthaften Gefahren trotzen mußte. Nur drei Europäern ist es vor ihm gelungen, in die Oase einzudringen: einem Engländer, einem Deutschen und einem Franzosen, allein keiner hat so viel Notizen, eine so große Anzahl Zeichnungen und ethnographische Gegenstände mitgebracht.

* Ein neuer afrikanischer See. Herr Hawes, der britische Konsul in der Region des Nyassa-Sees, meldet, es sei ein neuer Binnensee südöstlich vom Schirwa- oder Kilwa-See entdeckt worden, und beschreibt ihn folgenderwaßen: „Der Limbi-See ist eine schmale Wasserfläche, welche sich an ihrem südlichen Ende in den Schirwa-See ergießt. Die Lage ist noch auf keiner der Karten, welche von Zentralafrika entworfen wurden, verzeichnet worden; nur Herr Last scheint ihn im August vorigen Jahres, im Verlauf seiner Reise nach den Namuli-Bergen, bemerkt zu haben. Der See beherbergt eine Unzahl von Wasservögeln und Flußpferden; sein Wasser ist schlammig und kaum trinkbar, und das einzige andere Wasser, welches man in der Nachbarschaft findet, ist ein dickes, trübes, welches aus Teichen in einem lehmigen Boden kommt.

* Die goldführende Zone des Feuerlandes. Das Departement der Ingenieure hat an das Finanzministerium der Argentinischen Republik die Karte des goldführenden Gebietes des Feuerlandes übersandt mit einem Begleitschreiben, worin es heißt: „Ich muß bemerken, daß die Bestimmung der Längengrade des Feuerlandes eine ganz unsichere ist, da sie von der Art und Weise abhängt, in welcher die Beobachtungen des Kapitän Fitz Roy vorgenommen worden waren. Darnach könnte es sehr leicht geschehen, daß die zwischen der Argentinischen Republik und Chile durch den Vertrag vom 23. Juli 1881 vereinbarte Grenze, die der Meridian 68° 34' w. L. von Gr. ist, der Linie nicht entspricht, die man darunter versteht. Es besteht in der That ein Unterschied von 55" zwischen den verschiedenen Coordinaten der Sternwarte von Cordoba und denjenigen, welche vor den beiden jüngst verflossenen Jahren angenommen worden waren. Ein Unterschied von 55" in der Breite des Feuerlandes macht einen Unterschied von beinahe einem Kilometer; es wäre also ein Streifen von einem Kilometer Breite, welcher irrtümlicherweise in der Abgrenzung einer der beiden benachbarten Nationen zugewiesen worden wäre. Für die Grenze mag dies von geringer Bedeutung sein; allein wenn die Bergwerks-Konzessionen und Schürfscheine mit ihren geographischen Coordinaten bezeichnet werden, so kann ein Irrtum von einem Kilometer den Konzessionaren die größten Nachteile bringen und zu einer Menge Prozesse Veranlassung geben. Man kann also sagen, daß wenn man sich bei der Konzessionierung der Bergwerke der früher vorhandenen Karte bedienen wollte, dies die größten Unzukömmlichkeiten nach sich ziehen würde. Dies ist wenigstens die Ansicht, welche wir von allen kompetenten Personen haben äußern hören.

### Gesellschaften, Vereine, Museen 2c.

* Die Niederländische Geographische Gesellschaft hat ihre Pläne zu Expeditionen nach Neu-Guinea oder den Aru-Inseln wegen Mangels materieller Unterstützung seitens der Regierung aufgeben müssen. Sie hat jetzt den Entschluß gefaßt, auf eigene Kosten eine Untersuchungsreise zu den Kei-Inseln unternehmen zu lassen. Die Wahl dieses Archipels als Untersuchungsfeld ist unbedingt eine sehr glückliche. Wie äußerst gering unsere Kentnisse auch nur der Kontouren jener Inselgruppe sind, erhellt aus dem Vergleich der zwei Karten der Gruppe, die die „Annalen der Hydrographie" im Jahrgang 1886 veröffentlichten, die eine entworfen nach den Aufnahmen des Herrn Langen (vom Hause Langen u. Co. in Köln), die andere abgedruckt aus Riedel's großem Werk „Ueber die schlicht- und kraushaarigen Rassen zwischen Celebes und Neu-Guinea". Es ist also erfreulich, daß die geographisch-geologische Untersuchung in den Vordergrund treten wird. Daneben werden aber die eigentümliche Flora der Gruppe, die Fähigkeit des Bodens für verschiedene Kulturen und, soweit es möglich ist, auch die anthropologisch-ethnographische Stellung ihrer Bewohner Gegenstände der Forschung bilden. Das Zustandekommen der Expedition wird sehr gefördert werden durch die Liberalität des deutschen Hauses Langen u. Co., das auf den Kei-Inseln Niederlassungen besitzt: es hat der Geographischen Gesellschaft unter anderem eine Summe von 4000 Gld. (ca. 6700 Mk.) als Beitrag zu den Kosten angeboten. m.

* Am 30. September und am 1. Oktober tagt in Amsterdam der erste Niederländische Naturwissenschaftlich-medizinische Kongreß, der ebenso wie die Versammlung der Deutschen Naturforscher und Aerzte und die British Association für den Geographen besonderes Interesse hat, weil sich dabei eine Sektion für Geologie und physische Geographie befinden wird. In dieser letzteren werden folgende Vorträge abgehalten werden: Casimir Ubaghs (Maastricht): „Ueber die geologischen Formationen der Provinz Limburg, besonders über die Kreideformation von Maastricht"; Dr. H. Blink (Amsterdam): „Das Studium der physischen Geographie der Niederlande"; Dr. J. Lorié (Utrecht): „Das niederländische Diluvium"; J. Ae. C. A. Timmerman (Amsterdam): „Einige Bemerkungen über das Quellgebiet der Amu Darja"; Prof. Dr. F. J. P. van Calker (Groningen): „Vorläufige Mitteilungen über die geologischen Untersuchungen in Surinam"; Professor Dr. C. M. Kan (Amsterdam): „Unsere geographischen Kenntnisse von den Molukken"; P. R. Bos (Groningen): „Einige Mitteilungen über die ‚esschen'[1] der Provinz Drente"; A. A. Beckman (Zutphen): „Ueber Wasserüberfluß und Wasserabfuhr der Strom- und Busengebiete in unserem Polderland"; Dr. H. van Cappelle (Sneek): „Beitrag zur Kenntnis des Bodens Frieslands". m.

[1] In Kultur genommene Haidefelder.

**Bücher-Ankauf!**

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen. Kataloge über 1/4 Million Bücher für 30 Pf.

**L. M. Glogau, Hamburg,** 23 Burstah.

**Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschien:**

**Kerner, Just., Ausgewählte poetische Werke.** 2 Bände. Mit Porträt des Dichters in Holzschnitt. 1878. 12°. In einem Leinwandband. M. 3.50.

**Koser, Reinhold, Friedrich der Große als Kronprinz.** Oktav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4.— Eleg. geb. M. 5.—

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 42.** Stuttgart, 17. Oktober **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die Verringerung der Gewässer in der Aralo-Kaspischen Niederung innerhalb der Grenzen Westsibiriens. Nach dem Russischen. Von Dr. C. Hiekisch. S. 821. — 2. Der Tomatenbaum. S. 824. — 3. Dr. W. Junker's Forschungen in Zentralafrika. (Fortsetzung.) S. 825. — 4. Skizzen aus Persien. Von Alex. Braun. S. 830. — 5. Der Winter auf den Bahama-Inseln. Eine Notiz aus Nassau, New-Providence, Bahama-Inseln. S. 831. — 6. Die Insel Diego Garcia. Nach Gilbert C. Bourne S. 833. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 838. — 8. Litteratur ꝛc. S. 840.


## Die Verringerung der Gewässer in der Aralo-Kaspischen Niederung innerhalb der Grenzen Westsibiriens.

Nach dem Russischen. Von Dr. C. Hiekisch.

Nach den in die Augen fallenden Erscheinungen der stehenden Gewässer in der Aralo-Kaspischen Niederung hat es sich thatsächlich erwiesen, daß die sehr zahlreichen dort vorhandenen großen sowie kleinen Seen ein stetiges Sinken ihres Niveau's beobachten lassen, daß also ihre Wassermasse in einer beständigen Abnahme begriffen ist. Auf Grundlage kartographischer Studien hat Herr N. Jadrinzew die Verminderung der Gewässer innerhalb der Grenzen West-Sibiriens in der Barabá-Steppe oder der Niederung am Ob und Irtysch, und zwar an dem See Tschany und den mit ihm verbundenen anderen Seen, nachzuweisen gesucht. Nach dem von dem Forscher gesammelten Kartenmaterial lassen sich die Veränderungen an den genannten Gewässern für einen Zeitraum von reichlich einem Jahrhundert nachweisen, und es ist überraschend, wie in dieser Epoche die Umrisse dieser Seen sich verändert haben, was auf der zu Jadrinzew's Aufsatz beigefügten Karte sehr anschaulich dargestellt ist.[1]

Die älteste Karte, auf welcher man den Tschany verzeichnet findet, rührt von einem gewissen Remisow her, welcher sie im Jahre 1701 in Tobolsk entwerfen ließ. Auf derselben erscheint der Tschany als eine weite Wassermasse mit vier Zuflüssen, bedeckt von vielen großen Inseln; ganz getrennt von diesen liegen die Seen Sartlan und Tandowo.

Auf der Karte aus dem Jahre 1765 erscheint der Tschany als ein ganz viereckiges Bassin mit einer Menge Inseln, deren Zahl nach Pallas 80 beträgt. Durch Durchflüsse oder natürliche Kanäle ist er vermittelst des Moloka mit dem Großen Abyschkan verbunden; im Süden steht er mit vier minder großen Seen in Verbindung, welche den Kleinen Abyschkan bilden. Es scheint jedoch der Tschany nur annähernd richtig entworfen zu sein, dafür spricht die Karte aus dem Jahre 1766, welche jedenfalls genauere Aufnahmen voraussetzen läßt, wie man das aus den schön gezeichneten Uferlinien wohl entnehmen kann. Der Große Abyschkan bildet mit dem Kleinen und mit den Moloka-Seen ein zusammenhängendes Gewässer, welches letztere wieder mit dem Tschany verbunden ist.

Eine sehr interessante und überaus sorgfältige Aufnahme enthält die Karte aus dem Jahre 1786 (Generalkarte des Gouvernements Kolywan), 10 Werst auf einen Zoll, von General Katschka ausgeführt. Die späteren Karten dieser Gegenden aus den Jahren 1801, 1808, 1816 sind nur Wiederholungen der ersteren, und auch Pansner hat seiner Karte des Kolywan'schen Bergdistrikts die obige Karte aus dem vorigen Jahrhundert zu Grunde gelegt.

Nach den Aufnahmen des Jahres 1786 ist der Tschany ein weites Wasserbassin mit vielen Inseln, das umfangreiche Buchten aufweist, die aber in späterer Zeit infolge der Verdunstung oder vielmehr überhaupt infolge der Wasserabnahme getrennte Seen mit breiten Durchflüssen bildeten, und die in der Gegenwart nicht mehr vorhanden sind. Daß der Tschany früher einen größeren

[1] „Nachrichten der Russischen Geographischen Gesellschaft" 1886. Heft 1.




Digitized by Google

Raum einnahm, ist ersichtlich aus seinen alten Uferlinien und ebenso daraus, daß die Seen Tandowo und Sartlan sich in geringeren Abständen von ihm befanden und deren Durchflüsse kürzer waren. Der Sartlan war sogar vermittelst zweier Durchflüsse mit dem Tschany verbunden, worauf eine Reihe getrennter Seen hinweist, welche sich noch erhalten haben. Das Ostufer des Tschany war abgerundeter und enthielt nicht so viele Buchten und Fjorde als es jetzt der Fall ist, denn das war alles früher eine zusammenhängende Wassermasse bis zum Sartlan; das Südostufer reichte weit mehr nach Süden hin und die größte Breitenausdehnung von Norden nach Süden hin hatte der See gerade an dieser Stelle. Auch das nördliche Ufer bildete keine Buchten und ebensowenig dem Ufer parallellaufende, langgestreckte Inseln, die jetzt in Menge vorhanden sind. An der Stelle, wo gegenwärtig das Dorf Judin auf dem Festlande liegt, befand sich 1786 noch eine Insel. Am Südufer befindet sich der See Malkowo, welcher mittelst Durchflüsse mit dem Tschany verbunden ist, der Jarkul-See aber, der jetzt ganz getrennt daliegt, bildete früher eine Bucht des Tschany. Oestlicher von diesem befinden sich drei Inseln, welche 1786 in weit größerem Abstande vom Ufer lagen und weit kleiner waren als gegenwärtig. Die größten Veränderungen haben jedoch an der Westseite des Tschany stattgefunden, und zwar an den Seen Moloki, Groß- und Klein-Abyschkan und Sumy-Tschebakly; alle diese bildeten früher ziemlich große Bassins, welche jetzt verschwunden sind.

Auf der Karte aus dem Jahre 1786 erscheint der Moloki-See als eine weite Wassermasse, die sich südwestlich von dem Tschany erstreckt und im Norden durch den Durchfluß Tscheboklinsk mit dem Tschany verbunden ist. Diese frühere Verbindung zwischen den beiden Gewässern wird gegenwärtig nur noch durch zwei ganz kleine, von einander getrennt liegende Seen angedeutet, welche sich zwischen dem See Tscheboklinskoje und Tschany befinden. Der erstere bildete früher einen Teil des Moloki; gegenwärtig liegt zwischen beiden aber ein trockener Raum von mehreren Werst Breite; die früheren Inseln dieses Sees tragen jetzt Dörfer oder sind mit Weideplätzen bedeckt und werden noch mit ihren alten Namen benannt.

Ferner sehen wir auf der Karte von 1786, daß der Moloki durch zwei Durchflüsse einerseits mit dem Großen Abyschkan, andererseits mit dem Kleinen verbunden wurde. Der Große Abyschkan war früher eine große zusammenhängende Wasserfläche, die von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 65 Werst hatte; gegenwärtig sind von derselben kaum einige ganz unbedeutende kleine Seen übrig geblieben, alles übrige ist ausgetrocknet. Der Kleine Abyschkan war mit dem westlicher gelegenen See Sumy-Tschebakly verbunden, welcher letztere wiederum an zwei Stellen mit dem Großen Abyschkan zusammenhieng; die nördlichere Verbindung geschah durch das Flüßchen Naschbana. Solche Verbindungen bestehen nicht mehr und an ihrer Stelle findet man jetzt ebenfalls nur noch unzusammenhängende, unbedeutende kleine Gewässer.

Der See Sumy-Tschebakly war, wie aus der Karte ersichtlich ist, im vorigen Jahrhundert ein Gewässer, das nur eine wenig kleinere Ausdehnung als der Tschany hatte. Sein Weststrand trat dicht an die Seen Kamyschnoje und Mochowoje heran, und seine Ausdehnung von Nordwest nach Südost betrug 100 Werst; die beiden letzteren Seen liegen nur 35 Werst vom Irtysch entfernt. Von dieser großen Wasserfläche sind nur 8 kleinere Seen vorhanden, von welchen die größten fünf bis sechs Werst lang und welche selbst nach den neueren Aufnahmen in raschem Verschwinden begriffen sind. Alle diese genannten Seen, also der Sartlan, Tschany, Moloki, Groß- und Klein-Abyschkan und Sumy-Tschebakly, stellten miteinander zusammenhängende Gewässer dar, die vor hundert Jahren einen Raum einnahmen, dessen Länge, von Westen nach Osten gemessen, 300 Werst betrug, während diese Entfernung in der Gegenwart nur noch die Hälfte davon beträgt.

Faßt man die topographischen Aufnahmen dieser Seen vom Jahre 1786 an bis in die neueste Zeit zusammen, so läßt sich eine allgemeine schematische Karte derselben für hundert Jahre zusammensetzen, was Jadrinzew in der That sehr anschaulich ausgeführt hat. Die Resultate seiner Untersuchungen sind auffallend genug. Es ist aus dieser Karte ersichtlich, daß das Schwinden und Seichterwerden der Gewässer mehr auf der Westseite sich vollzieht als auf der Ostseite, und zwar in der Richtung von Südwest nach Nordost vorschreitet, indem dieses Schwinden im Südwesten an den Steppen beginnt und im Osten der Seen, wo Zuflüsse vorhanden sind, weit geringer ist; im Westen haben die Seen eine derartige Speisung nicht. Diese östlichen Zuflüsse erklären aber das Schwinden der Gewässer nicht; die Zuflüsse sind nicht geschwunden und dennoch schrumpfen die Gewässer zusammen.

Indem wir uns hier aller Hypothesen über die Verringerung dieser Gewässer enthalten, muß jedoch ausdrücklich bemerkt werden, daß das Austrocknen der Gewässer nicht allein an der erwähnten Seengruppe beobachtet wird, dieselbe Erscheinung tritt auch weiter in der Umgebung des Tschany und namentlich im Westen auf. Nach den statistischen Berichten des Gouvernements Tobolsk sind bis zum Jahre 1860 allein im Kreise Ischimsk des Gouvernements Tobolsk 300 Seen gänzlich verschwunden. Nördlich vom Tschany tritt dieses Phänomen namentlich in der Kainskischen Barabá auf, wo diese Beobachtungen nicht minder interessant sind. Als Jadrinzew auf dem Tschany an den Ob und nach Barnaul fuhr, hörte er überall Klagen über das Austrocknen der Seen, und östlich vom Tschany erfuhr er in der Kulundinskischen Steppe im Dorfe Konewaja, daß der Konewo-See in seinem Umfange beständig und sehr merkbar abnehme. Nördlich von

Digitized by Google

dem Flusse Karasuk sind mehrere Seen vollständig geschwunden, so z. B. die Seen Trawjanoje, der Krugloje und der Jarmarka. In der Nähe der Burlinskischen Seen, im Kreise Barnaul, erfuhr Jadrinzew, daß der große See Topolnoje, welcher auf den Karten angegeben ist, fast gar nicht mehr existiert. An den Burlinskischen und Kulundinskischen Seen treten ganz analoge Erscheinungen auf, wie am Tschany, wie sich das aus kartographischen Vergleichen ergiebt; auch haben diese Seen in der westsibirischen Steppenniederung eine ganz ähnliche Lage und Speisung wie das Bassin des Tschany. Es läßt sich das an dem See Karasukskoje beobachten, in den sich der Karasuk von Osten ergießt und der früher durch eine Reihe von Seen floß, die er miteinander verband und von welchen gegenwärtig nur noch der eine vorhanden ist. Ganz dasselbe fand statt an dem Burlinskischen See, in welchen sich die Burla von Osten ergießt, und die hier früher eine ganze Reihe stehender Gewässer bildete. Das Netz dieser Seen, der Topolnoje mit inbegriffen, ist auf der Karte von West-Sibirien entworfen. Südlicher liegt schließlich der See Kulundinskoje, in welchen sich auch von Osten her die Kulunda ergießt. Alle diese Seen liegen in der Steppenregion des südlichen Teils West-Sibiriens, an der Grenze der zentralasiatischen Kirgisensteppe, ihre Zuflüsse kommen aber aus einer nordöstlichen Region, die reich an Wäldern und an Feuchtigkeit ist. Da nun Veränderungen an einer Gruppe von Seen sich genau nachweisen lassen, so ist es auch natürlich, daß solche auch an anderen Seengruppen stattgefunden haben, welche denselben Bedingungen unterworfen sind. Und in der That, wenn wir genau den Tschany prüfen und unsere Aufmerksamkeit auf die Umrisse der Karasuk'schen nnd Burlinskischen Seen wenden, wie sie sich uns auf den Karten des vorigen Jahrhunderts darstellen, so müssen wir entschieden in Staunen geraten. Ein genauer Vergleich der gegenwärtigen Verhältnisse mit denen vor hundert Jahren ergiebt keine Aehnlichkeit der Umrisse mehr und beweist uns zugleich, daß hier Veränderungen vor sich gegangen sind, welche denen am Tschany ganz analog sind und die sich nach denselben Gesetzen vollzogen haben.

Auf der Karte vom Jahre 1765 bilden der See Karasukskoje und die Burlinskischen Seen, der bereits verschwundene Topolnoje mit inbegriffen, ein zusammenhängendes Ganzes. Der Karasukskoje erscheint als ein gegliedertes Bassin zusammenhängender Seen, welches im Süden vermittelst eines Durchflusses oder vielmehr durch eine Reihe kleiner zusammenhängender Seen mit den Burlinskischen Seen verbunden ist, nämlich mit den Seen Choroschoje, Topolnoje, Gorkoje oder Ansch-Bulat, welche ebenfalls ein zusammenhängendes Bassin darstellen, in das sich von Osten her die Burla ergießt. Die Karte vom Jahre 1816 zeigt schon ein anderes Bild dieser Gewässer, der Ansch-Bulat, der Große und Kleine Topolnoje, der Trawjanoje, der Choroschoje und Chamutinskoje hängen nicht mehr zusammen, sondern sind nur noch durch Durchflüsse mit einander verbunden, und erscheinen schon bedeutend zusammengeschrumpft.

Auf den Karten späterer Aufnahmen, wie aus dem Jahre 1848, lassen sich die Verbindungen dieser Seen miteinander wohl noch wahrnehmen, jedoch lange nicht in demselben Verhältnisse. Der Ansch-Bulat erscheint durch einen Fluß mit dem Osolodotschnoje verbunden und auf dieselbe Art der Topolnoje mit dem Trawjanoje; letzterer hängt wiederum durch Durchflüsse mit den übrigen zusammen; alles dieses deutet aber auf einen ehemaligen unmittelbaren Zusammenhang dieser sämtlichen Gewässer hin. Dessenungeachtet, daß die sogenannte zehnwerstige Karte (10 Werst auf einen Zoll) den gegenwärtigen Verhältnissen im allgemeinen entspricht, so zeigen sich diese Gewässer in der Wirklichkeit doch schon anders, und thatsächlich sind diese Seen von einander gerissen, einige ganz geschwunden, wiederum andere liegen ganz isoliert da. So ist der Karasukskoje schon ganz getrennt von dem Dolgoje und Uglowoje, welche noch eine Erweiterung des Karasuk darstellen; das Schwinden derselben scheint sich rasch zu vollziehen. Ueber den gegenwärtigen Zustand derselben liegen uns allerdings keine genauen Zeugnisse vor, wenn man aber die zerstreut daliegenden Gewässer mit den im Lauf eines Jahrhunderts erschienenen Karten vergleicht, so kann man nicht im Zweifel sein, daß auch ihr Austrocknen sich eben so rasch vollzieht, wie an dem oben genannten Tschany.

Hiermit wären die Beispiele von einem ursprünglichen Zusammenhange von Seen in West-Sibirien oder in der Niederung am Ob und Irtysch noch lange nicht erschöpft. Wenden wir uns nämlich südlich von dem Kulundinskoje an seinen Zufluß, so stoßen wir auf die Reihe der Kasmalinskischen Seen, die wie aneinandergereiht daliegen, und darauf auf die Barnaulischen Seen, welche eine Fortsetzung der von Nordosten kommenden Flüßchen Kosmala und Barnaulka bilden.

Zwischen dem See Tschany in der Steppe Barabá und den Seen Burlinskoje und Karakskoje in der Kulundinischen Steppe finden sich gleichfalls eine Menge kleiner Seen, die den Zwischenraum einnehmen. Der Fluß Bagan, südlich vom Tschany, verbindet eine ganze Gruppe von kleinen Seen, welche in dem erwähnten Zwischenraum gelegen sind, und stellt daher eine ganz analoge Erscheinung dar, indem diese stehenden Gewässer nur eine Verlängerung des von Osten kommenden Flusses sind. Außer diesen parallel sich hinziehenden Seen finden sich aber noch eine Menge andere, die in transversaler Richtung, also von Süden nach Norden hin, die Gruppe der Karasukskischen Seen mit den Burlinskischen verbinden. Dabei ist noch bemerkenswert, daß das Flüßchen Bagan durch einen von ihm sich abzweigenden Arm, den Bagantschik, welcher in einem sehr gewundenen Lauf nach Norden fließt,

Digitized by Google

mit dem Karasuk verbunden wird. Sein Lauf ist allerdings sehr weitläufig und nicht genau bestimmt, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn er auf den alten Karten zu manchen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat. Eine genaue Untersuchung dieses Flusses wäre daher in wissenschaftlicher Beziehung nicht bedeutungslos; eine solche Verbindung, die also eine Gabelung eines Flusses darstellte, hat durchaus nichts Unwahrscheinliches an sich. Die Verbindungen ganzer Seengruppen durch Durchflüsse, wie sie in den angeführten Beispielen nachgewiesen worden sind, deuten aber unwillkürlich auf eine frühere geologische Periode hin.

Nachdem hier ein geographischer Ueberblick der Steppenbassins des westlichen Sibiriens gegeben worden ist, muß noch ferner darauf aufmerksam gemacht werden, daß nördlich vom Tschany die Gruppe der Kainskischen Seen sich hinzieht und weiter im Norden von dieser die ungeheure sumpfige und waldige Zone, die unter dem Namen Wasjugan bekannt ist, die den höchsten Teil der nördlichen Barabá bildet. Nach Osten hin erstrecken sich die Tjukalinskischen, Tarskischen und Ischim'schen Seen, und schließlich im Süden zum Aral eine Menge Steppenseen, unter welchen sich zwischen Petropawlowsk und Omsk eine Gruppe befindet, die in früherer Zeit ohne Zweifel mit einander verbunden gewesen sind, was auch einstmals den Grund zu einem Projekt gab, den Irtysch und den Ischim hier durch ein Kanalsystem zu verbinden. Eine Untersuchung der Lage aller Seen, die vom Aral nach Norden zum Becken des Tschany sich hinziehen, und ferner die Beziehungen derselben zu den Burlinskischen, Kulundinskischen und anderen, welche fast an den Ausläufern des Altai liegen, könnten einen Fingerzeig liefern über die Verbreitung eines ehemaligen Aralo-Sibirischen Meeres, das einen bedeutenden Teil dieser Niederung eingenommen haben muß.

Die Erscheinung von dem Schwinden des Tschany und der ihm benachbarten Seen ist imstande, den Prozeß der Austrocknung des ganzen Festlandes daselbst und der begleitenden Umstände zu erklären. Wie am Tschany wurde dieselbe Erscheinung auch von Herrn Alenizyn an den Troizko-Tscheljabinschen Seen beobachtet und untersucht, als er die Flora und Fauna dieser Gegend erforschte, und längst hat man eine Wasserabnahme am Kaspi, Aral und am Balchasch wahrgenommen; letzterer bildet eines der ältesten Glieder in der Kette der Bassins in der Aralo-kaspischen Niederung. Die bekannte Annahme von einem ehemaligen Zusammenhange des Balchasch mit dem Aral, kann immer auf Grundlage zoologischer Untersuchungen bestätigt werden, wie sich das aus den Arbeiten des Herrn Nikolsky ergiebt.

Was das Kaspische Meer anbetrifft, so sprechen historische Ueberlieferungen, sowie der frühere Lauf der Flüsse, z. B. des Amu-Darja, unzweifelhaft für eine ehemalige Verbindung des Kaspi mit dem Aral. Lesen wir über die Wasserabnahme dieser beiden Seen, so fallen uns die buchstäblichen Uebereinstimmungen in Bezug auf die diese Thatsachen begleitenden Erscheinungen ins Auge, nämlich: die Bildung von Buchten, Landzungen, die Verwandlung von Buchten in ganzes Land u. s. w., alles ging ebenso wie am Tschany. Die Gleichartigkeit des Aral mit den anderen Seen der Kirgisensteppe bis in die Provinz Akmolinsk, sowie die gemeinsamen Erscheinungen ihres Seichterwerdens, deuten aber auf einen gleichen Ursprung hin. Der gleichartige Charakter aber der Erscheinungen sowohl, als auch die topographische Beschaffenheit der Oertlichkeit, in welcher diese Seen gelegen sind, decken uns gleichsam die Grenzen eines früheren großen aralo-kaspischen Bassins auf, das sich vom Ural bis zum Altai erstreckte. Und indem dieses Gebiet mit seinen tierischen Ueberresten dem Zoologen ein interessantes Material liefert, dem Geologen aber die Gelegenheit bietet, die Verteilung von Wasser und Land in früheren Perioden zu bestimmen, so gibt es uns zugleich auch schon einige Begriffe über ein noch bevorstehendes Zurückschreiten und Austrocknen ganzer Wasserbecken. Die verschiedenen Einzelheiten und Veränderungen in den Umrissen und Grenzen der Gewässer in einigen Jahrhunderten, welche sich aber doch nur für eine geologische Epoche als richtig erweisen, deuten auf einen großartigen Prozeß hin, der sich hier vollzieht und an welchem wir als stumme Zeugen dastehen.

---

## Der Tomatenbaum.

Im heißen Südamerika und namentlich in der Andesregion kommt ein üppig wachsender Strauch oder kleiner Baum von 2 bis 3 m. Höhe vor, welcher im Volksmund „Tomatenbaum" heißt, obwohl er diesen Namen nicht eigentlich verdient. Er gehört der großen Familie der Solanaceen an, wie die Tomate, aber zählt sich speziell zu der sehr artenreichen Gattung Cyphomandra, deren Früchte bei den etwa 24 bekannten und teilweise kultivierten Arten an Größe, Aussehen und Beschaffenheit nicht unwesentlich voneinander abweichen. Eine Art insbesondere, welche ziemlich allgemein als Küchengewächs angebaut wird, hat eine Frucht, welche an Gestalt mehr der Eierpflanze, brinjal, an Farbe und Geschmack mehr der Tomate ähnlich ist. Die Blätter sind groß (zuweilen fußlang), breit, herzförmig, mit weichem Filz versehen und stehen gewöhnlich am Ende der Zweige. Die wohlriechenden Blüten erscheinen in fast achselständigen Scheindolden von blasser Fleischfarbe, mit hellgelben Staubgefäßen, und ihnen folgt eine schwach kegel- oder eiförmige Frucht, welche anfangs eine grünliche, leicht mit Purpur angehauchte Färbung zeigt, dann aber mit steigender Reife eine warme rötliche Farbe zeigt. Die zweifächerige Frucht ist von fester Textur, 6—7 cm. Höhe und 5—6 cm. Durchmesser. Die Fruchthülle ist ca. 7 mm. dick und von einem blassen Orangerot.

Digitized by Google

Auf dem südamerikanischen Festland kennt man sie unter dem Namen Tomato de la paz, auf Jamaica als die Baumtomate und, wegen ihrer angeblichen wohlthätigen Wirkung auf die Leber, als das „vegetabilische Quecksilber." Die Pflanze ist leicht aus Samen zu ziehen und wird etwa in zwei Jahren tragbar, trägt sehr reich und die Frucht ist während der Wintermonate November bis März zu bekommen, wo es meist keine gewöhnlichen Tomaten mehr gibt. Läßt man die Frucht vollkommen am Baum ausreifen, so kann man sie auch roh essen und sie schmeckt dann beinahe wie Stachelbeeren. Zieht man die Haut ab und dünstet das Fruchtfleisch (ohne die Samen) mit Zucker, so gleicht es den Aprikosen, nur mit einem leichten, pikant-säuerlichen Geschmack, welcher sehr erfrischend ist. Herr Miers beschreibt diese Pflanze unter dem Namen Pionandra betacea und meint:

„Dies ist ohne Zweifel dieselbe Frucht, welche ich auf den Märkten von Lima sah, wo sie allgemein zu Küchenzwecken gebraucht wird anstatt der gewöhnlichen Tomate, der sie an Geschmack gleicht."

Die Baumtomate ist schon vor sehr langer Zeit auf Jamaica eingeführt worden, aber man trifft sie nur noch spärlich auf alten Kaffeepflanzungen in den Bergen von St. Andrew und Manchester. In den Ebenen gedeiht sie nicht; ihr Verbreitungsbezirk auf Jamaica reicht von 2000 bis 5000 F. Meereshöhe, mit einer Temperatur von 17 bis 23° C. Sie findet sich auch auf den Azoren und Madeira und wird im südlichen Europa kultiviert. Dr. Masters sagt im „Bulletin von Kew Gardens", man treffe diese Frucht manchmal auf dem Covent-Garden-Markt unter dem irrigen Namen „Grenadilla". In Kew werden Exemplare davon im lauen und im ökonomischen Kalthause gezogen und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Strauch oder Baum auch auf Sardinien, Corsica, Sicilien und in Unteritalien und in Griechenland im Freien ausdauern würde. Im Glashause tragen die Exemplare meist erst spät im Jahre und deshalb reift die Frucht selten recht und erreicht nicht ihre volle Güte. Durch Vermittelung des Botanischen Departements auf Jamaica sind Samen von dieser Pflanze und Anleitungen zu ihrer Kultur weithin über alle britischen Kolonien verteilt worden und sie dürfte nun in den meisten für ihr Gedeihen passenden Regionen von subtropischem Charakter verbreitet und eingebürgert seien. Wenigstens ist aus dem Bericht des Direktors des Botanischen Gartens auf Ceylon für 1884 zu ersehen, daß die Cyphomandra betacea eine nahe Verwandte der gewöhnlichen Tomate und in Peru und seinen Nachbarländern heimisch ist, aber im Berglande in vielen Teilen von Südamerika und Westindien kultiviert wird. „Ihre Frucht (d. h. von einer besonderen Art) ist rot, von der Größe eines Taubeneies und kann in jeder Weise wie die Tomate verwendet werden, welcher sie an Geschmack sehr ähnlich ist. Wir haben Samen aus Jamaica erhalten und haben nun viele junge Pflanzen in Hakgala." Im Bericht für 1885 erwähnt Dr. Trimen, „daß in Hakgala, in 6000 F. Meereshöhe, einige Exemplare der Baumtomate nun eine Höhe von mehr als 3 m. erreicht haben und sehr schöne Früchte tragen, welche eiförmig, etwa 8 1/2 cm. lang und 5 1/2 cm. breit und bei voller Reife von einer schönen, hellen, gelblichroten Farbe sind. Sie geben vorzügliche Torten, schmecken gedämpft sehr gut und werden in ganz reifem Zustande von den Leuten sehr gern roh gegessen, wo sie wie Stachelbeeren schmecken. Die Pflanze selbst ist sehr kräftig und leicht zu züchten und wird meines Erachtens in einer Höhe von 2000—6000 F. gedeihen und sehr nutzbringend sein. Unter günstigen Verhältnissen dürfte die Pflanze zehn Jahre hindurch und länger tragbar bleiben." In dem jüngst erschienenen Bericht von 1886 heißt es: „Die Baumtomate hat sich in den Berggegenden rasch verbreitet; die gepflückte Frucht hält sich gut und kann wegen ihrer zähen Haut leicht verschickt werden, weshalb sie sich zum allgemeinen Anbau in den Dörfern behufs der Ausfuhr nach den Städten sehr eignet." Unter diesen Umständen wäre zu wünschen, daß auch in Ungarn, Südtirol und der Südschweiz Versuche mit dem Anbau dieses neuen und nützlichen Küchengewächses gemacht würden. r.

---

## Dr. W. Junker's Forschungen in Zentralafrika.

(Fortsetzung.)

Schon im Januar 1881 war Junker von neuem unterwegs nach Südwesten, nach dem Lande des A-Madi, setzte hier abermals über den Welle und erlangte, obwohl mit der größten Schwierigkeit, die erforderliche Anzahl Träger unter den A-Barambo. Diese Träger raubten ihm später einen Teil seiner Waren und verließen ihn, so daß er vorerst jeden Gedanken an eine Reise in dieser Richtung aufgeben mußte und nicht einmal Leute finden konnte, um ihm sein Gepäck nach dem Welle zurückzutragen. Es folgten daher für ihn zwei Monate voll Mühe und Not, worin er für sich und seine paar Getreuen Wohnungen in der Wildnis bauen mußte und kaum Proviant für dieselben aufzutreiben vermochte. Furcht vor einem nächtlichen Angriff von Seiten der A-Barambo raubte ihm oft den Schlaf. Inzwischen hatte er heimlich eine Botschaft an Sahsa, einen befreundeten Niam-Niam-Häuptling, abgeschickt, welcher sogleich mit seinen Leuten an den Welle kam, und Junker ließ nun, um offene Feindseligkeiten mit den A-Barambo zu vermeiden, welche sein und der Seinigen Leben in Gefahr gebracht haben würden, seine Sachen in kleinen Raten über den Welle zurückbringen; er selbst folgte zuletzt, und mit einem schweren Herzen. Da er aber später von neuem, mit nur einer kleinen Menge Gepäck und auf einem anderen Wege dorthin vorzudringen beabsichtigte, so wartete er einstweilen im Lande A-Madi's.

Ende April schickte Junker den Bohndorff mit dem



Digitized by Google

Gepäck unter der Aufsicht des Häuptlings Sahsa in dessen Land, südlich von M'Bomu, wo er eine andere permanente Station errichten wollte. Unterdessen waren in den Mangbattu-Ländern große Veränderungen vor sich gegangen. Emin Pascha hatte reguläre Truppen ausgesandt, um sie zur Ordnung zu bringen; Mambango, der Häuptling, den Junker das Jahr zuvor besucht hatte, lag im Krieg mit den Regierungstruppen. Eine kürzlich errichtete Station am Welle wurde von Mambango's Leuten hart bedrängt, und auf die wiederholte Bitte des dort kommandierenden ägyptischen Offiziers, welcher von Junker's Verweilen unter den A-Madi gehört hatte, beschloß dieser, als Vermittler zwischen Mambango und den Vertretern der Regierung aufzutreten, bis Verstärkungen von Emin Pascha ankämen. Er besuchte also den Häuptling, welcher ihm günstig gesinnt war, in seinem Lager und tauschte, dem Brauche der Neger gemäß, zum Zeichen der Errichtung eines Freundschaftsbundes zwischen ihnen, Blut mit ihm aus. Um die Sicherheit der Station zu sichern, blieb Junker einige Monate bei den Soldaten, und war erst Ende November 1881 imstande, in Ausführung seines Planes nach Bakangai zu gehen.

Von dieser Zeit an war er beinahe ununterbrochen unterwegs und machte bis zum Juni 1882 alle seine verschiedenen Ausflüge südlich vom Welle und Bomokandi. Seine Nachforschungen und Erkundigungen daselbst setzten ihn in den Stand, die Reiseroute des Italieners Miani zu berichtigen, welche einige Tagereisen weiter südlich verlegt werden sollte. Das Gebiet Bakangai, welches er ebenfalls besuchte, liegt nicht direkt südlich vom Welle, sondern südlich von seinem großen Nebenfluß, dem Bomokandi.

Junker fand eine freundliche Aufnahme von Seiten der mächtigen Niam-Niam-Häuptlinge Bakangai und Kanna, der Söhne von Kipa, und lernte viele alte Bräuche des einst einheitlichen Volkes der Zandeh kennen — Bräuche, von welchen unter den Niam-Niam-Stämmen nördlich vom Welle kaum eine Spur zurückgeblieben ist. Hierunter ist zu rechnen die liebevolle und beinahe an religiöse Ehrfurcht grenzende Verehrung, welche sie ihren königlichen Voreltern zollen. Kanna z. B. unterhält noch immer die Wohnungen seines längst verstorbenen Vaters, vor denen täglich Lebensmittel und ein Teil des Ertrags der Jagd hingelegt wurden. Sogar die Geschenke, die Kanna von Junker erhielt, wurden in die Hütten seines verstorbenen Vaters getragen, ein Umstand, welchen unser Reisender insofern zu beklagen hatte, als er nachher andere liefern mußte. Drei Tage lang blieb er bei Kanna an den Hütten des toten Kiba, ehe der Häuptling ihn zu seinen eigenen Wohnungen führte. Dieser Verehrung der Toten werden auch Menschenopfer an kriegsgefangenen Sklaven gebracht. Die herrschenden Häuptlinge werden oft durch Träume und Gesichte beunruhigt, worin ihre verstorbenen Väter ihnen erscheinen, um sie zu wichtigen Handlungen, wie Kriege u. s. w. aufzufordern. Unsittliche Vergehen von Zandehweibern werden oft von dem Ehemann mit dem Tode des Verführers bestraft. Anstatt der Todesstrafe, die auf Verbrechen wie Diebstahl ꝛc. steht, wird der Schuldige oft verstümmelt, indem man ihm seine beiden Hände oder einige Finger abhaut, oder die Ohren, die Nase und die Lippen abschneidet. Während bei vielen Negerstämmen die Männer vollständig nackt gehen, hat Junker keinen Stamm kennen gelernt, worin die Weiber nicht mindestens eine Schürze von Baumblättern tragen, welche sie allerdings in schwerem Kummer, z. B. in der Trauerzeit, auch ablegen.

Das Weib genießt bei den Mangbattu eine vergleichsweise freie Stellung und hat in den Ratsversammlungen der Männer einen Sitz. So waren z. B. die Mangbattu-Häuptlinge, welche Junker dort besuchte, in ihren großen Volksversammlungen immer von ihren Lieblingsweibern umgeben. Diese letzteren kamen oft ungehindert mit ihren Stühlen Abends an Junker's Feuer, um in das allgemeine Geplauder und Gelächter einzustimmen. Ihre Kleidung ist eine sehr primitive und besteht aus einem Stück Rindentuch, das sie über ihre Kniee legen, wenn sie auf ihren Schemeln sitzen. Die Weiber der vornehmsten Häuptlinge jedoch begnügen sich nicht mit dieser einfachen Bedeckung, und diese Völker haben daher in ihrer scharfsinnigen findigen Weise ihre Körper bemalen gelernt, und zwar mit geometrischen Strichen, regelmäßigen Vierecken, großen runden Flecken und sonst in mannigfaltiger Weise. Der Körper einer Mangbattu-Stutzerin ließ sich oft nur einem Boden von eingelegter Arbeit vergleichen und ist in drei Farben bemalt. Da die individuelle Phantasie von Zeit zu Zeit neue und überaschende Muster erfindet, so sind diese Weiber immer imstande, mit ihren wechselnden Toiletten neue Wirkungen zu erzielen. Das Geräte des Putztisches eines Mangbattu-Weibes ist von der allereinfachsten Art: ein kleiner Topf voll dunkelbraunen Oels von der Krone der Oelpalme; ein Stück von einem zerbrochenen Geschirr mit roter, eines mit schwarzer Farbe, und einige Stücke Holz, um die Farbe aufzutragen; endlich etliche lange Haarnadeln aus Elfenbein, welche als Kämme für ihr wolliges Haar dienen. Außer dem Bemalen ihres Körpers, welches eine äußerst lange Zeit und die Beihülfe von anderen Händen erfordert, verbringen diese Weiber viele Stunden damit, ihr Haar in künstlichen Knoten, manchmal von einem halben Fuß Höhe, aufzubauschen. An Geduld und Ausdauer in der Toilette übertreffen die Mangbattu-Weiber noch ihre ziviliſierteren Schwestern.

Von den Gebieten des Häuptlings Kanna und demjenigen der südlichsten A-Zandeh kehrte Junker weiter durch das Mangbattu-Gebiet zurück und verbrachte eine kurze Zeit bei dem italienischen Reisenden Casati auf der Station Tangasi, wanderte von hier ostwärts durch die Gebiete der A-Bangba Monwu, setzte nochmals nach Süden

Digitized by Google

über den Bomokandi, wurde mit den Stämmen der Madji, Maigo und Mabode bekannt und entdeckte dort auf seiner südlichsten Reise den Fluß Nepoko, welchen er mit Stanley's Aruwimi für identisch hält.

Mit Sanga, einem am Nepoko wohnenden Mangbattu-Häuptling, verbrachte er die härteste Zeit, welche er in Afrika zu durchleben hatte. Da er fortwährend auf Negerkost beschränkt gewesen war, hatte seine Gesundheit gelitten und er zahllose Geschwüre an den Beinen bekommen, welche Monate-lang nicht heilen wollten. Es fehlte ihm damals alles, was man zum Leben bedarf, sogar Seife, da er sein ganzes Gepäck wegen der schwierig zu passierenden Sümpfe zurückgelassen hatte. Auf diesen Ausflügen südlich vom Bomokandi hatte Dr. Junker die Genugthuung, die oft erwähnte zwerghafte Rasse der Akka oder Tikki-Tikki in ihren Niederlassungen anzutreffen; sie bilden wandernde Kolonien und sind schwer zu finden, weil sie äußerst scheu, mißtrauisch und argwöhnisch, aber sehr gute Schützen sind, beinahe ausschließlich von dem Ertrage der Jagd leben und mit ihren kleinen Pfeilen die Elefanten sehr geschickt zu erlegen wissen. Er hatte Jahre-lang zwei Tikki-Tikki zu Begleitern auf seinen Reisen; außerdem hatte ihm Bakangai einen stämmigen kleinen Burschen und gleichzeitig einen Chimpansi zum Geschenk gemacht, welche er später mit seinen Sammlungen nach dem Bahr-el-Ghazal-Gebiete schickte, wo sie den Leuten des Mahdi in die Hände fielen.

Am Körper sehr geschwächt und noch immer mit schmerzhaften Geschwüren an Händen und Füßen behaftet, kehrte Junker endlich nach der Station Tangasi in Mangbattu zurück, wo er sich, in Casati's Gesellschaft, eine Rast von einem Monat gönnte. Der jüngste Ausflug hatte ihn sehr angegriffen. Da es hier keine Pfade gab, folgten unsere Reisenden den Elefantenpfaden und mußten oft in gebückter Stellung und beinahe auf allen Vieren durch das Dickicht kriechen. Jedenfalls aber hatte diese Expedition Junker's Reisen südlich vom Welle beschlossen; nachdem er mehr als ein Jahr von seinem Gepäck getrennt gewesen war, sehnte er sich sehr, seine Station wieder zu erreichen, welche Bohndorff inzwischen von dem Wohnorte Sahsa's nach demjenigen Semio's, eines nördlich von Mbomu wohnenden Zandeh-Häuptlings, verlegt hatte.

Im August 1882 verließ Junker wirklich die Länder südlich vom Welle, setzte abermals über den Welle-Makua und reiste auf einem neuen Wege durch das Land der A-Madi nach Norden, durchwanderte später mehrere Bezirke der Zandeh-Häuptlinge, setzte über den Werre, einen bedeutenden nördlichen Zufluß des Welle-Makua, jenseit des Gebietes des Häuptlings Yapati, und erreichte, nachdem er verschiedene Gebiete kleinerer Häuptlinge und zerstreuter Stämme passiert hatte, den Mbomu und jenseit desselben Ende September 1882 seine neue Station bei Semio.

Zwischen seinen vollen Kisten und im Besitz der längst vermißten Lebensbedürfnisse, welche selbst in jenen entlegenen Gegenden das Leben ziemlich angenehm machen können, vergaß Junker bald alle seine überstandenen Leiden. Sein Begleiter war im Laufe des Jahres oft krank gewesen und wünschte nach Europa zurückzukehren. Junker verpackte daher sogleich die Sammlungen, welche jener mitnehmen sollte, und dieser brach im Oktober nach dem Gebiet des Bahr-el-Ghazal auf, in welchem Lupton Bey inzwischen Gouverneur geworden war. Junker selbst beabsichtigte im November seine Reisen von neuem anzutreten und das westlich liegende Gelände zu erforschen, gleichzeitig aber den Lauf des Welle-Makua weiter zu verfolgen. Leider verlor er damals einen Teil des wertvollsten Eigentums, mit welchem er bisher sehr sparsam umgegangen war; bei einer in der Station ausgebrochenen Feuersbrunst brannten nämlich drei Hütten nieder, wobei ein beträchtlicher Teil seiner Waren verloren gieng. Bevor er wieder von Semio aufbrach, erhielt er von Lupton Bey Nachrichten, daß die Dinka-Stämme sich empört hätten, und daher der Weg nach Meschra-er-Rek für einige Zeit versperrt sein würde. Dies geschah im Oktober 1882, und damit begannen die lang ununterbrochenen und blutigen Kriege im Gebiet von Bahr-el-Ghazal, auf welche endlich der Einfall der Truppen des Mahdi folgte. Bohndorff mußte daher um- und nach der Station bei Semio zurückkehren, da er nicht imstande gewesen war, nach Meschra-er-Rek zu gelangen, und Junker brach zu Anfang Dezember wieder nach Süden auf, so daß Bohndorff zwei Monate zu spät kam, um ihn noch anzutreffen. Auf Junker's letzter Reise, die am 1. Mai 1883 endete, wandte er sich zuerst nach Südwest und erreichte den Welle-Makua in der unmittelbaren Umgebung des Ortes, wo zwei von seinen bedeutendsten Zuflüssen, der Werre von Norden und der Mbime von Süden her, sich vereinigen. Auf diesem Ausflug, sowie noch weiter nach Westen hin, durchreiste er die weiten Gebiete der Bandyia, welche ihrer Mundart nach ein Zandeh-Stamm sind, sich aber einer unabhängigen Abkunft rühmen und nichts mit den A-Zandeh gemein zu haben behaupten. Auf den zahllosen Inseln des Welle-Makua wurde er mit den A-Bassango bekannt, die eine eigene Sprache haben. Das südliche Ufer des Makua in dieser Gegend ist von Stämmen der A-Babua bewohnt, allein es würde zu weit führen, hier alle die Stämme zu nennen, mit denen Junker persönlich in Berührung kam oder von denen er hörte.

Auf seinem letzten großen Vordringen nach Süden erreichte Junker noch einmal den Welle-Makua an einer Stelle, wo dieser, wie in einem früheren Fall, durch die vielen Inseln in seinem Bette in zahllose Kanäle geteilt wird, so daß seine Breite sich gar nicht schätzen läßt. Der Mbomu soll sich fünf oder sechs Tagereisen westlicher in den Welle-Makua ergießen. Junker machte einen großen Bogen nach Norden und setzte über den Mbomu, welcher an dieser Stelle ein breiter schiffbarer Fluß ist; er nimmt

Digitized by Google

von Norden her den Schinko auf, dessen Nebenfluß seinerseits der Gongo Lowa ist. Junker durchwanderte das Dar Banda, erreichte die Station Mbanga (den auf Schweinfurth's Karte angegebenen früheren Sitz Mofio's), passierte die Gebiete verschiedener zerstreuter Stämme der Bizi, der A-Kâle ꝛc. und traf, diesmal von Norden kommend, am 1. Mai 1883 auf seiner Station bei Semio wieder ein.

Kurz vor seiner Ankunft war Bohndorff wieder nach dem Bahr-el-Ghazal-Gebiet aufgebrochen, weil Lupton Bey damals den Aufstand der Dinka-Stämme zu dämpfen hoffen durfte. Während Junker's Abwesenheit waren beinahe alle Stationen im Bandyia-Gebiet eingezogen und deren Garnisonen nach dem Bahr-el-Ghazal-Gebiet geschickt worden, um Lupton's Truppen gegen die aufständischen Dinka zu unterstützen. Junker betrachtete nun seine Reise als vollendet und beabsichtigte ebenfalls binnen Kurzem nach dem Bahr-el-Ghazal aufzubrechen, allein es sollte nicht sein. Nach seiner Rückkehr zu Semio hatte er alle seine Waren und neuen Sammlungen verpacken lassen und wartete nur auf bessere Nachrichten von Lupton Bey. Allein im Verlauf der nächsten Monate gestalteten sich die Zustände weit schlimmer anstatt besser. Lupton Bey hatte zwar alle verfügbaren Truppen von den entlegeneren Stationen an sich gezogen, allein es war ihm nicht gelungen, die Dinka zu überwältigen, denn mit diesen hatten sich später die Nuehr, die Agahr und verschiedene Stämme am Rohl vereinigt, und die Dinka wußten von den Gewehren, die in ihre Hände gefallen waren, einen vorzüglichen Gebrauch zu machen. Es war eine prüfungsvolle Zeit für Lupton, von welchem Junker häufig Mitteilungen aus allen Teilen seiner Provinz, je nach Maßgabe seiner Bewegungen gegen die Aufständischen, erhielt, der aber seine Stellung mit der größten Tapferkeit behauptete. Die Welt hat Lupton Bey bis heute noch nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und zwar aus einem leichtverständlichen Grunde: niemand erfuhr genau, was in seiner Provinz vorging. Der anderthalbjährige Krieg der Dinka gegen Lupton's Truppen war für beide Teile weit blutiger und erschöpfender, als die nachherigen Kämpfe gegen die Truppen des Mahdi in Emin Pascha's Provinz. Nach diesen aufreibenden Kriegen gegen die Dinkas, welche zuletzt noch von den Streitkräften des Mahdi unterstützt worden waren, sah sich Lupton von seiner Umgebung verraten und endlich gezwungen, seine Provinz ohne Widerstand dem Emissär des Mahdi, dem Emir Karm Allah, zu übergeben. Die Hauptursache dieser Uebergabe ist in der Thatsache zu suchen, daß Lupton beinahe ausschließlich irreguläre Truppen zu seiner Verfügung hatte, ein schuftiges Gesindel, welches schon Gesst nach dem Kriege mit Soliman Bey aus dem Lande zu jagen begonnen hatte. Diese Irregulären bestanden aus Dongola-Leuten und Arabern aller Art, welche zwar in einem Kriege gegen die ungläubigen Neger von einigem Nutzen sein mochten, aber sehr natürlich Lupton Bey im Stiche ließen, so oft sie gegen ihre Glaubensgenossen zu marschieren aufgefordert wurden.

In Emin Pascha's Provinz standen die Sachen ganz anders, denn hier bildeten die regulären Truppen die Mehrheit. Diese waren exerzierte Negersoldaten, welche überdies die Araber tötlich hassen und stets gegen sie zu fechten bereit sind. Auf diese Weise vergingen Junker die paar nächsten Monate in ängstlicher Erwartung des Ausgangs der Ereignisse. Am 1. August 1883 machte Junker nachstehenden Eintrag in sein Tagebuch: „Alle meine Hoffnungen, in diesem Jahr nach Hause zu kommen, sind vereitelt worden. Dank Lupton's zahlreichen Mitteilungen bin ich über den Stand der Dinge in der Provinz Bahr-el-Ghazal immer gut unterrichtet worden. Unsere Augen sind nun mit Sehnsucht und Furcht nach Norden gerichtet von wo wir ängstlich Hülfe erwarten. Von dem Dampfer aus Khartum hat man noch nichts gehört. Was wird die nächste Zukunft uns bringen? Lupton's letzte Nachrichten sind ominös: Hassan Muhsat erschlagen und abermals sechzig Musketen in die Hände der Rebellen gefallen. Der Weg nach Meschra-er-Rek abermals durch den Aufstand verschlossen und 900 Musketen abgeschickt, um denselben wieder zu eröffnen. Meine Befürchtungen hinsichtlich der Leute am Rohl und auf der Rumbehk-Station haben sich bestätigt, denn Lupton schreibt: ‚Rumbehk zerstört, nur sechs Soldaten entkommen.' Weiterhin meldet Lupton von der Stimmung der Araber im Mudirieh und von der Flucht von 30 Dongola-Leuten und einigen angesehenen Faki zum Mahdi! Sollte schließlich das Unglaubliche geschehen und die vom Norden her hartgedrängten Araber die Provinz Bahr-el-Ghazal überfluten, so würde für uns nur Flucht nach Süden übrig bleiben. O, daß doch Hülfe von Khartum käme!"

Er hatte bereits Semio, welchen er als treuen Anhänger der ägyptischen Regierung kannte, veranlaßt, auf seinen Grenzen gegen Norden und besonders von der Station Mbanga aus eine zuverlässige Umschau zu halten. Auch erhielt Junker durch Spione fortwährend Bericht über die Haltung, welche die benachbarten Stämme gegenüber dem Dinka-Aufstande einnahmen.

Lupton Bey schrieb unter dem 10. August an Junker: „Noch immer kein Dampfer! Wenn nicht bald ein solcher mit Munition für mich anlangt, so wird es in Kürze mit uns hier zu Ende sein. Satti (Lupton's Unterstatthalter) ist noch einmal mit 700 Mann nach Meschra aufgebrochen und ich hoffe zu Gott, er möge die Besatzung daselbst noch am Leben finden; ich hege ernstliche Befürchtungen wegen derselben. Einige Tausend Neger, Dinkas und Nuehr, griffen die Station in Gohk an; wir verloren fünfhundert Mann, der Feind aber noch weit mehr. Nach dreitägigem Kampf wurden die Neger durch die Reserven vertrieben, welche von Djur Ghattas herauf herbeigeeilt waren."

Endlich im Oktober erhielt Junker Nachricht, daß ein

Digitized by Google

Dampfer aus Khartum in Meschra angekommen sei; er war damals auf dem Punkt, trotz der ungünstigen Sachlage aufzubrechen, um zu Lupton zu stoßen und imstande zu sein, sich des nächsten Dampfers zur Reise nach Khartum zu bedienen. Zu diesem Zweck verließ er seine Station mit seinem ganzen Gepäck, blieb aber klugerweise in Semio's Gesellschaft, um weitere Nachrichten abzuwarten und in einem wildreichen Bezirk zu jagen, den man unterwegs passierte. Dies war für ihn ein sehr glücklicher Umstand, denn sonst hätte ihm ohne Zweifel dasselbe Schicksal gedroht, wie Lupton und Slatin, nämlich in die Gefangenschaft des Mahdi zu fallen. Er stand damals unter dem besonderen Schutz der Vorsehung, wie auch in den späteren schweren Zeiten, wo er immer ein Mittel fand, allen Leiden und Mühsalen auszuweichen. Am 31. Oktober schrieb ihm Lupton in wenigen Zeilen: „Ich werde Ihnen in einigen Tagen weitere Einzelheiten melden. Wir haben schwere Verluste zu erleiden. Ich habe Rafai (Luptons besten Anführer) und 400 Soldaten verloren, welche von den Dinka niedergemacht wurden. Mudir Satte ist im Begriff, sich mit 800 Mann nach Meschra-er-Rek durchzuschlagen." — Schon damals machten arabische Stämme aus dem Norden gemeinsame Sache mit den Dinkas, hetzten dieselben auf und fochten später in deren Reihen. Von dieser Zeit an wurde der Einfluß des Mahdi von Norden her immer deutlicher wahrnehmbar, denn sonst hätten die Dinka-Stämme nicht so lang Widerstand zu leisten vermocht.

Nach diesen Berichten Lupton's sah sich Junker wiederum zu einer qualvollen Wartezeit verurteilt und machte sich immer mehr mit dem Gedanken vertraut, im Notfall seine Flucht über Lado zu nehmen. Einige Tage später erhielt er weitere Einzelheiten von Lupton mit den Worten: „Ich bitte Sie, Ihr Möglichstes zu thun, um Semio zu veranlassen, daß er ungefähr 1000 Mann seiner Leute mit Speer und Schild und ebenso die mit Gewehren Bewaffneten sammele und mir zu Hülfe komme. Ich sehe nun keinen andern Weg mehr ein, um den Aufstand zu unterdrücken, als mit Hülfe der Niam-Niam-Häuptlinge. Ich sammle hier nun Bongo-Leute, welche mit uns gegen die Dinkas marschieren wollen. Bohndorff ist hier, aber ich fürchte, ich bin nicht imstande, ihn nach Meschra zu schicken."

So standen die Sachen nach sechs Monaten langer und banger Erwartung. Junker war übrigens sehr froh, Semio so bereit zu finden, sogleich Lupton zu Hülfe zu eilen und sogleich die nötigen Schritte zu thun. Er selbst begann seine Vorbereitungen, um durch das breite Niam-Niam-Land über N'Doruma nach Makaraka und Lado zu reisen; er wollte zuerst Semio mit seinen Leuten aufbrechen sehen, um Lupton zu Hülfe zu eilen; er drängte ihn täglich zur Eile, aber es vergingen acht Tage, ehe die Leute gesammelt waren und unter Semio's Leitung auszogen.

Am 16. November 1883 trat Junker seine Reise nach Osten an und stieß im Januar 1884 nach 55 Tagemärschen zu Emin Pascha in Lado. Nach seiner Abreise war Lupton Bey durch den Dampfer mit Gewehren und Munition versehen worden und hatte in seinem langem fortgesetzten Kriege einige Erfolge. Bohndorff vermochte mit dem Dampfer nach Khartum zu reisen und kehrte Ende Dezember wieder von dort zurück; allein Junker's sämtliche Sammlungen blieben aus Mangel an Trägern in der Provinz Bahr-el-Ghazal zurück und gingen später verloren. Mit demselben Dampfer erhielt Junker seine letzten Briefe aus Europa, welche vom Mai 1883 datiert waren, und er blieb bis zum März 1886, wo er in Unyoro die ersten Nachrichten über die Ereignisse der letzten Jahre im Sudan erhält, beinahe drei Jahre in Unwissenheit über alles, was in der Welt vorging. Emin Pascha und Junker maßen den Drohbriefen, welche die Truppen des Mahdi an sie absandten, wenig Glauben bei, obwohl sich leider später ergab, daß vieles von deren Inhalt nur allzu wahr war.

Emin Pascha's Provinz war bis zu den ersten Monaten des Jahres 1884 ganz ruhig gewesen. Die aufständischen Aghars waren energisch niedergeworfen und die verwüstete Station Rumbehk sogleich wieder aufgebaut worden, um die Verbindung mit dem Bahr-el-Ghazal herzustellen. Vergebens wartete man in Lado auf die Ankunft eines Dampfers. Die Erfolge der Dinkas waren aber für die Negerstämme allzu verlockend und so nahm der Aufruhr auch in Emin Pascha's Provinz furchtbarere Proportionen an. Im Februar 1884 fiel Ghaba Schambe mit der ganzen Besatzung in die Hände der Neger. Auch die Station Bor hatte später einen harten Strauß auszuhalten und nicht nur ihre ganze Besatzung, sondern auch die ihr zu Hülfe eilenden Truppen wurden niedergehauen. In Anbetracht dieser Umstände gab Emin Pascha Befehl, alle Stationen in Latuka, östlich vom Nil, aufzugeben und seine Truppen näher zusammenzuziehen. Nach vielen Briefen, welche Junker in den ersten Monaten von 1884 von Lupton erhalten und worin dieser vertrauensvoll über seine Erfolge gegen die Rebellen sich geäußert hatte, blieben seine Nachrichten eine lange Zeit aus. Endlich am 23. Mai erhielten Junker und Emin Pascha Briefe von ihm, die vom 3., 7. und 12. April datiert waren; in dem letzten Brief schrieb er: „Das Heer des Mahdi steht nur noch sechs Wegstunden vom Mudirieh. Ich werde mich bis zum letzten Augenblick schlagen. Wenn ich falle, so sendet meine letzten Grüße an meine Lieben." Lupton legte die Kopie eines langen Drohbriefes in arabischer Sprache bei, welchen die Bevölkerung von Bahr-el-Ghazal erhalten hatte und der dazu bestimmt war, die Leute zum Glauben an Mohammed Ahmed, den Mahdi, zu bekehren. Mit schwerem Herzen verbrachten Junker und seine Leute die folgenden Tage bei Emin Pascha; sie sollten aber nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn die zu gleicher Zeit erhaltenen Nachrichten von der Niederlage von Hicks Pascha's Heer



Digitized by Google

konnten vor der Einwohnerschaft der Provinz nicht lange verborgen gehalten werden, sondern die verschiedenartigsten Gerüchte darüber waren bereits im Umlauf. Die Vernichtung von Hicks Pascha's Heer machte nun erklärlich, weshalb trotz Lupton's höchst dringenden Berichten vom Dezember kein Dampfer von Khartum abgeschickt worden war. Am frühesten Morgen des 27. Mai wurde Junker von Emin Pascha in seinen Divan geladen und gieng voll düsterer Ahnungen hin: er fand Emin vor einem Haufen offener Briefe aus dem Bahr-el-Ghazal und dieser reichte ihm ein Schreiben, welches an Junker selbst adressiert ward. Das unvermeidliche Unglück war geschehen: die Provinz Bahr-el-Ghazal in den Händen von Mahdi's Truppen. Die eingetroffenen Briefe waren von einem gewissen Karm Allah, einem Vertreter des Mahdi, in dessen Namen derselbe die ganze Provinz besetzt hatte. In einem langen Brief an Emin Pascha forderte er von diesem ebenfalls die Uebergabe seiner Provinz. Ein zweiter in Lupton's Namen geschriebener Brief in arabischer Sprache bestätigte die Uebergabe der Provinz Bahr-el-Ghazal. Dieser Brief trug Lupton's Siegel und von seiner Hand in englischer Sprache die Worte: „Ich glaube, daß alles das oben Geschriebene wahr ist; da aber Sie älter und erfahrener sind, will ich Ihnen keinen Rat über das, was geschehen soll, geben.

(Schluß folgt.)

---

## Skizzen aus Persien.

### II.

Von Alex. Braun.

Muzaffer ed Deen (der Siegreiche im Glauben) Vahliad (der Kronprinz), geboren am 25. März 1853, ist, wie ich bereits in einem früheren Briefe erwähnt, nicht der älteste Sohn des Schah. Er hat aber den Vorrang und ist Thronfolger, weil seine Mutter eine Akdee-Gemahlin und Prinzessin gewesen, während der Erstgeborene des Sultans, Zil-i-Sultan, einer Seegheh- oder zeitweiligen Frau entstammt. Nach einer in Persien herrschenden, leider auch von Europäern, die es besser wissen sollten, geteilten Meinung soll der Kronprinz blödsinnig sein. Dies ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil ist er ein gut unterrichteter, freilich sehr stiller und bescheidener Mann, durch und durch ein Gentleman, und das ist mehr als seine Brüder sind. Er hat fast immer in Tauris gelebt, der Hauptstadt von Azerbeidschân, der seit Anfang dieses Jahrhunderts den persischen Kronprinzen als Apanage zugeteilten Provinz. Tauris ist 350 e. Mln. von Teheran entfernt, und nur selten in langen Pausen besucht der Prinz die Hauptstadt. Laut und eindringlicher als alle Lobreden spricht für ihn die Liebe und Verehrung, die sein ganzes Gefolge wegen seiner Güte, seines sanften, milden Wesens, seines Zartgefühls und seiner Frömmigkeit ihm entgegenbringt. Es ist zu bedauern, daß er beinahe fortwährend der Residenz fernbleibt; kaum kennt man ihn bei Hofe, und den meisten Vertretern fremder Mächte ist er nur vom Hörensagen bekannt.

Der Hauptfehler des Prinzen ist seine Charakterschwäche. Er läßt sich leicht lenken, und gewissenlose Menschen haben sich seiner zu ihrem eigenen Emporkommen bedient und ihn dann aufs schnödeste geschmäht. Nie war es ihm vergönnt, selbst eine Initiative zu ergreifen, nie ist er so unabhängig gewesen wie sein älterer Bruder; immer hatte er Weisungen aus dem Hauptquartier zu befolgen, und wie ein Kind wird er am Gängelbande geführt. Der verantwortliche Ratgeber, ein Wessir, weicht nicht von seiner Seite und Generalgouverneur ist er nur dem Namen nach. Das hat verderblich auf seinen Charakter gewirkt und ist Schuld daran, daß er sich um Macht. Einfluß und Herrschaft gar nicht mehr kümmert. Er ist sehr fromm, zu sehr vielleicht, begünstigt daher die Geistlichkeit, und die Gefahr ist groß, daß Persien unter seiner Regierung mehr als bis jetzt in die Hände der Priester gerate. So steht wohl Persien eine schlimme Zeit bevor, und rafft der Kronprinz sich nicht aus seiner Apathie auf und faßt mit kräftigem Griff die Zügel der Herrschaft, so mag gar leicht die Eifersucht seiner Verwandten und priesterlicher Einfluß die Oberhoheit der Kadschar-Dynastie, wenn nicht die Fortdauer des Staates Persien überhaupt gefährden.

Großmütig bis zum Uebermaß, ist der Prinz in steter Geldverlegenheit. Vor mehreren Jahren hielt er sich einige Zeit in der Stadt auf, und da er dort kein Haus besitzt, mußte er in einem der Paläste seines Vaters wohnen. Der kleinste und schmutzigste wurde ihm angewiesen und er begnügte sich mit geringerem Hofstaat, als mancher seiner Vettern. Gleich allen persischen Prinzen ist er Dilettant im Photographieren. Er liest gerne historische Werke, hat Sinn für Botanik und spielt Billard. In der Liebe ist er unglücklich gewesen und mußte sich von der Mutter seines Erben scheiden lassen. Er wäre schön, wenn seine Züge nicht meist von einem kummervollen müden Blick verdüstert wären, der ihn um zehn Jahre älter erscheinen läßt.

Der dritte Sohn des Schah, Prinz Kamran (Glückseliger), mit dem Beinamen Naib-i-Sultana, und Emîr-i-Kebîr (Statthalter des Reiches und Großfürst) ist Kriegsminister, Oberbefehlshaber des „allzeit siegreichen" Heeres und Generalstatthalter einiger Provinzen im nördlichen Persien. Er ist 1856 geboren. Seine Mutter war die „Pracht des Reiches", eine Tochter des verstorbenen Oberbaumeisters von Teheran und eine von des Sultans zeitweiligen Gemahlinnen. Mütterlicherseits also ist der Prinz nicht königlichem Geblüt entsprossen, ein Umstand, der jedoch in Persien von geringem Gewicht, wenn der Vater Schah ist. Dieser Prinz ist das Lieblingskind des Schah und hat stets bei hohem Gehalt und reichen Nebeneinkünften ein fröhliches Leben in der Residenz geführt. Vor einigen Jahren war er ein sehr schöner Mann und selbst heute

Digitized by Google

noch, trotzdem er etwas beleibt und schwerfällig geworden, ist er recht hübsch. Schöne mandelförmige Augen leuchten aus seinem Gesicht, von starken, sorgsam gepflegten, schwarzen Brauen überwölbt. Sein Charakter ist weder besser noch schlechter als der anderer persischer Fürsten, aber nicht entschlußkräftig genug und allzu nachgiebig, und das macht den Prinzen untüchtig zum Oberbefehlshaber der Armee. Er ist dem Vergnügen zu sehr ergeben, zu träge und sein Feldherrntalent ein sehr bescheidenes. In der Jugend ist seine Erziehung vernachlässigt worden, doch während der letzten 10 Jahre hat er mit Europäern verkehrt und sich einige Weltgewandtheit und oberflächliche Kenntnis der französischen und deutschen Sprache angeeignet.

Zu Zeiten „jeder Zoll ein Prinz", verkehrt er gewöhnlich mit seinen Dienern recht vertraulich und behandelt sie oft wie gute Kameraden. Einige in seinen Diensten stehende Europäer hält er wie Seinesgleichen und häufig wird seine Güte mißbraucht. Gegenstand seiner besonderen Huldigung ist die Frau seines österreichischen Gärtners, eine üppige junge Wienerin, die sich ihrer Macht wohl bewußt ist und nach Frauenart sich derselben gar manchmal überhebt. Einmal stürmte sie in den Empfangsaal des Prinzen, während dieser eben einigen Staatswürdenträgern Audienz erteilte, und der Prinz, der seinen Besuchern gegenüber all seine fürstliche Hoheit angelegt hatte, erschrak und fuhr sichtlich zusammen, als die Gärtnerin plötzlich erschien. Sie wünschte ihm guten Morgen, schüttelte ihm die Hand und verlangte den fälligen Lohn ihres Mannes. Der Prinz soll von ihr Unterricht in Musik und Deutsch erhalten, woraus sich wohl ihre Vertraulichkeit erklärt.

Der Prinz ist nicht, wie sein Vater, ein großer Jagdliebhaber, vielmehr allen körperlichen Anstrengungen abgeneigt, dem Genusse dagegen überaus zugethan. Stunden um Stunden verbringt er im Bade, der Pflege seiner Schönheit obliegend, kleidet sich stets aufs eleganteste und trägt Patentlederschuhe. Er hat Freude an hübschen Sachen, vergoldeten Zierraten, Bildern, Spiegeln, Lampen, liebt die Blumen sehr und besitzt schöne Gärten mit einer Fülle exotischer Gewächse, die reichhaltigsten vielleicht in ganz Persien. Den Europäern zeigt er sich meistens sehr freundlich, ist ihnen aber innerlich abhold, wie alle Muselmänner. Freundschaftsversicherungen, die ein „Gläubiger" einem „Ungläubigen" gibt, wollen immer behutsam aufgenommen werden, besonders wenn der letztere ein Europäer ist. Freundschaft zwischen beiden ist thatsächlich unmöglich, denn der Islam verbietet sie. Ich habe nie gesehen, daß der Prinz einem Europäer freiwillig seine unbekleidete Hand reicht, vermutlich weil er die Hand des Europäers für unrein hält. Ein Europäer sogar, der sehr vertraut ist und täglich Stunden-lang mit ihm verkehrt, hat noch nie des Prinzen bloße Hand berührt.

Der Naib-i-Sultana ist der einzige persische Prinz, der Hoffeste zu Ehren der Europäer gibt. Zur Jahresfeier der Thronbesteigung des Schah findet regelmäßig ein großes Galadiner statt. Mehr als hundert Gäste nehmen an einer Tafel Platz. Das Menu ist ein Kunstwerk. Französische Meister, bisweilen vereint mit einem Generalkonsul, der aus Liebe zur Sache mitwirkt, schaffen die vollendetsten Gebilde der Kochkunst; die Weine sind gut, Glas und Service prächtig. Nachdem der älteste des diplomatischen Corps ein Glas Champagner auf das Wohl des Schah geleert, erhebt sich der Prinz, um zu antworten. Der Toast, den er auszubringen hat, jedes Jahr derselbe, bereitet ihm stets dieselben großen Schwierigkeiten. Er murmelt etwas von Souveränen und Präsidenten, welche in Persien vertreten sind und schluckt einen Becher Limonade hinunter. Als ihm voriges Jahr ein Sohn geboren wurde, gab er auf seinem, etliche Meilen von der Stadt entfernten Landsitze mehrere schöne Gartenfeste, die ihn Riesensummen gekostet haben mögen. Auch die Feste am Jahrestag der Fatima, der Tochter des Propheten, wesentlich ein Damenfest, hat er zu bestreiten. Tausende von persischen Damen und die meisten weiblichen Glieder der europäischen Kolonie werden hiezu geladen, alle reichlich bewirtet und mit Geschmeide oder einer Goldmünze beschenkt. Dieser Aufwand und das große Geschenk, das er jährlich seinem Vater zu machen hat, um seine Stelle als Kriegsminister zu behalten, verschlingen fast sein ganzes Einkommen und er soll an beständigem Geldmangel leiden und zu verderblich hohem Zinsfuß Darlehen aufnehmen müssen. Er heiratete noch sehr jung eine Tochter des verstorbenen Hissam-i-Sultana und hat vier oder fünf Kinder.

---

## Der Winter auf den Bahama-Inseln.

Eine Notiz aus Nassau, New-Providence, Bahama-Inseln.

Seit vielen Jahren ist Nassau, die Hauptstadt der Bahama-Inseln, ein beliebter Winterkurort der Amerikaner und Canadier und jenseit des Atlantischen Ozeans wegen seiner klimatischen Vorzüge so wohlbekannt wie die Riviera in Europa. Keine Annehmlichkeit fürwahr bietet das Klima im Süden Frankreichs oder in Madeira dem Leidenden, die er nicht zehnfach in diesem schönen Lande genießt, wo während der ganzen Saison die Schwankungen des Thermometers nur zwischen 20 und 25° C. betragen.

Nahe der Küste von Florida zwischen 21° 42′ und 27° 34′ n. Br. und 72° 40′ und 79° 5′ w. L. von Gr. nur wenige Meilen nördlich vom Wendekreis des Krebses gelegen, ist die Insel New-Providence, auf welcher sich die Stadt Nassau befindet, außer dem Bereiche jedes rauhen, den Leidenden schädlichen Windes. Von Frost weiß man nichts und am Weihnachtstag 1886, dem ersten, den ich dort verbracht, speisten wir bei offenen Thüren und Fenstern; gleichwohl ist von November bis Mai die Hitze nie lästig. „Juni-Insel" nennt daher recht bezeichnend

Digitized by Google

ein amerikanischer Schriftsteller New-Providence. Die Insel umfaßt 85 e. Quadratmeilen, die Wege sind ziemlich gut, Mietkutschen und Pferde stehen über dem Durchschnitt und die Ausflüge nach allen Teilen der Insel sind entzückend. Die Pracht und Ueppigkeit der Vegetation übersteigt alle Begriffe. Neben den mannigfaltigsten Früchten und Pflanzen der Tropen stehen Rosen, Geranien und andere uns bekannte Blumen den ganzen Winter hindurch in voller Blüte und täglich bringt der Markt alle heimischen Gemüse. Der Genuß der Seebäder ist zu jeder Jahreszeit möglich und der Hafen stets von Lustbooten belebt. Eine der Lieblingsunterhaltungen hier bildet der Besuch der sogenannten Seegärten, welche Lady Brassey in ihrem Werke „The Trades, the Tropics and the Roaring Forties“ (Passatwinde, Wendekreise und Typhone) beschrieben. Man besichtigt nämlich den Meeresboden mittelst eines Wasserfernglases, das aus einem viereckigen Gehäuse besteht, dessen unterem Ende ein Stück Fensterglas eingefügt ist. Dies wird ein paar Zoll unter Wasser gehalten und so durchscheinend sind die Fluten, daß man deutlich den Meeresboden wahrnehmen kann. Ein wunderbarer Anblick in der That dort unten! Aufs reizendste geformte Höhlen und Grotten aus weißen Korallen, Schwämme, Seemoose, „Blumenvasen der Venus“ (Venus fasciata?), Seeigel und die ganze vielgestaltige Fülle der unterseeischen Pflanzen- und Tierwelt. Ein anderer gern geübter Zeitvertreib ist, spät Abends auf einem kleinen phosphoreszierenden See unweit der Stadt zu schiffen, der im Dunkeln bei jedem Ruderschlag lichtschimmernd funkelt und blitzt. Doch wozu all die verschiedenen fremdartigen Erscheinungen aufzählen, die den Europäer oder Nordamerikaner auf Schritt und Tritt überraschen? Ist es doch unmöglich, im engen Rahmen eines Briefes sie auch nur annähernd zu würdigen.

Dem reichen Yachtbesitzer bieten die Bahama-Inseln alles, was er nur wünschen kann, und dieses Segelgebiet braucht nur bekannt zu sein, um die Yachtklub-Geschwader der ganzen Welt anzuziehen. Um einen Begriff von seiner Ausdehnung zu geben, erwähne ich, daß ich bei meiner Rundfahrt, in deren Verlauf ich sämtliche Inseln besuchte, auf der einen Seite bis auf vierzig Meilen an die Küste von Florida und auf der anderen bis auf vierzig Meilen an die Küste von Cuba heransegelte. Auch dem Sportsmann fehlt es nicht an Jagdgelegenheit, denn es giebt Wildenten, Tauben und andere Vögel in Menge, wenngleich etliche Schweine und Ziegen auf mehreren der äußeren Inseln und einiges verwilderte Rindvieh in unzugänglichen Prärien von Inagua das einzige vorhandene Hochwild sind und der Jäger auf Raubtiere, giftige Reptilien und andere erlesene Beute verzichten muß. Zum Fischen dagegen ist es ein herrlicher Platz und seltenen Sport gewährt das Harpunieren mächtiger Haifische. Vollblütige Engländer und Nordamerikaner in kräftiger Gesundheit finden zuweilen, nicht immer, anfangs das Winterklima Nassau's sogar angreifend, welcher Winterkurort aber hätte nicht dieselbe Wirkung? Für Leidende ist es köstlich und böse Krankheiten, wie sie sonst in heißen Zonen vorzukommen pflegen, sind hier völlig unbekannt. Außer für all die Leiden, wegen deren die Patienten gewöhnlich nach wärmeren Gegenden gesandt werden, ist diese Inselgruppe besonders für rheumatische Uebel heilsam.

Vor Kurzem erst hat mir Dr. Hutchinson, ein sehr berühmter New-Yorker Arzt, der selbst viel leidend ist, gesagt, er halte ohne jede Ausnahme Nassau für den ersten Winterkurort der Welt. In den Vereinigten Staaten sind hier und dort Bücher und Artikel in Zeitschriften über die Bahama-Inseln erschienen. In England dagegen und im übrigen Europa ist wenig über sie geschrieben worden und noch weniger bekannt. Leuten, die näheres über sie zu erfahren wünschen, möchte ich Lady Brassey's schon genanntes Buch empfehlen, sowie einen trefflichen, von dem gegenwärtigen englischen Gouverneur Mr. Blake in der „Fortnightly Review 1886“ unter dem Titel „Try the Bahamas“ veröffentlichten Aufsatz. Ein anderes Werk von L. D. Pawles und James C. Smith ist eben in Vorbereitung.

Die Reise von Europa nach den Bahama-Inseln kostet nur wenig Zeit, freilich aber viel Geld. Von New-York braucht man mit dem Dampfer nur vier Tage und zieht es der Reisende vor, so kann er per Bahn von New-York nach Jacksonville in Florida und von da per Schiff in etwa 30 Stunden nach Nassau gelangen. Die Agenten für beide Fahrten sind James E. Ward u. Co., 113 Wallstreet, New-York. Die Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit sämtlicher Beamten der Ward'schen Schiffe ist sprichwörtlich. Jedenfalls würden, wenn England je den Wert Nassau's als Winterkurort erkennt, eigens für Leidende eingerichtete Dampfer von England direkt dorthin gehen und die New-York-Linie müßte dann ihre Preise ermäßigen. Das wäre der angenehmste Weg, denn wenige Tage, nachdem er England verlassen, würde der Reisende bereits in einer ihm behaglichen Atmosphäre auf einem zu dieser Zeit wahrscheinlich völlig sturmfreien Meere fahren.

Die Hotels und Pensionen hier sind zwar nicht zahlreich, aber vorzüglich. Im „Royal Victoria“, dem „Corson House“ und dem „Curry House“ finden die Fremden treffliche Aufnahme. Das erstere wird von einem Amerikaner geleitet und genießt mit vollem Recht den Ruhm, das beste Hotel in Westindien zu sein. Es wird am 1. November geöffnet und am 1. Mai geschlossen. Von dem „Curry House“ kann ich aus eigener Erfahrung aufs anerkennendste sprechen, und obgleich ich Mr. Corson's Etablissement nicht selbst besucht habe, weiß ich aus dem Munde seiner Gäste, daß es wegen seiner Bequemlichkeit, seiner vorzüglichen Tafel und bescheidenen Preise sehr zu loben ist. Endlich kann ich jedem, der sich gestatten darf, zur Kräftigung seiner Gesundheit oder zum Vergnügen den

Digitized by Google

Winter im Süden zu verbringen, den Besuch der Bahama-Inseln herzlich empfehlen und versichern, daß die Bahamas in klimatischer und naturgeschichtlicher Beziehung die entschiedensten Vorzüge vor Nizza, Mentone 2c. besitzen und schon als eine angenehme Abwechslung meinen deutschen Landsleuten den größten Reiz eines ihnen neuen insularen Lebens bieten werden. A. B.

---

## Die Insel Diego Garcia.

Nach Gilbert C. Bourne.[1]

Die Insel Diego Garcia von der Gruppe der Chagos, unter 7° 13′ s. Br. und 72° 23′ ö. L. v. Gr. gelegen, ist bis vor einigen Jahren nur wenig beachtet worden. Sie ward übrigens schon im Jahre 1837 durch Kapitän Moresby vermessen und in einem Aufsatze geschildert, welcher im „Foreign Quarterly Review“ von 1845 erschien, und Darwin hat sie in seinem berühmten Werke über Korallenriffe mehrfach erwähnt. Die geographische Lage der Insel, die beinahe genau in dem direkten Kurs vom Kap Guardafui nach dem Kap Leeuwin liegt, und ihr geräumiger und tiefer Hafen haben sie neuerdings zu einiger Wichtigkeit als Kohlenstation für die durch den Suezkanal nach Australien fahrenden Dampfschiffe erhoben, und so dürfte eine kurze Schilderung der Insel durch einen, welcher mehrere Monate auf derselben verbracht hat, für manchen Leser von Interesse sein.

Diego Garcia ist ein Glied der Chagos-Gruppe und gleich den umgebenden Inseln eine vollständige Korallenbildung, nämlich ein niedriges Atoll von unregelmäßiger Gestalt, denn ihre größte Länge von Nord nach Süd ist 24.4 Km., ihre größte Breite von West nach Ost etwa 12 Km., und sie ragt nur 2—3 ½ m. über die Fluthöhe des Meeresspiegels. Unähnlich den anderen Atollen der Gruppe, ist ihre Lagune beinahe ganz von Land umgeben, hat aber vier Oeffnungen nach Nord und Nordwest, welche durch drei kleine Eilande (West- oder Vogelinsel, Mittelinsel und Ostinsel) voneinander getrennt sind. Die westlichste Durchfahrt verdient kaum diesen Namen, denn das Korallenriff in ihr reicht beinahe bis an die Oberfläche und der größte Teil des Kanals liegt zur Ebbezeit trocken. Zwischen der West- und der Mittelinsel ist ein Kanal, welcher gegen 3 Km. breit und in seinem östlichen Teil nicht schiffbar ist, weil hier das Riff ebenfalls beinahe zur Wasserfläche emporreicht; allein der übrige westliche Teil desselben ist 6 bis 8 Faden tief und auch für die größten Schiffe leicht befahrbar. Die Durchfahrt zwischen Mittel- und Ostinsel ist zwar nur etwa vier Kabellängen breit, erreicht jedoch eine Tiefe von ungefähr 15 Faden; die Flut dringt mit großer Gewalt durch diesen Kanal, der wegen der zahlreichen Korallenflecke, welche sich gerade in seinem Innern bis auf einen oder zwei Faden von der Oberfläche erheben, für Schiffe nicht praktikabel ist. Die Ostinsel liegt nur um neun Kabellängen von der Hauptinsel entfernt und die dazwischenliegende Durchfahrt ist von vier bis zu fünf Faden tief, aber wegen der darin vorhandenen kegelförmigen Korallenbildungen schwierig zu befahren. Der ununterbrochene Streifen Land, welcher die Lagune von Ost, Süd und West her umgibt, ist durchschnittlich etwa 500—600 m., an einem einzelnen Punkte sogar nur 20 m., an der Nordweststpitze aber reichlich anderthalb Kilometer breit; allein der ganze Landstreifen erhebt sich bei hoher Flut nur wenige Fuß über die Meeresfläche, ausgenommen an Stellen, wo der Wind Bänke und Dünen von Sand bis zu 6 m. Höhe aufgehäuft hat. Der ganze Erdboden ist dicht bedeckt mit Cocospalmen und anderem Pflanzenwuchs, hauptsächlich mit dem sogen. Maniokbusch, mit Scaevola Koenigii und Tournefortia argentea.

Die Lagune hat eine durchschnittliche Tiefe von 11 und erreicht eine größte Tiefe von 18 Faden. Zahlreiche Erhöhungen von Korallenbildungen erheben sich in ihr, von welchen manche bis zum Wasserspiegel reichen, andere zwei oder drei Faden unter demselben liegen; allein trotzdem ist sie bis auf ihren südlichsten Teil schiffbar und bildet einen prächtigen Hafen. Die Zufahrten zu den beiden Kohlenstationen sind sorgfältig aufgebojet worden.

Die Südost-Passatwinde wehen die sechs Monate, vom April bis September, andauernd; die übrigen sechs Monate hindurch steht die Insel mehr oder weniger unter dem Einfluß des Nordwest-Monsuhns, und während dieser Periode sind Windstillen häufig von schweren Regengüssen begleitet. Die Zeit der Südost-Passatwinde gilt für die trockene Jahreszeit, die des Monsuhns für die Regenzeit. Im Jahre 1885 war dies aber umgekehrt, und die Südost-Passatwinde brachten jeden Tag Platzregen. Man würde der Wahrheit ziemlich nahe kommen mit der Behauptung, man dürfe beinahe täglich auf Diego Garcia Regen erwarten; dies war wenigstens meine Erfahrung auf der Insel; allein man hat auch Trockenzeiten erlebt, welche über einen Monat anhielten. Die Temperatur wechselt von 30° C. bei Tag zu 25.5° C. bei Nacht, welche Grenzen der Thermometer selten überschreitet. Obwohl die Hitze nicht ausnehmend groß ist, so wird sie doch in Verbindung mit der großen Feuchtigkeit der Atmosphäre für europäische Konstitutionen sehr lästig, und sogar die Hitze selbst kann beinahe unerträglich werden, denn in Zimmern, worin kein vollständiger Luftzug herrscht, habe ich den Thermometer bis auf 38.8° C. steigen sehen. Allein trotz dieses seines entnervenden Charakters muß das Klima doch für gesund angesehen werden, denn es gibt keine Malaria oder sonstige bösartige Fieber auf der Insel, sondern die häufigsten Krankheiten sind Rheumatismen, welche von der Feuchtigkeit herrühren, und Kolik,

[1] Aus den Londoner „Proceedings of the Royal Geographical Society.“ — Vergleiche auch unseren früheren Artikel „Ausland“ 1885, S. 771.

Digitized by Google

welche durch armselige Nahrung und das brackische Wasser hervorgerufen wird.

Wasser kann man beinahe auf allen Teilen der Insel bekommen, wenn man nur etwa 6 F. tief gräbt, allein es ist ziemlich brackisch, und zum Trinken ist filtriertes Regenwasser vorzuziehen. Der Boden ist, wie sich erwarten läßt, durch die ganze Insel hindurch mager. Der Küste auf beiden Seiten entlang besteht er aus wenig mehr als Korallensand oder -Blöcken, allein auf diesen haben die Scävola und Tournefortia so fest Wurzel gefaßt, daß undurchdringliche Massen von niedrigem Gebüsch den Weg nach dem Strande versperren. Die inneren Teile der Hauptinsel weisen zum größten Teil eine mehrere Zoll dicke, schwarze torfige Erde auf, welche hauptsächlich durch die abgefallenen und verfaulten Blätter der Cocospalmen gebildet wird. Auf dieser gedeiht eine ziemliche Anzahl von Pflanzen und Bäumen, welche meist gemeines Obst tragen und mit demjenigen von Mauritius und den Seychellen überein stimmen. Nur wenige von den Bäumen erreichen einige Größe oder sind durch ihr Holz nützlich; das bois de feu (Guettarda speciosa) und das bois malgache (Cordia subcordata) liefern zwar treffliches Holz zum Bau oder zur Ausbesserung kleiner Boote, erreichen aber keine sonderliche Größe. Auf der Ostseite der Insel kommen einige Gehölze von Casuarina equisetifolia vor und bilden augenfällige Landmarken mit ihren hohen fadenartigen Gipfeln, welche über der Masse der Cocospalmen wehen. Das bois blanc (Hernandia peltata und H. ovigera) sind gewöhnlich und können eine bedeutende Größe erreichen; die Eingeborenen bedienen sich eines Aufgusses von den Blüten als Heilmittel gegen Gonorrhöe und ähnliche Krankheiten. In vielen alten Reise- und Nachschlagebüchern wird noch eines großen Baumes, des bois Mapan gedacht, welcher angeblich auf diesen Inseln vorkommen, eine bedeutende Höhe erreichen, rasch wachsen und ebenso schnell wieder verfallen soll; allein Name und Größe dieses Baumes sind eine Fabel. Eine Pisonien-Art (Pisonia inermis), von den Eingeborenen „Mapou" genannt, ist nicht selten, und in einigen Fällen von bedeutender, jedoch niemals riesiger Größe; sie sind auf Korallenbildungen beinahe allgemein verbreitet wegen ihrer großen klebrigen Samenkapseln, welche für die Verbreitung durch Vögel besondes günstig sind.

Es gibt eine einzelne Gruppe großer, auf eine einzige Stelle im nordöstlichen Teil der Insel beschränkter Bäume, welche unter dem einheimischen Namen „Gayak" bekannt sind (Afzelia bijuga), allein diese pflanzen sich nicht fort, weil, wie man mich versicherte, die großen, süßen und in Schoten eingeschlossenen Samen unwandelbar von den zahlreichen Ratten gefressen werden. Auch einige Sträucher von der wilden Baumwollenstaude, Gossypium barbadense, werden auf der Insel gefunden, allein der Rest der Flora besteht vorwiegend aus unscheinbarem tropischem Gestrüpp ohne Interesse oder Wert. J. G. Baker erwähnt in seiner „Flora von Mauritius und den Seychellen" einen einheimischen Farn, Asplenium aequabile, als auf Diego Garcia vorkommend, allein trotz der emsigsten Nachsuche gelang es mir nicht, ein einziges Exemplar davon zu finden, und ich kann kaum an sein Vorhandensein glauben. Man findet einige Gräser, welche stellenweise einen ziemlich dichten Rasen bilden und Futter für die zahlreichen Esel liefern, welche hier eingeführt worden sind, um die Oelmühlen zu treiben, allein alle seitherigen Versuche, Rindvieh und Schafe einzuführen, sind verunglückt. Rindvieh gedeiht in diesem Klima nicht und Schafe und Ziegen werden unfehlbar von den Eseln ausgerottet, welche die Anwesenheit dieser Eindringlinge in ihre Weiden sehr übelnehmen.

In den Gärten und auf den Gütern von East Point, Minny-Minny und Point Mariane werden Bananen, Rahmäpfel, bittere Orangen und einige wenige andere tropische Obstarten gezogen; allein alle Versuche, Kartoffeln und Gemüse einzuführen, scheiterten an der Menge der hier vorkommenden Landkrabben von der Gattung Gecarcinus, welche die Wurzeln und Knollen zerstören.

Das Haupterzeugnis der Insel ist Cocosnußöl, wovon jährlich etwa 50,000 Gallonen ausgeführt werden. Früher war die Insel in mehrere Güter eingeteilt, von denen jedes einem Privatmann gehörte. Die bedeutendsten derselben waren die Güter Point Marianne auf der Westseite, L'Anse David auf der Südost- und East Point und Minny-Minny auf der Ostseite. Die Oelmühlen und Vorratshäuser stehen direkt bei diesen Wohngebäuden und die Arbeiter wohnen in Hütten, welche unweit derselben stehen. Bis vor einigen Jahren ist die ganze Insel in der Hand einer einzigen Handelsgesellschaft auf Mauritius gewesen, von welcher Kolonie Diego Garcia ein Anhängsel ist. Der gegenwärtige Verwalter, Herr Jules Leconte, wohnt in East Point, und sein Unterverwalter, Herr Lemasson, in Point Marianne. Während meines Aufenthalts wurde ich von Herrn Leconte höchst gastfreundlich bewirtet und bin ihm für die unwandelbare Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, worin er mich in den mir zum Zwecke dienenden naturwissenschaftlichen Forschungen unterstützte, zum aufrichtigsten Danke verbunden.

Die Arbeitskräfte auf den Gütern werden beinahe ausschließlich von Mauritius geliefert; nur wenige der Arbeiter sind auf der Insel selbst geboren. Diese bezeichnet man mit dem Namen der enfants des îles, und sie sind ein schöner Menschenschlag, den aus Mauritius eingeführten Arbeitern moralisch und physisch überlegen. Letztere, meist aus Mauritius-Negern nebst einigen reinen Afrikanern und Hindus bestehend, werden gewöhnlich auf eine Frist von drei Jahren angeworben. Im allgemeinen findet aber auch eine große Menge wertloser und sogar verbrecherischer Charaktere die Mittel, sich nach Diego Garcia zu begeben, und ist die Ursache von sehr vielen Unruhen und Verlegenheiten gewesen, ehe man die richtigen Mittel fand, um dem Gesetze Geltung zu verschaffen.

Digitized by Google

Beinahe alle zu verrichtende Arbeit wird in Akkord gegeben, denn wenn man den durchschnittlichen Neger für eine bestimmte Zahl von Stunden täglich an die Arbeit setzt, so wird er es fertig bringen, eine unbegreifliche Menge Zeit zu vergeuden und ein solches Minimum von nützlicher Arbeit zu leisten, daß selbst ein „Ritter der Arbeit" in zivilisierteren Ländern darüber staunen würde. Das Quantum Arbeit, welches auf diese Weise im Akkord aufgegeben wird, ist so leicht, daß ein rühriger Mann, wenn er nur die drei ersten Tage der Woche unverdrossen arbeitet, seine ganze Wochenleistung schon am Mittwoch Abend fertig bringen und den Rest der Woche sich mit Fischfang und Vergnügungen vertreiben kann.

Die Cocosnußpalme wird eigentlich in wörtlichem Sinne nicht angebaut; diese Palmen sind schon seit unvordenklichen Zeiten auf der Insel vorhanden gewesen und besamen sich selbst; nur an einigen wenigen Stellen sind sie künstlich gepflanzt worden. Jede Palme liefert vier bis fünf Jahre hintereinander einen Reichtum von Cocosnüssen, worauf sie dann drei Jahre oder mehr verhältnismäßig unfruchtbar bleibt. Wenn die Nüsse reif sind, so fallen sie auf die Erde und werden dann von Banden von Männern gesammelt, welche man in Booten zu diesem Zweck ausschickt. Die übliche Aufgabe jedes Arbeiters ist, 350 Nüsse per Tag zu sammeln, zu enthülsen und in der Wohnung abzuliefern. Das ist in einer unglaublich kurzen Zeit geschehen, wenn die Nüsse nicht auf eine größere Entfernung im Boote geführt werden müssen. Jede Abteilung Arbeiter steht unter dem Befehl eines Aufsehers oder Sarang, welcher jedem Arbeiter dasjenige Stück Grund und Boden anweist, auf welchem derselbe zu arbeiten hat. Der Arbeiter sammelt die geforderte Anzahl Cocosnüsse auf einen Haufen, steckt dann einen kurzen Speer mit breiter Klinge in den Boden, nimmt jede einzelne Nuß, spießt sie auf den Speer und hat mit einigen zerrenden Wendungen die Hülle samt der Faser abgestreift und die Nuß auf die eine Seite geworfen. Bei der Ankunft in der Wohnung werden die Nüsse dann am Strande gezählt und den Weibern überliefert, deren Pflicht es ist, dieselben zu zerschlagen und den Kern herauszuziehen. Das Tagewerk einer Frau ist, 1300 Cocosnüsse an einem Tage aufzuklopfen; allein man hat mich versichert, daß ein Weib leicht imstande sei, binnen zehn Stunden 2500 Stück zu zerschlagen. Die Kerne, welche im Handel unter dem Namen Kopra bekannt sind, werden nun in Haufen der Sonne ausgesetzt und einer beginnenden Gährung überlassen, allein vor dem Regen durch eine Art Schutzdach auf Rädern geschützt, welches im Nu über die Haufen geführt werden kann. Nachdem sie zwei bis drei Tage gelegen haben, werden 250 Pfund Kopra jeder Mühle aufgegeben, denn das ist das Quantum, welches jeder Mühlenarbeiter täglich mahlen muß; dieses Quantum Kopra liefert ungefähr 30 Gallonen Oel.

Der Körper der Mühle ist ein hohler Cylinder von hartem Holz, worin ein aufrechter Knüppel von demselben Material mittelst eines rohen, von drei bis vier Eseln getriebenen Göpelwerkes kreisen gemacht wird. Das Göpelwerk bestand aus einem langen wagrechten Balken, welcher mit dem aufrechten Getriebe durch eine Kette verbunden und am anderen Ende mit einigen großen Stücken Korallenfels beschwert ist. Die Kopra wird am oberen Teil des Cylinders aufgegeben, und das Oel läuft durch ein Loch am Boden ab. Dieses Oel wird blos durch Tücher geseiht und einige Tage stehen gelassen, worauf man es in große Kufen abzieht, in welchen es gesammelt, in Fässer gefüllt und zur Ausfuhr verschifft wird. Sämtliches Oel wird durch die Schiffe der Oelkompagnie, welche dreimal im Jahre Diego Garcia und das benachbarte Atoll von Peros Banhos besuchen, nach Mauritius ausgeführt. Von der Cocosnuß-Faser macht man keinen Gebrauch, obwohl dieselbe ein wertvolles Material für eine Menge von Zwecken abgibt; Hunderte von Tonnen davon liegen in allen Teilen der Insel umher und faulen, welche gesammelt und zerzupft nach meiner Ansicht den jährlichen Ertrag des Erzeugnisses sehr bedeutend erhöhen würden.

Die Neger sind in hölzernen und mit Palmwedeln gedeckten Hütten sehr gut untergebracht. Im Dienste der Oelkompagnie allein stehen dermalen über 300 Neger, welche als gewöhnlichen Gehalt monatlich 8 Rupien (16 ½ Mark) nebst einer festgesetzten Menge Reis und Oel zur Nahrung beziehen. Fische gibt es in diesen Gewässern im Uebermaß, und sie sind leicht zu fangen; die meisten Neger halten auch Hühner, so daß Nahrungsmittel in Menge vorhanden sind. Bei leichter Arbeit, reichlicher Nahrung, einem gesunden Klima und freier Hospital-Verpflegung für diejenigen, welche krank oder verwundet sind, müssen diese Neger ein sehr glückliches und zufriedenes Leben führen, und dies ist denn auch der Fall, vorausgesetzt, daß man sie in strenger Zucht hält und ihnen keine geistigen Getränke zukommen läßt. Es dürfen daher keine Spirituosen auf der Insel verkauft werden, und jedermann darf täglich nicht mehr als ein bestimmtes Quantum rauhen Rotwein von seinem Brotherrn beziehen. Dieser Vorsichtsmaßregel zum Trotz finden aber doch Spirituosen von vorüberfahrenden Schiffen ihren Weg nach der Insel, und die Folgen ihrer Einführung sind unwandelbar Händel und Unruhen. Alle Neger führen große Messer in Scheiden an ihren Gürteln, ziehen dieselben bei Händeln in der Trunkenheit alsbald und bringen sich dabei nicht selten sehr häßliche Wunden bei. Bis vor Kurzem gab es auf der Insel kein genügendes Mittel, dem Gesetze Respekt zu verschaffen. Da wurden die Arbeitgeber ermächtigt, Unbotmäßigkeit und kleine Vergehen summarisch abzuwandeln; im Falle schwererer Vergehen wurden die Schuldigen eingesperrt, bis eine obrigkeitliche Person auf einem jährlichen Besuche von Mauritius herüberkam oder bis die Uebelthäter auf einem Schiffe der Oelkompagnie dorthin geschickt werden konnten, um von den

Digitized by Google

dortigen höheren Gerichten abgeurteilt zu werden. Thatsächlich aber waren die Arbeitgeber gänzlich in den Händen der Neger, welche sich im Fall eines allgemeinen und organisierten Aufstandes leicht hätten zu Herren der Insel machen können. Die Weißen konnten nur durch eine verständige Ausübung ihrer Gewalt die Ordnung aufrecht erhalten, und haben zwar immer in dieser Hinsicht eine merkwürdige Diskretion an den Tag gelegt, allein dennoch haben mehr als einmal gefährliche Aufstände stattgefunden, welche durch elende, von Mauritius herübergekommene Bursche angezettelt worden waren. Herr Leconte erzählte mir, er habe vor drei Jahren bei seiner Ankunft auf der Insel die Neger im unbotmäßigsten Zustande gefunden, so daß er innerhalb eines Monats nach seiner Landung eines Tags sich in seiner Veranda durch einen Haufen mit Messern und Knütteln bewaffneter Arbeiter belagert gesehen habe, welche erklärten, sie würden nicht eher von der Stelle gehen, als bis sie ihn umgebracht hätten. Zum Glück für ihn waren sie ebenso feig wie frech und er imstande, sie mit einem Revolver im Schach zu halten, bis es ihm gelungen war, sie in eine vernünftigere Stimmung zu versetzen. Dank seiner vortrefflichen Verwaltung fand ich bei meiner Ankunft, daß die Neger äußerst friedlich gestimmt und der Rädelsführer bei jenem selben Aufstand einer der höflichsten und besten Arbeiter auf dem Gute geworden war.

Seit der Errichtung der beiden Kohlenstationen vor vier Jahren lief im Verlauf des Jahres eine Anzahl Schiffe in den Hafen ein und die Abwesenheit des Armes des Gesetzes wurde unerträglich; aber erst im November 1885 langte ein Polizeibeamter mit einer entsprechenden Anzahl von Schutzmännern auf der Insel an und errichtete in dem früheren Herrenhause zu Minny-Minny, welches zu diesem Zwecke durch die Regierung von Mauritius angekauft worden war, eine Polizeistation.

Die übliche Umgangssprache in dieser britischen Besitzung ist, wie auf Mauritius, das Französische oder der sogen. Kreolen-Dialekt. Die Neger sind dem Namen nach römisch-katholische Christen, allein es wohnt kein Priester auf der Insel und es gibt weder Kirchen noch Schulen, noch irgend eine Anordnung für geistlichen oder weltlichen Unterricht. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Religion dieser Neger nur ein Aberglaube und als Mittel sittlicher Kontrole wertlos ist. Diese mitten in einem ungeheuren Ozean liegende Gruppe von Inseln ist gänzlich von den zivilisierenden Einflüssen der äußeren Welt abgeschlossen, und es ist in Anbetracht ihres kleinen Umfangs, ihres kargen Bodens und ihrer Abgelegenheit nur zu verwundern, wie trefflich sie in vergangener Zeit durch wenige weiße Männer verwaltet worden ist, deren einzige Stütze in schwierigen Fällen ihre eigene Thatkraft und Charakterstärke war.

Die Kohlenstationen auf Diego Garcia sind erst in den jüngsten Jahren errichtet worden; sie gehören beziehungsweise der Orient-Dampfschifffahrts-Gesellschaft und Herrn Lund in London. Die Station der ersteren, die größere und besser ausgerüstete, liegt auf der Ostinsel, dem größten der drei Eilande, welche in der Mündung des Hafens liegen. Die abgetakelten Schiffe, von welchen die Dampfer Kohlen einnehmen, stehen im Hafen, etwa 2 ½ Km. von der Insel entfernt. Herrn Lund's Station, zwar von kleinerem Umfang und weiter vom Eingang der Lagune gelegen, hat eine weit günstigere Lage, denn sie liegt hart neben den Wohngebäuden der Oelkompagnie zu East Point, bietet den Vorteil einer Wassertiefe von fünf und sechs Faden dicht am Strande und ist vor der Gewalt der vorherrschenden Winde vollkommen geschützt. An der Station der Orient-Dampfschifffahrts-Gesellschaft dagegen ist die See in der Lagune während der Südost-Passatwinde oft sehr rauh und erschwert es ungemein, daß die Lichterschiffe an der Langseite der Dampfer anlegen. Während meines Aufenthalts, vom September 1885 bis Januar 1886, legten die Schiffe der Orient-Gesellschaft alle 14 Tage hier an und zwar abwechselnd jedes Schiff auf der Hin- und Rückfahrt und hielten hier. Herrn Lund's Schiffe legten in verschiedenen Zwischenräumen an, und ich sah daselbst das britische Kriegsschiff „Briton" und ein deutsches Kriegsschiff. Die deutsche Dampfschifflinie, welche nun von Hamburg nach Australien fährt, muß hier anlegen um Kohlen einzunehmen, und es geht das Gerücht, daß auch die französischen Messageries maritimes binnen kurzem ihren Weg über Mauritius aufgeben und auf ihrem Wege nach Australien auf Diego Garcia anlegen werden. Man kann daher annehmen, daß Diego bereits einige Bedeutung als eine der Kohlenstationen des Weltverkehrs erlangt habe; allein ob es im Falle eines Krieges von der Bedeutung sein wird, welche viele Leute ihm beimessen, ist eine Frage, deren Entscheidung ich Sachverständigen überlassen will. Das britische Kriegsschiff „Rambler", Kapitän Vereker, hat im Mai 1885 die Insel genau vermessen lassen, und ich habe sogar gehört, es sei im Werke, die Insel durch irgend eine Art Befestigung zu schützen; allein wie dies geschehen oder von was für einem Nutzen es sein soll, eine nur etwa drei Meter hohe Insel zu befestigen, welche von den Geschützen eines um dieselbe herum fahrenden Schiffes vollständig beherrscht wird, vermag ich nicht zu begreifen.

Der Zweck meines Besuchs dieser fernen Insel war das Studium ihrer Fauna und Flora und die Anlegung einer Sammlung der wenig bekannten Korallen, welche in diesem Teile des Indischen Ozeans vorkommen. Die Landfauna und -Flora sind, wie sich vermuten läßt, sehr dürftig. Von der Flora habe ich bereits gesprochen, die Fauna ist noch weniger interessant. Die Ratten haben von den Schiffen aus ihren Weg auf die Insel gefunden und sich sehr vermehrt, so daß sie eine Art Landplage sind und unter den Cocosnüssen großen Schaden anrichten. Einheimische Säugetiere oder Amphibien gibt es nicht. Der

Digitized by Google

mauritianische Gecko (Platydactylus mauritanicus) ist sehr häufig, und in einigen der sumpfigen Pfuhle der Hauptinsel kommt eine Schlammschildkröte vor. Es gibt hier nur 15 Arten von Vögeln, wovon nur einer, der mascarenische Webervogel, ein wirklicher Landvogel und wahrscheinlich vom Menschen hierher gebracht worden ist. Drei Arten von Seeschwalben brüten in zahlloser Menge auf den ungestörten Teilen der Insel und legten gerade zur Zeit meiner Ankunft daselbst, im September 1885; die Neger sammelten deren Eier und richteten eine große Verheerung unter denselben an. Fregattvögel (Tachypetes) und Tölpel (Sula) kommen in Menge vor, allein ich bekam während meines ganzen Aufenthalts nicht einen einzigen Tropikvogel (Phaëton) zu Gesicht und hörte, daß die letzteren nur selten die Insel besuchen. Die übrigen Vögel gehören alle zu den Watvögeln und umfassen zwei Arten von Reihern, einen Brachvogel, einen kleinen Regenpfeifer, einen Sandpfeifer und einen afrikanischen Stelzvogel, Dromas ardeola.

Die Insektenfauna ist arm an Gattungen, aber reich an Individuen, besonders an gemeinen Fliegen, an großen Asseln und Kakerlaken, an Moskitten und Ameisen, welche eine wahre Pest sind. Ich staunte über die beinahe gänzliche Abwesenheit kleiner Coleopteren; nach vielfältigem Suchen gelang es mir nur, einige wenige kleine Exemplare einer einzigen Art zu fangen. Die zahlreichsten und eigentümlichsten landbewohnenden Tiere sind die Krabben; man findet ganze Scharen gewöhnlicher Landkrabben von dreierlei Arten über die ganze Insel hin, und man kann — wie schon erwähnt — ihretwegen keine Gemüse oder Gartengewächse anbauen. Die merkwürdigste dieser Arten ist die sogen. Palmkrabbe, Birgus latro, keine eigentliche Krabbe, sondern ein Glied der Sippe Macrura oder Pagura und zu der Familie der Cönobitiden oder Einsiedlerkrebse gehörend. Da er zu groß ist, um seinen Unterleib in einer Muschel zu verbergen, so hat derselbe im Verlauf der Entwickelung große Rückenplatten über der ursprünglich weichen Haut der hinteren Körperteile bekommen. Seine Lebensweise ist aus den Schilderungen früherer Schriftsteller bekannt; da ich aber in vielen Büchern einen Zweifel darüber geäußert finde, ob dieser Schalenkrebs imstande sei eine Palme zu erklettern, so will ich hier anführen, daß ich ihn dies thun sah. Dies geschieht jedoch nicht, um die Cocosnüsse auf den Bäumen anzugreifen, denn er frißt nur diejenigen, welche am Boden liegen; sondern er erklettert die Palmen nur um des Schattens und Schutzes willen. Er kommt auf Diego nicht sehr häufig vor und ist als Nachttier nicht leicht zu beobachten; in Gefangenschaft lebt er nicht lange.

Die grüne Schildkröte, Chelone viridis, besucht die Insel häufig, namentlich während des Südostpassats, und die habichtschnäbelige oder Lederschildkröte, Dermatochelys, ist während des Nordwest-Monsuhns in den Gewässern der Insel sehr häufig; ebenso auch die Karettschildkröte, Chelone imbricata, welche das wertvolle Schildpatt des Handels liefert; von den beiden letzteren wird das Fleisch auf Diego nicht gegessen, und das der Lederschildkröte gilt sogar für giftig. Der Karette wird emsig nachgestellt, so daß wöchentlich drei bis vier gefangen werden. Da eine mittlere Karette drei bis fünf Pfund Schildpatt liefert, so kann man den Schildpatt ebenfalls als eines der wertvollen Erzeugnisse der Insel anführen. Die gewöhnliche Art des Schildkrötenfangs besteht darin, daß man am frühen Morgen auf die Weibchen lauert, welche ans Land kommen um ihre Eier in den Sand zu legen, ihnen dann den Rückzug nach dem Meere abschneidet und sie auf den Rücken legt. Manchmal bindet man einem so gefangenen Weibchen ein Tau um einen der Vorderfüße und läßt es wieder in das Meer zurückkehren, wo es gewöhnlich zwei oder drei Männchen heranziehen wird. Die Karetten werden oft von Booten aus harpuniert, wenn sie in der Lagune herumschwimmen, allein es erfordert große Geschicklichkeit, die Harpune mit genügender Gewalt durch den festen Rückenschild zu werfen, so daß man sich damit der Beute versichert.

Die ungeheure und mannigfaltige marine Fauna zu schildern, von welcher die Gewässer um diese Korallen-Inseln her wimmeln, würde eine eigene naturwissenschaftliche Abhandlung erfordern. Die Fische sind vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus die wichtigsten dieser Meerestiere, kommen in der Lagune und außerhalb derselben in ungeheurer Menge vor und liefern der Mehrzahl nach ein vorzügliches Nahrungsmittel. Die Neger aßen die verschiedenen Papagei-Fische (Scaroiden) und andere ungestraft, und ich fand nicht, daß irgend eine der Scarus-Arten eine besondere Vorbereitung bedurfte, um sie für die Tafel geeignet zu machen, wie dies auf den Keeling-Inseln der Fall ist. Herr Leconte erzählte mir, daß auf Diego Garcia mehrere Fischarten ohne Nachteil gegessen werden, welche auf Mauritius für giftig gehalten werden. Aale von den Gattungen Muraena, Ophiichthys und Muraenesox sind sehr häufig, werden aber als Raubfische von den Eingeborenen nicht gegessen. In dem Sand, welcher den Boden der Lagune bedeckt, werden schwarze Holothurien oder bêches de mer massenhaft gefunden, aber nicht auf diesen Inseln gegessen, sondern als Tripang eingemacht, der ein Leckerbissen der Chinesen ist. An den äußeren Küsten werden ungeheure Felsenhummer gefangen und sind eine vorzügliche Speise. Die Lagune wimmelt von Haifischen, welche das Baden sehr gefährlich machen, namentlich in tiefem Wasser. Einige große Individuen des furchtbaren hammerköpfigen Hai (Zygaena malleus) machen gewisse Teile der Lagune unsicher, aber kleine Exemplare des gemeinen blauen Hai, Carcharias glaucus, sind noch häufiger und erreichen innerhalb der Lagune selten eine größere Länge als 9 bis 10 F.; im offenen Meere dagegen finden sich weit größere Exemplare.

Diese Korallenbildungen, welche sich kaum über die

Digitized by Google

schwellenden Wogen des Ozeans erheben und dem Auge viel zu schwach erscheinen, um der Wut der unaufhörlich gegen ihre Küsten anschlagenden Brandung zu trotzen, gewähren einen höchst merkwürdigen Anblick, wenn man sich ihnen vom Meere her nähert. Ich möchte jedem der noch nie eine Korallen-Insel gesehen hat und der nach Australien reisen kann, dringend raten, seine Passage auf einem der Dampfboote der Oriental-Gesellschaft zu nehmen, damit er sich die Möglichkeit verschaffe, einige Stunden auf einem dieser wunderbaren Madreporenbaue zu verbringen. Wenn er Glück hat, wird er am frühen Morgen an dem kleinen Atoll der Sechs Inseln vorüberkommen und etwa um zwei Uhr Nachmittags an demselben Tage in den Hafen von Diego Garcia einlaufen. An einem schönen Tage werden ihm die mannigfaltigen Färbungen der stillen Gewässer der Lagune, der niedrige flache Streifen Land mit seinem dichten, lebhaft grünen Pflanzenwuchs, mit dem glänzenden weißen Sandstrich, der den Strand umsäumt, und dem hellen sonnigen Himmel ein Schauspiel gewähren, das sich nicht leicht wieder vergißt. Und sollte er erst Gelegenheit haben zu Lande und unter den Palmen und Büschen umher zu wandern mit denen der Boden bedeckt ist, so wird auch der nüchternste und phantasieloseste Mensch unfehlbar von einer tiefen Verwunderung darüber erfaßt werden, daß die Lebensthätigkeit der auf solch tiefer Stufe in der Tierwelt stehenden Tierchen, wie Korallentiere und Madreporen, hinreichend und imstande war, dieses Eiland bis über den Meeresspiegel emporzubauen und es in dieser Lage zu erhalten, trotz der unaufhörlichen Benagung und Zerstörung, welcher es von Seiten der ruhelosen Wogen des ungeheuren südlichen Ozeans unterworfen ist.

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Meteorologie in der Argentinischen Republik. Die Regierung der Provinz Cordova hat auf Anregung des Professors O. Döring die erforderlichen Geldmittel zur Anlage eines Netzwerks von meteorologischen Stationen über die ganze Provinz hin verwilligt. Es ist beabsichtigt, nahezu vierzig Stationen zu errichten. An die Spitze dieses Dienstes ist Professor Döring gestellt worden, welchem wir viele wertvolle Beiträge zu unserer Kenntnis der Meteorologie der Argentinischen Republik verdanken, und die von ihm aus Privatmitteln errichtete und ausgerüstete Station wird vorerst den Zentralposten bilden. Bis zur Ankunft der erforderlichen Instrumente aus Deutschland bleiben die allgemeinen Beobachtungen noch ausgesetzt und werden erst im kommenden Februar beginnen. Der Osten und äußerste Süden dieser Provinz sind bisher aus Mangel an geeigneten Beobachtern in diesen dünnbevölkerten Bezirken unbekannt geblieben. Der wissenschaftliche Wert dieses Unternehmens wird erhöht durch die große Verschiedenheit der Lagen der Stationen, z. B. Pampas, bewaldete Ebenen, Gebirge, Salzseen ꝛc., und durch die Mannigfaltigkeit der Meereshöhen, wie z. B. Tortugas mit einer Höhe von 240 Fuß, während der Champaqui-Pik eine Höhe von 9425 Fuß hat. Auf jeden Fall wird diese Reihe von meteorologischen Stationen das vollständigste und wichtigste System in Südamerika sein, und die praktischen Ergebnisse müssen unfehlbar den Geographen beim Studium des Klima's jenes Landes die wesentlichsten Dienste leisten.

* Patagonien. Im 7. Heft des laufenden Jahrgangs von „Petermann's Mitteilungen" sind die Ergebnisse von Lieutenant A. del Castillo's Reise in Patagonien veröffentlicht worden. Der Zweck der Reise war, wie wir schon früher erwähnten, die vollständige Erforschung jenes Landstrichs, welcher zwischen den Flüssen Gallegos und Santa Cruz liegt, und die Vermessung der von Kapitän Moyano auf seiner letzten Reise erwähnten Häfen an der Küste des Stillen Ozeans. Die zu Anfang des jüngsten Januars begonnene Reise wurde auf Kosten des Reisenden und einiger Privaten unternommen, und die hauptsächlichsten Ergebnisse der Reise sind folgende: „Man ermittelte das Vorhandensein eines schiffbaren Wasserweges zwischen den beiden Ozeanen dem Santa Cruz entlang und von Kanälen, welche mit diesem verbunden sind. Die Linie der höchsten Erhebung zeigt in diesen südlichen Bezirken einige merkwürdige Kurven, da die Cordilleren durch verschiedene Kanäle unterbrochen sind. Man ermittelte, daß die Häfen der Gallegos-Pampas tief, geräumig und vollkommen geschützt sind; die östlich von diesen Häfen gelegene Zone der Pampas ist daher im Winter bewohnbar und zur Rindviehzucht wohlgelegen. Man fand Lager von Meereskohle von unschätzbarem Wert, welche einen Gürtel von 20 nautischen Meilen bedecken. Der Reisende fuhr in einem improvisierten Boote den Gallegos bis zu seiner Quelle hinan und schließt daraus, daß der Fluß zu gewissen Jahreszeiten ohne Schwierigkeiten schiffbar ist. Der Lauf dieses Flusses ist sorgfältig bestimmt worden. Lieutenant del Castillo ermittelte, daß der Rio Turbio, ein nördlicher Zufluß des Gallegos, in einer Schlucht entspringt, welche durch die südöstlich von Guerrico liegenden Bergketten Latorre und Coronel Ramirez gebildet werden; er ist ferner der Ansicht, daß der Gallegos mit verhältnismäßig geringen Kosten durch Kanäle mit den Häfen der Westküste verbunden werden könnte.

* Die südamerikanische Geographische Ausstellung. Wie wir schon erwähnten, hat die Geographische Gesellschaft von Rio de Janeiro es unternommen, daselbst eine allgemeine geographische Ausstellung von ganz Südamerika zu veranstalten. Die erste vorbereitende Sitzung hiezu wurde Ende Juli unter dem Vorsitze des Visconde de Paranaguá in der Nationaldruckerei der genannten Hauptstadt abgehalten. Außer dem Bureau der genannten Gesellschaft nehmen an der Kommission für

Digitized by Google

diese Ausstellung teil: der Minister der Republiken Argentinien und Bolivia, Baron von Teffé, die Doktoren Julio Pincas, F. Pimento Bueno, F. de Assis Mascarenhas und der Professor Orville Derby. Die Ausstellung soll am 23. Februar 1888 eröffnet werden, und man gedenkt möglicherweise mit ihr einen südamerikanischen internationalen Kongreß zu verbinden, welcher sich besonders mit den industriellen Interessen des Kontinents beschäftigen würde. Die diplomatischen Unterhandlungen, welche von Seiten Brasiliens und der La Plata-Freistaaten mit den anderen südamerikanischen Staaten angeknüpft wurden, sind im besten Gang und versprechen einen raschen und günstigen Erfolg.

* Der Weinhandel in Californien. Nur wenige Leute außer den direkt beteiligten haben einen Begriff von der Ausdehnung und Wichtigkeit des Weinhandels in Californien. Er steht nicht nur in der ganzen landwirtschaftlichen und gewerblichen Thätigkeit dieses Staates obenan, sondern liefert auch einen höheren Ertrag und sieht einer ermutigenderen Zukunft entgegen als alle anderen landwirtschaftlichen und gewerblichen Thätigkeiten zusammen. Es gibt gegenwärtig 4264 Weinbauer oder Rebzüchter im Staate und einen Flächenraum von 160,000 Acres Weingärten im Ertrag, welche einen Schätzungswert von sechs Millionen Dollars darstellen. Die Bebauung der Weinberge, die Verfertigung der Fässer, die Kellereigeschäfte, das Abziehen der Weine auf Flaschen und die Verpackung derselben in Kisten 2c. beschäftigten über 40,000 Personen. Die Weinrebe ist für Californien eine Quelle ungeheuren Reichtums und wird bei richtiger Behandlung im Verlaufe von wenigen Jahren es zu einem der reichsten Länder in der Welt machen. Es mag vielleicht noch einiger Zeit bedürfen, ehe die californischen Weine nach ihrem vollen Wert anerkannt werden, allein wenn man ihnen eine ehrliche Probe gönnt, werden sie ihre Ueberlegenheit über manche europäische Weine erweisen und jedenfalls in den Vereinigten Staaten die Oberhand behalten, weil sie auch durch die Vermeidung des Einfuhrzolls wohlfeiler zu stehen kommen. Sie kosten in den Keller geliefert von 12 bis zu 80 Cents die Gallone (30 Gallonen = 113.5 Liter) und werden im Kleinhandel in Flaschen zu 10 bis 65 Cents per Quartflasche (1 Quart = 1.5 Liter) verkauft. Wohlfeile unverfälschte leichte Clarets (Rotweine) finden den größten Markt in den Vereinigten Staaten, wo es selbst die ärmsten Klassen erschwingen können, dieselben als Tischgetränke zu genießen. Die Franzosen, Spanier und Italiener fabrizieren ihre eigenen Weine zu Hause und in derselben Weise findet die gewöhnliche Varietät der californischen Missions- und Tokayerweine einen großen Markt. In Quantitäten von zwei oder drei Tonnen werden sie per Tonne von 9 bis zu 15 Dollars gekauft und abgeliefert.

Das Gesetz über reine Weine ist eine Quelle der Beschwerde in allen Wein-produzierenden Gegenden. Legitime Weinbereitung in Californien wird sehr leiden, wenn nicht genug Kapital beschafft werden kann, um die Rebzüchter in Ohio und New-York zu bekämpfen, welche nicht imstande sind, den wirklich reinen Branntwein zu erzeugen, und daher an dem vorbereiteten Gesetz herumdoktern, ehe es dem Kongreß vorgelegt wird. Die californischen Branntweine gelten für A1 und selbst ein Kompromiß wird den Markt materiell schädigen. Wenn das Gesetz erlassen würde, wie es zuvor vorbereitet worden ist, so würde es erscheinen, als ob der Schutz allein für Californien und den Konsumenten gelten sollte.

Die Zeit für die Weinbereitung beginnt am 1. September, wo die Mostkondensierer ebenfalls für die Operation parat sein werden. Die Vorteile, die aus dem Traubenmost gezogen werden können, sind verschiedenartig und finden allgemeinen Beifall. Die Kaufleute jubeln, weil die Mostzeit eine Flauheit auf dem Weinmarkte verhindert, einen flotten Verkehr aufrecht erhält, den Preis zuverlässig und den Gewinn nominell macht. Die Trauben, auf zwei Drittel ihres ursprünglichen Umfanges reduziert, können leicht behandelt und ohne die gewöhnliche Gefahr und frei von dem auf amerikanische Weine gelegten Zoll nach Europa eingeführt werden. Die sogen. Shorb-Company hatte anfangs beabsichtigt, drei Keltermaschinen in Thätigkeit zu setzen, allein durch einen unerfüllten Vertrag wurde nur eine bis zum 1. September d. J. fertig. Napa-Thal hat den erforderlichen Betrag geliefert, nämlich 3000 Tonnen Missiones, und die Maschine wird dort aufgestellt werden. T. D. Cone, welcher das Yary'sche System der Most-Kondensierung vertritt, will unabhängig von der Shorb-Company drei kleine Apparate aufstellen. Die Opposition von der anderen Seite ist unerheblich. Der Apparat des Shorb'schen Syndikats, mit einer Kapazität von 2500 Tonnen, kostet 25,000 Dollars und wird dreißig Tage lang beschäftigt sein; ebenso der Cone'sche Apparat, der nur 300 Tonnen hält und 1500 Dollars kostet. Die gesamte 1887er Weinernte von Californien wird sich auf ungefähr 16,700,000 Gallonen belaufen, welche sich auf folgende Grafschaften verteilen: Napa 3,000,000 Gallonen, Alameda und Comtra Costa 1,000,000, Santa Clara 1,000,000, Santa Cruz 1,100,000, Fresno 1,500,000, San Joaquin 1,000,000, Südcalifornien 3,000,000, Nordcalifornien 2,000,000, und die kleineren Grafschaften im Innern miteinander 1,000,000 Gallonen. Rechnet man dazu noch den Ueberschuß von 1886, so werden am Schluß der Weinernte 21,600,000 Gallonen Wein im Staate vorhanden sein. Davon wird das Kondensieren des Mostes ungefähr 340,000 Gallonen verbrauchen, und ca. 3,000,000 Gallonen werden zur Bereitung von Weinbrantwein verwendet werden. Der erste in diesem Jahr bereitete Wein wurde am 28. Juli in Volo gekeltert und viele von den Grafschaften an der Bucht haben ebenfalls ihre Ernte früh begonnen.

Digitized by Google

# Litteratur.

* A. Wichard's Schwarzwaldführer. I. bis IV. Abteilung. Pforzheim, O. Riecker's Buchhandlung (Fischer und Haug), 1887. — Es gereicht uns zu einem wahren Vergnügen, auf diesen ungemein praktischen Reiseführer aufmerksam machen zu können, welcher besonders für die Hand des Fußwanderers bestimmt ist, und der Schwarzwald ist ja insonderheit das Bergland, dessen eigenste Reize und beste Schönheiten sich nur dem Fußreißenden erschließen. In sehr verständiger Weise gliedert sich das Buch in Abteilungen nach kleineren Zonen, behufs einer rascheren Uebersicht und vollständigen Beherrschung des Stoffes. Band I umfaßt die Schilderung von Baden-Baden und dem Gebiet zwischen Acher und Murg; II. schildert den Kniebis und die Kniebisbäder; III. Pforzheim-Wildbad und das Gebiet zwischen Murg und Nagold; IV. den Feldberg und das Gebiet zwischen Dreisam, Wutach und Wiese; zwei weitere Bände sollen den südlichen und südöstlichen Schwarzwald behandeln. Der Text ist kurz, bündig, übersichtlich und anschaulich und bietet gleichwohl alles, was dem Wanderer nach Land und Leuten, Geschichte und Sage, Naturgeschichte und Topographie u. s. w. nützlich, wünschens- und wissenswert ist. Jedes Bändchen enthält eine Routen- und mehrere Uebersichtskarten, daneben aber noch eine Reihe von höchst wertvollen Weg- und Routenskizzen, nach denen sich der Fußreisende auf allen lohnenden Partien ohne Wegweiser leicht orientieren kann, wenn er nur z. B. einen kleinen Kompaß an seiner Taschenuhr trägt. Er ist dann mit Hülfe einer guten Karte und eines Fernrohrs leicht imstande, von jedem Aussichtspunkte aus sich auch über die erschauten ferneren Gegenden zu orientieren, und erhält dadurch für seine Wanderungen die erwünschteste Unabhängigkeit und Selbständigkeit, sowie die Möglichkeit, seine Tagestouren seinen Körperkräften anzupassen. Die einzelnen Bände, in handlichstem Taschenformat und solidem Einband, je mit einigen weißen Blättern zu Notizen versehen, variieren im Preise von Mk. 1.80 bis Mk. 2.80 und verdienen, wegen ihrer praktischen Anordnung und gewissenhaften Schilderungen und Angaben jeder Art, den Schwarzwald-Wanderern als die zuverlässigsten und bequemsten Reiseführer vor allen anderen ähnlichen Werken empfohlen zu werden.

* Diemer, Dr. L.: Das Leben in der Tropenzone, speziell im Indischen Archipel. Nach Dr. van der Burg's *„De Geneesheer in Nederlandsch Indie"* mit Genehmigung des Autors bearbeitet. Hamburg, L. Friederichsen u. Co., 1887. — Das vorliegende Werk konnte nicht zeitgemäßer erscheinen, da gegenwärtig so viele Deutsche sich mit dem Gedanken tragen, ihr Heil in den Tropenländern zu versuchen, und jeder doch wünschen muß, sich zuvor mit den dortigen Lebensbedingungen und diätetischen Maßregeln bekannt zu machen. Nun handelt das vorliegende hübsche und lehrreiche Werk zwar vorwiegend nur von dem Niederländischen Indien, denn in seinem holländischen Original herrschte die Absicht vor, dem nach Java, Sumatra und dem sonstigen Indonesien auswandernden Arzt einen deutlichen Begriff von den Forderungen zu geben, welche das Klima jener Region an die Lebensweise und Gesundheitspflege des einwandernden Europäers stellt. Da aber diese Forderungen beinahe für jedes tropische Klima identisch sind, besonders was Kleidung, Nahrung, Getränke, Genußmittel, Wohnung, Körperbewegung und Ruhe, Akklimatisation, Lebensregeln u. dgl. anlangt, so war der Herr Bearbeiter der richtigen Ansicht, daß diese von Dr. van der Burg gegebenen diätetisch-medizinischen Fingerzeige auch für andere Tropenländer maßgebend seien, und so hat sich Stabsarzt Dr. Diemer in Dresden zu einer deutschen Uebersetzung der betreffenden Fingerzeige des holländischen Arztes entschlossen und eine Bearbeitung derselben geliefert, für welche man ihm nur dankbar sein muß.

### Neuere Karten und Kartenwerke.

* Von der durch das K. K. Militär-geographische Institut zu Wien herausgegebenen Spezialkarte der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie (und Europa) im Maßstabe von 1 : 75,000 sind weitere 13 Blätter (die 35. Lieferung) erschienen, welche namentlich Ungarn, Kroatien, Dalmatien, Herzegowina 2c. behandeln und zu dem Schönsten und Vollendetsten gehören, was die moderne Kartographie zu leisten imstande ist und welche ein in jeder Hinsicht günstiges Zeugnis für die Sorgfalt, Umsicht und Genialität ablegen, mit welchen das K. K. Militär-geographische Institut geleitet wird. Zum erstenmal erhalten wir ganz genaue, deutliche und zuverlässige Karten von jenen südslawischen Provinzen der Monarchie, die in den meisten unserer Atlanten bisher ziemlich summarisch behandelt worden sind, und sehen uns nun in den Stand gesetzt, in diesen neuen, vorzüglich deutlich gezeichneten Kartenblättern die ganze Gestaltung des Landes genau zu studieren. Besonders schön und interessant sind in dieser Lieferung wieder die beiden dalmatinischen Blätter Spalato und Zara mit den dem Festlande vorliegenden Kanälen und ihren Inseln und Scoglien, von deren Aufbau und Konfiguration wir dadurch einen äußerst deutlichen Begriff erhalten. Je länger desto mehr erfüllt uns dieses Kartenwerk mit einer aufrichtigen Bewunderung und Anerkennung für die Leistungen des herausgebenden Instituts.

---

* Das Steinzeitalter am Kongo. Nach neueren Entdeckungen, welche man am unteren Kongo gemacht hat, erscheint es festgestellt, daß selbst in dieser Region von Afrika der Mensch eine beinahe allen Menschenrassen gemeinsame Periode, nämlich das Steinzeitalter, durchgemacht hat. Die dort gefundenen Geräte und Werkzeuge lassen hierüber keinen Zweifel mehr bestehen, wie aus einem Berichte des Herrn Dupont über diesen Gegenstand an die Königl. Belgische Akademie hervorgeht.

---

**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

**Drei Jahre im hohen Norden.**

**Die Lady-Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884.**

Von

**Adolph W. Greely.**

Ein starker Band Groß 8. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen.

Einzig autorisirte Ausgabe.

Eleg. broch. 12 M., eleg. geb. 14 M.

Die berühmte **Greely'sche Reise** erweitert unsere Kenntnisse durch Entdeckung ganz neuer Landstriche an der **Nordwestküste Grönlands bis Kap Washington** und eines breiten, an Pflanzen und Thieren reichen, eisfreien Gürtels quer durch Grinell Land. Die Geschichte dieser Expedition, bei welcher von vierundzwanzig jungen kräftigen Männern achtzehn durch Hunger und Kälte elend umkamen, ist **hochtragisch** und voll der **schrecklichsten** und **aufregendsten Erlebnisse** und Scenen, wie sie die wildeste Phantasie kaum zu erfinden vermag.

---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 43.** Stuttgart, 24. Oktober **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Unsere südwestafrikanischen Kolonien und Schutzgebiete. Von Dr. C. Hugo Hahn. S. 841. — 2. Die Alkali-Ländereien in Californien. S. 844. — 3. Von den Antillen. Von Ernst Michel. S. 847. — 4. Dr. W. Junker's Forschungen in Zentralafrika. (Schluß.) S. 852. — 5. Chaffanjon's Reisen auf dem Orinoco. S. 857. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 857. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 859.


## Unsere südwestafrikanischen Kolonien und Schutzgebiete.

Von Dr. C. Hugo Hahn.

Die Länder und Völker des südwestlichen Afrika, bis vor kurzem außerhalb des Gesichtskreises der Kulturvölker, sind durch die deutschen kolonialen Bestrebungen der letzten paar Jahre ihnen plötzlich näher gerückt. Bekannt waren jene Regionen und ihre Bewohner nur dem verhältnismäßig kleinen Kreise der Beförderer evangelischer Missionen.

Seitdem jedoch Herr Lüderitz aus Bremen[1] mit „kühnem Griff" das nach ihm genannte Lüderitz-Land mit Angra Pequena und später noch andere große Ländergebiete erwarb und das Deutsche Reich seine Flagge an jenen unwirtlichen Gestaden entfaltete, richteten sich die Augen Vieler voller Erwartung auf die neuen „Kolonien."

Der ganze Küstenstrich, von der Mündung des Oranje-Flusses bis zur Mündung des Kunene-Flusses, mit Ausschluß der englischen Besitzung von Walfisch-Bay, in einer Breite von 20 oder mehr deutschen geographischen Meilen, ist dem Deutschen Reiche einverleibt worden; nach Flächenraum gerechnet, keine geringe Mehrung des Reiches.

Das Ungeschick, womit die englische Regierung sich dieser an ihren kolonialen Grenzen vollziehenden Erwerbungen zu erwehren suchte, gaben jenen an und für sich wertlosen Gegenden eine gewisse politische Bedeutung. Man hat der englischen Regierung mit Unrecht vorgeworfen, daß sie aus kleinlicher Scheelsucht gegen die Etablierung einer anderen Großmacht an den Grenzen der südafrikanischen kolonialen Besitzungen eingenommen war und sich derselben erwehren wollte. Es waren schwerwiegende Gründe im Interesse englisch-afrikanischer Politik, worauf zurückzukommen diese Darstellung noch Gelegenheit geben wird.

Der Jubel, womit in den kolonialfreundlichen Kreisen das kühne Vorgehen auf der südwestlichen Küste begrüßt wurde, verstummte allmählich und gab ruhiger, praktischer Ueberlegung Raum. Es stellte sich zunächst heraus, daß das „Lüderitz-Land" eine wert- und wasserlose, zu allen kolonisatorischen Unternehmungen unbrauchbare Wüste sei. Das verzeichnete Gold und Silber, auf den behufs der Reklame herausgegebenen Karten, war unfindbar und das wenige Kupfererz lohnte nicht die Mühe der Arbeit. Selbst an Trinkwasser fehlt es für die kleine Handelsniederlassung zu Angra Pequena, und es muß dasselbe per Schiff von der Kapstadt, ca. 500 e. Mln. weit, geholt werden! Auch als Handelsstation kann Angra Pequena nur wenig Bedeutung haben, wegen des armen Hinterlandes und der vom Lande aus schwer erreichbaren Lage.

Wenn im Hinblick auf die Unfruchtbarkeit des südwestlichen Küstenstriches bemerkt worden ist, daß der deutsche Fleiß den Sand der Westküste ebenso, wie den Sand Brandenburgs, kulturfähig machen würde, so vergaß man, daß ohne Regen das eine ebenso wenig möglich wäre, wie das andere.

Den Erwerbungen der Küste entlang folgten die Schutzverträge des Deutschen Reiches mit einigen kleinen Nama-Hottentottenstämme, mit den aus der Kapkolonie unlängst eingewanderten sogen. „Bastards",[1] später mit den

[1] Er ist leider, nachdem dieses bereits geschrieben war, als ein Opfer seiner Unternehmung gefallen. D. V.

[1] Die „Bastards" (Bastarte), stolz auf ihren bezeichnenden Namen, sind die Nachkommen unehelicher Kinder der alten holländischen Kolonisten, Boeren (sprich Buhren) genannt, mit Hotten-




Digitized by Google

Herero, fälschlich Damara genannt, und, wie man hört, letzthin auch mit den Ovambo. Diese Stämme stehen also unter dem Schutze des Deutschen Reiches.

Schreiber dieses wirkte eine lange Reihe von Jahren im südwestlichen Afrika als Missionar und kennt jene Gegenden, Völkerstämme und Verhältnisse aus eigener langjähriger Anschauung sehr genau. Er hofft, in der nachfolgenden gedrängten Darstellung über jene Länder, Stämme und Verhältnisse einen nicht wertlosen Beitrag zur besseren Orientierung über die dortige Sachlage zu liefern. Hoffentlich wird es auch zur Klärung unrichtiger Vorstellungen und zur Herabstimmung überspannter Erwartungen beitragen.

Das Groß-Nama-Land, speziell der größere südliche Teil, das eigentliche Hinterland des Lüderitz-Landes, ist mit Ausnahme sehr vereinzelter Stellen ein unfruchtbares, meist steiniges oder sandiges, wasserarmes Gebiet, nicht besser als eine Wüste. Hie und da, Tagereisen weit voneinander entfernt, findet sich eine schwache Quelle, darunter auch ein paar Thermen. Das Gesamtwasser dieser Quellen, sollten sie auch gelegen liegen, was meist nicht der Fall ist, wäre nicht genügend, um eine oder zwei Quadratmeilen zu bewässern. Und ohne Bewässerung oder Berieselung gedeiht in jenen Gegenden keine einzige Kulturpflanze. Darum ist für die Zwecke des Garten- und Ackerbaues jenes Gebiet in seiner Gesamtheit völlig unbrauchbar. Fällt in dem wüsten Küstenstrich vom Oranje-Fluß bis Kap Frio Regen nur als eine seltene Ausnahme, ähnlich wie an der Westküste Südamerika's, so ist auch im südlichen Nama-Lande der Regen überaus spärlich und unregelmäßig. Aus diesem Grunde wird man in jenem Teile mit Regenwasserfangdämmen (Reservoirs), wovon man sich jetzt so viel zu versprechen scheint, wenig oder nichts ausrichten. Es gibt einzelne Gegenden, z. B. die ungeheuer große Goanquib-Ebene,[1] nördlich von Bethanien, welche überaus fruchtbare Erde haben, ähnlich dem Nilschlamm, aus jener Zeit herstammend, wo das jetzt so wasserarme, dürre Land ein wasser- und vegetationsreiches war. Aber es fehlt daselbst an Quellen, ohne welche nichts aus der Erde hervorzulocken ist, und mag sie noch so fruchtbar sein. Groß-Nama-Land eignet sich nur für Nomaden, welche mit ihren Heerden hinziehen, wo gerade die Gewitterregen strichweise gefallen sind. Ist das Gras abgeweidet, dann muß man weiter ziehen, hin und her, dem Regen nach. Wo abgeweidet ist, wächst nichts wieder, bis wieder ein Gewitter darüber zieht und das Wachstum der Pflanzen aufs neue weckt.

Der Fisch-Fluß, welcher Groß-Nama-Land vom Norden nach Süden durchzieht und im Oranje-Fluß mündet, hat seinen Ursprung in den Gebirgen des nördlichen Groß-Nama-Landes. Er ist periodisch, behält aber in Vertiefungen von großer Ausdehnung viel des vom Norden herabfließenden Regenwassers. Leider liegt sein Bett in so tiefen Schluchten, daß dieses Wasser nicht nutzbar gemacht werden kann. In diesen Teichen finden sich reichlich Fische; daher der Name des Flusses.

Im Osten grenzt das Groß-Nama-Land an die Kalahari-Wüste, welche, obschon ohne Quellen und stehende Wasserstellen, eine grasreiche, stellenweise mit hohen Bäumen bestandene, dünenartige, unermeßliche Ebene ist. In der Kalahari ist ein bedeutend stärkerer Regenfall als im Groß-Nama-Lande; überhaupt nimmt der Regenfall, je weiter man östlich geht, stetig zu.

Die eigentümliche Erscheinung in diesen Teilen von Südwestafrika, daß an der Küste fast gar kein Regen fällt, aber je weiter östlich und vom Atlantischen Ozean entfernt, des Regens immer mehr wird, erklärt sich zum Teil aus dem Umstande, daß der Südostpassat die Wasserausdünstungen des Atlantischen Ozeans der in nordnordwestlicher Richtung laufenden Küste entlang nach Norden treibt, sie also nicht ins Land gehen und segenspendende Wolken bilden läßt. Kommt gelegentlich eine Störung in die südöstliche Luftströmung, dann ist sie meist vom Regen im Innern begleitet. Die westlichen Winde, welche in dem Binnenlande während der heißen Sommermonate des Nachmittags wehen und Kühlung bringen, sind nur die Luftausgleichungen der durch die Sonnenhitze im Innern verdünnten Luftschichten mit den kühleren an der Küste; vom Ozean selbst kommen sie aber nicht. Was an Regen in Südwestafrika fällt, kommt mit wenigen Ausnahmen mit dem Nord-, Nordost- und Ostwinde, und es werden also die Wolkenbildungen wohl hauptsächlich den Wasserdünsten, welche vom Indischen Ozean herüber kommen, zuzuschreiben sein.

Der nördliche Teil des Groß-Nama-Landes, etwa vom 26.° bis zum 24.° s. Br., hat mehr Regen als der südliche, weil näher dem Wendekreise, bis zu welchem die Ausläufer der tropischen Regen zu reichen scheinen. Das Land ist deshalb wertvoller, hat mehr Wasser, bessere Weide und Baumwuchs. In diesem Teile des Landes möchten sich mit Erfolg Regenwasserfangdämme (Reservoirs) zur Berieselung des Bodens anlegen lassen.

Sind im südlichen Nama-Lande die steilen, mit der Küste fast parallellaufenden, tafelbergartigen Stufen, in denen das Land nach Osten aufsteigt, das Charakteristische der geologischen Formation desselben, so bildet der nördliche Teil große, zum Teil mit Bäumen bestandene, grasige Ebenen, aus denen schroffe Bergzüge von ca. 2000 Fuß relativer Höhe unvermittelt inselartig auftauchen. Ihre Richtung ist meist wie die der südlichen Stufen von Norden nach Süden.

tottinnen. Man findet unter ihnen die Namen der angesehensten Geschlechter der alten Einwanderer vertreten. Diese Mischlinge haben sich zu eigenen Stämmen vereinigt. Die Griqua sind auch zum größten Teile „Bastards".

[1] Wegen des Mangels entsprechender Typen in gewöhnlichen Druckereien können die eigentümlichen Schnalzlaute der hottentottischen Namen und Worte nicht bezeichnet werden.

Digitized by Google

Obige Eigentümlichkeit verleiht der Landschaft einen gewissen malerischen Reiz. Die nördlichen Elemente des Groß-Nama-Landes vereinigen sich im Osten auch mit der Kalahari, im Westen dagegen ist das Land gebirgig. Unter dem Wendekreis des Steinbocks durchschneidet, von Osten nach Westen laufend, fast im rechten Winkel das Awas- und Kuisib-Gebirge die mehr oder weniger von Norden nach Süden laufenden Berg- und Höhenzüge des Groß-Nama- und Herero-Landes. In dem mittleren Knotenpunkte, zwischen Otyimbingue, Windhoek und Rehoboth, erreicht das Awas- resp. Kuisib-Gebirge eine absolute Höhe von ca. 6000 F. Der Hauptzug zieht sich zwischen den zwei fast parallellaufenden periodischen Flüssen, dem Kuisib und dem Zwachaub, hin. (Selbstredend können innerhalb einer so beschränkten Darstellung wie diese, nur die allgemeinen physikalischen Kontouren gegeben werden.) Beide Flüsse haben ihre Zuflüsse hauptsächlich in diesem Gebirge. Das Bett des ersteren bildet einen Teil der natürlichen Grenze zwischen Herero- und Nama-Land. Das Awas-Gebirge und der obere Teil des Kuisib-Gebirges ist wohl der schönste, gesündeste und wasserreichste Teil des Herero-Landes zu nennen. Hier liegt das fruchtbare, mit heißen und kalten Quellen gesegnete Windhoek, der frühere Aufenthaltsort des bekannten Jonker Afrikaner, ferner das fruchtbare Harris, die reichhaltigen „Matchleß"-Kupferminen der einstigen Walvisch Bay Mining Company 2c.

Wegen des Raubkrieges, welcher seitens eines Teils der Nama-Hottentotten schon seit Jahren gegen die Herero geführt wird, ist dieser beste Teil des Landes unbewohnt geblieben, mit Ausnahme einiger diebischer Bergdamara-Horden, welche dort umherstreifen, und der Räuberbandenführer Jan Jonker und Hendrik Witbooi. Letztere haben ihr Hauptquartier im unzugänglichen Ganstafelberge, im westlichen Teile des Kuisib-Gebirges, aufgeschlagen, von wo aus sie noch im vorigen Jahre mehrere wehrlose Viehposten in der Nähe von Otyimbingue überfielen, beraubten und Frauen und Kinder unbarmherzig ermordeten.

Das südliche Herero-Land ist ein gebirgiges Hochland, reicher an Weide, Baumwuchs und Wasser als das Groß-Nama-Land. Nach Osten geht es in das sogen. Sandfeld und die Kalahari über und nach Norden laufen die Höhenzüge in grasreiche, zum Teil mit Bäumen bewachsene Ebenen aus, welche sich an das ganz ebene Ovambo-Land anschließen. An Stelle der im südlichen Teile vorherrschenden Akazien- und Mimosen-Arten sieht man hier mehr Laubbäume, stellenweise selbst die Ovambo-Fächerpalme, andere wie z. B. am mittleren Omuramba u'Omatako, in der Umgegend von Otyityika. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß in dieser Gegend, zwischen dem Omuramba u'Omatako und dem Omoramba u'Ovambo, vor Einwanderung der Ova-Herero und Ovambanderu ein Ackerbau-treibendes Volk wohnte. Wo in den nördlichen und nordöstlichen Ebenen Bodensenkungen sich finden, wird in geringer Tiefe unter einer Kalktuffschicht gutes Wasser reichlich gefunden. Einzelne Gegenden, wie z. B. die nach Osten abfallende Omuveroumue-Terrasse, wo der bekannte Platz Otyopondyupa liegt, und von dort die Gegend in nordöstlicher Richtung, können für afrikanische Verhältnisse wasserreich genannt werden. Jene Gegend war für die „Republik Upingtonia" von einem gewissen Jordan ausersehen. Vor Ausführung des Planes wurde er jedoch in Odonga meuchlings ermordet. Von der Omuveroumue-Terrasse senkt sich ganz allmählich ein unermeßliches Becken nach Osten, sehr wahrscheinlich das entwässerte Bett eines großen Binnensees.

Der westliche Teil des Herero-Landes bis zum Kunene-Fluß hinauf ist zum größten Teil ein mit der Küste parallellaufendes Bergland, woraus im Süden der Erongo-Gebirgsstock, weiter der Omukuruvazu oder „Brandberg" hervortritt; weiter nördlich trägt der ganze Strich bis zum Kunene den Namen Kaoko. Das ganze gebirgige, westlich gelegene Land nennen die Herero Omanyere (steiniges Land) im Gegensatz zu den Ebenen, speziell den östlichen, von ihnen Omaheke (Sand) genannt.

Das Kaoko-Feld ist nicht gerade arm an Quellen und Weiden (nicht zu vergessen, nach afrikanischen Vorstellungen), doch fällt dort viel weniger Regen als in den südöstlichen und östlichen Teilen des Herero-Lands; auch soll Gegend ungesund sein.

Eignet sich das südliche Herero-Land hauptsächlich für Viehzucht und weniger für Ackerbau, so scheint die nördliche und besonders nordöstliche Gegend geeignet zum Mais- und Hirse-(Kafferkorn-)Anbau, überhaupt für die Feldfrüchte des Ovambo-Landes. Europäische Getreidearten werden nicht gedeihen, wo eine Berieselung des Ackers nicht möglich ist, weil sie nicht anhaltende Dürre und Hitze, wie die afrikanischen, ertragen können.

Die nördlichen und nordöstlichen Ebenen des Herero-Landes sind von kleinen Buschmann-Stämmen[1] bewohnt, früher auch von Bergdamara, welche sich jedoch der zunehmenden Unsicherheit wegen in den Omukuruvazu und in die Berge des Kaoko zurückgezogen haben. Die vielbesprochenen Otavi-Kupferminen liegen in dem von diesen Buschmännern bewohnten Gebiete. Diese graben in der primitivsten Weise seit undenklichen Zeiten das reiche Kupfererz und verkaufen es an die Ovambo, welche in großen Zügen kommen und das erstandene Erz in niedlichen

[1] Es verdient bemerkt zu werden, daß die sogen. Buschmänner, welche zwischen Herero- und Ovambo-Land wohnen und an einigen Stellen sehr zahlreich sind, nicht richtige Buschmänner, Saan, sondern Aunin (oder „Topnaars") sind und sich auch so nennen. Sie gehören zu den Walfischbay-Bewohnern, sind meist hübsche, schlank gebaute Leute und stehen in Größe den Naman nicht nach. Ihre Sprache ist das Hottentottische und nicht das Saan. Die Buschmänner im Groß-Nama-Lande sind auch nicht Saan, sondern verarmte Hottentotten. Nach Farini gibt es nördlich vom Ovambo-Lande die zwerghaften Saan, Karra-karra genannt. Die Jäger Pyikongo's in Ondonga waren jedoch nicht Saan, sondern Aunin, obschon sie unter dem Namen von Saan giengen.

Digitized by Google

Körben, aus Palmblättern geflochten, nach Hause tragen, wo es geschmolzen und nicht ohne Geschick verarbeitet wird. Jeder Omuambo trägt nahezu einen Zentner Erz, was Einsender selbst gewogen hat. Die Buschmänner geben also das Erz nicht als einen Tribut umsonst, sondern lassen es sich mit Gegenständen, welche sie bedürfen, namentlich Tabak, Perlen 2c., bezahlen. So war es in den Jahren, als Einsender jene Länder bereiste; damals dachte niemand an eine Tributpflichtigkeit der Buschmänner.

Die von den Ovambo-Stämmen bewohnten Länder bis zu den Ufern des Kunene-Flusses unterscheiden sich durch die Bodenkultur sehr vorteilhaft von den bisher beschriebenen Ländern. Es macht einen überaus wohlthuenden Eindruck, aus der Wildnis, wo alles sich noch im Urzustande befindet, plötzlich in ein Land zu treten, wo, sobald die Regenzeit eintritt, so weit das Auge reicht, grünende Felder einen anlachen, in deren Mitte die Gehöfte der Ovambo-Bauern stehen. Riesige, Europäern unbekannte Fruchtbäume und die graziösen Fächerpalmen mit ihren in Trauben hängenden dunkelbraunen, glänzenden Früchten wechseln mit den Feldern ab. Man meint in einen anderen Weltteil versetzt zu sein. Die fast weiße Erde, obschon von Aussehen arm, trägt dennoch reichlich alle afrikanischen Kornarten, Bohnen, Erdnüsse, Kürbisse 2c. Das Land, eine Hochebene, die sehr wenig Fall hat, steht in reichlichen Regenjahren zum großen Teile unter Wasser. Das Wasser zieht später allmählich ab und sammelt sich in Vertiefungen, Dämmen und Brunnen und reicht aus für die regenlose Zeit, den Winter. Quellen gibt es dort gar nicht. Europäische Zerealien werden aber auch hier schwerlich gedeihen.

Vom Klima des Groß-Nama- und des südlichen Herero-Landes kann man sagen, daß es für Europäer ein verhältnismäßig gesundes ist, doch treten auch Fieberepidemien auf, denen die Eingeborenen ebenso, wie die Europäer, unterworfen sind, und die Sterblichkeit ist bisweilen sehr bedeutend. Das Fieber stellt sich in der Regel in den Wintermonaten, Mai und Juni, ein, wenn starke und anhaltende östliche und nordöstliche Winde die Miasmen aus dem Ngami-Seebecken mit sich führen. Dysenterie ist endemisch und fordert viele Opfer. Eine andere Landplage ist die ägyptische Augenentzündung, von der wenige Europäer verschont bleiben, ebenso wenig wie die Eingeborenen.

Im nördlichen Herero-Lande treten die Malaria-Fieber häufiger auf, und im Ovambo-Lande fängt die eigentliche Fieberregion an.

Ein großer Uebelstand und wesentliches Hindernis der erfolgreichen Kolonisation werden in diesen Ländern stets die periodisch, mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrenden Dürren sein, wogegen auch der angestrengteste Fleiß machtlos ist. In den trockenen Jahren tritt bei den Eingeborenen großer Mangel, häufig Hungersnot ein, bei der viele zu Grunde gehen. Um alsdann die Heerden am Leben zu erhalten, müssen Weideplätze weit und breit für sie gesucht werden. So groß das Land, speziell Herero-Land, auch an und für sich ist, so reicht es in dürren Jahren doch kaum für das Bedürfnis der Eingeborenen, resp. ihrer zahlreichen Heerden, aus. Nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von europäischen Ansiedlern würde noch neben ihnen Platz finden. Sir Andries Stockenstrom, eine Autorität für südafrikanische Verhältnisse, hielt dafür, daß die in Südafrika wiederkehrenden dürren Perioden ein Haupthindernis der Entwickelung und des Aufblühens der Kapkolonie seien und bleiben würden. Dasselbe gilt von den angrenzenden Ländern. Alle südafrikanischen Kolonien und Republiken könnten ungeachtet ihres ungeheuren Flächeninhaltes doch kaum mehr als die doppelte Zahl ihrer gegenwärtigen Einwohner, welche sich noch nicht auf zwei Millionen beläuft, ernähren. Das eine, was fehlt, ist Regen in hinreichendem Maße, und deshalb wird die Bevölkerung Süd- und Südwestafrika's stets eine verhältnismäßig kümmerliche Existenz haben; eine glänzende Zukunft durch Landbau und Industrie liegt für eine größere Bevölkerung nicht in Sicht. Wo dagegen sich hinreichend Regen findet, da tritt das Fieber in einer so erschrecklichen Weise auf, daß Kolonisation durch Europäer ganz außer Frage kommt. Nord- und Südamerika kann noch Hunderten von Millionen ein Unterkommen und Wohlstand bieten. Dahin wird auch in Zukunft, von ganz richtigem Gefühl geleitet, der Zug der europäischen Auswanderung gehen.

Nach Einsenders langjähriger Beobachtung nimmt die Regenmenge im südwestlichen Afrika stetig ab und in demselben Maße nimmt der Wüstengürtel der südwestlichen Küste nach seiner Ausdehnung zu. Dieselbe Beobachtung hatte der bekannte, intelligente Nama-Häuptling Jonker Afrikaner gemacht und alte Herero bestätigen es auch. Die Ursache davon ist anderswo zu suchen, als in der Abnahme von Büschen und Bäumen in einigen kleinen Distrikten.

Ueber diese bemerkenswerte Erscheinung, wie über manches andere, das südwestliche Afrika und seine Bewohner Betreffende, hofft Schreiber dieses in Bälde Eingehenderes berichten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Alkali-Ländereien in Californien.

Der Ausdruck „Alkali-Boden" wird in Californien und in den westlichen Staaten überhaupt zur Bezeichnung irgend eines Bodens angewendet, welcher eine ungewöhnliche Menge löslicher Salze enthält, besonders wenn dieselben ihr Vorhandensein durch eine Ausblühung auf der Oberfläche kundgeben. Diese Salze können einfach ein außergewöhnlicher Betrag an denjenigen neutralen Salzen

Digitized by Google

sein, welche in winzigen Beträgen in allen Böden gefunden werden, oder sie können in jenen Böden, die man vorzugsweise als alkalinische bezeichnet, teilweise aus kohlensaurem Natron bestehen.

Durch die natürlichen Prozesse der Verdunstung und des haarröhrenartigen Emporsteigens von unten haben diese Salze das Bestreben, sich in der Nähe der Oberfläche oder auf derselben anzusammeln, wodurch sie die obenerwähnte Ausblühung erzeugen und ebenso die darauf befindliche Anpflanzung durch ihre korrosive Einwirkung auf die Wurzeln zerstören oder schädigen.

In den wirklichen alkalinischen Böden, d. h. in denjenigen, welche kohlensaures Natron enthalten, ist auch noch eine andere schädliche Wirkung bemerkbar. Das Alkali verhindert die sogen. „Flocculation", d. h. die flockenweise Absonderung des im Boden enthaltenen Thons; es erhält ihn vielmehr in dem feinverteilten Zustand, worin wir ihn im gekneteten Lehm sehen. Ein solcher Boden kann niemals in einen geeigneten Grad von Baufähigkeit gebracht werden, und auch der gründlichsten Bearbeitung gelingt es nicht, ihn in größere oder kleinere Schollen zu zerbrechen, sondern sie läßt ihn immer in einem Zustande, welcher für das Wachstum von Kulturpflanzen ganz ungeeignet ist.

Die Alkali-Böden sind in Californien ziemlich reich vorhanden, besonders in dem sonst so äußerst fruchtbaren San Joaquin-Thale, und die oben angegebenen Merkmale sind seit Jahren ziemlich bekannte. Allein erst seitdem man entdeckt hat, daß der in dem trockenen Klima jener Region so wesentliche Bewässerungsprozeß nur dazu diente, den Flächenraum dieser Alkali-Böden noch weiter auszubreiten und denselben sogar erst da zu entwickeln, wo er zuvor nicht vorhanden war, hat man die Größe der Aufgabe, welche sie darbieten, zu ermitteln und zu werten vermocht.

Ueber dieses Thema nun verbreitet sich eine kleine englische Schrift, welche vor kurzem von einem Herrn E. W. Hilgard in Sacramento erschien, unter dem Titel: „Alkali-Ländereien, Bewässerungen und Drainage in ihren gegenseitigen Beziehungen." Diese Schrift ist eine Zusammenstellung von Forschungen und Untersuchungen, welche zu verschiedenen Zeiten an der Ackerbau-Fachschule der Universität von Californien und in Verbindung mit dem Vereinigten-Staaten-Census von 1886 durch Professor E. W. Hilgard angestellt worden sind, der wahrscheinlich der geeignetste Mann war, um diese Frage vom praktischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus richtig zu behandeln.

Nach Professor Hilgard ist gewöhnlich die unmittelbare Ursache oder Quelle des Alkali im Grundwasser zu finden, obwohl es den Anschein haben möchte, als ob, wenigstens in einigen Fällen, die Untergrundsschichten des Bodens selbst entweder diese Salze oder wenigstens Verbindungen derselben enthalten, welche jene durch Verwitterung leicht abgeben. Wenn man durch Abteufen eines Schachts das Grundwasser erreicht, so muß dieses nicht gerade merklich alkalisch oder salzig sein; allein wenn es an der Oberfläche verdunstet und von unten Zufluß erhält, so werden die löslichen Salze in einer sehr dünnen Schicht an der Oberfläche konzentriert und die Lösung wird stark genug, um Kulturgewächse zu zerstören oder sogar das solide „Alkali" niederzuschlagen und abzulagern.

Daraus ist deutlich zu ersehen, daß der wichtigste Faktor zur Bestimmung der Alkali-Menge, welche sich auf der Oberfläche des Bodens oder in deren Nähe anhäuft, die Menge des Grundwassers ist, welche durch Kapillar-Attraction oder Verdunstung von unten heraufgebracht wird. Alles, was die Verdunstung steigert, wird daher zur Vermehrung der Alkali-Ablagerung beitragen und dazu führen, daß dieselbe ihre Anwesenheit an Orten bemerklich macht, wo sie zuvor nicht vorhanden war oder sich nur in solch winzigen Mengen geltend machte, daß sie keine schädlichen Wirkungen hervorbrachte. Dies geschieht durch Bewässerung, wie man sie gewöhnlich betreibt. Wenn das Bewässerungswasser etwas spärlich angewendet wird, so daß es endlich ganz von der Oberfläche verschwindet, so erfolgen zweierlei Wirkungen: erstens, da die größte Wassermenge erst nach unten dringt und dann durch die oberen Bodenschichten wieder emporsteigt, so trägt sie dazu bei, den letzteren vollständiger ihr Alkali zu entziehen und dasselbe an der Oberfläche zu konzentrieren; zweitens wird durch die Bewässerung der Boden bis zu einer größeren Tiefe befeuchtet, als dies durch den Regenfall allein geschieht, und es wird also eine größere Bodenmenge diesem Auslaugungsprozeß ausgesetzt und also mehr Alkali in Umlauf gebracht, namentlich wenn diese unteren Schichten reich an Alkali oder an Stoffen sind, die solches abgeben.

Wird dagegen Wasser reichlich, aber ohne die geeigneten Vorkehrungen für Drainage angewendet, so entstehen schlimme Wirkungen auf eine etwas verschiedene Weise. In diesem Falle wird das Niveau des hydrostatischen Grundwassers (sein Wasserspiegel) der Oberfläche näher gebracht. Das Wasser braucht also beim Steigen durch Haarröhrchen-Anziehung einen geringeren Weg zurückzulegen, steigt daher in reicherem Maße und eine längere Zeit und bringt eine Anhäufung von Alkali hervor. Auf die eine oder die andere Weise wird also jene Erscheinung hervorgebracht, welche man in der örtlichen Ausdrucksweise das „Steigen des Alkali" nennt — eine Sache, welche die bewässerten Ländereien im San Joaquin-Thal mit den ernsthaftesten Schädigungen bedroht.

Alle diese und andere Punkte werden in der vorgenannten Schrift auf's deutlichste und eingehendste erörtert. Ein interessanter Punkt verdient spezielle Erwähnung. Die Analyse zeigt, daß das Alkali dieser Böden in vielen Fällen reich an Pflanzennahrung ist, denn es enthält oft Phosphat- und Kali-Salze in praktisch unerschöpflichen Mengen und nicht selten auch bedeutende



Digitized by Google

Quantitäten von Nitraten, und daß die Böden, welche dasselbe enthalten, sich als außerordentlich fruchtbar ergeben werden, wenn nur die übermäßige Anhäufung jener Salze verhütet werden kann.

Man hat die Frage von den Mitteln zur Abhülfe vollkommen erwogen und ins Auge gefaßt. Wenn man Bewässerung anwendet, so ist die erste Bedingung des Erfolges ein vollständiges System der Drainage in Verbindung mit einer gelegentlichen Ueberflutung durch große Wassermengen, um das lösliche Alkali in der Drainage hinauszuspülen, falls die Regen der Regenzeit dies nicht genügend besorgen. Die Wasserableitung kann ferner den Wasserspiegel so erniedrigen, daß er die durch den Boden emporsteigende Wassermenge bedeutend vermindert, während die Wurzeln der Pflanzen leicht in bedeutende Tiefen hinabdringen können, um einen Wasservorrat zu finden. Professor Hilgard weist in seiner Ausführung mit überzeugender Gründlichkeit nach, daß auf diesen Böden Ueberrieselung ohne Vorkehrung für Drainage reiner Selbstmord ist.

Kaum minder bedeutend als die Drainage ist sodann eine sorgfältige Bebauung des Bodens, um die Verdunstung zu vermindern. Bedeckung mit halbverrottetem Mist hat eine ähnliche Wirkung, nötigt aber zum Anbau von Kulturgewächsen, welche ein Beackern erlauben. Bisher ist Weizen die Haupternte auf den Böden der fraglichen Region gewesen, bezüglich deren Professor Hilgard bemerkt, es könnte wirklich erscheinen, als ob die Landleute in den Alkali-Bezirken in der breitwürfigen Kultur von Cerealien die allerschlimmste Wahl getroffen haben, welche sie nur zum dauernden Vorteil des Ackerbaues in dieser Region hätten treffen können. Als Kulturgewächse, welche den sich für Alkali-Böden eignen, rät er Alfalfa (Luzerne, Medicago sativa) an, als eine tiefwurzelnde Pflanze, welche den Boden beschattet und auf diese Weise die Verdunstung an der Oberfläche bedeutend vermindert und eine vorzügliche Futterpflanze ist, ferner Rüben, welche ebenfalls zur Viehfütterung verwendet werden können. Von Handelsgewächsen, welche sich für den Anbau auf diesen Böden eignen würden, empfiehlt er in erster Reihe Baumwolle, sodann Ricinus, Obst, namentlich Weinstöcke und Pflaumenbäume, und möglicherweise Zuckerrohr und Sorghum.

Als weitere Unterstützungsmittel der Drainage und Beackerung könnten auch gewisse chemische Reagentien und Gegenmittel angewandt werden. Boden, welcher kohlensaures Natron enthält, wird wesentlich verbessert durch Gyps, denn eine doppelte Zersetzung unter Anwesenheit von Wasser gibt kohlensauren Kalk und schwefelsaures Natron, welche beide im Vergleich mit kohlensaurem Natron verhältnismäßig unschädlich sind. Lösliche, erdige und metallische Schwefel- und Chlor-Verbindungen können durch Kalk oder zuweilen sogar durch kalkhaltigen Mergel niedergeschlagen werden.

Offenbar jedoch verändern diese chemischen Gegenmittel nur die Natur des Alkali, entfernen dasselbe aber nicht aus dem Boden, ja sie dienen eher dazu, die Menge der leicht löslichen Stoffe im Boden zu vermehren, und wenn die Menge des vorhandenen Alkali überhaupt groß ist, so muß man in ihnen einfach nur Zuthaten zu den erwähnten Maßregeln sehen.

Bisher haben wir stillschweigend angenommen, daß das zur Bewässerung verwendete Wasser rein sei. In Wirklichkeit ist das jedoch keineswegs der Fall, und einer der wichtigsten Teile von Professor Hilgard's Werk über diesen Gegenstand besteht in seinen Untersuchungen des zur Bewässerung benützbaren Wassers. Es ergab sich nämlich, daß das Wasser des Tulare-Sees — eines der großen Wasserkörper, auf welche man für die Zwecke der Berieselung gerechnet hatte — so viel Alkali, insbesondere kohlensaures Natron, enthielt, daß es dadurch zur Bewässerung ganz untauglich gemacht wurde. Der Kern- und der Buena-Vista-See ergaben sogar noch einen größeren Alkali-Gehalt als der Tulare-See. Wenn diese Wasser im Boden durch Verdunstung konzentriert werden, so müssen sie ihren Gehalt an Alkali noch schneller vermehren und sich für alle angebauten Gewächse als nachteilig erweisen. Man hat gefunden, daß selbst die reineren Wasser der Flüsse mehr oder weniger Alkali enthalten, und hinsichtlich ihrer aller kann daher die Notwendigkeit, Drainage mit der Bewässerung zu verbinden, nicht nachdrücklich genug betont werden.

Einen höchst interessanten und lehrreichen Anhang zu Professor Hilgard's Schrift bildet ein Auszug aus den Berichten des sogen. „Reh"-Ausschusses für den Aligharh-Bezirk im nördlichen Indien (Reh oder Rê ist nämlich das hindustanische Aequivalent für Alkali). Aus diesem geht hervor, daß man in den bewässerten Bezirken von Nordindien dieselben Erscheinungen beobachtet hat, wie sie sich nun in Californien entwickeln, und daß die Regierung sich jetzt vor die Notwendigkeit gestellt sieht, entweder schwierige und kostspielige Abhülfen zu treffen oder anscheinend im Ganzen oder zum größten Teile das bisherige Bewässerungssystem aufzugeben. Bezüglich der Frage von den Hülfsmitteln ist der indische Ausschuß im wesentlichen ganz mit Professor Hilgard einverstanden, natürlich mit gebührender Einräumung für die Thatsache, daß es in Indien sich mehr um die Abstellung eines vorhandenen Uebels, in Californien aber bis jetzt mehr um Vorbeugungsmaßregeln gegen ein solches handelt.

Wenn wir hiemit einen Gegenstand berühren, der eigentlich mehr in das Gebiet der Landwirtschaft einschlägt, so geschieht das aus zweierlei Gründen. Der erste ist der, daß wir in keinem neueren oder älteren geographischen Werke diese Alkali-Ländereien erwähnt finden, welche eine so eigentümliche geognostische Erscheinung aufweisen, und daß schon mancher Einwanderer, der um diese Verhältnisse nicht wußte, zu seinem Nachteile mit

Digitized by Google

derartigen Ländereien von relativ geringem Werte beschwindelt worden ist, weshalb wir wünschen möchten, diese Thatsachen allgemein bekannt werden und derselben auch in den Handbüchern und Ratgebern für Auswanderer gedacht zu sehen, um unsere auswandernden Landsleute vor etwaigem Schaden zu bewahren. Der andere Grund aber ist der, daß diese geognostische Thatsache, welche gewiß nicht vereinzelt dasteht, die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise nunmehr auf sich ziehe und zu Nachforschungen darüber führe, ob und wo noch ähnliche Bodenverhältnisse und Erscheinungen vorkommen, und weiter zu Beobachtungen anzuregen, welche die seither noch nicht ermittelten Fälle ähnlichen Vorkommens ans Licht bringen und die Ursachen von örtlicher Unfruchtbarkeit einzelner Ländereien ermitteln helfen würden. Hierdurch könnte der Geographie und der Volkswirtschaft ein wesentlicher Dienst geleistet werden. Gewiß existieren auch da und dort in Europa ähnliche geognostische Verhältnisse, welche kennen zu lernen von großem Interesse wäre, und welche der Wissenschaft und den Agronomen die Mittel bieten würden, die örtlichen Bodenverhältnisse im allgemeinen und im besonderen mit Mitteln der Wissenschaft zu verbessern; jedenfalls aber handelt es sich hier um eine Erscheinung, welche noch nicht genügend bekannt und ergründet ist, und der wir in unseren Tagen der eingehenden naturwissenschaftlichen Forschung mit Eifer näher zu treten verpflichtet sind.

---

## Von den Antillen.

Von Ernst Michel.

Jamaica. Jamaica ist am 3. Mai 1494 von Christoph Columbus auf seiner zweiten Reise entdeckt worden; es liegt unter 17° 40′ und 18° 32′ n. Br. und 76° 10′ und 78° 30′ w. L. Seine Länge ist 144, seine Breite 49 Mln., seine Oberfläche 4193 Qu.-Mln. (10,859 Quadrat-Kilometer), wovon nur 646 der Ebene angehören. Die Gruppe der Blauen Berge im Mittelpunkt der Insel erreicht eine Höhe von etwa 7360 Par. F. Die Temperatur wechselt zwischen 35 und 40° C. am Meeresufer und fällt auf 20 und 15° C. in den Bergen. In der Ebene baut man Zuckerrohr, auf den Hügelhängen Kaffee, auf den Berggipfeln Chinabäume, die hier jedoch lieber in Strauchform vorkommen. Die Insel hat einen Ueberfluß an Mineralquellen, von denen die am meisten zum Baden benützten die von Bath, eine heiße Schwefel-, und die Milkriver-Spring, eine heiße Salzquelle, sind.

Nach Christoph Columbus wurde die Insel von seinem Sohne Diego Colombo regiert; allein die Spanier betrugen sich in der Folge so hart und grausam gegen die Eingeborenen, daß binnen sechzig Jahren 60,000 Familien derselben zu Grunde giengen. Die Insel hatte nur noch 4000 bis 5000 Einwohner als am 5. Mai 1655 der Admiral Penne im Namen Englands Besitz von ihr ergriff. Nun wurde die Anlage von Plantagen befördert, und Neger aus Afrika eingeführt, und im Jahre 1673 fand die Einfuhr der ersten Ladung Zucker in das Mutterland statt. Die Volkszählung des ebengenannten Jahres ergab 17,272 Einwohner. Im Jahre 1791 belief sich die Bevölkerung schon auf 291,400 Seelen, worunter 250,000 Sklaven. Im Jahre 1871 war die Bevölkerung auf 506,154 Köpfe gestiegen, worunter 13,101 Weiße, 100,346 Farbige und 392,707 Schwarze. Im Jahre 1881 erreichte die Bevölkerung die Zahl von 580,804 Seelen.

Die Insel ist in Grafschaften und Kirchspiele eingeteilt und zählt ungefähr 2000 Wähler. Sie wird verwaltet durch einen von der Königin ernannten Gouverneur, dem ein Ratskollegium zur Seite steht. Die Rechtspflege wird ausgeübt durch Friedensrichter und die Petty Sessions in den Bezirken, mit Berufungsrecht an den obersten Gerichtshof. Der Boden ist mit einer Besteuerung belegt, welche nach der Art der Bebauung wechselt. So wird vom Morgen Boden, welcher mit Zuckerrohr, Kaffee, Wachholdersträuchern, Arrowroot, Getreide, Erdnüssen, Baumwolle, Tabak, Cacao und Hülsenfrüchten bepflanzt ist, eine Steuer von 3 Pence (30 Pfennig) erhoben; nur die Hälfte dieses Steuerbetrages wird von dem Boden entrichtet, welcher mit Guineagras bepflanzt ist, das hier das beste Heu giebt. Dreiviertels-Penny bezahlt der Morgen mit Piment bepflanzten oder als Weide benützten Bodens, und einen Viertel-Penny jeder Morgen Wald. Die Steuer auf jedes Stück Vieh schwankt zwischen einem und eilf Schillingen. Die Einfuhrzölle wechseln je nach den Artikeln. Die Einfuhr des Jahres 1881 betrug 1,392,668 Lstrl., die Ausfuhr nur 1,178,594 Lstrl. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Kaffee, Zucker, Rum, Färbehölzer, Piment, Früchte und Tabak.

Die Handarbeit ist nicht teuer: das Tagelohn für den Arbeiter ist anderthalb, für die Arbeiterin einen Schilling; der Zimmermann verdient 2 bis 3, der Schlosser 3 bis 4 Schillinge; ein Karren mit Maultier kostet 5 Schillinge per Tag. Der Preis der Lebensmittel ist nicht hoch: das Pfund Brot kostet 3 Pence, das Pfund Zucker 2½ Pence, das Pfund Ochsenfleisch 6 Pence, das Pfund Geflügel 9 Pence, das Pfund Schweinefleisch 8 Pence.

Wie in allen englischen Kolonien, erleichtern die Baugesellschaften, building societies, dem Bewohner die Möglichkeit, ein eigenes Haus zu erwerben, sein Heimwesen zu besitzen. Diese Gesellschaften erwerben große Grundstücke in den Umgebungen der Städte, stecken hier Plätze, Straßen, Boulevards ꝛc. ab, erbauen Kirche und Schule und verkaufen an den Meistbietenden die Baustellen mit oder ohne Haus. Unter gütlicher Uebereinkunft bezahlt man auf folgender Basis: für ein Haus von 100 Lstrl. Wert wird man Eigentümer, wenn 48 Monate hindurch der Gesellschaft allmonatlich 2 Lstrl. 2 Schillinge und

Digitized by Google

10 Pence oder 60 Monate lang monatlich 2 Lstrl., 2 Schillinge, 6 Pence oder 72 Monate hindurch 1 Lstrl., 17 Schilling, 1 Pence oder 120 Monate hindurch 1 Lstrl., 5 Schilling, 10 Pence bezahlt werden. Diese Annuitäten sind eine Wohlthat für die arbeitende Klasse und würden auch bei uns Nachahmung verdienen.

Die Insel besitzt schon mehrere Eisenbahnen und ihre bedeutenden Städte auch Gas- und Wasserleitung; man hat verschiedene Bewässerungskanäle, deren bedeutendster, der vom Rio Cobre, bei einer Länge von 60 Km. 30,000 Acres Landes bewässert und 120,000 Lstrl. gekostet hat. Die Verwaltung der Gefängnisse ist verbessert worden; die Gefangenen werden nach dem Grade ihrer Verurteilung eingeteilt und durch Arbeit zu bessern gesucht. Um den Zuckerrohrbau zu erleichtern, hat die Regierung der Insel ihre Zuflucht zu indischen Kulies genommen und von diesen ungefähr 15,000 aus Calcutta und Madras eingeführt. Alle Jahre holt ein Fahrzeug solche aus Ostindien ab und führt dahin diejenigen zurück, welche nach zehnjährigem Aufenthalt auf Jamaica wieder dorthin zurückkehren wollen. Hin- und Herreise geschehen auf Kosten der Regierung, und die Dauer der Verpflichtung ist zehn Jahre. Der Kuli muß seine ersten fünf Jahre auf dem Lande verbringen; für die anderen fünf ist er frei und kann sie auch in der Stadt zubringen. Der Grundeigentümer, welcher den Kuli annimmt, muß ihm die Kost in Reis und Fisch liefern und dem Manne täglich einen Schilling (eine Mark), dem Weibe 9 Pence (75 Pfennig) Tagelohn bezahlen. Zweimal monatlich besucht ein Inspektor alle Etablissements, auf welchen Kulies beschäftigt werden und versichert sich, ob sie sich gut betragen und ob sie gut behandelt werden. Wenn sie leicht erkrankt sind, werden sie auf dem Gute verpflegt, bei schwereren Fällen im Spital. Nach zehn Jahren erhalten sie, wenn sie nicht mehr in ihre Heimat zurückgebracht werden wollen, eine Prämie von 10 Lstrl. Die Hindu sind intelligenter als die Schwarzen, und diejenigen, welche sich gut halten, bekommen gute Stellungen.

Am 7. September 1883 kam ich in Port Royal, am Eingang der Bucht von Kingstown, an. Diese frühere Hauptstadt der Insel zählt heutzutage nur noch einige Häuser inmitten von Cocospalmen. Am 7. Juni 1692 wurde sie von einem Erdbeben erschüttert und teilweise vom Meer verschlungen. Tausende von Personen kamen in den Erdspalten oder in den Meereswogen um. Manche wurden, wie bei dem großen Erdbeben in Neapel, erst von den Erdspalten verschlungen, dann bei einem zweiten Stoße wieder herausgeschleudert und durften noch Jahrelang leben. Port Royal wurde mehrmals wieder aufgebaut und wieder von den Flammen verzehrt, aber endlich vom größten Teil seiner Bewohner verlassen, welche sich nach dem Ende der Bucht, nach Kingston, begaben und dort eine neue Hauptstadt gründeten. Die Bucht ist groß und sicher, aber von geringer Tiefe. Man hat nun für die Landung der Schiffe Kanäle ausgebaggert, bedarf aber eines Lotsen. Die Vegetation ist eine tropische und die Cocospalmen erheben ihre gefiederten Häupter sogar noch über den Leuchtturm.

Die Stadt Kingston hat 38,000 Einwohner und acht Meter breite Straßen und mehrere 16 m. breite Alleen; die Häuser sind von Holz oder Backstein und mit hölzernen Spältern bedeckt. Bei der großen Feuersbrunst vom 11. Dezember 1883 sind 600 Häuser zu Grunde gegangen, welche man beim Wiederaufbau mit Dächern von Zink oder galvanisiertem Eisenblech versah. Man sieht hinter den Jalousien und unter den Veranden die Leute ausgestreckt, um die frische Luft zu schöpfen. Der Park in der Mitte der Stadt ist sehr anmutig; man sieht in demselben die Standbilder der Gouverneure und anderen verdienten Männer, welche durch ihre Tugenden das Land geziert haben. Am Sonnabend, dem allgemeinen Markttag, sind die Markthallen sehr belebt, und mehrere Straßen nehmen noch den Ueberschuß der Verkäufer und Käufer auf; man sieht einen ungemeinen Reichtum an tropischen Früchten: Mangos, Bananen, Anonen, Ananas u. s. w., an Zuckerrohr, Melasse, Wurzelgewächsen, Piment und anderen Gewürzen, Hülsenfrüchten, Gemüsen ꝛc., ausgestellt. Die Jesuitenpatres pastorisieren die 11,000 Katholiken der Insel, die Franziskanernonnen besorgen den Unterricht der jungen Mädchen. Der Pater Ryan lud mich zu sich ein; sein Haus ist groß und wohlgelüftet, allein gleichwohl wies der Thermometer in seinem Zimmer noch auf 37° C. Nach dem mit famosem Jamaica-Rum gewürzten Frühstück führte mich der Pater aufs Land, wo er eine Arbeitsschule für Mädchen unter der Leitung einer von ihm geschaffenen Kongregation eingerichtet hat. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern man muß ihm auch das Brot verschaffen, und so sind die Geistlichen stets bemüht, dem Volke einen Erwerbszweig ausfindig zu machen. St. François Regis hat im Vellay das Spitzenklöppeln eingeführt, von dem nun so viele Leute auf dem Lande leben, und Don Bosco macht aus den Kindern, welche er von der Straße auflieſt, Schneider, Tischler, Schuhmacher, Schlosser u. dgl.

Ein anderer Ausflug führte mich einige Meilen weit, nach Constans-Spring, um daselbst eine Zuckerplantage und Zuckersiederei zu besichtigen. Diese Plantagen sind hier nicht so bedeutend wie diejenigen, welche ich auf meiner Reise in Brasilien und Peru gesehen hatte. Diejenige, welche ich hier besuchte, umfaßt nur 220 Acres, welche man mittelst eines chemischen Düngers befruchten muß, der zum Preise von 55 Lstrl. per Tonne aus England eingeführt wird. Ein Acre erzeugt eine Tonne Zuckerrohr, aus welchem man acht Prozent Zucker und 100 Gallonen Rum (etwa 400 Liter) gewinnt, der in England zu 2—3 Schilling die Gallone verkauft wird. Zoll und Fracht betragen 7—8 Pence für die Gallone. Die Zuckersiederei steht im Verhältnis zu der Pflanzung, d. h. ist ziemlich klein,

Digitized by Google

aber die Brennkolben für den Rum sind sehr groß und fassen je 1000 Gallonen zugleich von dem Rückstande, der bei der Zuckerbereitung übrig bleibt, und ergeben 20 Gallonen Rum, also nahezu 9 Prozent.

Ich sah in dieser Siederei mehrere indische Kulies in einem Streite miteinander begriffen; sie wurden aber alsbald zur Ordnung zurückgeführt, als der Eigentümer sie dem Inspektor anzuzeigen drohte. Auf dem Rückwege fanden wir die Straße wimmelnd von Landleuten, welche von der Stadt zurückkehrten, wo sie ihre Erzeugnisse verkauft und ihre Lebensbedürfnisse eingekauft hatten. Sie legen diesem Austausch zuliebe mehrere Wegstunden zurück und marschieren zuweilen die ganze Nacht mit ihrem schweren Korb auf dem Kopfe. Sie haben ein heiteres Temperament und lachen und schwatzen beständig; ihre Gesichtsfarbe ist je nach dem Grade der Kreuzung mehr oder weniger dunkel, und man unterscheidet drei Hauptgrade, welche man mit den Namen Sambos, Mulatten und Quarteronen bezeichnet. Die Landschaft steht im schönsten Grün, denn es ist soeben Regenzeit. Seit der Entwaldung der Insel treten diese Regen nicht mehr regelmäßig ein, und die Landwirtschaft leidet darunter; die Engländer suchen daher die Berge wieder zu bewalden. Stellenweise sieht man einige schöne Villen reicher Kaufleute, an den Berghängen, in 2000 F. Meereshöhe, die Kasernen der englischen Soldaten, während die eingeborenen Truppen, welche die Hitze besser ertragen, in der Stadt kaserniert sind.

Zu Jamaica gehören noch die Caimans-Eilande und die Felseninseln Moran und Pedro, welche die Regierung um 50 Lstrl. an Leute verpachtet hat, welche auf denselben Guano und Schildkröten- und Vogeleier sammeln.

Bei meiner Rückkehr finde ich das Verdeck des Schiffes bedeckt mit ungeheuren, meterlangen, auf dem Rücken liegenden Seeschildkröten, welche mühsam atmen und um Mitleid zu werben scheinen. Man bringt sie nach London zur Bereitung der Schildkrötensuppe. Zahlreiche Eingeborene von jeder Farbe bieten uns Körbe und Fächer aus Palmblättern und andere Erzeugnisse des heimischen Gewerbefleißes zum Kaufe an.

Endlich lichtet das Schiff den Anker; wir fahren um die Insel herum, laufen am anderen Morgen in den ungeheuren Meerbusen von Gonaïve ein und kommen endlich vor Port-au-Prince, der Hauptstadt der Republik Hayti, an.

Hayti und San Domingo. Die Insel Hayti, die größte der Antillen nach Cuba, wurde am 6. Dezember 1492 von Christoph Columbus entdeckt, welcher sie Hispaniola, Klein-Spanien, nannte. Im Jahre 1630 errichteten die Franzosen daselbst mehrere Niederlassungen an der Nordküste, denen sie 1698 noch weitere auf der West- und Südküste hinzufügten. Die Spanier hatten mittlerweile den größeren östlichen Teil besetzt und nannten ihn San Domingo. Zu Anfang dieses Jahrhunderts empörten sich die Schwarzen, welche die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, verjagten alle Weißen und bildeten die beiden Republiken Hayti und San Domingo. Beide befinden sich beinahe beständig in Umwälzung. Die Republik Hayti zählt ca. 550,000 Einwohner und 23,910 Q.-Km. Die Bevölkerung hat seit Anfang dieses Jahrhunderts um beinahe die Hälfte abgenommen. Die Hauptstadt Port-au-Prince zählt 25,000 Einwohner; die Häuser, an einem Hügelhang, dessen Fuß das Meer bespült, terrassenförmig emporgebaut, sind klein und mit Holz gedeckt, und über ihnen erhebt sich der Regierungspalast, welchen der Präsident Salomon bewohnt, der sich in jüngster Zeit eines Aufstandes erwehren mußte. Mehrere Städte, worunter Jacmel, die zweite der Republik, sind in die Hände der Aufständischen gefallen, welche die dermalige herrschende Partei verdrängen wollen, um sich selbst an die Stelle derselben zu setzen. Die Empörer haben einen alten Raddampfer zum Transport ihrer Anhänger gekauft und die Regierung kann aus Geldmangel keinen anderen kaufen und ihn jenem gegenüberstellen. Drei Kriegsschiffe, ein englisches, ein französisches und ein spanisches, stationierten zur Zeit meiner Ankunft vor Port-au-Prince, um die paar Kaufleute ihrer Nationalität zu beschützen, denn es gibt keine weißen Grundeigentümer auf der Insel; aus Furcht, den Einfluß derselben wieder aufleben zu sehen, haben die Schwarzen ihnen die Erwerbung von Grundbesitz verboten. Mehrere Einheimische erzählten uns weitläufig von den Mißbräuchen der Regierung und dem wüsten Treiben und Wühlen der Aufständischen, von der allgemeinen Verkommenheit, denn der Neger ist arbeitsscheu, findet sein Auskommen leicht mittelst einiger Früchte des Waldes und will keine Steuern bezahlen, welche ihm daher der Fiscus auch nicht aufzuerlegen weiß.

Als wir Port-au-Prince verließen, fuhren wir um die Insel herum und kamen am anderen Tag vor San Domingo, der Hauptstadt der gleichnamigen Republik, an. Diese kleine Stadt am Meeresufer hat 16,000 Einwohner, und der Freistaat genießt zwar zeitweilig einiger friedlichen Ruhe, ist aber nichts destoweniger stündlich von Aufständen bedroht. Sein Flächenraum beträgt 53,343 Q.-Km., seine Bevölkerung gegen 300,000 Seelen. Der Boden ist meist gebirgig und der höchste Gipfel der Cibao-Kette erreicht eine Meereshöhe von 2274 m. Die Ausfuhr beschränkt sich auf etwas Kaffee, Tabak, Cacao und Färbehölzer, allein die Insel ist ausnehmend fruchtbar und könnte unter guter Verwaltung leicht einige Millionen Menschen ernähren. Wer da behauptet, der Neger habe die Befähigung, sich selbst zu regieren, wird hier einfach widerlegt, denn wenn man den Schwarzen nur ein wenig sich selbst überläßt, so verkommt er, und die ganze Bevölkerung wird, sich selbst überlassen, sich bald auf einige Tausend Menschen reduzieren, welche in den Wäldern von wildem Obst leben.

Sankt Thomas. Am 12. September 1883 langte ich vor Sankt Thomas an. Diese kleine, in jenem Augen-



Digitized by Google

blick wegen der Regenzeit ganz in Grün gekleidete Insel, ist den Rest des Jahres hindurch von der Trockenheit verödet. Sie gehört mit den benachbarten Inseln Sainte Croix und St. Jean seit zwei Jahrhunderten Dänemark. Diese drei Inseln gehören zu der von Christoph Columbus auf seiner zweiten Reise im Jahre 1493 entdeckten Gruppe der Virgin-Inseln, welche ihren Namen zu Ehren der 11,000 Jungfrauen und Märtyrinnen der heiligen Ursula erhielten. Columbus fand sie bewohnt von Karaiben, wilden Stämmen, welche Einfälle auf den benachbarten Inseln machten, um friedliche Arrowaken-Indianen zu rauben und zu erschlagen, welche sie verzehrten. Die Spanier waren mit den größeren und wichtigeren Besitzungen beschäftigt und vernachlässigten diese kleineren Inseln, deren sich alsdann um 1625 die Engländer und Holländer bemächtigten. Sainte Croix gieng 1650 in die Hände der Franzosen über, welche die Insel an die Malteser-Ritter verkauften; von diesen kam sie wieder an die Franzosen, die sie 1695 aufgaben und einige Jahre später den Dänen abtraten, welche sich bereits auf St. Thomas niedergelassen hatten. Ich ersehe aus einem, von Iversen, dem Gouverneur von St. Thomas, unterzeichneten Edikt vom 8. August 1672, daß jede Sonntagsarbeit mit einer Strafe von 50 Pfund Tabak, das Fernbleiben vom Gottesdienst mit einer Buße von 25 Pfund Tabak belegt war. Der Tabak war also damals das Haupterzeugnis der Insel. Behufs der Verteidigung gegen die Spanier, welche damals von Portorico aus Einfälle auf der Insel machten, verordnet dasselbe Edikt, daß jedes Familienhaupt bei einer Strafe von 100 Pfund Tabak gehalten sei, einen Degen mit Scheide, ein Gewehr und zwei Pfund Pulver nebst Kugeln zu besitzen. Bei Annäherung des Feindes mußte derjenige, welcher denselben zuerst bemerkte, bei Tage drei Schüsse, bei Nacht einen Schuß abfeuern und die Nachbarn benachrichtigen, damit alle sich mit ihren Waffen nach dem Fort begäben. Am Sonntag Nachmittag mußte auf den Trommelschlag sich jeder mit den Waffen zum Exerzieren einfinden. Der Ertrag der Strafen ward in drei Teile geschieden: einen für den König, den zweiten für die Kirche, den dritten für denjenigen, welcher Schaden litt.

Auf den Gouverneur Iversen folgte 1679 Niklas Esmit, welcher von der dänisch-westindischen Kompagnie erwählt worden war. Da zu jener Zeit ein Mangel an Arbeitskräften sich fühlbar machte, so kaufte König Christian V. in Afrika von dem König von Aguambu die beiden Forts Frederiksburg und Christiernsburg, an der Goldküste, und schickte Fahrzeuge dorthin, um Sklaven für St. Thomas einkaufen zu lassen. In der Absicht, der Kompagnie aufzuhelfen, befahl der König allen Fuhrwerksbesitzern in Kopenhagen, für 500 Riksdaler Aktien zu nehmen oder eine Steuer von 50 Riksdaler zu bezahlen. Die Agenten der Kompagnie machten sich oft an den Küsten von Guinea grober Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten schuldig; aber einer der Agenten, namens Schilderop, that sich durch seine Herzensgüte und Gerechtigkeit so sehr hervor, daß man von allen Seiten nach der Küste kam, um ihn zu sehen. Ein alter Häuptling, welcher ca. 300 Mln. entfernt wohnte, sandte ihm sogar seine Tochter mit viel Gold und Diamanten, nebst der Bitte, ihm einen Enkel zu schenken. Jene armen Sklaven wurden in ihrer neuen Heimat nicht immer gut behandelt und lehnten sich oft auf. Eine auf Befehl des königlichen Rates erlassene Verordnung vom 31. Januar 1738 für die dänischen Inseln vermag einen Begriff von der damaligen Lage zu geben; sie lautet:

1. Der Sklave, welcher zur Flucht auffordert, soll dreimal mit einem rotglühenden Eisen gebrandmarkt und dann gehenkt werden.

2. Der Sklave, welcher entflieht, soll ein Bein verlieren und, wenn sein Herr ihm verzeiht, ein Ohr verlieren und 150 Peitschenhiebe erhalten.

3. Der Sklave, der um die Absicht eines anderen, die Flucht zu ergreifen, weiß und davon Anzeige zu machen unterläßt, wird an der Stirn gebrandmarkt werden und 100 Hiebe mit dem Ochsenziemer erhalten.

4. Diejenigen, welche von einem beabsichtigten Fluchtversuch Nachricht geben, sollen 10 Dollars für jeden Sklaven, welcher entfliehen wollte, erhalten.

5. Ein Sklave, welcher auf acht Tage entflieht, soll 150 Hiebe mit dem Ochsenziemer erhalten; wenn er zwölf Wochen abwesend blieb, soll er ein Bein verlieren, und wenn er sechs Monate abwesend bleibt, soll er zum Tod verurteilt werden, falls ihm sein Herr nicht verzeiht, in welchem Falle er dann ein Bein verlieren wird.

6. Ein Sklave, welcher einen Wert von vier Dollars stiehlt, soll mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt und dann gehenkt werden; ist der gestohlene Gegenstand von geringerem Werte, so wird er mit heißem Eisen gebrannt und erhält 150 Hiebe mit dem Ochsenziemer.

7. Die Sklaven, welche gestohlene Gegenstände in Empfang nehmen oder eine Flucht unterstützen, werden mit heißem Eisen gebrandmarkt und erhalten 150 Hiebe mit dem Ochsenziemer.

8. Ein Sklave, welcher die Hand aufhebt, um einen Weißen zu schlagen oder zu bedrohen, wird mit einem heißen Eisen gebrannt und dann gehenkt, wenn der Weiße es verlangt. Im entgegengesetzten Fall verliert er die rechte Hand.

9. Ein einziger Weißer ist hinreichend, um gegen einen Sklaven zu zeugen. Der eines Verbrechens verdächtige Sklave kann der Folter unterworfen werden.

10. Ein Sklave, welcher einem Weißen begegnet, muß zur Seite treten, bis dieser an ihm vorüber ist; versäumt er diese Pflicht, so wird er ausgepeitscht.

11. Die Sklaven dürfen nicht mit Messern oder Knütteln die Stadt betreten, noch sich untereinander prügeln bei einer Strafe von 50 Hieben mit dem Ochsenziemer.

Digitized by Google

12. Zauberei wird mit Auspeitschung bestraft.

13. Ein Sklave, welcher seinen Herrn zu vergiften versucht, wird dreimal mit rotglühendem Eisen gebrannt und dann gerädert.

14. Ein freier Neger, welcher einen Sklaven oder Dieb aufnimmt, verliert seine Freiheit oder wird verbannt.

15. Jeder Tanz, jedes Fest und Spiel ohne Erlaubnis des Herrn oder seines Agenten sind verboten.

16. Die Sklaven können keine Art von Lebensmitteln ohne die Erlaubnis der Aufseher verkaufen.

17. Kein Feldsklave darf sich am Abend nach dem Zapfenstreich in der Stadt betreten lassen, unter der Strafe in das Fort abgeführt und ausgepeitscht zu werden.

18. Der königliche Sachwalter ist beauftragt, über die strenge Beobachtung dieser Vorschriften zu wachen.

Gegen diese strengen und grausamen Strafen erhoben die Missionare aller Glaubensbekenntnisse und alle fühlenden Personen im allgemeinen Einsprache und Beschwerden. Schon gegen 1792 hatte man die amtliche Einführung der Sklaven verboten; sie dauerte zwar fort, allein im Jahre 1848 schenkte der Gouverneur infolge eines Aufstandes allen Sklaven auf den dänischen Inseln die Freiheit. Die Freigelassenen verweigerten anfangs die Arbeit, aber nach und nach ließen sie sich zu derselben herbei, und sie bilden heutzutage die Mehrheit der Bewohner der Insel.

Vom Hafen aus gesehen, bildet die Stadt St. Thomas den malerischesten Anblick, denn sie scheint an drei nebeneinander liegenden Höhen hinanzusteigen. Der von der Natur gebildete Hafen ist einer der besten und sichersten. Seine Eigenschaft als neutraler und Freihafen, seine Lage am Eingange der Antillen machen ihn zum Haltepunkt für alle Dampfer der großen Gesellschaften. Die benachbarten Inseln pflegten sich auf St. Thomas mit ihrem Bedarf an europäischen Waren zu versehen und dies verschaffte seinem Handel Bedeutung; allein derselbe hat einigermaßen abgenommen, seit die Dampfer beinahe alle Inseln direkt besuchen. Die Stadt St. Thomas oder eigentlich Charlotte Amalie zählt etwa 13,000 Einwohner, worunter gegen 11,000 Katholiken, ein Halbdutzend Weiße und einige Hundert Neger von den französischen Antillen, die übrigen sind Dänen und dänische Kreolen, und farbige Ausländer zählt man nur wenige auf St. Thomas. Den katholischen Gottesdienst versehen belgische Redemptoristen, welche auch einige Schulen halten.

Während der drei Tage, welche ich auf St. Thomas zubrachte, machte ich mehrere Ausflüge. Die Küsten der Insel sind sehr ausgefranst und bilden zahlreiche Buchten; die Vegetation ist in dieser Regenzeit sehr schön. Ich besuchte mehrere Landgüter, auf welchen Zuckerrohr, Bananen, Ignamen, mehrere Sorten tropischen Obstes und verschiedene Arten von Futterkräutern gebaut werden. Den Gipfelpunkt der Insel nimmt ein kleiner Pavillon ein, welchen die mit der Beobachtung des Venus-Durchgangs durch die Sonne betraute brasilianische Kommission hat errichten lassen. Ich geriet hier in einen furchtbaren Platzregen und bekam am folgenden Tage auch ein Pröbchen von den Orkanen dieser Zone zu kosten, welche sich gewöhnlich um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche auf diesen Inseln einstellen, Bäume ausreißen und Häuser über den Haufen werfen. Die erste Insel, welche von denselben befallen wird, benachrichtigt dann die anderen telegraphisch, und diese rüsten sich nun zum Empfang des Sturmes, indem man Thüren und Fenster hermetisch verschließt; wenn diese dem Sturm widerstehen, ist das Haus gerettet; wenn aber eines derselben eingestoßen wird, so fängt sich der Wind darin und nimmt das ganze Haus mit fort.

Porto-Rico. Eine Nachtfahrt brachte uns von St. Thomas nach San Juan, der Hauptstadt von Porto-Rico (Puertorico), der reichen spanischen Insel. Vom Meer aus gesehen, bietet San Juan einen höchst malerischen Anblick dar; es ist von Forts und Batterien umgeben, aber die prächtige Bucht ist voll Schlick und Schlamm, da die Spanier sie noch niemals ausgebaggert haben. Der Stadt gegenüber, auf der jenseitigen Küste der Bucht, ziehen sich Vorstädte und Landhäuser unter Cocoshainen hin. Die Insel Puertorico, eine der vier großen Antillen (die anderen sind Cuba, Hayti und Jamaica), nur durch die Mona-Passage von Hayti getrennt, ist ungefähr 30 Mln. lang und 12 Mln. breit, hat einen Flächenraum von 9200 Qu.-Km. und eine Bevölkerung von 662,000 Einwohnern. Die hier herrschende Ruhe und die Abwesenheit von Bürgerkriegen macht sie zur blühendsten der spanischen Inseln, mit guter Kultur und einer reichen Ausfuhr an Zucker, Melasse, Rum, Kaffee, Tabak, Muscatnüssen, Baumwolle, Färbehölzern und Vieh. Leider fehlt es an Straßen im Innern und an Ordnung in der Verwaltung. Die Sklaverei ist seit 1873 abgeschafft. Ich durcheilte die Hauptstadt San Juan, welche ganz das Aussehen einer spanischen Stadt und Häuser mit flachen oder terrassenförmigen Dächern und 24,000, nach anderen 35,000 Einwohner hat. Die Stadt hat enge abschüssige Gassen und das fallende Regenwasser wird in denselben gesammelt und in Zisternen geleitet, denn es fehlt an Quellwasser. Bei Nacht sitzen und schlafen die Bewohner meist auf ihren flachen Dächern oder ergehen sich auf denselben. Auf dem Markte sah ich Leute von jeder Hautfarbe ihre Erzeugnisse feilbieten; die Neger und Mulatten sprechen das Spanische mit demselben Accent, wie diejenigen auf St. Thomas und Jamaica das Englische und die von Martinique und Guadeloupe das Französische. Wir verließen Porto-Rico unter einem sintflutartigen Regen, fuhren wieder an der Insel Hayti hin und bekamen nach einer Fahrt von zwei Tagen die Insel Cuba in Sicht. Nachdem wir dann noch zwei Tage lang den Küsten entlang gefahren waren, liefen wir am 22. September in den Hafen der Havaña ein. (G. g.)

Digitized by Google

## Dr. W. Junker's Forschungen in Zentralafrika.

(Schluß.)

Verschiedene Drohbriefe an die Beamten der Provinz suchten diese zum Glauben an den Mahdi zu bekehren. Auch war darunter ein Sendschreiben von Mohammed Ahmed, dem Mahdi, an die gesamte mohammedanische Bevölkerung.

In dem Briefe des Emir Karm Allah wurde Emin Pascha ersucht, sogleich mit seinen Leuten nach dem Bahr-el-Ghazal-Gebiet zu kommen, um seine Reise nach Kordofan zum Mahdi anzutreten. Lupton meldete dem Dr. Junker in wenigen Worten, daß er in wenigen Tagen zu Mohammed Ahmed werde reisen müssen. Emir Karm Allah's Brief an Junker lautete folgendermaßen:

„29. Djumar Achir 1300.

„Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen 2c. 2c. Der Emir Karm Allah, Scheikh Mohammed, an Dr. Junker, den Reisenden. Nach meinen Grüßen an Dich, o Reisender! thue ich Dir zu wissen, daß, wie Du gehört haben wirst, die Zeiten sich geändert haben, und daß die Macht der Türken gebrochen ist durch das Erscheinen des Nachfolgers des Propheten Gottes, den wir erwartet haben, unseres Herrn Mohammed el Mahdi, Heil ihm! Du hast ebenfalls gehört, wie er zu wiederholtenmalen die Heere der Türken geschlagen hat; zuerst auf der Insel Ola; zweitens das Heer, dessen Anführer Raschid Bey, genannt Abu Buka, der Mudir von Faschoda, war; drittens das große Heer unter dem Befehl von Yusuf Pascha es Shelali, und mit ihm erfahrene und geschickte Leute bis zur Zahl von 9000 Mann; viertens das Heer unter dem Befehl von Mohammed Pascha Imam in der Zahl von 12,000 Mann; fünftens die Eroberung des Mudirieh von Kordofan; sechstens das Heer des Generalgouverneurs des Sudan, Aladdin Pascha, eines Stabsoffiziers namens Hicks und einer Anzahl Mudirs und Offiziere, und mit ihnen fremde Kanonen, sieben davon fünfzügige Mitrailleusen, und darunter sieben Krupp'sche Kanonen, und die übrigen wohlerprobte Kanonen aus der Zeit Ismail Pascha's. Im Ganzen 36 Kanonen und 7 Raketenbatterien und zusammen 36,000 Mann und darüber; und alle wurden erschlagen von den Anhängern des Mahdi, Heil ihm! Wie in einem Augenblick die Eroberung aller Mudiriehs des Sudan stattfand und ihre Unterwerfung unter die Herrschaft des Mahdi; wie die Mudiriehs Dongola, Berber, Khartum, Taka, Senaar und Faschoda und im Westen Fascher, Kolkol, Kerk-bik u. a., Freunde des Mahdi, Heil ihm! geworden sind. Und er sandte mich als seinen Vertreter von seiner Seite, versehen mit Befehlen und Weisungen unter seinem heiligen Siegel, nach der Provinz Bahr-el-Ghazal, um sie aus der Dunkelheit zum Licht zu bringen; und am Dienstag den 26. des laufenden Monats kamen wir an in der Hauptstadt des Mudirieh Bahr-el-Ghazal und wurden empfangen von allen Behörden und dem Mudir, alle den Befehlen des Mahdi, Heil ihm! unterworfen, und alle sind bereit, mit mir nach Kordofan zu reisen; und da Du Waren hier liegen hast [Emir Karm Allah versteht darunter die dort lagernden Sammlungen Junker's] und da ich fürchte, daß Dir die Wege künftig versperrt werden, so habe ich diese Weisungen an Dich gerichtet, daß Du bei Empfang dieses aufbrechen, hieher kommen und Dein Eigentum ohne Verzug in Empfang nehmen mögest, und im anderen Falle werden die Güter gewiß verlassen werden und verloren gehen, und zum Schluß meine Grüße.

(Siegel.) Karm Allah Mohammed."

Auf diesen Brief Emir Karm Allah's wegen der Uebergabe der Provinz, erfolgte eine sorgfältig abgefaßte Antwort Emin Pascha's: er sei bereit, die Provinz in die Hände des Vertreters des Mahdi auszuliefern, um unnützes Blutvergießen zu verhüten. Die Feindseligkeit der Neger aber — so hieß es in dem Briefe weiter — erlaube Emin Pascha nicht, die Provinz zu verlassen und alle die Zurückgebliebenen der Gefahr der Vernichtung auszusetzen. Emin Pascha wolle daher auf weitere Befehle und einen Vertreter warten und bis dahin versuchen, die Provinz für den Mahdi zu halten.

Wegen der großen Entfernung der Provinz Bahr-el-Ghazal gewann Emin Pascha Zeit, was vor allen Dingen nötig war. Möglicherweise konnte einerseits Hülfe von Khartum kommen, andererseits die Besatzungen außenliegender Stationen einberufen und eine Verteidigung organisiert werden, zu welchem Zwecke sogleich Befehle gegeben wurden. Bald darauf reiste Junker, um Briefe nach Uganda und Sansibar zu befördern, nach Emin Pascha's südlichen Stationen und blieb eine geraume Zeit in Dufli. Ungefähr um diese Zeit standen die Negerstämme an der Straße nach dem Bahr-el-Ghazal auf und erschlugen viele Araber, welche in verschiedenen Banden von Makaraka und aus dem Rohlgebiet kamen und zu Emir Karm Allah stoßen wollten. Andere Araberhorden begannen Feindseligkeiten gegen einige noch nicht einberufene ausliegende Stationen und belagerten endlich, in den letzten Monaten des Jahres 1884, die befestigte Station Amadi, nur fünf Tagereisen von Lado. In der Hoffnung, es werde endlich ein Dampfer aus Khartum kommen, kehrte Junker im September nach Lado zurück. Monate-lang hörte man nichts mehr von den Streitkräften des Mahdi und gab sich schon der Hoffnung hin, Karm Allah's Truppen haben sich aus Kordofan zurückgezogen. Die Belagerer der Station Amadi hatten aber gegen Ende des Jahres mehrmals Verstärkungen von Arabern erhalten. Einmal waren dieselben sogar mit Verlust zurückgetrieben worden, bis man plötzlich im Januar 1885 hörte, daß der Emir Karm Allah mit seinen Truppen vor Amadi erschienen sei. Noch einmal trafen Briefe an Emin Pascha und Drohbriefe an verschiedene Leute ein. Um jene Zeit war Junker wieder nach dem Süden auf-

Digitized by Google

gebrochen und zwar zu dem Häuptling Anfima, im Lande der Magungos, am Victoria-Nil. Während eines mehrmonatlichen Aufenthalts daselbst bemühte er sich, Briefe von dort nach Uganda zu schicken. Im April erhielt er Nachrichten von Emin Pascha, daß die Station Amadi genommen sei, und daß ein Teil der Garnison sich nach Makaraka durchgeschlagen habe. Mit Hülfe der Krieger aus Mangbattu wurden die verfolgenden Araber nach einem harten Kampf auf der Station Rio in Makaraka bald in die Flucht geschlagen. Makaraka wurde jedoch geräumt und die Soldaten erreichten den Nil an der Station Bedden, von wo sie unmittelbar nach Lado geschickt wurden, um diese Station zu verteidigen. Emir Karm Allah benachrichtigte nach dem Fall der Station Amadi den Emin Pascha, daß er bald vor Lado erscheinen würde, und schickte bei dieser Gelegenheit unter anderen den nachstehenden Brief:

„12. Rabi Achir 1302.

„Abschrift eines gnädigen Befehls unseres Herrn, des Mahdi — Heil ihm! — an seinen Vertreter Karm Allah, Scheikh Mohammed, Emir von Bahr-el-Ghazal und dem Hat-el-Estwa (der Aequatorial-Provinz), gegeben unter dem 12. Rabi Achir 1302 (28. Januar 1885)!

„Im Namen Gottes, des Allgütigen und Allbarmherzigen! Lob sei Gott, unserem gnädigen Herrn! und unsere Gebete und Unterwerfung unserem Herrn Mohammed und dem seinigen und nach diesem! Von Gottes ergebenem Sklaven Mohammed el Mahdi, Abdallah's Sohn, an seinen lieben Freund und Vertreter Karm Allah, Scheikh Mohammed's Sohn, welchen Gott in seiner Güte erleuchte und mit dem Auge seines Willens beschütze! Amen. Empfange von mir viele Grüße, und die Gnade Gottes und Seinen Segen auf Dich! Ich thue Dir zu wissen, mein lieber Freund, daß nach Gottes unwandelbarem Versprechen und Seiner unveränderlichen Güte die Stadt Khartum mit der Hülfe des Lebendigen und Ewigwährenden genommen und in der That am Montag den 9. des Rabi Achir des laufenden Jahres, frühe am Morgen, eingenommen worden durch die Hülfe der Glaubenstruppen, welche im Vertrauen auf Gott, den Herrn der Welt, vorrückten und die Werke erstürmten, und binnen einer halben Stunde oder weniger befiel die Feinde Gottes, das was ihnen zugedacht war: sie wurden vernichtet bis auf den letzten Mann und ihre Feste. Obwohl sie sich gerüstet hatten in ihrer Stärke, fielen sie zersprengt beim ersten Angriff im Felde unter den Händen des Heeres Gottes und der Truppen des Glaubens und suchten Sicherheit, indem sie die Höhe betraten und die Thore verschlossen. Unser Heer folgte ihnen und erschlug sie mit dem Schwert und durchstieß sie mit dem Speer, so daß bald Wehklagen laut wurde und das Weinen sich mehrte und sie alle unterworfen wurden. Dann ergriffen sie die übrigen, welche aus Furcht vor dem Nahen des Unglücks ihre Thüren verschlossen hatten, nahmen sie gefangen und erschlugen sie, und es blieben von ihnen nur noch einige wenige Weiber und Kinder übrig.

„Aber Gordon, der Feind Gottes, so oft wir ihn auch ermahnt und aufgefordert hatten, mit Kriegführen aufzuhören und sich Gott zu unterwerfen, so wollte er es doch nicht, und zwar weil er ein Aufrührer und ein Friedenstörer war von Anbeginn. So fand er das Ende seines Schicksals und erntete mit Reue, was er im Frevel gesäet hatte; und Gott verbannte ihn nach dem Hause Seines Zornes, seinem Wohnort, und so wurde die Menge der Gottlosen vernichtet, und Dank sei dafür Gott, dem Herrn der Welt, und jedem, der es verdient hat, werde das Feuer zuteil als eine Strafe oder das Paradies als Wohnort durch Gottes Bestimmung, und Gott bewahre Dich vor den Verworfenen! Amen! Mit der Bewilligung des Allerhöchsten und Mächtigsten, des Senders alles Guten. Und von unseren Anhängern starben nur zehn den Tod des Glaubens in dieser Eroberung, und von den anderen wurde keiner verwundet oder verletzt. Und dies ist einer von den Gnadenbeweisen Gottes, und von Ihm kommt der Sieg, und wir haben uns auf die Erde niedergeworfen, um ihm für den Sieg des Glaubens zu danken. Und thu' Du desgleichen und empfange meine Grüße.

Der Vertreter des Mahdi in Bahr-el-Ghazal und Hat-el-Estwa,

Karm Allah."

Schon vor Empfang dieses Briefes hatte Emin Pascha den Diwan mit den Schreibern und ihren Familien, den Regierungsbüchern und Urkunden von Lado nach Dufli geschickt, wohin er ihnen nachfolgte, und blieb später in Wadelai. Nach der letzten Organisation der konzentrierten Truppen wurden ungefähr 1500 Soldaten unter den Stationen Lado, Regaf, Bedden, Kiri, Muggi, Laboro, Chor, Ain, Dufli, Wadelai und Fatika ausgeteilt. Nach dem Fall der Station Amadi wurden die Aufständischen täglich vor Lado erwartet. Allein bald kamen Nachrichten, daß dieselben in forcierten Märschen nach dem Bahr-el-Ghazal zurückgekehrt seien — ein Umstand, welcher damals Emin Pascha und Junker unerklärlich war, nach den Vorteilen, welche der Feind errungen hatte. Vielleicht hatte der Mahdi dem Emir Karm Allah besondere Befehle über das Vorrücken der Engländer zur Zeit des Falls von Khartum gegeben. Es genügt die Anführung der Thatsache, daß von dieser Zeit an Emin Pascha's Provinz nicht mehr länger durch Angriffe von Seiten der Truppen Karm Allah's belästigt worden ist. Einige spätere Angriffe von Seiten der Barineger wurden durch die Soldaten von Lado und Regaf zurückgeschlagen. Junker kehrte im November 1885 von Anfuia nach Wadelai zurück, da er gefunden hatte, daß alle seine Briefe nach Uganda auf diesem Wege unterschlagen worden waren. Am 2. Januar 1886 verließ er Emin Pascha und den

Digitized by Google

italienischen Reisenden Casati zum dritten und letztenmal. Er fuhr über den Albert-Nyanza, begab sich von da weiter nach Kibiro und zu Kabrega, dem König von Unyoro. Hier endlich gelang es ihm, mit Gewißheit zu erfahren, daß noch eine Missionsstation in Uganda bestehe, und nach vieler Mühe war er imstande, sich mit derselben schriftlich in Verbindung zu setzen. Die ersten Briefe des Missionars Mackay in Uganda brachten ihm Reuter's Telegramme über die Ereignisse im Sudan, wie sie im Verlauf von zwei Jahren angesammelt worden waren, ferner einen Brief von Seiner Exzellenz Nubar Pascha an Emin Pascha, einen Brief von Sir John Kirk, dem britischen Generalkonsul in Sansibar und einen von Said Bargasch, dem Sultan von Sansibar. Diese hohe Freude wurde unserem Reisenden im Monat März 1886 zuteil, und gleichzeitig schrieb ihm Mackay: der König Muanga von Uganda habe den englischen Bischof Hannington ermorden lassen und der Expedition des Dr. Fischer, welche Junker's Bruder ausgeschickt habe, um diesen zu suchen, die Erlaubnis verweigert, durch Uganda zu reisen. Mackay riet dem Dr. Junker, die größte Vorsicht und Geduld anzuwenden und nicht unbesonnen in Uganda einzudringen.

Auf diese Weise gesellte sich zu den mancherlei Leiden, welche Junker bereits erduldet hatte, auch noch ein gezwungener mehrmonatlicher Halt an der Grenze von Uganda. Während dieser Zeit trug er selbst durch einen Unglücksfall eine schwere Verletzung davon und ward, zu allem Unstern, noch von allen seinen Trägern verlassen, welche ihm davon liefen. Mittlerweile war auch ein Krieg zwischen den Waganda und Wanyoro ausgebrochen, und so kam es, daß Junker erst im Monat Juni, nachdem er bereits in Uganda für tot ausgegeben worden war, von König Muanga die Erlaubnis erhielt, dessen Hauptstadt zu betreten. Dort fand er eine Gelegenheit, Tuch im Werte von 2000 Dollars von arabischen Händlern zu kaufen und Emin Pascha zu schicken, damit dieser seine Leute wieder kleiden könne, welche in den jüngsten Jahren ihre Blöse nur mit Fellen zu bedecken imstande gewesen waren. Von Uganda aus führte Dr. Junker sein Weg in anderthalb Monaten über den Victoria-Nyanza, und die Fahrt über denselben währte infolge heftiger, widriger Winde allein 26 Tage; dann richtete er seinen Marsch südwärts auf Tabora, einen großen Handelsplatz der arabischen Händler aus Sansibar, schloß sich hier der großen Elfenbeinkarawane des Tippo-Tib, des wohlbekannten Elfenbeinhändlers von Zentralafrika, an und erreichte in dessen Gesellschaft die Küste. Leider war der Schluß seiner Reise noch durch einen blutigen Mord gezeichnet. Ein Deutscher, namens H. Giesecke, Vertreter der großen Elfenbeinfirma H. Meyer in Hamburg, welcher sich ebenfalls unter den Schutz von Tippo-Tib gestellt hatte, um die Küste zu erreichen, ward in einer Nacht neben Junker's Zelt durch gedungene Mörder erschossen. Die Veranlassung zu dem Verbrechen war ohne Zweifel die Eifersucht der arabischen Händler von Tabora darauf, daß die Europäer ihnen im Elfenbeinhandel Konkurrenz zu machen begannen. Auf dieses Ereignis folgten für Junker ängstliche Stunden und schlaflose Nächte, bis ihn die Vorsehung endlich an die Küste bei Sansibar führte. Stanley's Expedition ist nun zur Befreiung seines Freundes Emin Pascha aufgebrochen, und wir wünschen derselben wohl alle einen raschen und glücklichen Ausgang, namentlich auch um die schon so lange in den Händen der Anhänger des Mahdi befindlichen europäischen Gefangenen, die tapferen und ehrenhaften Herren Lupton und Slatin Bey, wieder frei und unter uns zu sehen.

* * *

Der von Dr. W. Junker vor der Königl. Geographischen Gesellschaft gehaltene Vortrag, dessen wesentliche Momente wir im Vorstehenden wiedergaben, ist mit ungemeinem Interesse und ungeteiltem Beifall aufgenommen worden. An der sich daran anschließenden Diskussion beteiligten sich namentlich Herr Eugen Stock (von der hochkirchlichen Missionsgesellschaft), Sir Francis de Winton, Paul du Chaillu und Dr. Murie. Ersterer sagte: Unter den vielen Weisungen, die er vor seiner Abreise nach dem Kongo von Seiten der Behörden in Brüssel empfangen habe, sei ihm keine dringender an's Herz gelegt worden als die, sein Möglichstes zu thun, um den Aufenthalt des Dr. Junker und der anderen Europäer zu ermitteln, welche damals an irgend einer Stelle in Zentralafrika reisten. Er brauche kaum zu sagen, welches Vergnügen es ihm als Generaladministrator gemacht haben würde, Nachrichten von Dr. Junker zu erhalten, welche Freude ihm leider versagt gewesen sei. Zwischen dem südlichsten von Dr. Junker erreichten Punkte in Sanga und den Stanley-Fällen liege noch eine gute Strecke Wegs, welche in Afrika ziemlich schwer zu überwinden war. Er habe daher nicht die Ehre und das Vergnügen gehabt, Dr. Junker im Kongo-Staat willkommen zu heißen, allein er teile mit allen Anwesenden das Vergnügen, welches sie fühlen, denselben wieder in dieser Versammlung zu sehen. Es müsse bemerkt worden sein, wie wenig Dr. Junker in seinem interessanten Vortrage von sich selbst und seinen Leistungen gesprochen, und welchen Nachdruck er auf die von Lupton Bey und Emin Pascha geleistete Arbeit gelegt habe. Die bescheidene Beschreibung, welche Dr. Junker von seiner eigenen Arbeit gegeben habe, erhöhe noch den Wert derselben. Für jeden, der an Reisen in Afrika gewöhnt sei, bedeute die Verzeichnung seiner Wanderungen auf der Karte sehr viel: d. h. tägliche Märsche in der Sonnenglut, große Geduld, große Ausdauer und die Anwendung aller derjenigen Fähigkeiten, welche den echten afrikanischen Reisenden ausmachen. Die Zuhörer werden alle darin übereinstimmen, daß Dr. Junker alle diese Eigenschaften in einem höchst merkwürdigen Grade besitzt. Die Wege, welche er so sorgfältig angegeben habe, werden sich für den Kartographen und für denjenigen, welcher die Geographie dieses Teils

Digitized by Google

von Afrika studiere, als sehr wertvoll erweisen. Er habe viele Fragen hinsichtlich der Wasserscheide zwischen dem Kongo und dem Nil klargelegt und freundliche Beziehungen zwischen den Eingeborenen und dem weißen Mann hergestellt, und dies sei in Afrika schon viel. Der weiße Mann, welcher dem Araber folge, habe immer große Schwierigkeiten zu bestehen, weil der arabische Weg durch das Land nur die Sammlung von Elfenbein und Sklaven bedeute. Nichts sei daher in Verbindung mit Dr. Junker's Reisen erfreulicher und befriedigender als die Thatsache, daß er imstande gewesen sei, das Land zu durchwandern, nachdem die Araber im Besitz desselben gewesen seien. Es sei nun auch bekannt, daß vorerst Emin Pascha vor allen Anschlägen sicher sei, welche die Anhänger des Mahdi etwa gegen ihn versuchen könnten. Die Expedition, welche durch das obere Kongo-Gebiet nach den Stanley-Fällen unterwegs sei, werde nun ihren Weg quer durch das Land nach Wadelai finden, und er hoffe, daß man noch vor Ende des Jahres günstige Nachrichten über das Zusammentreffen von Stanley und Emin Pascha erhalten werde. In der Schilderung des Vordringens der Emissäre des Mahdi von Norden her gebe Dr. Junker die Idee eines mohammedanischen Einfalls in den Mittelpunkt von Afrika. Es sei genugsam bekannt, daß der Islam sich dem Neger von Zentralafrika leichter anpasse, als die christliche Religion; wenn man sich aber erinnere, daß Christentum und Zivilisation von Westen her mittels des Kongo vordringen und von Osten her über den Victoria-Nyanza hereinkommen, so sei zu hoffen, daß sie den Einfall des Islam zurückdrängen und diese Region für das Wohl der Welt in künftiger Zeit bewahren werde.

Herr Paul du Chaillu sagte: er sei in den paar letzten Jahren so sehr mit den alten Skandinaviern und dem Studium der Archäologie des nördlichen Europa beschäftigt gewesen, daß er sich zu seinem Bedauern im Studium von Afrika nicht auf dem Laufenden erhalten habe. Er habe jedoch an diesem Abend sehr viel gehört, was ihm sehr angenehm gewesen sei. Er vermöge ganz die Mühsale und Strapazen zu werten, denen sich Dr. Junker unterzogen habe. Als er zuerst nach Afrika kam, sei er 18 oder 19 Jahre alt gewesen und habe sich nichts aus Mühseligkeiten gemacht, was er nun thue. Als er zuerst das Kannibalenland schilderte, habe man ihm gesagt, daß noch viele Stämme Kannibalen seien und man nicht wisse, wo der Kannibalismus aufhöre. Er habe auch angeführt, daß die Zwerge, die er „Obongos" nannte, ein wandernder Stamm seien, und sie haben ihm selbst gesagt, sie wissen nicht, wie weit nach Osten ihr Stamm sich ausdehne. Auch Dr. Junker habe viele Kannibalen und Zwerge gefunden. Sie alle seien Dr. Junker für die Schilderung, welche er ihnen von seinen Reisen gegeben, sehr verbunden, und es habe ihnen ein großes Vergnügen gemacht, ihn bei seiner glücklichen Rückkehr aus einem so schwierigen Lande begrüßen zu dürfen.

Dr. Murie sagte, er sei seit zwanzig Jahren nicht mehr in Afrika gewesen, allein er habe einen Teil der von Dr. Junker bereisten Länder gesehen und er habe mit Vergnügen Kenntnis von der ersten treuen Karte genommen, welche Dr. Junker von seinen Reisen entworfen, und habe mit Freude gefunden, was zur Förderung der Geographie von Afrika geschehen sei. Er selbst sei zu Meschra-er-Rek gewesen und denselben Weg heruntergekommen, welchen Dr. Junker verfolgt habe, nicht weit von Nambara. Seines Bedünkens liege der Hauptpunkt des Vortrages in dem, was die Wasserscheide betreffe. Abgesehen von der politischen Frage hinsichtlich der verschiedenen Stämme, seien die reinen Geographen an dem großen Punkt interessiert, welcher nun hinsichtlich Zentralafrika's klar gestellt werden müsse. Es gebe drei große Ströme, welche alle von dem Mittelpunkt des Kontinents aus entspringen. Der Nil sei der bekannteste und berühmteste und einer der Entdecker seiner Quellen (Oberst Grant) in diesem Saale anwesend. Seine Hauptquelle seien die großen Seen, welche nahe am Mittelpunkt des äquatorialen Afrika liegen. Der Ursprung des Kongo liege ebenfalls in derselben Seenregion in sumpfigem Boden, allein weiter abwärts beschreibe er einen großen Bogen nach Westen. Es gebe jedoch noch einen anderen großen Strom, dessen Quelle noch nicht ermittelt sei: er meine den Niger. In diesem Augenblick sei man sehr geneigt, den Kongo als den größeren Strom zu betrachten wegen der ungeheuren Wassermasse, welche er mitbringe, die aber in einem engen Bett zwischen hohen Bergketten eingezwängt sei, ehe sie sich ins Meer ergieße. An der Mündung des Nils befinde sich ein ungeheures Delta und an vielen Stellen seines Laufes breite er sich seeartig aus, wie der Bahr-el-Ghazal. Die Quellen der großen Ströme Afrika's seien ohne Zweifel Seen und Sümpfe, allein woher bekommen diese ihr Wasser? Afrika habe einen eigentümlichen Regenfall. Der Monsun, wenn dieser Ausdruck erlaubt sei, erstrecke sich vom 10.° n. B. bis zum 10.° s. B. und es gebe einen doppelten Monsun, je nachdem die Sonne vorwärts oder rückwärts schreite, so daß dort, wie schon Livingstone und andere Reisende gemeldet haben, ein sehr starker Niederschlag von Feuchtigkeit stattfinde. Die Wasserscheide scheine ungefähr unter dem 2.° n. Br. zu liegen und der Welle fließe westwärts. Andere Reisende haben einen andern Fluß nordwärts auf der anderen Seite der Krümmung des Kongo fließen sehen, und es sei sehr scharfsinnig auf der Karte eine Linie gezogen worden, welche den Welle gerade in den Kongo führe. Er behaupte nicht, daß dies nicht der Fall sei, allein es sei bis jetzt noch nicht zu seiner Zufriedenheit bewiesen, daß der Welle in den Kongo sich ergieße; er sei eher zu der Annahme geneigt, daß derselbe in den Niger falle. Er möchte an Dr. Junker die Frage richten: wie die Gegend an dem fernsten Punkt, den er erreicht habe, beschaffen sei? Von Lado (Gondokoró) bis hinunter nach Unyoro sei es ein wellenförmiges Land mit Hügel-

Digitized by Google

ketten. Die ganze Ebene nördlich davon sei ein mehr oder weniger flaches Land mit keinen großen Erhebungen, aber mit ungeheuren Wäldern. Welcher Grund also für den Welle vorliege, daß er südwärts fließe? Er möchte Dr. Junker nach den Gründen fragen, warum er glaube, daß der Welle sich in den Kongo ergieße? Eine andere Frage, die zu stellen er sich noch erlauben möchte, sei die, wohin er den Ursprung des Niger verlegen würde? Für die Bescheidenheit seiner Sprache, für die Länge der Zeit, welche er in Afrika verbracht, für die Treue und Wahrhaftigkeit in seiner Schilderung der Völkerschaften: der Makarakas, der Niam-Niam u. a. m., für die ungemein reichen naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche er gemacht habe, seien sie alle dem Dr. Junker zum größten Danke verbunden und hoffen zuversichtlich, in Zukunft noch viel mehr von ihm zu hören.

Dr. Junker sagte in seiner Erwiderung: als er im jüngstvergangenen Dezember nach Sansibar gekommen sei, habe er nicht die entfernteste Idee von dem Streit gehabt, welcher sich um den Mobangi entsponnen habe. Seit er von Herrn Grenfell's Reise diesen nördlichen Zufluß des Kongo hinan gehört habe, halte er es für sehr wahrscheinlich, daß der Welle-Makua sich in denselben ergieße. Als er in jener Region gewesen sei, habe er es für das Natürlichste gehalten, daß derselbe sich in den Schari ergieße; allein da der Mobangi an seiner Mündung eine Breite von 6000—7000 Fuß habe, so frage sich, woher diese große Wassermenge komme.

Als Herrn Dr. Junker ein herzlicher Dank votiert worden war, wurde die Versammlung geschlossen.

---

## Chaffanjon's Reisen auf dem Orinoco.

Von dem französischen Reisenden J. Chaffanjon, der sich die Erforschung der Quellen des Orinoco zum Ziele gesetzt hat, liegen jetzt einige Berichte vor.

Der von ihm in Aussicht genommene Plan gieng, kurz zusammengefaßt, dahin, im Mai (1886) von Ciudad Bolivar aus in einer kleinen Barke (curiara) den Weg nach dem oberen Orinoco einzuschlagen; zum zweitenmal den Flußlauf rasch aufzunehmen und Pflanzen- und Insektensammlungen anzulegen, wofür die Regenzeit, während welcher die Gegend sich mit der reichsten Vegetation bedeckt, am geeignetsten sei; die Fahrt flußaufwärts zu verfolgen in kleinen Tagereisen bis Las Bonitas und Caïcara, von dort nach San Fernando de Atabapo und dann, vom Cassiquiare aus, nach den Quellen des Orinoco zu forschen.

Die Ausführung eines solchen Unternehmens ist mit Gefahren verknüpft, denn die in der Nachbarschaft der Quellen des Orinoco hausenden Indianerstämme, die weißen Guajaribos, fallen alle Reisenden an.

Die mit 5 Bootsleuten von Ciudad Bolivar angetretene Fahrt war sehr mühsam und gefährlich; man kommt nur langsam und unter tausenderlei Schwierigkeiten vorwärts. In Mapue desertierte am 4. Juli die Mannschaft mit dem Boot und beinahe allen Lebensmitteln. Dergleichen Vorfälle sind nicht selten, und nur zu häufig stößt man auf verlassene, von den Bootsleuten geplünderte Fahrzeuge.

Nach langen Unterhandlungen mit den Ortsbehörden, ohne deren Einwilligung Niemand angeworben werden kann, gelingt es, zwei Bootsleute aufzutreiben, welche dem Reisenden bis Caïcara folgen wollen, aber nur gegen den ungeheuren Vorschuß von 100 Thalern (400 Franken) für die etwa 15—20 Tage dauernde Fahrt.

Das schrecklichste Elend herrschte in diesen so reichen Distrikten. Die Heuschrecken hatten alle Ernten verwüstet und man war glücklich, ein Cassave-Brot im Gewicht von dreiviertel Pfund für $1\frac{1}{2}$ Thaler zu erhalten. Von Mapue bis Caïcara war die Reise sehr anstrengend, weil der Reisende selbst zum Ruder zu greifen hatte. Dazu kam ein von Delirien begleitetes Fieber, das bei drei Anfällen die Körpertemperatur auf 41° steigerte und ihn nöthigte, in Caïcara, wo er am 10. August anlangte, seine Genesung abzuwarten. Gar zu starke und zu häufige Regengüsse waren ohnehin ein Hindernis für die Weiterreise. Dann hatte man auch mit dem Hunger zu kämpfen. Während vier Tage lebte die Expedition nur von Changuango. Diese eßbare Knolle schmeckt anfänglich nicht unangenehm, das zweitemal widersteht sie aber dem Geschmack; außerdem hätte sie einer gewissen Vorbehandlung unterzogen werden müssen, mit welcher sich die Reisenden nicht befassen konnten.

Da Mestizen als Bootsleute sehr unzuverlässig sind, so suchte sich Chaffanjon Indianer zu verschaffen, mit welchen leichter umzugehen ist. Als er von dem Fieber wieder genesen war, wurde der Flußlauf auf der Weiterreise durch häufige astronomische Beobachtungen festgestellt.

In Ature machte der Reisende einen sehr interessanten Fund durch Entdeckung der in einer Grotte des Cerro de los Muertos befindlichen Gräberstätte der Piaroas. Der Tote steckt in einem Korb (catumare), der auch die dem Verstorbenen theuersten Gegenstände enthält, oder in einem Mavi, eine Art von Cylinder, Totenbaum, der aus zwei parallel an einander gefügten Baumstämmen gefertigt ist. Die meisten dieser menschlichen Ueberreste sind, um sie vor Entweihung zu schützen, mit einer Lage von Steinen überdeckt; einige dagegen nur in der Grotte aufgestellt.

In einer anderen, „Arvina" genannten Grotte, im Cerro Saloajito, werden Begräbniß-Urnen aufgefunden, die ganz verschieden von denen sind, welche Dr. Crevaux am Maipure entdeckte. Diese Grotte Arvina stellte bei den ungefähr vor 200 Jahren durch die vereinigten Guahiros und Piaraos ausgerotteten Imos den Himmel vor. Nach zahlreichen äußerst blutigen Kämpfen, während welcher man weder Weib noch Kind schonte, war die Rasse

Digitized by Google

der Imos vertilgt. Nur der Häuptling konnte ſich, der Legende der Piaraos und Guahiros zufolge, retten, fand aber bei einem anderen Stamme auf braſilianiſchem Gebiet den verdienten Lohn für ſeine Schandthaten. Die Imos waren Menſchenfreſſer.

Die in der Arvina-Grotte befindlichen Urnen haben ſonderbare Formen. Die Deckel ſind mit verſchiedentlichen Tieren geſchmückt, welche als Handgriffe dienen. Je nach dem Rang und Alter der Verſtorbenen ſind die Urnen von verſchiedener Größe; bei zweien derſelben iſt das griechiſche Ornament, die Grecque, in ſeiner ganzen Reinheit dargeſtellt. Man kann ſich fragen, von woher den Eingebornen die Idee zu dieſer Zeichnung gekommen iſt.

Zwiſchen Ature und Maipure wurden die auf einer nackten Bergwand — am Cerro Purtado — eingegrabenen Inſchriften abphotographiert und abgezeichnet. Es iſt unmöglich, an den Punkt zu gelangen, wo dieſe in ſehr beträchtlicher Größe ausgeführten Inſchriften ſtehen. Chaffanjon beſtieg den Berg und überzeugte ſich, daß man, um ſich an dieſe Arbeit zu wagen, über wahrhaft rieſige Hülfsmittel gebieten mußte. Seiner Anſicht nach konnte nur ein ſehr wichtiger Beweggrund die Eingebornen veranlaſſen, mit Gefahr ihres Lebens derartige Zeichnungen in einen ſo harten Felſen (porphyroidiſcher Granit) einzugraben. Um ſie auszuführen, bedurfte es aber eines beträchtlichen Zeitraums, beſonders wenn man bedenkt, daß jene Völker nur über die roheſten Werkzeuge verfügten.

Der Reiſende benützte während der Fahrt den Umgang mit mehreren Indianerſtämmen, um eine Grundlage zum Studium ihrer Sprachen zu entwerfen. So hat er vom Baniba etwa 1200 Wörter und eine große Anzahl von Sätzen geſammelt; ebenſo, aber in geringerer Zahl, Wörter vom Piaroa, Guahiro, Puinabe und Piapoco; von letzterem auch einige Conjugationen von Zeitwörtern.

Bei Unterſuchung der Beziehungen, die zwiſchen dieſen verſchiedenen Sprachen beſtehen, kommt er zu dem Schluß, daß ſie alle von einer und derſelben Sprache abſtammen, daß dieſes Studium für ſich allein aber auch eine mehrere Jahre in Anſpruch nehmende Aufgabe ſein würde.

Am 20. Oktober befand er ſich in San Fernando de Atabapo. Zunächſt wollte er nun den Schleier vom Caſſiquiare lüften und hoffte innerhalb eines Monats (im November 1886) wenn nicht die Quellen des Orinoco zu entdecken, ſo doch ihnen ſehr nahe zu ſein. Dies iſt ihm bekanntlich gelungen und er glücklich wieder nach Frankreich zurückgekehrt.

---

## Geographiſche Neuigkeiten.

* Der Aguaray-Guázu (nach dem „Boletin del Instituto Geografico Argentino“). Nach Azara mündet der Hauptarm des Rio Pilcomayo unter 24° 24′ ſ. Br. in den Paraguay. Um die Richtigkeit dieſer Behauptung zu erproben, brachen Kapitän Federico W. Fernandez und Mr. Carlos Thompſon mit einem kleinen Flußdampfer, dem „Sucre“, den ſie gechartert hatten, am 12. Juni 1886 von Aſuncion auf. Einige Tage ſpäter entdeckten ſie eine breite Oeffnung in einer Lagune, die örtlich unter dem Namen der Laguna Naro bekannt iſt, und einen bedeutenden Fluß mit brackiſchem Waſſer, der Azara's Schilderung zu entſprechen ſchien. Da ſie keinen genügenden Vorrat von Heizmaterial hatten, waren ſie nur imſtande, dieſem Fluß etwa 27 Leguas ſtromaufwärts zu folgen, und kehrten dann nach Aſuncion zurück. Da Kapitän Fernandez ſich in der Zwiſchenzeit der Unterſtützung des Inſtituto Geografico verſichert hatte, ſo vermochte er bald wieder auf den Schauplatz ſeiner jüngſten Thätigkeit zurückzukehren. Am 1. Oktober 1886 verließ er abermals Aſuncion auf dem „Sucre“, mit einer großen Schaluppe im Schlepptau, und erreichte noch am ſelben Tage die Barre des Fluſſes (24° 26′ ſ. Br., 57° 13′ w. L. durch Obſerv.). Zwei Inſeln, Carolina und Placeda, liegen vor der Mündung des Fluſſes. Als Tiefe des nördlichen und hauptſächlichen Armes ergaben ſich 50 Fuß. Nachdem er eine Woche auf die Unterſuchung der Mündung des Fluſſes verwendet hatte, begann der „Sucre“ ſeine Fahrt ſtromaufwärts am 9. Oktober. Die Tiefe wechſelte von 11 bis 16 Fuß. Nach zwei Leguas gelangte die Expedition an eine Gabelung und ſchlug den Kanal ein, welcher ſich nach rechts öffnete und nach einer Fahrt von 25 Leguas zu Berg nur als ein Zufluß erwies, gebildet von zwei Waſſerläufen, wovon der eine in einem kleinen Tümpel entſprang, der andere über drei Waſſerfälle von je zehn Fuß Höhe herabkam. Dieſer Arroyo Huergo iſt von beträchtlicher Tiefe; ſeine brackiſchen Gewäſſer ſind von Eiſenoxyd gefärbt und ſeine Ufer erheben ſich zu einer Höhe von vier bis zu zehn Fuß. Die Erforſchung desſelben erforderte zwanzig Tage, in deren Verlauf der Fluß um acht Fuß fiel. Als man die Mündung desſelben wieder erreichte, lief der „Sucre“ auf, und nur dadurch, daß ſeine Inſaſſen einen Kanal durch den Sand gruben, gelang es, den kleinen Dampfer wieder flott zu machen, aber die Maſchinen hatten einige Beſchädigung erlitten, und es ward für nötig befunden, das Fahrzeug zur Ausbeſſerung nach Aſuncion zu ſchicken. Auf dieſe Art ging wertvolle Zeit verloren, in deren Verlauf der Fluß um zehn Fuß fiel. Am 23. November kehrte der „Sucre“ zurück und begann ſchon am folgenden Tag ſeine Fahrt ſtromaufwärts, als das Fahrwaſſer ungefähr 15 Fuß unter der höchſten Flutmarke ſtand, aber noch immer eine Tiefe von 13 Fuß aufwies und ſeine Waſſermaſſe mit einer Geſchwindigkeit von 1940 m. in der Stunde dahinrollte. Am dritten Tage wurde der fernſte Punkt der erſten Fahrt ſtromaufwärts erreicht. Am vierten Tage ſah man Rauch von einer Niederlaſſung ziviliſierter Indianer (vom Stamme der Anima-acá) aufſteigen. Am 29. November regnete es

Digitized by Google

zehn Stunden lang und der Fluß stieg um 7 Fuß, da ihm seine zahlreichen Zuflüsse viel frisches Wasser zuführten. Die Tiefe erhielt sich beinahe gleichförmig auf 12—13 Fuß, und der „Sucre" war bis zum 24. Dezember imstande, ein tüchtiges Stück Wegs zurückzulegen. An diesem Tag hemmte ein Floß (ein dichter Pack Treibholz) jedes Fortkommen und es mußte mit vieler Mühe ein Durchgang gelichtet werden; und am folgenden Tage hatte man bei einer Tiefe von nicht mehr als 6 Fuß vielen halbversunkenen Baumstämmen auszuweichen. Endlich am 26. Dezember lief der Dampfer, 130 Leguas von seiner Mündung entfernt, in der Nähe der Mündung des Rio Augerich (eines aus Nordwest kommenden brackischen Zuflusses) und unweit der Lagune Juarez Celman, in 23° 46′ s. Br. und 58° 49′ w. L., wieder auf den Grund. Kapitän Fernandez brannte vor Begierde, das Problem von der vermeintlichen Verbindung des von ihm erforschten Flusses mit dem Pilcomayo zu lösen, und trat am 10. Februar 1887 mit drei Männern und einem Boote die Weiterreise an. Nach dreitägiger schwieriger Fahrt und nachdem sie nur sechs Leguas zurückgelegt hatten, mußte das Boot zurückgelassen werden; sie hefteten daher an einen Timbobaum eine Blechtafel mit der entsprechenden Inschrift und setzten die Reise vier weitere Tage lang zu Fuß fort, ohne etwas anderes mit sich zu führen, als einen kleinen Vorrat von Zwieback und Paraguay-Thee. Während des letzten Tages dieser Wanderung zeigte der Fluß eine Richtung nach Süden, wurde breiter und tiefer und seine Ufer erreichten eine Höhe von 20 Fuß. Das Wasser war vollkommen trinkbar. Als die Forscher 18 Leguas vom Dampfer entfernt waren, kehrten sie um und erreichten in forcierten Märschen in viertehalb Tagen den „Sucre" wieder. Am 19. Februar fiel ein schwerer Regen und der Fluß begann zu steigen, allein man erachtete es trotzdem für unklug, die Rückkehr länger aufzuschieben. Der „Sucre" und die Schaluppe wurden daher zurückgelassen und die Heimfahrt zu Thal in zwei Booten bewerkstelligt, die am 20. Februar aufbrachen und siebzehn Tage später den Paraguay erreichten. Während dieser ganzen Expedition war man keinem einzigen menschlichen Wesen begegnet. Das Problem, ob der Aguaray-Guázu ein Arm des Pilcomayo sei, ist noch nicht gelöst worden, aber Kapitän Fernandez ist geneigt, zu glauben, daß Azara's Angabe hinsichtlich desselben sich endlich bestätigen dürfte. Das Wasser des Flusses ist brackisch (seine oberen Strecken ausgenommen), weil es salpeterführende Schichten durchläuft und auslaugt. Die Lagunen und Altwasser jedoch, in welche der Fluß zur Zeit der Hochflut seine überschüssige Wassermenge abgibt, führen Süßwasser, liegen in eine wuchernd üppige Vegetation eingebettet und bieten reizende Ansichten dar, welche des Pinsels eines großen Meisters wert sind. Die Umgebungen des Flusses zeigen eine wellenförmige Gestaltung der Oberfläche. Vom geognostischen Gesichtspunkt aus besteht das Gelände aus Schichten von Kalk und Lehm mit einer dicken Decke von Pflanzenerde. In vielen Schluchten findet man reines Kaolin von rötlicher Farbe, dessen sich die Indianer zur Verfertigung ihrer Töpferware bedienen. Die entdeckten fossilen Muscheln gehören Arten an, welche noch heute an der Meeresküste existieren. Dichte Streifen von Wald (den sogen. Galeriewäldern Zentralafrika's ähnlich), worunter solche von drei Meilen Breite, besäumen das Ufer auf beiden Seiten, und jenseit derselben erstreckt sich ein mit grobem Grase bewachsenes offenes Land, worauf einzeln und in Gruppen anmutige Palmen stehen. Die Wälder enthalten viel wertvolles Bau- und Nutzholz, worunter den Quebracho (Aspidosperma Quebracho), sowohl weißen wie farbigen; den Guayacán (Caesalpinia melanocarpa), welcher hier eine bedeutende Größe erreicht, den Lapacho, eine Tecoma-Art, den Jacarandá, den Palobobo u. a. m. Fünf Palmen-Arten wurden hier beobachtet, nämlich die Caranduhi (Palma coperniciana), die Pindó (Cocos australis), die Caranda, welche eine nützliche Faser liefert, und eine kleine Palme mit einem dicken Strunk, welche eine goldgelbe Frucht von angenehmem Geschmack trägt. Die meisten Bäume tragen Früchte, worunter viele eßbare, und während der Fahrt den Fluß hinan waren die Bäume so dicht mit Blüten bedeckt, daß sie Tapeten-behangenen Wänden glichen. Die Tierwelt wird vertreten durch den Jaguar, Tapir, Hirsch, Fuchs, die Armadille, das Carpinchó (Hydrochoerus capybara) und eine Mannigfaltigkeit von Affen. Vögel sind in großer Anzahl vorhanden und der Fluß wimmelt von Fischen. Auf diese Weise könnte eine Expedition Monate-lang vom Ertrage der Jagd leben.

* Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Nach dem „Boston Journal" weisen die Ziffern über die Einwanderung in die Vereinigten Staaten für das fiskalische Jahr, welches mit dem 30. Juni 1887 endete, aus, daß zwar die Einwanderung eine bedeutende war, aber in der Vergangenheit von mehreren Jahren um ein Namhaftes übertroffen worden ist. Nach den Aufzeichnungen des „Bureau's für Statistik" betrug die Zahl derer, welche in dem fiskalischen Jahre 1886—1887 einwanderten, 483,116 Personen, ausschließlich der Zahl derjenigen, welche aus dem Britischen Nordamerika kamen und in diesem Verzeichnis nicht aufgeführt sind, weil sie nicht zu Schiff ankamen, sondern mittelst der Eisenbahnen die Grenze der Staaten überschritten haben. Die Zahl derartiger Einwanderer ist in der Vergangenheit sehr groß gewesen und hat im Vorjahre 1885 die Summe von 38,291 erreicht bei einer Gesamteinwanderung von 395,346; im Jahr 1884 betrug sie 60,584, im Jahre 1883 70,241 und im Jahre 1882 98,295 Individuen. Im Hinblick auf diese Ziffern wird es aber billig sein, die Einwanderung aus oder besser gesagt durch Canada auf 42,000 festzustellen, was die Gesamtzahl für das Jahr auf 525,000 Köpfe bringen würde. Dies ist die größte Einwanderung in irgend einem Jahr, ausgenommen folgende drei:

Digitized by Google

1880—1881 mit einer Gesamtzahl von 669,431
1881—1882 „ „ „ „ 788,992 und
1882—1883 „ „ „ „ 603,322.

Die Nationalität der Einwanderer ist ein ebenso interessanter als wichtiger Gesichtspunkt. Mehrere Jahre hindurch lieferte Deutschland das Hauptkontingent der Einwanderung, im Jahr 1882 sogar beinahe ein Drittel von der enormen Gesamtsumme jenes Jahres — 250,630 unter 788,992 — während Großbritannien mit Einschluß von Ireland nur 179,423 lieferte. Deutschland stand in der Zahl voran bis 1886, wo Großbritannien ihm den Vorrang ablief mit 112,548 gegen 84,403 Personen aus Deutschland. Während des letzten fiskalischen Jahres lieferte Großbritannien die Summe von 160,783 Köpfen in folgender Weise: England und Wales 74,782, Ireland 68,480, Schottland 18,633. Ireland hat früher gewöhnlich das stärkste Kontingent zu dem Exodus von Großbritannien geliefert, ist aber in den beiden letzten Jahren von England und Wales übertroffen worden. Während der letzten sechs Jahre haben England und Wales 378,981 und Ireland 390,796 Auswanderer nach den Vereinigten Staaten geschickt. Deutschlands Beitrag im letzten Jahre war 106,559 — 54,000 weniger als derjenige von Großbritannien und 44,000 weniger als die Hälfte der Zahl des Jahres 1882. Wenn es wahr ist, daß die Auswanderung ihren Anstoß durch den Arbeitsmangel im Heimatlande erhält, dann hat Großbritannien von allen Ländern heutzutage mehr Arbeiter als Beschäftigung. Unmittelbar auf Deutschland folgen Schweden und Norwegen mit 58,741 — eine Ziffer, welche diese Länder nur zweimal überschritten haben. Das nächste Land in der Liste ist Italien mit 47,532, beinahe um ein Drittel der größten Beisteuer. Während viele Italiener wohlhabende sparsame und intelligente Bürger werden, ist die Mehrzahl der italienischen Einwanderer nicht von dem Material, aus welchem ein Land großen Nutzen ziehen kann. Rußland, Finnland und Polen schickten im vorigen Jahre 86,887 Einwanderer hinüber, Böhmen und Magyaren 19,807 — meist Leute, welche die Vereinigten Staaten lieber los wären. Dänemark sandte 8500 und die Schweiz 5213 Auswanderer. Frankreich ist ein Land, welches seine Leute zu Hause behält, und hat deshalb die schwächste Auswanderung; seine Beisteuer im letzten Jahre betrug nur 5034 und während der letzten sechs Jahre zusammen nur 26,277 Individuen. Die größte Einwanderung in irgend einer Reihe von Jahren war die von 1881 bis 1885 einschließlich, wo die Gesamtsumme 2,975,683 Personen betrug. Die numerisch zweitstärkste Beisteuer während einer fünfjährigen Periode war die von 1851 bis 1855 einschließlich mit 1,748,424 und die dritte von 1871 bis 1875 mit 1,726,796 Individuen.

---

# Kleinere Mitteilungen.

### * Ersteigung des Kilima'ndscharo.

In der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde kam nachfolgender Brief von Dr. Hans Meyer, dem Sohne des Besitzers des Bibliographischen Instituts in Leipzig, der zum erstenmale den höchsten Gipfel des Kilima'ndscharo bestiegen hatte, zur Verlesung: „Ich habe das vorgesteckte Ziel, den obersten Rand des Kibo-Kraters, erreicht; dort sah ich noch eine 40 bis 50 m. hohe auf dem Rand liegende Gletscherwand über mir, die für mich unersteiglich war, da ich allein war. Mein Begleiter Dolmetscher Mfuri, ein prächtiger Kerl von Neger, war etwa 300 m. tiefer wegen Schwachheit liegen geblieben. Ob der Gletscher nur den Rand überzieht oder ob er den ganzen inneren Krater ausfüllt, weiß ich daher nicht; sonst aber war die Partie sehr ergebnisreich. Von Mareglesdorf im Lande Marungu aus kam ich am ersten Tage bis zur unteren Urwaldgrenze, am zweiten Tage durch den regentriefenden Urwald zur oberen Waldgrenze nach dem Lager Johnstons, am dritten Tage über baumlose, mit wenigen Ginstern und Erika bestandene Grasmatten zum ersten Schnee, am vierten Tage gingen wir über ganz vegetationslose Lava- und Aschenströme zum Fuß des eigentlichen Kibo, am fünften Tage Aufstieg zum oberen Kraterrand und Rückkehr zum Kraterfuß. Hier wurden 14° C. beobachtet. Am sechsten Tage photographierte ich das höchst eigentümliche Hochplateau zwischen Kibo und Kimawengi mit der dasselbe durchziehenden vulkanischen Hügelreihe, machte geologische Sammlungen und Kratercroquis und kehrte zum ersten Schnee zurück. Da sammelte ich noch mehrere Tage und kehrte dann nach Mareglesdorf zurück, wo wiederum 14 Tage lang photographiert, gezeichnet und gesammelt wurde. Ich bringe ziemlich reiche Ausbeute in jeder Hinsicht mit. Der Erfolg der Reise ist in allen Beziehungen ein guter. (Der höchste Gipfel des Kilima'ndscharo ist 5692 m. hoch. Schon im Altertum ging die Sage, daß es in Ostafrika einen hohen Schneeberg gebe, aber erst im Jahre 1848 gelang es einem deutschen Missionar, Rebmann, dessen Vorhandensein festzustellen; seitdem sind wiederholt Versuche gemacht worden, seine Spitze zu erreichen. Der deutsche Baron von der Decken erreichte einmal die Höhe von 2400 m., ein zweitesmal die von 4200 m. Auch die englischen Forscher Thompson und Johnston scheiterten bei diesem Unternehmen. Erst dem Deutschen Dr. Meyer ist im Juli d. J. die Besteigung gelungen.)

### * Die Dampfschiffe der ganzen Welt.

Die Zahl sämtlicher in der ganzen Welt vorhandenen Dampfschiffe wurde im vorigen Jahre auf 9969 mit einer Gesamt-Tonnenlast von 10,531,843 Tonnen geschätzt. Die entsprechende Anzahl vorhandener Dampfer in der ganzen Welt im Jahre 1885 wurde auf 9642 mit einer Gesamtlast von 10,291,241 Tonnen geschätzt. Die Gesamtheit der 9969 Dampfer, welche im Jahre 1886 die Dampfschiffkraft der ganzen Welt bildeten, verteilte sich folgendermaßen: Eiserne Dampfer 8198, mit einer Gesamtlast von 8,911,406 Tonnen, Stahldampfer 770 mit einer Gesamtlast von 1,206,962 Tonnen, zusammengesetzte Dampfer 109 mit einer Gesamtlast von 32,818 Tonnen, und hölzerne Dampfer 822 mit einer Gesamtlast von 380,655 Tonnen. Von den im Jahre 1885 schwimmenden Dampfern gehörten 5792 dem Vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland und seinen Kolonien mit einer Gesamtlast von 6,595,871 Tonnen. Die übrigen Länder der Welt teilten sich im vorigen Jahre folgendermaßen in die anderen Dampfer: Deutschland besaß 579, Frankreich 509, Spanien 401, die Vereinigten Staaten 400, Norwegen 287, Rußland 212, Dänemark 200, Italien 173, Holland 152, Brasilien 141, Japan

Digitized by Google

105, Griechenland und die Türkei je 82, Belgien 68, Chile und die Argentinische Republik je 43, China und Portugal je 27, Hawaii 21, Mexico 15 und unterschiedliche 50. Daraus geht hervor, daß trotz des großen Druckes, welcher auf der Dampfschifffahrt liegt, die Zahl der in Thätigkeit befindlichen Dampfer im vorigen Jahr sich gegen die Zahl von 1885 um 327 Fahrzeuge vermehrt hat.

### * Eine vegetabilische Kuriosität in Kalifornien.

John Zachert, wohnhaft 2101 Steiner-Street, San Francisco, lenkte die Aufmerksamkeit eines Berichterstatters des „San Francisco Chronicle“ auf eine vegetabilische Sehenswürdigkeit in seinem hinteren Hofe, nämlich abgeschnittene Spitzen von Kartoffel-Trieben und -Stengeln, welche kopfüber in die Erde gesteckt worden waren, kräftig wuchsen und im jüngsten Herbst eine gute Ernte von Kartoffelknollen versprachen. Herr Zachert erzählte: er sei jüngst aus seiner früheren Wohnung 2739 Pine-Street, Ecke von Broderick, wo er einen sehr großen Garten hatte und unter anderen Gemüsen auch einige Kartoffeln pflanzte, nach seiner jetzigen Wohnung übergesiedelt. Die genannten Kartoffeln wuchsen in dem fetten Boden jenes Gartens sehr üppig und trieben alle ins Kraut. Nun dachte er, er wolle versuchsweise die Spitzen der Triebe, welche drei Fuß hoch waren, abschneiden und sehen, ob dieselben nun nicht besser Knollen ansetzen würden, was denn auch geschah. Da er seines Zeichens ein Chemiker und ein großer Freund von Versuchen war, so geriet er auf den Einfall, die abgeschnittenen Triebspitzen in den Boden zu pflanzen und zu sehen, ob sie wirklich anwurzeln und wachsen würden; und dann kam ihm die Idee, dieselben kopfüber oder umgekehrt mit Blättern und allem in den Boden zu pflanzen. Zu seiner großen Genugthuung und Ueberraschung sah er sie bald wachsen, und die neuen Zweige und Blätter, welche die Stelle der alten einnahmen, von denen einige verdorrten und abfielen, kehrten sich in ihrem Wachstum aufwärts. Dieses Experiment wurde im Juni begonnen und nach drei Wochen waren die neuen Zweige schon einen bis drei Zoll lang. Als er nach Steiner-Street übersiedelte, nahm er eine Anzahl dieser Pflanzen und unter anderem auch diese verkehrt-gesteckte Kartoffelpflanze mit, gab ihr eine Kiste voll fetter, sandiger Lehmerde von ungefähr 12 auf 8 Zoll und verpflanzte sie ohne besondere Sorgfalt; allein ihr Wachstum schien dadurch nicht gehemmt zu werden und sie gedieh in der Kiste trefflich. Er hatte die Absicht, die Pflanze auf die im September stattfindende landwirtschaftliche Ausstellung zu schicken, da er seinen eigentümlichen Versuch als einen höchst gelungenen betrachtet, welcher sich möglicherweise als einer von hohem praktischen Wert erweisen wird.

---

* Die Batéos oder Batéus, wie sie von den Portugiesen genannt werden, sind ein den Fan verwandter Stamm, welcher in der von den Nebenflüssen des Kongo durchströmten Ogowe-Region wohnt und über dessen Leben und Sitten man erst sehr unvollkommene Nachrichten besitzt. Eine der eigentümlichsten Bräuche dieser Schwarzen ist ihre Ehe, wobei sie ein Weib um eine zuvor abgemachte Menge von Eisen, Salz und anderen Gegenständen kaufen. Das Salz bildet bei diesen Eingeborenen eine wesentlich gesuchte Tauschware; um sich dasselbe zu verschaffen, nehmen sie sogar zum Sklavenhandel ihre Zuflucht, und ihre Nachbarn, die Balalis, tauschen von ihnen einen erwachsenen Mann um ein Päckchen Salz im Gewicht von drei Kilo ein.

---


**Verlag von G. Freytag in Leipzig.**

# Das Deutsche Reich

von

## Prof. Dr. Albrecht Penck.

Lex. 8°. X und 618 Seiten.

Mit 13 Tafeln in Farbendruck, 90 Vollbildern und 133 Text-Abbildungen.

**(Kirchhoff's Länderkunde von Europa I. Teil, I. Hälfte.)**

In Carton-Umschlag geheftet Preis 30 M. In solidem Einband (Lederrücken und Lederecken mit Leinwand-Ueberzug) 35 M.

**In diesem Werk wird das Deutsche Reich zum ersten Male auf der vollen Höhe neuester Wissenschaft und dabei doch in schlicht gemeinverständlicher Sprache geographisch geschildert. — In der deutschen Literaturzeitung 1886 Nr. 45 sagt Prof. J. Partsch in Breslau über dieses interessante Werk unter anderem folgendes:** „So entsteht vor unserem immer durch Interessantes gefesselten, oft durch Neues überraschten Blick ein Gesammtbild des Vaterlandes, wie es noch keine Nation ihr eigen nennt, ein Werk, das nicht nur der Kenntnis dieses Landes, sondern der erst gemach reifenden Methodik unserer Wissenschaft unschätzbare Früchte bringt, und das doch andrerseits nicht ausschließlich an den gelehrten Forscher sich wendet, **sondern jedem Gebildeten eine liebe Erfrischung für seine Mußestunden sein wird.** Mag im einzelnen für eine zweite Auflage noch einiges zu bessern bleiben — ich habe wenig bemerkt —, der große Entwurf einer deutschen Landeskunde ist gelungen und wird mit frischer, schöpferischer Kraft durchgeführt. Wenn — wie man wohl annehmen darf — der Leiter des ganzen Unternehmens eine Einigung aller Mitarbeiter über eine übereinstimmende Anlage ihrer Darstellungen in der hier so glücklich bewährten Weise zu Stande gebracht hat, dürfte die Länderkunde von Europa das französische Werk von Reclus wissenschaftlich weit überholen. Auch nach der künstlerischen Seite hat die Verlagshandlung den Wettstreit aufgenommen. Die ungemein zahlreichen Farbendrucke und Holzschnitte (Landschaften, Architektur, Kartenskizzen, Profile) sind vortrefflich gewählt und ausgeführt, die Karten sorgfältig gezeichnet und nicht überladen. Das Werk wird nicht nur ein unentbehrliches Hilfsmittel des Lehrers der Erdkunde, sondern auch eine Zierde der Hausbibliothek sein.“

**Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

So eben erschien:

# In ägyptischen Diensten.

Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers.

Von

**Max Müller,** Lieutenant a. D.

Mit 10 Abbildungen und einer Karte. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Die Tausende von Touristen, die jährlich von Alexandrien nach Kairo, von einem ägyptischen Monument zum andern eilen, ahnen oft nicht, welch reiches, interessantes Volksleben sich dicht vor den Thoren Alexandriens mit dem Beginne der Wüste entfaltet; hier hat der Beduine noch seine Ursprünglichkeit bewahrt. Der Verfasser, der mehrere Jahre als Offizier der ägyptischen Küstenwache thätig war, bietet seine werthvollen Beobachtungen in ansprechendem Gewande, bald spannende Schilderungen seiner Kämpfe mit griechischen und arabischen Schmugglerbanden, bald fesselnde, lebenswarme Gemälde des Volkslebens in der Wüste.


---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

...INGS...
19
10

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

Nr. 44. Stuttgart, 31. Oktober 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

**Inhalt:** 1. Die Geographie auf dem Niederländischen Kongreß für Naturforscher und Aerzte. Von J. F. Niermeyer. S. 861. — 2. Unsere südwestafrikanischen Kolonien und Schutzgebiete. Von Dr. C. Hugo Hahn. (Fortsetzung.) S. 866. — 3. Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge. Von Fr. W. Groß. S. 869. — 4. Ein Erdbeben in Südamerika. Von Christian Nusser. S. 872. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 878. — 6. Nekrolog. S. 879.

## Die Geographie auf dem Niederländischen Kongreß für Naturforscher und Aerzte.

Von J. F. Niermeyer.

Daß die Macht der Gewohnheit sich auch in wissenschaftlichen Kreisen fühlbar macht, hat die Geographie in den Niederlanden Jahre-lang empfinden müssen. Obgleich sie hier schon seit Anfang der siebziger Jahre wissenschaftlich gepflegt worden ist, obgleich die Zahl ihrer Jünger fortwährend zunimmt, wovon die Zeitschrift der seit 1874 existierenden Niederländischen Geographischen Gesellschaft das beste Zeugnis ablegt, ist die Bekanntschaft mit der Ausbildung, die unsere Disciplin in der Gegenwart erfahren hat, auch unter Gelehrten noch immer eine geringe. Nur die Gemeinde-Universität in Amsterdam besitzt einen Lehrstuhl der Erdkunde. Die drei Reichshochschulen (Leyden, Utrecht, Groningen) besitzen zwar Professuren für Geologie, nicht aber für Geographie, und da umgekehrt erstere in Amsterdam fehlt, ist es in den Niederlanden geradezu unmöglich, diese beiden so nahe verwandten Fächer gleichzeitig zu studieren, ein Mangel, der hier empfindlicher ist, als er in Deutschland sein würde, weil die niederländischen Studenten fast immer nur eine Universität besuchen. Die Erdkunde ist gesetzlich noch immer nicht unter die Fächer des höheren Unterrichts aufgenommen; bei den Studentenprüfungen wird ihre Existenz deshalb gar nicht in Betracht gezogen.

Unter solchen Verhältnissen ist es für die Stellung der Geographie in den Niederlanden von besonderem Wert, daß sie vor einigen Wochen zum erstenmale in öffentlicher Weise neben den länger gepflegten Schwesterwissenschaften aufgetreten ist. Wie die British-Association bekanntlich jedes Jahr eine geographische Sektion besitzt, wie die Erdkunde auf der diesjährigen Versammlung für Naturforscher und Aerzte in Wiesbaden in erfreulicher Weise vertreten war, ist auch beim ersten „Nederlandsche natuur- en geneeskundig Congres", der am 29. und 30. September in Amsterdam tagte, eine Abteilung für physische Geographie und Geologie konstituiert worden. Die Ehre, den Gedanken dazu angeregt und verwirklicht zu haben, gebührt dem Dr. H. Blink, der mit Professor Dr. C. M. Kan das geographische Element in dem Vorstand der etwa 40 Mitglieder zählenden Sektion bildete, während das geologische von Professor Dr. Karl Martin und Dr. G. A. F. Molengraaff vertreten wurde. Auch in den Niederlanden wird sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn brechen müssen, die Professor Martin, der Vorsitzende der Sektion, bei Oeffnung der Versammlung aussprach: daß die enge Verschwisterung dieser Wissenschaften beiden nur Gewinn bringen kann, welcher Auffassung von dem Umfang der Geographie man sonst auch zugethan sein mag. Daß über den letzteren Punkt die Meinungen auch in den Niederlanden noch sehr geteilt sind, wurde von neuem ersichtlich aus den von den beiden Redakteuren der Zeitschrift der Niederländischen Geographischen Gesellschaft, Professor Kan und Gymnasiallehrer Timmerman, und von Dr. H. Blink gelegentlich ihrer Vorträge gemachten Aeußerungen, wenn es auch fraglich erscheinen mag, ob die geplanten weiteren Besprechungen dieses Gegenstandes zu größerer Uebereinstimmung führen werden. Daß aber, wenn auch am wenigsten nach dieser Hinsicht, so doch nach mancher anderen der Kongreß fördernd und klärend wirken mag, wird aus einer kurzen Besprechung der Verhandlungen deutlich erhellen.



Digitized by Google

Die Gegenstände dieser Verhandlungen bewegten sich der Natur der Sache nach im wesentlichen auf zwei Gebieten, der Erforschung der Niederlande und derjenigen der niederländischen Besitzungen. Nur zwei Vorträge machten eine Ausnahme, ein geologischer und ein geographischer. Der erste, von Dr. F. J. P. van Calker, Professor an der Universität Groningen, bezweckte die Zusammensetzung eines „Comité national néerlandais pour l'uniformité de la nomenclature géologique", damit die Niederländer diese von den Internationalen Geologenkongressen angeregte Arbeit nicht gänzlich den anderen Nationen überließen. Ein Versuch des Vortragenden, seine Fachkollegen an den niederländischen Hochschulen für diesen Plan zu gewinnen, war gescheitert, und daß auch jetzt kein Entschluß gefaßt wurde, ist wohl in erster Linie durch die Entgegnungen eines dieser Fachkollegen, Prof. Wichmann (Utrecht), erklärlich. Dieser behauptete, daß man in England, Frankreich und Deutschland weit entfernt ist, etwas so künstliches wie die geologische uniforme Nomenclatur einzuführen. Natürlich kann man verschiedener Ansicht hinsichtlich der Frage sein, ob die darin herrschende Verwirrung zu vermeiden ist oder nicht, aber wenigstens ist nicht ersichtlich, wie Professor van Calker entgegnete, warum nicht mindestens die niederländischen Benennungen festgesetzt werden sollten.

Herr Timmerman hatte sich durch den Umstand, daß die neueren Ansichten über die Konfiguration der Pamir, die auf Grund der großen russischen, auf neuen Aufnahmen beruhenden Karte des russischen Generalstabes (Iswestija 1886) gewonnen werden können und in einem Aufsatz von Schroem Grzjimailow (ebendaselbst) zusammengestellt sind, veranlaßt gesehen, dieses Gebiet als Gegenstand seines Vortrags zu wählen. In klarer Weise legte er die Fortschritte in den geographischen Kenntnissen dar, wies z. B. darauf hin, daß die Nordwestgrenze der Pamir wirklich von einer zusammenhängenden Gebirgskette (Kyshyljart-Kette) gebildet wird, daß also die von der Seite des Tarim-Beckens dort gesehenen Gipfel meist die Ausläufer westöstlich gerichteter Parallelketten sind, was bekanntlich längere Zeit eine Streitfrage gewesen ist; weiter, daß der Lauf des Aksu jetzt gänzlich festgelegt ist, und daß die Hypothese Sewertzoffs über die Existenz einer geologischen Meridionallinie von dem Geologen Iwanoff unrichtig erklärt wird. Der Vortragende wies zum Schlusse an der Hand Schroem Grzjimailow's nach, wie die Pamir ein im Norden noch wenig bekanntes Hochland bildet, das westlich des 72.° ö. L. von Gr. in ein mit unregelmäßigen Bergketten besetztes Gebiet übergeht und wie diese Ketten sich unter dem Sande und dem Löß der Bucharischen Steppen verlieren.

Unter den Vorträgen über den Boden der Niederlande sind zuerst zwei zu nennen, die auf ausgedehnten Forschungen beruhen, nämlich die der Geologen Kasimir Ubaghs (Maastricht) und Dr. Lorié (Utrecht). Der erste besprach die geologischen Formationen Limburgs, insbesondere die Maastricht'sche Kreidebildung. Die Provinz Limburg, die bekanntlich als ein südlich angehängtes Glied der Niederlande zwischen Belgien und Deutschland hineinragt, nimmt in geologischem Sinne eine Ausnahmestellung unter den elf niederländischen Provinzen ein; sie ist die einzige, wo die alluvialen und diluvialen Gebilde nicht gänzlich überwiegen und im überaus malerischen und daher immer mehr von Touristen besuchten südlichen Teil auch tertiäre und sekundäre Bildungen anstehen. Die Thon- und Geröllablagerungen der Flüsse, die Lößformation, die hier 1—7 m. mächtig ist und die vielfarbigen Sande und Lehme der Tertiärperiode wurden nur in Kürze erwähnt. Ausführlich war dagegen die Beschreibung der Maastricht'schen Tuffkreide, die schon im Jahre 1879 von dem Vortragenden in drei Unterabteilungen eingeteilt worden ist; die obere wird in horizontaler Richtung durchsetzt von Bryozoen-Schichten, die ursprünglich ein zusammenhängendes Ganze darstellten. Sie ruhen auf harten Kalkbänken und sind, wie deutlich nachgewiesen wurde, darauf entstanden, also nicht als ein Anschwemmungsprodukt zu betrachten. In ihrer Beschaffenheit, ihrer Stratifikation und ihrer Bildung auf unterseeischen Bänken stimmen sie gänzlich mit heutigen tropischen Meeresbildungen überein. Die ganze Kreideformation, ihre älteren Abteilungen, von der unter der Maastricht'schen Tuffkreide liegenden weißen Schreibkreide mit schwarzen Feuersteinschichten bis zur letzteren, dem Aachen'schen Sande, wurden kürzlich erwähnt) — erreicht in Limburg eine Mächtigkeit von 350 m.

Dr. Lorié teilte in sehr ansprechender Form die Ergebnisse seiner Forschungen über das niederländische Diluvium mit. Er erinnerte daran, wie die bis jetzt allgemein befolgte Einteilung Staring's in skandinavisches Diluvium, Rhein- und Maas-Diluvium und gemischtes (d. h. skandinavische und fluviatile Ablagerungen zeigendes) Diluvium nur die geographische Verbreitung dieser Unterabteilung, nicht aber ihre chronologische Reihenfolge in Betracht zieht und stellte an der Hand zahlreicher von ihm untersuchter Bodenaufschlüsse eine „vertikale" Einteilung auf, die die „horizontale" Staring's ergänzte. Er wies nach, wie an manchen Stellen die horizontalen Schichten des gemischten Diluviums discordant übergreifend auf die steil aufgerichteten des Rhein-Diluviums[1] lagern, während an anderen das skandinavische Diluvium concordant auf dem gemischten ruht. Die Aufeinanderfolge läßt sich von oben nach unten in folgender Weise zusammenfassen:

Glaziales ungeschichtetes Diluvium, die Grundmoräne des ehemaligen Inlandeises.

Glaziales geschichtetes Diluvium, abgelagert von den Schmelzbächen des Inlandeises und dabei öfter mit

[1] Diese steile Aufrichtung wußte Dr. Lorié noch nicht befriedigend zu erklären. Jedenfalls muß hier an seitlichen Druck gedacht werden, also an eine Gebirgsbildung in Miniatur. Die Ursache dieses Druckes kann aber noch nicht angegeben werden.

Digitized by Google

den Anschwemmungen des Rheins vermengt (gemischtes Diluvium).

Präglaziales Diluvium, von Rhein und Maas und den von ihnen mitgeführten Eismassen bei ehemaliger weit größerer Wasserfülle abgelagert.

Nur in den mittleren und nördlichen Teilen der Niederlande kommen alle drei Abteilungen öfters übereinander vor; in den ersteren ist die obere, die Grundmoräne, aber ziemlich beschränkt, die mittlere tritt meistens an die Oberfläche; daher bezeichnet man diese Gegenden (nördlich vom Rhein bis an die Nordgrenze der Provinz Overyssel) mit Staring als „gemischtes Diluvium". Umgekehrt ist in den nördlichen Provinzen fast die ganze Oberfläche mit der Grundmoräne bedeckt, während diese endlich südlich vom Rheine nirgends nachgewiesen worden ist.

Dr. Lorié's Forschungen haben ihn noch zu anderweitigen Ergebnissen von großer Wichtigkeit geführt. Während die Diluvialdecke in den Niederlanden nirgends von festeren Gesteinen, die Spuren von Gletscherwirkung zeigen könnten, durchbrochen wird, finden sich andere Belege für die ehemalige Vergletscherung in Menge vor: der echte Geschiebelehm hat eine große Verbreitung, zahlreiche von Gletschern gekritzte Geschiebe wurden aufgefunden und an manchen Stellen sind auch die eigentümlichen, äußerst charakteristischen Faltungen und Zusammenschiebungen der Grundmoräne, welche die Engländer „Contorted Drift" nennen, nachgewiesen worden. Beweise für Oscillationen des Landeises hat Lorié nirgendwo angetroffen; er nimmt daher mit Klockmann an, daß nur die älteste der zwei oder drei Vergletscherungen die Niederlande erreicht hat.

Während alle diese Diluvialablagerungen den höheren südlichen und östlichen Teil der Niederlande einnehmen, werden sie im Westen und Osten von alluvialen Thon- und Moorgebilden überdeckt, die zum größten Teile unter dem Meeresspiegel liegen und wenigstens bei hohen Wasserständen gänzlich überschwemmt werden würden, wenn sie nicht gänzlich von Dünen und Dämmen eingeschlossen wären. Der eigentümliche hydrographische Zustand dieses Gebietes macht es zu einem in dieser Hinsicht sehr merkwürdigen Lande, und es ist das große Verdienst des Herrn Beckman gewesen, daß er diesen Zustand, über den bis vor wenigen Jahren nicht nur beim großen Publikum, sondern merkwürdigerweise auch bei der Mehrheit der niederländischen Geographen, gänzliche Unkenntnis herrschte, zuerst bekannt gemacht hat. Der Ueberblick über diese Hydrographie des niederländischen Alluvialbodens, womit er seinen jetzigen Vortrag einleitete, möchte daher zumal für Fernerstehende von Interesse sein. Die unaufhörlichen Ueberschwemmungen nötigten schon im Mittelalter die Besitzer einzelner Landstücke, ihr Terrain mit anfangs noch sehr niedrigen Dämmen zu umgeben, die es wenigstens bei nicht außerordentlich hohen Wasserständen gegen Ueberschwemmung sicherten. Natürlich mußten aber die auf einem solchen Bodenstücke fallenden Niederschläge entfernt werden, und solange man dazu auf Handpumpen angewiesen war, konnte die Eindeichung keine großen Dimensionen annehmen. Bedeutend war in dieser Hinsicht die Erfindung der Windmühlen, die gewöhnlich um das Jahr 1420 angesetzt wird. Seitdem ging die Eindeichung rasch vorwärts und in der Mitte des 17. Jahrhunderts bildeten z. B. ganz Holland und ein beträchtlicher Teil Utrechts einen geschlossenen Komplex von Poldern (von Deichen eingeschlossenen Landstücken). Die das Land in allen Richtungen durchkreuzenden kleineren Flüsse waren bei diesem Eindeichungsprozeß natürlich ausgeschlossen worden und wurden jetzt benutzt, um den durch die Windmühlen aus den Poldern zu entfernenden Wasserüberschuß aufzunehmen und dem Meere oder den südlich von Rotterdam fließenden großen Strömen zuzuführen. Inzwischen wurde ein weiterer Schritt vorwärts gethan, indem man alle diese unzähligen kleineren Flußläufe hie und da und in erster Linie an ihren Mündungen mit Schleusen versah, so daß man den Wasserstand in denselben gänzlich regeln konnte und gesichert war vor Einbrüchen des Außenwassers (so nennt man in Holland die freiströmenden Gewässer der oben erwähnten großen Flüsse und das Meereswasser) bei hohen Wasserständen desselben. Solche Arbeiten wurden gewöhnlich ausgeführt von einer Anzahl bei einander gelegener Poldern, die alsdann die Wasserläufe ihres gemeinschaftlichen Gebietes an den Grenzen desselben mittelst Schleusen von denen des benachbarten Gebietes, welches seinerseits das nämliche that, abschlossen. So ist das ganze Polderland jetzt in solche Polderkomplexe eingeteilt, die man „Busengebiete" nennt (Busen sind die abgeschlossenen Gewässer). Alle Wasserläufe eines solchen Gebietes stehen in gleichem Niveau, sind aber also mittelst Schleusen sowohl von den Meeren und den großen Flüssen, als von den Busen benachbarter Busengebiete abgeschlossen.

Sehr interessant war der Vergleich, den Herr Beckman als eigentlichen Gegenstand seines Vortrages anstellte, zwischen der Wasserlösung bei den holländischen Busengebieten und der Wasserabfuhr in Flüssen. Bekanntlich wird letztere um so gleichmäßiger über die verschiedenen Jahreszeiten verteilt werden, je länger die große Wassermenge in den Regenmonaten aufgehalten wird, d. h. je größer die Reservoirs des Bodens im Stromgebiete sind, die den Niederschlag als Grundwasser aufzubewahren vermögen und also die Abströmung regelmäßiger gestalten. Auch Wälder und Moore wirken bekanntlich in dieser Hinsicht sehr günstig. In denjenigen Stromgebieten, wo eine solche Grundwasserschicht fehlt, wo das nackte Gestein an die Oberfläche tritt, fließt die ganze Regenmasse gleichzeitig ins Strombett hinab. Diese Wildwasser haben merkwürdigerweise (les extrêmes se touchent) einen gemeinschaftlichen Zug mit den abgeschlossenen Busen des holländischen Poldergebietes: bei beiden werden große Wassermengen auf einmal abgeführt, denn in beiden Gebieten fehlt ein genügender Regulator des Wasserstandes,

Digitized by Google

ein mächtiges Bodenreservoir. Das Niveau des Grundwassers muß sich in den holländischen Poldern, wenn sie zu Wiesen benutzt werden, 40—50 cm., wenn sie angebaut werden, 80—100 cm. unter der Oberfläche befinden. Größere Abweichungen von diesem mittleren Stande sind möglichst zu vermeiden, so daß man den Niederschlagsüberschuß so bald wie möglich muß entfernen können; wogegen in den Sommermonaten, in denen die Verdunstung den Niederschlag überwiegt, Wasser aus den Busen in die Poldern eingelassen werden muß. Wie ersichtlich, müssen die Wind- und Dampfmühlen infolge des Fehlens eines Bodenreservoirs eine viel größere Kraft haben, als sonst nötig sein würde.

Dr. van Cappelle (Snuk) lieferte einen Beitrag zur Kenntnis des Bodens Frieslands durch die Untersuchung einer bis in große Tiefe fortgesetzten Grundbohrung in der Nähe von Snuk, deren Resultat er hier mitteilte. Bis auf 30 m. Tiefe fand er alluvialen Thon und Lehm, weitere 30 m. diluvialen Sand, in der Postglazialzeit abgelagert, und darunter eine mächtige Mergelformation. Die Frage, ob die letztere diluvialen oder tertiären Alters sei, meinte der Vortragende in ersterem Sinne beantworten zu müssen wegen des Vorkommens von Vogelresten und des Fehlens von Meeresorganismen, wodurch der Ausweis geliefert wurde, daß man hier keine Meeresbildung vor sich hat, und wegen der Frische des aufgefundenen Coniferenholzes. Wahrscheinlich ist sie das Ausschwemmungsprodukt der Grundmoräne, obgleich noch dahingestellt bleiben mußte, ob sie älter ist als diese (also mit Lorié's glazialem geschichtetem Diluvium übereinstimmt) oder in der Abschmelzungsperiode abgelagert wurde.

Der Vortrag des in den Kreisen unserer Wissenschaft wohlbekannten Realschullehrers P. R. Bos (Groningen) war rein geographischen Inhalts, ein zwar kleiner, aber trefflicher Beitrag zur Kulturgeographie und Siedelungskunde: die Lage und Entstehung der Esschen, d. h. der in Kultur genommenen Haideſtrecken, in der Provinz Drenthe. Diese haben im allgemeinen eine höhere Lage als die benachbarte öde Haide. Die gewöhnlich hiefür gegebene Erklärung, als würden nämlich die Aecker durch die allgemein übliche Düngung mit den zu diesem Zwecke dem umliegenden unkultivierten Terrain entnommenen Haideschollen erhöht worden sein, ist unzulässig, denn eine solche Düngung ist nicht imstande, Höhenunterschiede von mehreren Fuß hervorzurufen; zudem befinden sich die zwischen den Aeckern übergebliebenen, noch im ursprünglichen öden Zustande verharrenden Haidestreifen in gleichem Niveau mit ihnen und liegen die Hünenbetten (Menhirs) nicht in, sondern auf ihnen. Der Vortragende nimmt daher an, daß die Menschen hier den Boden nicht erhöht haben, sondern daß diese gerade von Anfang an die höchsten Terrainstücke zu Wohnplätzen und zur Kultivierung ausgewählt haben, weil diese natürlich die beste Entwässerung besitzen, ein Umstand, der für die Bewohner sehr wichtige Folgen hat: zuerst, daß diese höchsten Partien um vieles gesünder sind als die niedrigeren, sumpfigen; zweitens, daß gerade hier die Wälder am längsten stehen geblieben sind, während sie in den Sumpfgegenden den Haide- und Moorpflanzen eher den Platz räumen mußten; und drittens, daß sowohl durch die bessere Entwässerung, als durch die von den Wäldern erzeugte Fruchtbarkeit der Ackerbau hier am besten gedeihen konnte. Daß gerade die mit Wald bestandenen Stellen bewohnt und bebaut wurden, ergibt sich obendrein daraus, daß viele Dorfnamen an die ehemaligen Wälder erinnern, und daß sich gerade bei den Dörfern und Aeckern noch kleine Reste derselben vorfinden, die noch viele sehr alte Bäume enthalten, sowie auch dadurch, daß sie aus Eichen bestehen und ihr hohes Altertum bezeugen, denn die Eiche bildet in der natürlichen Aufeinanderfolge der Pflanzen die letzte Baumart, die den Haidepflanzen vorangeht. Während die Dörfer also im allgemeinen samt den Aeckern auf den hohen Randstücken der Haide gelegen sind, kann für die spezielle Lage der ersteren noch eine nähere Ursache angegeben werden: die vorchristlichen Bewohner siedelten sich um die von ihnen geheiligten Hünenbetten an und die ersten christlichen Missionare zeigten in diesem, wie in so manchem anderen Punkte, ein großes Geschick, den Uebergang zum neuen Glauben möglichst leicht zu machen: sie änderten nur die Art, nicht aber die Lage der Heiligtümer. An zahlreichen Stellen findet sich jetzt die Kirche da, wo ehemals das Hünenbett stand.[1] Herr Bos schloß sich am Ende seines Vortrages dem Wunsche an, welcher den Gegenstand des Dr. Blink gebildet hatte. Dieser hatte darauf hingewiesen, wie in Holland, dem klassischen Boden der physischen Geographie (in Amsterdam schrieb Bernhard Varen seine „Geographia generalis“, die einem Newton als Leitfaden diente bei seinen Vorlesungen und in mehreren Sprachen übersetzt wurde, ebenso wie die Arbeit seines Schülers Johann Lulofs, die noch heute selbst nicht ohne Wert ist), eine spezielle physische Erdkunde (Länderkunde) von größerem Umfange gänzlich fehlt, daß aber in erster Linie die Gelegenheit geschaffen werden muß, Materialien für eine solche zu sammeln und aufzubewahren. Das Sammeln kann ein jeder mit nur geringen Vorstudien verrichten, wenn nur die Anregung gegeben wird. Daher schlug Dr. Blink die Errichtung eines geographisch-geologischen Zentralbureau vor, dessen Aufgabe er folgendermaßen umschrieb: die Herausgabe eines Führers für die zur Erweiterung der Bodenkenntnisse anzustellenden Forschungen, und eines Jahrbuches, worin die Ergebnisse

[1] Der Vortragende führte zahlreiche hierauf bezügliche Beispiele an: im Dorfe Rolde hat man in der Kirche Hünenbetten aufgefunden, in Emmen ist nicht nur ein solcher erratischer Block in der Kirchenmauer eingemauert, sondern die Kirche ist, wie bei den Dolmen, als wenn sie selbst ein Stein wäre, von einer Anzahl im Kreise vertikal aufgestellter Blöcke umringt; ein anderes Menhir trägt den charakteristischen Namen „Pfaffenlose Kirche.“

Digitized by Google

dieser Forschungen veröffentlicht werden sollten; die Aufzeichnung bei allen Grundbohrungen, Trockenlegungen ꝛc., damit auch die Wissenschaft ihren Nutzen daraus zöge. Es steht sehr zu hoffen, daß Dr. Blink die Ausführung dieses lebhaft zu begrüßenden Planes selbst in die Hand nehmen wird.

Nur ein Vortrag befaßte sich mit der Geographie der Niederländischen Besitzungen in Ostindien, aber dieser wurde gehalten von einem ihrer besten Kenner, Professor Kan von der Universität Amsterdam, der sich die Aufgabe gestellt hatte, unsere Kenntnis oder vielmehr Unkenntnis von der Geographie der Molukken-Inseln zu beleuchten und der dazu verschiedene Karten von den wichtigsten Inseln und Inselgruppen auf denselben Maßstab reduziert und nebeneinander gestellt hatte, die in der denkbarst übersichtlichsten Weise mit einem Blick zeigten, wie äußerst dürftig unsere Kenntnis von der Konfiguration, ja bei den südlichen Gruppen selbst von den Kontouren dieser Inseln ist, was von dem Redner an zahlreichen Beispielen erläutert wurde. Aufnahmen des Bodens, ja selbst von einzelnen Reiserouten, finden sich fast gar nicht vor, und es werden noch immer Karten publiziert, die der Forderung einer sorgfältigen Bearbeitung des vorhandenen Materiales gänzlich Hohn sprechen. Unter dem gebildeten Publikum ist das Verständnis für geographische Forschungen noch so gering, daß selbst die altrenommierte „Bataviaasch Genootschap vor Kunsten en Wetenschappen“ der Kolonialregierung riet, ein Projekt der Niederländischen Geographischen Gesellschaft für die Untersuchung der fast völlig unbekannten Aasu-Inseln zurückzuweisen, weil letztere „nicht von Wichtigkeit“ seien. Die Geographische Gesellschaft hat den Entschluß gefaßt, auf eigene Kosten eine Forschungsexpedition nach den Kei-Inseln auszuschicken. Wenn aber die Untersuchung raschere Fortschritte machen soll, müssen die Vertreter verschiedener Wissenschaften sich aneinanderschließen. Eine solche Zusammenwirkung wird jetzt geplant und von dem Vortragenden nach Kräften gefördert.

Die zwei Vorträge über die amerikanischen Gebiete, wo die Niederländer Besitzungen haben, wurden von den Mitgliedern der Expedition gehalten, die im Jahre 1885 Surinam und die Niederländischen Westindischen Inseln besucht hatten, von dem Geologen Professor Martin und Dr. Molengraaff. Der erste machte einige vorläufige Mitteilungen über die Geologie von Niederländisch-Guyana. Man ist dort auf die Untersuchung der Flußbette und Flußufer angewiesen, erstens wegen Mangel an Terrainkarten und dann in den höheren Gegenden auch, weil der Boden mit tropischem Urwald bestanden und gänzlich mit einer Lateritdecke überzogen ist. Martin fuhr daher den Surinam-Fluß hinauf bis 5° 30′ n. Br. Bis zum Posten Gelderland ist das Land flach; darauf folgen die hügeligen Savannen, die keine Diluvialgebilde sind, wie man häufig liest, sondern durch Verwitterung der granitischen Unterlage entstanden sind. Weiter hinauf hat der Fluß sich ein Bett gegraben in den archäischen Gesteinen, die von West nach Ost streichen (hier ist daher die Region der Stromschnellen) und von Diabasen überdeckt werden. Noch weiter südwärts werden sie gänzlich von Granit verdrängt, worin sich nur vereinzelte Diabaskuppen finden.

Außer Martin hat nur ein einziger Geologe Surinam bereist, und zwar Volz in der Mitte der fünfziger Jahre. Wie unvollständig auch die erhaltenen Ergebnisse seiner Untersuchungen sind, so läßt sich doch so viel daraus erkennen, daß die anderen Flußthäler öfters dieselben geologischen Formationen aufweisen. Diese Uebereinstimmung läßt sich weiter auch zu dem geologischen Bau von Englisch-Guyana ausdehnen, und wahrscheinlich auch zu dem von Französisch-Guyana, denn obgleich Charles Velain darüber abweichendes berichtet, ist dasjenige, was er über die geologischen Verhältnisse Surinams mitteilt, so gänzlich fehlerhaft, daß man kaum geneigt sein kann, seiner geographischen Beschreibung Französisch-Guyana's mehr Glauben zu schenken, zumal da sie auf Angaben Crevaux's beruht, der kein Geologe war.

Dr. Molengraaff hatte ein sehr interessantes Problem zum Gegenstand seines Vortrags gewählt: den geologischen Zusammenhang der westindischen Inseln. Seine Forschungen auf der Insel St. Martin, von der er ein ausführliches geologisches Bild entwarf, setzten ihn in den Stand, nachzuweisen, daß diese bis jetzt nicht geologisch untersuchte Insel gänzlich in die westöstliche Reihe von Cuba und Jamaica bis St. Barthélemy gehört, und daß sie geognostisch mit allen Gliedern dieser Kette vollkommen übereinstimmt. Diese Falte ist im Anfange des tertiären Zeitalters entstanden und einer Senkung nach in ihrem westlichen Teil wieder aufgehoben worden, während Dr. Molengraaff auch für St. Martin nachweisen konnte, daß die östliche Hälfte an dieser letzten Bewegung keinen Anteil genommen hat.

Was weiter den Zusammenhang dieser westöstlichen Kette mit der nordsüdlichen der Kleinen Antillen betrifft, so bekämpft der Vortragende die Hypothese Cleve's, nach der die westöstliche Inselreihe nur bis zu den Virginischen Insel reicht, während die innere der zwei parallelen Reihen der Kleinen Antillen sich in nordwestlicher Richtung in den Bahama-Inseln fortsetzen würde und Anquilla, St. Martin, St. Barthélemy zu der äußeren gehören würden. Diese beiden letzten Anschauungen wurden als gänzlich unberechtigt zurückgewiesen, während der Vortragende sich der Hypothese von Sueß anschloß, der die sämtlichen Antillen für Glieder einer gebogenen Gebirgskette ansieht, die das Senkungsfeld des Caraibischen Meeres umgibt, zugleich aber darauf aufmerksam machte, wie der eigentümliche geologische Typus, den Sueß für diese „Cordillera der Antillen“ angibt, östlich nur bis St. Barthélemy nachgewiesen worden ist. Was also in erster Linie notthut,



Digitized by Google

ist die Untersuchung der äußeren Reihe der Kleinen Antillen (die innere bilden gewissermaßen die vulkanischen Vorcordilleren), die noch gar nicht genügend stattgefunden hat. Wohl fand Professor Martin auf Trinidad, in Curaçao und in Venezuela dieselben charakteristischen Sedimente, die auf Jamaica und anderen Antillen vorkommen.

Wir schließen diesen Bericht, aus dem man ersehen haben mag, daß wenigstens eine kleine Anzahl Fachmänner in den Niederlanden die Wissenschaft von der Erde in ausgezeichneter Weise fördert, mit dem Wunsche, daß der vollständige Erfolg dieser Sektion des Kongresses dazu beitragen wird, das Interesse für Geographie sowohl unter den Gelehrten, als unter dem größeren Publikum mehr mehr und mehr zu verbreiten und zu beleben.

---

## Unsere südwestafrikanischen Kolonien und Schutzgebiete.

Von Dr. C. Hugo Hahn.

(Fortsetzung.)

Ein Weniges sei noch von den Eingeborenen gesagt. In dem ca. 90,000 e. Q.-Mln. großen Groß-Nama-Lande leben annähernd 30,000 Nama-Hottentotten. Sie nennen sich Khoikhoin, d. h. Menschen-Menschen, also Menschen par excellence. Gegenwärtig sind sie in kleine Stämme gespalten, welche untereinander keinen Zusammenhang haben. Früher war es ganz anders. Noch vor kaum einem halben Jahrhundert bestand ein gewisser Nationalverband, indem der unter dem Namen der „Rooie Natie", (roode natie, rotes Volk) bekannte, sich selbst Geikhaus nennende Stamm als Haupt- und leitender Stamm angesehen wurde. Der Häuptling desselben übte eine Art Suprematie über die anderen Häuptlinge und Stämme aus. Alle Nama-Stämme sind vom Süden, der jetzigen Kapkolonie, eingewandert, doch besteht eine gewisse Eifersucht zwischen den aus alter Zeit eingewanderten Stämmen und denen, die, aus der Kolonie verdrängt, ihre Heimat erst im Laufe dieses Jahrhunderts im Nama-Lande suchten. Letztere heißen im Gegensatz zu den ersteren Orlam, ein verstümmeltes holländisches Wort, aber nicht, wie gefabelt wird, vom Namen eines Boeren herkommend. Die Orlam-Stämme, die Booischen, Ambraal'schen, Witbooischen und die Afrikaner sind ohne Zweifel die intelligenteren, auch sprechen ein gut Teil von ihnen das Patois, das von den holländischen Patrioten der Kapkolonie und Transvaal afrikanische Sprache (afrikaanse taal) genannt wird.

Es ist auch die Sprache der farbigen Einwohner der Kolonie und des größten Teiles der Boeren. Mit dem Hauptbestandteil, dem Holländischen, ist Deutsch, Französisch, Englisch, Malaiisch, Hottentottisch ꝛc. durcheinander gemengt. Die „Patrioten" wollen dieses regellose Gemengsel zur Schriftsprache mit eigener Orthographie erheben. Die Naman und ein kleiner verkommener Stamm, die Koranna, ansäßig am mittleren Oranje-Fluß, sind der kleine Rest des noch vor 200 Jahren zahlreichen Hottentotten-Volkes, eines rätselhaften Geschlechts, sowohl was ihre äußere Erscheinung, wie auch ihre Sprache betrifft. Ihre gelbe Hautfarbe, die eigentümliche Stellung der Augen und die hervorstehenden Backenknochen geben ihnen ein auffallend mongolisches Aussehen, was auch R. Moffat in einer seiner Schriften anführt und auch manchem Reisenden aufgefallen ist. Man ist geneigt, sie für ein Mischvolk zweier Rassen zu halten, nicht unwahrscheinlich der Saan mit einem anderen fremden Volke. Ihre Sprache und die nahe verwandte der Saan, mit den eigentümlichen Schnalzlauten und Tönen, welche an die chinesischen Töne von hoch und niedrig erinnern, steht als ein Unikum da. Bis jetzt hat man auf dem ganzen bekannten Sprachgebiete nichts Analoges gefunden. Mit welchem Recht sie einige Sprachforscher zu den semitischen, andere zu den hamitischen zählen, ist fraglich. Die Etymologie, wie auch die Syntax des Hottentottischen deuten auf ein hohes Altertum, auf eine Vergangenheit, wo dieses Volk auf einer viel höheren Stufe der Kultur gestanden haben muß, als es jetzt der Fall ist. Diese Ansicht teilte auch der verstorbene Missionsinspektor Wallmann, der Verfasser einer Formenlehre der Nama-Sprache.

Das Sprachgebiet des Hottentottischen geht weit über das Nama-Volk und -Land hinaus. Die bis jenseit des Ovambo sich findenden Buschmänner, eigentlich Aunin, reden es, und die Saan, welche einen Teil der Kalahari bewohnen, sprechen mehr oder weniger mit dem Hottentottischen verwandte Dialekte. Die Aunin, an der südwestlichen Küste wohnend und an der Walfisch-Bay unter dem Namen von „Topnaars" bekannt (Topnaars ist die holländische Uebersetzung des Namens Aunin und soll soviel ausdrücken wie „die an der Spitze sich Befindenden"), sprechen ebenfalls das Hottentottische mit nur sehr wenig Abweichungen.[1] Etwas besonders Auffälliges ist es, daß die zahlreichen Bergdamara, welche sich Haukhoin, richtige Menschen, nennen — ein nach Hautfarbe und Körperbildung von den Hottentotten wesentlich verschiedenes Negervolk — dennoch das Hottentottische zu ihrer Muttersprache haben. Die Einheit der Sprache zweier physisch und geistig so ganz verschiedener Rassen läßt sich nicht, wie manche wollen, daraus erklären, daß die Hottentotten die Bergdamara früher einmal unterjocht haben sollen. Solch eine allgemeine Unterjochung ist gar nicht nachweisbar. Vor noch 40 Jahren lebte ein großer Teil von ihnen in großen unabhängigen Stammesverbänden in verhältnismäßigem Wohlstand. Ob dieses Rätsel der Spracheinheit jemals gelöst werden wird, ist fraglich.

Um zu den Naman zurückzukehren, verdient noch erwähnt

[1] Sehr wahrscheinlich ist's, daß die Sprachen der hellfarbigen Zwergvölker, denen man quer über Afrika bis in die Nachbarschaft von Aegypten am oberen Nil begegnet, auch mit dem Hottentottischen verwandt sind.

Digitized by Google

zu werden, daß dieses interessante Volk auf dem Aussterbeetat zu stehen scheint. Der Verkehr mit Europäern, der Mangel an Energie, um gegen die schädlichen Seiten der europäischen Kultur sich zu schützen, daher der übermäßige Genuß von Spirituosen, Kaffee, Thee und besonders die Verheerungen, welche die durch Europäer eingeschleppten syphilitischen Krankheiten unter ihnen anrichten, wozu Fieber- und Pocken-Epidemien kommen, scheinen das Volk unrettbar dem Untergange entgegenzuführen. Dazu kommt ihre gänzliche Verarmung. Um seine Gelüste zu befriedigen, verkauft der Hottentotte sein letztes Existenzmittel, seine Kuh oder seine Ziege, unbesorgt für den morgenden Tag. Es gibt gewiß rühmliche Ausnahmen, doch sind ihrer so wenige, daß sie dem allgemeinen Uebel nicht wehren können. Der materielle und geistige Rückgang hat sich mit reißender Geschwindigkeit vollzogen. Im Jahre 1842, wo Einsender zuerst die Naman kennen lernte, konnten sie mit Recht ein wohlhabendes Volk genannt werden. Viele unter ihnen zählten ihre Schafe nach Tausenden, auch besaßen sie schöne Rinderheerden, eine bessere Rasse als die langhörnigen und langbeinigen Herero-Rinder. Während der Friedensjahre von 1842—1847 oder 1848 mehrte sich ihr Wohlstand durch rechtmäßigen Handel mit ihren früheren Gegnern, den Herero. Dann brach der Krieg oder vielmehr das Rauben wieder los; viele Tausende von Herero-Rindern wurden erbeutet und ebenso schnell an die zahlreich aus der Kolonie hereinkommenden Händler verkauft für Wagen, Pferde, Gewehre, Munition, seidene Kleider, teure Shawls, Regen- und Sonnenschirme ꝛc., besonders aber für Branntwein, Kaffee, Thee, Zucker und allerlei europäische Leckereien. Da hieß es nicht nur: „wie gewonnen, so zerronnen", sondern es ging auch das in die Rapuse, was vorher ihr ehrliches Besitztum war. So sind sie ein Volk von Bettlern geworden, welche auf den Missionsstationen die Missionare belagern, um doch etwas Speise zu erlangen. Unrecht Gut gedeiht nicht. In geistigen Anlagen sind die Hottentotten den schwarzen Völkerschaften überlegen, haben ausgezeichnete Begabung für die Musik und Poesie und ein offenes Gemüt für das Schöne. Bei ihrem sanguinischen leicht erregbaren Temperament sind sie für Gutes wie Böses leicht zu gewinnen, doch fehlt zum Guten die Ausdauer, weniger zum Bösen. Mit den benachbarten Herero leben sie in Urfehde und halten sich für berechtigt, zu jeder Zeit in deren Land einzufallen, zu plündern und zu morden, wie einst die Schotten in Urfehde mit den Engländern lebten. Aus der Geschichte beider Nationen, der Herero und Naman, ist dieser Fehdezustand, der nicht bloß aus der Raubsucht der Naman entspringt, erklärlich. Letztere wurden bei der Einwanderung der Herero vom Norden zurückgedrängt; sie haben damals gewiß viel gelitten. Für die Naman gilt es als etwas Ritterliches, den Herero Schaden zuzufügen, es ist für sie als echte Jäger zugleich ein aufregender „Sport", gleichviel ob sie gewinnen oder geschlagen werden, obschon Raubsucht bei ihren Einfällen das Hauptmotiv ist. Man muß sich in die angeerbten Vorstellungen der Naman hineindenken, um diesen beklagenswerten, jeden Fortschritt hindernden, sie selbst zu Grunde richtenden Zustand zu verstehen, und nicht zu hart in seinem Urteil gegen sie zu sein. Der Kodex des Völkerrechts ist bei ihnen ein anderer als bei uns; außerdem haben sie selbst so viel Unrecht von den Weißen zu leiden gehabt, sind von diesen derart mit Füßen getreten worden, daß es schlecht ansteht, wenn diese ihnen eine Moral beibringen wollen, welche sie selbst nicht geübt haben. Die Naman als Volk haben ein tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen alle Weißen, die Missionare kaum ausgeschlossen, und wer ihre Geschichte kennt, kann's ihnen nicht verargen.

Die Bergdamaras, welche die Naman Chaudaman nennen, eine Bezeichnung, die des Anstandes wegen besser unübersetzt bleibt, nennen sich selbst, wie schon gesagt, Haukhoin, d. h. wirkliche richtige Menschen, und sind ein für afrikanische Verhältnisse zahlreiches Volk; es mögen ihrer immerhin 20—30,000 sein. Wichtige Gründe sprechen dafür, daß die schwarzen Haukhoin die Ureinwohner des Teiles von Südafrika sind, wo später die Hottentotten, von Süden kommend, einwanderten. Auf die Haukhoin stießen die von Norden kommenden Herero zuerst und nannten sie zum Unterschied von den ihnen schon bekannten Buschmännern, Saan, von den Herero gemeinsam mit vielen anderen Negerstämmen Ovatua genannt, Ova-zorotua, d. h. schwarze Ovatua. (Ova-tua, Aba-tua, Wa-twa ist der den verschiedensten Negerstämmen Afrika's — wir acceptieren die Einteilung der Schwarzen in Neger und Bantu als ethnologisch und sprachlich unbegründet nicht — gemeinsame Name für die über die größte Hälfte des afrikanischen Kontinents zerstreuten zwergartigen gelben, den Saan nahe verwandten Jägerstämme. Die Bezeichnung Ova-tua hat bei den Herero etwas Verächtliches, Geringschätziges, sie gebrauchen dieses Wort für alle, die sie für unter sich stehend ansehen).

Die Herero trieben die Haukhoin in die Berge hinein. Dann stießen sie auf die hinter den Bergdamaren (Haukhoin) wohnenden Naman, Hottentotten, die Khoikhoin, diese auch vor sich hertreibend. Sie nannten sie nicht Ova-tua, wie die Saan, sondern Ova-sera-ndu, d. h. rote Menschen. Sie sahen in ihnen etwas Ebenbürtiges, denn die Ova-sera-ndu (Khoikhoin) waren reich an Heerden. Das jetzige südliche Herero-Land war früher von Bergdamara (Haukhoin) bewohnt. Zu den umwohnenden schwarzbraunen Negervölkern gehören die Haukhoin sprachlich, jedenfalls aber wohl dem Aussehen nach nicht. Sie haben mehr Aehnlichkeit mit den Ovambo als mit den Herero. Im Gegensatz zu ihren sprachverwandten Nachbarn, den allen körperlichen Arbeiten abholden Naman, sind sie ein sehr fleißiges Volk, und wären die Zustände in jenen unglücklichen Gegenden besser, friedlicher, dann würden sie ihren früheren Wohlstand bald wieder erlangen.

Digitized by Google

In der Kapkolonie sind sie sehr gesuchte Arbeiter, namentlich auch in den Okieb-Kupferminen des Klein-Namaqua-Landes. Gegenwärtig fristen die Haukhoin, zerstreut in den Bergen, teils unter der Botmäßigkeit der Naman, von diesen und den Herero mißhandelt, ein beklagenswertes Leben, sehnsüchtig nach friedlichen Zuständen ausschauend. Möchte die Schutzherrschaft Deutschlands ihnen diese bringen! Gute und willige Arbeiter fände man an ihnen gewiß.

Die Herero und Mbanderu, auch Mbandyeru genannt, Bewohner des Herero-Landes, werden kaum 80,000 Seelen zählen. Ich meine 60,000 kämen der Wahrheit näher. Sie gehören zu der südafrikanischen Negergruppe. Ihr ursprünglicher Volksname ist Ovatyimba, Ovaschimba oder Ovazimba (z = ſ), unter welchen Namen allein sie bei den nördlichen verwandten Nationen bekannt sind.[1] Die Ovaherero und Ovambanderu (Herero, Mbanderu) sind zwei Stämme des Ovatyimba-Volkes. Sie trennten sich aus irgend einer unbekannten Ursache vom Ovatyimba-Volke, als dieses, vom Osten Afrika's kommend, im Anfange des 16. Jahrhunderts, also vor nahe 400 Jahren, bis gegen die portugiesischen Besitzungen an der Westküste vordrang und sich da nach fast ein Jahrhundert dauernden Kriegen endlich niederließ. Auf alten Karten findet man ihren Namen als Himba oder auch Muximba und Bimbebas östlich und nordöstlich vom Mossamedes verzeichnet. Die Herero und Mbanderu sind ein Hirtenvolk; was sie jetzt vom Garten- und Ackerbau verstehen, verdanken sie *ausschließlich* der ausdauernden Arbeit der evangelischen Mission.

Diese zwei Stämme, an Heerden sehr reich, wurden bei ihrem Vordringen nach dem Süden, Weidegründe für die zahlreichen Heerden suchend, die Bedränger der Bergdamara und Naman, bis zuletzt beim Auftreten des bekannten kühnen Jonker Afrikaner das Blatt sich wandte. Dieser wurde gegen das Ende der zwanziger oder Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts von dem Häuptling des durch die Herero und Mbanderu bedrängten roten Volkes Oasib zu Hülfe gerufen. Er kam von den Ufern des Oranje-Flusses, und nach hartnäckigen Kämpfen mußten die Einkömmlinge vom Norden der überlegenen Waffe, dem Schießgewehr, wie auch der Reiterei, weichen. Die Pferde samt den Reitern hielten die Herero für schreckliche Ungetüme mit vier Beinen und zwei Armen, eine Art Centauren, welche Feuer ausspieen und aus großer Entfernung töten konnten. Von dieser Zeit an, wo Jonker Afrikaner auftrat, waren die Herero im Nachteil, und obwohl im Jahre 1842 durch Vermittelung der Missionare Frieden zwischen den Herero und Mbanderu einerseits und den Naman andererseits geschlossen wurde, hielt er doch nur kurze Zeit vor. Das Uebergewicht der letzteren durch Feuerwaffen und Pferde und der leicht zu erlangende Raub an Rindvieh, das abzukaufen kapsche Händler nur zu begierig waren, war zu verführerisch. Ein regelmäßiges Raubsystem folgte nun und ganz unmenschliche Greuel und Grausamkeiten wurden von den Naman und den mit ihnen verbundenen Bergdamara an Herero und Mbanderu verübt. Es endete damit, daß Jonker Afrikaner unumschränkter Herr des ganzen Herero-Landes wurde. Alle Stammverbände der Herero waren aufgelöst, und was fliehen konnte, floh vor Jonker ins Ovambo-Land oder in die Wüste. Zur Unterjochung des Herero- und Mbanderu-Volkes (wir lassen der Kürze wegen in folgendem den Namen der Mbanderu weg, da von der Zeit an beide Stämme unter dem einen Namen Herero und Damara verstanden werden) half der Herero-Häuptling Katyamuaha, Maharero's Vater, wesentlich mit. Er war ein Vasall Jonker's geworden und als solchem blieb ihm nur die Wahl, zu gehorchen oder das Loos der anderen Herero-Häuptlinge zu teilen, d. h. zu fliehen oder sein Leben zu lassen. Katyamuaha und Jonker Afrikaner starben schnell hintereinander im Jahre 1861. Des letzteren Sohn Christian, ein entnervter Wüstling, war nicht der Mann, des Vaters Stellung zu behaupten. Maharero folgte dem Katyamuaha. Er hatte lange darauf gesonnen, sich zu befreien. Sein Stamm war inzwischen ziemlich reichlich mit Gewehren versehen worden. Ein Teil der zersprengten Herero hatte sich um die Matchleß-Minen der Walvisch-Bay-Mining-Company gesammelt, erhielt dort Schutz und als Bezahlung für geleistete Arbeiten Gewehre. Als jene Minen aufgegeben wurden, sammelten sich diese Minen-Herero unter Zeraua auf Otyimbingue und unterstellten sich dem tapfern und bekannten C. Anderſson, halb schwedischer, halb englischer Abkunft. Maharero mit seinem Volke und einem großen Teil der von den Herero geraubten Jonker'schen Heerden, die unter Maharero's Obhut standen, brach plötzlich von Okahandya, wo Christian Afrikaner wohnte, auf und vereinigte sich auf Otyimbingue mit Zeraua. Christian Afrikaner wagte nicht Maharero zu verfolgen, sondern schloß noch ein Bündnis mit verschiedenen Nama-Häuptlingen und griff darauf im Juni 1863 Otyimbingue an. Nach langem Ringen wurde er vollständig geschlagen, wobei er sein Leben verlor. Die Herero verfolgten nicht den Sieg, sonst hätten sie mit einem Schlage den ganzen Stamm der Afrikaner und die mit ihm verbündeten Naman aufreiben können. Der energische und kluge Jan Afrikaner, Jonkers zweiter Sohn, wurde Häuptling der Afrikaner. An die Spitze der Herero stellten sich Anderſson, welcher selbst schwere Verluste durch die Naman erlitten hatte, und der Engländer Green, 1863 und 1864, und griffen die Naman in ihrem eigenen Lande, wohin sie sich hinter die Awas-Berge zurückgezogen hatten, in ihren stark verschanzten Stellungen mit Erfolg an. Auf Seiten der Herero kämpften auch der Garikhaus-Stamm der Naman, die sogenannten Zwartbooischen oder Rehobothes. Zwischen

[1] Die Ovatyimba sind identisch mit den in der afrikanischen Geschichte berüchtigten Jaggas. Eines der durch sie gegründeten Reiche ist das des Muati-Yamvo.

Digitized by Google

diesem alten Nama-Stamm und dem Orlam-Nama-Stamm der Afrikaner bestand eine alte Fehde, und aus diesem Grunde machten die Garikhaus gemeinschaftliche Sache mit den Herero. Nachdem Anderssson, schwer verwundet und ein Krüppel geworden, nach der Kapkolonie zurückkehrte und Green auch das Land verließ, entspann sich ein langwieriger Krieg, der noch fünf Jahre anhielt. Obwohl bei offenem Zusammentreffen die Herero stets Sieger waren, verstanden sie nicht, die Siege auszunutzen. Schließlich gelang es den ernstlichen Bemühungen des kap'schen Gouverneurs und High Commissioners, Sir D. Wodehouse, unterstützt von den Missionaren und den Nama-Häuptlingen Jakobus Isak und David Christian, im Jahre 1870 — also nach siebenjähriger Dauer des Krieges — einen Frieden zu Stande zu bringen, der freilich den Keim eines neuen Krieges in sich barg. Die Grenzfrage blieb nämlich unentschieden, weil Jan Jonker, auf Seiten der Naman, nicht auf Maharero's Vorschlag, die Grenzregulierung der kap'schen Regierung anheimzustellen, eingehen wollte. Es erfolgte ein leidlicher Friedenszustand, der zehn Jahre, bis 1880, vorhielt, wo dann die unentschiedene Grenzfrage Veranlassung zu Reibungen wurde und schließlich zum Ausbruch eines neuen Krieges führte, der, noch nicht beendigt, in Raub- und Mordzüge seitens der Nama-Banden ausgeartet ist.

(Schluß folgt.)

---

## Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge.

Von Fr. W. Groß.

Eine Dezembernacht, wie man sich eine solche kaum unfreundlicher denken kann, war zu Ende gegangen; vom Abend bis zum frühen Morgen hatte es gestürmt, als ob die Welt untergehen sollte und die letzte schauerliche Nacht auch die letzte auf unserem Planeten hätte werden wollen. Alle Augenblicke krachte das Haus von der Gewalt des Orkans und dazu heulten die Wölfe auf den nahen bewaldeten Gebirgen, daß selbst die beherztesten Muschiken hinter den schützenden Ofen flüchteten, sich bekreuzten und den Schafspelz über die Ohren zogen.

Nebenbei herrschte aber auch noch eine grimmige und durchdringende Kälte, und ein abscheuliches Schneegestöber raschelte an den Glasscheiben vorüber. Die Bäume knallten, als wäre der Wald von Schützen erfüllt, die alle Raubtiere vertilgen wollten. Gegen 9 Uhr früh schwieg der Tumult gänzlich. An Stelle des letzteren herrschte eine himmlische Ruhe und wunderbar schön spiegelte und flimmerte die Landschaft in dem reinsten Weiß der Schneedecke. Kein Lüftchen rührte sich, als wollten die Dämonen der Stürme den angebrochenen Sonntag respektieren und die wenigen Stunden ruhen, um der gaffenden und erstaunten Menschheit Zeit zu lassen, das bei Nacht vollbrachte Werk zu bewundern.

Nicht lange, dann ertönte auf dem Turme der dicht am Fuße des Gebirges liegenden Kirche das Geläute der Glocken so hell und feierlich wie selten, und bald darauf hörte man auch das Echo von Festgesängen. Es war die große Prozession, die sich im Orte auf einem Umzuge befand und selbstverständlich von dem Heiligenbilde und dem Geistlichen begleitet wurde, um in den hervorragendsten Familien die übliche Einweihung der Wohnungen vorzunehmen.

Alles das paßte zu der stimmungsvollen Winterlandschaft, so daß man sich wohl gefesselt fühlen konnte. Ich selbst wurde einen Augenblick davon angezogen, als die Haushälterin Feodosia etwas erregt eintrat, um zu melden, daß der heilige Zug sich bereits dem Hause nähere und sogleich zur Stelle sein werde.

Ich erwiderte der Frau, daß ich den Zug erwarte und den Geistlichen empfangen wolle.

Die Haushälterin entfernte sich zögernd, blieb aber an der Thüre nochmals stehen, als ob sie erwartete, daß sie noch irgend einen anderen Auftrag erhalten würde.

„Selbstverständlich" — rief ich ihr nach — „mußt Du dafür sorgen, daß alles zum Empfange vorbereitet ist!"

Die Frau nickte, daß sie verstanden habe, und verließ das Zimmer, kehrte aber sofort wieder zurück, um den Tisch zu decken, einige Flaschen Wodka und Gläser darauf und etwas zum Sakusk oder Imbiß dazu zu stellen.

Alles das war sehr schnell erledigt, allein noch blieben einige Kleinigkeiten zu ergänzen übrig, als der Zug schon vor dem Hause angelangt war. Man hörte bereits das Trappeln von Fußtritten und das Knarren und Quitschen des Schnees, obgleich man nichts sehen konnte, da die Fenster von Eisblumen und Arabesken bedeckt waren; dennoch sah man an dem Schatten, welcher das eine der Fenster verdunkelte, daß man die Muttergottes dicht davor aufgestellt haben mußte.

Unterdessen hatte der Gesang aufgehört und man hörte, wie draußen der Geistliche mit erhobener Stimme die Feierlichkeit einleitete.

Der Vortrag hörte sich jedoch ungemein monoton, ja sogar auffallend nüchtern an; allein man konnte es dem Geistlichen daher auch nicht verdenken, wenn seine Stimme etwas rauh ausfiel. Uebrigens kam es dabei auf den Wohlklang durchaus nicht an, und die heilige Handlung verlor dadurch nicht im mindesten; so bekreuzte ich mich ganz vorschriftsmäßig und verbeugte mich dazu, so oft sich die Heilige bewegte, zumal mich Feodosia fortwährend beobachtete.

Anstatt aber — wie ich glaubte — den Beifall der letzteren zu verdienen, blickte mich dieselbe bestürzt an, und war beinahe sprachlos vor Erstaunen. Jedenfalls mußte aber Feodosia ihren Grund haben, wenn sie in Bestürzung geriet. Zum Glück fühlte ich mich jedoch darüber nicht beunruhigt, und als der Geistliche seine Feierlichkeit fortsetzte, wiederholte ich die frommen Zeichen.



Digitized by Google

Merkwürdigerweise rührte sich aber Feodosia nicht, sondern anstatt sich ebenfalls zu bekreuzen, schien ihr Entsetzen noch zuzunehmen, und als ich zum drittenmale das Zeichen auszuführen im Begriffe stand, kam sie sogar herbeigestürzt und ergriff mich beim Arm, um mich daran zu verhindern, als ob ich eine Gotteslästerung begangen hätte.

„Herr!" fragte sie bleich vor Schreck, „was thust Du?" Ich wußte nicht, was ich denken sollte und war fast empört darüber. „Siehst Du nicht, was ich angebe?" gab ich ihr zur Antwort. „Meines Erachtens wäre es löblicher von Dir, ebenfalls zu beten und meinem Beispiele zu folgen, als Dich so einfältig zu benehmen."

Feodosia bekreuzte sich nach dieser Zurechtweisung wirklich, und schon glaubte ich, daß sie bekehrt worden wäre, als sie ausrief: „Grech! Grech!" was so viel wie Sünde bedeutet, die ich anscheinend begangen haben sollte.

Was das aber für eine Sünde sein könnte, war ein Rätsel. Das Wahrscheinlichste war, daß eines von uns beiden nicht recht gescheidt sein mochte, und da ich an meiner eigenen Zurechnungsfähigkeit nicht zweifelte, so mußte es mithin bei Feodosia rappeln.

Diese Gedanken gab ich auch der letzteren offen zu erkennen, was sie jedoch durchaus nicht zugeben wollte. „Das glauben Personen in solchen Fällen niemals!" erwiderte ich. „Jedenfalls mußt Du mir erst beweisen, seit wann es bei Dir eine Sünde gewesen ist, der Muttergottes von Kasan zu huldigen."

„Aber, Herr!" bemerkte sie, „Du bist ja in einem entsetzlichen Irrtum!"

Ich hatte jedoch nicht Lust, mich noch weiter in einen Disput mit ihr einzulassen, wollte sie wegschicken, um die Unterhaltung abzubrechen, und gab ihr den Bescheid, daß sie den Tisch fertigstellen und fortgehen solle, wie ich es ihr aufgetragen habe.

Damit wollte Feodosia wirklich gehen, und schon wandte sich dieselbe um und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ich mich erinnerte, daß es doch am Ende besser wäre, zu ermitteln, was sie gemeint haben könnte. Ich nahm sie daher rasch beim Arm, zog sie zurück an das Fenster und zeigte ihr das Bildnis, von dem man freilich nur noch den Schatten sah, der auf das Fenster geworfen wurde.

„Nun, siehst Du jetzt auch noch nichts?" fragte ich.

„Allerdings sehe ich", gab sie zu, „aber mein Gott, das ist doch keine Heilige!"

Mir war eine solche Verstocktheit noch gar nicht vorgekommen, obgleich die Russen in dieser Beziehung das Menschenmögliche leisten. Ich hatte derartige Proben mehr als hinreichend erfahren und war geradezu erbittert. „Nicht? Du siehst also die Heilige nicht?" fragte ich. „Dann hast Du wohl auch nicht den Geistlichen gehört?"

„Aber was denn für einen Geistlichen, Herr!"

„Infamer Racker, nimm Dich in Acht!" warnte ich eben zornig, als draußen vor dem Fenster die frühere Litanei abermals anhob.

Feodosia horchte, und wie es mir vorkam, war sie außerordentlich ergriffen, als ob ihr ein Schauer überkäme. Ich fragte sie abermals, ob sie jetzt auch noch nichts hörte. „Was für eine Heilige, Herr? Willst Du Dir dieselbe nicht einmal ansehen?" fragte sie und machte mich auf die Stimme des Geistlichen aufmerksam, der sich von neuem hören ließ.

Ich horchte wirklich, und jetzt, da ich genauer darauf achtete, vernahm ich ganz deutlich den Ruf: „Kupi, Kupi! Miloste Barin, Kupi! — Karosche Medwjedi, Kupi!" was ungefähr so viel bedeutet wie: „Kaufe, kaufe, gnädiger Herr, kaufe ein herrliches Bärenfell!"

Nun sah ich ein, daß wirklich ein sehr unangenehmes Mißverständnis vorlag, das nur infolge des früher gehörten Gesanges der Prozession hervorgerufen worden sein mußte. Vor allen Dingen wollte ich darüber Gewißheit erlangen und mußte daher Feodosia um Aufklärung bitten, wer die Sänger wären.

Zu meinem größten Verdruß erfuhr ich nun, daß es Baschkiren waren, die mit einem ausgespannten Bärenfell umherzogen und dasselbe zum Verkaufe anboten. Ganz empört riß ich das Fenster auf, um mich davon zu überzeugen, allein — kaum hatte ich das letztere geöffnet, als mir auch schon die Baschkiren ihre wie ein Heiligenbild aufgezogene Haut dicht vor das Gesicht hielten und wie früher ihr Angebot vorsangen.

Auf das höchste erbittert, klappte ich das Fenster wieder zu und würde die wilden Jäger am liebsten mit der russischen Knute davon gejagt haben.

Leider war das nicht möglich, davon abgesehen, daß dadurch die häßliche Geschichte nicht besser geworden wäre. Am unangenehmsten war es jedoch, daß Feodosia nicht zu den Verschwiegenen gehörte und mit Sicherheit anzunehmen war, daß 24 Stunden später nicht nur der Pope, sondern die sämtlichen Dorfbewohner — vielleicht auch noch die der Nachbardörfer — davon unterrichtet sein würden, von der Ungerechtigkeit nicht zu reden, zu der ich mich der Frau gegenüber hatte hinreißen lassen.

Ein Versuch, die Geschwätzigkeit der letzteren zu beschwören, würde mit größter Sicherheit das gerade Gegenteil zur Folge gehabt haben und die größte Thorheit gewesen sein, die man hätte begehen können. Es erschien daher noch am besten, alles so harmlos wie möglich hinzustellen und Feodosia dadurch einzuschüchtern, daß man ihr selbst die ganze Schuld aufzubürden suchte. Ich versuchte deshalb zu lachen, was auch mit so gutem Erfolge gelang, daß Feodosia mitlachte.

„Für diesesmal hättest Du allerdings Recht behalten und auch der Spaß wäre nicht übel!" bemerkte ich, „allein wenn der Pope die Komödie erführe, die Du da aufgespielt hast, würdest Du ohne eine gehörige Buße kaum wegkommen. Ich für meinen Teil werde davon keinen

Digitized by Google

Gebrauch machen und Dir kann ich nur raten, reinen Mund zu halten, denn von dem Geistlichen ganz abgesehen, dürftest Du für Schande nicht sorgen!"

Feodosia sah dies auch recht gut ein und da sie von ihrer Schuld überzeugt war, gelobte sie ewiges Schweigen. Damit würde der Zwischenfall erledigt gewesen sein, denn die Zerknirschung der Frau ließ erhoffen, daß wenigstens für den Augenblick von dem Auftritt nichts bekannt werden würde. Jetzt, da derselbe vorüber war, amüsierte ich mich sogar darüber und fing an, mich für die Jäger und ihre Bärenhaut zu interessieren. Schon wollte ich mir die letztere ansehen, als der Festzug mit den Geistlichen und der Muttergottes von Kasan sich vor dem Balkon aufstellte.

Die Feierlichkeit hatte sofort begonnen und man hörte deutlich, daß sich die Stimme des Geistlichen doch sehr von der vorhin vernommenen Salbaderei der Bärentöter auszeichnete. Gleich darauf trat auch der Pope mit seinem Diakon in das Zimmer, um die Weihung der inneren Wohnung vorzunehmen, so daß meine Gegenwart dringend notwendig wurde.

Es blieb daher nichts übrig, als Feodosia zuzuflüstern, sie solle die Bärenjäger so lange aufhalten, bis der Festakt vorüber war.

Inzwischen war die Feierlichkeit im Zimmer vor sich gegangen, und in weniger als fünf Minuten hatte dieselbe auch ihr Ende erreicht. Vielleicht ebenso lange Zeit hatte die Beglückwünschung zum Neuen Jahr und der darauf folgende Imbiß in Anspruch genommen, so daß die ganze Zeremonie nicht mehr als eine Viertelstunde gedauert haben mochte. Die bei dem starken Froste draußen stillstehende und singende Volksmenge sowohl, wie die große Anzahl von Besuchen, die der Geistliche noch abzustatten hatte, mahnten zur Eile und gestatteten keinen längeren Aufenthalt, als zur Vollziehung der heiligen Handlung unbedingt erforderlich war, und sobald das Hausperſonal begrüßt und mit dem Weihwedel besprengt worden war, reichte der Pope das Bildnis zum Kuß und setzte sich mit dem Zuge wieder in Bewegung

Kaum war das geschehen und der singende Zug noch nicht recht vom Hause hinweg, als Feodosia wieder erschien und meldete, daß die Baschkiren auf dem Hofe warteten und bitten ließen, eintreten zu dürfen. Ich erteilte gern meine Zustimmung, die Feodosia jedoch nicht gut heißen konnte, und die Gründe, die sie dafür anführte, waren leider solche, daß man ihr Recht geben mußte. Es wurde daher beschlossen, die Bärenschützen in einem anderen Zimmer unterzubringen, bis ich hinauskommen würde.

Die Haushälterin wollte sich hierauf entfernen, um die getroffenen Anordnungen auszuführen, als sich leise die Thür öffnete und der mit einer hornartigen, spitzen Mütze bedeckte Kopf eines Mannes vorsichtig hereinlugte. Es war der Kopf eines Baschkiren, welchem letzteren es bereits zu lange dauerte, und der nun — vielleicht auch aus Neugierde — herbeigeschlichen kam, um sich in Erinnerung zu bringen.

Feodosia war empört über diese Zudringlichkeit und rief dem Manne kein sehr freundliches Willkommen zu, was diesen jedoch durchaus nicht zurückschreckte.

„Darf man näher treten, Herr?" fragte er, ohne auf Feodosia's Begrüßung zu achten.

„Nein! Um's Himmels willen nicht!" versetzte ich.

„Ich bitte, Herr, warum nicht?"

„Weil Du graue Würmer hast, welche beißen und zwicken!"

Der Baschkir lachte und gestand vergnügt zu, daß er diese Würmer besitze, konnte aber nicht begreifen, wie man sich vor solchem Zeuge fürchten könne, zog sich aber doch zurück, als er hörte, daß ihm draußen ein Zimmer angewiesen würde, wo er mich mit seinen Kameraden erwarten sollte.

Einen Augenblick später ging ich selbst in die Wartestube, in welcher die Baschkiren mit ihrer verhängnisvollen Haut untergebracht worden waren. Auf dem Boden hockten vier ziemlich verwildert aussehende Männer in zerlappten Pelzen. Weite Pluderhosen aus dickem, braunem Stoff von Kameelhaaren bekleideten ihre Beine und hohe, trichterförmige Pelzmützen von Schaffellen, von welchen zwei Flügel oder Klappen auf die Schultern herabhiengen, bedeckten den Kopf und zum Teil auch noch das Gesicht.

An der Wand angelehnt stand die merkwürdige Bärenhaut, die zu einer so garstigen Verwechselung mit dem Heiligenbilde geführt hatte. Ich betrachtete daher jetzt die Haut mit ganz besonderem Interesse: es war eine prächtige Haut von glänzend schwarzer Farbe und seidenweichem Haar, aber auch von einem Umfange, wie sie selten angetroffen wird.

Ein Blick hatte genügt, um mir den Besitz dieser Haut wünschenswert zu machen und freundlich begrüßte ich die Männer aus respektvoller Ferne. Alle vier griffen nach ihren Mützen und erwiderten kameradschaftlich den Gruß, indem sie mir ihre Hände entgegenstreckten, ohne sich jedoch vom Fußboden zu erheben, auf welchem sie mit untergeschlagenen Beinen saßen.

Ich beschaute die Schelme mit stillem Vergnügen, allein da ich wohl wußte, daß die Männer vom Honiglande überreich mit Parasiten gesegnet sind, so hütete ich mich wohl, denselben sehr nahe zu kommen und verlängerte meinen Arm so viel als möglich. „Ihr müßt schon verzeihen, Kameraden", sagte ich, „wenn ich einen gewissen Zwischenraum beobachte, allein da ich vergessen habe, meine Füße mit einer Pechbinde zu umgeben, um mich gegen Eure Würmer zu schützen, so scheint mir diese Vorsicht nötig. Ihr wollt also diese Haut verkaufen?" fuhr ich fort. Sie bejahten natürlich. Ich erkundigte mich zunächst, ob sie dieselbe selbst erbeutet oder nur gestohlen hätten. Sie versicherten jedoch, den Bären selbst erlegt zu haben, und zum Beweis dafür zeigte der eine der Schützen auf

Digitized by Google

einen bedeutenden Riß am linken Aermel seines Rockes, während ein anderer Kamerad eine noch frische, nicht recht vernarbte Schramme aufzuweisen hatte, welche er davongetragen haben wollte.

Alle nacheinander schilderten nun, ohne es zu wollen, in fesselnder Weise den Kampf, den sie überstanden hatten.

Jeder von ihnen wußte irgend einen Beitrag von der Bravour ihres Gegners mitzuteilen und je absichtsloser das geschah, desto mehr machten sie für sich Reklame, und öfters mußte ich mir die Haut von der Seite ansehen, ob sie sich nicht bewegte, wenn man den einen oder anderen Zug von der Tapferkeit des Bären hervorhob.

„Nach der Haut zu schließen, muß es ein altes Tier gewesen sein?" warf ich begeistert dazwischen.

„Gewiß! Ein Tier, wie man es nicht alle Tage von solcher Stärke findet", versetzten die Männer. „Allein dennoch ist die Haut von ebenso seltener Schönheit, und deshalb von doppeltem Wert. Das Haar ist weicher wie Wolle, von vorzüglichstem Glanz und warm wie Federdaunen!"

Ich strich mit der Hand über das Fell. Es war sammetweich, und ich fragte nach dem Preis.

Man forderte zwanzig Rubel Silber. Es war nicht zu viel, aber ich bot zwei Rubel unter die Hälfte. Die Baschkiren forderten sechzehn. „Allerhöchstens neun!" erklärte ich. „Nicht einen Kopeken mehr, wenn ihr darauf eingehen wollt!"

Die Männer begannen nun, noch einmal alle Vorzüge der Haut aufzuzählen und ebenso die Gefahren, die sie bei der Erbeutung dieser Trophäe ausgestanden hatten. Ich war fest überzeugt, daß sie nicht übertrieben, allein da es zum Handel gehörte, wollte ich es doch nicht glauben. Um mich nun darüber zu belehren, was es zu bedeuten habe, ein solches Tier im kalten Schneebett der Urwildnis aufzustöbern und zu massakrieren, gäbe es nach ihrer Meinung kein besseres Mittel, als selbst einem solchen Kampf beizuwohnen, und alle vier Männer jauchzten beinahe auf, als ich mich dazu bereit erklärte. Meine Freude war keine geringere als die ihrige, und als sie versicherten, daß sich schon in den nächsten Tagen die Gelegenheit dazu finden werde, so bewilligte ich noch einen Rubel zu dem früheren Gebot als letztes Wort. Die Baschkiren waren damit einverstanden, und als ich denselben noch zusagte, außerdem die Theemaschine (Samowar) aufstellen zu lassen, waren sie geradezu entzückt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Erdbeben in Südamerika.

Von Christian Nusser.

Das im Monat Februar an der Riviera stattgefundene Erdbeben ruft mir eine ähnliche, als Naturereignis betrachtet aber weit großartigere Katastrophe ins Gedächtnis zurück, der ich im Jahre 1868 an der peruanischen Küste beiwohnte.

Von der Andenkette über den Paß von Huaylillas herabsteigend, langte ich am 11. August jenes Jahres in der peruanischen Küstenstadt Tacna an, mit der Absicht, mich auf dem am 16. den Hafen von Arica passierenden Dampfer nach Europa einzuschiffen. Am 13. wurden jene Regionen von dem denkwürdigen Erdbeben heimgesucht, welches das weitaus stärkste war, unter dem die südamerikanische Westküste im Verlaufe des jetzigen Jahrhunderts zu leiden gehabt hat.

Ueber die Entstehungsweise der Erderschütterungen werden ja verschiedene Theorien aufgestellt, von welchen die Falb'sche, die den Einfluß des Mondes in den Vordergrund stellt, zur Zeit die diskutierteste ist.

Sei dem, wie ihm wolle, so viel scheint festzustehen, daß die südamerikanische Westküste, möglicherweise weil ihr Gefüge jüngeren Datums ist, viel häufigeren und weitreichenderen seismischen Erscheinungen ausgesetzt ist, als eine andere Gegend der Welt.

Das Erdbeben vom 13. August machte sich vom 10. bis 35. Breitengrad fühlbar, d. h. vom peruanischen Hafen Casma bis zum chilenischen Hafen Concepcion. Drei Tage später, am 16., wurde Ecuador, nachdem schon am 13., 14. und 15. ziemlich starke Erdstöße verspürt worden waren, durch die fürchterlichen Verheerungen in Schrecken und Trauer versetzt, welche ein um 1 Uhr 38 Min. Morgens erfolgendes Erdbeben in der Provinz Imbabura anrichtete, dem, wohl sehr übertrieben, 20,000 Menschen zum Opfer gefallen sein sollen.

Tacna lag am 13. August im Brennpunkt der Erschütterung, und wenn keine Menschenleben verloren gingen, so ist dies nur dem Umstande zuzuschreiben, daß das Erdbeben zur Tageszeit stattfand und daß die dortigen Häuser durch ihre leichte Bauart, welche sich selten ein Stockwerk über dem Erdgeschoß erlaubt, den herrschenden Verhältnissen angepaßt sind.

Am obenerwähnten 13. August begab ich mich, nur um die bei meiner gezwungenen Unthätigkeit gar zu träg dahinschleichenden Stunden abzukürzen, einige Minuten vor fünf Uhr Nachmittags zum Essen in das Hotel der Bola de Oro, wo sich außer mir nur ein junger Schweizer, R. W., so frühzeitig eingefunden hatte.

Wir waren gerade an der Suppe, die Uhr zeigte 5 Uhr 5 Minuten, als einem ersten, von mir nicht einmal beachteten Stoß ein zweiter stärkerer folgte, der von einem dumpfen unterirdischen Grollen und dem Aechzen des den Speisesaal überdeckenden Daches begleitet war. W., den ich fragend ansah, rief „Temblor", sprang auf, ich ihm nach, und ohne uns Zeit zu nehmen, nach unseren Hüten zu greifen, eilten wir, noch mit umgebundenen Servietten, durch den uns von der Straße trennenden langen, unbedeckten Gang, um ins Freie zu gelangen.

Digitized by Google

Es war, als ob die Erde auf eine Sekunde den Athem verhalten hätte, denn nach dieser kaum wahrnehmbaren Pause, während welcher ich eilends zwei kleinen Mädchen die Hand reichte, die mit ihrer Mutter und Geschwistern aus einem gegenüber liegenden Hause auf die Straße stürzten, fing der Boden sich zu heben und zu senken an. Das unterirdische Geräusch steigerte sich zu einem grausenerregenden Dröhnen, das, von ferne näher kommend, unter unseren Füßen die höchste Potenz eines unsagbaren Aufruhrs der Elemente zu erreichen schien. Sind Momente zu beschreiben, in welchen der Geist wie von Betäubung umfangen ist, wo Entsetzen die Sinne lähmt, wo sich eine Art von Schwindel unserer bemächtigt, der das klare Wahrnehmen beeinträchtigt? Ich glaube kaum. Es hieß zwar, diese heftigste Erschütterung habe sieben Minuten gedauert, doch halte ich dies für ungenau, eine um die Hälfte kürzere Dauer ist unter solchen Umständen schon eine Ewigkeit, und gewiß gibt es wenig Menschen, die kaltblütig genug sind, um den Verlauf eines mit solchem Grimm auftretenden Naturereignisses mit der Uhr in der Hand zu kontrolieren.

Auf der Straße das gewöhnliche, oft beschriebene und so wahre Bild: Frauen, die ohnmächtig zusammensinken, Knieende, welche verzweiflungsvoll Gott anrufen, schluchzen, wehklagen!

Alles, was ich weiß, was sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben hat, ist daß ich lange, lange, inmitten der beiden Kinder, wie auf dem Verdeck eines Schiffes bei unruhiger See mit gespreizten Beinen das Gleichgewicht zu behaupten hatte, um von den thatsächlich wellenförmigen, schwindelerregenden Bewegungen des Bodens nicht umgeworfen zu werden, wie ich mit einer gewissen Ruhe den Simskranz eines modern gebauten Hauses sich ablösen und donnernd zu Boden stürzen sah und wie sich eine dichte Wolke erstickenden Kalkstaubes gegen mich heranwälzte.

Der verderbenbringendste Moment ist vorüber; man sammelt sich, aber in ganz kurzen Zwischenräumen wiederholen sich die jetzt schwächeren Stöße, jedesmal neue Ausbrüche angstvoller Gemütserregungen hervorrufend.

Unheimlich, schreckhaft ist der Anblick des Horizonts. Die umliegenden Berge sind verschwunden, denn eine graue, bleierne, stauberfüllte Atmosphäre entzieht sie unserem Blick.

Die kleine Familie, deren zwei Töchterchen ich unter meinen Schutz genommen habe, wenn von Schutz überhaupt die Rede sein konnte, findet sich zusammen, aber ein tückisches Geschick hat sie ihres Obdaches beraubt; das wie bei allen Häusern mit einer handhohen Erdschicht besetzte Dach hat nachgegeben und in seinem Fall die Möbel teils zerdrückt, teils unter Schutt begraben.

Die Stadt hat keinen materiellen Schaden von Bedeutung erlitten; ungefähr fünfzig wohl schon altersschwache Häuser sind eingestürzt und die an der unvollendeten Kathedrale seit Jahren sichtbaren Risse haben sich gefahrdrohend erweitert.

Alles strömt auf die öffentliche Promenade (Alameda), um dort aus Teppichen und Decken Zelte zu errichten. Die Straßen sind menschenleer. Niemand getraut sich in den Häusern zu übernachten.

Es ist 8 Uhr Abends; wir sitzen mitten auf einem kleinen freien Platz auf Stühlen, welche aus den umliegenden Häusern herbeigeschafft worden sind; eine bunte Gesellschaft, Einheimische und Fremde, fest entschlossen, die Nacht in so unbequemer Position zu verbringen. Ein dunkles, von keinem Stern belebtes Nachtgemälde; man erkennt die entfernter Sitzenden eher an der Stimme als an den Umrissen. Doch dem jugendlichen Uebermut ist nichts heilig und das leichtflüssigere Blut der Gallier, mit welchem wir hier noch einträchtig verkehren, sprudelt selbst in dieser Stunde. Es ist ja so schwierig, ein gelungenes Bonmot zu unterdrücken; der Gedanke ist zu hübsch, nein, er darf nicht verloren gehen, und beifälliges Kichern tönt aus der Ecke her, wo die jungen Handelsbeflissenen ihr Consilium halten.

Aber der Boden wankt, und jetzt erleben wir ein Phänomen, das uns in die schreckliche Wirklichkeit zurückruft, das zwar weniger verderbenbringend ist, als die ersten Stöße, dagegen das Grausen des an seine vollständige Nichtigkeit erinnerten Menschen zum Paroxysmus steigert. Es ist das Heulen eines unterirdischen Sturmes, welcher gegen uns herrollt, unterbrochen von Entladungen, die Kanonenschlägen von unberechenbarer Stärke zu vergleichen sind, und im gleichen Augenblick steigt hinter der Häuserreihe, der wir das Gesicht zuwenden, eine intensive blutrote Glut auf, die sich über den ganzen Horizont ausbreitet. Es unterliegt keinem Zweifel: in den mit brennbaren Stoffen angefüllten Magazinen der hinteren Straßenseite ist Feuer ausgebrochen. Ein junger Katalonier unternimmt es, den langen Hausgang zu durcheilen, der zu den Warenniederlagen führt. Unsere Befürchtungen erweisen sich als unbegründet.

Von der Alameda her wird das konfuse Stimmengewirr der Menge hörbar, die Gott und die Heiligen um Erbarmen anfleht, denn, wovor wir zittern, der einzige Gedanke der uns jetzt noch beherrscht, ist, daß sich der Boden unter unseren Füßen öffne und breite Spalten jeden Ausweg versperren. Der jüngste Tag scheint angebrochen zu sein!

Jenes meteorische Licht dauert in seiner vollen Intensität eine Minute, verschwindet aber nicht ganz, sondern noch während längerer Zeit rötet sich der Himmel wie vom Widerschein entfernter Kraterflammen. Spätere Berichte besagen, in dem nicht sehr entfernten Distrikt Candaravi, der seines vulkanischen Charakters halber bekannt ist, seien die Vulkane Tutupaca und Ubinas momentan in Thätigkeit getreten, und ihren Ausbrüchen schrieb man diese Erscheinungen zu, wie ja auch der Misti, an dessen Fuß das

Digitized by Google

durch dieses selbe Erdbeben schrecklich mitgenommene Arequipa liegt, an verschiedenen Stellen Rauch und Gase ausstieß.

Von den zu häufig sich folgenden Aufregungen übermüdet, suchte ich das Hotel auf, wo beim Schein von ein paar Kerzen der wackere Wirt Gerard unter den zerbrochenen Flaschen aufräumte. Die Stöße wiederholen sich in mehr oder minder langen Zwischenräumen; eine Erschütterung, nachdrucksvoller als die anderen, reißt uns von dem Marmortischchen auf, an dem wir, mehrere Kameraden aus früheren Jahren, Platz genommen haben. Mit fabelhafter Geschwindigkeit schlüpfe ich zum größten Ergötzen der Anwesenden unter das niedere Billard, das soeben als der sicherste Schutz gepriesen worden war, und werde, nachdem ich aus dem unleidlichen Raum, wo eine Zentnerlast die Brust zu beengen schien, wieder herausgekrochen bin, mit schallendem Gelächter empfangen. Die Flucht muß gar zu drollig gewesen sein.

Daher in Gottes Namen ins Bett! hat das Dach so lange gehalten, so wird es auch noch länger halten.

Am folgenden Tage war die allgemeine Frage inmitten der vom zeitweisen Erzittern der Erde genährten Panik: Was ist aus Arica geworden? Denn die letzten Worte des Telegraphen in dem Augenblick, wo uns die Katastrophe in Tacna überrascht, lauteten: „Terremoto, caen muchas casas“ (Erdbeben, viele Häuser stürzen zusammen), und seither blieb alles stumm.

Der 14 Leguas entfernte Hafen ist ungleich schwerer als wir vom Schicksal betroffen worden. Was das Erdbeben verschont hatte, wurde vom Meere weggewaschen, welches 20 Minuten nach dem Hauptstoß anfängt, sich, indem es den Meeresgrund bloslegt, zurückzuziehen. Zu einem riesigen Wasserwalle staut es sich an, vielleicht vierzig Fuß über dem höchsten Flutstand; die dem Ufer nächstankernden Schiffe sitzen auf dem Trockenen, wanken und legen sich auf die Seite, und nun verliert der flüssige Berg das Gleichgewicht, mit unwiderstehlicher Gewalt wälzt sich die Wassermasse donnernd, am Morro (Vorgebirge) sich brechend und mit mächtigen Kriegsschiffen wie mit Nußschalen spielend, gegen die unglückliche Stadt, die sie beinahe vollständig überflutet. Der Verlust an Menschenleben ist nicht so bedeutend, als man erwarten konnte, um so merkwürdiger hingegen das Entkommen einzelner Personen, die, beim Anfange des Erdbebens sich in Boote flüchtend, von dem Meer hinweggeführt und wunderbarerweise wieder zurückgebracht werden.

Das Eisenbahntracé ist auf eine Entfernung von 2 Leguas zerstört; ich kann daher von Glück sagen, daß ich am 15. einen Arriero finde, der nach Arica zurückkehrt und mich mitzunehmen verspricht. Die Reise führt durch wasserlose Sanddünen, in welchen blos hie und da einige verkümmerte Salzpflanzen ihr Dasein fristen. Im Hintergrund das ewig schöne Bild der Anden. Der Tag ist ruhig, die Atmosphäre klar und heiter und nur ein für uns beinahe unmerkliches Zittern erschüttert zuweilen den Grund; deshalb marschieren die Tiere auch ohne Zaudern und um 5 Uhr Nachmittags erreichen wir das erste Markzeichen, das die empörten Elemente aufgepflanzt haben. Es ist der „Wateree“, ein amerikanisches Kriegsschiff, das die Sturzwelle eine halbe Stunde weit ins Land hineingeschleudert hat. So aufrecht sitzt es auf seinem Kiel, als ob es vom Stapel gelassen werden sollte. Ich umreite es, niemand läßt sich blicken, es scheint von der ganzen Mannschaft verlassen zu sein. Dann führt uns unser Weg in unmerklicher Neigung zum Strande hinab, den wir fortan zu verfolgen haben. Aber welches Bild entrollt sich unseren vor Augen! Vor uns der glänzende Spiegel des Stillen Ozeans, keine lebende Seele ist zu entdecken, so weit aber das Auge reicht, ist der Strand mit Trümmern aller Art übersäet. Hier bespült die ab- und zufließende Welle die Rudera eines im Sande halbvergrabenen Schreibtisches, dort blinken die weißen Tasten eines eleganten Pianino's; Kisten, Büchsen, die verschiedenartigsten Gerätschaften sind angeschwemmt, Hunderte von zerfetzten Exemplaren der großen Generalkarte von Bolivia und dazwischen hinein hochaufgeschwollene Kadaver von Ochsen, Eseln, Maultieren und Millionen von Fischen aller Größe faulen unter der heißen Sonne. Die Strandpiraten scheinen schon an der Arbeit gewesen zu sein; die meisten Kisten sind geöffnet und ihres Inhaltes beraubt.

Endlich sind wir am Ziele; da liegt das peruanische Kriegsschiff „America“ hoch am Ufer, wie ein verendeter Renner; doch es ist zu spät, sich umzusehen; jetzt handelt es sich darum, einen Platz ausfindig zu machen, wo ich die Nacht zubringen kann und vor dem sich herumtreibenden Gesindel, mit welchem die demoralisierte Soldateska gemeinschaftliche Sache macht, in Sicherheit bin. Der Arriero führt mich zu seinem Gevatter, einem Bäcker, dessen Backofen glücklicherweise den Sturm überdauert hat; freundliche Leute, die mir einen Teller Suppe reichen und ein Glas ausgezeichneten Portweins, der jedenfalls auch herrenloses Gut gewesen war, einschenken. Das Haus oder vielmehr seine Ruine steht auf einer Bodenerhebung, nicht weit vom Meeresufer.

In respektvoller Entfernung von einer Einsturz drohenden dicken Lehmmauer und gegenüber dem Verdeck einer gestrandeten Brigantine schlage ich auf dem noch etwas feuchten Boden mein Lager auf. Der unruhige Schlummer wird durch ein donnerndes Getöse unterbrochen; ich vermag kaum zu athmen, denn eine dichte Staubwolke, vom Sturze jener durch einen Erdstoß vollends umgeworfenen Mauer herrührend, hüllt mich ein.

Wie es damals zuging, am deutlichsten besagt eine gewiß unverdächtige Zeitungsnotiz: Algunos Pianos sirven de diversion à la chusma que se entrega sin freno al pillaje (einige Pianos dienen der Volkshefe zur Unterhaltung, die sich ohne Scheu der Plünderung hingibt). Da war aber auch reiche Ernte zu halten. Von dem stattlichen Zollhause,

Digitized by Google

der Zierde des Hafens, dessen Front mit einer langen Reihe hoher Säulen, auf die sich das Vorderdach stützte, geschmückt war, waren kaum die Grundmauern mehr zu entdecken und sein Inhalt an Wert von mehr als drei Millionen Dollars wurde entweder vom Meer verschlungen oder gestohlen. Mit dem Raub beladene Maultierheerden schlagen auf entlegenen Pfaden den Weg nach dem Inland ein. Die Bier- und Weinkisten, welche das zurückströmende Wasser nicht mit sich riß, werden erbrochen und auf Schritt und Tritt begegnet man betrunkenen Soldaten und Tagedieben.

Am anderen Tage ist meine erste Sorge, einen Burschen zu finden, der meinen schweren Koffer an den einstigen Landungsplatz befördern würde. Es glückt mir, einen aufzustöbern, der sich dazu versteht, gegen Geld und gute Worte diesen Dienst zu leisten. Da die Aufsicht aber schon etwas schärfer ist, so habe ich zuvor bei einem alten aufgeblasenen Hafenbeamten die Erlaubnis hiezu einzuholen, die er sehr ungnädig erteilt; ist es ihm doch ein Genuß, den verhaßten Fremden ein wenig zappeln zu lassen.

Einen am Wege liegenden eisernen Stab aufgreifend, treibe ich das störrische, meinen Koffer tragende Langohr an, das der Führer am Halfterstrick durch das Ruinenfeld leitet. Auf unserem Zug über die Trümmer — denn nicht einmal die Straßenrichtungen waren mehr kenntlich, so entsetzlich hatte die Flut gewütet — gewann ich einen Ueberblick über eine Zerstörung, von welcher sich nur derjenige eine Vorstellung machen kann, der sie gesehen hat. Eine verpestete Luft umgibt uns, an manchen Orten ist der Boden mit Unmassen von Fischen bedeckt, die in Fäulnis übergegangen sind. Kleine Feuer brennen, um zu desinfizieren — ächt peruanisch — auf den Kadavern ertrunkener Ochsen und Esel, die einen pestilenzialen Gestank aushauchen. Hunderte von zerbogenen und zerbrochenen nagelneuen eisernen Bettstellen, unzählige der erwähnten Generalkarten, von welchen 4000 Stück seit Jahren im Zollhause lagerten, Möbel, Bahnschienen, Waggons, Wellbleche, kurz alles, was der Luxus und die Eleganz in den Salons, die Notwendigkeiten des täglichen Lebens in den Hütten, Verkehr, Industrie und Handel in Etablissements und Warenniederlagen angesammelt hatten, ist über und unter diesen formlosen Ruinen zerstreut, durchnäßt, verdorben oder beschädigt. Ueberall Leute, welche ihre einstige Heimstätte festzustellen oder von ihren Habseligkeiten etwas zu bergen suchen.

Auch auf bekannte Gesichter stoße ich, auf den Franzosen Larrieu und zwei Italiener, die, nachdem sie sich durch den Schutt hindurchgearbeitet haben, die durchnäßten Waren ihres eingestürzten Magazins ans Tageslicht ziehen. Das Gesindel läßt sie in Ruhe, denn sie tragen ihre Revolver auffällig zur Schau.

An einem eleganten Holzhause vorbei, das wie ein gestrandetes Schiff auf der Seite liegt, gelange ich an die Ueberbleibsel der Landungsbrücke. Hunderte von mit Kupfererz gefüllten Säcken, teils noch regelmäßig aufgetürmt, teils wild durcheinander geworfen, harren auf den rechtmäßigen Eigentümer.. Noch geraume Zeit wird verstreichen, bevor der von Valparaiso kommende Dampfer eintrifft, doch darf ich meinen Koffer nicht aus den Augen verlieren, sonst möchte er als Strandgut behandelt werden; ich beschränke meine Exkursionen daher auf die nächste Umgebung.

Sonderbare Laune der zerstörenden Kräfte! Von einer Schiffsagentur ist nur der hölzerne Fußboden übrig geblieben, er ist aber so reinlich, als ob er gescheuert worden wäre — das Meer hat sich ja dieser Arbeit unterzogen — in einer Ecke sind noch Massen neuer Kupfererzsäcke in schönster Ordnung aufgestapelt, von welchen ich mir einen aneigne; dieß und ein ordinäres Luntenfeuerzeug, von welchem Dutzend-Schachteln weit umher zerstreut sind, sind die einzigen Gegenstände, die ich zum Andenken an diesen Tag mit fortnehme.

Weiterhin ragen Geschäftsbücher und Bündel kaufmännischer Korrespondenzen aus dem Schutt hervor. Ganz nahe bei der Landungsbrücke ist eine riesige Balle Baumwolltuch zu drei Vierteln im Sand verscharrt; ein deutscher Kommis erkennt sie an der Marke als Eigentum seiner Firma und bietet zwei vorübergehenden Lastträgern ein paar Thaler, um sie zu Tag zu fördern. Als Antwort lacht ihm der eine höhnisch ins Gesicht und sagt zu seinem Spießgesellen: Vamos à tomar cerveza! (gehen wir Bier trinken!); natürlich auf Generalsunkosten.

So rückt die Zeit heran bis am Horizont das Rauchwölkchen sichtbar wird, welches das Nahen des Dampfers verkündet. Nicht ohne Mühe gelingt es mir, Bootsleute aufzutreiben, welche sich entschließen, ihr durch Zufall gerettetes Boot ins Meer zu schieben. Wir fahren ab; aber hohe Zeit ist es, als wir den weit ab vom Lande haltenden Dampfer erreichen; die dreitägige Sonnenhitze hat die Fugen geöffnet, durch welche das Wasser mit beunruhigender Schnelligkeit in das Boot eindringt. Endlich bin ich an Bord, aber noch während vieler Nächte verursacht das Schaukeln des Schiffes beängstigende Träume.

Es ist nicht meine Absicht, auf die Wirkungen, welche dieses Erdbeben an so vielen und so weit auseinander gelegenen Orten hervorbrachte, hier näher einzugehen, noch auf dessen Folgen, die sich sechs Monate später im Gebiete von Arica unter der Gestalt einer fürchterlichen Gelb- oder Faulfieber-Epidemie zeigten, welche mich bei meiner Rückkehr von Europa unglücklicherweise wieder in Mitleidenschaft zog. Nur einer Thatsache möchte ich Erwähnung thun, die wohl nie nach Europa gedrungen ist und wert wäre, eines Tages näher untersucht zu werden, denn die Angaben der darüber berichtenden Persönlichkeit scheinen doch nicht über allem Zweifel erhaben zu sein, obwohl sie in den betreffenden Regionen als unbestreitbare Autorität gilt.

Es ist dies die infolge des besprochenen Erdbebens

Digitized by Google

erfolgte Laufänderung des bedeutenden Guapay oder Rio Grande (eines Zuflusses des Rio Mamoré im Flußgebiet des Amazonas), resp. der Uebertritt seiner Gewässer in diejenigen des Rio Piray oder Sara.

Der Guapay, nachdem er zwei Drittel seiner Länge zurückgelegt hat, fließt auf eine Entfernung von 12 Leguas an der Ostseite der Stadt Santa Cruz de la Sierra vorbei. Zur Zeit der Jesuiten diente er vermittelst leichter Boote als Verbindungsweg zwischen dieser Stadt und den nördlichen Missionen von Mojos, die heutzutage das bolivianische Departement des Beni bilden.

Vor etlichen achtzig Jahren verließ man aber meistenteils seine Gewässer, um sich denjenigen des Piray zuzuwenden, eines weniger bedeutenden Flusses, der aber von Santa Cruz aus in Bezug auf den Guapay die Sehne darstellt, zu welcher der letztere durch seinen östlicher gerichteten und nach Norden wieder westlich einbiegenden Lauf den Bogen bildet. In den Guapay aber ergießt sich der Piray kurz vor dem Zusammenfluß des ersteren mit dem Marmoré. Da der Piray in ziemlich direkter Richtung von Süden nach Nordwesten fließt, so ist er unbestreitbar der kürzeste Weg nach dem Beni. Die Reisenden und Warentransporte gehen von Santa Cruz nach dem 25—30 Leguas entfernten Cuatro Ojos, wo sie den Piray hinab auf leichteren Barken fahren, die größeren Booten Platz machen, sowie man sich dem Guapay nähert, der von dort an auf die kurze Distanz, welche ihn vom Mamoré trennt, eigentlich den Namen Sara annimmt, und nach kurzer Fahrt befindet man sich auf dem reichen Territorium von Mojos. Was man aber oft durch Abkürzung gewann, wurde an Bequemlichkeit und Schnelligkeit verloren. Die Schifffahrt auf dem Piray war Unterbrechungen ausgesetzt und mit Mühseligkeiten verbunden. Blos von Anfang Dezember bis Ende März war der Fluß wirklich schiffbar. Vom April bis November mußte die Fahrt von Cuatro Ojos bis zum Guapay, also flußabwärts, durch das Ziehen der Fahrzeuge unterstützt werden, auf eine Entfernung von etwa 30 Leguas, mit tausenderlei Unannehmlichkeiten für den Händler und mit Verspätungen, Beschädigungen und Frachtverteuerung in Betreff der Waren. Und da die östlichen Regionen von Bolivien, das Departement von Santa Cruz im Süden, dasjenige des Beni im Norden, zwei große Produktionszentren sind, die in den engsten wechselseitigen Beziehungen zu einander stehen sollten, so mußte ihr Verkehr ein täglicher, leichter und sicherer sein, denn ihre Erzeugnisse gestatten einen alle Jahreszeiten umfassenden Austausch.

Wollte nun die Natur da helfend eintreten, wo bisher Trägheit oder Nachlässigkeit, der Schlendrian von Generationen sich geweigert haben, bessere Verkehrseinrichtungen zu treffen? Fast möchte man es glauben, denn mit einem Ungestüm, der alles vor sich niederwarf, bahnte sich im Jahre 1868 und nicht ohne im Zusammenhang mit dem Erdbeben an der pazifischen Küste zu stehen, der Guapay einen Weg durch die dreißig oder vierzig Leguas breite Mauer hundertjähriger Wälder, um seine enorme Wassermasse mit den Fluten des bescheidenen Piray zu vereinigen. Das Territorium des Sirionenstammes erbebte unter dem jähen Einbruch. In beinahe gerader Linie ergoß sich der Guapay auf die Sehne des obenerwähnten hydrographischen Bogens, indem er auf diese Weise die Schifffahrt auf dem Piray der Stadt Santa Cruz um etwa 40 Leguas näher brachte und sich ihr als den ausschließlichen Wasserweg zum Mamoré anbot, mit dem in ihrem Norden gelegenen Biboſi zum Hafen, von welchem sie nur ein Fahrweg von 18 Leguas trennt.

Miguel Suarez Arana, ein für die Eröffnung neuer Handelswege nach dem Osten hin unermüdlich thätiger Mann, ohne daß diese Thätigkeit bis jetzt ersprießliche Resultate zu Tage gefördert hätte, denn sein jüngstes (1884) mit Unterstützung der Regierung ins Leben gerufenes Unternehmen, die Eröffnung einer Route von Gutierrez (Provinz Cordillera) durch das Izozo-Thal, das Territorium von Salinas und den mittleren Chaco an die Ufer des Paraguay, in den Regionen von Bahia Negra, wo zwischen dem 20. und 21.° s. Br. ein Hafen Pacheco (nach dem Namen des Präsidenten!) zu gründen ist, erfährt als völlig fruchtlose Verschwendung der öffentlichen Gelder, wobei nur er sich bereichere, harte Anfechtungen — es wird sich in der That auch so verhalten — M. S. Arana also, rüstete im Jahre 1872 im Beni eine aus Ruderbarken zusammengesetzte Expedition aus und fuhr die ruhigen, schweigsamen Gewässer des Mamoré aufwärts dem Süden zu. Am 14. September erreichte er den Punkt, wo ehedem der Piray in den Guapay einmündete.

Die Form, unter welcher sich nunmehr das alte Flußbett zeigte, war ohne Zweifel ein der Untersuchung würdiger Gegenstand, allein der Führer der Expedition konnte sich, wollte er von dem ursprünglichen Zwecke seiner Forschung nicht zu sehr abweichen, nur in sehr oberflächlicher Weise damit beschäftigen. Er beschränkte sich darauf, 9 (engl.) Mln. weit darin aufwärts zu fahren, und fand, daß es nichts mehr und nichts weniger als ein stehendes tiefes Wasser war, wie ein Teich, ohne Baumstrünke und Strömung, weit nach Osten sich erstreckend, mit grasbewachsenen hohen Ufern und noch die für einen leichten und sicheren Flußweg wünschbaren Bedingungen darbietend. Er glaubt außerdem, daß sein tiefes Bett die Wasser, welche die neue Flußrinne nicht zu fassen vermag und welche durch die ausgedehnten Wälder ihren Weg suchen, in sich aufnimmt, ebenso, daß er von den Durchsickerungen gespeist wird, die der neue Fluß da, wo er sich vom alten Bett abzweigt, an ihn abgibt.

Alsdann an die Spitze des rechten Winkels zurückgehend, den die beiden Flußbette bilden, schlug Arana mit seinen Barken direkt die Richtung nach dem Süden ein, durch die alte Mündung des Piray, der also von diesem Punkte an bis 40 Leguas weiter oben den Guapay in

Digitized by Google

sich faßt. Fünf Tage später langte er an der Einmündung an, die das Ziel seiner Erforschung war. Mit dem nach Süden gewendeten Gesicht sah er von der neuen Flußecke aus sich gegenüber den Piray, der direkt nach Süden in der Richtung von Santa Cruz seinen Lauf zeichnet, zu seiner Linken den neuen Guapay, welcher von Osten herfließt.

Die Expedition bestand aus 72 Individuen, teils Freiwilligen, teils Angeworbenen, die sich sämtlich damit einverstanden erklärten, in den noch unbekannten Lauf des neuen Guapay einzudringen. Die Ziele der Unternehmung von diesem Punkte weg waren vorgezeichnet: die Richtung und Tiefe des neuen Guapay festzustellen, flußaufwärts zu fahren, bis zu der Stelle, wo er sich von dem alten Bett trennt und den Flußlauf weiter zu verfolgen bis auf die Höhe von Biboſi, um auf den Pfad zu stoßen, den die Munizipalität von Santa Cruz seinerzeit von jener Ortschaft bis zum linken Ufer des Guapay anlegen ließ. Da man sich noch in der trockenen Jahreszeit befand, so durfte darauf geschlossen werden, daß wenn der Wasserstand der Flußfahrt günstig war und sich dem Rudern keine unübersteiglichen Hindernisse entgegensetzten, diese Route zu allen Zeiten benützt werden konnte.

Am 20. September traten um 6 Uhr Morgens die Bootsleute ihre Fahrt auf dem neuen und unbekannten Strom an und nachdem sie sich den ganzen Tag ohne besondere Hindernisse, obwohl mit der ihren unbehülflichen Barken eigenen Langsamkeit vorwärts bewegt hatten, lagerten sie die Nacht über an einer hohen pittoresken Uferbank. In 10 Stunden hatten sie 19 Flußwindungen durchfahren und im ganzen 23 e. Mln. zurückgelegt. Ein mit 500 Arrobas (12 1/2 Zentnern) beladenes kleines Boot ging 3 1/2 Fuß tief im Wasser.

So ruderten sie während fünf Tagen bei durchschnittlicher Tiefe von 1.5 m. und durchschnittlicher Breite von 60 m. Fahrgeschwindigkeit: 5 (?) e. Mln. per Stunde; vorherrschende Richtung: Südost; Gewässer: zu jeder Jahreszeit für Dampfer zugänglich. Die Ufer waren bald hoch und mit herrlichem Baumwuchs bedeckt, bald niedrig mit Ausblick auf mit Weidenbäumen besetzte Grasebenen. Recht häufig stieß man mitten im Strome auf Bäume, emporstehende Wurzelspitzen und Strünke, welche von der noch ganz frischen Entstehung des Flußbettes Zeugnis ablegen. Diese Ueberbleibsel wären leicht wegzuräumen. Anders verhält es sich mit zwei 2 Fuß hohen brandenden Stromschnellen, auf die man stieß. Um darüber hinauszukommen, war es nötig, die Barken mit Stricken über dieselben hinwegzuziehen. Gewisse erhärtete Sandkonglomerate verursachen in diesem wie in anderen Strömen der gleichen Region jene kleinen Stromstürze.

Am 25. September Abends befand sich das Fahrzeug des Führers, nachdem es die „Esperanza" getaufte Stromschnelle überwunden hatte, und als sich bei der Mannschaft schon Symptone von Ungeduld zeigten, weil die nach Biboſi führende Schneuse nicht zu entdecken war, in dem wie zu einem stillen See sich erweiternden Strome. Der die Ufer säumende Wald machte hier unabsehbaren, nach Nordost sich erstreckenden Weidegründen Platz, welche in der Ferne mit dem Horizont zusammenflossen.

Der Führer ging ans Land, um die Richtung ausfindig zu machen, von welcher der Fluß herkam. „Wie groß war nicht meine Ueberraschung", sagt Arana, „als ich entdecke, daß sich der Fluß in zwei Arme spaltet, von welchen jeder wieder in eine Anzahl von kleinen, über Sandkonglomerat den Weg sich bahnenden Wasserläufen zerfällt, welche mit größerer oder geringerer Schnelligkeit über 3 bis 6 Fuß hohe Fälle (cachuelas) herabschießen." Dieser „Tres cachuelas" genannte Punkt ist aber durchaus nicht die Stelle, wo sich der neue Fluß von dem Mutterlauf abzweigt.

Diese unerwartete und nicht zu überwindende Gestaltung des Flußlaufs brachte begreiflicherweise die Expedition hier zum Stillstand, so daß über den Rest des Oberlaufs des neuen Guapay und seine Richtung keine Daten erlangt werden konnten. Zwar wurden am folgenden Tage kleine Erforschungszüge organisiert, aber ohne viel Erfolg. Nur zu bald setzte ihnen die Natur unübersteigliche Schranken entgegen. Der Strom zerteilte sich in unzählige Wasserläufe, Sümpfe, Teiche und Wasserflächen zwischen waldbewachsenen oder mit hohem Gras bestandenen Ebenen, durch welche ein Durchmarsch nicht erzwungen werden konnte. Die Flotille fuhr nun von Tres Cachuelas wieder eine Meile weit flußabwärts und lagerte auf der linken Flußseite an einem „Higuerones" getauften Punkt, um das Resultat einer Landexpedition abzuwarten, die drei Tage vorher abgegangen war, um in östlicher und südöstlicher Richtung den Pfad von Biboſi aufzusuchen. Sie kehrte unverrichteter Dinge wieder zurück.

Aber die ihm durch die Karte, seine topographische Skizze des Flußlaufes u. s. w. gegebenen Anhaltspunkte schienen Arana zu einer zufriedenstellenden Gewißheit zu führen; den Strom in südöstlicher Richtung verfolgend, hatte er, rudernd, 126 Meilen zurückgelegt; er befand sich an einem Punkt 65° 10′ w. L. von Paris und 16° 13′ s. Br., also ganz auf der Höhe von Biboſi und Asubi, Ortschaften im Norden von Santa Cruz, von welchen die erstere auf unseren Karten figuriert. Möglicherweise trennte ihn nur ein wenige Stunden breiter Urwald von Biboſi. Spätere Forschungen scheinen diese Berechnungen bestätigt zu haben.

Die Thatsache aber bleibt, daß die enorme Abzweigung des Guapay ein hydrographisches Naturereignis ist, in welchem man für reiche und bevölkerte Gegenden des neuen Kontinents einen bedrohlichen Wink erblicken kann. Die Wiederholung ähnlicher Fälle in irgend einem Teile des neuen Kontinents würde tiefgehende Aenderungen in seiner Geographie zur Folge haben, und mehr als Erdbeben, die topographische Physiognomie so vieler ebener

Digitized by Google

und niedrig gelegener Gegenden, wie diejenigen der Region von Santa Cruz es sind, zu ändern imstande sein, Gegenden, die von noch viel mächtigeren Flüssen als der Guapay durchströmt werden.

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Die Bahamas-Inseln. In einem jüngsten amtlichen Bericht gibt der britische Gouverneur der Bahamas, Herr H. A. Blake, eine interessante allgemeine Schilderung dieser ausgedehnten Gruppe niedriger Inseln, welche sich teilweise auf die wissenschaftlichen Forschungen des englischen Naturforschers J. Gardiner gründet. Er sagt, die zahlreichen Inseln und Eilande, welche diese Gruppe bilden, liegen meist auf dem östlichen oder windwärtigen Rande der Bahamas-Banks und variieren an Umfang von Andros (100 e. Mln. lang und 20 bis 40 Mln. breit) bis auf bloße Felsen. Die Bänke bedecken einen Flächenraum von etwa 43,000 e. Qu.-Mln., von denen nur etwa 4400 über Wasser sind. Sie steigen sehr steil aus den Tiefen des Ozeans empor und wechseln von 500 Faden auf der West- bis zu 2000 Faden auf der Ostseite und werden von unterseeischen Schluchten von 800 bis 1000 Faden Tiefe eingeschnitten. Die Inseln sind gebildet von Korallensand und Muscheln, die sich in Fels verdichteten durch die Wirkung von Regenwasser, welches den Kalk von den oberen verwitterten Schichten auflöste und die unteren durch eingedrungenen kohlensauren Kalk band. Es gibt dreierlei verschiedene Bodenarten auf diesen Inseln: weißen, schwarzen und roten. Der weiße besteht aus kalkhaltigem Sand und einer gewissen Proportion organischer Stoffe und eignet sich bei Anwendung von Düngemitteln zum Anbau von Kartoffeln und anderen Nährgewächsen. Der schwarze Boden ist hauptsächlich vegetabilischer Humus und sehr fruchtbar; er kommt überall auf diesen Inseln vor, und zwar an manchen Stellen, den sogen. „Banana-Löchern", in einer ziemlichen Mächtigkeit. Der rote Boden ist der wichtigste und fruchtbarste von allen und gleicht in seiner Zusammensetzung genau demjenigen der Bermudas, da er eine große Menge Eisenoxyd enthält. Er kommt in kleineren oder größeren Flecken auf allen Inseln vor und bedeckt auf Eleuthera und Cat Island Tausende von Acres. Eine Schicht davon ist sogar unter einer überlagernden Schicht von solidem Fels gefunden worden. Der Ursprung dieser roten Erde ist nicht bekannt; es erscheint aber gewiß, daß dieselbe nicht von den umgebenden unterseeischen Bänken herrührt, denn man hat keinen ähnlichen Boden auf denselben oder mittelst Peilungen auf dem Grunde der umgebenden Tiefsee gefunden. Auf vier von den Inseln sind große Strecken von Nadelwaldung vorhanden, während auf den anderen das einheimische Bauholz längst niedergehauen worden ist. Mehrere Inseln der Gruppe, wie Watling's, Rum Cay, Concepcion, Samana, die Crooked Island-Gruppe, Mayaguana und Groß- und Klein-Inagua, sind von der Bank getrennt und steigen unmittelbar aus einer Tiefe von mehr als 2000 Faden auf, bilden also die flachen Gipfel von steilen unterseeischen Bergen, welche mehr als 12,000 F. hoch sind.

* Entdeckung zweier neuen Ströme in Neu-Guinea. Im Verlauf eines kurzen sechswöchentlichen Besuchs der Delta-Region des sogen. Aird-Flusses im jüngstvergangenen März und April machte der englische Geograph Theodor Bevan die wichtige Entdeckung zweier großen Ströme, welche in einer Entfernung von etwa 60 e. Mln. von einander aus den Hochländern des Innern herabkommen und in diesen Teil des Golfs von Papua münden. Die unternehmende kaufmännische Firma Burns, Philp u. Co. hatte Herrn Bevan einen gut ausgerüsteten Dampfer, die „Victory", zur Verfügung gestellt, mit welchem er am 15. März die Donnerstags-Insel verließ, den Aird hinauffuhr und einen großen schiffbaren Fluß, der in die Spitze des Delta einmündete und den man ungefähr 100 e. Mln. hinanfuhr und von dem aus man auch in zwei von seinen Nebenflüssen eindrang. Diesem Flusse gab er den Namen „Douglas." Der zweite Strom, welcher von Herrn Bevan den Namen „Jubilee" erhielt, wurde vom Bald Head erreicht und ungefähr ebenso weit befahren wie der Douglas. Da Herrn Bevan's Zeit jedoch beinahe abgelaufen war, mußte er umkehren, als er anscheinend gerade auf der Schwelle höchst wertvoller Entdeckungen stand, denn der Fluß war an jenem Punkte noch 300 m. breit, die Gegend, hügelig und malerisch, zeigte nach dem Inneren zu eine Bergkette hinter der anderen ansteigend und durch eine Reihe von hohen Berggipfeln in der blauen Ferne gekrönt. Herrn Bevan's Reise sollte nur ein vorläufiger Versuch sein und wird sich hoffentlich von Erfolg begleitet erweisen, sobald man ihm die Mittel bieten wird, seine Entdeckung weiter zu verfolgen.

* Breschen in der Wasserscheide der Andes des südlichen Chile. Schon vor einem Vierteljahrhundert hat Don Guillermo Cox auf seiner Reise nach den Quellen des Limay entdeckt, daß die Hauptkette der Andes in jenem Teil von Chile nicht die Wasserscheide zwischen den Strömen bilde, welche beziehungsweise nach dem Atlantischen und dem Stillen Ozean abfließen. Dies ist jüngst durch eine Expedition bestätigt worden, welche die chilenische Regierung nach jenen Breiten schickte, da diese Expedition bewiesen hat, daß gewisse Flüsse, welche sich in den Stillen Ozean ergießen, östlich von den Andes in einer Hochebene in der verhältnismäßig geringen Höhe von 1650 Fuß über dem Meeresspiegel entspringen. Diese Flüsse entquellen kleinen Seen und bahnen sich ihren Weg durch die Cordilleras in tiefen Schluchten. Während auf diese Weise der Limay, ein Nebenfluß des in den Atlantischen Ozean sich ergießenden Rio Negro, auf der Westseite

Digitized by Google

der Hauptkette entspringt, haben zahlreiche Ströme des Stillen Ozeans ihre Quellen auf der Ostseite. Ein anderer wichtiger Fluß, der Palena, welcher im Osten der Andes entspringt und in den Golf von Corcovado, dem Südende der Insel Chiloe gegenüber, ausmündet, ist neuerdings durch den Kapitän Serrano erforscht worden, der ihn in einem Boote bis zum 72.° w. L. von Gr. hinanfuhr. Der Palena erweist sich schon eine kurze Strecke von seiner Mündung an schiffbar und ist in seinem unteren Laufe eine halbe Meile breit. Diese Entdeckungen werden die politische Grenze zwischen Chile und der Argentinischen Republik beeinflussen, welche durch Vertrag als der Wasserscheide entlang liegend festgesetzt worden ist.

---

## Nekrolog.

### Lady Brassey's Tod.

Vor einigen Tagen traf in London ein Telegramm aus der Kapstadt ein, welches meldete, daß die unermüdliche Reisende auf der Fahrt von Port Darwin in Nordaustralien nach der Algoa-Bay in Südafrika am 14. September an Bord ihrer schönen Yacht „Sunbeam" gestorben und ihre Leiche, ihrem Wunsche gemäß, ins Meer versenkt worden sei. Lady Brassey hat in den jüngsten eilf Jahren mit ihrer Dampfyacht „Sunbeam" die Welt umsegelt und alle Meere durchkreuzt und ihre Reisen, auf denen sie von ihrer ganzen Familie und vom behaglichsten britischen Comfort und Luxus umgeben war, in verschiedenen von ihrer eigenen Hand illustrierten Büchern auf das anziehendste geschildert. Sie war nicht nur eine feine Beobachterin und hochgebildet, sondern sie besaß auch in hohem Grade die Gabe der lebendigsten reizendsten Schilderung, und dies hat ihren Büchern: „The Voyage of the ‚Sunbeam'," „The Roaring Forties" 2c. eine ungemeine Verbreitung gegeben, so weit nur die englische Zunge klingt, und ihre Bücher sind in die meisten Sprachen des zivilisierten Europa übersetzt worden und haben überall denselben beifälligen Erfolg gehabt und eine innige Teilnahme und Bewunderung für diese Dame von abenteuerlichem Sinne und großer Wißbegierde erweckt, welche, ihrem Drange, die Ferne zu sehen und fremde Länder kennen zu lernen, folgend, die ganze Welt durchreiste. Die Wissenschaft selbst ist allerdings vielleicht durch diese Reisen der Lady Brassey nicht bereichert worden, doch muß ihr jedenfalls das Verdienst vindiziert werden, durch ihre Bücher der gebildeten Welt ein höheres Interesse für Länder- und Völkerkunde eingeflößt und den Blick für die Ferne geweckt zu haben, und dies wollen wir in unserer materiellen Zeit nicht zu gering anschlagen. Außerdem aber hat sie auch ein litterarisches Verdienst: sie hat die Reisen von Vasco de Gama und Amerigo Vespucci für den Familienkreis bearbeitet, im anmutigsten Plauderton einer gebildeten Dame wieder erzählt und so auch für die ersten großen Seefahrer und Entdeckungsreisenden des 15. Jahrhunderts ein allgemeines Interesse zu erwecken gesucht. Am 1. Juli 1876 trat sie in ihrer Dampfyacht „Sunbeam" (Sonnenstrahl) ihre erste große Seereise an, und den größten Teil der seither verflossenen 11 Jahre brachte sie mit ihrem Gatten und ihren Kindern (das jüngste war damals beinahe noch ein Säugling) auf Seereisen zu, von denen sie sich dann je und je auf ihres Gatten prachtvollem Landsitze Normanhurst Court in Sussex ausruhte, wo sie die feinste und freigebigste Gastfreundschaft übte und die gewählteste Gesellschaft aus allen Lebens-, besonders aber aus Gelehrten- und Künstlerkreisen um sich versammelte und mit ihrem feinfühligen, echt weiblichen Wesen bezauberte.

Lady Brassey's letzte Reise galt der fernen Welt unserer Antipoden und war unverkennbar eine sehr genußreiche. Noch vor wenigen Monaten lag der „Sunbeam" im Hafen von Sydney, wo Lady Brassey in ihrer gewöhnlichen glänzenden Stimmung und blühenden Gesundheit sich der auszeichnendsten Aufnahme zu erfreuen hatte, alle Lustbarkeiten der antipodischen Hauptstadt heiter mitmachte und natürlich von allen Kreisen gefeiert und geehrt wurde. Sie hatte jedermann, der sie in Sydney kennen lernte, durch ihr gewinnendes Wesen und ihre geselligen Eigenschaften entzückt, und als die Yacht von den „Heads" auslief und die Heimreise antrat, hatte niemand an Bord eine Ahnung von dem tragischen Schicksal, welches diese Dame, den Mittelpunkt eines solch feinen Kreises, in der Vollkraft ihres Wesens und ihrer Gesundheit erreichen sollte. Der „Sunbeam" sollte für die Heimfahrt den Kurs dem sogen. Barrier-Reef (den großartigen Korallenbänken an der Nordostküste von Festland Australien) entlang, dann an der Südküste von Neu-Guinea und Nordaustralien entlang durch das Arafura-Meer und die Sunda-Straße nehmen. Er hatte die ziemlich gefährliche Fahrt nordwärts sicher zurückgelegt, war bei Kap York in die Torresstraße eingebogen und war sicher an Arnhem-Land vorüber und über die weite Mündung der Bucht von Carpentaria hinüber gefahren. Die Inseln, welche sich jenseit in langer Linie aufreihen, sind für Naturforscher und Botaniker von bezauberndem Interesse; es ist die Heimat der Paradiesvögel, der wundervollsten Blumen und Meeresmuscheln; aber die Atmosphäre ist beinahe an jeder Spitze und jedem Landungsplatz mit dem Gift des Sumpffiebers geschwängert, wie wir aus zahlreichen Reiseschilderungen wissen. Lady Brassey's abenteuerlicher Sinn war wohlbekannt; sie scheint manchmal versucht gewesen zu sein, diese herrlichen, bezaubernden aber tötlichen Küsten zu erforschen, und hat wahrscheinlich auf einem derartigen Ausfluge das tückische feine Miasma eingesogen. Wie lange sie unter dessen zerstörender Wirkung litt und wie sich überhaupt ihre letzte Krankheit entwickelte, ist vorerst noch nicht bekannt. Nur soviel ist aus den Telegrammen zu ersehen, daß der „Sunbeam" nach seinem Auslaufen

Digitized by Google

aus Port Darwin den nächsten Kurs nach Port Elizabeth an der Algoa-Bay in Südafrika nahm, um die Kranke aus der Region des glutatmenden Indischen Ozeans in ein milderes Klima zu bringen, das sie jedoch nicht mehr erreichte. Sie starb auf hoher See in der Kajüte ihres geliebten Fahrzeugs, an welchem ihr Herz wie an einer lieben Heimstätte hieng, und ihre irdischen Ueberreste wurden in den Schooß des Ozeans versenkt — es war die edelste und geeignetste Bestattung für diese Frau, welche mit allen Fasern ihres Wesens an dem großartigen unendlichen Meere hieng und für dessen Erhabenheit und Pracht das lebendigste, innigste Verständnis hatte, welches uns so oft aus ihren anziehenden und ergreifenden Schilderungen entgegentritt.

Lady Brassey war die älteste Tochter von Mr. John Allnut und verheiratete sich 1860 mit Thomas Brassey (dem nunmehrigen Lord), dem ältesten Sohne des älteren Mr. Thomas Brassey, welcher durch seine erfolgreichen Eisenbahnbauten in der ganzen Welt sich ein riesiges Vermögen erworben hatte und dessen „Leben" von dem verstorbenen Sir Arthur Helps in einem gediegenen Buche trefflich geschildert worden ist. Dieser hinterließ sein mehr als fürstliches Vermögen seinen drei Söhnen: Thomas, dem jetzigen Lord Brassey; Henry, welcher früher einen Bezirk von Kent im Hause der Gemeinen vertrat; und Albert, der nun Master of the Heythrop Hounds ist. Alle drei leben noch und sind in der glücklichen Lage, ohne irgend einen Beruf ihre großen Einkünfte verzehren zu können. Als Lady Brassey sich verheiratete, hatte sie noch keine größere Seereise gemacht. Auf welche Weise ihr die Lust dazu kam, ist nicht bekannt geworden; wohl aber weiß man, daß ihr Gatte ihr zu Liebe die reizendste, behaglichste und sicherste Dampfyacht erbauen ließ, welche vielleicht jemals in England vom Stapel gelaufen ist — ein schmuckes Fahrzeug, welches in allen Häfen die Bewunderung der Seeleute erregte. Diese weiten Seereisen waren aber nicht ohne Mühsale und Gefahren, wie wir aus den eigenen Schilderungen der verstorbenen Lady Brassey erfahren, und von denen sie schon zehn Tage nach ihrer ersten Einschiffung auf dem „Sunbeam" in der Nähe von Madeira einen Vorschmack erhielt. Trotz der sorgfältigen Bauart der Yacht kam es doch vor, daß dieselbe einmal eine Reise von vielen Tausend Meilen mit einem verfaulten Hintersteven zurücklegte, welches die Reisenden in die größte Gefahr hätte bringen können. Die Wirkungen von Sturm und Wetter, welchen Lady Brassey auf ihren vielen Reisen ausgesetzt war, haben sich aber auch an ihr nicht unbezeugt gelassen, denn im letzten Jahre soll ihre Gesundheit ziemlich erschüttert gewesen sein, obwohl sie sich das nicht gestehen wollte. Um ihren frühen Tod trauern nicht nur ihr Gatte und ihre vier Kinder, sondern noch ein großer Kreis von solchen, welche ihr näher gestanden waren und ihre Herzensgüte und Weiblichkeit ebenso zu schätzen gelernt hatten, wie ihren Geist, ihre Unternehmungslust und ihre anziehende Erzählungsgabe.

---

**Berichtigung.**

Auf Seite 820 erste Spalte Zeile 6 von oben soll es heißen „Richtung" anstatt Region; auch ist daselbst aus Versehen nicht erwähnt, daß die Oase des Jupiter Ammon früher auch von Herrn v. Minutoli und von Rohlfs besucht worden ist.

---


**Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

# Kongoland.

I. Theil. **Amtliche Berichte und Denkschriften über das Belgische Kongo-Unternehmen.**

II. Theil. **Unterguinea und Kongostaat** als Handels- und Wirthschaftsgebiet, nebst einer Liste der Factoreien bis zum Jahre 1887.

Von

**Dr. Pehuël-Loesche,**

Privatdozent für Erdkunde an der Universität Jena.

gr. 8. broch. Mk. 10.—.

Das Werk bringt Neues und Zuverlässiges über das Kongounternehmen und ist für Exportfirmen, wegen Angabe der Factoreien und der Aufschlüsse über die Handels- und Wirthschaftsverhältnisse des Kongostaates, unentbehrlich.

**Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

So eben erschien:

# Von Sansibar zum Tanganjika.

## Briefe aus Ostafrika

von

**Dr. Richard Böhm.**

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von

**Hermann Schalow.**

Mit einem Porträt und einer Karte. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Ostafrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm die zahlreichen Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung. Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen. Der Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, begleitete Paul Reichardt vier Jahre lang und wurde durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft.

**Antiquar-Katalog Nr. 13:**

**Reiselitteratur.**

**Touristik.**

**Städte-Ansichten.**

Gratis und franko zu verlangen vom

**Antiquariat Gilhofer & Ranschburg,**

**Wien, I,** Bognergasse 2.


---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

ZEITUNGS-LESEZIRKEL


# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

Nr. 45. Stuttgart, 7. November 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Ueber den Glauben der Jakuten im Gouvernement Jakutsk. Von M. v. Beguelin. S. 881. — 2. Unsere südwestafrikanischen Kolonien und Schutzgebiete. Von Dr. C. Hugo Hahn. (Schluß.) S. 887. — 3. Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 891. — 4. Spaziergänge in Zentralafrika. Von C. B. Herrmann. (Fortsetzung.) S. 894. — 5. Nekrolog. S. 899. — 6. Litteratur. S. 899. — 7. Notizen. S. 900.


## Ueber den Glauben der Jakuten im Gouvernement Jakutsk.

In den Mitteilungen der Ostsibirischen Abteilung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft, Jahrgang 1886, Heft 1 und 2, findet sich ein Aufsatz von Herrn A. Popow, Sekretär des Statistischen Komité's des Gouvernements Jakutsk, der höchst bemerkenswerte Nachrichten über den heidnischen Glauben und das Schamanentum der Jakuten enthält. Gerade derartige, auf Autopsie beruhende Arbeiten sind von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Ethnologie, da sie berufen sind, den in unseren ethnologischen Museen aufgezeichneten stummen Zeugen fremden Volkslebens die Zunge zu lösen.

Der Uebersetzer war bestrebt, das ihm vorliegende Material, ohne Rücksicht auf stilistische Durchbildung, möglichst treu zu überliefern. Einige Unklarheiten des stark sibirisch gefärbten russischen Textes konnten durch die Uebertragung nicht beseitigt werden.

* * *

Heutzutage ist das Schamanentum der Jakuten fast gänzlich ausgestorben; es ist in einen zum Teil aus schamanischer Lehre, zum Teil aus Ueberlieferung stammenden Aberglauben übergegangen. Die hier folgenden Aufzeichnungen scheinen sich ausschließlich auf die Jakuten des Gouvernements Jakutsk der vorchristlichen Zeit zu beziehen (die Jakuten wurden um 1780 getauft), und sind bei Schamanen und alten Jakuten gesammelt.

I. Bei den Jakuten existierte zum Teil und existiert noch heute an einigen Orten der Glaube an höhere Wesen, gute wie böse, welche auf der Erde, in 9 Himmeln und in der Unterwelt leben.

II. Sämtliche gute Geister heißen Ai oder Tangara, die bösen Abbasy.

Die guten Geister oder Tangara zerfallen in acht Rangklassen:

1. Art-tojen-aga, der Herrscher aller Geister, der Schöpfer des Weltalls, im 9. Himmel.

2. Jurün-ai-tojen, im 4. Himmel.

3. Nälbäi-ai-kübäi-hotun-ija, die Göttermutter.

4. Nalygyr-aisyt-hatun, die Göttin der Geburt.

5. An-alai-hatun, die Mutter der Erde und ihre Kinder Kräkä-zäräka. Sie leben auf der Erde.

6. Sättä-küre-žesagai-ai (7 Brüder): a) Sürdähtügä-tojen, der Gott des Donners. b) An-džasyn, der Gott des Lichtes und des Blitzes. c) Tanhasyt-džilgahan, der Gott des Schicksals. d) Ilbis-han, der Gott des Krieges. e) Orda-džagyl, der Bote des göttlichen Zorns. f) Han-eshit, ežen-ai, der Bote der göttlichen Wohlthaten. g) Sünhan-sünkän-eräli — homporun-hotai-ai, der Gott der Vögel. Seine Incarnation ist der Adler.

7. Manhal-tojen und seine Frau Usun-kujar-hoton, die Gottheiten des Viehs. Sie leben auf der Erde. Endlich:

8. a) Bajanai (die Götter aller Erwerbszweige, sieben Brüder). b) Al-not-esä-iččilära (die Götter des Feuers, sieben Brüder). c) Baran-batyr (der Gott jedes Herdes, jeder Jurte). d) Bosol-tojen und Bomča-hotun, Götter, welche die Erlangung göttlicher Wohlthaten (Glück) verhindern. e) Eläs-Batyr, der Beschützer von Hof und Feld.

Die bösen Geister, Abbasy, zerfallen in 16 Rangklassen. Neun von ihnen wohnen im 1. und 2. Himmel



Digitized by Google

und zum Teil in den Wolken, sieben in der Unterwelt. Sie besuchen die Erde in Gestalt von Irrlichtern, Wirbelwinden, Vögeln, Schlangen u. s. w. Nur einige besonders hervorragende unter ihnen können die Erde nicht besuchen. Ihre Herkunft ist unbekannt, und ihre Zahl ungeheuer.

Abbasy-aimaga, böse Geister:

A) Der Schöpfer der himmlischen bösen Geister, Ulutujar-ulu-tojen und sein Weib Bus-džalkyja-hotun; ihre Kinder sind die Häupter von neun Stämmen:

1. Mägnäh-bägijar-bägi-sorun-tojen. In diesem Stamme sind die Pferde schwarz, mit Bläße. Hornvieh gibt es bei den Himmlischen nicht.

2. Otta-hara-oras-sary. In diesem Stamme sind die Pferde schwarzbraun.

3. Suturo-čogur-tojen und sein Weib Cekä-čuran-hotun. Ein wilder Stamm, die Pferde sind braun getigert.

4. Keke-burai-tojen und sein Weib Mus-salyznäi-hotun. Ihre Pferde sind blauscheckig.

5. Kyra-hana-tojen. Die Anstifter des Mordes.

6. Sülä-han-tojen. Ihre Pferde sind mißgestaltet.

7. Džadaga-burai-tojen und sein Weib Kidärgi-badäi-hotun. Ihre Kinder sind dürr und mißgestaltet. Sie kommen auf die Erde und saugen das Vieh aus. Das Vieh magert ab und fällt.

8. Zabagan-buroi-tojen, sein Weib Bus-talai-hotun.

9. Begčeger-nerüktäi-tojen, sein Weib An-džalkyja-hotun.

B) Der Schöpfer der unterirdischen Geister, der Bewohner von Ken-kebäli-hotun (Name der Unterwelt): Arsan-dolai-tojen, sein Weib Bor-sigidi-hotun und ihre Kinder, die Häupter von sieben Stämmen.

1. Ygyranar-lo-han-tojen, sein Weib Ynčyktyr-mung-synalykai-hotun.

2. Zulurga-hara-tojen und sein Weib Zügkuju-han-hotun.

3. Hagdan-burai-tojen und sein Weib Mus-salizäi.

4. Bordah-mollei-tojen und sein Weib Mylahai.

5. Dagoa-burai-tojen.

III. Die Anrufung der Götter findet ganz selten, in Ausnahmefällen, statt, z. B.:

A) Zur Zeit von Festlichkeiten, welche von den Reichen veranstaltet werden, ysyäh. Hierbei wird auf einem geeigneten Platze ein sogen. Dalbar-čačir-ding-tüsülgä veranstaltet. Zu diesem Zwecke werden drei Pfähle von mehr oder weniger sauberer Arbeit vertikal aufgerichtet und durch ein Gitter verbunden; an jeden dieser Pfähle befestigt man eine junge Birke (das ysyäh findet stets im Mai oder Juni statt), umwindet dieselbe mit einem Strick aus Roßhaaren, mit Quästchen aus weißem Roßhaar, geblümtem Zeuge und Nachbildungen von Kalbsnasenriemen aus Birkenrinde. An die Pfähle wird ein Ledergefäß, „siri-isit", welches bis zu 30 Eimern faßt, gestellt, mit Stricken an die Querstange des Gitters befestigt und mit Kumys gefüllt. Hier werden auch mit Fett beschmierte Holzschüsseln von einem Volumen von drei Eimern hingestellt, welche mit einem Stricke mit Bündelchen von weißen Pferdehaaren umbunden werden. Nach Beendigung dieser Vorkehrungen versammelt sich das Volk auf dem Platze, das Antlitz dem Osten (Dalbar-čačir) zugekehrt. Alsdann füllen die Gastgeber neun Schalen mit Kumys und Butter und reichen dieselben neun jungen Leuten, welche sich, nach Osten gewandt, in Reih' und Glied auf das linke Knie niederlassen, während sie die Schalen auf das rechte stellen. Darauf tritt einer der Aelteren mit einer flachen, mit einer weißen Mähne behangenen und mit drei Rinnen versehenen hölzernen Schöpfkelle an die Schalen heran, sagt vor jeder derselben die Namen der Götter nach ihrem Range her und schüttet den Kumys nach Osten gerichtet aus, wobei jedesmal urui gerufen wird. Darauf werden die Schalen den Angesehenen unter den Gästen vorgesetzt und das Gelage beginnt.

B) Bei der Niederkunft wird die Nalygyr-aisyt-hotun angerufen. Ist das Neugeborene männlichen Geschlechts, so wird drei Tage nach der Geburt ein Fest veranstaltet — im Sommer auf freiem Felde, im Winter in der Jurte. Man gräbt eine kleine Vertiefung aus und errichtet über derselben aus Holzspänen eine kleine Urasá (kegelförmige Sommerjurte), bedeckt dieselbe mit gemusterter ausgeschnittener Birkenrinde und fertigt noch folgende Nachbildungen aus Birkenrinde an: das Ledergefäß, siri-isit, und drei Reitpferde mit Sattelsäcken, welche an die Pfählchen neben der urasá festgebunden werden. Ringsum lassen sich, mit den besten Kleidern und Fellmützen angethan, die Weiber und die Wöchnerin nieder und legen Feuer in die urasá. Sobald die Flamme auflodert, gießt man geschmolzene Butter hinzu, während ein Jüngling einen Pfeil auf die Brandstätte abschießt, worauf er sofort seinen kleinen Bogen zerbricht und ins Feuer wirft. Dabei beginnen die ringsum Sitzenden laut zu lachen, ohne jedoch zu reden, während sie die Hände bald dem Feuer entgegenstrecken, bald an das mit Butter eingeriebene Antlitz legen. Das Gelächter dauert ununterbrochen, bis das durch Butter genährte Feuer vollständig erloschen ist (reichlich drei Stunden lang). Hierbei verfallen einige in hysterische Krämpfe und fahren fort zu lachen, was als ein gutes, den Teilnehmerinnen Fruchtbarkeit zusicherndes Omen gilt. Hernach wird in die erwähnte kleine Grube die Nachgeburt gelegt und fest mit Erde zugeschüttet, während man dazu die Worte „nalygyr-aisyt-hotun" — „Verlasse uns in Zukunft nicht" gesprochen werden. Ist das Neugeborene hingegen weiblichen Geschlechts, so wird die Feier der Aisyt zwei Nächte nach der Geburt, ohne Gelächter, durch ein bloses Mahl begangen. Bei diesen Festen werden vor der Bewirtung des Volkes Stückchen von dem Fleische der dazu geschlachteten Tiere, sowie je ein Löffel von allen Speisen und Getränken ins Feuer gethan, wobei die Götter des Feuers, sowie die Aisyt angerufen werden. An einigen Orten besteht dieser Brauch bis auf den heutigen Tag.

Digitized by Google

C) Bei den Hochzeitszeremonien wird der Segen sämtlicher Götter angefleht.

Sonstige Opfer werden den Göttern nicht dargebracht.

Es gibt keinerlei Gegenstände, die den himmlischen Geistern geweiht wären. Zu gewöhnlicher Zeit ehrt man die Götter durch Gebete, aber sehr selten, und jeder thut es auf seine Weise, auch durch besondere Gesänge, „Agys-ai-kärditä", genannt.

Tritt irgendwo eine schwere Krankheit oder Viehseuche auf, so wenden sich die Schamanen an die bösen Geister, welche jene verschuldet haben. Jeder böse Geist kann Krankheit hervorrufen, doch geschieht dies stets infolge einer bestimmten, wenn auch noch so geringfügigen, Veranlassung. Es kann z. B. das Vieh des Erkrankten von gleicher Farbe sein, wie das des betreffenden bösen Geistes, oder der Erkrankte mag den bösen Geist, während derselbe die Gestalt irgend eines Tieres angenommen hatte, gekränkt haben oder er mag auf einem vom bösen Geist gewählten Wege wandern oder auf demselben sein Nachtlager aufschlagen. Die verschiedenen Arten der Krankheiten werden auf Geister verschiedener Klassen zurückgeführt: die eine Klasse bewirkt Irrsinn, die andere Krüppelhaftigkeit, die dritte Blindheit u. s. w. Der Schamane ist der Vermittler zwischen dem bösen Geiste und dem Menschen. Er wendet sich nicht an die Götter und bittet dieselben nicht um ihren Beistand, sondern den bösen Geist selbst sucht er durch Geschenke zu begütigen und zu hintergehen. So z. B. erzählt der Schamane dem bösen Geiste, der Kranke besitze weder Vieh noch sonstiges Vermögen, sei gänzlich verwaist, nur ein Häuflein Erde besitze er, und auch dieses habe er aus Verehrung für ihn (den bösen Geist) verpfänden müssen, um die erforderlichen Geschenke für den Loskauf seiner von dem bösen Geist geraubten Seele (kut) erlangen zu können. Zu solchen Geschenken werden Vierfüßler, Vögel, Reptilien u. a. m. verwendet. Das Opferritual ist je nach der Klasse der bösen Geister verschieden. Und man kann sich vorstellen, wie groß die Verschiedenheit ist, wenn man bedenkt, daß jeder Geist und jeder Schamane seine besonderen Liebhabereien hat. Menschenopfer finden nie statt. Erweisen sich die geforderten Opfer als zu kostspielig, so werden die Opfergegenstände durch Nachbildungen aus Holz ersetzt, die, mit Blut beschmiert, entweder verbrannt oder auf Kurganen aufbewahrt werden. Das Opfervieh wird am Leben gelassen, kann sogar benutzt werden, Pferde aber dürfen nicht zum Reiten benutzt, nicht geschoren, gemolken oder geschlachtet werden, während die Nutznießung des Zugviehs nicht untersagt ist. Wird das Hornvieh geschlachtet, so wird das ganze Fell mit den Hufen daran an einen Baum gehängt und das Fleisch gewisser Teile an Ort und Stelle sofort verzehrt. Nur der Schamane darf ein Stück Fleisch für sich zurückbehalten, den Uebrigen ist dies verboten.

Das Schamanieren findet gewöhnlich Abends, beim bleichen Schein des Herdfeuers statt, während sämtliche Fenster der Jurte geschlossen sind. Der Schamane nimmt auf einem Tierfell vor dem Feuer Platz und besingt, leise die Trommel rührend, unter Beschwörungen alle Geister und seine eigene Herkunft. Darauf citiert er seine unzertrennlichen Gehülfen, die Besieger des bösen Geistes:

1. Besčeger-habyka-kältägäi Käläni-aty r-harabanga,

2. Atyr-barganča-dohsun-dorgončo und

3. Kyra-Kystai. Alsdann teilt er mit, daß die herbeigerufenen Geister in ihn gefahren seien, und schildert, wie dieselben durch den unerwarteten Ruf aus ihrer Ruhe aufgestört sind. Darnach bereitet er ein Getränk aus Milch und Butter, trinkt selbst davon und reicht es den Anwesenden hin. Endlich zieht er seinen mit eisernen Schellen und Figuren geschmückten Pelz an, erhebt sich und beginnt zu tanzen, indem er darstellt, wie er sich nach der Behausung des bösen Geistes begibt, der die Krankheit verursacht hat. So tanzt und singt er die ganze Nacht hindurch, bis zum Sonnenaufgange.

4. Das Feuer gilt als Verkörperung der Persönlichkeiten der Götter.

5. Die Gottheiten des Gal-uot-esä genannten Feuers sind sieben Brüder: Byrža-bytyk, Kyryl-tüsümär, Kündülčagan, Kürä-čagan, Han-čagan, Hatan-soduja, Ylgyn-erbija. Schilderungen von ihnen sind nicht bekannt. Sie gehen aus den himmlischen Geistern hervor. Bei allen festlichen Gelegenheiten werden ihnen Opfer gebracht, indem von den Speisen und Getränken etwas in das Feuer geschüttet wird, wobei der Name der Gottheit angerufen und die Bitte um gnädige Aufnahme ausgesprochen wird.

6. Die Gottheiten der Jurten u. s. w., welche in acht Klassen zerfallen. Außerdem hat jeder Stamm oder Zweig einer Familie eine der Gottheiten zum besonderen Beschützer. Derselbe ist in irgend einem Tier verkörpert und dieses Tier wird dann in dem Stamm oder der Familie besonders verehrt.

7. Die Geister des Feuers erscheinen im Traum in Gestalt kleiner hagerer Greise mit weißem Bart und gelbem Rock, auf dem Herde liegend.

8. Feuer erzeugt man, indem man trockenes Birkenholz auf verschiedene Weise gegen einen Riemen oder Strick reibt. Keine besonderen Zeremonien.

9. Diese Art der Feuergewinnung findet nur bei Epidemien und Viehseuchen statt.

10. Von wem die Jakuten dies lernten, ist nicht bekannt.

11. Der besondere Schutzgeist des Feuerstahls und -Steins ist der Großvater Ulu-horo. Bei einfachem Feuerschlagen wird nicht gesprochen, beim Feuerschlagen zur Heilung einer besonderen Art Ausschlag (Milchschorf der Kinder) werden die Namen der Gottheiten des Feuers angerufen und dabei gesprochen: ich bin ein Nachkomme Ulu-horo's.

12. Durch Feuer werden gereinigt: a) Gebäude, welche

Digitized by Google

von bösen Geistern heimgesucht sind. Man geht dann mit angezündeten Holzspänen von Bäumen, die der Blitz gespalten hat, umher und sagt dabei: „Ich reinige durch Feuer." b) Bei Epidemien und Viehseuchen müssen unbekannte Gäste und fremdes Vieh über Kohlen treten, ohne daß sie selbst es wissen, um so gereinigt zu werden.

13. Die Gebräuche beim Umgang mit dem Feuer: 1. Feuer darf man aus guten glücklichen Jurten entnehmen. 2. Feuer kann man mit reinem Wasser löschen. 3. Im Umgang mit dem Feuer muß man Reinlichkeit beobachten. 4. Frauen dürfen kein Feuer tragen: während der Menstruation und nach der Entbindung bis mindestens bis zur Feier der Aisyt (drei Tage lang). Dasselbe Verbot gilt für ihre Kinder. Frauen dürfen sich nie in Lauge von der Herdasche des Schwiegervaters oder Schwagers waschen und dürfen diese Herde nie von der vorderen oder Heizungsseite überschreiten.

14. Dem Feuer werden keine Gegenstände geweiht.

15. Vom Blitz erschlagene Menschen begräbt man, das Vieh ißt man ohne besondere Zeremonien.

16. Die Mutter der Erde ist An-alai-hotun. Sie ist Schützerin des Aufwachsens, aber nicht der Geburt. Die Pflanzen grünen durch den Hauch ihrer Kinder Eräkäžäräkä. Diese Gottheiten wohnen auf der Erde, in alten schönen Bäumen, die an verborgenen Stellen bei großen Seen auf Kurganen wachsen. Daher gilt es für sündhaft, solche einzeln stehende Bäume zu fällen oder am natürlichen Aussehen großer Seen und schöner Hügel etwas zu ändern. (Dieser Aberglaube hat sich zum Teil als Hindernis für die Ausbreitung der Kultur gezeigt, denn früher hielten die Jakuten es für Sünde, Seen abzulassen und das Land zu beackern; heutzutage existiert dieses Vorurteil nicht mehr.) Die Verehrung dieser Götter geschieht in folgender Weise: a) im Frühling, bei Bereitung des ersten Kumys, ziehen die Familien oder Nachbarn zur Zeit der Baumblüte zu einem großen alten Baum (vorzugsweise einer Birke), der an einem Hauptwege oder auf einer Landzunge oder auf einem Kurgan steht und breiten unter ihm ein Mahl aus Fleisch, Kumys, saurer Milch und Butter aus. Der bei diesem Stehende, mit dem Gesicht nach Osten und dem Baume zu, ruft die Gottheit der Erde an, bittet sie gnädig zu sein und bespritzt den Baum mit Kumys und Milch. Dann werden der Baum und seine Zweige mit einer Schnur aus Pferdehaar umwunden, auf welcher Pferdehaarpuscheln, bunte Lappen und Miniatur-Kälberriemen aus Birkenrinde aufgereiht sind. Zuweilen tanzen sie hierauf unter Gesängen, in denen die geheimnisvolle Schöpferkraft der Natur gepriesen wird. b) Die benachbarten Jakuten kommen zusammen, laden einen Schamanen ein und lassen ihn die Gottheit der Erde preisen und anbeten. Hierbei werden Pelz und Tamburin des Schamanen nicht benutzt; er singt ohne sein Kostüm. c) In der Verehrung alter Bäume, großer schöner Seen und der bei ihnen befindlichen, durch Größe und Schönheit bemerkenswerten Kurgane oder Landzungen, d. h. bei einem großen oder schönen See darf man einen alten Baum nicht abhauen, nicht unter ihm schlafen, um ihn nicht zu verunreinigen, keine Schimpf- und Schmähworte ausstoßen, den See nicht mit seinem Namen, sondern Ebä (Großmutter) nennen, auf Kurganen und Landzungen keine Gebäude errichten und dort nicht schlafen. Große Bäume, Kurgane und Landzungen werden von guten und bösen Geistern bewohnt, dies sind überhaupt die Lieblingsplätze der Geister.

17. Gottheiten besonderer Gegenden gibt es nicht. Einzelne Orte werden aus anderen Gründen verehrt, z. B. wenn dort Grabhügel von Schamanen sind u. s. w.

18. Als gewöhnliche Lebensdauer des Menschen gelten 70 Jahre. Die Seele eines früher Verstorbenen wird von irgend einem bösen Geist entführt, der in den Körper fährt und auf der Erde unter dem Namen des Verstorbenen umherirrt. Solche Geister heißen Jer (Inkarnation böser Geister) und beschützen irgend einen Ort, der dem Verstorbenen besonders lieb war.

19. Im Wasser wohnen böse Geister — die kleineren beständig, andere böse Geister aller Arten zeitweise.

20. Sind in einem Gewässer böse Geister, so ertrinken die Menschen darin.

21. Die Jakuten, welche im Innern des Landes wohnen, haben keine Vorstellung vom Meere, weshalb auch das entsprechende Wort im Jakutischen fehlt, obgleich der Ozean unter dem Namen Bajagal bekannt ist.

22. Im Wasser lebt auch ein Tier von fabelhaftem Aussehen, der U-ogusa (Seestier). Durch seine Bewegungen entstanden früher, als die großen Seen noch gefroren waren, an einzelnen Stellen die großen Eisrisse, d. h. von einem Ufer zum andern barst das Eis in gerader Linie bis zu 1 ½ Aršin Länge. Die Existenz des Seestiers war nur hieraus zu erkennen.

23. Die Winde werden von den Gottheiten erzeugt, die starken, schädlichen von den bösen, die schwachen von den Erdgeistern.

24. Sonne und Mond galten als Götter. Von einer früheren Anbetung existiert keine Ueberlieferung. Besondere Idole fehlen.

25. Sulus heißt Stern, čolbon Wetterleuchten, oroi-sulus Nordstern; das Siebengestirn aragas-sulus, der große Bär Jurgäl.

26. Kustuk ist der Regenbogen.

27. Das Feuer al-uot, die Sonne olomai-kün, der Mond tärgänij.

28. a) Kulun-tutar (Füllen einfangen),[1] März. b) Bus-ustar (Eisgang), April. c) Bäs-yja (Fichten-Monat), Mai. d) Yem-yja (Roggenlager der Fische), Juni. e) Ot-yja (Gras-Monat), Juli. f) Atyryžah-yja (Heugabel-Monat),

[1] Nach Böhtlingk's Jakut.-deutschem Wörterbuch der Monat, da man die Füllen am Tage einfängt und nicht zu den Stuten läßt, damit diese gemolken werden können.

Digitized by Google

August. g) Balaganga-kipäh (in die Winter-Jurte ziehen), September. h) Alynni (sechster), Oktober. i) Säginni (siebenter), November. k) Ahsynni (achter), Dezember. l) Tohsunnü (neunter), Januar, und m) Olunnü (zehnter), Februar. Kysyn, Winter. Sain, Sommer. Küsün, Herbst. Sas, Frühling. Die Wochentage werden im Jakutischen nicht bezeichnet.

29. Die Hauptgottheit der Wälder, sowie des Jagd- und Fischerei-Gewerbes, ist Bai-bajanai. Er ist der Herr der Wälder. Sein Idol war das Bild eines Greises in Kleidung aus weißem Hasenfell, die Wangen mit Blut bestrichen. Besondere Opfer wurden ihm nicht gebracht, dagegen wurden Stückchen von der Beute ins Feuer geworfen, wobei sein und seiner Brüder Namen angerufen wurden. Die Namen sind: a) Bai-bajanai-barylah-ogonner, der Hauptgott. b) Kuralai-bergän. c) Kuragači-sürük. d) Tygabytyrys. e) Happah-segelen. f) Dobun-sohhor und g) Sožan-erkip. Sie alle sind mildthätig, mit Ausnahme der beiden letzten, welche stets das Erlangen der Beute verhindern.

Andere Waldgötter gibt es in der schamanischen Dämonologie nicht. Doch hat sich der Glaube an die Genannten bis heute erhalten.

30. Die Liebe hat keinen besonderen Beschützer. Gottheit der Fruchtbarkeit ist Nalygyr-aisyt-hotun.

31. Träume entstehen nach Meinung der Jakuten dadurch, daß die Seele des Menschen (Kut) umherwandert, während der Körper schläft.

32. (Eine Anzahl Vokabeln.)

33. Die Verehrung der Tiere erklärt sich durch die früher erörterten Ursachen. Von den Tieren haben nur die Vögel einen König: den Adler. Da Schlangen bei den Jakuten nicht vorkommen, fehlen alle Erzählungen von ihnen.

34. Die menschliche Seele (Kut) kann den Körper während des Schlafes oder einer Ohnmacht auf einige Zeit verlassen. Bei gewissen Krankheiten wird sie vom bösen Geist gewaltsam entfernt.

35. Während ihrer Trennung vom Körper hat die Seele das Aussehen eines kleinen Insekts.

36. Die seltsamen Träume besonders zur Zeit der nächtlichen Pollutionen erklären die Jakuten als Versuchungen des Teufels, der beiden Geschlechtern die Fortpflanzungsfähigkeit raubt, den Männern außerdem noch die Fähigkeit zum Beischlaf; die Frauen werden wohl schwanger, aber das Kind ist meist verkrüppelt und der Stamm erlischt. Die gewöhnlichen Träume werden so erklärt, daß sie ihr Gegenteil bedeuten, Freude bedeutet Kummer, Angenehmes — Unangenehmes u. s. w.

37. Eine schwere oder langwierige Krankheit ist durch den Zorn böser Geister hervorgerufen. Bei leichten Krankheiten werden Arzneien aus Wurzeln und Kräutern gebraucht.

Während der Krankheit wird die Seele des Menschen vom bösen Geist entführt und gefangen gehalten.

38. Wenn der Schamane die menschliche Seele beim bösen Geist auslöst, so läßt dieser sich zur Erde herab und gibt sie frei. Sie kehrt durch den Scheitel in den Körper zurück.

39. Der Tod erfolgt a) infolge des Alters, wenn der Mensch siebzig Jahre alt geworden ist. Die schuldlose Seele verläßt den Körper und geht in eine neue Gestalt über, nach dem Willen Art-tojen's. Zilga-hap bestimmt ihr Schicksal auf Erden, Nalygyr-aisyt bringt sie zur Erde herab; b) wegen schwerer Krankheiten verschiedener Art. Dann geht die vom Teufel herausgebrachte und gefangen gehaltene Seele in die freie, himmlische Weite zu einer neuen Inkarnation; hatte aber der oder die Verstorbene sich bis zum letzten Tage in Familie und Oeffentlichkeit höchster Achtung erfreut, dann inkarniert sich der böse Geist in ihm und irrt als Jer auf der Erde umher, dort dieselbe schwere Krankheit verursachend, an der die Person gestorben war. Hieraus ist ersichtlich, wie zahlreich diese Jere sein mußten. In der That soll in früheren Zeiten jede Familie mehrere Jere gehabt haben. Die Jere werden nicht geliebt und nicht verehrt, einige aber ganz außerordentlich gefürchtet, was hin und wieder zu einer Art Verehrung führt. So konnte im Nomadenlager Baturus das ganze Lager den Namen Sygalabyt nicht ohne Schrecken aussprechen u. s. w. Endlich c) sterben Kinder, weil sie die Nähe des bösen Geistes nicht aushalten können. Ihre Seele fliegt in Gestalt von Vögelchen zum Himmel und muß sich dort nach dem Willen Gottes aufs neue verkörpern.

40. Die menschliche Seele bleibt nach dem Tode bis zum Begräbnis im Körper.

41. Dem Wahrsager ist es möglich, die menschliche Seele zu hören und zu sehen.

42. Die Seelen der Menschen hinterlassen auf der Erde bei ihren Bewegungen keine Spuren. Die eigentliche Seele verursacht kein Geräusch. Die Jere dagegen lärmen und singen wie Menschen. Vor der Empfängnis spielen die Seelen der Kinder zuweilen in der Asche des Kamins.

43. Die Seelen empfinden keinen Schmerz.

44. Die Seelen der Menschen sind sehr gut, sie lieben Verwandte und Fremde, ebenso ihr Heimatland. Die Jere dagegen sind allen feindlich gesinnt.

45. Die Seele ist unsterblich und kann sich mehrmals verkörpern.

46. Die Seele eines Menschen, der seine Familie und seine Heimat sehr liebte, kann bis zur Inkarnation die Erde besuchen und verwandelt sich in ein unschuldiges Vögelchen.

47. Die menschlichen Seelen sind immer schuldlos, Bis zur neuen Inkarnation führen sie im Himmelsraum ein sorgloses Leben, gleich Schmetterlingen. Sie haben von Gott weder Belohnung für das Gute, noch Strafe für das Böse zu erwarten, nur daß die guten Seelen



Digitized by Google

schneller wieder zu einer Inkarnation gelangen. Das Böse auf der Erde geschieht ohne Mithülfe der Seele, allein durch den Teufel, der sich an ihre Stelle setzt. Die Seele strebt dem Bösen entgegen, allein der Teufel ist stärker als sie.

48. In einigen seltenen Fällen gelangten träumende Menschen in den Himmelsraum, wo die Verstorbenen und noch nicht wieder Inkarnierten weilen. Das ist ein alter Glaube — heutzutage gehen schamanische und christliche Anschauungen durcheinander.

49. Die Seelen Verstorbener sind den Menschen weder nützlich noch schädlich.

50. Die Seele als geistiges, gutes Wesen heißt im Jakutischen Kut.

51. An sich sind die Seelen harmlos, aber der böse Geist, welcher die Seele bei der Krankheit entfernt und sich nach dem Tode an ihre Stelle setzt, verursacht das Uebel. An die Stelle der Kinderseele setzt er sich nicht.

Die Schamanen treiben die Jere aus den Jurten, oder jagen sie zu der Art böser Geister zurück, aus welcher sie hervorgegangen, oder bannen sie in die Höhlung eines Baumes oder ein Geflecht aus jungen Birkenzweigen mit allen ihnen wohlgefälligen Gaben und halten sie dort fest.

52. Auf den Totenhügeln finden keinerlei Feierlichkeiten oder Anrufungen statt.

53. Idole kommen nicht mehr vor. Früher gab es Idole „Bajanai“. Heutzutage findet sich höchstens bei dem einen oder andern ganz im geheimen ein verschlossener Jer.

54. Metallene Idole gab es auch früher nicht. Die Holzidole hatten Menschengestalt.

55. Farben wurden nicht gebraucht, außer Blut, als Material nur Leder, welches nicht ausgenäht sein durfte.

56. Das Idol Bajanai wurde in der Vorderecke der Jurte auf einem Wandbrett aufbewahrt, die Jere dagegen in der Nordecke. Auf den Bergen und Kurganen fanden die unter 3d genannten Gegenstände ihre Stätte.

57. Wassergötter gab es nicht.

58. Die Schamanen hatten keine besonderen Idole, obgleich jeder Schaman einen eigenen Beschützer hat.

59. Arten der Wahrsagung: a) durch Werfen flacher Schüsseln in die Luft. Fallen diese so herab, daß sie sich umkehren, so bedeutet dies Unglück, andernfalls Glück. Man nennt dies Teräh. b) Durch Fausthandschuhe. c) Mit Fischen. Fallen viele Fische ins Netz, so wählt man sieben große Karauschen aus und wirft sie für die sieben Bajanai in die Luft. Je nachdem die Mehrzahl mit dem Kopf nach dem Ufer zu oder nach dem Wasser zu fällt, bedeutet das guten oder schlechten Fang.

60. Schamane, ojun, die Schamanin udagan.

61. In der Mehrzahl der Fälle wird das Schamanentum ererbt, selten bei anderen Gelegenheiten erlangt; bei letzteren auf Wunsch des bösen Geistes.

62. Früher gab es schwarze und weiße Schamanen. Die Seele des schwarzen Schamanen wurde von einem bösen Geist irgend einer Art geraubt und erzogen, und blieb dann das ganze Leben lang unter seinem Schutz. Die weißen wurden ebenfalls von einer Gottheit der sechs Rangklassen aufgezogen.

63. Wer der erste Schamane war, ist nicht bekannt. Hierüber gibt es keine Ueberlieferung.

64. Besondere Vorbereitungen zum Schamanentum gibt es nicht. In früheren Zeiten begannen Schamane und Schamanin damit, hartnäckig besessen zu sein (irän). Dies war ein Zeichen, daß ihr Kut vom Teufel geraubt war. Dann unterrichtete sie ein Schamane und bereitete sie zur Aufnahme in den Stand vor.

65. Das Kostüm der Schamanen: a) ein enger, über das Knie fallender Kaftan von Kalbfell, die Haare nach innen, ohne Unterzeug, direkt auf den Körper gezogen. Am unteren Rande bandartig aufgenäht dichte Hauttroddeln, die bis zum Fuß herabfallen. Auf den Kaftan sind Bilder aus Eisen genäht: auf der Brust Sonne, Mond und Menschen, auf dem Rücken eine kreisrunde Platte mit rundem Ausschnitt in der Mitte, die Planetenbahn darstellend, und auf den Aermeln Schwäne und Gänse. Außerdem ist der ganze Kaftan mit eisernen Glöckchen und Behängen besetzt. Die Bilder des Schwans und der Gans sollen bedeuten, daß der Schamane fliegen kann, wie diese Vögel. Sonne, Mond und Mensch zeigen an, daß der Schamane ein Bewohner der mittleren Welt ist. b) Eine besondere Mütze und besonderen Rock hat der Schamane nicht. c) Tamburine in beliebiger Zahl. Sie bestehen aus Fell, welches über einen Reifen gespannt ist. Die Klöppel sind von Holz und ebenfalls mit Fell bezogen (die Haare nach der Kehrseite); der Handgriff hat am Ende das Bild eines Wolfes. Diese Kostüme existieren noch heute, sind aber schwer zu erlangen, da sie sorgfältig verborgen werden. d) Außer diesem ist weiter nichts gebräuchlich.

66. Die Schamanen bemalen ihren Körper und ihre Sachen nicht.

67. Früher wurde dem Schamanen bei seiner Beerdigung alle seine Habe mit ins Grab gelegt. Dies ist jetzt nicht mehr üblich.

68. Der Schamane macht sich Pelz, Tamburin und Schlägel selbst zurecht. Doch wird jedesmal bei Gelegenheit hiervon das schamanische Zeremoniell erweitert. Dem Beschützer des betreffenden Schamanen werden von anderen älteren Schamanen die bekannten Opfer gebracht.

69. Die Inauguration des Schamanen vollzieht sich ein- für allemal durch Darbringung der erforderlichen Opfer an seine Schutzgeister durch andere ältere Schamanen. Dieser Gebrauch heißt Usuju (Lehre). Dazu ist das Blut der betreffenden Opfer (Vieh, Wild 2c.) nötig. Alles dies gehört der Vergangenheit an. Heutzutage proklamiert man sich ohne weitere Feierlichkeit zuerst als Zauberer, dann als Schamane.

70. Die Schamanen werden gegenwärtig ohne irgend

Digitized by Google

welche Zeremonien begraben. In früheren Zeiten setzte man sie mit allen zugehörigen Sachen in den Kornspeichern bei (der Kornspeicher heißt auf Jakutisch Aragas). An solchen Orten, wo Schamanen in dieser Weise beerdigt waren, hörten die Umwohner oder Vorüberziehenden dann zur Nachtzeit das Tamburin des Schamanen ertönen.

71. Die Jakuten beerdigen ihre Toten jetzt in christlicher Weise. Den Schlitten, auf dem sie die Leiche zum Grabe bringen, werfen sie dorthin und benutzen ihn nicht mehr. Die Wiegen der Kleinen werden nach deren Tode an einen Baum gehängt oder auf den Grabhügel gestellt. Alles was dazu dient, den Toten zum Grabe zu schaffen, wird vernichtet, da es für Sünde gilt, es in der Wirtschaft weiter zu verwenden. Der Ochse oder das Pferd, welches den Verstorbenen hinausbrachte, wird so bald als möglich verkauft, während es früher verzehrt wurde. Ebenso existierte früher die Sitte, neben dem Grab ein zweites Grab zu machen und hier das Lieblingspferd des Verstorbenen mit allem Zaum- und Sattelzeug zu vergraben. Dazu stellte man einen kleinen Kessel, ein paar Satteltaschen und etwas Butter, um die guten und bösen Geister günstig zu stimmen.

Keine Sage meldet, wer der erste Mensch war. Ebenso ist unbekannt, von wem die Menschen ihre jetzigen Kunstfertigkeiten lernten; überhaupt gibt es wenige historische Ueberlieferungen und diese sind äußerst verworren.

Die Jakuten haben für die einzelnen benachbarten Völker keine besonderen Namen, nur die Russen nennen sie Niuča, alle übrigen Stämme fassen sie als Omuk zusammen.

Ueber die benachbarten Nationen haben die Jakuten folgende Ansichten: a) Niuča, die Russen. Den Zar nennen sie: Jurün-kün-yrahtagy, die weiße Sonne, den Herrn, und ehren ihn wie einen Gott auf Erden. Den Erzählungen von anderen selbständigen Reichen der Erde schenken sie keinen Glauben. Rußland ist das Zentrum der ganzen Welt, die Besiegerin des Weltalls, Ursprung aller Wissenschaften und Künste. Dagegen verachten sie in ihrem Innern die bei ihnen wohnenden Russen und schmeicheln ihnen nur aus Furcht. Die Jakuten sagen, daß aus solchem glücklichen Lande wie Rußland niemand freiwillig zu ihnen kommen wird, in die kalte, arme Fremde. b) Die Tunguſen halten sie für Halbwilde, die nur zur Jagd geschickt sind. c) Die Tschuktschen halten sie für kriegerische Wilde.

Berlin. M. v. Beguelin.

---

## Unsere südwestafrikanischen Kolonien und Schutzgebiete.

Von Dr. C. Hugo Hahn.

(Schluß.)

In der Friedensperiode, welche 1870 folgte, wollte die kap'sche Regierung, auf Wunsch Maharero's, das Protektorat über die Herero übernehmen. Inwieweit Maharero bei diesem Wunsche durch gewisse im Lande ansässige Engländer beeinflußt wurde, bleibe dahin gestellt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er die Initiative ergriff. Ernst machte die Regierung übrigens nicht damit. Was sie im Auge hatte, das Heraushalten der Boeren aus dem Herero-Lande, wurde durch Besetzung der Walfisch-Bay vollkommen erreicht. Das Interesse, welches die kapisch-englische Regierung für Friede und Ordnung im Lande vor 1870 bekundet hatte, schien ganz erloschen zu sein.

Die Herero haben den kriegerischen Charakter und ihre Wildheit, wodurch sie sich früher schrecklich machten, verloren, doch sind sie unter Umständen, wenn gut angeführt, wie im Befreiungskriege durch Anderſſon und Green, nicht zu verachtende Krieger. Ihre liebste Beschäftigung ist Viehzucht, und darauf verwenden sie eine Sorgfalt und Geschicklichkeit, die ihres Gleichen sucht. Sie haben Anlagen, welche, wenn Ordnung und Frieden im Lande herrschten, zu den besten Hoffnungen für ihr zukünftiges Gedeihen in kultureller Beziehung berechtigen.

Die Ovambo gehören, wie die Herero und Mbanderu, zu der großen südafrikanischen Negergruppe. In der Kultur stehen sie auf einer viel höheren Stufe als die Naman und Herero. Sie haben geordnetere staatliche und soziale Zustände. Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel gehen Hand in Hand. Sie sind ungeachtet ihrer primitiven Werkzeuge geschickte Kupfer- und Eisenschmiede. Vorzügliches Eisen beziehen sie irgendwo von einem nördlich wohnenden Volke, dagegen das Kupfererz von den Buschmännern im Süden. Die Ovambo schmelzen das Erz und verfertigen allerlei Schmucksachen, besonders massive Fußringe, aus dem gewonnenen Kupfer. Ob sie auch Eisenerz schmelzen können, ist Einsender unbekannt geblieben. Irdene und hölzerne Geschirre werden ebenfalls verfertigt. Selbst die Anfänge der Arbeitsteilung trifft man bei ihnen an. Die Tabakpfeifenmacher bilden eine Art Zunft. Ein Teil macht die niedlichen irdenen Köpfe, ein anderer den hölzernen Teil des Rohres und ein dritter die metallenen Spitzen. Salz wird in den südlichen Salzpfannen gewonnen und in die Gestalt von Zuckerhüten geformt. Diese und andere Erzeugnisse ihrer primitiven Industrie bringen Handelszüge zu den umliegenden Stämmen und kaufen dafür andere Gegenstände: Elfenbein, Rindvieh, Ziegen ꝛc. ein.

Moralisch scheinen die Ovambo auf einer tieferen Stufe als die Herero zu stehen, auch bezüglich ihres Charakters stehen sie ihnen nach. Sie sind treulos und heimtückisch. Meuchelmord, namentlich durch Vergiftung, ist an der Tagesordnung. Durch den fortwährenden Druck einer tyrannischen Regierung hat das Volk einen sklavischen unzuverlässigen Charakter erhalten.

Mit unumschränkter Gewalt über Leben und Eigentum herrschen diese kleinen Potentaten, nur die hergebrachte Sitte ist in etwas eine Schranke für ihre Willkür und

Digitized by Google

auch Furcht vor Meuchelmord; denn Tyrannen, welche es zu arg treiben, werden bisweilen beseitigt, d. h. vergiftet. Einige Stämme, des immerwährenden Druckes und der Furcht des Todes müde, haben nach Beseitigung der grausamen Bedrücker sich zu kleinen Republiken konstituiert. Es ist das gewiß eine merkwürdige Erscheinung.

Beim Wechsel der Häuptlingschaft fliehen die nächsten Verwandten und Günstlinge des verstorbenen Regenten und finden Schutz bei den benachbarten Stämmen.

Die Zahl der Einwohner anzugeben, ist schwierig. Ein portugiesischer Reisender, Valdez, schätzt die Ondonga Ovambo auf 50,000—60,000, die Ovanquambi ebenso stark, die von Ongandyera gar gleich stark mit den Ovakuenyama, die er auf 120,000—130,000 schätzt, was jedenfalls viel zu hoch gegriffen ist. Andere schätzen sie viel geringer. Die Hälfte von Valdez' Angabe möchte der Wahrheit nahe kommen. Ongandyera hat weniger Einwohner als Ondonga. Auf Einsender machte das Land den Eindruck eines verhältnismäßig dicht bevölkerten. Häufig konnte man mit einem Blick 30—40 Gehöfte übersehen; rechnet man auf jedes Gehöft oder Bauernhof auch nur 15 Personen, so gibts doch im Gesichtskreis eine Bevölkerung von 450—600 Personen.

Bei den Völkerschaften, von denen hier die Rede ist, ist mehr oder weniger die Unsicherheit des Lebens und Eigentums ein fast unüberwindliches Hindernis ihrer Christianisierung, Gesittung und Kultur. Die Berührung mit den Kulturvölkern auf dem Wege des Handelsverkehrs hat nichts gebessert, im Gegenteil beschleunigt sie nur noch den Verfall und die Auflösung. Die Eingeborenen lernen neue Bedürfnisse kennen, werden an den übermäßigen Genuß von Spirituosen gewöhnt, syphilitische Krankheiten werden eingeschleppt, die Unzucht nimmt überhand u. s. w. Die Habgier, welche angefacht wird, veranlaßt Raubzüge, wie wir es schon seit Jahren bei den Naman sahen, und infolge dessen unsägliches Elend. Die großen, langjährigen Anstrengungen seitens der Rheinischen Missionsgesellschaft zur Christianisierung und Zivilisierung der Naman und Herero scheinen fast an diesem Uebel der Gesetzlosigkeit und Unsicherheit scheitern zu wollen.

Jeder, dem das Wohl der Eingeborenen am Herzen liegt, muß wünschen, daß diesen unheilvollen Zuständen ein Ende gemacht wird, daß irgend eine starke Hand eingreift und im Lande wieder Sicherheit und Ordnung schafft. Jetzt, wo immer stärkere europäische Einflüsse, gute und besonders böse, auf diese Naturvölker einwirken, sind sie selbst nicht mehr imstande, sich gegen letztere zu schützen, sich zu erhalten.

Das Deutsche Reich hat im südwestlichen Afrika einer edlen Aufgabe sich unterzogen. Es hat die Stämme eingeladen, sich unter seinen mächtigen Schutz zu begeben; es will Sicherheit des Lebens und Eigentums, Ruhe und Ordnung herstellen und Beistand wider äußere und innere Feinde leisten. Dieser verheißungsvollen Einladung sind die meisten Stämme, wenn auch anfänglich zögernd, gefolgt; sie haben sich unter die Flügel des mächtigen deutschen Adlers geborgen.

Die Aufgabe, welche das Deutsche Reich sich gestellt, ist ebenso groß wie sie auch schwierig ist.

Deutschland nimmt in jenen Gegenden von vornherein eine schwierigere Stellung ein, als England sie in Südafrika hat, teils weil es keine Erfahrungen auf dem kolonialen Gebiete hat — wozu namentlich das Verhalten den Eingeborenen gegenüber gehört — teils weil es diesen als Macht noch ganz unbekannt ist. Es muß sich erst Ansehen bei ihnen verschaffen und ihr Vertrauen gewinnen, was England trotz mancher Mißgriffe im vollen Maße noch besitzt. Seine stärksten südafrikanischen Gegner hat es niedergeworfen, und es ist bekannt, daß die Unterworfenen es unter englischem Szepter gut haben. Ebenso weiß jedermann, daß England für seine Schutzbefohlenen eintritt, wie vor Kurzem bei Vertreibung der Freibeuter aus Betschuana-Land. Die Expedition dahin mit 5000 Mann englischer Truppen unter General Warren wird wohl der englischen Krone an die 2,000,000 Lstrl. gekostet haben. Die Eventualität kostspieliger Machtentfaltungen werden Schutz-gewährende Staaten im südlichen Afrika jedenfalls mit in Rechnung zu ziehen haben. Das liegt in den eigenartigen Verhältnissen begründet. Mit Flottendemonstrationen läßt sich in Südwestafrika nichts ausrichten. „Die Schiffe können", wie ein Eingeborener dem Einsender einmal sagte, „doch nicht durch den Sand zu uns kommen". Er hätte hinzufügen können: „fast ebenso wenig die Soldaten durch die wasserlose Wüste." Als vor einer Reihe von Jahren die Missionsstation Otyimbingue von den Naman hart bedrängt wurde, sandte die englische Regierung ein Kriegsschiff nach der Walfisch-Bay, dessen Kapitän Cochrane mit ca. 200 Mann sich zum Entsatz Otyimbingue's aufmachte; er mußte aber wegen der Wüste und wegen Mangels an Transportvorrichtungen unverrichteter Sache umkehren.

Dem Ansehen Englands in den Augen der Eingeborenen kommt auch der Umstand zu gute, daß sie von ihnen Schutz gegen die von ihnen gefürchteten Boeren (sprich Buhren) erwarten, wie er seinerzeit den Basuto und anderen Stämmen zu teil geworden ist. Die Eingeborenen halten nun einmal dafür, daß die Boeren ihre erklärten Erbfeinde sind, ob mit Recht, darüber gibt die Geschichte Südafrika's Aufschluß.

Bis jetzt haben die Deutschen in Südwestafrika eine verhältnismäßig untergeordnete Stellung eingenommen. Selbst in der Kapkolonie, wo sie doch am zahlreichsten vertreten sind, findet sich kein deutscher Abgeordneter im Parlament.

Im Herero-Lande haben die schwächlichen Protektoratsversuche Englands vor dem Ausbruch des letzten Krieges demselben in seinem Ansehen keinen Abbruch gethan, denn sonst wären die Herero vor zwei Jahren schwerlich so

Digitized by Google

erpicht darauf gewesen, sich unter Englands Schutz zu stellen.

Wir müssen nicht vergessen, daß die England günstige Stimmung im Herero-Lande auch darin ihren Grund hat, daß Engländer das Volk aus dem Joch der Naman befreiten; denn ohne Anderssson's (der als Engländer galt und auch als solcher angesehen sein wollte) und Green's Anführung hätten die Herero schwerlich ihre Freiheit errungen; ihnen und der englischen Minen-Kompagnie, welche die Matchleß-Mine bearbeiteten, verdanken die Herero ihre Freiheit und ihr Land. So ließe sich noch manches andere anführen, was eine Vorliebe dieses Volkes für Englisches erklärt und rechtfertigt. Selbstredend ist solch eine Bevorzugung Englands für die deutsche Schutzmacht eine Schwierigkeit mehr, die zu überwinden ist. Die Eingeborenen werden an Deutschlands Größe und an dessen guten Willen erst dann glauben, wenn sie es sehen, wenn es ihnen *ad oculos* demonstriert wird, anders nicht.

Zu der Ungunst der Verhältnisse kommt noch ein bedenklicher Umstand. Wir meinen die Agitationen im Lande selbst gegen die deutsche Schutzmacht. Sie gehen von intriguanten, eigene persönliche Vorteile suchenden Leuten aus. Derartiges Wühlen und Unterminieren des deutschen Ansehens seitens solcher gewissenlosen Leute kann aber nicht der kap'schen Regierung in die Schuhe geschoben werden. So viel Klugheit kann man ihr schon zutrauen, daß sie die Fruchtlosigkeit solches Agitierens nicht verkennt, namentlich nachdem England in nicht mißverständlicher Weise den Schutz der südwestlichen Völker dem Deutschen Reiche überlassen hat.

Das Herero-Volk ist ermüdet und entmutigt durch den mehrjährigen fruchtlosen Kampf, in dem viele seiner besten Leute gefallen sind. Solange die Herero dem Feinde in offener Schlacht begegnen konnten, waren sie stets Sieger; aber gegenüber den Räuberbanden, welche überall und nirgends sind und die wehrlosen Viehposten (Stellen, wo die Heerden weiden) überfallen, da fühlen sie sich machtlos. Ihr Heerden-Reichtum zwingt sie, um der Weiden willen, in kleinen Haufen zerstreut im Lande zu leben. Nur für kurze Zeit können sie sich auf einzelnen Punkten konzentrieren und dann zwingt sie die Notwendigkeit, für die Heerden Weide und Wasser zu suchen und auseinander zu gehen. Diesen Umstand machen die Räuber sich zu Nutzen.

Solchem Uebelstand könnte von Seiten der Schutzmacht nur durch Organisierung einer kleinen stehenden Macht, blos einige Hundert Mann stark, aus den Eingeborenen der drei Nationalitäten Naman, Herero und Bergdamara bestehend, abgeholfen werden. Nur wenige Europäer brauchten dabei zu sein. An verschiedenen Stellen im Lande in Militärkolonien angesiedelt, würden sie unter Führung von Europäern in Kriegszeiten ein hinreichender Schutz und in Friedenszeiten ein mächtiger Faktor zur Kultivierung des Landes werden. Selbstredend müßten es zum größten Teil verheiratete Leute sein. Die Kosten der Unterhaltung könnten nicht bedeutend sein. Eine derartige Maßregel würde nicht nur den Eingeborenen, sondern auch den gefährlichen weißen Elementen Respekt einflößen.

Wir vermögen es nicht, uns der im Bericht an den Reichskanzler ausgesprochenen Ansicht des Herrn Reichskommissärs Dr. Göring anzuschließen, daß es im Interesse der deutschen Schutzmacht liege, die Einwanderung der Boeren in's Nama- und Herero-Land möglichst zu fördern. (Siehe „Deutsche Kolonial-Zeitung", Juli 1886). Unserer Ansicht nach sprechen triftige Gründe dagegen, wenigstens soweit es das Herero-Land betrifft.

Es ist Thatsache, daß das Nama-Volk eilend seiner Auflösung entgegengeht, daß, wie einige Missionare berichten, die Armut so groß geworden ist, daß thatsächlich sehr vielen der Hungertod droht; aber wenn man hofft, daß durch die Einwanderung der Boeren den Eingeborenen Arbeit und Verdienst gegeben werden wird, dann möchte die Hoffnung vergeblich sein. Die Trägheit, Genußsucht und grenzenloser Leichtsinn haben die Naman so weit heruntergebracht und mit wenigen Ausnahmen werden sie, wenn auch Arbeit und Verdienst zu erlangen ist, lieber ein Buschmannleben erwählen, als sich an geordnete Arbeit gewöhnen.[1]

Unter Boeren, die man hier als Einwanderer ins Auge gefaßt hat und von denen, laut dem Bericht, nicht weniger als 300 Familien allein ins Groß-Nama-Land ziehen wollen, haben wir nicht die stillen, ordentlichen Kolonisten der Kapkolonie oder der Oranje- und Transvaal-Freistaaten zu verstehen, sondern die gesetzwidrigen und zum Teil gewaltthätigen Elemente, denen es in den geordneten Staaten zu eng wird, die zum Teil unter dem Namen von „Trekboeren" Transvaal verließen, um ein

[1] Ganz anders liegen die Sachen im Herero-Lande. Wir haben es da mit strebsamen Eingeborenen zu thun, mit den Herero und Bergdamara. Sie wollen es zu etwas bringen und scheuen nicht die Arbeit und Mühe. Die Herero sind ein wohlhabendes Volk und die bisher unterdrückten Bergdamara werden es noch werden, wenn Sicherheit des Lebens und Besitzes und Freiheit ihnen gewährleistet werden kann. Beide Nationen haben das Metall in sich, daß aus ihnen etwas tüchtiges werden kann. Die Herero, welche gegenwärtig hauptsächlich sich mit Viehzucht beschäftigen, werden, wenn richtig angeleitet, ihre Hauptaufmerksamkeit auf Acker- und Gartenbau richten und sie werden dann die dazu besonders geeigneten nördlichen Teile ihres Landes, zwischen dem Omuramba u'Omatoko und dem Omuramba u'Ovambo aufsuchen. Bei der schnellen Vermehrung dieser Völker steht es gar nicht in ferner Zukunft. Auch nach dieser Seite sollte die Schutzmacht ihren Schutz über die Schutzbefohlenen ausdehnen, daß sie weiter sieht wie sie, und für die Zukunft sorgt, so daß die Einwanderung während der Zeit ihrer Unwissenheit und Unmündigkeit sie nicht um die Teile des Landes bringt, von deren Besitz ihre Zukunft in kultureller Beziehung abhängt.



Digitized by Google

freies, ungebundenes Leben zu führen. Aus den Reihen dieser Unzufriedenen und Landhungerigen gingen die Freibeuter hervor, welche die Republiken Stella-Land und Goſen im Betſchuana-Lande gründeten, nachdem ſie die Eingeborenen ihres Landes beraubt hatten. Um dieſer Gewaltthaten willen mußte die engliſche Regierung vor ein paar Jahren eine koſtſpielige Expedition unternehmen, um ihnen den Raub wieder abzujagen. Viele zweifelhafte Abenteurer von allerlei Nationalitäten ſchließen ſich ſolchen Bewegungen an. Die beabſichtigte Republik Upingtonia, zwiſchen Herero- und Ovambo-Land, wäre ebenfalls der Sammelort derartiger Charaktere geworden.

Abgeſehen davon, daß die Begünſtigung der Einwanderung ſolcher den Eingeborenen feindlichen Elemente das Vertrauen der Herero zur Schutzmacht auf's tiefſte erſchüttern würde, was gar üble Folgen nach ſich ziehen müßte, können wir nicht erſehen, welchen Nutzen es Deutſchland bringen ſollte. Das Land, das nützliche deutſche Koloniſten aufnehmen könnte, würde mit dieſen turbulenten Leuten beſetzt ſein, die allerlei Ungelegenheiten mit den Eingeborenen bereiten und die Unordnung nur noch größer und gefährlicher machen würden, anſtatt eine Hülfe zur Beruhigung derſelben zu ſein. Man muß nicht vergeſſen, daß dieſe „Voortrekker", d. h. Vorauszieher, wie ſie ſich auch nennen, durch eine Idee ſich inſtinktmäßig leiten laſſen. Sie iſt ausgeſprochen in dem Motto der ſüdafrikaniſchen Patrioten: „Afrika voor de Afrikaners". d. h. mit anderen Worten: Abſchüttelung des engliſchen und jedes anderen Joches und eine große Konföderation von einer Unzahl kleiner Republiken, die ſich über ganz Afrika erſtrecken. Dieſen utopiſchen Hoffnungen irgendwie Vorſchub zu leiſten, kann nicht Deutſchlands Aufgabe ſein, namentlich nicht, wenn die erſte Vorausſetzung derſelben Länderraub oder Länderabſchwindlung iſt. Denn darauf wird's ſchließlich hinauslaufen, daß die Völker, welche Deutſchland eingeladen hat, ſich unter ſeinen Schutz zu begeben und die bona fide dieſem Rufe gefolgt ſind, die Zeche bezahlen ſollen, d. h. daß ſie ihr Land und ihre Freiheit daran geben müſſen. Wie uns die ſüdafrikaniſche Geſchichte ſattſam lehrt, wiederholt ſich die Geſchichte von Wolf und Lamm auf allen Blattſeiten derſelben.

Den Eingeborenen ihre Länder und Freiheit nehmen, iſt nun einmal angeerbte Tradition der bezeichneten Elemente. Daß England ihnen darin hindernd in den Weg tritt, erſcheint ihnen unverzeihlich, es iſt ein frevelhafter Eingriff in Gottes Ratſchluß. Ruht nicht der Fluch Noah's auf Ham und ſoll nicht Kanaan ein Knecht der Knechte ſein? fragt man. So gewinnt das gewaltſame Verfahren gegenüber den Eingeborenen, welche nach altväteriſcher Anſicht auch nicht meense" (holländiſch menschen), ſondern „skepsels" (holl. schepselen, Geſchöpfe) ſind, eine religiöſe Unterlage. Das ſind weſentlich die Anſchauungen der „Voortrekker" und darnach handelt man. Selbſtredend werden ſie nicht geteilt von dem Gros der Koloniſten oder Boeren in der Kapkolonie, und auch in den Freiſtaaten mögen ſich humanere Anſchauungen Bahn gebrochen haben, aber tiefgewurzelte Vorurteile und althergebrachte, mit der Muttermilch eingeſogene Anſchauungen, wie ſie ſich bei den an der Peripherie der Ziviliſation wohnenden Boeren vorfinden, laſſen ſich nicht durch Argumente beſeitigen; nur die Macht der Verhältniſſe kann ein neues ſchaffen.

Wir glauben, daß, wenn dieſe Elemente und dazu noch die vielen Abenteurer ſich auf's Herero- und Ovambo-Land werfen, ſie der deutſchen Koloniſation, der ruhigen und geſegneten Entwickelung der Kultur und des Chriſtentums unter den Eingeborenen das größte Hindernis ſein werden und daß man, anſtatt mit ihrer Hülfe Ruhe und Ordnung ins Land zu bringen, das Gegenteil erzielt haben wird. Die Kur wird ſchlimmer ſein als das Uebel, das gehoben werden ſollte. Schließlich könnte man zu höchſt koſtſpieligen militäriſchen Unternehmungen gezwungen ſein, um das Anſehen Deutſchlands aufrecht zu erhalten.

Einſender hat die Ueberzeugung, daß die von ihm angedeuteten Maßregeln, nämlich Errichtung einer Miliz aus Eingeborenen, zur Beruhigung jener Gegenden und zur Wahrung des Anſehens der Schutzmacht — in dem Stadium, in welchem die Dinge ſich gegenwärtig dort befinden — vollkommen ausreichend wären. Unter der Leitung eines energiſchen und weiſen Mannes würde dem Lande, vom Oranje-Fluß bis zum Kunene, Ruhe und Frieden wieder gegeben werden. Das wären die erſten Bedingungen zur gedeihlichen Koloniſierung des Landes, zur Bebauung der Minen, zur Hebung des Handels in jenen Ländern wie auch zur Chriſtianiſierung und Ziviliſierung der dortigen eingeborenen Stämme.

Schließlich ſeien noch einige Bemerkungen über die Walfiſch-Bay geſtattet, weil ſie mit den Ausführungen des Einſenders im Vorgehenden in gewiſſem Zuſammenhang ſtehen. Bekanntlich iſt die Walfiſch-Bay mit nächſter Umgebung, auch nach der Beſitzergreifung des ſüdweſtlichen Afrika's durch Deutſchland, britiſches Beſitztum geblieben. Zweifellos bildet die Walfiſch-Bay den geeignetſten Eingang zu dem Hinterlande der Herero und zu anderen Gegenden, z. B. des Ngami-Sees. Der bei weitem größere Teil aller Aus- und Einfuhr iſt vorläufig nur über Walfiſch-Bay möglich. Man hat deshalb in Deutſchland mit einer gewiſſen Ungeduld darauf gewartet, daß England den Beſitz der Walfiſch-Bay an Deutſchland abtrete. Daß dies bisher nicht geſchehen iſt und vorausſichtlich einſtweilen noch unterbleiben dürfte, muß ſeine guten Gründe haben. Abgeſehen davon, daß bisher ein nicht unbedeutender Teil des Imports von Straußenfedern, Elfenbein, Fellen ꝛc. aus dem Innern Südweſtafrika's nach der Kapkolonie über die Walfiſch-Bay erfolgte, werden es beſonders auch politiſche Rückſichten ſein, welche die Walfiſch-Bay den Engländern unentbehrlich machen. So lange England Wert darauf legt, ſein Preſtige in Südweſtafrika aufrecht zu erhalten, iſt es gezwungen, ſolche

Digitized by Google

Elemente von der Küste fern zu halten, welche dasselbe gefährden können. Die Hauptgefahr für das Ansehen Englands in Südafrika bilden die Boeren, deren Streben nach Selbständigkeit bekannt ist und von uns keineswegs verurteilt werden soll, aber vom britischen Standpunkt aus keinesfalls gewünscht, resp. begünstigt werden kann.

Aus diesem Grunde erfolgte vor Jahren die Annektierung der Walfisch-Bay durch England. Man vermutete, daß die unzufriedenen Auswanderer aus Transvaal, die Trekboeren, die Absicht hegten, sich im Herero-Lande niederzulassen und die Walfisch-Bay zu besetzen. Auch andere Gesichtspunkte mögen England bei Besitzergreifung dieses bedeutenden Hafens geleitet haben.

Wenn nun jetzt eine Einwanderung derselben Elemente ins Nama- und Herero-Land in größerem Maßstabe von Deutschland aus begünstigt, resp. veranlaßt wird, so liegt darin für die englischen Interessen in Südwestafrika etwas Bedenkliches. Das Bestreben dieser Leute, sich im südwestlichen Afrika festzusetzen, der Versuch der Aufrichtung einer Republik, Upingtonia, im eigentlichen Herero-Gebiete und manches andere deuten darauf hin, daß diese gefährlichsten Gegner Englands in Südwestafrika die Absicht haben, in jenen Gegenden selbständig festen Fuß zu fassen und einen Hafenplatz zu gewinnen.

Man setze den gar nicht undenkbaren Fall, daß nach einer Reihe von Jahren es sich herausstellen sollte, daß die südwestafrikanischen Besitzungen und Schutzgebiete nicht nur keinen Wert für das Deutsche Reich haben, sondern eine Last sind und Unkosten und Schwierigkeiten bereiten, wie z. B. die Eingeborenenfrage die Hauptschwierigkeit auch der kap'schen Regierung ist und schon viel Geld und Blut gekostet hat. Deutschland könnte unbeschadet seiner Machtstellung und seines Ansehens, weil es an Südwestafrika nicht wie England durch vielerlei wichtige, allgemeine Interessen gebunden ist, sich von dort zurückziehen. Die Folge wäre, daß sofort eine neue südwestafrikanische Boeren-Republik entstünde, und England hätte zu den vielen südwestafrikanischen Schwierigkeiten eine neue. So mag es kommen, daß man englischerseits mit der Uebergabe von Walfisch-Bay an Deutschland noch zögert, bis man sieht, wo es hinaus will. Das Vertrauen zum Fortbestande des dortigen deutschen Unternehmens wird wohl noch fehlen, und man kann es niemandem verargen, weil bis jetzt noch wenig geschehen ist, es zu wecken.

---

## Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Nachdem der geschäftliche Punkt erledigt war, erkundigte ich mich etwas näher über die in Aussicht gestellte Jagd und erfuhr nun, daß dieselbe in Tagai, einem kaum zwei Meilen entfernten A-ul stattfinden sollte. Die Gelegenheit war daher so günstig wie möglich, einen alten Lieblingswunsch zu verwirklichen, und das in so lebhaften Farben geschilderte Abenteuer hatte denselben nicht abgeschwächt.

Vergnügt über dieses unerwartete Glück, rief ich Feodosia, um sie mit dem Herbeibringen des Samowars zu beauftragen.

Die Frau erschien zwar sofort, allein als sie hörte, daß nur die Heiden bewirtet werden sollten — wie sie die Baschkiren nannte — vermochte sie kaum ihren Mißmut zu verbergen, und weil sie nichts anderes thun konnte, warf sie den letzteren wenigstens einen verächtlichen Blick zu. Gleichwohl führte sie ohne Murren den erhaltenen Auftrag aus, und da die Theemaschine noch seit dem Besuch der Geistlichkeit brodelte, so vergingen kaum zwei Minuten, bis das siedende Getränke und ebenso viele Gläser als Mannschaften vorhanden waren, da standen. Ein Stückchen Zucker von der Größe einer Haselnuß und zwei gedämpfte Kartoffeln als Leckerbissen zum Imbiß für jeden Schützen vervollständigten das für jeden Baschkiren so hochgeschätzte Gelage.

Bei diesen Ergötzungen wurden die Bärenjäger bald noch redseliger und konnten nicht genug versichern, wie hoch es der Häuptling aufnehmen würde, mich bei dem bevorstehenden Jagdzuge als Gast bei sich zu sehen. Allerdings waren das immer nur Versprechungen, die beim Glase Thee nicht viel zu bedeuten hatten; anders dagegen verhielt es sich mit dem Halten des Versprochenen, worauf man bei der bekannten Vergeßlichkeit dieser Völker weit weniger rechnen durfte.

Gleichwohl mußte man auch den guten Willen schon anerkennen, und da sich eine zweite gleich günstige Gelegenheit zur Befriedigung meiner waidmännischen Neigungen nicht wieder finden durfte, so war es das Beste, abzuwarten, ohne sehr viel darauf zu geben.

Von dieser Seite faßte ich auch die ganze Verabredung auf, als sich die Männer nach beendigtem Gelage entfernten, und man begreift leicht, daß ich mich in meiner Begeisterung bald etwas abkühlte, als ein Tag und auch noch ein zweiter darüber vergangen war. Am dritten Tage dachte ich kaum noch an die Bärenjäger, als am Nachmittage desselben Tages ein kleiner mit einem Pferde bespannter Schlitten vor dem Hause hielt und ein stattlicher Mann in der Tracht eines Baschkiren-Oberhauptes ausstieg und sich anmelden ließ.

Zu meiner größten Ueberraschung war es der Baschkiren-Chef von Tagai, der in seiner tscherkessenähnlichen Uniform und namentlich durch sein würdevolles und gewinnendes Auftreten beinahe imponierte und in nichts sich als einen Abkömmling eines halbwilden Wandervolkes verriet. Seine Person hatte fast etwas Aristokratisches und sein Benehmen einen Anstrich von Noblesse. In den verbindlichsten Worten drückte er seine Freude über die Grüße aus, die ihm von seinen Leuten in meinem Auftrage überbracht

Digitized by Google

worden seien, und ebenso artig teilte er mit, daß er, von meinen Wünschen unterrichtet, einer Bärenjagd beizuwohnen, es sich nicht versagen könne, die Einladung seiner Leute noch persönlich zu wiederholen.

Schon am Morgen des zweiten Tages nach diesem Besuch des Baschkiren-Häuptlings befand ich mich auf dem Wege nach Tagai, das nach russischen Begriffen kaum einen Katzensprung entfernt lag und mit einem flotten Pferde in ungefähr einer Stunde zu erreichen war.

Alles schien sich auf das Günstigste gestalten zu wollen. Kein Lüftchen rührte sich, blauer klarer Himmel, wie selten um diese Zeit im Honiglande, wölbte sich über die belebend weiße Schneelandschaft, und so weit das Auge reichte, lachte einem der wundervolle Wintertag entgegen. Mein Schlittenpferd griff tüchtig aus und bald befanden wir uns mitten in der Schneewüste, die man sich gewöhnlich als eine einförmige illustrierte Ewigkeit vorzustellen pflegt. Allerdings gleicht sie der Unendlichkeit des Meeres, aber man würde sich doch irren, wenn man meinte, daß sie erdrückend langweilig wäre. Monoton ist sie höchstens in ihrer Einfarbigkeit, aber auch das nur im Winter. Im Sommer ist sie ein Blumengarten und im Schnee befindet sie sich in einer fortwährenden Verwandlung. Ueberall sieht man Hügel, Thäler, Schluchten und Hohlgänge in beständiger Abwechslung. Bald schlängelt sich der Weg zwischen hohen oder weniger hohen — vom Schneesturm aufgeführten — Schneepyramiden und Klippen hindurch oder an denselben vorüber, bald wieder erheben sich nah und fern, links und rechts vom Weg Ruinen, Grotten, märchenhafte Paläste und selbst Bäume und Gebüsche aus Schnee und Eis, die den Naturfreund wohl in Bewunderung versetzen können, und in Bezug auf die Verschiedenheit und Form der Gebilde alles übertreffen, was sich der nüchterne Mensch vorstellen kann.

Für den Jäger ist das ein wahres Elysium, wenigstens für den Jäger im Norden. Unbeschränkte Freiheit und unendlicher Raum zum Pürschen ist da, wie er in Europa wohl nirgends mehr geboten wird. Als Waidmann dort zu leben, ist bisweilen eine Wonne. Allerdings gibt es kein Hochwild in dieser Wüste, allein die Steppe ist auch nicht von allem Wilde entblößt, und wenn sie auch nicht von letzterem wimmelt, so ist sie bei aller Oede und Einsamkeit nicht tot. Weiße sibirische Hasen sieht man hie und da auf dem Schnee ihre Männchen machen oder nach dem nächsten Gebüsch flüchten. Nicht selten bummelt am hellen lichten Tage ein Wolf über den Weg, ohne uns zu beachten, oder ein Völkchen Schneehühner stiebt über den Boden, während eine Gruppe Birken buchstäblich zum Brechen von grauen und schwarzen großen Vögeln bedeckt ist, nämlich von Birkhühnern, die hier in Legionen vorhanden und wie aufgereiht auf den Zweigen sitzen, um die Samenkätzchen abzulesen, oder auch auf die Heuschober einfallen, auf welchen sie sich wie riesige Ameisenhaufen ausnehmen. Auf einem anderen Gebüsch sieht man wieder ein Völkchen Haselhühner sitzen, die sich so zahm und zutraulich zeigen, als ob sie noch nie eine Flinte knallen gehört hätten. Wieder ein Stück weiter sieht man ganze Flächen von Krähen und Raben bedeckt, die sich zu einer Konferenz zusammengefunden haben, und hie und da wird auch ein Aasgeier bemerkt, der an den Beuteüberresten eines anderen Raubtieres seine Mahlzeit hält.

An Bewegung und Leben fehlt es mithin selbst im Winter nicht in der Steppe, während dieselbe im Sommer geradezu wimmelt. Man sieht fortwährend etwas und dabei vergeht im Umsehen eine Stunde. Zu wiederholtenmalen sah ich rechts oder links vom Wege frisch aufgeworfene Schneewälle liegen, hinter welchen mitunter der Kopf eines Pferdes hervorragte und manchmal auch eine ganze Anzahl. Es waren die frei in der Steppe umherlaufenden Roßheerden, die sich ihr Futter aus dem tiefen Schnee selbst hervorsuchen müssen, zu welchem Zweck sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit ganze Flächen mit den Füßen bloslegen und sich dabei in der mehrere Meter hohen Winterdecke vollständig eingraben.

Diese Anwesenheit der Rosse pflegt jedoch im Winter gewöhnlich immer ein Anzeichen von der Nähe des Dorfes zu sein und wirklich sah man bald darauf die ersten Rauchwölkchen in einiger Entfernung aus dem Schnee emporsteigen. Einen Augenblick später konnte man auch das Minaret unterscheiden, das sich wie eine hohe zugespitzte Säule ausnahm, auf deren Spitze der Halbmond blinkte, und nicht mehr fünf Minuten waren vergangen, als ich die ersten Hütten von Tagai erreicht hatte.

Von dem A-ul war jedoch nichts weiter zu sehen als zwei lange Reihen Schneezelte, zwischen welchen eine breite Straße hinlief. Der Ort schien ziemlich tot und wie ausgestorben, und mit Ausnahme einiger abgehungerter Rosse und Rinder oder einiger spindeldürrer Windhunde war kaum etwas Lebendiges zu sehen.

Aber gerade in dieser Friedhofsruhe ist das Erscheinen eines fremden Gefährtes umsomehr ein Ereignis, und in einem Baschkiren-Aul noch mehr als anderwärts. In der That belebte sich das Dorf unglaublich rasch. Zuerst sah man einige scheue Frauen von einer Hütte zur anderen laufen, und alsbald zeigten sich auch Männer in Pelzen auf der Dorfstraße, um neugierig zu beobachten, was vorgehen würde. Im Nu war die ganze Dorfstraße von solchen Neugierigen erfüllt, die umherlungerten und uns mit ihren Blicken verfolgten. Da wir nicht wußten wohin, so mußten wir leider noch halten, um auszuspähen, wo wir ein größeres Haus entdecken würden, in welchem man den Häuptling vermuten konnte.

Dieser Moment kam den Männern außerordentlich gelegen und sogleich waren wir von denselben umringt, und wie ein lebendes Wunder angestaunt. Einige begnügten sich zwar, unsere Person von allen Seiten sehr genau zu mustern, allein andere waren weniger bescheiden und gafften uns auch sehr genau in das vom Pelz zum

Digitized by Google

größten Teil verdeckte Gesicht, allen sah man es aber an, daß sie es für ihr Leben gern erfahren hätten, wer wir wären, von wo wir kämen und was wir wollten; allein keiner wagte zu fragen.

Schon fieng die Situation an, uns unangenehm zu werden, als sich durch den Menschenknäuel ein Mann hindurchdrängte, der eine Muskete über dem Rücken trug und von den anderen Männern sofort in Beschlag genommen wurde. Der bewaffnete Mann schien bei seinesgleichen in hohem Ansehen zu stehen und wurde von allen sehr eifrig umworben, wahrscheinlich zu dem Zwecke, um ihn zu einer Ansprache zu veranlassen.

Der Mann kam mir bekannt vor, ohne daß ich mich erinnern konnte, wo ich denselben gesehen hatte. Jetzt trat er näher, musterte uns ebenfalls genau und fragte, ob wir etwas suchten?

„Ja!" sagte ich, mir den Mann noch näher ansehend, „ich suche die Wohnung des Häuptlings. Wenn Ihr mir dieselbe zeigen könnt, würde es mir sehr angenehm sein!" Dabei schlug ich den Pelz etwas zurück, in welchen ich mich eingemummt hatte, und machte mich ein wenig freier. Doch kaum war das geschehen, als auch der Baschkir mich zu erkennen schien.

„Die Wohnung des Häuptlings könnte ich Dir schon zeigen, Herr, aber bist Du denn nicht derselbe, der uns die Bärenhaut abgekauft und heute dem Kampf mit beiwohnen will?" fragte er und ich bejahte.

Der Baschkir war hocherfreut, wandte sich zu seinen Kameraden um, welche mit größter Spannung auf meine Antwort warteten, und sagte denselben einige Worte in seiner Sprache, worauf alle Männer auseinanderstoben.

Hierauf gab sich der Mann als einer der Bärenjäger zu erkennen, die am Neujahrstage bei mir gewesen waren, und war gern bereit, mich zum Häuptling zu bringen. Wir setzten uns nun wieder in Bewegung, während der Baschkir neben dem Schlitten herschritt und uns erzählte, daß man bereits gerüstet sei und auf uns warte; dann zeigte er auf ein großes Haus, vor welchem eine Anzahl Baschkiren standen und jubelten. „Dort ist die Wohnung des Häuptlings!" berichtete unser Begleiter. „Aber sieh nur, Herr, da kommt Yusuff-Bey schon selbst!"

Der Mann, der auf uns zuschritt, war wirklich Yussuff-Bey, der Häuptling, der im Augenblick herantrat und mir die Hand reichte. Auch er hatte schon von dem Eintreffen eines fremden Schlittens gehört und dieses Ereignis sofort mit dem erwarteten Besuch in Verbindung gebracht und sehr richtig vermutet, daß ich es selbst sein würde, und so war er mir zur Begrüßung entgegengekommen.

Ich stieg nun ebenfalls aus, und beide neben dem Schlitten hergehend, hatten wir gleich darauf das Gehöft des Häuptlings erreicht. Auf die Leute deutend, die umherstanden, sagte auch Yussuff-Bey: „Wie Du siehst, Herr, ist es gut, daß Du kommst. Es ist schon so ziemlich alles gerüstet, allein bis sämtliche Schützen beisammen sind, können wir immer noch ein Glas Thee trinken, zumal unsere Leute sich nicht zu übereilen pflegen!" Damit öffnete er das Pförtchen aus Weidengeflecht, das auf den Hof führte, auf dem allerwärts eine Sauberkeit herrschte, wie man sie in russischen Dörfern nur selten vorfindet. Das Wohnhaus zeichnete sich nicht nur durch Größe vor den übrigen Hütten aus, sondern machte auch äußerlich den freundlichsten Eindruck. Sowohl Giebel wie Thüren und Fenster waren allerwärts mit kunstvollen Schnitzereien verziert, wie man sie häufig an den Wohnungen dieser Völker anzutreffen pflegt. Die Fensterscheiben waren nicht, wie bei anderen Baschkiren, durch Rindsblase und gegerbte Tierhäute ersetzt, sondern bestanden schon aus alten Glasstücken.

Als wir eintraten, machten die umherstehenden Jäger respektvoll Platz. Im Vorübergehen flüsterte noch Yussuff-Bey dem Einen oder dem Andern rasch etwas in das Ohr, um wahrscheinlich noch einige Anordnungen zu treffen, worauf wir uns in das Zimmer begaben.

Auch hier wiederholte sich die Ordnung, die sich schon außen bemerkbar gemacht hatte. Die Einrichtung oder Ausstattung war zwar im allgemeinen einfach, verriet aber in einzelnen Punkten schon etwas von Luxus und durchweg Pünktlichkeit. Die etwas erhöhte Ottomane, die eine ganze Wandlänge einnahm, war mit wertvollen Teppichen bedeckt und auf derselben lagen Ruhekissen mit hübschen roten Bezügen zum Sitzen. In der Mitte dieses wichtigsten Ausstattungsstückes, das gleichzeitig die Stelle von Ruhelager und Tafel vertrat, stand eine blankgeputzte russische Theemaschine (Samowar), die lustig surrte.

Yussuff-Bey füllte sofort einige dabei stehende Gläser und nötigte mich, auf der nur für Ehrengäste bestimmten Ottomane Platz zu nehmen. Als Mann von guter Sitte und Erziehung erkundigte er sich sogleich mit vielem Interesse nach der Anzahl meiner Frauen, war aber etwas enttäuscht, als ich ihm in dieser Beziehung nicht viel von meinem Junggesellenleben mitteilen konnte. Viel besser war er dagegen selbst situiert, denn wahrscheinlich nicht unabsichtlich und zufällig erschienen nacheinander drei junge Hausfeen, die sich im Zimmer zu thun machten und von Yussuff-Bey als seine Gemahlinnen bezeichnet wurden.

Sämtliche Frauen fielen sowohl durch ihre Figur wie durch ihre hübschen Gesichtchen auf und machten dem Geschmack ihres Ehegebieters alle Ehre. Diese Vorzüge, die unverschleiert zur Schau getragen wurden, unter den Baschkirinnen übrigens nicht häufig vorkommen, wurden noch durch ein gefälliges Kostüm außerordentlich gehoben. Augenscheinlich sollte diese Präsentation eine zarte Ueberraschung für mich sein, bei der aber vielleicht auch etwas Eigenliebe des glücklichen Besitzers mitspielte, um mit seinen Odalisken zu renommieren, wozu er in der That ein Recht hatte, da die Baschkirenfrauen für diesen Zweck

Digitized by Google

sich nur selten eignen und sich ihnen nichts weniger als Schönheit nachrühmen läßt.

Meine Bewunderung war daher durchaus eine aufrichtige; während mein gastfreundlicher Wirt sich auf diese Weise geradezu in Artigkeiten erschöpfte, wurden zwar fortwährend von den Mannschaften Meldungen erstattet, aber dennoch waren wir bereits bei dem vierten Glase Thee, ohne daß zum Aufbruch geschritten werden konnte.

Der Häuptling wurde schon ungeduldig, und als der letzte Rapport überbracht wurde, rief er unwillig: „Wie lange das nur dauern wird, bevor die Schweinigel zum Kampf fertig sind? Man wird ihnen Weiberschürzen umbinden müssen!"

Der Mann schwieg auf diese Aeußerung seines Oberhauptes und war im Begriff, sich zu entfernen, als ziemlich ungestüm die Thüre wieder aufgerissen wurde und unser alter Bekannter, welcher mir die Wohnung des Häuptlings gezeigt hatte, sehr erregt hineintrat. Yussuff-Bey sah ihn streng an und fragte, wer ihn gerufen habe und was er wolle? Der Baschkir entschuldigte sich, und meinte, daß er eine Meldung machen möchte, wobei er einen Fluch ausstieß, der dem Bären gelten sollte. Etwas milder nickte ihm das Oberhaupt zu und verlangte zu wissen, was das sein könnte?

„Man kann sich schon denken was es ist!" erwiderte der Mann. „Es ist Zeit, daß wir diesem Vieh den Garaus machen. Einem unserer Leute ist das beste Roß vom Bären erschlagen (getötet) worden!"

Yussuff-Bey nahm rasch seine Flinte von der Wand und probierte sie, woraus man ersah, daß er äußerst erbittert war. „Es ist gut!" sagte er. „Sage den Mannschaften, daß sie sich trollen!"

Der Baschkir verließ dann heftig das Zimmer. Allein sobald wir uns wieder unter vier Augen gegenüber befanden, machte auch Yussuff-Bey aus seinen Gefühlen kein Hehl und es fiel manches harte Wort. Namentlich schalt er auf seine Leute, welche Racker, wie er meinte, nicht von der Stelle zu bringen wären. „Wenn es auf diese ankäme", fügte er hinzu, „würden wir wahrscheinlich auch im Paradiese zu spät kommen."

Gegen die säumigen Schützen ließ er zwar seinen Unmut aus, aber dem Bär sollte es doch gelten, von welchem er eine große Anzahl von Unthaten vorzubringen wußte.

„Es sind nämlich zwei Bären, ein Alter mit seinem Jungen!" erklärte Yussuff-Bey. „Gestern nahmen uns die Bestien ein Rind, heute ein Roß, so geht das jeden Tag. Es ist gerade unerhört!"

Außerdem könnte er, wie er versicherte, noch zahllose andere Dinge anführen, von den kleineren Streichen gar nicht zu reden, und wenn man auch annehmen wollte, daß die Aussicht auf den Gewinn des Pelzes und Wildprets der beiden Räuber die Jäger zu einigen Verleumdungen und Uebertreibungen verführte, so war doch auch soviel sicher, daß man die wilden Nachbarn nicht ganz ohne Grund verdächtigte.

Durch diese Erzählung hatte sich Yussuff-Bey derart in Aufregung hineingeredet, daß er ein ganzes Glas Thee auf einmal austrank, und war eben im Begriff, das Glas wieder zu füllen, als man meldete, daß alle Schützen zum Abmarsch auf dem Platze ständen und nur auf den Befehl ihres Chefs warteten.

Das Oberhaupt brummte der Ordonnanz etwas entgegen, das nichts weniger als schmeichelhaft für dieselbe war, und in Wahrheit hatte er Recht, denn der halbe Vormittag war schon vorüber und eine kostbare Zeit von dem kurzen Wintertag verloren gegangen, der ohnehin nur einige Stunden dauert.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Spaziergänge in Zentralafrika.

Von C. B. Herrmann.

(Fortsetzung.)[1]

**Die portugiesische Kolonie in Westafrika. — St. Thomé.**

St. Thomé, erster Anblick vom See aus. — Leben im Hafen. — Quarantäne. — Das „Hotel" der Stadt. — Ein Billardzimmer. — Das Fremdenzimmer eines Franzosen. — Nach Monte Café. — Der Weg. — Im Urwalde. — Der Boden. — Im Tornado. — Bevölkerung von Monte Café. — Weiße und Schwarze. — Wie die Sklaverei legal wird. — Konflikt zwischen England und Portugal. — Der Abendrapport. — Plantageneinrichtungen. — Meteorologische Daten. — Alle Nutzgewächse in Monte Café. — Der Garten. — Die Stadt St. Thomé. — Sümpfe. — Verhältnis der weißen Kaufleute zu den schwarzen Arbeitern. — Ausbeutung des Negers. — Warum man in portugiesischen Kolonien einen Paß haben muß. — Eine weiße Schildwache und ein schwarzer Bureauchef. — Ich gebe dem Chef ein freudig angenommenes Trinkgeld von zwei Pfennig. — St. Thomé war für mich ein lichter Moment im dunklen Erdteil.

Von Europa aus legen sowohl die portugiesischen als auch die englischen Dampfer in St. Thomé, einer Insel am Aequator, an. Schwieriger ist die Verbindung vom ca. 200 Mln. entfernten Festlande; der Reisende oder Kaufmann ist auf die gute oder schlechte Laune des französischen Gouverneurs von Gaboon angewiesen, welcher die Ueberfahrt auf einem Kanonenboot gegen Entschädigung gestattet.

Von Osten kommend, erblickt man schon auf 40 Mln., wie auf Wolken schwebend, die Gebirge der Insel, mit der höchsten Spitze ca. 2200 m. über dem Meeresniveau. Der Hafen ist groß, geschützt; am südlichen Ende der Bucht ist ein Fort mit 200 Mann Besatzung, am nördlichen liegt auf einem Hügel das Hospital — weitläufige Gebäude — in der Mitte die häuserreiche Stadt. Den

[1] Siehe „Ausland" 1887, S. 791.

Digitized by Google

Hintergrund bilden bewaldete, terrassenförmig immer höher steigende Hügel, weißschimmernde Punkte im Grünen deuten auf Häuserplantagen.

Der portugiesische Postdampfer vom Süden, drei portugiesische, zwei französische, ein deutsches Kriegsschiff („Habicht"), sowie mehrere größere und kleinere Segelschiffe mit den löschenden und ladenden Surfbooten geben dem Hafen ein buntbewegtes Leben. Die gelbe Flagge am Mast rief zwei portugiesische Sanitätsbeamte in morscher Gig heran, die nach aufmerksamer Durchsicht des französischen Gesundheitspasses die Bewilligung zum Landen erteilten; als ich sie jedoch auf Französisch fragte, ob sie wüßten, wann der Steamer nach Norden gehe, stellte sich heraus, daß die Herren mit den schmutzigen Hemdkrägen, zerrissenen Hosen, abgetretenen Absätzen kein Wort Französisch verstanden. Am Lande teilte mir der französische Konsularagent, ein Kaufmann, mit, daß der Steamer mit „Havarie" eingekommen und fünf Tage zur Reparatur benötige, daher für mich Gelegenheit wäre, eine Plantage im Inneren der Insel zu besuchen. Ein Hotel sei in der Stadt und ich könne dort alles erhalten.

Ein etwas Englisch sprechender Portugiese aus dem Kaufladen führte mich zu einem eingestürzten Hause, dessen Umfassungsmauern noch standen; aus dem Inneren waren die Dachtrümmer teils entfernt worden, teils hatte man aus ihnen kleine Verschläge gemacht.

Bei qualmendem Feuer kauerte eine Negerin, das Kind am Rücken, einen Fisch am Spieße drehend; ihr wahrscheinlicher Ehegatte beeilte sich, uns erblickend, einige Bretter von den Verschlägen zu entfernen und daraus eine Bank, einen Tisch zu bilden. Man scheint hier eine sonderbare Vorstellung von einem Hotel zu haben, denn dies nannte der Portugiese das Hotel der Insel mit einer Bevölkerung von 30,000 Seelen, darunter über 1000 Weiße.

Ich hätte nur einige Augenblicke länger alle diese Herrlichkeiten anstaunen sollen und mein Cicerone hätte sich wirklich niedergesetzt. Der Konsularagent entschuldigte sich, er sei nie dort gewesen und habe nur davon gehört.

Eine Büchse Konserven, eine Flasche Wein, einige Früchte, im Kaufladen, wo ich sie erstanden, verzehrt, bildeten mein Diner um 8 Uhr Abends. Ich war nun neugierig, wo ich und Mignon, meine zierliche zahme Tigerkatze, übernachten werden; meine Bagage, die „Reichtümer" eines nach Europa Heimkehrenden, hatte man, damit nicht etwa der Gouvernementssäckel durch Kontrebande geschädigt werde, vorsichtshalber hinter Schloß und Riegel gesteckt; an Bord des Kriegsschiffes oder Postdampfers konnte ich auch nicht mehr fahren, also — vedremo.

In einer kleinen Gartenanlage am Hauptplatze entdeckte ich eine Bank; der Vollmond lugte vom sternbesäten Himmel durch die Blätter, die feuchte, warme Luft war nicht schwül. Es war demnach, wenn nichts besseres kommt, ein Nachtlager gefunden.

Meine Gedanken aus ferne Europa wurden manchmal durch ein eigentümliches Geräusch unterbrochen; ich war mir über die Ursache nicht klar, doch einmal glaubte ich bestimmt das Klappern von Billardbällen gehört zu haben.

„Unmöglich wäre es nicht", überlegte ich, „wenn es aber im Genre des Hotels ist —" und sah, aus der Anlage tretend, am anderen Ende des Platzes eine hellerleuchtete Thüre. Es war in der That ein Billardzimmer: ein Schanktisch, mehrere kleinere Tische und Sessel, sowie verschiedene zur Schau gestellte Getränke mit prunkenden Etiketten aus stolzen Firmen, aber, wie ich mich später überzeugte, sehr zweifelhaften Inhaltes. Die Crême der Stadtgesellschaft war versammelt, weiße, schwarze, gelbe Gouvernementsbeamte, Pflanzer mit hohen Stiefeln, an denen Kilogrammweise der Morast haftete, Kaufleute, welche von der Tagesarbeit, Schwarzen und Weißen die Haut über die Ohren zu ziehen, ausruhten, Negermatrosen und -Soldaten, die mit ihrem Solde, den sie vielleicht selben Tages erhalten, am Tische des Weißen ein Glas Fusel trinkend, eine Stunde lang sich als große Herren dünken. Der Franzose führte mich zu seinem Tische, an welchem nur Konsuln saßen — so wenigstens stellte er die Herren mir vor — darunter ein Chinese, Generalkonsul der Negerrepublik Liberia. Honny soit, qui mal y pense!

Da das Ganze durchaus nicht nach meinem Geschmacke war, suchte ich sobald als möglich mich zu entfernen, wurde jedoch vom Franzosen, der mir eröffnete, daß er ein Zimmer für mich habe herrichten lassen und nur vergessen habe mir dies schon früher mitzuteilen, daran verhindert.

Ich brachte das Gespräch auf die Plantagen, und man riet mir, Monte Café, die ausgedehnteste von allen, durch einen Deutschen verwaltet, zu besuchen; Pferde könne man sich in der Stadt ausleihen und so die 22 Km. in drei Stunden zurücklegen; die Wege seien genug gut.

Endlich brach der Franzose auf.

Ich schmeichle mir eine gesunde Natur zu besitzen; auch anspruchslos hat mich Afrika gemacht, aber als ich das „hergerichtete" Zimmer sah, wurde es mir klar, daß meine Anspruchslosigkeit doch noch nicht den höchsten Grad der Vervollkommnung erreicht hat: — so ein Nachtlager hatte mir kein Neger im unzivilisierten Inneren des Kontinents geboten.

Der Leser wird mir erlassen, den Geruch und seine Ursache näher zu beschreiben, der diesem, vielleicht seit Wochen nicht geöffneten „Zimmer" beim Oeffnen entströmte, näher die Jagden und Raubzüge zu erzählen, die ich nicht gegen den sogenannten Strohsack, auf den ich mich angezogen einige Minuten gelegt hatte — da wäre jede Mühe vergebens gewesen — aber im Reviere meiner Kleider unternommen habe, abgesehen von der gleich einer Schaar halbverhungerter Wölfe sich auf mich stürzenden Mosquito-Wolke, der auch der Geschmack meines Blutes von Interesse schien.

Digitized by Google

Mein Humor war zu Ende. Ich kletterte über die Hofmauer — die Thüren waren alle versperrt — und suchte die Gartenbank auf. Morgens, als noch bei Dämmerung der Laden geöffnet wurde, war das erste Wesen, das sich ein petit-verre Schnaps kaufte, nicht ein Neger, sondern ein Weißer und zum großen Erstaunen des Franzosen — ich.

Die Suche nach einem Pferde, Maultier, Reitochsen, (zuletzt hätte ich mich sogar mit einem Esel begnügt) blieb resultatlos. Die Offiziere der Kriegsschiffe hatten alle disponiblen Vierfüßler in Beschlag genommen und wurden erst in einigen Tagen zurückerwartet.

Ich hörte, daß ein Angestellter von Monte Café, ein Spanier, zu Pferde mit Negern gekommen sei, suchte ihn auf, und er war so freundlich, mir das Tier anbieten zu wollen; wir einigten uns dahin, dasselbe abwechselnd zu benützen. Nachdem er seinen Negern Bohnen und getrocknete Fische aufgeladen, brachen wir um 1 Uhr auf.

Das Ziel war nicht zu sehen, die Wolken waren tief herabgekommen und der Spanier erkundigte sich noch in der Stadt, ob ich wohl einen Regenmantel mit mir habe. Die Straße, 10 m. breit, ist bei trockener Jahreszeit gewiß gut gang- und fahrbar; jetzt aber glitt bei jedem Schritte der Fuß des Gehenden, der Huf des Pferdes aus, man mußte am Rande bleiben, in der Mitte versanken die zweiräderigen, von acht Ochsen gezogenen, nicht schwer beladenen Karren der Pflanzer bis an die Achsen.

Die armen Tiere, unaufhörlich von den rohen Negern gepeinigt, wateten bis zum Bauche im Moraste und nur langsam brachten sie die Wagen, welche sonst mit einem Tiere bespannt sind, vorwärts. Der Weg gieng stets aufwärts, jedoch nie steil. Zu beiden Seiten des Weges ist eine hohe Mauer von Blättern, die alles dahinter Befindliche verbirgt; Schlinggewächse und die in den Kronen verschlungenen Aeste der Bäume bilden ein Pflanzengewölbe, durch welches kein Strahl der Himmelsgestirne dringt; hie und da Riesen des Waldes, altersschwach, teils gestürzt, im Sturze eine Reihe größerer und kleinerer Bäume mit sich reißend, teils halb aufrecht noch gehalten von zähen Lianen, welche den Stamm, ihre Lebensbedingung, nicht fallen lassen wollen, dann wieder jähe Abhänge bedeckt mit undurchdringlichem Gewirre modernder Aeste und Wurzeln, dazwischen aufkeimend und sprießend der Nachwuchs, wuchernd im üppigen Boden — kurz, ein würdiges Gebilde der erhabenen, sich immer verjüngenden und veredelnden Natur, die das Einzelwesen der Gattung opfert, so daß der Tod nur die Unsterblichkeit des Kreislaufes bedeutet.

Der Boden war fette, dunkle, steinlose Erde und ich dachte sofort an den gewaltigen Unterschied zwischen dem Boden am Kontinente, von welchem ich früher soviel gehört, später so viel gesehen, wo aber immer so wenig wachsen will, und — dem Boden unter meinen Füßen.

Kleine Häuschen, Logen genannt, halbverdeckt in Bananen- und Cacao-Gärten, hie und da seitlich am Wege Schnapsschänken, Kaufläden, als gewinnbringendstes Geschäft aber die Hehlerei betreibend, indem sie den gestohlenen Kaffee oder Cacao um ein Zehntel des wirklichen Wertes ankaufen; es soll schwer sein, die schwarzen Diebe zu ertappen, da die Mutter Natur vergessen hatte, die einzelnen Bohnen zu numerieren.

Ein hoch angeschwollener Bach wurde ohne Unfall passiert; der kleine, junge Hengst refusierte die Brücke und als ich ihn zwingen wollte, begann er auf der Hinterhand spazieren zu gehen. Ich mußte absitzen, und im Begriffe, ihn hinüberzuführen, zeigte er eine neue schöne Eigenschaft, die er wohl einem Esel abgeguckt haben mag: mit zurückgelegten Ohren stemmte er sich nun auf die Vorderhand und ließ den Neger, der ihn von rückwärts mit dem Stocke bearbeiten sollte, dazu nicht nahe genug kommen; schließlich war ich unter diesen Umständen gegen meine Gewohnheit „klüger" als das Tier, und gab nach.

Es war finster geworden, der Wind begann die Wipfel der Bäume zu regen und ehe auf diese Anzeichen hin mein Mantel zur Stelle war, brach das Unwetter los. Es goß als ob alle Röhren der himmlischen Wasserleitung Sprünge bekommen hätten. Meine Kniee waren sogleich naß, immer kühler, kühler wurde der Sattel; der Spanier fühlte Erbarmen: „Reiten Sie schnell voraus; ich bin wasserdicht!" Obwohl meine Epidermis sich ebenfalls dieser Eigenschaft erfreut, ließ ich's mir nicht noch einmal sagen.

Zweieinhalb Stunden währte bei unaufhörlichem Regen der Ritt durch kleine, auf der Straße sich bildende Bäche, das Pferd oft mühsam die Füße erhebend; erst als ich in den weiten Hof der Plantagen-Gebäude einritt, war der Regen schwächer geworden und Herr S., der Chef, schien sehr erfreut, Deutsch sprechen zu können; selten verirre sich eine deutsche Zunge hieher.

Der Neger, welcher meine zum Wechseln bestimmten Kleider trug, konnte nicht so schnell nachkommen und in seinen eigenen Kleidern stellte mich Herr S. seiner Frau, einer jungen, beinahe schön zu nennenden Portugiesin vor. Sie sprach wenig Deutsch, ich detto Portugiesisch, so mußte das Englische herhalten. Sie erzählte mir, daß sie sich hier hieroben sehr wohl fühle; ihr Mann liebe es nicht, Besuche zu machen; sie leide nie an Fieber, kenne überhaupt nicht das Chinin und begebe sich stets mit Widerwillen hinab in die heiße Stadt.

Mich fröstelte, es waren 18° R., und ich verschob den Rundgang in der Plantage für den nächsten Tag. Beim Diner gab mir Herr S. bereitwilligst Auskunft über die Arbeiterverhältnisse: er hat ca. 30 Weiße und 800 Schwarze unter sich; erstere bunt zusammengewürfelt aus allen Nationen, letztere zumeist aus der Kolonialprovinz Angola.

Wie man in Angola unter den Augen, unter der Aufsicht der Regierung, Arbeiter „anwirbt", war mir schon von früher her bekannt: die Stämme im Inneren befehden sich, machen wechselseitig Gefangene; ein Weißer

Digitized by Google

wartet in der Nähe des Kriegsschauplatzes, enthebt beide Teile der Mühe des Gefangennehmens, „engagiert" die Gefangenen auf mindestens fünf Jahre gegen Lohn und bringt sie an die Küste. Da treten in dem Vertrage andere Weiße als Engageure an seine Stelle, entschädigen ihn für seine „Auslagen" und er geht wieder zurück.

Natürlich existiert ein Gesetz, durch welches das Aufhetzen der Stämme zum Kriege, Gefangennehmen 2c. verboten ist.

Diese Engagierten werden nun in die verschiedenen Kolonien gebracht und nach neuerlicher Begleichung des „Expensen-Konto's" an Arbeiter-bedürftige Plantagen-Besitzer abgegeben.

Ich traf jedoch auf Monte Café auch 95 Dahomé-Neger an. Der Herrscher von Dahomé hat die schlechte Gewohnheit, aus Bigotterie oder zur Erheiterung der königlichen Laune, das weiß ich nicht, Menschenopfer zu veranstalten. Dies war natürlich (?) dem Portugiesen ein Greuel; er kaufte (Oktober 1885) dem König die zum Schlachten bestimmten Opfer (200 an der Zahl) ab, pränumerierte sich auf's nächste Jahr, brachte auf Kriegsschiffen die Neger weg und überließ das Exemplar zu 15 Lstrl. beliebigen Plantagen. Der Engländer, als der Welt gegenüber stets scheinheiliger Philanthrop, sagte hingegen: „Das ist Sklavenhandel!" und schickte, um den Portugiesen von der Richtigkeit dieses Ausspruches zu überzeugen, eine Escadre. Daraus erklärte ich mir die Anwesenheit der zahlreichen Kriegsschiffe und die bevorstehende Verstärkung der Fort-Garnison auf 600 Mann.

Ob und wie diese Meinungsdifferenz ausgeglichen wurde, ist mir nicht bekannt.

Nach dem Diner plauderten wir auf der Veranda — Monte Café liegt 1200 m. über dem Meere — und der Blick hinab über die dunklen Wälder und Hügel weg auf's Meer, auf die vielen Irrlichter-gleichen glänzenden kleinen Fischer- und Ankerfeuer bei klarem Mondenschein wird mir unvergeßlich bleiben.

Um 8 Uhr ertönt eine große Glocke. Herr S. lud mich ein, den Abendrapport abzuhalten, und es ist wahr, die Visitierung der Arbeiter verdient diesen Namen: in zwei Reihen, zu beiden Seiten des Weges, waren sie aufgestellt, je nach ihrer Beschäftigungsart; lautlose Stille herrschte, nur unterbrochen von den kurz meldenden Worten der einzelnen Weißen, welche vor ihren Abteilungen standen. Die Neger, jeder eine Blechnummer um den Hals, Männer, Weiber, auch einige Kinder, wurden abgezählt, die Stallungen der Ochsen und Pferde durchschritten, die kleinen Wohnhäuschen besichtigt, und erst ein Klatschen der Hände gab das Zeichen zum Abtreten.

Lange genug mag der geschwätzigen Rasse das erzwungene Schweigen gedauert haben; wie ein gestörter Bienenschwarm giengs durcheinander, summend, brummend, murmelnd, doch laute Worte wurden nicht gehört; erst auf große Entfernung begannen sie ihr gewohntes Schreien wieder.

Die Befehle für den nächsten Tag wurden gegeben, die Schlüssel übernommen und bald war es allenthalben still.

Unter der liebenswürdigen Führung des Herrn S. besichtigte ich am anderen Morgen die Plantage; Monte Café hat, zerstreut auf dem Territorium gelegen, noch vier sogen. Vorwerke, kleinere Höfe, die dem Haupthofe unterstellt sind. Bei dem Umstande, daß 25 Km. eigene Wege und Straßen außer den vom Gouvernement hergestellten und erhaltenen vorhanden sind, ist es leicht erklärlich, daß eine große Anzahl Arbeiter, insbesondere während der Regenzeit, zur Instandhaltung benötigt werden, da ja die verschiedenen Ernten fast das ganze Jahr hindurch währen.

Vor dem Wohnhause sind cementierte Flächen zum Trocknen der Kaffeebohnen, Gährhäuser für Cacao, eine Mühle mit Wasserbetrieb zum Entkapseln der Bohnen. Ein eigenes Hospital mit Apotheke wird täglich zweimal von einem Arzte besucht und peinlichste Reinlichkeit war in allen Räumen zu finden. Die großen, hohen, luftigen Stallungen beherbergten Pferde, Maultiere, Ochsen — man sah überall die ordnungsliebende, eiserne Hand des Verwalters. Selbst vor den Negerwohnungen war der Boden gekehrt, Abzugskanäle für das Regenwasser angelegt.

Trotzdem viele Negerweiber vorhanden sind, ist an eine Nachzucht nicht zu denken, denn zwischen dem 6. und 8. Jahre geht der größte Teil der Kinder zu Grunde, und man bezeichnet das kalte Klima als Ursache.

Nach den siebenjährigen Beobachtungen des Herrn S., welcher auf die Ehre verzichtet, irgend ein „—loge" zu sein, ist nach dem dreimal täglich abgelesenen Thermometer Maximum 28° R., Minimum 14.25° R. Ferner teilte er mir mit, daß in diesem Zeitraume zweimal auf der höchsten Spitze Schnee gefallen sei, ohne jedoch liegen zu bleiben.

Es ist wohl eine Art Wache organisiert, doch kommt es öfters, als es den Pflanzern lieb ist, vor, daß Neger durchbrennen, die teils bei kleinen Plantagen-Besitzern, Hungerleidern, Zuflucht finden, für diese dann bei anderen stehlen müssen, teils auf eigene Faust im Walde vom Erlös des Gestohlenen lustig leben. Da kaum der neunte Teil der Insel bebaut, resp. gerodet ist, daher große, dichte Wälder leichte, sichere Verstecke bieten, ist es unmöglich, solcher Ausreißer habhaft zu werden.

In den Pflanz- und Baumschulen waren: Cacao, drei verschiedene Arten Kaffee, 15 verschiedene Arten Chinarindenbaum, Coca, Vanille, Zimmt, Pfeffer, Safran, Thee, 4 verschiedene Arten Gummiranken (eigentlich Bäume), 14 verschiedene Arten Bananen und Plantanen, darunter die rote Kupfer- und kleine Madeira-Banane, Papay, Ananas, Maracuja, Ochsenherz, Feigen, Orangen, Citronen, Guaven, Mango-Pflaumen, Aepfel, Birnen, Erdbeeren, Weintrauben, sowie die meisten europäischen Gemüse.

Man folgt auf St. Thomé dem Prinzipe, an der-

Digitized by Google

jenigen Stelle, an welcher Chinchona gedeiht, Cacao, an welcher Cacao gedeiht, Kaffee zu entfernen, nachdem die Ertragsverhältnisse so geartet sind, und es bleiben, außer den als Neger- und Ochsenfutter wichtigen Bananen- und Maniok-Pflanzungen, diese die hauptsächlichsten.

Die Gewürze wurden probeweise gepflanzt, um sich von der Bodeneignung zu überzeugen, doch nur der Thee will trotz aller Sorgfalt und Platzänderung kein auch blos halbwegs befriedigendes Resultat geben; die Gummibäume hatten nach dreijährigem Wachstum bereits einen Durchmesser von 10 cm. Die Oelpalme kommt hier oben nicht mehr fort, daher auch Palmwein ein seltenes Getränk ist; Tabak bemerkte ich gar keinen.

Einem Paradiese vergleichbar ist der parkähnliche, sorgfältig gepflegte Garten, doch sind die meisten Samen teils aus Europa, teils aus Indien importiert; auch um gutes Gemüse zu erzielen, ist man genötigt, den Samen kommen zu lassen, da der gewonnene im zweiten oder dritten Jahre degeneriert.

In die Stadt zurückgekehrt, blieb mir nichts übrig, als mich in das „Fremdenzimmer" des Franzosen zu legen — lange noch werden mir die Nächte in diesem Loche, die Tage in diesem schmutzstarrenden Hause in Erinnerung bleiben; nur eines, etwas in St. Thomé Charakteristisches, will ich noch erwähnen. Als ich einen Table-boy um einen nicht näher zu bezeichnenden Ort fragte, antwortete er: „Master, no here live". (Im Negerenglisch ist „leben" gleichbedeutend mit „sein.")

Die ganze Stadt war auch darnach. Halbzerfallene, unpraktisch angelegte, schlechte Straßen, die einzelnen Häuser aus Stein, ohne jede Ventilation, die öffentlichen Gebäude plump gebaut, und dennoch preisen die Portugiesen St. Thomé als ihre reichste und schönste Kolonie.

Bei einem Spaziergange bemerkte ich sowohl im Süden, zwischen Fort und Stadt, eine Lagune, als auch im Norden einen Süßwassersumpf, der jedoch von Deportierten teilweise trockengelegt worden war; freudestrahlend erzählte mir ein früherer Gouverneur, unter dem die Arbeiten begonnen worden waren, daß er dabei nicht nur seine Deportierten angebracht, sondern auch andere Kolonien erleichterte, indem er beständig Ersatz für die durch Fieber und Hitze Gestorbenen verlangte.

Auf welchen Fuß aber der Portugiese sich im Handel mit den Negern gestellt hatte, sollte ich erst in den Kaufläden sehen. Jedem betrunkenen Neger, der, ohne einen Reis (die kleinste Münze) in der Tasche zu haben, einen Rundgang bei allen Kaufleuten macht, sich den halben Vorrat herauskramen läßt, dann sagt, er könne nicht zahlen, thun sie alles, ziehen womöglich den Hut noch ab vor dem, dessen Absicht zu foppen am Gesichte abzulesen ist. — — „Ja, das muß man der Konkurrenz halber thun, er könnte doch einmal etwas kaufen, und dann trachte ich schon, nicht zu kurz zu kommen."

Am ärgsten treiben es aber die Arbeiter, deren Engagementsdauer abgelaufen ist; sie erhalten ihren Lohn für die abgelaufenen Jahre in baarem Gelde (5—6 Mark im Monate) besitzen eine Summe, so groß, wie sie sie früher nicht einmal gesehen hatten, und jetzt wird getrunken, gekauft, am weißen Kaufmann durch Grobheit entgolten, was durch Prügel der frühere Herr verschuldet, sodann zur Abwechslung wieder getrunken.

Eine Zeitlang sieht das Gouvernement ruhig zu; das Geld muß ja im Lande bleiben und der Neger denkt nicht an die Zukunft, sondern lebt und trinkt und trinkt, bis alle Taschen der Hose, der Weste, des Rockes, die er sich als coloured gentleman gekauft hat, leer sind. Jetzt findet aber das Gouvernement den richtigen Zeitpunkt und sagt: „Nach Paragraph so und so viel werden beschäftigungslose Neger ohne Subsistenzmittel in den Kolonien nicht geduldet; sie haben in ihre Heimat zurückzukehren oder sich neuerlich auf mindestens fünf Jahre freiwillig zu kontraktieren. — Sonst werden sie kontraktiert."

Also, Neger, schwimme jetzt von Bulama, St. Thomé, Principe und wie die Kolonien alle heißen mögen, Hunderte von Meilen über's Meer nach Hause!

Nun fange ich doch an zu glauben, daß alle Nationen Recht haben und in der richtigen Behandlung des Negers dem Portugiesen den Vorrang einräumen. Nach dem Gesetze wacht in jeder Kolonie ein schwarzer, weißer oder gelber Anwalt, von den Negern gewählt, darüber, daß jeder seinen gebührenden Lohn, seine Kost, seine Kleidung erhält, keiner straflos getötet, endlich anständig begraben werde.

Als ich mein Billet für den Dampfer lösen wollte, verlangte der Agent einen Reisepaß und ich war gezwungen, ins Gouvernementsgebäude zu gehen, um mir einen solchen zu holen.

Ein weißer Soldat stand Schildwache unten, oben wies man mich zu einem schwarzen Abteilungschef; der Herr, dem die Zehen aus den Lackstiefletten guckten, der den Rock auf blosem Leibe trug, schien sehr ärgerlich über die Störung; denn ich weckte ihn, vielleicht etwas zu wenig zart, aus seiner Siesta, die er auf einem mit Papieren bedeckten Schreibtische hielt.

Weil ich wußte, daß diese halbzivilisierten, arroganten Neger jemanden, der nicht Portugiesisch spricht, sondern sie Englisch oder Französisch anredet, auch wenn sie eine der Sprachen verstehen sollten, nicht oder nur Portugiesisch antworten, so sprach ich den Herrn Chef Deutsch an. Diese Sprache mag ihm ganz unbekannt gewesen sein; und da ich ihm gleichzeitig die Pfeife aus dem Munde nahm und sie aus meiner Dose stopfte, so bequemte er sich Englisch zu fragen. Er brachte den Paß, auf welchem einige Stempel klebten; ich fragte, was ich zu zahlen hätte. „4500 Reis oder 1 Lstrl. oder 25 Frs. oder 5 Doll." lautete die präzise Antwort. Mir stiegen gelinde Zweifel auf, ich wollte den Paß sehen und er ließ mich hineinblicken, hielt aber mit beiden Händen das Papier fest; er

Digitized by Google

hatte mich nicht belogen, 9 Stück 500 Reisstempel klebten darauf! Ah — also darum muß man in portugiesischen Kolonien Pässe haben!

Ich zahlte, „er schaute mich so fragend an" — ich wollte nicht verstehen; da platzt er heraus: „And for myself?" Das 10 Reisstück, ca. 2 Pfennig, wurde freudig acceptiert und ich bis zur Thüre hinaus bekomplimentiert.

Ich war nicht böse, als mir der Konsularagent am am siebenten Tage mitteilte, daß der Dampfer mit der Reparatur fertig und in See gehe.

Bezahlung für mein „Quartier" wollte er nicht annehmen und war sogar beleidigt, aber meine Rechnung in seinem Kaufladen betrug für vier Flaschen Bier, eine Flasche Brandy und einige Früchte 47 Schillinge.

Ich kann aber ungeachtet aller dieser Unannehmlichkeiten den Aufenthalt auf dieser märchenhaft schönen Insel als einen der wenigen lichten Momente bezeichnen, die ich im dunklen Weltteil hatte.

(Schluß folgt.)

---

## Nekrolog.

### August Kappler.

Am 20. Oktober erlag unser geehrter Mitarbeiter und Freund August Kappler in Stuttgart den Folgen wiederholter Schlaganfälle drei Wochen vor Vollendung seines 72. Lebensjahres. Er war am 10. November 1815 in Mannheim geboren, wo sein Vater Lehrer an einer Lateinschule war. Nachdem Kappler diesen früh verloren, erwuchs er unter Fremden, widmete sich dem Kaufmannsstand und ging mit zwanzig Jahren nach Holland, um eine Commisstelle in einer der Kolonien zu suchen, weil sein sehnlichster Wunsch dahin gieng, die Tropenländer kennen zu lernen. Da er eine solche nicht fand, ließ er sich, von Mittellosigkeit gezwungen, in Harderwijk für die holländische Kolonialarmee anwerben, kam aber nicht nach Java, wie er gewünscht hatte, sondern nach Holländisch-Guyana, wo er seine Kapitulation von sechs Jahren als Soldat abdiente und es bis zum Fourier brachte. Er hatte das herrliche Tropenland am Surinam so lieb gewonnen, daß er es zur Heimat erwählte und noch weitere siebenunddreißig Jahre in demselben verweilte, erst als fleißiger Naturaliensammler und umsichtiger Naturalienhändler, dann später als Grenzbeamter (posthouder) am Maroni, dem Grenzflusse zwischen dem holländischen und dem französischen Guyana, wo er hauptsächlich den Verkehr der Regierung mit den Indianen (Karaiben und Arowaken) und den Buschnegern zu besorgen hatte und wo er gleichzeitig einen Store (Kaufladen) hielt und eine Pflanzung betrieb, welche er zu einer Musterfarm zu machen gedachte. In amtlicher Eigenschaft wie aus eigenem Drange bereiste er die Kolonie nach allen Richtungen, um Land und Leute kennen zu lernen, und erwarb sich so jene gründliche Kenntnis von Guyana, welche ihn in den Stand setzte, in zwei wahrheitsgetreuen, gediegenen Büchern die beste und sorgsamste Schilderung jenes höchst interessanten und an Hülfsquellen so reichen schönen Tropenlandes zu liefern, über dessen Verkommenlassen durch die holländische Mißregierung ihm stets das Herz blutete. Durch diese vorzüglichen, streng auf eigener Anschauung und Erfahrung beruhenden Bücher hat sich Kappler um die Förderung der Erdkunde sehr verdient gemacht; außerdem hat er durch die von ihm gesammelten Naturalien die Zoologie und Botanik von Südamerika sehr bereichert und die naturhistorischen Sammlungen des kgl. Naturalienkabinets in Stuttgart mit ihren wertvollsten Schätzen versehen. Im Jahr 1879 trat Kappler in den Ruhestand, kehrte nach Europa zurück und benützte seinen Lebensabend zur Aufzeichnung seiner reichen Erfahrungen und zu Reisen nach Italien, nach dem Orient und um die Welt. Ein strebsamer, ungemein rühriger und empfänglicher Geist, welcher an allen höheren Interessen den regsten Anteil nahm und unabläßig bemüht war, an sich fortzubilden, ein Mann von gewaltiger Willens- und Thatkraft, voll Geradheit, Biederkeit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit, hat er sich überall, wohin ihn sein Geschick führte, einen großen Kreis aufrichtiger Freunde und Verehrer erworben, welche den einfachen, wackeren, an Geist und Körper so gesunden und sympathischen Mann schmerzlich vermissen und bedauern, daß es ihm nicht mehr vergönnt war, einige weitere wissenschaftliche Pläne zu verwirklichen.

Außer seinem ersten, kleineren, 1853 bei Schweizerbart hier erschienenen Buche, welches die Erlebnisse seiner Soldatenzeit in Surinam schildert und verschiedenen wertvollen Beiträgen zu Zeitschriften hat er noch zwei größere Werke von bleibendem Werte für die Erdkunde herausgegeben, nämlich:

Holländisch-Guyana; Erlebnisse und Erfahrungen während eines 43jährigen Aufenthalts in der Kolonie Surinam. Mit einer Karte der Kolonie und einem Holzschnitt. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1881, und

Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Naturverhältnisse mit Bezug auf Kolonisation. Mit Holzschnitten und einer Karte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1887.

---

## Litteratur.

Wir vernehmen soeben, daß Iwan v. Tschudi's Reisehandbuch (der Tourist in) der Schweiz, welches in diesem Frühjahr in seiner 29. Auflage erschien, infolge des Todes des Verfassers nebst seinen übrigen Reisewerken in den Verlag von Orell Füßli u. Co. in Zürich übergegangen ist, welche das Reisehandbuch unter einer kompetenten, unabhängigen und ehrenhaften Redaktion in demselben Geiste und mit demselben Fleiße wie der

Digitized by Google

Verstorbene fortzuführen beabsichtigen und mit diesem Werke den Namen und das dankbare Andenken an die großen Verdienste seines Verfassers erhalten werden. Tschudi's Reisehandbuch ist unbestreitbar das beste und von allen anderen unerreichte Handbuch der herrlichen Schweiz und namentlich in seiner 29. Auflage, der letzten, welche der unermüdliche Verfasser noch selbst überarbeitet hat, auf der Höhe der Zeit erhalten, wie kein anderes; es ist derjenige Reiseführer, welcher die reichste und sicherste Spezialkunde bietet und namentlich für den ernsteren Besucher und Fußwanderer unentbehrlich ist. Wir freuen uns daher, daß das wertvolle Werk in solche Hände gekommen und unter den Schutz einer solch umsichtigen und patriotischen Verlagshandlung gestellt worden ist, welcher wohl die ganze emsige Mitwirkung des Schweizer Alpenklubs ebenso treu zur Verfügung steht wie dem braven, intelligenten, unermüdlichen, uneigennützigen, ehrenhaften und gefälligen verstorbenen Verfasser, dessen hohe Verdienste um die Schweizer Landeskunde gar nicht hoch genug gewürdigt werden können. r.

* Baumgarten, Dr. Johann: Deutsch-Afrika und seine Nachbarn im schwarzen Erdteil. Mit einer Karte von Deutsch-Afrika. Berlin 1887, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. — Eine „Rundreise in abgerundeten Naturschilderungen, Sittenszenen und ethnographischen Charakterbildern" nennt der schon durch Werke ähnlicher Art in weiteren Kreisen rühmlichst bekannte Verfasser das vorliegende Buch. Dasselbe wendet sich an alle Freunde der geographischen Wissenschaft und der deutschen Kolonialbestrebungen in Afrika und will denselben an der Hand der besten und neuesten Quellen abgerundete Skizzen und Bilder aus dem Leben und Treiben der Eingeborenen und naturgetreue Schilderungen namentlich der jetzt unter deutscher Schutzherrschaft stehenden Ländercomplexe bieten. Außer den deutschen Schutzgebieten werden aber auch noch andere Gebiete in Betracht gezogen, so daß mit geringer Ausnahme fast alle wichtigen afrikanischen Länder auf der interessanten Rundreise berührt werden. Bei der großen Belesenheit des Verfassers sind nicht nur deutsche Arbeiten berücksichtigt worden, sondern in gleicher Weise auch solche anderer Sprachen. Während manche Abschnitte einfache Wiedergaben oder Uebertragungen der Quellen sind, haben andere eine völlige Umarbeitung, zum Teil selbständige Bearbeitung erfahren, bei der dann des Verfassers großes Geschick zu derartigen populären Darstellungen zum Vorschein kommt. Die beigegebene Uebersichtskarte genügt für den Zweck des Buches, dem wir — auch in Anbetracht seines geringen Preises — eine große Verbreitung wünschen. Dr. W. Brch.

## Notizen.

* Die im Jahre 1767 entdeckte Gruppe der Wallis-Inseln wurde im April dieses Jahres von Frankreich in Besitz genommen. Sie liegt zwischen dem Fidschi- und dem Samoa-Archipel und besteht aus neun Inseln. Es handelt sich dabei um Gewinnung einer Etappenlinie auf dem Wege nach Australien, Neuseeland und Neucaledonien vom zukünftigen Panamá-Kanal und um Anlegung einer Kohlenstation. Gr.

* Der Forschungsreisende Baron Miklucho Maclay ist Mitte Mai d. J. von Europa wieder in Sydney eingetroffen, wo er seine Frau gelassen hatte. Er kehrt mit derselben sofort nach Europa zurück, um ein größeres Werk über seine Forschungen in Neu-Guinea und Ozeanien herauszugeben. Er wird dann, da er von Rheumatismus viel geplagt ist und das kalte Klima des nördlichen Europa nicht mehr ertragen kann, zum bleibenden Aufenthalt nach Australien zurückkehren. Forschungsreisen gedenkt er nicht mehr zu unternehmen, also auch nicht nach Neu-Guinea. Gr.

* Der Honor. J. L. Parsons, als Regierungsresident des zu Südaustralien gehörigen Northern Territory in Port Darwin an der Nordküste von Australien placiert, spricht sich über das im Nordwesten der Kolonie Westaustralien, im Kimberley-Distrikt, entdeckte Goldfeld dahin aus: „Das Kimberley-Goldfeld ist ein Betrug, ja der reinste Betrug. Die glänzenden Berichte, welche darüber verbreitet wurden, beruhen auf Unwahrheit. Hunderte der armen unglücklichen Menschen, die sich täuschen ließen, sind von dort in Port Darwin eingetroffen und waren froh, an der von hier nach Pine Creek im Bau begriffenen Eisenbahn Arbeit zu finden." Gr.

* Den größten Weinberg der Erde besitzt der nordamerikanische Senator Leland Stanford in Californien. Der Weinberg hat einen Umfang von 4000 Acres oder 1618 ha., von denen 3000 Acres oder 1214 ha. in vollem Ertrage sind. Nach wenigen Jahren werden 5000 Acres oder 2023 ha. tragfähig sein. In der geschäftigen Jahreszeit sind täglich 300 Arbeiter engagiert, die allmonatlich zu zahlenden Löhne betragen im Durchschnitt 28,000 Mark. Im letzten Jahre wurden 40,000 Gallonen oder 181,720 Liter Wein gekeltert. Der ganze Landbesitz des Senators begreift ein Areal von 56,000 Acres oder 22,661 ha. Gr.

* Die von der Kolonie Queensland ausgeschickte Victory-Expedition, welche von der Höhe des Papua-Golfes aus in das Innere von Neu-Guinea einzudringen versuchen sollte, ist um Mitte Mai zurückgekehrt. Man entdeckte zwei sehr bedeutende, wichtige Flüsse, die man mit dem Dampfer über hundert e. Mln. hinauffahren konnte. Der an der Nordküste des Golfes mündende Aird River erwies sich als eine der vielen Mündungen des einen der beiden entdeckten Flüsse, welcher Douglas benannt wurde, der andere Fluß verlief östlich vom Douglas und man taufte ihn Jubilee. Gr.

● Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. ●

So eben erschienen:

**Der gestirnte Himmel.**

Eine gemeinverständliche Astronomie
von **Professor Dr. W. Valentiner**
in Karlsruhe.

Mit 69 Abbildungen im Text und 2 Tafeln in Farbendruck. gr. 8. geh. 6 M.

Es ist nicht leicht, die hochinteressante Wissenschaft, welche wir Astronomie nennen, auch einem größern Publikum zugänglich zu machen, und doch gibt es Tausende von Naturfreunden, welche den Wunsch hegen, im Gebiete des gestirnten Himmels etwas heimisch zu werden.

Diese dürften das Erscheinen des vorliegenden Buches mit Freuden begrüßen, denn der Verfasser hat es in ganz hervorragender Weise verstanden, wissenschaftlichen Geist und allgemein verständliche, fesselnde Darstellung zu verbinden.

Zahlreiche sorgfältig ausgeführte Illustrationen erleichtern das Verständniß.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 46.** Stuttgart, 14. November **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Schattenseiten des Welthandelsverkehrs. Eine Studie. Von F. Baron v. Thümen. S. 901. — 2. Die Bermuda-Inseln. S. 905. — 3. Lose Blätter aus den Annalen von Potosi. Von Chr. Nusser. S. 910. — 4. Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 915. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 918. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 920.


## Schattenseiten des Welthandelsverkehrs.

Eine Studie.

Von F. Baron v. Thümen.

I.

Schon viel und oft ist über die außerordentlichen Vorteile geschrieben und gesprochen worden, welche der Allgemeinheit erwachsen durch den von Tag zu Tag sich großartiger gestaltenden internationalen oder — um einen noch prägnanteren Ausdruck zu gebrauchen — Welthandelsverkehr. Manch schwungvoller Panegyrikus ward schon gehalten, manch langatmige Arbeit verfaßt und mit den unendlichen Zahlenreihen mühsam kombinierten statistischen Materials belegt, um der Menschheit all die Segnungen und all die Vorteile vor Auge zu führen, die ihr heutigen Tags zu Teil werden, wo eine Schranke des Verkehr um die andere fällt, wo — dank den großartigen Errungenschaften der modernen Technik — ehemals schier unendlich erscheinende Entfernungen, man möchte beinahe sagen: zu Nichts zusammenschrumpfen.

Und gewiß haben diese begeisterten Lobredner auch vollkommen recht, wenn sie den großartigen Aufschwung preisen, den in neuerer und neuester Zeit der Produktenaustausch auf unserer Erde genommen hat. Das, was wir heute mit dem Ausdrucke Welthandelsverkehr bezeichnen, ist eine Errungenschaft durchaus modernen Charakters, von welcher man — selbst noch vor kaum einem halben Jahrhundert — absolut keine Ahnung hatte. Wohl fand schon im graueſten Altertum, zu den Zeiten der Phönikier, ein Verkehr mit Handelsprodukten zwischen verhältnismäßig weit entfernten Gebieten statt und wohl wuchs ein solcher Warenaustausch in gleichem Schritte mit der sich immer mehr vervollkommnenden Schifffahrt. Aber was will dies alles sagen gegen die Verhältnisse, wie sie heute herrschen und wie wir Kinder des 19. Jahrhunderts sie schon als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen! Die Dampfkraft allein ist es, welche alles dies hervorgerufen hat. Sie hat es bewirkt, daß innerhalb des letzten halben Säkulums großartigere Fortschritte auf dem Gebiete des Verkehrs erzielt wurden, als ehedem in vielleicht 1000 Jahren, daß an Stelle des früheren, in beschränkten Grenzen sich bewegenden Warenaustausches von Land zu Land ein Welthandelsverkehr getreten ist.

Es soll jedoch an dieser Stelle heute nicht die Entwickelung und Ausbildung der internationalen Handelsbeziehungen erörtert, es sollen nicht, was so oft schon geschehen — wie bereits oben angedeutet — die Segnungen aufgezählt werden, welche durch einen derartigen Umschwung der Verhältnisse herbeigeführt worden sind. Im Gegenteil! Es soll einmal das direkt Umgekehrte geschehen. Haben es andere unternommen, die Lichtseiten der neuen Weltordnung zu schildern, so wollen wir es einmal versuchen, unsere Leser mit deren Schattenseiten bekannt zu machen, ihnen das Kehrbild der Medaille zu zeigen. Spricht doch schon ein altes Wahrwort davon, daß dort, wo es viel Licht gibt, es auch manchen Schatten geben muß. Wer wollte sich auch erkühnen, das Zutreffende dieser Behauptung anzuzweifeln! Ganz gewiß kann es uns nicht in den Sinn kommen, die immensen Vorteile nicht anerkennen oder selbst nur verkleinern zu wollen, die der Menschheit im großen und ganzen, die aber auch jedem einzelnen von uns aus der modernen Neugestaltung der Verkehrsverhältnisse erwachsen.

Sicherlich kann niemand den Segen bereitwilliger




Digitized by Google

anerkennen als wir, das soll aber auch andererseits kein Grund sein, blind uns zu verschließen gegen die Nachteile, welche eine solchergestalt veränderte Sachlage naturgemäß mit sich bringen muß. Es ist dies ein Thema, welches bisher immer nur gestreift ward, dem man gern aus dem Wege gieng und über welches wir, bedauerlicherweise, noch jedwede eingehende und gründliche Arbeit vermissen. Eine solche unseren Lesern zu bieten, fühlen auch wir uns heute noch nicht befähigt genug, so manche Zeit und Mühe verschlingende Vorarbeit steht noch aus. Ohne daher auch nur im mindesten einen Anspruch auf Vollständigkeit und absolut erschöpfende Behandlung des Gegenstandes erheben zu wollen, bezeichnen wir unsere Ausführungen lediglich als eine Studie, als bescheidenen Vorläufer einer hoffentlich in nicht allzu langer Zeit fertig zu stellenden diesbezüglichen größeren Arbeit.

Die Schattenseiten des Welthandelsverkehrs, bezw. die Nachteile, welche derselbe mit sich bringt, lassen sich in verschiedene größere Gruppen einteilen. Da haben wir zuvörderst jene, welche einen direkt verderblichen Einfluß auf den Menschen selbst involvieren. In zweiter Linie aber sind alle die zu berücksichtigen, durch welche Schädiger und Feinde, bisher in dem einen Lande oder auch selbst Weltteil unbekannt, eingeführt werden und nunmehr Kulturgewächse, Haustiere, Industrie-Produkte bedrohen und zerstören, ja, die in manchen Fällen sogar den Wert von Grund und Boden beeinträchtigen. Es läßt diese Gruppe sich ungezwungen wieder in zwei Abteilungen zerlegen, in die, welche die Einschleppung schädlicher Tiere, und jene, welche die Einschleppung schädlicher Gewächse in sich begreift.

Während — um mit jenen Schattenseiten zu beginnen, durch die eine direkte Schädigung des Menschen herbeigeführt wird — in älterer Zeit Seuchen der verschiedensten Art von einem Lande in das andere verschleppt wurden und oft genug ihren Weg durch unzählige Grabeshügel bezeichneten, war doch dazumal die Aus- und Weiterverbreitung einer Epidemie ungleich langsamer und weniger allgemein, als dies der Fall heutzutage ist, entsprechend eben dem so wenig ausgebildeten früheren Verkehrswesen im Vergleich zu dem heutigen, für Personen wie für Güter jede Fessel sprengenden. Cholera und gelbes Fieber namentlich haben erst infolge Inaugurierung des Weltverkehrs auch einen universellen Charakter angenommen. Eisenbahnen und Dampfschiffe befördern in der Gegenwart binnen kürzester Zeit die Menschen und die Waren von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent, mit diesen aber auch den Ansteckungsstoff der Seuche. Auch die Art und Weise, welche jetzt der Handelsverkehr angenommen hat, leistet einer Weiterverbreitung epidemischer Krankheiten wesentlichen Vorschub. Wo konnte es früher vorkommen, daß ganze Schiffsladungen Lumpen — für die Papierfabrikation bestimmt — auf weiteste Entfernungen transportiert wurden, wie solches heutzutage ganz regelmäßig der Fall ist. Und so manche Seuche: Pocken, auch Cholera, ist durch derlei wenig appetitliche Fracht schon in Hafenstädten eingeschleppt worden. Gewiß wird auch eine andere Thatsache noch manchem in der Erinnerung sein, jene nämlich, daß gewissenlose Spekulanten in New-York, Veracruz und weiteren nord- wie mittelamerikanischen Seehandelsplätzen die Kleidungsstücke der massenhaft dem Yellow-Jack (gelben Fieber) erlegenen Personen für eine Bagatelle aufkauften und dann in ihren Fahrzeugen weit forttransportierten, behufs Verkaufs. Auf diese Weise ward zu wiederholtenmalen schon die erwähnte furchtbare Krankheit nach Hafenplätzen eingeschleppt, wo sie sonst nicht auftritt. Die Westküste Südamerika's, China, Japan, die Sandwichinseln hatten schwer zu leiden infolge solcher Schurkereien. Unmöglich wäre aber derartiges ganz unbedingt gewesen zu einer früheren Zeit, in welcher umständlichere Verkehrsverhältnisse und daraus sich ergebende hohe Frachtsätze die Verschiffung solcher an und für sich sehr geringwertiger Waren gar nicht zuließen. Auch z. B. die interozeanen Eisenbahnen in Nordamerika befördern wesentlich die Weiterverschleppung von Krankheiten auf größte Entfernungen. Früher starb der Kranke unterwegs, heute durcheilt er mit Windesschnelle unermeßliche Strecken und der in ihm ruhende Keim zum Tode kommt erst am entlegenen Bestimmungsorte zur Entwickelung, häufig genug Anlaß gebend zum Entstehen einer mörderischen Epidemie.

Auch noch ein anderer Fall muß hier seine Besprechung finden, wenn auch — zum Glücke — das Unheil, welches sich ergab, lediglich als Konsequenz eines internationalen Handelsverkehrs, ein nur vergleichsweise unbedeutendes war und eigentlich mehr die Bezeichnung einer Kuriosität verdiente. Es hatten Budapester Getreidehändler in den letzten Jahren große Quantitäten Gerste aus den Ländern am Schwarzen Meere bezogen und jedesmal wenn derlei Sendungen am Bestimmungsorte ausgeladen wurden, erkrankten die betreffenden Arbeiter an einem „geheimnisvollen" Hautleiden, welches bei einzelnen so heftig auftrat, daß sie ihre Beschäftigung nicht fortzusetzen vermochten. Geraume Zeit dauerte es, bis man der Ursache dieses Uebels auf die Spur kam — und es war eine kleine, winzige, in den Gebieten, aus denen die Gerste stammte, heimische Milbenart, die in ungezählten Millionen von dort mit dem von ihr bewohnten Getreide nach Ungarn eingeschleppt worden war und nun hier auf die Menschen überwanderte, sich in deren Haut einbohrte und höchst schmerzhafte Entzündungen hervorrief. Es dürfte zu befürchten sein, daß der kleine Plagegeist nicht wieder verschwinden, sondern sich dauernd im Lande erhalten werde; jedenfalls eine höchst unwillkommene Bereicherung der Fauna.

Zu den größten Schattenseiten des Welthandelsverkehrs muß auch die — selbstredend stets zufällige und gegen den Willen der Betreffenden erfolgende

Digitized by Google

— Einschleppung von allerhand Feinden der Kulturpflanzen gerechnet werden. Man wird dabei, wie bereits angedeutet, wieder zu unterscheiden haben Feinde aus dem Tierreiche und solche aus dem Pflanzenreiche; welche dieser beiden Gruppen schon mehr Unheil im Gefolge gehabt hat, wird kaum zu bestimmen sein, da beide zu ihren Angehörigen Schädlinge der allerschlimmsten Sorte zählen.

Der gefährlichste aller bis jetzt überhaupt bekannten tierischen Pflanzenschädlinge dürfte wohl ohne Zweifel die Reblaus sein, jenes kleine, unscheinbare, im Verborgenen, tief unten im Schooße der Erde hausende Geschöpf, dem schon Hunderte und Aberhunderte von Millionen an Werten zum Opfer gefallen sind, das ganze Provinzen, die vor einem, längstens zwei Dezennien noch reich und blühend waren, an den Rand des Ruines gebracht hat. Die Geschichte der Einschleppung der Phylloxera ist eine so allgemein bekannte, daß näher hier darauf einzugehen wohl überflüssig sein dürfte. Das aber muß doch gesagt werden, daß an der beispiellosen Ausbreitung des Schädlings nunmehr über alle Weinbau-treibenden Gebiete der ganzen Erde der heutige Welthandelsverkehr die Haupt-, wenn nicht die einzige Schuld trägt. Nach Frankreich gelangte das Insekt mit bewurzelten nordamerikanischen Reben, die mehr oder weniger aus Kuriosität, nicht aus Notwendigkeitsgründen, eingeführt wurden. Wie aber die Phylloxera nach den meisten der anderen Länder kam, in denen sie heute haust und die sich natürlich beeilten, die strengsten Absperrungsmaßregeln anzuordnen, als die große Gefährlichkeit des Insekts erst einmal erkannt worden war, das entzieht sich mehr oder weniger ganz unserer Kenntnis. Genug — es vergiengen nur einige Jahre und die Reblaus tauchte erst hier, dann da in einem neuen Weinlande auf, so daß sie, wie gesagt, heute über die ganze Erde verbreitet ist. Der internationale Verkehr, der Welthandel mit allen möglichen Produkten, Erzeugnissen und Rohstoffen war auch hier der höchst unwillkommene Vermittler gewesen und hatte, oft vielleicht mit der heterogensten Ware, an deren Ungefährlichkeit zu zweifeln niemand in den Sinn kam, den winzigkleinen, aber furchtbaren Feind von einem Lande, von einer Küste, von einem Erdteil zum anderen transportiert.

Aehnliche Schäden, wie sie die Phylloxera in den Weingärten anrichtet, sahen viele vor einigen Jahren im Geiste auch schon in unseren Kartoffelfeldern entstehen, als es bekannt geworden, daß der in Nordamerika sich so verderblich erweisende Kartoffelkäfer auch nach Europa eingeschleppt worden war. Möglich aber war solches auch nur durch die Gestaltung unseres modernen internationalen Handelsverkehrs, denn wer wäre früher auf die Idee gekommen, die so ordinäre und billige Kartoffel schiffsladungsweise über den Atlantischen Ozean zu uns herüber zu verfrachten.

Nun bekanntlich gieng diese Gefahr für unseren Kartoffelbau — vorläufig wenigstens — gnädig vorüber; der gefräßige Käfer schien sich im alten Europa nicht recht wohl zu fühlen und ist heute bereits wieder vollständig verschwunden. Nicht so gut gieng es uns aber mit einem anderen, ebenfalls nordamerikanischen Schädling, der Blutlaus. Dieses nicht minder winzig-kleine Untier verbreitete sich von Nordfrankreich aus, wo es zuerst in die Erscheinung trat, mit großer Schnelligkeit und muß heute fraglos als der schlimmste aller Apfelbaumfeinde bezeichnet werden, dem schon ungezählte Tausende der schönsten Exemplare zum Opfer gefallen sind.

Auch noch einen dritten, dem Tierreiche angehörenden, höchst unangenehmen Schädling verdanken wir unseren regen Handelsbeziehungen mit Nordamerika; es ist dies die sogen. Mehlmotte, die erwiesenermaßen mit Mahlprodukten aus den Vereinigten Staaten zu uns eingeschleppt worden und sich, zum größten Schaden vieler Mühlenetablissements, heute schon ganz eingebürgert hat. Die Vermehrung dieses Geschöpfes ist eine so außerordentliche, daß es schon wiederholentlich vorgekommen ist, wie die massenhaft produzierten Gespinnste die Cylinder völlig verstopften und der Betrieb infolge dessen eingestellt werden mußte. Die Mühlen im nordwestlichen Deutschland, in Holland, Belgien und Nordfrankreich haben namentlich unter dieser Kalamität zu leiden.

Wahrscheinlich mit Bau- und Nutzholz, welches aus tropischen Gegenden importiert worden, hat Europa auch jene schlimmen Gäste zugeführt erhalten, die in der gesamten heißen Zone so unglaubliche Verwüstungen oft in denkbar kürzester Zeit anrichten, die Termiten, fälschlich auch „weiße Ameisen" genannt. In Sicilien haben diese Tiere sich als Zerstörungsobjekt die Weinreben ausgesucht und ganz große Anpflanzungen solcher wurden schon getötet, indem die Insekten — getreu ihrer Lebensweise in den Tropen — eine äußere, dünne Schicht des Holzes unberührt ließen, im Innern des Stockes und der Ranken aber alles aushöhlten. So schlimm aber auch die Termiten hier den Reben mitspielen und so groß die Verluste sind, die einzelnen Besitzern daraus erwachsen, so will dies doch nichts sagen gegen die Schäden, welche die genannten Holzbewohner anderwärts, und dies zwar in einigen Hafenstädten, wie La Rochelle, Rochefort, Marseille, Bordeaux u. s. w. an den Piloten, bezw. den als Roste dienenden Stämmen anrichten, auf welchen Gebäude aller Art, Ladungsquais u. s. w. aufgeführt sind. Die Kosten, welche durch den schnellen Ruin dieser Holzbauten verursacht werden, sollen ganz ungeheure sein und die Gefahr ist eine unaufhörlich drohende, da die Termiten, wie bemerkt, unsichtbar, im Innern des Holzkörpers, ihrem Vernichtungswerke obliegen. Ganz neuerdings wird auch berichtet, daß in den Pfahlroststämmen, auf denen ganz Venedig steht, Termiten aufgefunden worden sein sollen. Auch im Holzwerk von Gewächshäusern haben sich schon zuweilen Termiten angesiedelt und dasselbe zum Zu-

Digitized by Google

sammenbrechen gebracht, so beispielsweise in Schönbrunn bei Wien.

Ebenfalls aus Tropenländern eingeschleppt, ist seit längerer Zeit bereits in den meisten unserer Warmhäuser der Gärten die sogen. Kaffeelaus. Es ist dies eine Schildlausart, die eine wahrhaft schreckliche Plage in den Treibhäusern geworden ist und die, wenn man nicht unausgesetzt mit ihrer Zerstörung sich beschäftigt, imstande ist, binnen kürzester Frist die wertvollsten Pflanzen zu vernichten.

Recht verderblich, wenn auch bisher immer nur in einzelnen Orten, haben sich andere Insekten erwiesen, die, gleichfalls aus fremden heißen Ländern mit Handelsprodukten der verschiedensten Art eingeschleppt, auch bei uns, im gemäßigten Klima, nunmehr ihre verderbliche Thätigkeit entfalten. Von den mancherlei Tieren, welche da zu erwähnen wären, mögen nur einzelne aufgezählt werden, und dies schon auch des Umstandes willen, weil manche Tierspezies sich nur eine Reihe von Generationen hindurch erhält und dann wieder ausstirbt, während anderen wieder wohl ein erhebliches Interesse zukommt in rein wissenschaftlich-entomologischer Hinsicht, der durch sie hervorgerufene Schaden jedoch ein nur unbedeutender und dabei auch zumeist nur lokal begrenzter ist.

Der bei den Kolonialwarenhändlern unter dem Namen „Glander" sich eines keineswegs guten Rufes erfreuende kleine Reiskäfer wurde uns aus dem Süden, vermutlich aus Ostindien, eingeschleppt und richtet hier und da in größeren Reis-, aber auch in Maislagern, ziemliche Verheerungen an. Zum Glück ist seine Vermehrung in unseren Breiten eine nicht sehr schnelle und große. Mehrere Brotkäfer-(Trogosita-)Arten, ursprünglich nur in Nordafrika und dem südlichsten Europa zu Hause, sind durch allerlei Handelswaren nunmehr so ziemlich über unseren ganzen Kontinent verbreitet worden. Die Larven derselben verursachen oft recht empfindliche Schäden auf Getreideböden, wie nicht minder in Bäckereien und Verpflegsmagazinen, da sie mit Vorliebe auch Brot angehen und dasselbe verunreinigen und ungenießbar machen. Der Brotbohrer (Annobium panniceum) ward durch Schiffsvorräte, namentlich „Schiffszwieback", über fast die ganze Erde verbreitet und heute sucht er, ebenso, wie bei uns, auch in fremden Kontinenten, die Niederlagen der Kolonialwaren- und Mehlhändler, der Apotheker, Konditoren, Bäcker u. s. w. heim, wie nicht minder die Herbarien und sonstigen botanischen Sammlungen, denn alle mehl- und zuckerhaltigen Pflanzenstoffe werden von ihm mit größter Gier gefressen. In verschiedenen deutschen und englischen Gerbereien, bezw. Lederhandlungen, sollen in neuester Zeit auch gewisse Käfer aufgefunden worden sein, welche das Rohleder auf gar schlimme Art zernagen, und die aus Südamerika — der Argentinischen Republik — zuerst eingeschleppt wurden, sich aber nunmehr bei uns ganz gut zu akklimatisieren scheinen. Aehnliches berichtet man von einem ostindischen Käfer, welcher die halbreifen Kaffeebohnen anbohrt und seine Eier hineinlegt; diese verwandeln sich dann unterweges, bezw. auch erst bei uns in den Magazinen, zu Larven und von diesen wieder wird nicht nur das Zerstörungswerk fortgesetzt, sondern es sollen dieselben auch — wenigstens ward solches seinerzeit mitgeteilt — Erbsen, Bohnen und überhaupt Hülsenfrüchte angreifen. Endlich darf auch nicht übergangen werden, daß mit tropischen Nutz- und Farbhölzern auch schon mancherlei verderbliche Holzfeinde bei uns eingeschleppt worden sind; in der Mehrzahl der Fälle jedoch giengen diese Tiere schon nach wenigen Generationen wieder völlig zugrunde.

Wenn der Ausdruck für etwas so Abscheuliches gebraucht werden darf, so könnte man sagen, daß die Ausbreitung des Ungeziefers über die ganze Erde in wahrhaft großartiger Weise sich mit Hülfe des internationalen Handelsverkehrs vollzogen hat. Die gemeine Bett- oder Hauswanze, ursprünglich wohl nur in Ostindien zu Hause, war durch Güter und Wanderer wohl schon vor mehr als 2000 Jahren nach Südeuropa eingeschleppt worden und galt damals schon den alten Römern und Hellenen als überaus lästige Plage. Lange währte es jedoch, bis das Tier sich auch in nördlicheren Gegenden verbreitete. Es ist eine historisch verbürgte Thatsache, daß erst im 11. Jahrhundert die kleinen Blutsauger am Rhein erschienen, und daß England bis in das 16. Säkulum vor ihnen verschont blieb. Dann erst hielten dieselben auch dort ihren Einzug, und zwar in und mit dem Hausrate aus Frankreich ihres Glaubens wegen flüchtig gewordener Hugenotten. Später aber gieng die Verbreitung der Bettwanzen mit um so größerer Rapidität vor sich, gleichsam als wollten die Tierchen das früher Versäumte nunmehr nachholen. Auch hier war es der Welt-, der internationale Handelsverkehr, der die Vermittelung übernahm, mit dessen Hülfe der Parasit von Land zu Land geschleppt ward und, Dank der ausgebreiteten Schifffahrt, dürfte es heute, sehen wir von den polaren Regionen ab, kein Land, mit dem Europa in Handelsverbindung steht, geben, in welchem sich nicht auch das kleine, braunrote Ungeheuer eingenistet und heimisch gemacht hätte.

Desgleichen war der immer mehr sich ausdehnende und neue Gebiete sich erobernde Handelsverkehr die Ursache, daß noch ein anderes Ungeziefer, dessen ursprüngliche Heimat wir ebenfalls in den wärmeren Strichen Asiens zu suchen haben, sich nicht nur über fast ganz Europa verbreiten konnte, sondern neuerdings auch sogar schon nach Nordamerika und dem australischen Festlande vorgedrungen ist. Es ist die gemeine Küchenschabe gemeint, einer der lästigsten Hausgäste bekanntlich, den es nur geben kann, und den seine verborgen „im Dunkeln schleichende" Lebensweise und die Resistenzkraft seiner Larven und Puppen ganz besonders befähigt, sich mit Waren jeglicher Art weithin transportieren zu lassen.

Uebrigens hat sich die neue Welt thunlichst revanchiert

Digitized by Google

und für die Küchenschabe, welche wir ihr in unseren Schiffen übersandten, uns ihre Baratten oder Kakerlaken herübergeschickt. Es sind dies auch eine Art Schaben, nur etwa um die Hälfte größer als die unseren, deren Freßgier Dimensionen erreicht, von denen es schwer hält, sich eine Vorstellung zu machen. Erzählt doch u. a. Burmeister, daß diese alles benagenden Tiere ihm sogar die Verschlußoblaten von Briefen weggefressen hätten. Mit Waren sind also, wie bemerkt, diese liebenswürdigen Insekten schon in verschiedene europäische Hafen- und Handelsstädte eingeschleppt, so beispielsweise auch nach Berlin, und hier scheinen sie sich recht wohl zu befinden und ihre Vermehrung läßt nichts zu wünschen übrig.

Recht erschreckend mag es im ersten Augenblicke auch klingen, daß selbst die gefürchteten Moskitos aus Amerika schon mit ihrer Einwanderung bei uns begonnen haben; können doch Reisende nicht Schreckliches genug von diesen geflügelten, jede Schutzvorrichtung durchdringenden Blutsaugern berichten. Es sind in der That zu wiederholtenmalen Moskitos, bezw. deren Larven und Eier, mit Waren nach verschiedenen europäischen Orten, so z. B. Frankfurt am Main, Darmstadt, Nantes u. s. w., verschleppt worden und hier haben dann faktisch dieselben einige Zeit lang ihr Unwesen getrieben. Lange jedoch hat dies niemals gedauert, diese Art von Mücken muß doch wohl andere Lebensbedingungen, vor allem mehr Wärme bedürfen, als sie bei uns findet, und so sind denn die Moskito-Einwanderungen, die sich übrigens häufig wiederholen und bei dem stetig zunehmenden Import amerikanischer Waren sicherlich immer öfter und öfter einstellen werden, nicht gar so gefährlich, als es den Anschein hat. Jedenfalls steht aber doch das fest, daß wir auch diese Plagegeister den interkontinentalen Handelsbeziehungen zu verdanken haben.

Neben diesen vorstehend namhaft gemachten Ungeziefer-arten aus dem Reiche der Insekten stehen aber auch solche aus der Klasse der Säugetiere, welche durch den Handel, und nur durch diesen allein, über so ziemlich die ganze Erde verbreitet wurden — die Ratten. Die Einwanderung der Wanderratte an und für sich in Europa, welche erst im vorigen Jahrhundert vor sich gieng, vollzog sich allerdings nicht mit einer mittelbaren Hülfe des Menschen, bezw. ward sie nicht durch Warentransporte veranlaßt, sondern entsprang sicherlich nur einem plötzlichen Wandertriebe der Tiere, für den ein plausibler Erklärungsgrund allerdings von den Forschern bisher noch nicht aufgefunden ward. Die weitere Verbreitung der Wanderratte wurde dafür aber ausschließlich durch den Menschen, wenn auch natürlich sehr gegen dessen Willen, verursacht. Der Handel ist es, der diese Tiere überallhin verbreitet hat, und mit Bestimmtheit kann man sagen, daß irgend ein Ort, an welchem es heutzutage keine Wanderratten gibt, auch vollkommen außerhalb des großen Handelsverkehrs liegt. Aehnlich verhält es sich auch mit der gemeinen Hausratte. Korrekter allerdings müßte es heißen: es verhielt sich, denn es ist ja eine allbekannte und schon oft genug erörterte Thatsache, daß die Hausratte überall von der Wanderratte vertrieben wird und erstere thatsächlich einer völligen Ausrottung entgegengeht. Nach all den Orten nun, wohin der Handel früher die Hausratte eingeschleppt hatte, dahin brachte er unzweifelhaft späterhin auch die Wanderratte. Und so wie diese es in Europa gethan, wo man in ganzen großen Ländern heute keine einzige Hausratte mehr findet, so that sie es auch in der Ferne und das ehedem dominierende Nagetier ward durch das später eingewanderte oder besser: eingeschleppte, nach und nach gänzlich verdrängt.

(Schluß folgt.)

---

## Die Bermuda-Inseln.

Diese kleine Inselgruppe im Nordatlantischen Ozean, welche in Deutschland in weiteren Kreisen wohl wenig, vielleicht nur dem Namen nach bekannt sein dürfte, wird von den Engländern und Nordamerikanern zu Westindien gerechnet; ihrer geographischen Lage nach ist sie jedoch schon ihrer räumlichen Entfernung wegen nicht mehr zu Westindien, welches ausschließlich zur tropischen Zone gehört, zu zählen, sondern als eine für sich allein dastehende Gruppe zu betrachten.

Sie wird von einer von Anzahl Inseln, Inselchen und einzelnen Felsen gebildet, welche der Zahl nach den Tagen im Jahre gleichkommen sollen und welche an der Südostseite eines großen Riffes liegen, das sich in elliptischer Form in seiner größten Ausdehnung etwa von Südwest nach Nordost in einer Länge von 25 Seemeilen[1] erstreckt, während seine Breite etwa 10 bis 12 Seemeilen beträgt. Dieses in seiner Art einzig dastehende Riff liegt mit seiner Mitte auf etwa 64° 50′ w. L. von Gr. und 32° 20′ n. Br., ist ganz vom Wasser bedeckt und gewährt den Inseln einen wirksamen Schutz gegen die Wucht und den Andrang der von häufigen Stürmen aufgetürmten Wogen des Atlantischen Ozeans, bildet zugleich aber auch, mit Ausnahme der wenigen, schwierig zu befahrenden Durchfahrten, eine undurchdringliche Linie von Riffen und gefährlicher Brandung, welche kein Schiff passieren kann.

Das Riff besteht aus weißlichem Kalk- und Sandstein, welcher stellenweise aussieht, als ob er aus zu Atomen zerstampften Muscheln zusammengesetzt wäre, und aus kalkartigem Thon, welcher dem weißen Pfeifenthon ähnelt. Auf diesem Untergrunde wachsen auf unzähligen Stellen Korallen von den verschiedensten Arten, welche, da sie in kurzer Zeit eine solche Höhe erreichen, daß sie gefährliche Untiefen bilden, große Gefahren für die Schifffahrt auf diesem Riff in sich bergen. Das Wasser auf demselben ist so klar, daß man selbst in beträchtlichen Tiefen kleine

[1] Seemeile ist der 60. Teil eines Aequator-Grades.



Digitized by Google

Gegenstände erkennen kann, wie z. B. eine Thaler-große Muschel in 16—18 Fuß Tiefe. Der Meeresboden mit seinen mancherlei Korallengebilden, den überall an den Felsstücken angehefteten farbigen Seeanemonen mit dem nimmer rastenden Spiel der zahlreichen, buntfarbigen Saugarme, den zwischen den Felsen und Korallen sich tummelnden Krustentieren und Fischen von den wunderlichsten Formen und mannigfaltigsten Farben, gewährt daher auch bei klarem, ruhigem Wetter einen wunderbaren unbeschreiblichen Anblick.

Dieser Durchsichtigkeit des Wassers verdanken es auch die Lootsen, daß sie die Schiffe durch diese unzähligen Untiefen hindurchführen können, da sie an der Färbung des Grundes und des darüber befindlichen Wassers dieselben erkennen. Braune oder farblose Flecke deuten stets Korallen oder Felsenriffe an und nur dem durch die Uebung geschärften Auge des Bermuda-Lootsen kann man die Führung des Schiffes durch dieses Chaos von Untiefen mit Sicherheit anvertrauen.

Das ganze Riff bildet ein großes Becken von einer Durchschnittstiefe von 6—7 Klafter, welches, von einem bedeutend seichteren Rande umgeben, gleichsam einen für sich abgeschlossenen Binnensee bildet. Dieser Rand, der stellenweise nur ein Klafter unter der Meeresoberfläche liegt, ist etwa eine Seemeile breit und mit zahllosen Felsen und Korallen bedeckt, und scheidet wie ein weißer Schaumgürtel, erzeugt durch die fortwährende Brandung, die tiefere Färbung des Atlantischen Ozeans, von dem hellen Grün des seichten Wassers auf dem Riff.

Die Tiefe des Wassers außerhalb des Randes ist bis auf einige Seemeilen Entfernung 10 bis 12 Klafter, nimmt dann aber mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Steilheit zu. Ungefähr 7 Seemeilen nördlich vom Riff finden wir eine Tiefe von 1375 Klafter und 2 Seemeilen davon entfernt schon 1775 Klafter; im Nordosten ist das Meer auf 10 Seemeilen Entfernung 1500, im Nordwesten auf 7 Seemeilen 2100 Klafter und südlich vom Riff auf 10 Seemeilen schon 2250 Klafter tief. Nur im Südwesten scheint sich ein Rücken von geringerer Steilheit hinzuziehen, in dieser Richtung befinden sich mehrere große Bänke, worauf von den Bermuda-Inseln aus mit Erfolg Fischerei betrieben wird; jedoch auf etwa 300 Seemeilen Entfernung erreicht das Meer auch dort eine Tiefe von 3000 Klafter. Die Steilheit und Isolierung dieser Spitze, welche sich wie ein einzelner Kegel von der ungeheuren Höhe des Montblanc mitten im Meere, vom nächsten Lande über 500 Seemeilen entfernt, aus dem Meeresboden erhebt, ist gewiß etwas Ungewöhnliches und wir können mit Sicherheit annehmen, daß der Kern ein vulkanischer Berg ist, den wir seinem Charakter nach mit Pico auf den Azoren und dem Pik von Teneriffa vergleichen können.

Die Inseln selbst nun liegen, wie schon oben gesagt, an der Südostseite des Riffs und sind in ihrer Form so unregelmäßig, wie man es sich nur vorstellen kann. Sie erstrecken sich etwa 15 Seemeilen in der vorher angegebenen Hauptrichtung des Riffs und haben eine durch zahlreiche tiefeinschneidende kleine Buchten hervorgerufene, ganz ungleichmäßige Breite, die jedoch nirgend $1\frac{1}{2}$ Seemeilen überschreitet. Der Name Bermuda-Inseln stammt von dem ersten Entdecker her, einem Spanier, Juan Bermudez, welcher auf seinem Schiffe „La Garza" um das Jahr 1503 diese Inseln zuerst gesehen haben soll. Etwa hundert Jahre später wurde von England eine kleine Flotte ausgeschickt, welche nach der jungen Kolonie Virginien den neuernannten Gouverneur Sir Thomas Gates, den Admiral Sir George Somers und einige andere Beamte begleiten sollte. Eines dieser Schiffe, worauf sich Admiral Somers befand, war noch etwa 500 Seemeilen vom Kap Henry (Einfahrt in die Chesapeak-Bay) entfernt, als sich, wie es in der Chronik heißt, die Wolken am Horizont anzuhäufen begannen und ein schwerer Sturm aus Nordost hereinbrach, welcher heulend und tobend jegliches Licht am Himmel auszulöschen schien und alles mit äußerster Dunkelheit umgab. Die Finsternis des Himmels und das Heulen des Sturmes war derart, daß selbst die kühnsten der Seefahrer mit Schrecken erfüllt wurden, denn die drohende Todesgefahr hat auf hoher See immer etwas furchtbares, da es wohl keine andere so gänzlich hülflose und verlassene Lage gibt, als in einer Seegefahr.

Nachdem während der ganzen Zeit des Sturmes die St. Elmsfeuer[1] in der Takelage sichtbar gewesen, wurde das Schiff leck und die Besatzung mußte fünf Tage lang alle möglichen physischen und moralischen Leiden und Beschwerden erdulden. Endlich bekam Sir George Land in Sicht, und als der Wind etwas nachgelassen, ließ er das Schiff auf den Strand laufen, wo es gänzlich wrack wurde. Dieses Land war Bermuda.

Zu Anfang Mai 1610 hatte Admiral Somers eine Pinnasse[2] fertiggestellt, welche er „Patience" nannte und stieß am 10. Mai in derselben mit einer kleinen Gesellschaft vom Lande ab, um die Küste von Virginien zu erreichen. Nachdem die Gesellschaft acht Tage unterwegs gewesen, bemerkte sie einen erquickenden Wohlgeruch vom Lande, ähnlich wie man ihn an der Küste von Spanien in der Nähe von Gibraltar häufig bemerkt. Die Schiffbrüchigen erreichten auch Fort Algernon in Sicherheit, aber sie fanden die Kolonie Virginien so schlecht mit Lebensmitteln versehen, daß Sir Somers beschloß, nach den Bermuda-Inseln zurückzukehren, um von dort welche zu holen. Während dieser Reise starb er in der Nähe der jetzigen Stadt St. Georges, wo ein Monument zu

[1] St. Elmsfeuer nennen die Seeleute die in kleinen Flämmchen sichtbarwerdende Ausströmung der Erdelektrizität, welche auf den Spitzen der Masten und Nocken der Raaen erscheinen, und welche nach altem Aberglauben den Schiffen mit ihren Besatzungen stets Unheil bringen.

[2] Die zweitgrößte Klasse von Booten auf Kriegsschiffen.

Digitized by Google

seinem Gedächtnis errichtet ist. Sein Neffe, der Kapitän Somers, brachte seinen Leichnam nach England und auf dessen Darstellung über die Verhältnisse der Bermuda-Inseln hin bildete sich eine Gesellschaft, welche sich zur Aufgabe machte, diese Inseln zu kolonisieren. Im Jahre 1612 landeten die ersten Ansiedler unter dem Befehl des Gouverneurs Richard Moore auf den Bermuda-Inseln, welche nach den beiden Somers auch den Namen Somers-Inseln erhielten und woraus dann später im Volksmunde die „Sommer-Inseln" (engl. Summer islands) wurden.

Seit jener Zeit sind die Bermuda-Inseln eine englische Kolonie und, obgleich als solche wohl von nur geringer Bedeutung, sind sie in neuerer Zeit als hervorragende Militär- und Marinestation von großem Werte.

Die Verteidigungswerke dieser Inseln lassen genugsam die große Wichtigkeit erkennen, welche das Mutterland dieser Kolonie beimißt, denn nicht allein als ein Zufluchtsort für Kauffahrer in Kriegszeiten oder als Nothafen für die in den häufigen Stürmen schwer beschädigten Fahrzeuge hat sie für England eine große Bedeutung, sondern hauptsächlich als Sammelpunkt für die Kriegsflotte, versehen mit einem Depot für Proviant und Marinevorräte jeglicher Art. Alljährlich, gewöhnlich im Oktober, kommt die englische Flotte des Westatlantischen Ozeans hier zusammen. Die Schiffe von dem westindischen Geschwader treffen hier die von den Kolonien in Britisch-Nordamerika, ebenso sammeln sich hier die zahlreichen detachierten Schiffe der einzelnen Stationen. Ein reges Leben beginnt sich dann hier zu entfalten. Verbrauchtes Inventar und Material wird durch neues ersetzt; frische Vorräte jeglicher Art werden zur Vervollständigung des Bestandes an Bord geschafft und Reparaturen aller Art werden ausgeführt. Selbst bei den größten und schwersten Panzerkolossen kann hier die manchmal sehr notwendige Reinigung des Schiffsbodens vorgenommen werden, da hier seit 1869 das größte eiserne Schwimmdock der Welt zur Benützung liegt. Dasselbe wurde in England erbaut und von mehreren Panzerschiffen über den Ozean nach den Bermuda-Inseln geschleppt, ein Unternehmen, dem bis jetzt in der Geschichte der Schifffahrt kaum ein ebenbürtiges zur Seite gestellt werden kann.

Wenn man sich diesen Inseln von der See aus nähert, so erscheint das Land nur niedrig, da es sich nirgends höher als 260 Fuß über den Meeresspiegel erhebt; den weitaus größten Teil des Landes bilden leichte wellenförmige Hügel von 20—60 Fuß Höhe über dem Meere.

Die Hauptmasse der Inseln ist poröser körniger Kalkstein, welcher das Seewasser in sich auffaugt, so daß, wenn man irgendwo einen Brunnen gräbt, sich derselbe sofort mit Wasser füllt, wovon jedoch nur die obere Schicht frisch ist. Diese Wasserschicht wird von dem in dem umliegenden Boden angesammelten Regenwasser, welches durch den Brunnen einen Abfluß erhält, gebildet, während am Boden des Brunnens das Wasser, welches von der Ebbe und Flut beeinflußt wird, brackisch ist.

Da aus diesem Grunde das Brunnenwasser stets bis zu einem gewissen Grade eine salzige Beimischung hat, so ist dasselbe als Trinkwasser unbrauchbar und ist man lediglich auf Regenwasser angewiesen. Dieses wird in großen Behältern, meistens eisernen Wasserkästen, von den Dächern der Häuser aufgefangen, weshalb dieselben mit großen Platten von Kalkstein belegt und Dach und Wände weiß getüncht sind, was, um das Wasser frisch und gut zu erhalten, mehrmals im Jahre geschieht.

Von den Produkten dieser Inseln läßt sich nicht viel sagen. Viehzucht ist sehr unbedeutend, wahrscheinlich wohl weil es an genügendem Trinkwasser fehlt, und es wird deshalb von den Vereinigten Staaten von Nordamerika viel Schlachtvieh eingeführt. Pferde sind auch nicht sehr zahlreich hier und nur von mäßiger Güte, ebenso gibt es nur wenige Maultiere, Esel und Ziegen. Der Hauptertrag des Bodens wird durch den Bau von Gemüsen erzielt, welche von hier auf die Märkte der großen Städte der Vereinigten Staaten gebracht werden und dort fabelhafte Preise erreichen. Die Hauptmonate der Ausfuhr sind April, Mai und Juni, eine Zeit, zu welcher in den nördlichen Staaten noch keine jungen Gemüse gewachsen sind, woher sich diese außergewöhnlichen Preise auch erklären. Es ist nicht selten, daß hier im April und Mai für einen Zentner neuer Kartoffel 50 bis 60 Mk. und für ½ Ztr. junger Zwiebeln die unglaubliche Summe von 60 Mark bezahlt werden. Von Gemüsen kommen hauptsächlich Kartoffeln, Zwiebeln, Blumenkohl, Weißkohl, Tomaten, Salat und Karotten, Gurken und einige andere Sorten zur Ausfuhr; im Herbst jedoch, wenn am Kontinent diese Gemüse billig sind, werden sie wieder von dort eingeführt, da die Landleute auf den Bermuda-Inseln für den eigenen Bedarf wohl kaum etwas anderes als süße Kartoffeln, die hier in vorzüglicher Güte gedeihen, anbauen.

Da der Ertrag des Bodens durch die hohen Preise, welche die Produkte erzielen, ein sehr reichlicher ist, so säen und pflanzen sie hier nur einmal im Jahre, obgleich das Klima wohl eine zweimalige Ernte gestattet. Das beliebte bekannte Arrowroot, das Stärkemehl von **Maranta arundinacea**, ist ebenfalls von vorzüglichster Güte und erzielt im Markte bedeutend höhere Preise als das westindische. Früher waren die Bermuda-Inseln auch ihrer vorzüglichen Apfelsinen wegen berühmt, aber im Jahre 1854 erschien hier ein winziges Insekt von der Familie der Coccoiden an den Apfelsinenbäumen und vermehrte sich ins Ungeheure. Die Blätter bedeckten sich mit einer zähen, klebrigen Absonderung des Tieres, wurden gelb und fielen ab; die Frucht fiel ab, bevor sie reif war, und schließlich starben die meisten Bäume ab; Bermuda hat sich von dieser Plage nie wieder erholt und heutigen Tages gedeihen fast gar keine Apfelsinen mehr auf diesen Inseln. Früchte gibt es hier überhaupt nicht viele. Unsere kleineren Obstsorten,

Digitized by Google

wie Stachelbeeren, Johannisbeeren und Himbeeren, schießen ins Holz und tragen keine Frucht, während die Erdbeeren ziemlich gut gedeihen. Die einzige hier allgemein angebaute Frucht ist die Banane; die verschiedenen Arten derselben sind jedoch bei Weitem nicht so sorgfältig in Bezug auf ihre Güte ausgewählt, als dieses an vielen anderen Orten, namentlich auf der Insel Madeira, der Fall ist. Wein wächst hier eigentlich nur als Zierpflanze, aber Melonen und Gurken gedeihen vortrefflich, tragen reichlich und sind von guter Beschaffenheit. Die Einnahmen aus den landwirtschaftlichen Produkten steigern sich von Jahr zu Jahr, woran die stetig zunehmenden Marktpreise wohl den größten Anteil haben. Der Wert der ausgeführten Produkte belief sich im Jahre 1866 auf 18,000 Lstrl. (360,000 Mk.), im Jahre 1872 dagegen auf 64,000 Lstrl. (1,280,000 Mk.), eine ganz erstaunliche Zunahme, welche gewiß noch größer sein würde, wenn eine rationelle Ausnützung des Bodens betrieben würde.

Außer diesen genannten Frucht- und Gemüse-Arten findet man in den Privatgärten noch manche andere, namentlich tropische Arten, welche jedoch nicht als Produkte dieser Inseln aufgeführt werden können. Getreide wird hier gar nicht gebaut, und die Bewohner von Bermuda erhalten ihr sämtliches Mehl aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Auch Nutzholz wächst hier nicht, denn obgleich die Inseln stellenweise ganz gut mit Wachholderbäumen, die man hier Cedern nennt, bestanden sind, so werden dieselben doch nicht mehr geschlagen, da neue Anpflanzungen nicht mehr emporkommen wollen. Andere Bäume gibt es hier nicht, denn der Oleander, der hier in sehr großer Menge vorkommt und mit seinen 2—3 Zoll im Durchmesser haltenden gefüllten Blüten von schön roter Farbe die ganze Luft mit köstlichem Wohlgeruch erfüllt, kann eigentlich nicht mehr zu den Bäumen gerechnet werden. Er gedeiht hier zu einem großen, kräftigen Strauch von 14—18 F. Höhe, mit 3—4 Zoll starken Stämmen und wird nur als Heckenpflanze benützt. Heliotrope mit ihren würzigduftenden Blüten wachsen hier auch in Menge wild, das Laub und die Blüten sind jedoch nicht so dunkelfarbig, wie man es bei uns in den Gewächshäusern findet, jedoch verbreiten auch die Blätter, namentlich beim Zerreiben, einen den Blüten ähnlichen kräftigen Wohlgeruch. Cacteen, Fächer- und Stechpalmen, Aloe und Algarobien, sowie eine Menge anderer Zierpflanzen, die jedoch mehr der Tropenwelt angehören, findet man in allen Gärten, stellenweise aber auch wild vor.

Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 13,000 bis 14,000 Menschen, darunter vielleicht 5000 Weiße, während die übrigen Farbige sind. Hierzu kommen noch etwa 1000 Mann Militär- und Marine-Personal. Das farbige Element stammt jedoch keineswegs nur von Negern ab, denn in den ersten Jahren der Ansiedelung wurden außer vielen Negersklaven auch Indianer als Arbeiter von Virginien herübergebracht, und noch heute erkennt man bei vielen die scharfgeschnittene Adlernase und andere charakteristische Gesichtszüge des nordamerikanischen Indianers, sowie die dieser Rasse eigenen hageren Gestalten, wenn auch bei manchen die Negerabstammung stark mit zu Tage tritt. Trotz der im ganzen recht günstigen Lebensbedingungen ist doch der Arbeitslohn ein recht hoher; wer jedoch die Neger mit ihrer ganzen farbigen Abstammung in Nordamerika kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wird sich nicht darüber wundern. Die Haupteigenschaften im Charakter des freien Negers: Trägheit, Unverschämtheit und Verschwendungssucht, findet man bei den Farbigen dieser Inseln stärker ausgeprägt als irgendwo anders, und dieselben sind nur gegen hohe Tagelöhne zur Arbeit zu bewegen.

Das Klima ist hier sehr warm, aber dabei doch angenehm. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt hier 21° C., während die Durchschnittstemperatur des wärmsten Monats bis auf 24° C. steigt. Große Temperaturunterschiede kommen hier überhaupt nicht vor und es liegt die Ursache hiervon in der Nähe des hier noch beträchtlich warmen Golfstromes. Ungesund ist es auf diesen Inseln durchaus nicht, denn die Sterblichkeit ist hier nicht größer als in Nordeuropa und man findet viele Leute im vorgerückten Alter. Orkane und schwere Stürme kommen hier aber sehr häufig vor, wie man es auch nach der Lage der Inseln nicht anders erwarten kann. Die heißen Wassermassen, welche der Golfstrom nach Norden führt, sowie die kalten, große Eismassen mit sich führenden Strömungen, welche vom Pol dem Aequator zufließen, erhalten die Atmosphäre in fortwährender Bewegung; auch liegen die Inseln in der Nähe der veränderlichen Grenzen des Passatwindes sowie anderer vorherrschenden Winde, und da die westindischen Wirbelstürme meistens in der Richtung nach den Bermuda-Inseln ihren Weg über den Atlantischen Ozean nehmen, so ereignet es sich nur sehr selten, daß die Insulaner sich eines Herbstes ohne einen mehr oder weniger heftigen Orkan erfreuen können. Ebenso kommen hier viele und sehr gefährliche Böen[1] vor, welche sich in sehr kurzer Zeit entwickeln und mit orkanartiger Heftigkeit auftreten, und zwar hauptsächlich während der Wintermonate. Wenn der Tag zu Ende geht, verdunkelt sich der ganze Horizont mit schwarzem, schwerem Gewölk, und Donner und Blitz, welche der ersten Böe voraufgehen, verkünden ihr Heraufziehen. Nachdem der Sturm entfesselt ist, weht er, indem er fortwährend seine Richtung ändert, mit furchtbaren Stößen von zwanzig bis dreißig Minuten Dauer,

[1] Böe nennt man ein rasch heraufziehendes Gewölk, gewöhnlich mit starken Niederschlägen, Regen, Hagel oder Schnee, und bedeutender, bis zur sturmartigen Heftigkeit wachsender Zunahme des Windes verbunden. Manchmal bleiben die Niederschläge aus, manchmal bei Zunahme des Windes; zuweilen tritt bei wolkenbruchartigem Regen gänzliche Windstille ein. Es ist schwer, selbst für erfahrene, wetterkundige Leute, beim Heraufziehen einer Böe mit Sicherheit ihren Charakter anzugeben.

Digitized by Google

worauf dann für kurze Zeit eine gänzliche Windstille folgt. Die See erhebt sich zu hohen, ganz wild und wirr durcheinander laufenden Wogen, welche sich fortwährend nach allen Richtungen hin überstürzen, wodurch die Lage namentlich eines kleineren Segelschiffes außerordentlich gefahrvoll wird.

Von den zahlreichen Inseln und Inselchen haben nur vier einige Wichtigkeit: Ireland-Insel, Somerset, die große Bermuda-Insel und St. George-Insel. Die erstere ist die nordwestlichste der ganzen Gruppe und auf ihr befinden sich die königliche Werft und das Marine-Depot. Dieselben liegen auf der äußersten Nordspitze und sind mit schweren Festungswerken älteren Datums umgeben, welche durch einen tiefen, trockenen Graben von dem übrigen Teil der Insel getrennt sind. Dieser ist vielleicht nur eine Seemeile lang und nicht über eine Viertel-Seemeile breit, stellenweise felsig und hoch mit steilabfallenden Ufern, stellenweise aber auch, sich nach dem Wasser zu abdachend, mit sandigem Strande. Eine Menge Vorratshäuser, welche innerhalb der Festungswerke keinen Platz mehr fanden, sind hier errichtet; es befinden sich hier eine Kapelle und das Marinehospital, sonst jedoch fast nur Wohnungen für Offiziere, Beamte und Handwerker der Werft. Diese Wohnungen sind alle nach englischem Muster, natürlich mit Rücksicht auf das warme Klima, eingerichtet und besitzen kleine Gärten. Das bedeutendste Bauwerk auf dieser Insel ist der Wellenbrecher, welcher mit der Quaimauer der Werft einen zwar kleinen, aber sicheren Kriegshafen bildet.

Wegen der schweren Stürme und Orkane, welche hier vorkommen, sind auf dem Wellenbrecher, sowie auch auf der Quaimauer Ketten der schwersten Art, darunter welche deren einzelne Glieder jedes beinahe einen Zentner wiegt, befestigt, um die Schiffe, welche in diesem Hafenbassin liegen damit festhalten zu können, und wozu alsdann außer Stahldrahttrossen der stärksten Dimensionen 4—6 solcher Ketten notwendig sind. In der südwestlichen Ecke dieses Hafens liegt das große eiserne Schwimmdock. Da dasselbe mit dem ganzen Boden stets unter Wasser ist, so bedarf es einer häufigen Reinigung von den sich ansetzenden Organismen im Meerwasser; auch muß der Farbenanstrich oft erneuert werden, um das Eisen gegen die Oxydation zu schützen. Um nun an den Boden dieses kolossalen Gebäudes ankommen zu können, wird dasselbe gekielholt, ein Verfahren, welches schon vor Jahrhunderten bei größeren Seeschiffen, die eine Ausbesserung oder Reinigung des Schiffsbodens nötig hatten, zur Anwendung kam. Es besteht darin, daß man das Schiff entweder vom Lande oder von einem schweren Floß oder Hulk aus mit schweren Flaschenzügen an den Masten soweit auf die Seite neigt, daß die auszubessernde Stelle oder der Kiel über dem Wasser sich befindet. Aehnlich wie die Schiffe, bringt man auch das Schwimmdock mit dem halben Boden aus dem Wasser, welcher eine einem Schiffsboden ähnliche Form hat, wodurch sich dieses Dock wesentlich von allen anderen Schwimmdocks, die einen rechtwinkligen Querschnitt haben, unterscheidet. Auf den Seiten des Docks befindet sich, mit demselben fest verbunden, ein hoher eiserner Aufbau, woran die schweren Ringe zur Anbringung der Flaschenzüge befestigt sind, während außerhalb des Wellenbrechers in der Grassy-Bay, welche sich davor ausbreitet, schwere Anker liegen, deren Ketten bis über den Wellenbrecher reichen und in deren Enden die Flaschenzüge befestigt werden. Auf diese Weise ist es möglich, den ganzen Dockkörper soweit auf die Seite zu neigen, daß man den Boden reinigen und auch ausbessern kann — Arbeiten, welche häufig wiederholt werden müssen, da bei dem starken Salzgehalt des Wassers eine Oxydation des Eisens rasch vor sich geht, so daß schon zwei Reihen neuer Platten in den Boden haben eingesetzt werden müssen, und durch die große Wärme des Wassers das Wachsen der sich ansetzenden Organismen außerordentlich befördert wird. Um dieses Riesendock rein und in gutem Zustande zu erhalten, werden von der Werftverwaltung täglich 300—400 Arbeiter auf demselben beschäftigt.

Zwischen Ireland und Somerset befinden sich einige kleinere Inseln, welche durch Brücken unter sich und mit Ireland verbunden sind, und welche noch mit zum Gebiete der königlichen Depots gehören. Dieselben erheben sich nur wenig über den Meeresspiegel und sind ziemlich eben; die Vegetation auf denselben ist jedoch im Vergleich zu den anderen Inseln nur dürftig zu nennen. Nach Somerset gelangt man dann vermittelst einer Bootsfähre. Die Entfernung zwischen diesen Inseln beträgt jedoch nur etwa 30 Schritt. Somerset ist bedeutend größer als Ireland, ist sehr hügelig und hat einige der höchsten Punkte der ganzen Gruppe, ist jedoch nur wenig bewaldet. Größere Ortschaften sind auf dieser Insel nicht und die Bewohner betreiben fast nur Gemüsebau; etwas besonderes hat sie nicht aufzuweisen.

Die größte und wichtigste aller Inseln ist die große Bermuda-Insel mit der Hauptstadt Hamilton, welche in der Mitte der Insel gelegen und Sitz der Regierung ist. Sie liegt an einer tief ins Land einschneidenden Bucht, welche einen guten Hafen bildet, der mit einer Quaimauer und guten Einrichtungen zum Entladen der Kauffahrer versehen ist. In diesem Hafen liegen eine Menge alter Kauffahrer vor Anker, welche, durch schwere Stürme arg beschädigt, hier eine Zufluchtsstätte fanden, um anstatt wegen zu hoher Reparaturunkosten als reparaturunwürdig verurteilt zu werden, hier im vollsten Sinne des Wortes langsam ihrer gänzlichen Auflösung entgegen zu gehen, da der Arbeitslohn zu hoch ist, um sie auseinander zu brechen.

Hamilton ist eine ruhige, niedliche, kleine Stadt, welche nur eine Straße von etwas über eine Seemeile Länge besitzt. Diese Straße, welche sich in der Richtung von Ost nach West hinzieht, ist eigentlich nur eine Halbstraße, gebildet von den regelmäßig gebauten Häusern,



Digitized by Google

welche ihre Front mit der grünen Veranda dem Hafen zukehren. Hier befinden sich sämtliche Geschäfte und Läden, welche, da zwischen den Bermuda-Inseln und New-York eine vierzehntägige regelmäßige Dampferverbindung besteht, mit allen Gebrauchs- und Luxusartikeln der alten und der neuen Welt ausgestattet sind, die aber mit sehr hohen Preisen bezahlt werden müssen. Die besseren Häuser liegen zerstreut und mehr landeinwärts und es befinden sich recht hübsche Villen darunter, meistens Wohnungen der wohlhabenden Kaufleute. Die größtenteils in schönem Styl erbauten und hübsch gelegenen Wohnungen der höheren Regierungsbeamten befinden sich zerstreut liegend zu beiden Seiten der den Hafen bildenden Bay, während das Gouvernementsgebäude im Norden der Stadt, ziemlich in der Mitte, sich über alle anderen Gebäude erhebt. Hinter den Häusern der Straße zieht sich eine Allee von Wachholderbäumen hin, wohl die schönsten Exemplare auf der ganzen Insel, gegen deren dunkles Grün die weißgetünchten Häuser scharf hervortreten, wodurch eine hübsche Abwechselung gebildet und dem Städtchen ein freundliches Aussehen verliehen wird.

Die Insel besteht aus wellenförmigen Hügeln, welche im ganzen gut bewaldet sind. Zwischen diesen Hügeln ziehen sich aber ausgedehnte Marschflächen mit brackischem Wasser hin, die mit einer üppigen, fast tropischen Vegetation bedeckt sind. Ueberall sind gute Wege angelegt und die ganze Insel ist mit zerstreutliegenden Gehöften und einzelnen Häusern bedeckt, welche häufig kaum mit ihren weißen Dächern aus dem dunklen Grün des Wachholders und der baumartigen, prachtvoll blühenden Oleander hervorlugen.

An der Westküste dieser Insel jedoch höhlt die See langsam die niedrigen Sandsteinklippen aus, während im Süden die Winterstürme den Sand über das urbare Land treiben und dadurch einen bedeutenden Schaden anrichten, den die Insulaner sich aber selbst zuzuschreiben haben, da sie aus Unwissenheit oder Eigennutz die großen Wachholderbäume, welche diesen Teil der Insel einstmals wie eine Schutzmauer umgaben, gefällt haben.

Die letzte Insel von einiger Bedeutung ist St. George mit der Hauptstadt gleichen Namens, welche zugleich die zweite Stadt der ganzen Gruppe ist. Die Insel ist die Militärstation der Kolonie und war früher der Sitz der Regierung. Sie ist etwa drei Seemeilen lang, aber nirgends über eine halbe Seemeile breit, und beherrscht mit ihren Batterien die einzige für Schiffe von größerem Tiefgange zu passierende Durchfahrt durch den Rand des Riffes. Auch diese Insel hat einen Hafen, von dem gerühmt wird, daß er der schönste der Welt und groß genug sei, die ganze englische Kriegsflotte aufzunehmen. Er ist ganz vom Lande eingeschlossen und hat nur eine sehr enge Einfahrt, welche durch ein starkes Fort verteidigt wird. An diesem Hafen zieht sich die Stadt St. George in noch schönerer Lage hin als Hamilton; da aber die Straßen dumpf und eng sind und die Entwässerung u. s. w., trotzdem die Stadt ein Hauptmilitärposten ist, sehr schlecht ist, so ist der Aufenthalt hier nichts weniger als angenehm und gesund, und der Verkehr hat sich fast ganz nach Hamilton gezogen.

Die größeren Inseln sind durch Brücken oder Bootsfähren miteinander in Verbindung; zwischen den bedeutendsten Punkten fahren täglich kleine Personendampfer, und Georgestown, Hamilton und die königliche Werft sind durch einen elektrischen Telegraphen verbunden, welcher im Besitze der Militärverwaltung ist und von Militärpersonen bedient wird.

Neben dem elektrischen Telegraphen befinden sich vier Signalstationen auf geeigneten hohen Punkten der Gruppe, von wo aus die offene See beobachtet werden kann, und welche durch Flaggensignale jede Annäherung von Schiffen nicht allein den Militär- und Marinebehörden in Georgestown und auf Ireland-Insel, sondern auch den Bewohnern der beiden Städte, die nicht die freie Aussicht auf die hohe See haben, mitteilen. Zugleich wird durch diese Signalstationen eine Verbindung zwischen den beiden Militärstationen ohne den elektrischen Telegraphen hergestellt.

Wegen der großen Gefahr, welche das ausgedehnte Riff dieser Inseln namentlich während der Nacht für die Schifffahrt bildet, ist von der englischen Regierung auf jedem Ende der Bermuda-Gruppe ein Leuchtfeuer errichtet, welches nicht allein denjenigen Schiffen, die nach diesen Inseln bestimmt sind, als Wegweiser dienen, sondern auch den auf ihrer Fahrt zwischen Europa und Amerika befindlichen Schiffen Warnungszeichen für die Nähe der gefährlichen Untiefe sein soll.

So wichtig nun auch dieses winzige Fleckchen Erde für die englische Regierung als einzige Etappe zwischen Europa und Amerika ist, so beschränkt sich seine Bedeutung für den Weltverkehr lediglich auf den Umstand, daß es, in der Region der westindischen Orkane gelegen, den von diesen furchtbaren Wirbelstürmen heimgesuchten Seeleuten die Möglichkeit bietet, mit ihren beschädigten, häufig im sinkenden Zustande sich befindenden Schiffen hier eine Zufluchtsstätte zu finden.

---

## Lose Blätter aus den Annalen von Potosi.

Von Chr. Nusser.

Die californische Minenperiode, das Leben und Treiben in den Silberbergwerken der Sierra Nevada, deren Comstockader die gegenwärtige Generation mit Staunen erfüllte, haben so viele Federn in Bewegung gesetzt, daß ein künftiges Geschlecht sich in diesem Punkte wahrlich nicht über dürftige Nachrichten zu beklagen haben wird.

Anders steht es mit der Kunde über das einstige Californien unseres Erdballs, über die unzähligen Silbergruben von Hochperu, unter welchen wiederum diejenigen

Digitized by Google

des Cerro von Potosi die an Reichtum hervorragendsten waren. Denn nicht nur eine Mine barg der herrlich geformte, hochanstrebende Bergkegel in seinen Flanken. Nein, eine Menge erzführender Gänge war gleichzeitig im Betrieb, und noch heutzutage ist der Cerro, wenn auch weniger ausgiebig, von einer gänzlichen Erschöpfung noch weit entfernt, so weit entfernt, daß, wenn man den Versicherungen der Eigentümer des Socabon Real Glauben schenken darf, dieser berühmte Stollen eines Tages die große Veta (erzführende Schicht) schneiden muß, welche alles bisher Gesehene in Schatten stellen wird.

Wie man gemeinhin annimmt, gieng es mit der Bildung erzhaltiger Lagerungen so zu, daß die geschmolzenen Porphyrmassen, die über ihnen liegende Rinde durchbrechend, das Gestein nach allen Seiten hin zerrissen. Der flüssige Porphyr schob sich durch die entstandenen Sprünge vor, füllte sie aber nach seinem Erkalten nicht vollständig aus, und in diesen übriggebliebenen leeren Raum setzte sich das Metall durch Sublimation ab.

Da nun dem Streichen der Betas zufolge vermutet wird, es müsse im Inneren des Kegels von Potosi noch eine ungeheure Veta existieren, das heißt, der noch unberührte Stamm, von welchem erst die Zweige ausgebeutet wurden, so zählt man darauf, durch den in den Fuß des Berges hineingetriebenen Socabon Real eines Tages Zeichen und Wunder zu erleben.

Einstweilen hat, einer annähernden Schätzung nach, der Cerro in 320 Jahren, von 1545 bis 1864, Silber im Werte von 3630 Millionen harten Thalern geliefert, was einen Jahresdurchschnitt von etwas über 11 Millionen Thalern ergibt.

Es gab eine Zeit, wo Potosi mehr als 120,000 Einwohner hatte; wer aber heute nach dort kommt, wird Mühe haben, diese Angabe als ein Faktum anzusehen. Wohl sind noch — nach dortigen Begriffen — ansehnliche Gebäude vorhanden, aber die Bevölkerung dürfte kaum die Zahl von 20,000 Seelen überschreiten, erreicht sie wahrscheinlich nicht einmal. Sic transit gloria mundi.

Bei einer solch riesigen Edelmetallproduktion war es nicht zu verwundern, wenn das Leben in einer dicht bevölkerten, von der übrigen Welt ganz abgeschlossenen Stadt ein ganz absonderliches Gepräge trug. Obwohl noch innerhalb der heißen Zone gelegen, ist die Gegend doch total unwirtlich, das Klima rauh und kalt und die Vegetation nur auf das lederharte, kurze Cordilleragras beschränkt, das in staubigen Büscheln dem unfruchtbaren Gebirgsboden entsproßt.

Durch die düstere Felsschlucht von San Bartolomé, deren Wände über dem auf ihrer Sohle Dahinreitenden zusammenzufallen scheinen und die so hoch sind, daß manchmal nur ein kleines Stück vom Himmel sichtbar ist, windet sich der Zugang zu der höchstgelegenen Stadt der Erde hinauf, welche unter spanischer Herrschaft mit dem Prädikat „kaiserlich" (la villa imperial de Potosi) ausgezeichnet war. Wie der Chronist gläubig erzählt, „schlossen sich die Wände dieser Schlucht im Jahre 1589 in dem Augenblick zusammen, in welchem einige Männer, die in Potosi große Schandthaten verübt hatten, durch sie hindurch nach Cuzco flüchten wollten, und öffneten sich wieder, nachdem sie dieselben erdrückt hatten. Vor und nach dieser Begebenheit kamen schauerliche Sachen darin vor, denn wenn man sie durchritt, so ruhten die sich bäumenden und ausschlagenden Maultiere nicht eher, als bis sie den Reiter mit gebrochenen Gliedern am Boden sahen; andere starben eines jähen Todes auf diesem Wege und es war der Teufel, der dort in einer Höhle wohnte, an allem Schuld, bis die Väter der Gesellschaft Jesu die Bildsäule des heiligen Bartholomäus in einer Höhle der Schlucht aufstellten. Nun fuhr der Teufel aus der anderen Höhle, in welcher er sich aufhielt, brüllend heraus und zerschellte an der gegenüberliegenden Wand, die dadurch mit schwärzlichgrüner Farbe besudelt wurde, wie heute noch zu sehen ist."

Die aus allen Teilen Spaniens nach Potosi strömenden Abenteurer, unter welchen diejenigen der Provinzen von Estremadura, Castilien, Asturien, Andalusien und hauptsächlich Biscaya vorherrschten, brachten mehr Laster als Tugenden mit und drückten fortwährend das moralische Niveau der ohnehin zu dissolutem Leben geneigten Minenstadt noch mehr herab. Hatten die meisten davon doch schon das Lagerleben in den vom Mutterland in Europa geführten Kriegen durchkostet und waren stets bereit, bei den geringfügigsten Anlässen vom Leder zu ziehen. Sie verkehrten nicht als Spanier untereinander, sondern bildeten Landsmannschaften, welchen sich die Neuankommenden immer wieder anschlossen.

Diesem steten Zufluß von außen standen, ihn aus tiefster Seele hassend, die Kreolen gegenüber, das heißt die im Lande selbst von europäischen Eltern geborenen Spanisch-Amerikaner. Sie hielten es zeitweise, wenn es ihr Zweck erheischte, mit der einen oder anderen Landsmannschaft, um mit ihr vereint die Biscayaner zu bekämpfen, welche ihrer Reichtümer wegen allen anderen ein Dorn im Auge waren.

Das aufregende Treiben eines Zentrums, in welchem die täglich aus dem Schöoße der Erde gehobenen Schätze bald reichlicher, bald spärlicher flossen, versetzte die Menge in einen nervösen Zustand, in welchem die Leidenschaften sich bis zum Siedepunkt erhitzten. Liebe und Haß, Hochherzigkeit und Hinterlist, Geiz und Verschwendung, Bigotterie und Unglaube, Tapferkeit, Spiel, Neid, Rache, das alles wogte wild durcheinander. Neben dem Dolche hing das Kruzifix, neben dem Kartenspiel lag der Rosenkranz.

Aber selbst unter diesem bunten Gemisch von Abenteurern, die, wenn sie Glück hatten, ebenso schnell große Summen zusammenrafften, als sie dieselben wieder verloren, verleugnete sich eine gewisse Ritterlichkeit nicht, die nicht nur durch die Denkweise und Sitten jener Zeit

Digitized by Google

begünstigt wurde, sondern auch dem spanischen Charakter mehr oder weniger inne wohnt.

Die Correjidores (Gouverneure) von Potosi hatten bei alledem einen schweren Stand; man kann wohl sagen, daß wenn in Potosi der Bürgerkrieg nicht gerade in Permanenz war, so doch immer Parteien bestanden, die sich jahrelang befehdeten. War die Ausbeute im Cerro gering, so zogen Müßiggang und Unlust Raufereien nach sich; war sie groß, so bewirkten Uebermut und Ausgelassenheit das gleiche Resultat. Dann fehlte es auch nicht an Schnapphähnen, deren einziger Lebenszweck es war, mit dem Rappier herumzufuchteln und Hiebe auszuteilen oder einzustecken, je nachdem sie, wie man zu sagen pflegt, an den Rechten oder Unrechten kamen.

Szenen, wie sie auf dem seiner Zeit berüchtigten Pont-Neuf in Paris täglich vorkamen, zwischen den Raufbolden, welche die Kulturgeschichte mit den generellen Namen Fierabras und Matamoros belegt, wiederholten sich demnach auch bei den Antipoden. So lamentiert der Chronist, daß „in diesem Jahre (1621) viele furchtlose Männer ihr Leben verloren, wenn sie über den gepflasterten Teil des Platzes gingen; eine Stelle, die niemand außer den Tapfersten betrat; einem Portugiesen verdankte man diese Neuerung; denn der, welcher, ohne es zu wissen, darüber schritt, stieß auf 10 bis 12 Männer, welche die Passage verteidigten, und der Neuling, seinen Degen ziehend, hatte es mit allen aufzunehmen, und wenn ihm das Glück hold war, bahnte er sich mit Hülfe seiner Tapferkeit seinen Weg, ohne eine Schmarre mit in Kauf nehmen zu müssen; im entgegengesetzten Fall büßte er seine Verwegenheit mit dem Tode oder wenigstens mit vielen Wunden, und diejenigen, die heil davonkamen, hatten den höchsten Mut bewiesen."

Die Eifersucht zwischen den Kreolen und den von Europa eingewanderten Spaniern macht sich durch die ganze Geschichte Potosi's bis zur Emanzipation vom Mutterlande hindurch bemerklich. Bei einer Gelegenheit aber, im Jahre 1608, gipfelte sie nicht, wie gewöhnlich, in Mord und Totschlag, sondern nahm eine edlere Gestalt an. Lassen wir hierüber dem Chronisten das Wort: „1608. In diesem Jahre, in welchem der General Don Pedro de Cordova y Mejia, Ritter des Ordens von Calatrava und elfter Correjidor, die Imperial Villa regierte, hielt die Kreolenjugend von Potosi jene denkwürdigen Turniere, Ringelstechen, Maskeraden und andere Festlichkeiten ab, worüber die Aufzeichnungen berichten; denn es lohnt sich wohl der Mühe, auf die ganz besondere Großartigkeit einzugehen, mit der man so glänzende Feste feierte, dem Allerheiligsten Sakrament zu Ehren, am neunten Tag nach dem Fronleichnamsfeste. Der Beweggrund, sie mit so großer Pracht zu feiern, lag in dem Vorwurf, den die Biscayaner diesen Kreolen machten, daß sie in der Behandlung des Pferdes bei Festivitäten wenig Geschick besäßen, daß sie weder zierlich zu sprechen, noch galante Spiele zu ersinnen wüßten, wie man bei früheren Festen gesehen habe. In ihrem Ehrenpunkt angegriffen, beschlossen die gegen ihre Nebenbuhler entrüsteten Kreolen, diese Festlichkeiten mit dem größten Aufwand zu begehen, damit jene sich von ihrem Wert und von ihrem Prunk überzeugen könnten; obwohl es nicht möglich ist, hier darüber, wie ich wünschte, zu berichten, so werde ich doch davon soviel als thunlich erzählen. Nachdem auf die dringenden Einladungen dieser Herren Kreolen der Präsident der Real audiencia (oberster Gerichtshof) von Chuquisaca mit dem größten Teil des Adels jener Stadt, auch der ganze Adel der Umgebung von Potosi nach Potosi gekommen waren, nahmen die Festlichkeiten im Monat Juni ihren Anfang: es hatte sechs Tage Theater, acht Tage Stiergefechte, drei Tage Ball, zwei Tage Tournier und andere glänzende Feste; ebenso hatte es an sechs Nächten Maskenbälle mit verschiedenen Aufführungen, bei welchen die für prachtliebend bekannten Potosiner sich mit übertriebenen Ausgaben hervorthaten, daß man über die kostbaren Stoffe, Juwelen und Edelsteine staunte, mit welchen sie sich und ihre Pferde schmückten.

„Zum Vorsteher des Ringelstechens wählten sie Don Francisco Nicolás de Arsans, Dasifer y Toledo, Ritter des Calatrava-Ordens, aus Potosi gebürtig, 20 Jahre alt, Sohn von Don Fernando de Arsans, Nachkomme des großen Herzogs von Alba, einen sehr mächtigen und reichen Patrizier, denn sein Vermögen betrug 3 Millionen Thaler.

Besagter Don Francisco ordnete daher als Vorsteher des Spiels schon volle acht Monate vor dem bestimmten Zeitpunkte an, daß alle adeligen jungen Leute sich auf den Sonntag nach der Octava des Fronleichnamsfestes für das Turnier und Ringelstechen vorbereiten sollten, was sie auch thaten. Am bestimmten Tage, am 9. Juni, war der Platz mit Gerüsten und Logen umgeben, die man hergestellt hatte, um dem Stiergefecht beizuwohnen, das vorher abgehalten wurde; in den Logen und Balkonen alle Herren und Damen, Matronen und Jungfrauen, und nachdem man mit 12 Stieren fertig war, hörte man Abends vier Uhr an der Ecke, wo sich die Uhr befindet, ein großes Geknalle von Pulver und Schüssen und dann sah man den hochedlen Herrn Francisco Nicolás Arsans mit seiner ganzen Begleitung hereinreiten, die aus 40 jungen Leuten aus Potosi bestand. Don Francisco ritt ein herrliches chilenisches Pferd, trug eine feine Rüstung und über ihr einen prachtvollen gestickten Ueberwurf aus blauem Damast, der mit Diamanten, Smaragden und Rubinen übersäet war; auf dem Kopf einen zierlichen Helm mit vielen grünen, blauen und roten Federn, die in einer Spitze von feinem Gold befestigt waren; in der rechten Hand eine Lanze, in der linken einen Schild, auf den sein mit Edelsteinen übersäetes Wappen gemalt war, und über demselben ein Diamantstern, dessen Strahlen sein Wappen berührten und darunter die Devise: „Desde el Alba vine

Digitized by Google

aqui“[1] (Von Sonnenaufgang kam ich hieher). Sein Ordenszeichen war aus feurigen Rubinen gemacht; der Sattel war aus Goldfiligran, ebenso die Steigbügel; die Federbüsche des Pferdes grün, rot und blau; an der Mähne und dem Schweif Perlenschnüre und bunte Bänder. Die vierzig jungen Leute trugen alle reich mit Gold und Samenperlen gestickte Koller aus Tapirhaut, feine Hüte mit Goldschleifen, die mit Diamanten besetzt waren, rote und blaue Federn, Schilde und Lanzen; die Pferdegeschirre waren mit Gold und Perlen gestickt; an den Mähnen und Schweifen der Pferde grüne und blaue Bänder.

„Ich werde mich auf die Beschreibung des Umzuges auf dem Platz, die Entfaltung der Reiterkünste, Verneigungen vor den Balkonen und das übrige nicht einlassen, um nicht weitschweifig zu werden.

„... Don Nicolás Esteban de Luna, Kreole von Potosi, Sohn von Don Pedro de Luna, gebürtig aus Madrid und in Potosi zu Reichtum gekommen, hielt seinen Einzug durch die Straße de los Mercadores (der Kaufleute). Don Esteban ritt einen Rappen und trug eine Rüstung, über der Rüstung einen mit Goldketten und Perlenschnüren verzierten roten Ueberwurf; als Helmzierde hatte er eine goldene Schlange, deren Augen und Zunge aus Rubinen gemacht waren, einen dichten, grün, weiß und gelben Federbusch, den Sattel mit Gold gestickt, auf dem Kreuz des Pferdes ebenfalls mit Gold gesticktes Lederzeug und der Schweif mit Gold- und Perlenschnüren durchflochten. In der rechten Hand hielt er eine Lanze, in der linken den Schild, auf den sein Wappen gemalt war, daneben ein Vollmond aus Krystall mit der Devise: „No la eclipsará el sol!“ (Die Sonne wird ihn nicht verdunkeln!) Die 40 jungen Leute waren in blauen mit goldenen Spitzen verzierten Brokat gekleidet. Die Spitzen waren mit Diamanten und Smaragden besetzt. Ueber die Brust kreuzten sich goldene Ketten. Die feinen Hüte mit Diamantagraffen und vielfarbigen Federn, das Pferdegeschirr mit Gold und Perlen gestickt, und ihre Lanzen und Schilde von Gold starrend, und wenn ich sage, daß immer zehn gegen zehn beim Lanzenspiel standen, so brauche ich nichts weiter hinzuzufügen.

„Führen wir jetzt so kurz als möglich die Junker an, die am folgenden Tage sich mit den Schaustücken, die sie erdacht hatten, zum Ringelstechen einfanden. Das erste, was sich auf dem Platze aufstellte, war ein von zwei Schimmeln gezogener vergoldeter Wagen, auf dem viele vergoldete Lanzen waren, und auf einem silbernen Aufsatz in Form einer Treppe die aus prachtvollem Schmuck bestehenden Gewinne. Dann hielt der Vorsteher des Spiels, Don Francisco Nicolás Arsans, seinen Einzug: Zuerst zwölf in Scharlach gekleidete Arquebusiere, ebenso viel Musketiere, die in holländisches Tuch gekleidet waren, mit Krägen und Manschetten von weißen Spitzen; nach ihnen kam ein von acht Rappen gezogener Triumphwagen aus vergoldetem Silber. In der Mitte des Wagens befand sich ein hohes Postament von Silber, auf dem ein elfenbeinerner Stuhl stand. Der prächtige Jüngling (Arsans) nahm diesen Sitz ein, in seiner Rüstung, die mit einem ausnehmend kostbaren, in Gold, Silber und feinen Steinen gestickten Gewand nach römischen Schnitt bedeckt war; seinen Stahlhelm kränzte ein Lorbeerzweig aus Smaragden, und die im Wind wallenden Federn waren rot und grün. Hinter dem Wagen kamen zwölf Männer, in Grün gekleidet, die an der rechten Hand zwölf Pferde von verschiedener Farbe führten. Das Pferdegeschirr war aber bei allen gleich in Gold und Silber gestickt; grün und blaue Federbüsche; die Steigbügel, Brustriemen und Hufeisen aus feinem Silber; in Mähne und Schweif weiß und blaue Bänder geflochten. Dieß war der Einzug des Vorstehers, und die anderen gaben ihm nichts nach, und obwohl ich alles bis ins kleinste anführen möchte, so würde es doch zu viel Raum einnehmen. Um meinem Versprechen nicht untreu zu werden, will ich die Mitspieler aufzählen und das hauptsächlichste ihrer Schaustücke, ohne über den Reichtum ihrer Tracht, die Pagenlivreen und das Pferdegeschirr zu sprechen.

„Don Nicolás de Mendoza, Sohn von Iñigo de Mendoza, dem Andalusier, zog mit einem silbernen Rad der Fortuna und mit einem Berg, ebenfalls aus Silber ein. Das eine und das andere sechs Varas (5 m.) hoch.

„Don Nicolás Saulo Ponce de Leon, Kreole von Potosi und Sohn von Don Pedro Ponce de Leon, Nachkomme der Herzoge von Arcos, brachte ein mit Eisen bedecktes Gebirge und den Cerro von Potosi in Silber. Die Bedeutung dieser Stücke, die höchst bewundernswert ist, werde ich in der versprochenen Geschichte mitteilen.[1] Don Nicolás Saulo war Ritter vom Santiago-Orden.

„Don Nicolás Antonio de Avis, Ritter des Christus-Ordens, Portugiese, brachte in Begleitung von zwanzig Centauren ein mit den schönsten Bäumen, Blumen und Tieren bedecktes Gebirge; seine Devisen, Namenszüge und Anspielungen werden in der versprochenen Geschichte erklärt werden.

„Don Eugenio Narvaez, Potosiner und Sohn von Don Valeriano Narvaez aus den Königreichen von Spanien, brachte auf einem Wagen die vier Elemente und eine Weltkugel, über welcher eine große Wolke hing, in der es donnerte, blitzte und hagelte; der Hagel aus Zucker gemacht. Alles mit großer Künstlichkeit.

„Don Nicolás de la Llana, Potosiner, Sohn von Don Fernando de la Llana aus den spanischen Königreichen, erschien mit einem großen, prächtig ausgestatteten Garten,

[1] Zugleich eine Anspielung auf die Abstammung vom Herzog von Alba.

[1] Diese Geschichte, auf welche der Chronist des öfteren verweist, ist entweder nie geschrieben worden, oder sie ist verloren gegangen.

Digitized by Google

dessen Blumen von Hand gemacht waren, mit Bogengang aus feinem Silber. Wirklich spaßhaft ist, wegen der Liebschaften dieses Herrn, die Bedeutung seiner Erfindung, wie man in der versprochenen Geschichte sehen wird.

„Don Angelo Villaroél, Potosiner, Sohn des Andalusiers Francisco Villaroél, that sich mit einer großen Pyramide hervor, welche die sieben Wunder der Welt enthielt und einem Berg aus Silber, der derjenige von Potosi war, ein unbestreitbares Weltwunder.

„Don Nicolás Felix de Aguilar, Potosiner und Sohn des Don Francisco de Aguilar, Ritter vom Orden von Calatrava, aus den Königreichen von Spanien, fuhr mit zwanzig jungen Potosinern in einer prachtvollen Galeere auf den Platz.

„Dreißig junge Adelige, lauter Potosiner, kamen in einer kunstvollen Festung zum Spiel.

„Don Severino Colon, Potosiner und Urenkel des hochberühmten Don Cristobal Colon, dessen, der Spanien die Neue Welt gab, erschien auf dem Platz mit einer sehr großen Weltkugel, welche den Weltteil bedeutete, den sein Urgroßvater entdeckt hatte; und fünfzig der ersten Bergwerkbesitzer des opulenten Cerro zogen unter Anführung von Don Nicolás de Cordova, Potosiner und Sohn des Don Diego de Cordova, aus den Königreichen von Spanien, ein, der (Don Nicolás) ungemein luxuriös und galant auftrat: er ritt beim Ringelstechen auf dem Kopf, den er auf den Sattel stützte, die Hände ruhten auf den Steigbügeln und zwischen den in die Höhe gestreckten Füßen hielt er die Lanze, mit welcher er zum Staunen der Zuschauer den Ring herabstach. In der versprochenen Geschichte wird über dieses herrliche Fest ausführlicher berichtet werden."

Die Biscayaner waren von allen Spaniern die Rührigsten im Gelderwerbe. Es ist daher begreiflich, daß sie sich in steten Hader mit den Kreolen befinden mußten, die, in Ueppigkeit auferzogen, in der Regel von ihren Vätern wohl den Stolz, aber selten die Arbeitsamkeit geerbt hatten. Da auch die bestgefüllte Kasse leer wird, wenn man nur daraus schöpft, nichts hineinlegt, so trug bei den Kreolen die allmähliche Verschlechterung ihrer ökonomischen Lage nur dazu bei, ihren Haß gegen die „Eindringlinge" aus Biscaya zu schärfen.

Der Chronist, selbst Kreole, teilte die Anschauungen seiner Landsleute, ist andererseits aber einsichtig genug, ihnen ihre Fehler vorzuhalten. So sagt er z. B. an einer Stelle: „Ich schreibe, damit man nicht ohne Bewunderung den Reichtum und Glanz von Potosi kennen lerne und die Leichtigkeit, mit der die Spanier, die ihr Geld zusammenhalten und nicht, wie die Krolen, alles in einem Tag ausgeben, ein Vermögen erwerben. Denn so groß ist die Verschwendung der letzteren, daß man mit dem, was sie an einem Abend in einer Völlerei ausgeben, in Spanien ein Jahr lang leben kann."

Aus einer Notiz vom Jahre 1618 ist zu ersehen, welche Vorwürfe hauptsächlich den Biscayanern gemacht wurden: „In diesem gleichen Jahre kam Don Luis Valdivieso an, Andalusier, ein tapferer Junge, obwohl unruhig und lärmend in seinem Wesen, wegen dessen in jenem Jahre große Streitigkeiten entstanden. Weil er beim Ballspiel dem Biscayaner Martin de Usurbi mit dem Schlagholz einen Streich versetzte, zogen die Kreolen und Andalusier gegen die Biscayaner vom Leder und es gab auf beiden Seiten viele Verwundete. Bemerkenswert ist jener Haß der Andalusier, Kreolen und Estremadurier gegen die Biscayaner, und wenn man die Sache ohne Leidenschaft betrachtet, so ist mit Recht den Biscayanern von ihren Gegnern übel mitgespielt worden, denn mit ihren anmaßenden ordinären Ausdrücken erzürnten und forderten sie dieselben heraus; und wie ich früher, im Jahre 1602, gesagt habe, die Biscayaner fingen an, sich durch ihre Waffen und Reichtümer bemerklich zu machen. 80 derselben waren im Queckſilbergeschäft, 160 waren Kaufleute, deren es in der Stadt verschiedene mit Vermögen von einer Million, 500, 600 und 800,000 Thaler Thaler (zu 8 Realen) hatte, alles Biscayaner; und von zwölf Silberhändlern gehörten acht dieser Nation an. Von zwölf Veinticuatros (Vierundzwanzigern?), die im Stadtrat saßen, waren sechs Biscayaner. In den meisten Jahren gingen zwei dieser Nation als gewöhnliche Alcalden aus der Wahl hervor, was gegen die Ordonnanzen des Königreichs ist; ebenso waren die mit der Aufsicht über den Cerro betrauten Alcalden Biscayaner; von 38 Beamten der Münze waren 22 von dieser Nation; von 10 Beamten der königlichen Kassenverwaltung waren 6 Biscayaner, und so in allen anderen Zweigen des Staatshaushaltes, so daß sie, reich und im Besitz solcher Aemter, sich zu den Herren von Potosi aufwarfen und die übrigen elf Nationen, die dort lebten, über die Achsel ansahen, ja mehr noch, dieselben beleidigten und beschimpften. Darum verlangten die Kreolen, die natürlich sehr viel Ehrgefühl besitzen (in Anbetracht der Ueberhebung der Biscayaner), von ihren Vätern — Castiliern, Andalusiern, Estremaduriern und von anderen Nationen — sie möchten unter keiner Bedingung ihre Schwestern mit Biscayanern verheiraten, denn sie suchten den Stolz der letzteren zu brechen, und da die Biscayaner dieß inne wurden, so wurden sie noch schroffer gegen die anderen Nationen. Die einen und die anderen appellierten an die Waffen, und dieß ist der Bürgerkrieg, über den berichtet ist und berichtet werden wird, eine Folge, und zwar die hauptsächlichste, des unglaublichen Reichtums der Stadt, welcher die Ursache des Uebermutes der Bewohner war, ebenso aber auch die Folge der Einflüsse von Sternen, welche über Potosi stehen und die Eigenschaften des Mars besitzen."

---

Digitized by Google

# Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Rasch griffen wir nun zu den Gewehren, schnürten wieder unsere Pelze und traten auf den Hof, um den Schlitten zu besteigen, der dort wartete. Die Reiter schwangen sich auf ihre Pferde und im schnellsten Tempo jagte der Zug zum Aul hinaus.

Jetzt, unterwegs, ließ auch die gereizte Stimmung Yussuff-Bey's bald etwas nach, die sogar in das Gegenteil umschlug. Die Mannschaften erzählten sich lachend Episoden aus dem Räuberleben der Bären, und jedesmal, wenn der eine oder der andere Jäger eine Anekdote zum Besten gegeben hatte, brach man in stürmisches Gejauchze und Johlen aus.

Nur der Häuptling sprach wenig oder, wenn er es aus Höflichkeit that, waren es gewöhnlich nur einige Worte der Zustimmung, die er diesem oder jenem Erzähler zollte; davon abgesehen, daß man übrigens genug zu hören hatte und zu einer anderen Unterhaltung keine Zeit mehr fand. Auch Yussuff-Bey hörte sehr aufmerksam zu, und hie und da, wenn er meinte, daß mir manches, was sich die Leute mitteilten, vielleicht zu unglaubhaft vorkommen möchte, bestätigte er, daß dieselben nicht zu viel sagten, sondern weit eher noch hinter der Wahrheit zurück blieben.

Ich glaubte jedoch weniger an die erforderliche Beweglichkeit der vom Kopf bis zum Fuß in Pelz gewickelten Jäger und an die Fähigkeit derselben, mit ihren alten, einläufigen Musketen einem Gegner wie den Bären wirklich gefährlich werden zu können. Die am Neujahrstage gekaufte Haut schien zwar das Gegenteil zu beweisen, aber dennoch war ich sehr gespannt, wie die nächste Probe ausfallen würde.

Yussuff-Bey, der diese Gedanken zu erraten schien, wollte zwar meine Bedenken in Bezug auf die Schußwaffen zerstreuen, denn seine blankgeputzte Flinte in der Hand wiegend, behauptete er, schwören zu können, daß dieselbe den Bär wohl sicher zu Boden strecke, und er ebenso überzeugt sei, daß seine Leute es sich überlegen würden, ihre unansehnlichen Gewehre mit einem viel kostbareren zu vertauschen. Das letztere nähme sich zwar gegen die anderen aus wie ein Juwel unter Kieseln, allein ob es sich bewähren würde, dies müsse erst die heutige Probe erweisen.

Die Reiter, welche diese kleine Reklame ihres Chefs gehört hatten, bogen sich auf ihren dürren und struppigen Gäulen vor Vergnügen zusammen und stimmten natürlich jubelnd mit ein. Die Wirkung, welche die Prahlerei auf die Männer ausübte, war überhaupt eine ganz merkwürdige. Diese erschienen wie elektrisiert, und wurden mit einemmale ebenso gelenkig, wie sie bisher unbehülflich gewesen waren. Die verwilderten, schmutzig gebräunten Gesichter belebten sich, und die ausdruckslosen und apathischen Züge wurden leidenschaftlich; die indolenten Augen fiengen plötzlich an zu funkeln und zu leuchten und verrieten ein überraschendes Feuer, und alle Muskeln gerieten in Thätigkeit und zuckten.

Namentlich Suleiman war voller Begeisterung und schwor es dem Häuptling beim Propheten zu, ihm zeigen zu wollen, daß er Recht gehabt habe, während die übrigen Kameraden ebenso begeistert einfielen und Yussuff-Bey freute sich zwar im Stillen, gieng jedoch nicht weiter darauf ein und erwiderte würdevoll, daß man es abwarten müsse. Jedenfalls war es aber hochinteressant, zu beobachten, welche Verwandlung durch einen unbedeutenden Anlaß mit den trägen Baschkiren vor sich gegangen und wie wenig dazu gehörte, um diese Menschen zu entflammen.

Unterdessen war der originelle Jagdzug seinem Ziele immer näher gekommen und wir langten ungefähr fünf Werst vom Aul vor einem mäßig hohen Gebirgszuge an, um dessen hohen Vorsprung sich der kleine Troß herumbog. Das Gebirge war von Schluchten, tiefen Einschnitten und gefrorenen Bächen durchbrochen, während oben auf dem Felsengipfel einige in diesen Gegenden nur seltene und von Schnee drapierte Tannen und Fichten standen, die allen Stürmen und Wettern trotzten und in einen stattlichen Fluß herabblickten, welcher sich am Fuße der Höhen um die letzteren herumschlängelte. Da der Fluß selbstverständlich ebenfalls von Schnee und Eis überbrückt war, so wurde natürlich wie gewöhnlich auch der Weg auf den Strom verlegt, auf dem man hinfuhr, ohne von demselben eine Ahnung zu haben.

Die Lebendigkeit der Mannschaften erreichte nun einen sehr hohen Grad und jetzt konnte man allerdings schon vermuten, welche Gewandtheit die Schützen nötigenfalls im rechten Augenblick zu entwickeln vermochten, was allein schon einen so außerordentlichen Reiz ausübte, daß derselbe für die ganze Partie entschädigen konnte. Als aber vollends Yussuff-Bey den Befehl erteilte, von dem Fluß abzuzweigen und in eine Thalzunge einzulenken, glich das Juchhe dem frenetischen Jubel einer berauschten Schar. Nach ungefähr zwei Minuten wurde das Thal immer enger und zu einer schluchtartigen Felsenbuchtung, welche zuletzt jählings endigte. Die Pferde wurden in langsamen Schritt gesetzt, und als wir noch etwa 50 Schritte vorgedrungen waren, erhob sich rechts und links eine rampenartige Klippenwand, die immer höher anstieg und einen kesselförmigen Raum von vielleicht 50 Schritt im Durchmesser einschloß. Wir waren am Ziele angekommen und der Häuptling erteilte den Befehl zum Halten.

Alle Schützen jubelten ihm entgegen, schwangen sich mit großer Behendigkeit aus dem Sattel und standen neben den Pferden.

„Umras vor! Abdurrahman vor!" riefen die Schützen nacheinander.

Beide Männer traten vor; sie waren bestimmt, die

Digitized by Google

Pferde zu übernehmen und zu hüten, während die Schützen abwesend waren.

Alle Anordnungen waren vorzüglich getroffen, namentlich aber die Aufstellung auf diesem Platz, denn bei dem schneidigen Winde, der an weniger geschützten Orten wehte, konnte ein günstigerer Standort gar nicht gefunden werden. Die Stille, die in diesem Thalbusen herrschte, war eine so angenehme, daß man sich in demselben wie in einem Zimmer vorkam.

Mittlerweile hatten sich sämtliche Jäger um den Häuptling versammelt und brannten vor Begierde, die Jagd beginnen zu können, obwohl sich keiner getraute, seine Ungeduld zu äußern. Yussuff-Bey allein bewahrte seine Gelassenheit, als ob er nichts von der Unruhe bemerkte, welche sich der Leute bemächtigt hatte. Mit der größten Nüchternheit traf er noch einige Anordnungen, ermahnte die Wächter, auf ihren Posten zu sein, und schien selbst noch über etwas nachzudenken, worüber er sich noch nicht einig war. Und in der That schien dazu Veranlassung vorzuliegen, denn ob der Ort auch in anderer Beziehung ebenso sicher war, wie gegen Wind und Wetter, das war doch eine andere Frage, welche man sich wohl vorlegen konnte. Der Eindruck war wenigstens nicht ein solcher, obschon das die Bärenjäger aus Erfahrung besser wissen mußten.

Für den Häuptling schienen jedoch ernste Bedenken nicht vorzuliegen und noch weniger schienen die Wächter selbst an eine Gefahr zu glauben, denn obschon sie bis auf einen mit Eisen beschlagenen Knotenstock und ein gewöhnliches Messer völlig unbewaffnet waren, schienen sie diese Bewaffnung doch für ausreichend zu halten und nicht die geringste Furcht zu empfinden.

Sobald alles in Ordnung war, setzte sich der Schützenzug mit seinem Führer an der Spitze wohlgemut in Bewegung und schritt auf den Saum des Waldes zu, während Abdurrahman und Umras mit leichtem Herzen zurückblieben, ohne es auch nur für möglich zu halten, daß ihnen etwas begegnen könnte.

Am Walde angelangt, ging Yussuff-Bey noch etwa fünfzig Schritte am Rande entlang, blieb dann stehen und rekognoscierte das Terrain. „Vorwärts!“ sagte er. „Zögern wir nicht, an das Werk zu gehen. Der Tag ist nur noch kurz und die Arbeit vielleicht nicht so bald gethan! Suleiman vor! Du wirst diesen Platz hier einnehmen und den rechten Flügel führen!“

Der Mann trat an die ihm angewiesene Stelle, nahm sein Gewehr zur Hand und trampelte vor Vergnügen auf dem Schnee umher, daß sofort ein großer Kessel entstand.

Hierauf wurde rasch weiter geschritten, denn es war dringend nötig, keine Zeit zu verlieren. Schon war es sehr spät geworden und kaum blieben noch einige Stunden bis zum Abend.

Nach weiteren fünfzig Schritten blieb der Häuptling abermals stehen und rief Ben-Hassan, der, wie sein Vorgänger den Platz einnehmen mußte und ebenso vergnügt antwortete: „Ja, Häuptling!“

Auf eine gleich weite Entfernung von Ben-Hassan erhielt Iban-Jul seine Stelle angewiesen, und diesem folgte Bar-Akbar und noch ein Stück weiter Mehemed-Selim. Ich selbst nahm den nächsten Platz ein, während das Oberhaupt den linken Flügel übernahm.

Die ganze Linie betrug nach dieser Aufstellung also ungefähr dreihundert Schritt und war so geordnet, daß jeder Schütze mit seinen beiden Nachbarn nach rechts und links bequem Fühlung unterhalten konnte, um sich nötigenfalls mit dem einen oder anderen zu verständigen.

Bis auch Yussuff-Bey an seinem Platze angelangt war, hatte die ganze Aufstellung kaum fünf Minuten in Anspruch genommen. Alle blickten nun auf den linken Flügel, um das Signal zu erwarten, der Baschkirenchef schwenkte mit seinem Gewehr und rief: „Bismallah!“ worauf die ganze Linie den Ruf wiederholte und sich sofort in Bewegung setzte.

Der Feldzug hatte begonnen, und im nächsten Augenblick waren die Jäger in das von Schnee behangene Dickicht eingedrungen und einer dem andern aus dem Gesicht gekommen. Nur das fröhliche Johlen und die gegenseitigen Zurufungen unterrichteten noch die Mannschaften über die Stellung jedes einzelnen und die Intervalle ihrer Nebenmänner.

Der ganze Wald widerhallte weit und breit von dem lustigen Lärm, so daß man nur ein Jauchzen durch die Wildnis hörte. Ueberall herrschte Begeisterung, und allemal, wenn sich bei der Berührung eines Baumes die schwebende Schneelawine auf einen Jäger herabschüttete, brach der helle Jubel aus.

Ohne Verdruß wurde jedes Hindernis überwunden. Nichts konnte ermüden, und im Sturm hatte man die Berglehne erstiegen. Darüber vergieng bei der besten Stimmung eine Stunde und ein zweites und drittes Feld war bereits abgesucht worden. Wenn jetzt der Bär gekommen wäre, würde er von den vergnügtesten Menschen massakriert worden sein. Leider ließ sich jedoch nicht das mindeste sehen oder hören und vergeblich durchspähten die Schützen jeden Busch, jede Höhlung oder Spalte, und als das noch einige Zeit so fortging, war der Enthusiasmus schon bedeutend zurückgegangen. Man frohlockte zwar noch mitunter, aber es geschah nur, weil man nicht schweigen wollte.

Der Wald war mit einem tönenden Sumpf zu vergleichen, der anfangs von dem Konzert der quackenden Frösche widerhallt, dann aber allmählich stiller wird, bis er endlich ganz schweigt.

Es sah beinahe aus, als ob der Bär allen Anstrengungen und aller Schlauheit seiner Verfolger spotten wollte und nicht aufgelegt schiene, sich heut mit dem Gesindel, das ihn aufstöbern wollte, einzulassen.

Ein viertes und fünftes Feld, das abgesucht worden

Digitized by Google

war, hatte kein besseres Resultat ergeben und jetzt fieng der frühere Uebermut schon an, in Unmut umzuschlagen. Die Begeisterung erschlaffte und das Hallali gieng in Murren über.

Selbst der Häuptling schwieg und sah sehr finster aus, obgleich er sich Mühe gab, seinen Aerger zu verbergen und die Mannschaften zu ermuntern, oder wenn abermals ein Streifzug vorüber war, zu neuen Anstrengungen anzutreiben.

Auf diese Weise war auch beim Murren ebenso eine Stunde vergangen, wie vorher beim Jauchzen. Das waren aber schon zwei Stunden und der halbe Nachmittag war bereits vorüber, ohne daß man berechtigt war, auf eine glücklichere Wendung zu hoffen.

Bei so geringer Aussicht war die Ordnung beinahe kaum noch aufrecht zu erhalten, und weil man mit keinem andern grollen konnte, zürnte man mit sich selber.

Yussuff-Bey wurde noch griesgrämiger, und als er abermals die Linie mit größter Mühe geordnet hatte, brummte er strenger als früher: „Eida! Eida! Vorwärts! Ein guter Jägersmann darf über einen Mißerfolg nicht verzagen! Der Buran hat uns in der letzten Nacht die Arbeit etwas erschwert und frischen Schnee auf die Fährte geschüttet, allein wenn uns auch der Tag verdorben ist, so ist er doch noch nicht verloren."

Doch wollte niemand mehr darauf hören, so hübsche Worte das auch waren. Die Männer waren schon zu sehr entmutigt und Yussuff-Bey selbst entbehrte zu sehr des zündenden Feuers, als daß er den gesunkenen Mut wieder hätte beleben können. Ganz natürlich daher, daß Mangels des unwiderstehlichen Geistes auch die Wirkung versagte. Die Leute wiederholten zwar pflichtschuldigst das Feldgeschrei: „Eida! Eida!" aber so mißmutig und heiser, als ob denselben der Hals zugeschnürt worden wäre. Es war kein Ruf mehr, sondern nur noch ein Quäken. Gleichwohl leisteten sie noch Gehorsam und ein neuer Streifzug wurde unternommen. Leider fiel derselbe jedoch nicht glücklicher aus. Der Häuptling mußte immer mehr seine ganze Autorität einsetzen, wenn nicht alle Disciplin verloren gehen sollte.

Hin und wieder wagte man sogar schon, schüchtern zu schelten, was kein günstiges Zeichen war. Ben-Hassan sagte z. B. mit einem grimmigen Blick nach der Schlucht, wo Umras und Abdurrahman mit den Rossen standen, so laut, daß es jeder hören konnte: „Ich habe niemals ein so feiges Tier wie diesen Bären gejagt. Unsere Pferde zittern vor Frost, als ob sie von Luft aufgeblasen wären."

Allein obschon er die Rosse beklagte, so meinte er sich doch persönlich, und in Gedanken wäre er am liebsten nach der Schlucht zurückgekehrt, um sich auf und davon zu machen.

Yussuff-Bey durchschaute ihn wohl und versuchte zu lächeln, was jedoch nur sehr schlecht gelang. Ebenso verhielt es sich mit seinem Scherz, den er zum Besten gab, indem er sagte, daß Ben-Hassan zwar den Sack schlüge, aber den Esel meine.

Gerade so erzwungen und bitter, wie der Humor des Oberhauptes, lautete die Antwort der Leute. „Es ist ihm aber — dem Ben-Hassan — auch nicht zu verdenken, Häuptling!" bemerkte Iŝan-Jul etwas vorschnell. „Wir sind schon müde, wie abgehetzte Windhunde!"

Das war jedoch für Yussuff-Bey etwas zu vorlaut, und die Stirn runzelnd sagte er mit einem Blick von der Seite: „Du solltest dich schämen über diese Verdrossenheit!"

Der Mann schlug die Augen nieder und ging von der Seite, um sich hinter Bar-Akbar zu verstecken.

„Aber, Häuptling", warf der letztere dazwischen, „es ist wahr, die Rosse frieren wirklich!"

„So?" versetzte Jener. „Du meinst, weil sie die Schwänze einziehen, wie Du schon von hier aus entdeckt zu haben scheinst!" und damit verstummte auch Bar-Akbar, wie seine Kameraden.

Allein obgleich es richtig war, daß die Leute ihr Mitgefühl für die Rosse nur vorschützten, um ihren eigenen Aerger zu verbergen, so war es doch nicht zu leugnen, daß die Tiere wirklich froren. Bei der starken Kälte war das auch kein Wunder, obschon sie dort von dem eisigen Nordostwind nicht ergriffen werden konnten. Sie zogen aber nicht blos die Schwänze ein, sondern waren auch krumm zusammengebogen. Ebenso litten die dabeistehenden Wächter, die entweder um den Schlitten tanzten oder, um sich zu erwärmen, abwechselnd einander haschten.

Auch der Häuptling mochte es sehr wohl sehen, wollte es aber nicht zugeben und meinte, daß Abdurrahman und Umras wie vollgefressene Aasgeier auf der Stelle umherhüpften, die auffliegen möchten, aber nicht können. Man müsse das ändern und beiden ein Mühlrad unter die Füße legen, damit sie in Schweiß kämen.

Die Baschkiren mußten über die Einfälle ihres Oberhauptes zuletzt doch noch lachen und diesen Moment wollte der letztere ausnützen, indem er versicherte, daß es wirklich geschehen solle, was er gesagt habe, sobald man vom nächsten Suchen zurückkommen würde. „Und nun, Eida!" fügte er hinzu. „Machen wir noch einen Versuch, ob wir dem Glücke abtrotzen können, was es uns freiwillig nicht zugestehen will."

Etwas unwirsch antworteten die Schützen „Eida!" und noch einmal drangen sie in die Wildnis ein. Aber kaum war es geschehen, als es schien, daß der Häuptling wirklich Recht behalten und dem Glücke in der That das von demselben verweigerte Zugeständnis abringen wollte.

Keine Minute war darüber vergangen, seitdem man sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, und noch konnte man rückwärts in die Lichtung hinausblicken, als vom rechten Flügel, wo Suleiman stand, plötzlich das waidmännische Lärmsignal „Hussa! Hussa!" ertönte, das von Mann zu Mann weiter gegeben wurde, bis es am linken Flügel angelangt und die ganze Schützenkette allarmiert war.

Digitized by Google

In einem Moment hatte sich die ganze Szene geändert und die bisherige Trägheit war in eine außerordentliche Bewegung übergegangen. Im nächsten Augenblick stand auch Yussuff-Bey neben mir, um sich in größter Erregung zu erkundigen, was sich zugetragen haben könnte.

Leider wußte ich über die Bedeutung dieses Zeichens ebenso wenig und noch weniger wie er selber, da es mir unbekannt war.

„Alsdann Kil! Kil! (Komm! Komm!)" sagte er davon stürmend. „Unsere Leute signalisieren nicht ohne Grund. Schnell! Schnell!"

Im Fluge waren wir bei Mehemed Selim angelangt, doch auch dieser vermochte ebenso wenig zu sagen, und „Kil! Kil!" stürmten wir an demselben vorüber. Ebenso geschah es bei bei Bar-Akbar, der nicht viel mehr wußte, bis die ganze Kette aufgerollt war und wir uns alle bei Suleiman befanden.

Der letztere stand da, sprachlos vor Schreck, als ob er vom Schlage gerührt worden wäre. Die sämtlichen Schützen standen um ihn herum und bestürmten ihn um Aufklärung, allein da alle gleichzeitig auf ihn eindrangen, so wurde er dadurch nur noch verworrener und gaffte von einem auf den anderen.

Als alle der Reihe nach gefragt hatten, sagte Issan-Jul: „Aber so antworte doch nur, was es gibt?" allein, bevor Suleiman dazu kommen konnte, fragte schon wieder ein zweiter, so daß letzterer nicht wußte, auf wen er zuerst sehen und hören sollte.

Als aber durchaus nicht zum Ziele zu gelangen war, wurde der Häuptling ärgerlich, denn daß etwas ungewöhnliches vorgegangen sein mußte, gieng schon daraus hervor, daß Suleiman in eine so übermäßige Bestürzung geraten konnte. „Aber was soll denn das heißen?" sagte Yussuff-Bey, die übrigen Mannschaften beiseite schiebend. „Ich will wissen, was Dir begegnet ist; denn daß Dich nicht blos eine Laus gebissen hat, kann ich Dir von dem Gesicht ablesen. Also sprich, anstatt mich mit offenem Munde anzugaffen!"

Suleiman stotterte; doch ehe er noch das Wort herausbrachte, das er auf der Zunge hatte, versagte ihm wieder die Stimme. Anstatt dessen vernahm man jedoch aus der Schlucht, wo die Wächter mit den Rossen standen, einen entsetzlichen Notschrei und ein heiseres unheimliches Brummen.

Jetzt erschrak auch der Häuptling und er sah Suleiman an, als ob er fragen wollte: Was ist das?

Dieser schien jedoch mit einemmale die Sprache wieder erhalten zu haben, zeigte nach der Schlucht und rief außer sich: „Hladi! Hladi! (Schau! Schau!) Allah schütze die Kameraden! Und Du kannst noch fragen, was los ist?"

Während Suleiman diese Worte wie aus der Pistole geschossen herauspolterte, konnte man bereits sehen, wie die dort stehenden Rosse in jäher Flucht und mit aufgebauschter Mähne davon jagten, und Umras schreiend und nach Hilfe rufend hinterher lief.

Etwas weiteres brauchten wir nicht zu wissen und Yussuff-Bey fragte auch nicht weiter, sondern seinen Leuten ein „Eida!" zurufend, stürmte er davon und der Schlucht entgegen, während die übrigen Schützen dicht hinterher folgten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Die russische Expedition nach den neusibirischen Inseln. Wir haben früher schon mehrfach in Kürze dieser wichtigen Entdeckungsreise gedacht, welche die Herren Dr. A. Bunge und v. Toll in das nordasiatische Eismeer gemacht haben und über deren Verlauf jener kürzlich vor der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg einen Vortrag gehalten hat. Baron v. Toll, Dr. Bunge's Kollege, brach im April 1886 von Aidschergaidach nach der Insel Liakow auf in der Absicht, deren geologischen Charakter zu studieren. Ihm folgte kurz darauf Dr. Bunge, welcher den Rest der Vorräte und Provisionen mitbrachte. Beide entschieden sich sodann dafür, die Expedition in der Weise zu teilen, daß Dr. Bunge eine Erforschung der Insel Liakow unternahm, die angeblich ungemein reich an fossilen Knochen war, Herr v. Toll aber sich nach der Insel Kotelny begab. Ehe er dieses Projekt ausführte, versuchte der erstere Reisende eine topographische Vermessung eines Teils der Ostküste von Kotelny, allein mit geringem Erfolg infolge ungünstiger Witterung und Mangels an Brennmaterial, welches sich in Gestalt von Treibholz nur an gewissen Oertlichkeiten ansammelt. Er kehrte deswegen nach dem südlichen Ende der Insel zurück und setzte dann am 25. Mai nach der Insel Liakow über. Mittlerweile hatte Herr v. Toll die Inseln Fadejeff und Neu-Sibirien besucht und auf der letzteren den sogen. „Holzberg" untersucht, welcher bei den Reisenden aus dem Anfang dieses Jahrhunderts diesen Namen erhalten hatte und, wie sich nun erwies, ein schönes tertiäres Profil mit verkohlten Baumstämmen und einer reichen Sammlung Abdrücke von Blättern und Früchten war, welche genau der tertiären Flora von Grönland und Spitzbergen entsprechen, wie sie O. Heer uns geschildert hat. Bei der Rückkehr nach Kotelny begann er sogleich seine Erforschung der Insel und machte eine Rundfahrt um dieselbe innerhalb 40 Tagen. Vom nördlichsten Punkte der Insel aus bekam er die noch unbetretene Insel Ssannikow zu Gesicht, deren Entfernung er auf etwa hundert Meilen schätzte. Bezüglich ihrer geologischen Verhältnisse besteht die nördliche Hälfte von Kotelny aus devonischen Schichten, während im Süden Triasformationen vorhanden sind. Die Flora weist etliche und dreißig blühende Gewächse auf. Der Sommer war sehr ungünstig, die Temperatur stieg nur ein einzigesmal auf 10° C., während beinahe jeden Tag Schnee fiel. Die ganze Küste war von Eis blockiert und in den meisten Thälern blieb

Digitized by Google

der Schnee den ganzen Sommer hindurch. Ende Oktober stieß Herr v. Toll, der die kalte Periode des Septembers und Oktobers in einer vergleichsweise behaglichen Winterhütte verbracht hatte, wieder zu seinem Gefährten auf Liakow. Dr. Bunge ward in seiner Erforschung dieser Insel bedeutend gehindert durch den Mangel an Renntieren als Verkehrsmittel, denn durch einen Irrtum war die Mehrzahl dieser Tiere nach Kotelny geschickt worden und konnte wegen der vorgerückten Jahreszeit nicht von dort zurückkehren. Gleichwohl war er imstande, verschiedenes Gute zu wirken. Die vorherrschenden Formationen der Insel sind mit Ausnahme einiger granitenen Gipfel quaternär; die Eisblöcke sind mit lehmigen Niederschlägen bedeckt, worin sich fossile Knochen vorfinden. Es kommen hier Verhältnisse vor, welche denjenigen der Eschscholz-Bay in der Behringsstraße ziemlich ähnlich zu sein scheinen. Neben den fossilen Ueberresten vom Mammuth, Rhinoceros und Moschusochsen entdeckte Dr. Bunge noch Ueberbleibsel von zwei Arten von Rind, vom Hirsch, von Pferden und einigen kleineren Tieren, von deren Studium interessante Ergebnisse erwartet werden dürfen. Die Flora ist reicher als diejenige von Kotelny. Trotz des gefrorenen Untergrundes finden sich in kleinen Tümpeln zahlreiche Würmer und Süßwasser-Krustaceen, da die Temperatur des Wassers auf nahezu 16° C. stieg. Die Sommertemperatur war praktisch dieselbe wie die von Kotelny, obwohl man mehr schneefreie Tage zählte. Beide Inseln waren ärmer an Vögeln als man ihrer Lage nach hätte erwarten können, auch die Insektenwelt ist nur ärmlich vertreten. Auf der Insel Liakow gibt es nur wenige Fische, aber auf Kotelny wurden schöne Lachse gefunden.

* Diogo Caõ's oder Cam's Denkstein an der Kongo-Mündung. Baron Schwerin, der schwedische Afrika-Reisende, von welchem wir kürzlich berichtet haben, hat (nach einer Mitteilung von Mr. K. R. Gray) am Schlusse seiner jüngsten Expedition und nach seiner Ueberlandreise von Banana und Muanda nach Boma den berühmten „Pedra Padraõ" entdeckt, den Denkstein mit Inschriften, welchen der vorgenannte portugiesische Seefahrer aus Anlaß seiner denkwürdigen Entdeckung des Kongo an der Mündung dieses Stroms hat errichten lassen. Herr v. Schwerin war im Begriff, nach Europa zurückzukehren, als er zu San Antonio von Senhor França erfuhr, die Eingeborenen der Gegend haben ihm von einem großen „Fetischstein" erzählt, welcher dort herum in der Dschungel versteckt liege. Nach mehreren Palawern mit eingeborenen Häuptlingen beredete Herr v. Schwerin dieselben, ihm und Senhor França den Weg zu dem Stein zu zeigen, vor welchem jene eine gewaltige Scheu hatten. Derselbe wurde in einiger Entfernung vom Strande gefunden und erwies sich unbezweifelbar als das Ueberbleibsel des Pedra Padraõ. Näheres über die Entdeckung soll demnächst von Lissabon aus veröffentlicht werden.

* Die Entdeckung des Kongo. Der Visconde de Sanches de Baena erhebt den Anspruch, ein neues helles Licht auf die bestrittenen Chronologien von Diogo Caõ's (Cam's) Reisen nach der Westküste von Afrika geworfen zu haben. Sorgfältige Prüfung der noch unveröffentlichen Urkunden hat ihn zu dem Schlusse geführt, daß Caõ seine erste Reise im Jahre 1482 antrat und etwa 19 Monate ausblieb. Auf dieser Reise errichtete er an der Mündung des Kongo das unter dem Namen Pedra Padraõ bekannte Denkmal, von welchem neuerdings Bruchstücke durch Senhor França und Baron Schwerin entdeckt oder eigentlich wieder entdeckt worden sind, da Sir R. Burton dieselben Trümmer bereits in seinem Werke „A Trip to Gorilla Land and the Congo" beschrieben hatte. Nach seiner Rückkehr wurde Diogo Caõ ein Wappen verliehen und das Patent darüber ist aus Santarem vom 14. April 1484 datiert. Er trat 1485 eine zweite Reise an, in deren Verlauf er ähnliche Steinpfeiler auf Kap Agostinho und Kap Croß errichtete. Wenn diese Chronologie richtig ist, so kann die Legende auf Behaim's Globus, welche besagt, daß der Steinpfeiler auf Kap Croß am 18. Januar 1485 errichtet worden sei, kaum richtig sein. Peschel nimmt in seiner „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" an, Diogo Caõ habe nur eine einzige Reise unternommen, von welcher er nach einer Abwesenheit von 19 Monaten im Jahre 1486 zurückgekehrt sei. Major behauptet in seiner „Geschichte des Prinzen Heinrich des Seefahrers", der Kongo sei im Jahre 1484 entdeckt und die beiden weiter südlichen Steinpfeiler erst während einer zweiten Reise im Jahre 1485 errichtet worden, wie im jüngsten „Boletin" der Lissaboner Geographischen Gesellschaft für 1886 S. 55 und 56 zu lesen ist.

* Neue Provinzen in Chile. Durch eine Verordnung vom 27. März 1887 sind in Chile zwei neue Provinzen: Malleco und Cautin, geschaffen worden; diese bringen hierdurch den Rest von Araucanien in administrative Beziehungen zu dem übrigen Lande. Die Provinz Malleco erhielt zur Hauptstadt Angol und ist in drei Departements: Angol, Collipulli und Traiguer, eingeteilt worden. Temuco ist die Hauptstadt der Provinz Cautin, welche in die beiden Departements Temuco und Imperial eingeteilt ist. Die Städte, welche den Departements ihre Namen geben und von 3000 bis 4000 Einwohner und mehr haben, sind in der neuesten, 1885 ausgegebenen amtlichen Karte von Pissis nicht verzeichnet. Traiguera liegt am gleichnamigen Flusse, welcher sich in den Rio Lumoco, einen nördlichen Zufluß des Rio Cautin oder Imperial, ergießt. Collipulli liegt am Fluß Malleco, der unterhalb Regue in den Angol mündet und so den Rio Vergara bildet. Temuco und Imperial liegen beide am Cautin-Flusse, Imperial am Zusammenlauf des Lumoco mit dem vorgenannten, und Temuco ungefähr 22 Leguas höher hinauf. Diese Orte werden binnen Kurzem alle durch Eisenbahnen mit dem übrigen Chile verbunden sein.

Digitized by Google

# Kleinere Mitteilungen.

### * Eine Gefahr weniger in der Südsee.

Einem Bericht von Wharton[1] über die Wiederauffindung lange vergeblich gesuchter Riffe in der Südsee entnehmen wir das Folgende. Bougainville auf seiner berühmten Entdeckungsreise in „La Boudeuse" verließ Espiritu Santo in den Neuen Hebriden[2] im Juni 1768 und wandte sich genau westwärts auf einer südlichen Breite von 15 bis 16°. Um Mitternacht des 4. wurde eine Sandbank gesichtet; ihre Untersuchung am folgenden Tage ergab, daß sie aus einem kleinen, wenig aus dem Wasser ragenden Sandstreifen ohne Riff bestand. Die Bank erhielt den Namen Bâture de Diane. Nachdem das Schiff der Schiffsrechnung gemäß 250 Km. weiter nach West gesteuert hatte, kam ein Riff in Sicht, an dem die See sich heftig brach und dessen Position ermittelt wurde. Das Riff erhielt ebenso wie das gleich zu erwähnende keinen Namen, beide aber sind seitdem stets als Bougainville's Riffe in den Karten geführt worden. Nach fünfstündigem Kreuzen zeigte sich ein weiteres Riff, und weil man befürchtete, die Gefahren für das Schiff möchten sich nach West zu noch vermehren, so wurde der seitherige Kurs aufgegeben, die „Boudeuse" wandte sich nach Norden und erreichte Neu-Guinea in einer Bucht, welche den Namen Cul de Sac de l'Orangerie erhielt. Bougainville versäumte so die Entdeckung der australischen Ostküste, welch letztere dann zwei Jahre später von Cook untersucht wurde. Lange Jahre wurden die Riffe nicht wieder gesehen, obgleich ihre Existenz kaum bezweifelt werden konnte. Eine Revision der Länge von Espiritu Santo machte eine Verschiebung der Bank und der Riffe um etwa 110 Km. gegen Westen nötig; aber Denham konnte sie in der neuen Position (Dianabank 150 28', die Riffe in 148° 6' ö. L.) trotz fünfzehntägigen Suchens nicht auffinden. Da die alte Position der gefährlichen Schifffahrtshindernisse besser mit Bougainville's Landungsstelle auf Neu-Guinea zu stimmen schien, so wurden dieselben auf den Seekarten allmählich wieder an ihre alte Stelle gesetzt, obgleich diese sich jedenfalls zu nahe bei Espiritu Santo befand. Viele Kapitäne haben seitdem jene Gegend des Pacific mit Furcht und Zittern gekreuzt; von vielen, die, von Sydney ausgehend, die Torresstraße zu passieren hatten, wurde die Existenz der Dianabank, welche nahe ihrem Kurs liegen mußte, geleugnet; trotzdem wurden, der genauen Beobachtungen Bougainville's wegen, die Bank und die Küste auf den Karten nur mit Fragezeichen versehen. Endlich giengen vor drei Jahren von zwei kleinen Kauffahrern Nachrichten über eine Bank in 150 41' s. Br., 149° 43' ö. L. von Gr. und ein Riff in 150 28' s. Br., 147° 6' ö. L. von Gr. ein. Obgleich diese Positionen weit westlich von den früher angenommenen liegen, so konnte doch wegen der gegenseitigen Lage und der nahezu stimmenden Breite kaum ein Zweifel sein, daß die alten Bougainville'schen Objekte endlich wieder aufgefunden seien. Denham mußte seine Nachforschungen bis auf etwa 20 Km. von dem Gesuchten ausgedehnt haben; er hatte einen Kreis von etwa 70 Km. Halbmesser nach allen Richtungen durchkreuzt. Etwas aber fehlte noch zur Gewißheit: Bougainville's zweites Riff. Im letzten Jahre hat nun das englische Kriegsschiff „Myrmidon" die Untersuchung der Sache fortgesetzt. Die Beobachtungen an der Bank und dem Riff stimmten genau mit Bougainville's Angaben, die geographischen Breiten kamen genügend überein, der gegenseitige Abstand war ebenfalls zutreffend. Die Positionen sind nämlich:

| | Bougainville | Myrmidon |
|---|---|---|
| Dianabank | 150 46' s., 151° 26' ö. | 150 43' s., 149° 37' ö. |
| Bougainville Riff | 150 35' s., 149° 8' ö. | 150 33' s., 147° 12' ö. |

Von dem zweiten Riff aber war nirgends etwas zu entdecken. Es ergab sich bei genauer Durchsicht von Bougainville's Schiffstagebuch, daß das zweite Riff um 5 Uhr 30 Min. Nachmittags gesichtet wurde in der geschätzten Entfernung von 5 Mln. Wenige Minuten später gieng aber die Sonne hinter dem Riff unter und bei der kurzen Dämmerung ist anzunehmen, daß Bougainville das vermutete Riff nicht genügend wahrnehmen konnte, sondern einer Täuschung verfallen ist. Nun entsteht aber noch die Schwierigkeit, wie „La Boudeuse" von dem letzten Riff aus bei einem genau nach Norden gesteuerten Kurs die jetzt als Orangerie-Bay bezeichnete Bucht auf Neu-Guinea erreichen konnte. Es kann hier kein Zweifel sein, daß erst von späteren Reisenden dieser Name auf eine der vielen Buchten übertragen wurde, welche dort in die Küste von Neu-Guinea einschneiden. Man darf als bewiesen betrachten, daß eine seit 120 Jahren schwebende Streitfrage zum Austrage gekommen ist und daß ein Grund der Beunruhigung für viele Schiffe weggeräumt wurde, indem jetzt jene Klippen ihren richtigen Platz auf der Karte angewiesen erhalten haben. h.

[1] „Nature", 1887, Febr. 10.

[2] Als Karte für das Folgende genügt Stieler's Handatlas, Polynesien, westliches Blatt, und Australien (Nordost-Ecke des Blattes).

### * Die archäologische Sammlung zu St. Louis

ist ohne Zweifel eine der bedeutendsten und interessantesten Amerika's und dieselbe dürfte im allgemeinen nur hinter derjenigen der Smithsonian Institution zu Washington zurückstehen. In die amerikanische Steinzeit, die bekanntlich erst durch die Ankunft des Columbus zu ihrem Abschluß gelangte, gewährt die Sammlung einen vortrefflichen Einblick, und von der Geschicklichkeit der alten indianischen Waffen- und Werkzeugverfertiger erhält man darin eine hohe Meinung. Unica birgt sie in beträchtlicher Zahl. Wir weisen hier nur auf ein 18 amerikanische Zoll langes Steinschwert, resp. Steinmesser, hin, das seinesgleichen schwerlich anderweit finden dürfte. Dasselbe ist gleich der Mehrzahl der anderen Geräte in dem alluvialen Bottomlande, das sich entlang dem Mississippi hinzieht, gefunden worden. Das Material, aus dem die Messer, die Aexte, die Klopfer ꝛc. gefertigt sind, ist zumeist „chudd" (Jahde). Außer den Funden aus Missouri enthält die Sammlung von St. Louis namentlich noch prächtige Sachen aus Oregon und Washington-Territory: zierliche kleine Messerchen aus Obsidian, Achat und Milchquarz, sowie Hämmer, Aexte ꝛc. Es ist zu wünschen, daß der Sammlung bald ein Raum zugewiesen wird, der sie zur vollen Geltung gelangen läßt, was bisher nicht der Fall war. Dr. E. D.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

**Gesammelte Werke**
des
**Grafen Adolf Friedrich von Schack.**
In sechs Bänden.

**Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.**

Brosch. M. 15. In 6 eleg. Einbänden M. 20.

**Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 47.** Stuttgart, 21. November **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Ethnographische Funde aus der letzten Heidenzeit Finnlands. S. 921. — 2. Ein Ausflug von Smyrna nach Ephesus. S. 923. — 3. Schattenseiten des Welthandelsverkehrs. Eine Studie. Von F. Baron v. Thümen. (Schluß.) S. 926. — 4. Einige Erinnerungen an den Wilden Westen. Von Buffalo Bill (Oberst W. F. Cody. S. 930. — 5. Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge. Von Fr. W. Groß. (Fortsetzung.) S. 935. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 938. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 939.


## Ethnographische Funde aus der letzten Heidenzeit Finnlands.

In Finnland ist der Sommer 1886 ein an ethnographischen Funden äußerst ergiebiger gewesen. Teilweise sind dieselben durch Zufall entdeckt worden, teils wurden solche durch zwei Gelehrte, wovon der eine Herr Hj. Appelgren im Westen des Landes, der andere Herr Th. Schwindt in der Gegend von Kexholm beim Ladoga Forschungen anstellten, aufgefunden.

Der Zufall hat den reichsten dieser Funde zu Tage gebracht.

In Tuukkala bei St. Michel sollte eine zum Exerzierplatz bestimmte Wiese geebnet und ein auf derselben befindlicher Hügel abgetragen werden. Man fand darin eine Menge von Skeletten, rostigen Schwertern u. s. w. und glaubte anfangs auf ein Grab aus der Kriegszeit von 1808—1809 gestoßen zu sein.

Nachdem bereits 20 Skelette ausgegraben worden waren, bemerkte ein zufällig anwesender Archäologe, daß es sich hier um einen Fund weit älteren Datums handelte. Sofort wurde der Professor J. A. Aspelin an der Universität von Helsingfors hiervon benachrichtigt und nun wurde eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung vorgenommen.

Es kamen nun noch weitere 50 Skelette und eine Menge der verschiedensten Gegenstände aus Eisen, Bronze, Stein, Leder und Stoff zum Vorschein, welche für die Altertumskunde Finnlands von mehr als gewöhnlichem Interesse geworden sind; denn man war hier auf einem Begräbnisplatz aus der letzten Heidenzeit, d. h. aus der Zeit kurz vor dem 12. Jahrhundert, gestoßen. Bekanntlich war gerade die Gegend von St. Michel die erste im ganzen Sarolaks, welche zum Christentum bekehrt wurde, und diese Gegend muß daher schon früher ein Bevölkerungszentrum gewesen sein. Es waren natürlich die dichtestbevölkerten Gegenden, an den Haupthandelsstraßen gelegen, welche zuerst dem Einfluß der neuen Zeit unterlagen.

Der entdeckte Begräbnisplatz gibt ein getreues Bild der zu jener letzten Heidenzeit im Sarolaks lebenden Generationen.

Sowohl Männer als Frauen sind in voller Kleidung, mit den Schmuckgegenständen, Geräten und Waffen, die sie im Leben getragen und benutzt, beerdigt worden. Alle Gegenstände aus Metall oder Stein sind gut erhalten und teilweise auch diejenigen Stoffe und Lederstücke, die neben Gegenständen aus Bronze gelegen haben.

Aus der Lage, wie Schmucksachen und Kleiderreste sich noch vorfanden, konnte genau festgestellt werden, wie solche seinerzeit getragen wurden. Bei weiblichen Skeletten fand man unter dem Kinn Schnallen aus Bronze oder Silber, welche dazu gedient hatten, das Unterkleid oder Hemd zu befestigen. An den Schultern lagen zwei Schnallen, an denen eine über die Brust hängende Kette befestigt war. Diese Kette trug ein oder zwei Puukko-Messer[1] in ihren mit Bronze-Zierraten beschlagenen Scheiden und einen Ohrlöffel aus Bronze. Auf der Kette lag eine große hufeisenähnliche Schnalle, welche eine Art Ueberwurf oder Mantel vorn zusammengehalten hatte. Ueber den unteren Teil desselben weiblichen Skeletts lag eine noch teilweise erhaltene Schürze, welche oben und unten

[1] Das Puukko-Messer, welches heute noch von der ländlichen Bevölkerung Finnlands in einer Lederscheide an einem Leibriemen getragen wird, ist ein gerades Messer mit im Schafte festsitzender Klinge.




Digitized by Google

mit aus kleinen Bronzespiralen verfertigten Einfassungen verziert war. Am Kopfe liegt eine große Schnalle in Hufeisenform, welche als Haarputz gedient. Zu den Füßen der Frau lag eine Sichel und eine Scheere, letztere einer jetzigen Schafscheere ähnlich und schließlich ein durchbohrter runder Stein, welcher einer Spindel angehört.

Das gefundene Werkzeug ist aus Eisen, die Schmucksachen dagegen sind aus Bronze und einzelne aus Silber. Gegenstände aus Gold sind nicht gefunden worden, wie solche überhaupt auch äußerst selten in Gräbern aus dem jüngeren Eisenalter vorkommen. Das Silber dagegen ist in Form von Münzen durch den Handel auch in diese abgelegenen Gegenden gedrungen.

Bedeutend ärmer an Schmuck waren die Gräber der Männer. In diesen fand man gewöhnlich nur eine Schnalle, durch welche das Hemd am Halse befestigt wurde, und eine Anzahl kleiner Ringe, welche zu dem Gurt gehörten und an denen das Puukko-Messer, Feuerstahl, Schleifstein, sowie ein Beutel zur Aufbewahrung von Feuerstein und Schwefel, befestigt wurden.

Mehrere solche Ledergurte waren noch teilweise erhalten und ein solcher, mit nicht weniger als 120 Ringen versehen, sogar noch ganz vorhanden.

Zu den Füßen der männlichen Skelette lagen Beile, Sensen, Pfeile und Forken. Alle Leichen sind mit Birkenrinde umgeben gewesen und dann zwischen vier Brettern eingesargt worden. Darüber ist dann eine Schicht Lehm angefüllt und man hat diese von weither bringen müssen, da die Gegend nur aus feinem Sande besteht.

Unter den Schmucksachen befindet sich manches Interessante. Zum Beispiel eine Anzahl Verzierungen und Beschläge aus Eisen, welche zu Schildern gehört haben. Es geht daraus hervor, daß diese aus Holz, und zwar aus sehr dünnem, gewesen sind. Eine Schnalle mit einem darauf angebrachten Kreuz zeigt, daß damals schon Handelsverbindungen mit Völkern des Christentums existierten, da auch Buchstaben in Mönchsschrift darauf vorkommen. Die künstlichen Verzierungen an Spangen, Schnallen und sogar ein emaillierter Knopf, den man fand, zeugen von dem Sinn für das Schöne.

Ein ganz eigentümlicher Putz, welcher sowohl von Frauen als von Männern getragen wurde, besteht in einem ledernen Halsband, welches mit Stoff überzogen und mit allerhand silbernen Beschlägen versehen ist.

Für die Wissenschaft bietet ein großer Teil dieser Funde ein äußerst interessantes Material, unter anderem auch das Skelett eines wahren Riesen, dessen rechtes Bein etwas oberhalb des Fußes gebrochen gewesen und dann wieder angeheilt ist. Nicht alle Gräber enthielten Schmucksachen, dagegen einzelne wiederum viele solche, welche zu jener Zeit natürlich sehr teuer gewesen sein müssen. Im allgemeinen sind die Frauen mit größerer Sorgfalt begraben worden und es geht hervor, daß die Bevölkerung dort der Karel'schen Rasse angehörte.

Herr Hj. Appelgren, von der Finnischen Archäologischen Kommission mit einer Erforschung alter Burgen in den Provinzen: Eigentliches Finnland, Satakunda und Tavastland, betraut, hat während des vergangenen Sommers 12 Burgen oder, richtiger gesagt, befestigte Plätze aus der Heidenzeit und 5 Burgen aus dem Mittelalter untersucht. Außerdem entdeckte aber der genannte Forscher in Letala einen Begräbnisplatz aus der Heidenzeit, welcher bei genauer Durchsuchung zeigte, daß er sowohl während des älteren als auch während des jüngeren Eisenalters benutzt worden war, d. h. von 600 herum bis zum Jahre 1000.

Auch hier muß ein Bevölkerungszentrum gelegen haben, wobei es bemerkenswert ist, daß die Bevölkerung zweier verschiedener Nationalitäten aufeinander gefolgt ist und daß diejenige der zweiten den Begräbnisplatz der ersteren benutzt hat.

Beim Nachgraben stieß man überall auf verkohltes Holz, gebrannte Knochen, geschmolzene Bronze und vom Feuer beschädigte eiserne Geräte. Hieraus muß man schließen, daß die damaligen Einwohner ihre Toten verbrannten, und zwar mit den Kleidern und allem übrigen, was ihnen beigegeben wurde.

Von den vorgefundenen Gegenständen: Ketten, Spangen, Schnallen, Scheeren, Sicheln, Messern u. a., gehört ein Teil dem älteren Eisenalter an, zu welcher Periode eine skandinavische oder germanische Bevölkerung Finnland bewohnte. Ein anderer Teil stammt aus dem jüngeren Eisenalter. Das Ganze bildet somit ein Andenken aus jener noch unaufgeklärten Zeit, als eine Rasse die andere verdrängte und dem Lande in ethnographischer Hinsicht einen neuen Stempel aufdrückte.

Darnach zu urteilen, daß die verschiedenen Gegenstände durcheinander lagen, muß man annehmen, daß die Toten nicht einzeln in Gräber gelegt worden sind, sondern daß nach der Verbrennung alles ohne Bedeckung liegen blieb.

Doch läßt sich auch annehmen, daß die Leichenverbrennung in länglichen Vertiefungen, welche unterhalb des Begräbnishügels zu sehen sind, vorgenommen wurde, und daß die Asche sowie die übrigen Reste später auf den Hügel gebracht wurden. Für letztere Annahme spricht schon der Umstand, daß die zum Begräbnis gehörende Mahlzeit wohl nicht gern auf dem eigentlichen Hügel eingenommen wurde, angesichts und inmitten der Gebeine der Toten.

Eine große Menge Scherben von allerhand Thongefäßen sind als Ueberreste dieser Begräbnismahlzeiten geblieben, und die Verzierungen derselben lassen diese in sowohl das ältere als das jüngere Eisenalter zurückführen. Unter den verschiedenen hier gefundenen Gegenständen befinden sich auch eine Anzahl Glasperlen, eine arabische Münze und zwei Gewichte aus Bronze. Ueber die entdeckte alte Begräbnisstätte hat sich bei der Bevölkerung kein Andenken erhalten, wie dieses allgemein mit den Altertümern des Landes der Fall ist. Kriege, Hungersnot

Digitized by Google

und Krankheiten haben oft ganze Strecken des Landes verwüstet und mit ihnen ist dann jede Ueberlieferung verschwunden.

Die meisten der ehemaligen Burgen oder der festen Plätze haben dagegen durch ihre finnischen Benennungen „Linnamäki", „Linnavuori" ein Andenken hinterlassen, und noch heute bezeichnet man damit die Plätze, die in früherer Zeit zum Schutz der Bevölkerung gegen feindliche Anfälle errichtet waren.

Ein solcher Name ist oft der einzige Wegweiser der Archäologen in Finnland. Diese Burghöhen sind steinige Hügel, deren eine Seite steil abfällt, während die andere zugängliche Seite durch Mauern geschützt war, wovon heute noch Reste vorhanden. Solche Hügel liegen stets isoliert und sind von moorigen Strecken umgeben, woraus man schließen kann, daß sie einst von Wasser umgeben waren. In mehreren dieser Burgen sind noch die Grundsteine ehemaliger Wohnungen vorhanden. Dieselben dienten also nicht nur als momentaner Zufluchtsort während der feindlichen Einfälle, sondern müssen als kleine befestigte Plätze angesehen werden.

Bei Nachgrabungen in diesen Burgen wurden die verschiedensten Gegenstände, eiserne Pfeilspitzen, Schnallen aus Bronze u. s. w. aus dem jüngeren Eisenalter, aber auch Geräte aus Stein und Fragmente von Thongefäßen mit Ornamenten des Steinalters vorgefunden.

Dieses deutet darauf hin, daß die Burgen von den neuen Eindringlingen in Besitz genommen worden. Auch Kohlen und Asche fand man dort.

Daß die Burgen nicht so reich an metallenen Gegenständen, erklärt sich dadurch, daß sie durch die letzten Eroberer ausgeplündert worden sind.

Von den untersuchten Burgen des Mittelalters verdienen „Liinmaa" in Euraäminne und „Aeïmälä" in Kuumo eine besondere Beachtung, weil diese, obgleich vollständig aus der Geschichte verschwunden, noch in einem alten Runen-Fragmente fortleben. Es heißt darin nämlich:

Ei silloin hyvin eletty,
Kun oli linna Liinamaalla,
Kuisti Kuumolan kedolla
Silloin leipä lehmän maksoi.
Murun mullinen vasikka.

Zu Deutsch:

Damals lebte man nicht gut,
Als die Burg auf Liinamaa
Und das Haus in Kuumola war;
Damals kostete ein Brot eine Kuh.

Eine dritte alte Burg, „Vanhalinna", nicht weit von Aeïbo ist deswegen bemerkenswert, weil sie als die erste befestigte Anlage der Schweden während der Eroberung 1157 angesehen wird.

Die reichen Funde des letzten Sommers sind in dem Ethnographischen Museum von Helsingfors aufgestellt worden. E. B.

---

## Ein Ausflug von Smyrna nach Ephesus.

Kleinasien und namentlich die Umgegend von Smyrna sind noch immer ein Räubernest, und als Midhat Pascha vor einigen Jahren in einer Nacht Smyrna mit einem Cordon von Zaptiehs umgab und es einschloß, bis er ungefähr 200 räuberische Zeybeken in seiner Gewalt hatte, leistete er diesem Teil der Levante einen unsäglich großen Dienst. Leider hatte er aber von demselben keinen Dank, denn der türkische Gouverneur fiel nur in Ungnade, weil er sich in bestehende Interessen gemengt hatte, und als er zurückberufen wurde, verlegten sich alle diejenigen Gauner und Räuber, welche am Leben gelassen worden waren, wieder auf ihr früheres Gewerbe. Die Griechen, welche er nach ihrer eigenen klassischen Heimat zurückgeschickt hatte, kehrten zurück und errichteten Gasthöfe, worin ihre räuberischen Instinkte noch eine bessere Gelegenheit fanden, sich mit einträglicherem Erfolge friedlich zu bereichern. Die meisten aber kehrten zu der größeren Einfachheit ihres früheren Treibens zurück, müssen aber ihre Thatkraft nur auf die Umgegend der Stadt beschränken. Dies macht den Besuch der zahlreichen interessanten Punkte, welche in der Umgebung von Smyrna liegen, zu einem Unternehmen, welches eine sorgfältige Vorbereitung erfordert. Es wäre jedoch eine Thorheit, wenn der Besucher von Smyrna, welcher mit den Lockungen der Bazare erfolgreich gekämpft und einige Einsicht in die zu Smyrna herrschenden Sitten und Bräuche gewonnen hat, sich aus Furcht vor einer Beraubung von einem Ausfluge in die Nachbarschaft der genannten Stadt abhalten lassen würde, trotz der leidigen Erfahrungen, welche vier britische Reisende erst in jüngster Zeit gemacht haben. Besonders Schade wäre es, wenn um derartiger Befürchtungen willen der Reisende darauf verzichtete, Oertlichkeiten zu besuchen, wie den Berg Pagus mit seinen Erinnerungen an das Urchristentum und seinem Stadium, wo Polykarp den Märtyrertod starb, die weinende Niobe, welche Homer und Ovid schildern, an der Stelle, wo auf dem nackten Sipylus Niobe auf den Felsen des Wüstenberges zwar in Stein verwandelt, aber noch immer trauernd grübelt über den Kummer, welchen die Götter über sie verhängt haben, oder gar Ephesus, welches an altertümlichen und apostolischen Erinnerungen so reich ist. Der stämmige, bis zu den Zähnen bewaffnete Kawaß, dessen Pflicht in Smyrna sich nur darauf beschränkt, den Pöbel der Bettler und Hausierer in einiger Entfernung zu halten, einem leichtsinnig gehetzten Kameel Halt zu gewinnen oder einen unbequem daherkommenden Zug Hamals (Lastträger) aus dem Wege zu weisen, leistet auf derartigen Ausflügen einen bedeutend wichtigeren Dienst und muß sogar noch von einer Korporalschaft Zaptiehs vervollständigt werden, wenn man sich zu den entarteten Ephesern wagt.

Es steht wenig im Widerspruch mit der klassischen Bequemlichkeit der Dinge, daß man findet, man müsse

Digitized by Google

den ersten Teil der Reise nach einem Orte, wo Homer's Niobe zu sehen ist, zur Eisenbahn machen. Die Casaba-Eisenbahn, deren man sich bis Manissa bedient, verläuft einer hübschen Küstenlinie entlang um den Golf herum nach Burnabat und folgt von dort aus dem Ufer des chokolade-farbigen Hermuz über ein kahles Flachland hi: bis in die Schlucht von Meinimen Borphin. Dieser erste Teil der Reise ist ohne Interesse; dann aber kommt die Ebene von Manissa (Magnesia), ein unabsehbarer fruchtbarer Garten, bedeckt mit Obstbäumen, wo nun Aepfel, Birnen, Aprikosen und Mandeln in Menge wachsen und sich Mais- und Baumwollenfelder und Weingärten nach allen Seiten ausbreiten. Diese Ebene ist eine große Oase in diesem kahlen Bezirke und ohne ihre Nachbarschaft würde Smyrna eine in eine Wüste gebaute Stadt sein. Der Zug braucht zwei Stunden bis Manissa und von da gilt es noch eine weitere Fahrt im Wagen auf einer unebenen Straße unterhalb der Stirne des Sipylus. Endlich wird ein kleiner See erreicht und die zahlreichen Führer, welche aus der Bevölkerung bestehen, die den Wägen von der Station her uns gefolgt sind, verkünden mit lebhaftem Geschrei das suret tash oder Steinbild auf dem Felsen, ungefähr 70 F. über der Straße. Dies also ist nun die Niobe. Die Stirnseite des Felsens ist glatt und senkrecht und trägt in jener Höhe eine Vertiefung, welche die rohe Gestalt eines Alkovens hat. In diesem steht das Steinbild, in welchem eine mit klassischer Wissenschaft durchtränkte Einbildungskraft den oberen Teil einer Frauengestalt auf einem Piedestal zu erblicken glaubt. Es erfordert zwar eine bedeutende geistige Anstrengung, um die Züge einigermaßen zu erkennen, allein die thränenvolle Wirkung wird durch eine dunkle Ader hervorgebracht, welche einem fließenden Wasser gleicht, das vom Gesicht der Gestalt bis zum Fuße des Piedestals herabläuft. Das Hinaufklettern zu der Figur ist nicht schwierig und erlaubt zwar eine genaue Besichtigung der natürlichen Anordnung, ist aber sehr nachteilig für die Wirkung, welche der Entfernung bedarf, um dieselbe mit der Auffassung des Dichters in Harmonie zu verschmelzen. Doch ist es noch immer dieselbe Niobe, welche Homer vor der Nacht seiner Erblindung gesehen haben mag, und welche Ovid sicherlich erschaut hat.

Man erreicht den Berg Pagus mittelst einer kurzen Fahrt von der Stadt nach den Thoren des türkischen Friedhofs. Hier ist in den jüngsten Jahren eine Kolonie von Bulgaren, Tscherkessen und Zigeunern von üblem Leumund entstanden, welche entweder in Zelten oder Hütten oder in Häuschen aus den Steinen wohnen, welche sie von der von Alexander begonnenen und von Lysimachus vollendeten Burg auf dem Hügel gestohlen haben. Die Behörden, wenn es hier deren überhaupt giebt, nehmen ebenso wenig Rücksicht auf die Ueberreste der alten Burg, als der englische Akkordant, welcher eine Turmruine mit einer Mauer aus Steinen eingefriedigt, die er von der Hauptruine genommen hat. Der Weg auf den Hügel hinauf ist rauh und steil, führt aber in gerader Richtung durch einen Cypressenwald, welcher für den größten in der ganzen Welt gilt. Der Berg ist gekrönt durch die alte Burg, von welcher man nur noch den äußeren Umriß erkennen kann, deren Hauptreiz aber die großartige Aussicht über die Stadt ist. Die Windungen des langen Meerbusens reichen auf der einen Seite zu den sanft wellenförmigen Hügelketten, welche in dem kahlen Sipylus gipfeln, und auf der anderen Seite ziehen sich die Gewässer unter den zerrissenen purpurnen Gipfeln von Karabunar weit hin. Der glänzende, augenfällige Anziehungspunkt liegt jedoch auf halbem Wege, nämlich die hellen roten Dächer der Häuser von Smyrna, dem türkischen Ismir, unterbrochen von Türmen und byzantinischen Turmspitzen und dazwischen als Ruhepunkte die farbenreichen Gärten und die weitschattenden Kronen prächtiger, blühender und grünender Bäume. Um die trüberen Farben der Stadt herum gewahrt man die fetten Wiesen und üppigen Obsthaine, welche die phantastisch gebauten Landhäuser umgeben, die sich weithin über die Ebene von Burnabat verbreiten und das ganze Bild ist wiederum von einem weiten Horizont kahler unfruchtbarer Wüste umgeben. Es ist ein unaussprechlich prachtvoller Ausblick auf den reichen Azur des levantinischen Himmels und Meeres, welcher mit der glühenden Wärme der Stadt und den Streifen von lebhafter Farbe in deren Umgebungen kontrastiert. Wenn man dann zum Stadium hinabsteigt, wo Polykarp seinen Märtyrertod erlitt, so findet man, daß die Zigeuner und die anderen unsauberen Bürger der Kolonie sich unter den Cypressen versammelt haben, um die fremden Besucher abzufangen. „Backschisch" ist ihr Feldgeschrei und den Nachzüglern scheint eine moderne Wiederholung von Polykarp's Todesart zugedacht zu sein. Der Kawaß arrangiert aber die zahllosen Waffen in seiner Schärpe und man verspürt nur gerade so viel Aufregung, um den Vorschmack von den früheren Aengsten des Straßenraubes zu bekommen. Dieses Gesindel aus der Nachbarschaft ist ein dunkelhäutiger, wild aussehender Menschenschlag, der Teint von der Sonne zu einem feurigen Rötlichbraun verbrannt, von welchem ihre schwarzen Augen und blendend weißen Zähne sich deutlich abheben. Sie haben die schlanken Glieder und die grellfarbigen und bunten Lumpen aller Zigeuner, und ohne die räudigen Kameele, um welche sie sich scharen, könnte man sich an die spanische Grenze oder in die rumänische Steppe versetzt glauben.

Ehe man nach Ephesus aufbricht, ist es sehr rätlich, für eine kleine Geleitsmannschaft zu sorgen, welche Einen in Ayasluk, dem Orte wo man den Eisenbahnzug verläßt, erwartet, da der armselige Zustand der dortigen Bevölkerung derartig ist, daß, selbst abgesehen von einer Neigung zum Räuberwesen, ihre Bitten um Backschisch unangenehm und lästig werden können. Es sind zahlreiche Geschichten von Reisenden und anderen Besuchern im

Digitized by Google

Umlauf, welche gefangen genommen, um des Lösegelds willen zurückbehalten und furchtbaren Martern und Foltern ausgesetzt worden sind, wenn das Geld nicht sogleich erlegt wurde. Derlei Dinge sind möglich — nichts was in den Bereich des Bettelns gehört, ist in der Levante unmöglich; allein es ist leichter, mit einem prahlerischen Türken und drei Soldaten hinter sich umherzugehen, als mit dem unvermeidlichen Plebs von Bettlern, der Räuber noch gar nicht zu gedenken.

Die Entfernung zwischen Smyrna und Ephesus beträgt etwa 70—75 Km. und wird ganz zur Eisenbahn zurückgelegt. Sobald man Smyrna bei der Karawanenbrücke, dem Güterbahnhof der Stadt und dem Stelldichein der Karawanen aus Aleppo und Persien, verlassen hat, so betritt man sogleich klassischen Boden. Die Bahn kreuzt das anmutige, vom Meles-Flusse durchströmte St. Annen-Thal, „dessen Ufer die lautlos horchende Menge gesehen, während Homer den Kampf um Troja besang." Droben ist der Berg Pagus mit der Citadelle, welche die Bucht beschützte, und wenn der Zug die Stelle passiert, welche in unseren entarteten Zeiten aus einem Schauplatz athletischer Spiele in eine Wettrennbahn verwandelt worden ist, kann man auch Ausblicke auf das kühler gelegene und deshalb häufig zu Sommerfrischen gewählte Budschah bekommen, dessen Weine und Trauben von jeher berühmt gewesen sind. Hierauf kommt das eigentliche Weinland in der Ebene von Leideskrin, dessen dunkelroter Boden zwischen den grünen Blättern der Weinreben auftaucht. Für einige Meilen darnach folgt eine wildere Gegend mit Sümpfen, in welchen die gelbe Iris, Anemonen, Maßliebchen und ein niedriges Gestrüppe von purpurnen Judasdornen und orangeblühenden Besenpfriemen wuchern. Ueber die Ebene sind Gruppen von geschwärzten Zelten zerstreut, deren Bewohner Gott-weiß-wo leben, wenn sie nicht auf den Tachtali-Bergen, welche sich zur Linken erheben oder auf dem Korak (Rabenberg) zur Rechten jagen.

Endlich erreicht man das Thal des Kayster und den schmutzigen trägen Fluß, von welchem schwer zu glauben ist, daß er jemals der klare, rasch-strömende Kaystros war, welchen Vergil geschildert und Homer und Ovid besungen haben. Noch schwerer vermag man sich zu vergegenwärtigen, daß dies der Fluß ist, dessen Forellen, Gründlinge und Chrysophoren einst die Epikuräer so sehr priesen als die Fische, welche zur Ergötzung der Begünstigten der besonderen Fürsorge der Flußgötter anbefohlen waren. Man setzt über den Fluß bei Kosbunar, wo die Ziegenburg, eine saracenische Ruine, auf dem Vorsprung eines Hügels steht, und eine Fahrt von einigen Meilen durch Feigenhaine bringt den Zug nach Ayasluk oder Aja Soluk, wie die türkische Verketzerung von Hagios Theologos nun lautet. Die Station ist klein, aber der griechische Wirt im Restaurant derselben wiegt die anderen Mängel durch eine Zeche auf, welche ungefähr zehnmal höher ist als die übertriebensten Berechnungen in Smyrna selbst. Hier erwartet uns jedoch der Tschaûsch mit seinen drei Zaptiehs, und sobald er und der Kawaß sich über den Punkt des Vortritts geeinigt haben, wird der halbstündige Marsch nach den Ruinen von Ephesos, der entthronten Kaiserin von Jonien, angetreten. Der Weg führt durch die Ruinen der Moschee des Sultans Selim, von welcher nur noch ein Bruchteil des Daches und einige Granitsäulen mit schwachen Spuren einstiger zarter und mühsamer Skulptur an den Thürgewänden und Wänden übrig sind, um den Umfang und die Pracht des Baues des mächtigen Sultans zu zeigen. Zertrümmerte Moscheen und Bäder sind nach allen Seiten hin zerstreut, aber das Ziel unserer Wanderung ist der Ort des alten Tempels. Dieses riesige Gebäude, zu dessen Errichtung ganz Asien schwere Beisteuern sandte und Tausende von Arbeitern 220 Jahre lang beschäftigte, das achtmal zerstört und wieder aufgebaut worden ist, und das seine glorreichste Periode 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung hatte, besteht heutzutage nur noch aus einer formlosen Masse Schutt, aus welchem in neuerer Zeit einige Trümmer von Mauerwerk, Marmorsplitter, granitene Säulenbasen, Kapitäle und Trommeln von Säulenschäften ausgegraben worden sind. Man muß zu den böotischen Gedanken seine Zuflucht nehmen, in einem Ziegel ein Exemplar eines Hauses zu sehen, und mit Hülfe dieses Mittels kann man eine rohe Vorstellung von der Ausdehnung des Tempels aus dem ungeheuren Durchmesser der Säulen und Kapitäle gewinnen.

Es ist mühsam und langweilig, unter den anderen Ruinen herumzuwandern, über ihre Pracht zu grübeln und sich zu bemühen, die in dem sumpfigen Boden begrabenen Haufen von Mauerwerk in Verbindung und Einklang zu bringen mit den Gebäuden, welchen das alte Ephesus seinen Ruhm verdankte. Man thut besser daran, sogleich über das Feld hinüber zu wandern nach dem Berge Pion und von dort herab die Ebene zu überschauen. Auf dem Berge klettert der Besucher durch wuchernde üppige Affodils und Tigerlilien und stolpert über die den Berg durchkriechenden Schildkröten nach der heimlichen Kirche der apostolischen Väter, den angeblichen Gräbern der heiligen Jungfrau, des Johannes, Timotheus und der Maria Magdalena und nach der Höhle der Siebenschläfer. Diese ist eine Felsenkluft am Berghang, unter Gaisblatt und Jasmin, welche sich zu einer blosen Spalte verengert. Wenn man sich durch diese hindurchdrückt, so gelangt man in einen kleinen Stollen, welcher sich auf eine anscheinend endlose Entfernung hinwindet und zuletzt zu einer geräumigen Höhle erweitert. Die Atmosphäre in diesem Stollen ist unerträglich, und es hat gewiß noch keinen Besucher dieser Höhle gegeben, der es nicht bitter bereut hätte, daß er sich von seiner Neugier so weit verleiten ließ. Es ist das jedoch unbezweifelbar der Ort, wo die sieben jungen Männer und ihr Hund vor den Verfolgungen Diocletian's eine Zuflucht suchten und fanden.

Vom Berghang aus kann man bei einem Umblick



Digitized by Google

sehen, wie das ganze Thal gegen die Berge Messagis, Koressus und Korak ansteigt und gegen das Meer hin abfällt. Im Mittelpunkt ist ein öder Raum und ein pestilenzialischer Sumpf, über welchem fieberschwangere, schädliche Dünste hängen, und diese Stelle war das alte Ephesus. Verfolgt man es auf der Landkarte, so kann man sagen: hier stand die Agoras und dort das Odeon; auf jenem Hügel stand das Stadium und dieser Schutthaufen stellt das Serapeum dar. Das Gymnasium war dort drüben, und dort, wo die Krähen und Weihen nun sich lärmend zanken, war das Theater, in welchem die Menge zwei Stunden lang vor dem Apostel Paulus stand und rief: „Groß ist die Diana der Epheser!" Noch kann man den Abgrund sehen, über welchen Danaë hinabgeschleudert, und den Ort, wo Berenice vergiftet wurde, und die Stelle, wo Antonius und Cleopatra hielten, um den Willkomm entgegen zu nehmen, und den Grund, auf welchen der heilige Schatten der Artemisia, Königin von Carien, fiel. Auch begegnen Einem überall Erinnerungen an Apoll und Diana, an die Amazonen und Cyklopen, an Herkules und Bacchus und, vor und nach jedem von diesen, an den großen guten Gott Pan. Es ist nicht unmöglich, aus der natürlichen Lage der Ebene sich davon einen Begriff zu machen, daß wenn man sich vom Meere her näherte, und den Berg Koressus zum Hintergrund hatte, die Tempel und Kuppeln, die Alleen von Bäumen, die Säulenreihen und -Hallen, die prächtigen Türme und die substantiellen Bauwerke einen Anbick von überwältigender Pracht gewährt haben müssen. Allein es ist schwierig, sich aus dem jetzigen Schmutz und Schlamm jenes Ephesus heraufzubeschwören, welches einst die Kaiserin von Jonien war. Der Tschaúsch (Sergeant) und seine Soldaten begleiten uns kurz vor Sonnenuntergang nach Ayasluk zurück, und selbst die Eisenbahn erscheint uns nach der Demütigung des gefallenen Ephesus nicht mehr als Anachronismus.

---

## Schattenseiten des Welthandelsverkehrs.

Eine Studie.

Von F. Baron v. Thümen.

II.

Ihrer Natur und dem gesamten Gange ihrer Entwickelung gemäß ist es den Pflanzen um vieles leichter, sich auf die weitesten Entfernungen hin zu verbreiten, als den Tieren, und folgerichtig hat denn auch mit Hülfe des Welthandelsverkehrs eine äußerst umfangreiche Einwanderung von Gewächsen in fremde Gebiete sich vollzogen. Neben einer sehr beträchtlichen Anzahl von Arten, die ziel- und zweckbewußt verbreitet und eingeführt wurden und zum nicht geringen Teil heute zu den Nutzpflanzen allerersten Ranges gerechnet werden müssen (es seien da, neben vielen sonstigen, nur erwähnt: Kartoffel, Mais, Tabak, Reis, Weizen, Weinrebe), begegnet man aber auch kaum weniger zahlreichen anderen, die sehr gegen des Menschen Willen hier oder dort eingeschleppt worden sind. Ja, gegen eine Menge derselben wurden sogar, allerdings stets ohne dauernden Erfolg, Prohibitivmaßregeln ergriffen, da man in ihnen schnell gar arge Feinde der Kulturen erkannte.

Die Gewächse, die solcher Gestalt unbeabsichtigt auf der Erde verbreitet worden sind und deren Anwesenheit heute vielenorts mit zu den allerschwersten Kalamitäten gezählt werden muß, lassen sich, einer bequemeren Uebersicht halber, mehreren Gruppen einordnen.

Da haben wir es zuvörderst mit jenen zahlreichen Arten zu thun, die unter dem gemeinsamen Namen der Unkräuter zusammengefaßt werden; es reihen daran sich jene niederen Gebilde aus der großen Ordnung der Pilze, welche allgemein bekannt und gefürchtet sind als Parasiten der Kulturgewächse, und endlich bilden die dritte Gruppe jene mikroskopisch-kleinen Lebewesen, die Bakterien oder Spaltpilze, die Leben und Gesundheit der Menschen und Tiere in so hohem Grade gefährden und als die Verursacher aller kontagiösen Krankheiten neuerdings erkannt worden sind. Streng genommen müßten bei Besprechung dieser letzteren Gruppe auch jene menschlichen Seuchen ihren Platz finden, deren Verbreitung durch den internationalen Verkehr im ersten Teile dieser Studie beleuchtet ward, denn auch diese werden ja durch Mikro-Organismen hervorgerufen. Aus Gründen der leichteren Uebersichtlichkeit jedoch sind jene, das Leben der Menschen bedrohenden Uebel an die Spitze gestellt, als die hauptsächlichsten Schattenseiten namhaft gemacht worden, welche der Welthandelsverkehr mit sich bringt, und so soll dagegen die Besprechung der anderen, mehr unsere Haustiere gefährdenden epidemischen Seuchen den Schluß dieser Ausführungen bilden.

Die Verschleppung von allerhand Unkrautpflanzen hat zweifelsohne schon zu jener weit zurück liegenden Zeit ihren Anfang genommen, als überhaupt zuerst ein Transport von vegetabilischen Nahrungsmitteln aus einem Lande in das andere begann, und wahrscheinlich ist die Einführung so mancher Pflanze, die wir heute sozusagen als etwas Selbstverständliches unter unseren Getreidesaaten finden, bis zu jener Epoche zurückzudatieren. Größere Dimensionen nahm die Einschleppung fremdländischer Unkräuter aber erst an, als die Handelsverbindungen sich immer mehr ausbreiteten, speziell der Bezug pflanzlicher Rohstoffe ein stets ausgedehnterer ward. Namentlich ist es Amerika, welches uns mit vielen solchen neuen, lästigen Gewächsen beglückte, sodann in zweiter Linie die Länder des Orients.

So kann man denn sagen, daß die Verbreitung der Pflanzen auf der Erde — der nützlichen und wertvollen sowohl wie der schädlichen und nutzlosen — zum aller-

Digitized by Google

größten Teile durch den Menschen stattfand, durch die Kultur, welche er in fremde Gegenden brachte, durch den regen Handelsverkehr, den er nach allen Richtungen hin anbahnte. Winde, Wasser und Tiere spielen in dieser Hinsicht eine um vieles unbedeutendere Rolle. Durch den internationalen Handel mit Getreide, Gemüse, Obst und sonstigen Produkten aller Art, durch Gartenerde, Auswurf, anhaftenden Schmutz, Verpackungsmaterialien, besonders auch durch den Schiffsballast, wurden zahllose Gewächsarten in allen Erdteilen aus- und umgekehrt auch wieder eingeführt.

Sollten alle Unkräuter hier namhaft gemacht werden, die dergestalt durch den Welthandelsverkehr verbreitet, hierhin und dorthin verschleppt wurden, es würde eine so lange Liste werden, daß des Lesers Geduld sich zu den härtesten Proben verdammt sähe. Es sollen daher nur die wichtigsten solcher Einschleppungen in Folgendem verzeichnet werden.

Das kanadische Berufskraut (Erigeron canadensis), dessen Samen um die Mitte des 17. Jahrhunderts — wie man erzählt, im Balge eines ausgestopften Vogels — zuerst aus Nordamerika nach Europa gelangte, fand man 1655 zum erstenmal auf den Ackerfeldern in der Umgebung von Paris in Menge. Heute ist diese Pflanze in ganz Europa, bis zum Kaukasus hin, zu einem der allergemeinsten Unkräuter geworden. Das Gewächs folgt stets dem lebhaftesten Verkehr; unterstützt durch seinen mit einer Haarkrone versehenen, also leicht fliegenden Samen, zieht es mit jedem neuaufgeworfenen Eisenbahndamm, mit jeder erbauten Kunststraße an der Böschung derselben von Ort zu Ort, von Land zu Land. Oft kommt in der Gesellschaft dieser Amerikanerin ein anderes, dieselbe ursprüngliche Heimat sein eigen nennendes Gewächs vor, die gemeine Nachtkerze (Oenothera biennis), die namentlich Uferstraßen, Flußregulierungsdämme und andere etwas feuchte Terrains bewohnt und seit ihrer, im Jahre 1612 im Botanischen Garten zu Padua erfolgten Einführung als Zierpflanze, sich als oft überaus lästiges Unkraut ebenfalls über unseren ganzen Kontinent verbreitete.

Amerika beschenkte uns aber auch noch mit einer ganzen langen Reihe weiterer Gewächse, die alle mit Handelswaren zu uns herüber gelangten und denen die Boden- wie klimatischen Verhältnisse in Europa wohl so trefflich zusagen mußten, daß sie, kaum eingeschleppt, sich auch sofort auszubreiten begannen und heute den Charakter von ganz gemeinen Unkräutern angenommen haben, die nicht allein sämtlich für den Landwirt und Gärtner lästig sind, sondern von denen einige sogar mit Fug und Recht die Bezeichnung „gefährlich für die Kulturen" verdienen.

So ist der allüberall anzutreffende, namentlich aber auf Gartenland überaus häufige schwarze Nachtschatten (Solanum nigrum) aus dem südlichen Amerika eingeschleppt worden und hat sich nicht allein bei den Kultivateuren verhaßt gemacht, sondern ist auch als eine verderbliche Giftpflanze erkannt worden, die schon Kindern, welche von ihren schönen, schwarzen Beeren naschten, verhängnisvoll ward, und deren Kraut für die Haustiere ein gefährliches Gift ist. Das Franzosenkraut (Galinsoga parviflora) schleppte der internationale Handelsverkehr aus Peru bei uns ein; gegenwärtig hat dasselbe bereits den Charakter eines von den Landwirten so außerordentlich gefürchteten Unkrautes angenommen, welches infolge seines leichten und feinen Samens ungemein schnell und leicht durch den Wind verbreitet wird und sich demzufolge manchenorts in derartigen Mengen ansiedelte, daß polizeiliche Verordnungen erlassen werden mußten, welche die rationelle Vertilgung regelten. Die traubige Flachsseide (Cuscuta hassiaca), ein auf Luzerne-Aeckern sehr schädliches Unkraut, welches im nordwestlichen Deutschland, Belgien u. s. w. viel verbreitet ist, wurde vor gar nicht so langer Zeit aus Nordamerika mit Klee- und Luzernesamen bei uns eingeschleppt, und so ließen sich noch zahlreiche Pflanzen nennen, die aus der neuen Welt, unbeabsichtigt, durch den Handelsverkehr eingeführt wurden und sich heute bei uns völlig akklimatisiert haben.

Der Orient schickte uns, wie schon gesagt, ebenfalls eine ganze Menge Unkräuter, die teils mit Handelswaren, teils mit Getreide und sonstigen Sämereien bei uns eingeschleppt wurden. Das gefährlichste unter all denselben ist zweifelsohne die Kornrade (Githago segetum), nicht allein durch das massenhafte Vorkommen, besonders im Wintergetreide, dem Acker eine Menge Kraft entziehend, nein, auch aus dem Grunde, weil die Samen nur allzu leicht in Menge unter die Getreidekörner gelangen und dann so verunreinigtes Mehl nachteilig für die menschliche Gesundheit ist, bei Geflügel, Schweinen, Schafen u. s. w. aber sogar als tötliches Gift wirkt. Auch die mit der Rade bekanntlich in der Regel zusammen vorkommende schöne blaue Kornblume, der Liebling unseres Kaisers, ist aus dem Orient eingeschleppt worden und in den Augen des Landwirtes trotz all dem poetischen Zauber, der sie umgibt, und der, wie wir wissen, schon Schiller zu schwungvollen Versen begeisterte, doch nichts anderes, als ein recht fatales Ackerunkraut. Verschiedene Wolfsmilcharten, heute ganz gemein in unseren Gärten und zum Teil auch auf unseren Feldern, entstammen nicht minder dem Morgenlande, ebenso wie manch anderes Gewächs, von dem man, seiner Verbreitung und seines Auftretens wegen, es kaum glauben möchte, daß es nicht ursprünglich heimisch ist in unseren Breiten, daß es vielmehr durch den Handel und Wandel erst eingeschleppt worden.

Die Ausbreitung, welche der Luzerne- und Klee-Anbau in den letzten 100 Jahren genommen hat, und der anfangs ganz allgemeine, aber auch jetzt noch vielfach praktizierte Bezug des benötigten Samens aus der Fremde, speziell aus Südeuropa und neuerdings auch aus Amerika,

Digitized by Google

war und ist Veranlassung der Einschleppung zahlreicher neuer Pflanzenarten, von denen allerdings manche bald wieder verschwinden, andere aber sich dauernd ansiedeln und dann zumeist den Charakter lästiger Unkräuter annehmen.

In noch einem höheren Grade aber, als der Handel mit Sämereien, trägt fast der Handel mit Wolle Schuld, daß fremde, zum guten Teil schädliche Gewächse bei uns eingeführt werden. Berühmt ist in dieser Hinsicht ein großes Brachfeld an den Ufern des Flüßchens Lez bei Montpellier, wo früher aus dem Auslande bezogene Schafwolle in großen Quantitäten gewaschen und dann getrocknet wurde. Auf diesem, Port Juvénal genannten Brachfelde siedelte sich im Laufe der Zeit eine so erstaunliche Menge fremdländischer Pflanzen an, daß der Botaniker Godron in einer eigenen kleinen Arbeit deren nicht weniger als 372 aufzählen konnte. Die Mehrzahl dieser Gewächse stammte aus Spanien, Süditalien, Belgien, Marokko und Aegypten. Aehnliches vollzieht sich in neuerer Zeit an solchen Stellen, wo Wolle vom Kap der guten Hoffnung, aus Argentinien, Australien oder Neuseeland gelagert und gereinigt wird.

Nicht durch den Handel mit einem tierischen Produkte, sondern durch den Handel mit Tieren selbst, ist mehr oder weniger ganz Mitteleuropa mit einem der allerlästigsten Unkräuter überschwemmt worden. Es ist dies die Spitzklette (Xanthium spinosum), welche sich mit ihren stacheligen, Widerhaken-bewehrten Früchten an das Fell von allerhand Tieren, namentlich Schweinen, anhängt und nunmehr durch letztere weitergeschleppt wird. Die ursprünglich in Südrußland heimische Pflanze kam in den Schweifen und Mähnen verkaufter Pferde im Jahre 1830 nach der Bukowina (auffälligerweise gleichzeitig mit dem erstmaligen Auftreten der Cholera, weshalb das Landvolk, beide Ereignisse in Connex bringend, das Gewächs mit dem Namen „Cholera-Distel" belegte), von dort wanderte sie nach Ungarn, und die zahlreichen Schweine-Heerden, die, aus letztgenanntem Lande kommend, durch das gesamte mittlere Europa getrieben wurden, gaben überall Veranlassung zur Ansiedelung des wuchernden, äußerst unangenehmen Unkrautes. Seitdem dann der Schweinetrieb nicht mehr „zu Fuß" auf den Straßen, sondern „zu Wagen" auf den Eisenbahnen vor sich gieng, wurden speziell die Bahnhöfe von der Spitzklette infiziert und von hier breitete dieselbe sich weiter und immer weiter aus.

Eines der merkwürdigsten Beispiele von Pflanzenverschleppung bietet auch die, ebenfalls aus Nordamerika stammende, Wasserpest (Elodea canadensis). Vor 50 Jahren zuerst in England als Aquarienpflanze eingeführt, hat dieses Gewächs sich in größter Schnelle in den fließenden Gewässern der meisten europäischen Länder angesiedelt, denn es genügt, daß das kleinste Bruchstück eines der sehr zerbrechlichen Zweige in das Wasser gelangt, und sofort werden sich daraus Knospen und Wurzeln entwickeln. Hier war es namentlich die Schifffahrt, die als vermittelnder Faktor thätig war, indem die Verbreitung der Elodea durch kleine, am Bug der Fahrzeuge sich anheftende Zweigteile nach immer neuen Wasserläufen vor sich gieng. Das Gewächs kann unter Umständen sich so kolossal vermehren, daß der Schiffsverkehr in der empfindlichsten Weise beeinträchtigt wird und sehr kostspielige Räumungsarbeiten sich als notwendig herausstellen.

Europa hat sich übrigens, wenn auch bis jetzt nicht in allzu großem Umfange, revanchiert und vielen jener Gebiete, die ihm ihre Unkräuter, durch den Welthandelsverkehr vermittelt, sandten, dafür die seinigen auf dem nämlichen Wege geschickt. In Nordamerika, in Argentinien und Chile, sowie in Australien, treten heute zahlreiche unserer Unkrautpflanzen auf. Der dadurch der Bodenkultur erwachsende Schaden hält sich zwar bisher zumeist noch in bescheidenen Grenzen, doch ist es immerhin nicht ausgeschlossen, daß die europäischen Einschleppungen in jenen überseeischen Ländern mit der Zeit sich ebenso lästig und verderblich erweisen, wie die fremden derartigen Gewächse dies bei uns thun. Mit der gemeinen Ackerdistel (Cirsium arvense) und der Mariendistel (Silybum marianum) ist solches übrigens bereits der Fall in Argentinien, beide Gewächse sind in diesem Lande bereits zu wahren Plagen geworden.

Haben wir im Vorstehenden eine ganze lange Reihe höherer, bezw. Blütenpflanzen kennen gelernt, welche durch Vermittelung des internationalen Handelsverkehrs hierhin und dorthin verschleppt worden sind und sich überall höchst unangenehm gemacht haben, so müssen wir nunmehr auch die Repräsentanten einer weiteren Klasse des Gewächsreiches in den Rahmen unserer Besprechung ziehen, die ebenfalls ihre Einbürgerung in fremden Gebieten den Handelsverbindungen zu verdanken haben, die sich von den bisher besprochenen aber sehr wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie überhaupt, ihrer ganzen Natur und Lebensweise nach, schon immer als Schädlinge auftreten, die parasitischen Pilze. Eine Verschleppung dieser Gebilde wird dabei sich, entsprechend der außerordentlichen, mikroskopischen Kleinheit ihrer Fortpflanzungsorgane (Sporen), noch um vieles leichter vollziehen können, als dies der Fall ist bei den höher organisierten Gewächsen, und seien die Samenkörner derselben auch noch so winzig, leicht durch Winde verwehbar und ausgerüstet mit besonderer Resistenzkraft.

Ein äußerst interessanter Fall der Einschleppung eines Pilzparasiten ist jener des Malvenrostes (Puccinia Malvacearum). Die ursprüngliche Heimat dieses Blattschmarotzers ist die südamerikanische Westküste; er tritt hier, aber durchaus keineswegs in auffallend epidemischer Weise, auf allerhand Malvenblütigen, wildwachsenden Pflanzenarten auf. Durch Waren, welche aus dem genannten Gebiete nach Bordeaux verschifft wurden, mußten wohl auch einige Sporen des Pilzes mit nach Europa

Digitized by Google

herübergekommen sein. Genug, urplötzlich zeigten die Malven in der Umgebung der gedachten Hafenstadt sich von dem Rost, der bis dahin hier absolut unbekannt gewesen war, befallen und noch in dem nämlichen Jahre des allerersten Auftretens verbreitete der Pilz sich über nahezu ganz Südfrankreich. Ein Jahr darauf war er bereits über den Rhein vorgedrungen und hatte sich auch schon in Mittelitalien eingefunden; wieder ein Jahr später war fast ganz Deutschland infiziert, und heute gibt es kaum mehr einen Landstrich auf unserem ganzen Kontinente, wo nicht der Malvenrost eine ganz alltägliche Erscheinung wäre. Hätte nun derselbe sich mit der Zerstörung der wildwachsenden Malvaceen begnügt, käme der Angelegenheit lediglich ein rein botanisches Interesse zu; leider aber befiel der Parasit auch die, vielenorts in größter Ausdehnung angebauten schwarzen Malven und richtete binnen kurzem deren Kulturen vollkommen zugrunde. Ja, die Vernichtung war eine so durchgreifende, daß es nahezu nirgends gelungen ist, auch nur kleine Ueberreste der früheren, wie gesagt, sehr ausgedehnten Anlagen zu retten oder zu erhalten. Groß, sehr groß waren die materiellen Verluste, die in manchen Gegenden der Bevölkerung zugefügt wurden, und es verlohnt sich angesichts derselben kaum der Erwähnung, daß auch die Stockmalven, jene beliebten, steif aufrechten, buntblütigen Gartengewächse, seit jener Zeit vielenorts gar nicht mehr angepflanzt werden können, da sie unfehlbar dem Malvenrost-Pilze zum Opfer fallen.

Um das Vieltausendfache aber werden diese Schäden noch übertroffen durch jene, welche durch den falschen Rebenmehlthau oder Mildew (Peronospora viticola) in den Weingärten Europa's angerichtet werden. Auch dieser Schmarotzer ist bei uns in der alten Welt nicht heimisch, er stammt aus Nordamerika, wo man ihn seit längster Zeit schon als schlimmste Geißel des Weinbaues kennt, und wurde bei uns nur eingeschleppt. Es hatte sich nämlich, wie den Lesern ja bekannt sein dürfte, zur Evidenz herausgestellt, daß alle nach und nach gegen die Reblaus (daß auch dieser furchtbare Feind des Weinstockes, infolge des Handelsverkehrs mit Nordamerika, nach Europa verschleppt worden, ist im ersten Teile dieser Studie nachgewiesen worden) in Vorschlag gebrachten und daraufhin zur Anwendung gekommenen Mittel absolut wirkungslos waren und kein anderer Ausweg übrig blieb, als aus Amerika sogenannte „resistente" Rebsorten einzuführen und, diese als Unterlagen benutzend, unsere edlen Varietäten darauf zu pfropfen. Es gehört aber ein bereits so großartig organisierter und schneller Verkehr dazu, wie wir uns dessen heute erfreuen, um einen solchen ausgedehnten Import in das Leben zu rufen. Der Plan gelang auch vollständig, und die Herüberschaffung widerstandsfähiger amerikanischer Schnitt- und Wurzelreben ging in enormen Dimensionen vor sich. Der Nutzen aber, der dadurch einerseits für unseren europäischen Weinbau erzielt ward, wurde mehr als paralysiert durch das Unheil, welchen die Peronospora anrichtete, die man, natürlich unbeabsichtigt, mit jenen transatlantischen Reben herübergebracht hatte. Heute sieht alle Welt ein, daß es einer Vertreibung des Teufels durch den Teufel gleich kam, denn die Peronospora hat sich als ein noch um vieles gefährlicherer Feind des Weinbaues erwiesen, als dies jemals die Reblaus war.

Der Vollständigkeit halber mag auch der weiteren Thatsache hier noch Erwähnung geschehen, daß der Sonnenblumenrost (Puccinia Helianthi) in der neuesten Zeit bei uns eingeschleppt worden, und zwar, wie ziemlich sicher anzunehmen sein dürfte — durch Vermittelung des Getreidehandels. Der fragliche Pilz ist von Hause aus nur im südlichen Rußland heimisch, hat sich aber seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre in fast ganz Mitteleuropa eingebürgert, dringt tagtäglich weiter nach Westen vor und bedroht die Kultur der Sonnenblumen, der bei uns allerdings eine sonderliche wirtschaftliche Bedeutung nicht zukommt, auf das ernstlichste.

Die Verbreitung der Kartoffelkrankheit, der Weizenbrandpilze und anderer durch Pilze bewirkter epidemischer Krankheiten unserer Kulturgewächse nach solchen Gebieten, wo die letzteren früher nicht angebaut wurden, ist zweifelsohne ebenfalls dem internationalen Handelsverkehr zuzuschreiben, und bei diesem müssen sich das Kapland, Australien, Neuseeland u. s. w. bedanken, da er es war, der ihnen diese Uebel brachte.

Ebenso wie die Pflanzen, werden bekanntlich auch die Tiere, speziell die Haustiere, von Krankheiten heimgesucht, die in epidemischer Weise auftreten, und da diese Leiden zum Teil einen, verhältnismäßig wenigstens, ziemlich langsamen Verlauf nehmen, so involviert der internationale Viehhandel eine stete und große Gefahr, da die Einschleppung solch verderblicher Seuchen mit eingeführten Tieren nur allzuleicht vor sich gehen kann. Rinderpest und Milzbrand sind es in erster Linie, welche in dieser Hinsicht in Betracht kommen, daneben aber auch noch Klauenseuche, Rauschbrand, Rotz der Pferde und andere mehr. Zu jenen Zeiten, da der Handel mit lebendem Vieh noch wenig entwickelt war und nur neben dem lokalen Verkehr höchstens ein solcher von einem Nachbarlande zum nächsten stattfand, war es leichter, sich zu schützen gegen derlei verderbliche Tierseuchen; in der Gegenwart aber, wo lebendes Schlacht- und Zugvieh auf die weitesten Entfernungen und in kolossalster Menge versendet wird, hat solches seine größten Schwierigkeiten. Es gibt heute Länder, für welche die Viehausfuhr eine Lebensfrage genannt zu werden verdient, und andere wieder, bei denen das umgedrehte Verhältnis obwaltet, die ohne eine derartige Einfuhr nicht zu existieren vermögen, da ihre eigene interne Viehproduktion bei weitem nicht dem Konsum die Wage hält. Daß der Handelsverkehr mit lebendem Vieh, eben weil mit letzterem die verderblichsten Seuchen eingeschleppt werden können, schon namenloses Unheil für



Digitized by Google

die Landwirtschaft einzelner Gebiete mit sich gebracht, ist eine leider nur allzu feststehende Thatsache, und es tritt demzufolge an die Regierungen die gebieterische Pflicht heran, Maßregeln ausfindig zu machen, wie solchen sich mehr oder weniger regelmäßig wiederholenden Kalamitäten am zweckentsprechendsten vorzubeugen wäre. Daß hierbei auch der erschwerende Umstand mit zu berücksichtigen sein wird, daß durch Vieh, welches mit Seuchen behaftet ist, auch der Gesundheit der Menschen die schwersten Gefahren erwachsen können, ist einleuchtend. Es ist hier selbstredend nicht der geeignete Ort, auf diese Maßnahmen des Näheren einzugehen, dieselben haben mit dem Thema der vorliegenden Arbeit gar nichts zu thun. Es ward nichts anderes bezweckt, als klarzulegen, wie auch in dieser Beziehung es große und schwere Schattenseiten gibt, die aus dem Welthandelsverkehr entspringen, daß letzterer — dieses Produkt der neuesten Zeit — neben all seinen Segnungen doch auch in manchem Falle dem Vermögen der Nationen die schwersten Wunden schlagen, ja selbst das Leben vieler Menschen in Gefahr bringen kann.

Noch verderblicher beinahe als die Einfuhr lebender Tiere, wenn letztere seuchenbehaftet sind, kann sich der Import von Tierprodukten erweisen. Wenn wir vielleicht von Häuten und von Wolle absehen, so fand in früherer Zeit irgend ein internationaler Handelsverkehr mit Erzeugnissen aus dem Tierreiche nicht statt. Der Gegenwart war es vorbehalten, auch in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen und eine vollständige Umgestaltung der Verhältnisse herbeizuführen. Heutigen Tages gibt es, dank der großartigen Entwickelung der Transportmittel und dem sich stets rühriger entfaltenden Handelsgeiste der Völker, kein einziges Erzeugnis der Viehzucht mehr, welches nicht auf die weitesten Entfernungen hin verfrachtet würde, und der internationale Verkehr in Butter, Käse, kondensierter Milch, Fett, frischgeschlachtetem wie präserviertem Fleisch, Horn, Fellen, Wolle und Haaren hat eine Ausdehnung erreicht, von der eine Vorstellung sich zu machen selbst die kühnste Phantasie vor noch kaum zwei Dezennien nicht imstande war. Aber auch dieser Zweig des Welthandels zeigt gewisse Schattenseiten, birgt nicht zu unterschätzende Gefahren. Epidemische Tierseuchen haben beispielsweise in Nordamerika in neuester Zeit viele Millionen Haupt dahingerafft, und es hat sich herausgestellt, daß oftmals derart verendetes Vieh zur Herstellung menschlicher Nahrungs- und Genußmittel Verwendung fand, in erster Linie benutzt ward, um präserviertes, sogenanntes „Büchsenfleisch" zu bereiten. Ernstesten Gesundheitsgefahren sind aber alle jene ausgesetzt, die derartige Erzeugnisse genießen, und es hat sich die Notwendigkeit herausgestellt, den Import aller solcher Waren gesetzlich zu untersagen. Die Mehrzahl der europäischen Staaten hat sich daher veranlaßt gefunden, strenge Einfuhrverbote in dieser Richtung zu erlassen.

Auch der Handel mit Häuten und Haaren kann unter Umständen gefahrbringend werden. Es sind bereits Fälle vorgekommen, daß die Mannschaft von Schiffen, welche mit derlei Tierprodukten beladen waren, erkrankte, und daß Personen, die am Bestimmungsorte damit zu hantieren hatten, allerlei schrecklichen Leiden erlagen. Gerber starben am Milzbrand, dessen Kontagium mit Fellen und Häuten eingeschleppt worden, Roßhaararbeiter am Rotz. Und doch hatten die betreffenden Seuchen in weitester Entfernung, vielleicht sogar auf der entgegengesetzten Hemisphäre, die Tiere getötet, deren Produkte durch den Welthandelsverkehr überall hin verbreitet wurden, um Krankheit und Tod ahnungsloser Arbeiter herbeizuführen.

Gewiß ließe sich noch viel, unendlich viel über das behandelte Thema sagen, noch so manche Schäden könnten namhaft gemacht werden, die aus dem sich unaufhaltsam ausdehnenden und täglich sich erweiternden Handelsverkehr entspringen. Doch mag es genug sein mit dem Angeführten; geht doch auch daraus schon mehr als zur Genüge hervor, daß das an die Spitze dieser Studie gestellte Axiom von dem Schatten, der stets auch dort vorhanden sein muß, wo es Licht gibt, auf vollster Wahrheit beruht; daß dem großartigen internationalen Welthandel neben all' dem Segen, den er in seinem Gefolge hat, doch auch mannigfache und sehr dunkle Schattenseiten keineswegs abgesprochen werden können!

---

## Einige Erinnerungen an den Wilden Westen.

Von Buffalo Bill (Oberst W. F. Cody.)

Wir haben neulich in Nr. 22, S. 426 des „Ausland" bei Erwähnung des „Wild West Show" in London auch des Dirigenten dieser Schaustellungen, des Honourable W. F. Cody, gedacht, welcher durch seine bedeutenden Leistungen als Schütze imponiert und hinter dem ein so bewegtes, an Abenteuern und aufregenden Begebenheiten reiches Leben liegt. Oberst W. F. Cody ist nun auch unter die Schriftsteller gegangen und hat im Londoner „Globe" einige Erinnerungen aus seinem Leben von solch frischer und treuer Lokalfarbe preisgegeben, daß wir glauben, für diese Lebensbilder aus dem wilden Westen auch bei unseren Lesern einige Aufmerksamkeit voraussetzen zu dürfen und diese Skizzen daher in einer deutschen Bearbeitung unseren Lesern hier vorführen.

### I. Eine abenteuerliche Nacht.

Mein Leben ist ein Leben der Arbeit gewesen und meine Zeit mehr durch Thaten als durch Worte in Anspruch genommen worden. Ich schreibe daher nur mit erheblichem Widerstreben diese Zeilen für den „Globe" nieder, nicht allein weil meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist, sondern auch wegen der mir angeborenen instinktiven Abneigung, von mir selbst zu sprechen. Ich habe von jeher einen großen Abscheu vor Selbstlob und Selbstreklame gehabt und bin der Ansicht, daß diejenigen, welche am meisten reden, sehr häufig am wenigsten thun. Ich bin jedoch seit meiner Ankunft in Europa von der englischen Presse und dem englischen Publikum so zuvor-

Digitized by Google

kommend behandelt worden, daß ich nach meinem Gefühle die von dieser Seite genossene Freundlichkeit und Rücksicht übel vergelten würde, wenn ich die an mich gerichtete Bitte um Erzählung einiger der von mir erlebten merkwürdigen Abenteuer ablehnen würde. Nachdem ich mich nun entschlossen habe, meine Schüchternheit zu überwinden und etwas über meine Wenigkeit zu schreiben, sehe ich mich einer andern Verlegenheit gegenüber, insofern mir die Wahl unter dem mir zur Verfügung stehenden Material schwer fällt. In dem großen wilden Westen von Amerika, einer Region, welche an Schönheit und Mannigfaltigkeit keiner anderen nachsteht, führt der Mensch ein Leben, welches von demjenigen in den alten Städten des Ostens ganz verschieden ist. Täglich erlebt man Abenteuer und Fälle, wo man nur um eines Haares Breite dem Tode entgeht, und Kämpfe um das Leben sind im gewöhnlichen Verlauf des Lebens beinahe alltägliche Begebenheiten. Da ich nun mehr als vierzig Jahre in diesem Lande gelebt und verschiedene Beschäftigungen betrieben, worunter auch dem Militärstande angehört habe, so wird man begreiflich finden, daß ich in Bezug auf die Wahl der Stoffe an einem embarras de richesse leide. Ich greife daher kühn in die Tiefe meines Erinnerungsvermögens zurück, ziehen das erste beste Erlebnis heraus und halte es für das Geratenste, ein Abenteuer zu erzählen, das ich einmal in einer dunklen Nacht im Laramie Park bestanden haben.

Ich bin von frühester Kindheit auf an das Leben in der Prärie gewöhnt gewesen. Einem Menschen, welcher gleich mir aufwuchs, werden Reiten, Fallenstellen, Schießen und Kämpfen zur zweiten Natur, und wir im Wilden Westen machen uns aus einem Ritt von 50 engl. Mln. durch den Urwald oder über das beschneite Gebirge ohne Begleitung und ohne einen andern Schutz als die eigene Kühnheit, nicht mehr, als ein durchschnittlicher Londoner aus dem Uebergang über eine belebte Straße. Es war ein vollkommener Vormittag vor etlichen und zwanzig Jahren, als ich mein Pferd bestieg und zum Hufeisenthal hinausritt; ich war allein und auf Waidwerk erpicht, zunächst um Bären, aber auch um irgend ein anderes Wild zu schießen. Ich verlor bald die Station aus dem Gesicht, und wie mein Pferd so durch das Unterholz hinsprengte, stieß es häufig Wild auf; Salbeihühner und Maultier-Kaninchen, Antilopen und Hirsche passierten jeden Augenblick meine Fährte, als es den Berghang allmählich hinanstieg, bis das Gelände öder und wilder und die Vegetation dürftiger wurde. Jetzt wußte ich, daß ich in einer Gegend war, wo ich möglicherweise Bären fand, aber ich bekam noch immer keinen solchen zu Gesicht. Auf diese Weise trabte ich weiter, bis ich hungrig wurde, einen Vogel schoß, abstieg, mein Pferd absattelte und anpflöckte, worauf ich mir ein Feuerchen anmachte und meinen Vogel briet. Ich hielt eine ehrliche Mahlzeit und streckte mich dann nieder, um ein paar Stündchen zu schlafen. Dann bestieg ich mein Pferd wieder und ritt weiter, bis ich, durch die Abwesenheit von Bären enttäuscht, unter freiem Himmel zu kampieren beschloß, in der Hoffnung, am nächsten Tage eine bessere Jagd zu machen. Ich ritt daher weiter bis zum Einbruch der Dämmerung, denn die Tage waren schon kurz und es ward früh Nacht, und nachdem ich eine zum Biwak passende Stelle gefunden hatte, schoß ich ein paar Salbeihühner zum Abendbrot und Frühstück und richtete mir mein Nachtlager bestmöglich her. Ich hatte soeben mein Pferd angepflöckt und war im Begriff, mein Feuerchen anzumachen, als mich das laute Wiehern eines Pferdes weiter stromaufwärts erschreckte. Ich war gewaltig überrascht, denn ich war in einer mächtig wilden Gegend, viele Meilen vom Lager entfernt und in einem Gelände, wo ich am allerwenigsten in der ganzen Welt Menschen zu finden erwartete. Ich eilte sogleich zu meinem Pferde, um es an der Erwiderung des Rufes zu verhindern, denn bei reiferer Erwägung schloß ich, es müßten einige Indianer in meiner Nähe gelagert sein. Ich war sehr begierig zu ermitteln, wer der Besitzer des fremden Pferdes war, und zwar womöglich ohne demselben meine eigene Anwesenheit zu verraten. Ich nahm daher mein Gewehr und machte mich zu Fuß auf die Suche nach dem Ort des Feindes. Man denke sich aber meine Ueberraschung, als ich kaum einige Hundert Schritte bergab zurückgelegt hatte und mehr als ein Dutzend Pferde vor mir grasen sah.

Ich war offenbar in der Nähe einer größeren Bande und entdeckte deren Aufenthalt bald durch einen Lichtschein, welcher von dem dicht dabei befindlichen Ufer ausging. Ich kroch vorsichtig nach der Stelle hin und fand, daß der Lichtschein von einer in den Berghang gegrabenen Höhle ausging. Ich lauschte und vernahm Stimmen und unterschied bald die Sprache, welche mich belehrte, daß die Bewohner der Höhle, wer sie auch immer sein mochten, Weiße und keine Indianer waren. Offenbar war es eine Gesellschaft von Fallenstellern, und so glaubte ich ihre Bekanntschaft machen zu müssen, schritt kühn zur Thüre und pochte.

Ich hörte ein Gemurmel wie eine Beratung mit gedämpfter Stimme, dann rief eine barsche Stimme laut: „Wer ist da?"

„Ein Weißer und guter Freund" erwiderte ich, und ohne weiteren Verzug ward die Thüre von einem vierschrötigen Burschen geöffnet, der mich in nicht allzu höflicher Weise zum Eintritt einlud.

Ich trat in die Höhle und erschaute acht Männer von dem gefährlichsten und nichtswürdigsten Aussehen, das mir noch jemals zu Gesicht gekommen war. Zwei derselben erkannte ich sogleich als Bursche, die erst vor wenigen Monaten wegen Pferdediebstahls aus ihrer Beschäftigung entlassen worden waren und sogar im Verdacht standen, einen Mord begangen zu haben. Die übrigen waren mir fremd, aber ich sah bald, daß sie alle zu einander paßten.

Digitized by Google

Sie waren offenbar eine Bande von Pferdedieben und Desperados, der Fluch der Gegend und eine Gefahr für jeden rechtschaffenen Menschen. Ich wurde sogleich einem argwöhnischen Verhör unterworfen.

„Wohin geht Ihr, junger Mann, und wer ist mit Euch?" fragte mich derjenige, welcher der Anführer zu sein schien.

„Ich bin ganz allein; ich ritt heute früh von der Station im Hufeisenthal hinweg, um auf einen Bären zu pirschen. Da ich nun keinen Bären gefunden habe, beschloß ich unter freiem Himmel zu übernachten und bis morgen zu warten, und als ich kaum Halt gemacht hatte, hörte ich eines Eurer Pferde wiehern, und so kam ich zu Eurem Camp, um zu sehen, ob keine Bekannte von mir hier seien."

Diese Antwort wurde offenbar für nicht befriedigend angesehen, denn der Anführer fragte: „Wo ist Euer Pferd?"

„Ich ließ es drunten am Creek."

Die Männer schlugen sogleich vor, das Tier zu holen, allein ich sah sogleich ein, daß mir dies nicht taugen würde. Ich war gleichzeitig ganz in ihrer Gewalt und vermochte nichts gegen acht auszurichten; deshalb war ich nicht mit der Idee einverstanden, daß sie mein Pferd holen und mich meines einzigen Rettungsmittels berauben würden, und so machte ich den Vorschlag, es selbst zu holen. „Ich will meine Flinte hier lassen und das Pferd herbringen", sagte ich. Dies behagte aber den Burschen nicht. — „Jim und ich wollen mit Euch gehen und das Pferd suchen, aber Ihr könnt gleichwohl Euer Gewehr hier lassen", meinte der Anführer.

„All right", gab ich zur Antwort, legte meine Doppelflinte ab und folgte meinen schuftigen Begleitern.

Wir gingen in der Dunkelheit den Creek hinab. Es war kein Mondschein, und so vermochten wir kaum zu sehen, wohin wir den Fuß setzten. Endlich erreichten wir das Pferd, worauf einer der beiden Männer die Koppel aushakte und sagte: „Ich will den Gaul führen." — „Ganz gut! geht nur voran" versetzte ich.

Ich las die Salbeihühner auf, welche ich geschossen hatte; wir kehrten um und auf demselben Wege zurück; die Bursche führten mein Pferd und ich folgte ihnen. Mein Fluchtplan war fehlgeschlagen und meine Aussichten begannen sich sehr drohend zu gestalten. Da kam mir plötzlich der Entschluß, mir meine Freiheit zu erkämpfen. Ich hatte zwei Revolver bei mir, da die Bursche sich seither noch nicht die Mühe genommen hatten, mich zu durchsuchen. Es war stichdunkel. Ich ließ vorsätzlich eines der Salbeihühner, welche ich trug, fallen und bat den mir zunächst gehenden Mann, es aufzuheben. Er bückte sich und begann tastend am Boden nach demselben zu suchen, worauf ich rasch meinen Revolver zog und ihm mit dem Kolben einen solch furchtbaren Schlag auf den Hinterkopf versetzte, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Dann drehte ich mich rasch um und sah, daß der Mann vor mir seinen Kameraden hatte fallen hören und sich umgekehrt, um zu sehen, was es gab, wobei seine Hand nach dem eigenen Revolver griff. Wir traten einander gleichzeitig gegenüber und ehe er noch Zeit hatte, zu feuern, jagte ich ihm eine Kugel durch den Kopf, daß er tot zusammenstürzte. Dann schwang ich mich auf mein Pferd und ritt in der Dunkelheit so rasch davon, als es der unebene Boden erlaubte.

Die anderen Schufte in der Höhle hatten jedoch den Schuß gehört und eine Falle geargwöhnt; sie kamen daher alle am Creek herunter, folgten dem Hufschlag meines Pferdes und verfolgten mich. Es war ein Ritt ums Leben und ich schonte mein Pferd nicht. Der Boden war rauh und hart und meine Verfolger kamen mir immer näher. Bald hörte ich sie aufs Geratewohl schießen und dann ihre Stimmen, als sie mir immer näher rückten. Das Spiel erschien für mich verloren, und ich hatte nur noch eine einzige Chance, mit heiler Haut zu entkommen. Ich sprang von meinem Pferd, gab ihm einen tüchtigen Schlag, der es in vollem Rennen das Thal entlang sprengen machte, während ich mich schnell ins Unterholz schlug, gerade als meine Verfolger in wilder Hast an mir vorüber ritten in dem Wahne, ich sei noch auf dem Rücken des Pferdes, welches sie die Schlucht hinunter sprengen hörten.

Ich verbrachte diese Nacht unter freiem Himmel und schleppte mich im ersten Morgengrauen fußwund, müde und erschöpft nach der nächsten, ca. 12 e. Mln. entlegenen Station, wo ich meine Geschichte erzählte. Wir bildeten sogleich einen berittenen Trupp und machten uns auf nach der Höhle, um meine Begleiter von der vergangenen Nacht zu verhören; allein es war vergeblich. Die Höhle war so verlassen, als wäre sie noch nie von einem Manne bewohnt gewesen und die einzige Spur von menschlicher Thätigkeit, welche hier noch zu finden war, war ein neu aufgeworfenes Grab.

### II. Mein erster erlegter Indianer.

Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß es sich für einen Mann nicht schickt, sich seiner eigenen Kühnheit zu rühmen, und dies ist ganz besonders dann der Fall, wenn jener Mann, ob auch nur zeitweilig, vor einem mit seiner früheren Laufbahn bisher nicht vertrauten Publikum eine einigermaßen hervortretende Stellung einnimmt; allein wenn ein Mann seine Erinnerungen rückschauend überblickt, muß er natürlich auf solche Ereignisse in jener Laufbahn verweisen, welche ihm dazu verholfen haben, jene hervortretende Stellung zu erreichen, und deshalb komme ich bei dieser Gelegenheit auf den ersten Indianer zurück, den ich getötet habe. Soviel zugegeben, habe ich über jede Möglichkeit der Anfechtung nachgewiesen, daß ich keiner Regung der Eitelkeit folgte, wenn ich mich meinen Lesern mit einer kurzen Schilderung der Umrisse

Digitized by Google

meiner nicht ereignislosen Laufbahn im Wilden Westen vorstelle, welche sich meines Erachtens auf ihre eigenen Verdienste hin mit irgend einer seither geschriebenen Autobiographie günstig vergleichen lassen wird. Ich möchte ferner darthun, daß, wenn ich in kurzen Umrissen meine vergangene Laufbahn schildere, ich gänzlich auf die Thatsachen vertraue, auf welche ich verweise, und durchaus keinerlei Ansprüche erhebe — gleichviel ob ich sie besitze oder nicht — Meister in irgend einem besonderen Style von Verdienst oder dem Gegenteil zu sein.

Ich bin im Februar 1845 im Staate Jowa geboren. Ich brauche mich nicht in Einzelheiten hinsichtlich meiner Familie einzulassen und kann über meine Jugendgeschichte leicht hinweggehen mit der Aeußerung, daß wenn ich nicht zu Pferde saß, ich soeben von demselben abgeworfen worden war. Ich wurde bald ein ziemlich gewandter Reiter und wußte mit dem Gewehr ziemlich gut umzugehen. Ich war zwölf Jahre alt als ich meinen ersten Indianer tötete, was ziemlich plötzlich und unerwartet geschah. Ich war eines Abends ungefähr um 10 Uhr in der Nähe von Fort Kearney an den Fluß hinausgegangen. Meine Begleiter waren mir auf irgend eine Weise weit voran und ich ganz allein, als ich gegen die den Fluß begrenzende Uferböschung hinauf sah und im Mondschein den Kopf und die Schultern eines lebenden Indianers erblickte, der mich mit sichtlichem Interesse beobachtete. Nun hatte ich vielerlei Geschichten von dem Treiben der Rothäute gehört und es war mir ein absolutes Mißtrauen in ihr Wesen eingeprägt worden; so kam ich denn schnell zu einem Entschluß über das, was ich thun sollte, zog meine Flinte an die Schulter, zielte auf den Kopf und schoß. Der Knall klang lauter als gewöhnlich in der nächtlichen Stille, denn es war zehn Uhr vorüber, und ward gefolgt von einem Kriegsgeschrei, wie es nur von einem Indianer ausgestoßen werden kann, und im nächsten Augenblick kam ein mehr als sechs Fuß langer toter Indianer die Böschung heruntergerollt und platschte in den Fluß.

Bald darauf trat ich ins geschäftliche Leben ein. Ich entschied mich für das Leben auf den Prärien und erlernte im Geschäft der Herren Russel u. Simpson alle Seiten und Künste des wilden Lebens mit wilden Pferde- und Rinderheerden und ihrer Hut kennen, Expreßponies reiten und mich mit dem ganzen Lande vertraut machen. Unter anderen Dingen erlernte ich bald auf Büffel zu jagen und zu pirschen, ein Sport, welchem kein anderer gleichkommt, wenn man ihn versteht. Ich werde all meine Lebtage nicht die Gesichter von fünf Offizieren vergessen, die ich einmal vor vielen Jahren auf der Prärie traf. Sie waren auf der Suche nach einer Büffelheerde, ich ebenfalls. Wir tauschten unsere Ansichten aus; ich teilte ihnen meine Ideen mit, sie versicherten mich ihrer Teilnahme. „Sie werden doch wahrhaftig mit diesem bockigen Gaule nicht Büffel einholen wollen?" fragten sie.

„Na, ich will es wenigstens versuchen", erwiderte ich.

„Ei, das wird Ihnen niemals gelingen, lieber Mann", meinte der Kapitän; „es gehört ein rasches Pferd dazu, um Büffel zu überholen."

„Das stimmt", versetzte ich.

„Jenun, aber Sie können mit uns kommen, wenn Sie wollen".

Ich benutzte die Einladung. Es waren elf Büffel in dem Rudel und während die Offiziere gerade auf dieselben zu ritten, sprengte ich den vordersten zu und holte sie mit Leichtigkeit ein. Mein Pferd, über welches mein Gefährte sich lustig gemacht hatte, war der berühmte Brigham, der sich gerade so gut auf diesen Sport verstand wie ich; er that rasch seine Schuldigkeit bei dem Geschäft. Ein paar Sprünge brachten uns an die Heerde heran; ich nahm mein zuverlässiges Doppelgewehr „Lucretia Borgia" herauf, zielte auf das vorderste Tier, schoß und streckte es im Feuer nieder. Brigham, als das ideale Tier, das er war, brachte mich schnell zu dem zweiten, nicht zehn Schritte weit entfernten Büffel, setzte dann, als dieser abgefertigt war, dem dritten zu und so immer weiter, bis ich die sämtlichen elf Stücke niedergeschossen hatte, worauf mein Pferd Halt machte. Ich stieg ab, um meine Arbeit mit einer gewissen Genugthung zu betrachten. Die Offiziere ritten bald darauf heran und ich werde niemals den Ausdruck ihrer Gesichter vergessen, als sie die umherliegende Arbeit von fünf Minuten überschauten.

Mein Pferd Brigham war ein ausnahmsweise intelligentes Tier. Es fand das höchste Vergnügen am Sport und gab sich unwandelbar Mühe, um mir Beute machen zu helfen. Alles was es von mir erwartete, war daß ich das Schießen auf mich nahm. Das übrige war seine Sache. Es machte immer Halt, wenn ein Büffel nicht auf den ersten Schuß fiel, und suchte mir gleichsam eine zweite Chance zu geben; wenn ich aber dann den Büffel nicht niederstreckte, so rannte es verdrießlich weiter.

Im Jahre 1867 führte der Bau der Kansas-Pacific-Eisenbahn durch die Büffelregion, und die Eisenbahn-Gesellschaft beschäftigte über 1200 Mann an dem Bau. Die Indianer waren sehr störend, und es war nicht immer leicht, den genügenden Vorrat von frischem Fleisch für die Mannschaft zu bekommen. Ungefähr um jenen Zeitpunkt machten mir die Herren Goddard, die Akkordanten der Erbauung, ein hübsches Anerbieten für den Fall, daß ich für sie jagen unternehmen wolle. Sie bedurften zwölf Büffel täglich. Die Arbeit war eine ziemlich gefährliche wegen der Indianer, aber die Bedingungen sehr annehmbar: 500 Dollars monatliches Gehalt. Ich nahm das Anerbieten an und erlegte während der achtzehnmonatlichen Dauer meines Vertrages allein mit eigener Hand 4280 Büffel, hatte viele Scharmützel mit den Indianern und bestand Gefahren, denen ich nur um eines Haares Breite entging. In jener Periode meiner Laufbahn bestand ich meine berühmte Wettjagd mit Billy Comstock, dem bekannten Späher, welcher damals in Fort Wallace war. Die Bedingungen waren

Digitized by Google

folgendermaßen festgestellt: wir sollten ein Tagewerk von acht Stunden von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags jagen. Die Einsätze waren 500 Dollars von jeder Seite, und derjenige, welcher die meisten Büffel erlegte, sollte als Sieger erklärt werden. Der Wettstreit fand 20 Meilen östlich von Sheridan statt, und Tausende von Menschen kamen von allen Seiten her, um sich den Spaß mit anzusehen. Wir waren so glücklich, Wild zu finden und hatten ein hohes Vergnügen. Wir machten jeder drei Hetzen und ich erlegte 69 Büffel, mein Nebenbuhler begnügte sich mit 46. Es war kein schlechtes Tagewerk und der Tag war insofern ein geschichtlicher für mich, als ich seither in allen Teilen der zivilisierten Welt als Buffalo Bill bezeichnet worden bin.

Ich bin nun an jenem Punkt meines Lebens angelangt, wo Ereignisse, welche in diesem Falle ihren Schatten nicht vorauswarfen, einen gänzlichen Umschlag in dem Verlaufe meines äußeren Lebens und meines Berufs veranlaßten, an einem Punkt, mit welchem sozusagen der erste Teil meiner Lebensgeschichte abschließt. Ich fühle daher, daß dies ein passender Augenblick ist, um meine Schilderung abzubrechen, um so mehr, als die zahlreichen Anforderungen an meine Zeit, die gesellschaftlichen sowohl als die unabweisbar geschäftlichen, es mir nicht leicht machen, mich hinzusetzen und die Feder so energisch zu handhaben, wie vordem die Kugelbüchse. Bevor ich aber abbreche, möchte ich gern noch einige Worte über ein Thema sagen, welches, wie ich zu meinem Bedauern finde, gerade in der umgekehrten Proportion zu derjenigen verstanden wird, in welcher es erörtert wird. Ich meine jenes in seiner Art einzige Menschenkind, den heutigen Cowboy oder Kuhjungen. Um kurz zu sein, will ich, wie ein Cowboy, den Bullen bei den Hörnern packen und ein für allemal und auf das nachdrücklichste den Ursatz aufstellen, daß ein Cowboy kein gemeiner Kerl, sondern in neun Fällen unter zehn besser als seine Standesgenossen und Nachbarn ist, besonders deswegen, weil in neun Fällen unter zehn seine Nachbarn das Erzeugnis einer verweichlichten Zivilisation sind. Er besitzt gewisse Eigenschaften, welche ihn der Menschheit empfehlen: er ist mannhaft, hochherzig und tapfer. Er ist kein bloses Geschöpf des Impulses, sondern er benützt die ihm von seinem Schöpfer verliehenen Gaben mit einer Besonnenheit, welche von vielen von uns nachgeahmt werden dürfte. Wenn ich diese wenigen guten Worte für eine Menschenklasse einlege, welche nur verstanden zu werden braucht, um bewundert zu werden, so spreche ich auf Grund von jahrelangen Studien eine Ueberzeugung aus, welche nichts erschüttern kann. Ich will nun zunächst einige von den Begebenheiten schildern, an welchen ich in meiner Eigenschaft als Anführer der Streifschützen und Späher der Armee der Vereinigten Staaten teilnahm, in einer Stellung, die ich, wie ich mich stolz rühmen darf, unter 31 Generalen im Felde bekleidete.

III.

Wenn ich nur den vierten Teil von all den merkwürdigen Abenteuern, großen Gefahren und den Kämpfen auf Leben und Tod schildern wollte, welche ich während meiner Dienstzeit in den Vereinigten Staaten erlebt habe, so könnte ich Bände damit füllen. Es widerstrebt mir aber, nur von mir selbst und meiner Kühnheit oder Tapferkeit zu reden, weil ich so glücklich war, mein Vaterland von einigen seiner ausgesprochensten Feinde zu befreien. Ich will daher in dieser Richtung nur von meinem Zweikampf mit dem Indianerhäuptling ‚Gelbe Hand' erzählen, weil dieser Vorfall in den Vereinigten Staaten zwar allgemein bekannt, aber meist unrichtig erzählt ist.

Es war am 17. Juli 1876, daß wir, als wir am War Bonnet Creek lagen, uns von einer zahlreichen Bande Cheyennes-Indianer umgeben fanden. Sie begehrten offenbar einen Kampf und dasselbe war auch unser Fall. Wir beobachteten die Rothäute, und General Merrit und ich ritten aus, um zu sehen, wie sie thaten, als wir plötzlich zwei von unseren Streifpartien über die Prärie hersprengen sahen, von einer Bande Cheyennes dicht verfolgt. Der General, für den Augenblick verblüfft und zweifelnd, wandte sich zu mir und fragte mich um Rat. Ich erbot mich, mit meinen Scouts (Spähern) hinauszureiten, den Indianern mich entgegenzuwerfen und die Verfolger von ihrer Hauptmacht abzuschneiden, welche über die Wasserscheide herüberkam. Der General gab sogleich seine Zustimmung und ich sprengte zu meiner Abteilung zurück, bestieg mein anderes Pferd, wählte mir fünfzehn von meinen Leuten aus und ritt dem herannahenden Feinde entgegen.

Wir jagten über die Klippen hin wie ein allmächtiger Tornado, und gerade auf die Indianer zu. Rasch wurden Schüsse gewechselt, ohne aber großen Schaden anzurichten, und wir waren gerade im Begriff gegen die Hauptmacht der Rothäute herumzuschwenken, als eine Abteilung sich plötzlich um- und gegen uns wandte und inmitten eines hübschen lebhaften Scharmützels einer der Indianer, ein trefflich berittener und prächtig gekleideter Krieger, auf mich zu ritt.

„Ich kenne Dich, Pa-he-haska (Büffeltöter)!" rief er; „wenn Du den Tapfern bekämpfen willst, so komm her und kämpfe mit mir!" So sprach die Gelbe Hand, der Gefürchtetste von der Cheyenne-Rasse, ein Mann, welcher mehr Weiße skalpiert hatte als irgend ein Mitglied seines Stammes. Und ich nahm ihn beim Wort, ritt hin, kämpfte mit ihm, um ihn leblos auf dem Rasen zu lassen.

Ich sprengte fünfzig Schritte gegen ihn hin, als er uns entgegenritt, wir beide im vollsten Rossesrennen, und als wir ungefähr noch dreißig Schritt auseinander waren, fuhr ich plötzlich mit meiner Büchse herauf, feuerte und sein Pferd, von meiner Kugel getroffen, stürzte tot zusammen. Beinahe im selben Augenblick trat jedoch mein Pferd in ein Loch im Boden, stolperte und fiel mit mir.

Digitized by Google

Ich sprang schnell auf die Füße, denn der Sturz hatte mir nicht viel gethan, und trat zu Fuß der Gelben Hand entgegen. Wir schossen mehrmals aufeinander und zielten uns in dichten Rauchwolken gegenseitig auf die Brust. Ich war der glücklichere, denn seine Kugeln fehlten mich, die meinigen aber trafen ihn; er taumelte und brach verendend zusammen; bevor er aber noch tot war, stürzte ich auf ihn zu und skalpierte ihn mit bereit gehaltenem Messer wissenschaftlich in kaum fünf Sekunden. Die ganze Episode währte nur einige Minuten. General Merrit, welcher unserem Zweikampf von fern zugesehen hatte, schickte den Oberst Mason mit einer Kompagnie uns zu Hülfe und seine Leute umringten und retteten mich gerade in dem Augenblick, wo ungefähr zweihundert Indianer von allen Seiten her wütend auf mich einsprengten. Als die Soldaten herankamen, schwang ich den Kopfbüschel des Indianers hoch in der Luft und rief aus Leibeskräften: „Der erste Skalp für den General Custer!" Und so starb die Gelbe Hand, der gefürchtetste Häuptling der neueren Zeit. —

Die Gelbe Hand war aber durchaus nicht der einzige große Häuptling, welcher seinen Paß nach den glücklichen Jagdgründen meiner Hand verdankte. In ziemlich ähnlicher Weise erschlug ich den ‚Großen Bullen', den Sioux-Häuptling; allein alle diese verschiedenen Leistungen zu beschreiben, würde den Leser und mich ermüden, und ich möchte daher lieber einiger anderen Züge in meiner Laufbahn gedenken. Es würde leichter sein, diejenigen Berufsarten zu verzeichnen, welche ich *nicht* ausgeübt habe, als die verschiedenen Beschäftigungen aufzuzählen, mit denen ich mich lebenslang habe befassen müssen. Auf meine Jagd-, Reise- und Reit-Abenteuer habe ich schon angespielt, allein es wird meinen Lesern wahrscheinlich neu sein, daß ich mich auch schon, und zwar nicht ohne Erfolg, als Schauspieler versucht habe. Ich habe nämlich in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten die Hauptrolle in dem Drama „Buffalo Bill" mit beträchtlichem Beifall gespielt. Ich bin als Abgeordneter in die Legislatur von Nebraska berufen worden, habe mich im Viehhandel versucht und den Großfürsten Alexis als Jäger begleitet, und ich habe eine eheliche Trauung vollzogen, welch letztere Leistung nicht ohne eine humoristische Seite ist. Ich war zu einer richterlichen Stelle im Staate Nebraska gewählt worden und wurde eines Abends durch den Besuch von einem der Sergeanten des Postens überrascht, welcher von mir verlangte, ich soll ihn trauen. Es war kein Geistlicher in der Gegend und ich als der Vertreter der gesetzlichen Obrigkeit war daher ermächtigt, das liebende Pärchen zusammenzuschweißen. Dabei war jedoch ein kitzlicher Punkt: ich hatte noch niemals eine Ziviltrauung vollzogen noch auch nur einer solchen beigewohnt und die Satzungen von Nebraska enthielten keinerlei darauf bezügliche Vorschriften und Formulare. Ich mußte mich daher bei dieser Gelegenheit einzig nur auf meine eigene Findigkeit verlassen und war etwas verwirrt und verlegen. Die Stunde kam aber und mit ihr das verlobte Paar. Ich wandte mich zu demselben und fragte: „Nehmen Sie dieses gegenwärtige Frauenzimmer als Ihre rechtmäßige Ehegattin an, um dieselbe lebenslang zu stützen und zu lieben?"

„Ja, das thu' ich", versetzte der Mann.

„Und Sie, nehmen Sie diesen Mann als Ihren rechtmäßigen Ehegatten?" wandte ich mich an die Braut.

„Ja", erwiderte sie.

„Dann reichet Euch die Hände und wisset, daß ich Euch für Mann und Frau erkläre, und wen nur immer Buffalo Bill zusammengefügt hat, den soll kein Mensch auseinander reißen!"

Dies war vielleicht nicht ganz genau der Form entsprechend aber es genügte. Das Paar war verheiratet und zufrieden und hat, soviel ich weiß, hernach glücklich mit einander gelebt.

---

## Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge.

Von Fr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

Zum Glück lag das Terrain insofern günstig, als es stark abfiel, so daß uns unsere angeschnallten Fußschlitten außerordentlich zu statten kamen.

Wie der Blitz sauste die kleine Kolonne herab und als wir unterwegs Umras begegneten, der den wildschnaubenden Rossen nacheilte, rief ihm Yussuff-Bey zu, wo sich Abdurrahman befände?

„Vielleicht schon gefressen, wenn ihm Allah nicht gnädig ist!" rief außer Atem der Wächter zurück. „Jedenfalls ist er aber in Gefahr, verspeist zu werden. Wenn es noch Zeit ist, so eilt — eilt, damit Ihr nicht zu spät kommt. Der Bär hat uns überfallen und Abdurrahman muß sich mit ihm schlagen!"

Yussuff-Bey hörte gar nicht mehr auf die letzten Worte, sondern mit halber Wendung gegen die Schützen sagte er: „Kil! Kil!" und pfeilschnell eilte er seinen Leuten voraus und dem Platze zu.

Unten, an dem letzteren Punkte, erweiterte sich derselbe etwas in der Mitte, während er sich an den beiden Aus- oder Eingängen verengte. Es war der Kampfplatz, auf welchem wir von einem drohenden Brummen begrüßt wurden. Von Abdurrahman war jedoch nichts zu sehen, wohl aber sahen wir, wie der in hohem Grade gereizte Bär in aufrechter Stellung an der rechts gelegenen Felswand herumtrampelte und mit weit geöffnetem Rachen zur Felsenbrüstung hinaufblickte, wogegen ein kleineres Tier wacker mithalf, den Alten zu unterstützen und die Wut desselben nachzuahmen.

Für den Augenblick war man um den Wächter in größter Sorge und da nichts von demselben zu sehen, so konnte

Digitized by Google

man wohl beinahe für möglich halten, daß sich Umras' Befürchtungen bereits erfüllt hatten. Andererseits war aber die Zeit wieder eine so kurze, daß doch einige Zweifel berechtigt waren.

Der Häuptling konnte es wenigstens nicht glauben.

„Aber wo sollte Abdurrahman sein?" wandte Iban-Jul und Bar-Akbar ein.

Auch Mehemmed Selim war derselben Meinung. „Natürlich!" versetzte dieser, „wenn er sich nicht im Bauche des Bären befände, müßte man doch etwas von ihm sehen? Man sieht aber nichts; folglich ist er auch nicht mehr vorhanden."

Gleichwohl konnte sich Yussuff-Bey nicht zu dieser Auffassung bequemen, denn obwohl auch er es sich nicht zu erklären vermochte, wo der Mann geblieben sein konnte, hätte man nach seinem Erachten im schlimmsten Falle doch noch eine Spur oder irgendwelche Ueberreste von demselben entdecken müssen.

Allein mit allen diesen Meinungen wurde dieses Rätsel nicht gelöst, und Suleiman erinnerte sich nur noch, daß er Abdurrahman schreien gehört habe, und da derselbe nicht in die Erde versunken sein könnte, so würde — wie er glaube — der gehörte Schrei wohl sein letzter gewesen sein, als er dem Bären in den Magen gefahren wäre.

Bei der naiven Vorstellung der Leute wurde das auch allgemein angenommen, als in dem Moment, da der Bär einen Versuch machte, mit seinen Branten einen umgestürzten Baumstamm zu erreichen, ein Knotenstock wie ein Donnerkeil auf den Schädel des Tieres herabsauste, so daß dasselbe keuchend einige Schritte zurücktaumelte und wütend heulte.

Alle Baschkiren hatten es gesehen, und alle riefen wie aus einem Munde: „Häuptling! Häuptling!"

Aber auch dieser hatte es ebenso gut gesehen, und war im höchsten Grade überrascht, denn dieser Keulenschlag konnte nur von dem Wächter herrühren, der sich ohne Zweifel auf die Felswand geflüchtet und hinter dem auf dem Rande liegenden Baumstamm verschanzt hatte.

Abdurrahman lebte mithin noch, das war jetzt ziemlich sicher! Aber wenn schon die Freude darüber groß war, so gerieten die Mannschaften doch geradezu in närrische Ausgelassenheit, als der Kopf des Wächters über der Felsenmauer hervorblickte, um wahrscheinlich auszuspähen, welche Wirkung die erteilten Schläge hervorgebracht hatten.

Freilich wurde diese Freude etwas verkümmert, denn obschon man Abdurrahman nur sehr flüchtig gesehen hatte, konnte man doch bemerken, daß er eine Höllenangst ausgestanden haben mußte. Seine Verteidigung mochte nur höchstens eine Viertelstunde gedauert haben, aber dieser verzweifelte Kampf hatte ihn vollständig entstellt. Die Pelzmütze war verloren gegangen, der kahl geschorene Kopf sah aus wie skalpiert und von seinem Pelz hiengen nur noch Fetzen und Lappen herab. Das Gesicht mit dem zerzausten schwarzen Bart sah furchtbar wild aus und die Arme schienen von Blut zu triefen. In der einen Hand hielt er noch den Knotenstock und in der anderen das Messer, so daß er nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wilder Mann aussah.

Seine Kameraden hatten daher Recht, wenn sie sagten, er gliche dem lebendigen Teufel.

„Abdurrahman!" riefen ihm die Schützen zu, „sei nicht bange, wir bringen Hülfe!"

Da jedoch die Bären von neuem auf ihn eindrangen und seine erschöpften Kräfte in Anspruch nahmen, so hörte und sah er nichts. Abermals sausten seine Keulenschläge auf die unermüdlichen Angreifer herab, allein da die Wut der letzteren in dem Maße wuchs, wie die Arme des Verteidigers erlahmten, so war dessen vollständige Erschöpfung nahe.

„Vorwärts!" sagte Yussuff-Bey, der nun Befehl gab, zum Angriff überzugehen.

Die Schützen erhoben ein „Hao!" und mit dem Gewehr im Arme giengen sie vor, um sich auf etwa dreißig Schritte dem Bären zu nähern.

In diesem Augenblick versuchte das alte Tier abermals den Felsen zu erklimmen, und obschon Abdurrahman's Eisenstock niedersauste, war es dem Bären doch gelungen, den Baumstamm festzuhalten, und wahrscheinlich würde er die Verschanzung seines Gegners erstiegen haben, wenn nicht Mehemmed Selim in der Hitze bereits Feuer gegeben hätte.

Es geschah das in einem Moment der höchsten Gefahr, als der Bär einen Schlag nach Abdurrahman ausführte, der zwar letzteren nur streifte, aber demselben doch einen bedeutenden Teil seines Pelzes kostete.

Yussuff-Bey machte wohl dem Schützen wegen seiner Uebereilung Vorwürfe, weil der Bär etwas gedeckt stand, allein dennoch war die Verschwendung von Munition nicht ganz unnütz gewesen, da das wütende Tier sofort von seinem bisherigen Gegner abließ und sich seinen neuen Angreifern zuwandte.

„Achtung!" rief der Häuptling, als der Bär wie eine tanzende Walze den Schützen entgegenschritt und denselben mit gewaltigem Brummen sein rotes, von drohenden Zahnreihen eingefaßtes Gebiß zeigte. Aber auch Bar-Akbar juckten die Finger und auch seine Flinte entlud sich, bevor noch Yussuff-Bey sein Kommando erteilen konnte.

Das Baschkirenoberhaupt war empört über diese Voreiligkeit und schalt den Jäger aus: „Das geht mir doch zu weit! Ich dachte, ich wäre mit Bärenjägern ausgezogen und sehe dumme Buben um mich!"

Bar-Akbar schämte sich wie ein geschorener Pudel und suchte sich damit zu entschuldigen, daß er seines Schusses sicher zu sein geglaubt habe. Es war jedoch leider ein Irrtum gewesen, denn außer einigen Blutstropfen, die ebenso gut von den Verwundungen herrühren

Digitized by Google

konnten, die von dem Knotenstock Abdurrahman's beigebracht waren, zeigte das Tier nicht die geringste Verletzung.

Aber auch der zweite Schuß war doch nicht ganz verloren, denn wenn derselbe auch nicht eine tötliche Wirkung gehabt hatte, so brachte er dem bedrängten Wächter doch ein für allemal Befreiung von seinem gefährlichsten Angreifer. Der Mann war geradezu kindisch vor Freude, und fiel beinahe auf die Kniee, um Allah und dem Propheten für die glückliche Rettung im rechten Augenblick zu danken, als er seine Befreier bemerkt hatte.

Allein noch immer war er nicht ganz frei, denn während das alte Tier ihn aufgegeben hatte, war doch das kleinere wie auf Verabredung zurückgeblieben, um den Kampf mit Abdurrahman ganz allein fortzusetzen, und es that das mit einer Energie, die für seine Jugend wirklich bewundernswürdig war.

„Ist denn niemand da," rief der unglückliche Wächter, „der mich auch von diesem jungen Ungetüm erlösen könnte?"

Yussuff-Bey, obwohl jetzt mit dem alten Bären beschäftigt, fand es doch billig, den Mann zu unterstützen und fragte alle nacheinander, wer wohl diese Aufgabe übernehme?

Allein alle Jäger schwiegen und da sich kein einziger dazu meldete, meinte der Häuptling, daß dieser Versuch sich vorzüglich für einen Neuling eignen dürfte.

Ich wußte wohl was er damit meinte, und da alle den Gedanken ihres Chefs zu teilen schienen, so willigte ich ein, die Partie zu übernehmen und gieng sofort daran, dieselbe auszuführen.

Zu diesem Zweck mußte jedoch die bereits erwähnte Bergwand umgangen und dieselbe von hinten erstiegen werden, wozu freilich ein kleiner Umweg nötig wurde. Noch hatte ich mich aber nicht dreißig Schritte von der Schützengruppe entfernt, als ein dritter Schuß fiel und zwar aus der Flinte Iβan-Juls. Wie man aber aus dem Tadel des Häuptlings hören konnte, war auch diesmal ein besonderer Erfolg nicht erzielt worden. Ehe man abdrückte, meinte jener, müßte man auch wissen, wohin man treffen wolle, doch werde Suleiman hoffentlich zeigen, daß er es besser versteht.

Yussuff-Bey hatte aber diese Hoffnung kaum recht ausgesprochen, als auch Suleiman sich beeilte, seinen Schuß abzufeuern und das in ihn gesetzte Vertrauen zu verdienen. Das Brummen des Bären schwoll zum Gebrüll an, und einige Juchzer, die von den Schützen ausgestoßen wurden, verkündigten, daß die letzte Kugel wenigstens getroffen hatte.

Allein an einen absoluten Erfolg war auch diesmal nicht zu denken. Vielmehr schien der Bär vollständig kugelfest und unverletzbar zu sein. Seine Stimme hörte sich nichts weniger als gebrochen an, wohl aber war seine Wut in fortwährender Steigerung begriffen und, wie ich recht gut über die Felsenwand beobachten konnte, war seine Haltung beim Vordringen eine feste.

Yussuff-Bey rief jetzt Ben-Hassan und unmittelbar antwortete auch dieser mit seiner Flinte.

Die Mannschaften wiederholten den Juchzer von vorhin, aber auch der Bär blieb denselben nicht schuldig, dessen Geheul fast das Gejauchze der Jäger übertönte. Nur der Häuptling enthielt sich, in diese Ekstase mit einzustimmen, woraus hervorgieng, daß er keineswegs zufrieden war. Ja, er verhehlte sogar nicht, daß er Unrecht gehabt habe, die Musketen der Leute zu rühmen, und als Bar-Akbar das Messer zog und sich vor den Bären hinstellte, rief er beinahe zornig: „Zurück, Dummkopf!", und zu Ben-Hassan: „Bei Seite! So — jetzt!"

Dann zielte er einen Augenblick mit der größten Ruhe, bis das Tier mit den Branten fast den Lauf des Gewehres erreicht hatte und gab ebenfalls seinen Schuß ab.

Einige Sekunden hüllten Wölkchen von Pulverdampf den ganzen Oberkörper des Tieres ein, während man den unteren Teil desselben mit den Füßen auf dem Schnee herumtrampeln sah. Das Frohlocken der Schützen war diesmal noch ungestümer, und als der Pulverrauch etwas zerstoben war, sah es aus, als ob der Bär selbst Feuer und Rauch ausspeie.

Schon glaubte man, der Häuptling habe in der That den Unbezwinglichen überwunden, denn der Bär veränderte plötzlich seine Stimme, das Geheul klang wie eine Wehklage und die Bewegung des Tieres wurde eine unsichere, als ob es sich dem Sieger zu Füßen legen wollte.

Allein das dauerte nur einige Sekunden, dann war die Krise überwunden und der Bär, den man schon für verloren hielt, stand wieder fest auf den Beinen, so daß man fast abergläubisch wurde.

Da man es nicht für nötig gehalten hatte, die Gewehre wieder zu laden, so blieb jetzt nichts übrig, als zu den Messern zu greifen, und es mit der Klinge zu versuchen, da die Kugel versagt hatte.

Gerade da war es, als ich bei Abdurrahman anlangte, der, bis zum Tode erschöpft, sich kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte; denn obwohl das junge Tier nur halb erwachsen war, hatte man sich seiner Hartnäckigkeit doch kaum erwehren können. Der Mann brach daher thatsächlich zusammen und keuchte wie ein Sterbender: „Diese junge Brut kämpft wie ein Alter. Ich konnte schon nicht mehr; aber umsomehr nimm ihn sicher, damit er den Kopf nach unten kehrt."

Ich hatte das Gewehr bereits über die Felsenwand gelegt, mich dabei niedergehockt und wartete, bis der Bär von neuem andringen würde. Er ließ nicht auf sich warten und wie ein Grenadier rückte derselbe heran, bis er beinahe die Mündung des Rohres erreicht hatte, worauf ich abdrückte und das Tier die ganze Ladung in den Rachen erhielt.

Der Bär balancierte auf den Hinterbeinen und machte eine höchst verdächtige Rückwärtsbewegung, führte einige Umkreisungen aus, wankte wie betrunken hin und her

Digitized by Google

und konnte nur mit Mühe das Gleichgewicht aufrecht erhalten.

Abdurrahman war entzückt und versicherte, daß der Bösewicht sich ein Plätzchen aussähe, wo er sich hinlegen wolle; allein auch dieser Taumel gieng vorüber und als das Tier einigemale mit den Füßen gestrauchelt hatte, rückte dasselbe noch einmal vor.

Wie vorhin legte ich das Gewehr wieder bereit und ließ ihn herankommen. Mit Vergnügen sah der Wächter zu, aber als der Bär nahe genug war und mich angrunzte, sagte der Baschkir: „So ist es recht, aber jetzt denke ich, daß Du ihm noch einmal in das Gesicht bläst!"

Da erhob ich mich ein wenig, um mich dem Bären zu zeigen, der so nahe stand, daß man ihm zur Not hätte eine Ohrfeige geben können. Grimmig keuchte mich derselbe an als er mich sah, und was ich beabsichtigte geschah: So weit als nur möglich sperrte er seine Kiefern auseinander.

(Schluß folgt.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Britisch-Columbia. Dieses, das einzige britische Gebiet an der nordamerikanischen Küste des Stillen Ozeans, ist 1866 gebildet worden durch die Vereinigung von Vancouver-Island mit dem kontinentalen Teil der Provinz, und wurde fünf Jahre später der Dominion of Canada einverleibt. Es scheint bestimmt zu sein, eine wichtige Stelle in der Geschichte des Stillen Ozeans einzunehmen. Die neue Canadisch-Pazifische Eisenbahn hat die Entfernung zwischen England und China um mehr als tausend Meilen abgekürzt, und die Kolonie besitzt einen Ueberfluß an Steinkohlen erster Güte und ausgezeichnete Seehäfen. Britisch-Columbia besteht 1) aus einer großen Gebietsstrecke auf dem Festland, die annähernd zwischen dem 60. und 49.° n. Br. und zwischen dem Stillen Ozean und dem 120.° w. L. liegt; 2) aus den Königin-Charlotte-, der Vancouver-Insel und einer großen Menge kleinerer Eilande. Das Gebiet, ungefähr 700 e. Mln. lang und 500 Mln. breit, hat einen annähernd auf 350,000 Q.-Mln. geschätzten Flächenraum. In orographischer Beziehung besteht es aus zwei Bergketten: den Felsengebirgen und dem Küstengebirge, welche zwischen sich einen Gürtel von unregelmäßiger Hochebene umfassen, während ein Landstrich von 31,558 e. Qu.-Mln. fruchtbaren, gutbewaldeten Ackerbodens mit einer mittleren Meereshöhe von 2000 F., der sogenannte Peace-River-Bezirk, auf der Ostseite der Felsengebirge liegt. Die Felsengebirge steigen steil aus den Prärie-Regionen des zentralen Canada auf, und ihre Verzweigungen, welche meist durch nordwestwärts verlaufende parallele Thäler geschieden sind, haben innerhalb der Grenzen von Britisch-Columbia eine allgemeine Breite von 60 Mln. Zwischen dem 51. und 52. Parallel erstrecken sich die Verzweigungen mehr in die Breite und nehmen gleichzeitig an Höhe ab. Vancouver-Island und die Königin-Charlotte-Inseln sind in Wirklichkeit die höchsten Gipfel oder Teile einer gewaltigen Bergkette, deren Fuß unter dem Niveau des Stillen Ozeans liegt. Die Küstenlinie ist äußerst unregelmäßig und zerrissen, tritt in einer ungeheuren Menge von Creeks und Buchten zurück und bildet zahlreiche Eilande mit verwickelten Kanälen dazwischen. Britisch-Columbia genießt hauptsächlich infolge seiner Lage und der physikalischen Eigentümlichkeiten des Landes ein gemäßigteres Klima als die Regionen auf der canadischen Seite der Felsengebirge unter derselben Breite. Die Enge der Behringsstraße hindert die Eisberge und die Massen des Treibeises des Polarmeeres am Austritt in den Stillen Ozean; die Felsengebirge, welche in nordwestlicher Richtung quer über die Provinz hin liegen, beschützen dieselbe gegen die kalten arktischen Winde; eine warme Strömung aus dem Stillen Ozean bespült ihre Küsten, und warme Winde wehen von Südwesten her denselben Ozean herauf; dies alles, verbunden mit der allgemeinen nordsüdlichen Richtung der Thäler, mäßigt in hohem Grade die Strenge seines Klimas. Auf Vancouver-Island findet sich der bebaubare Boden in einem niedrigen, von 2 bis zu 10 e. Mln. breiten Gürtel, der sich zwischen dem Gebirge und dem Meer gegen Süden und Osten ausdehnt. Der beste Ackerbaubezirk des Festlandes ist das untere Fraser-Thal, dessen Boden aus sehr fruchtbarem Alluvium besteht. In den Thälern des Innern und auf dem wellenförmigen Gelände liefern die Cerealien treffliche Ergebnisse; die Obstbäume der gemäßigten Zone gedeihen hier, man findet reiche Weiden und beinahe überall verschiedene Arten riesiger Fichten. Weiter nordwärts, jenseit des 51.° n. Br. und westlich vom Fraser-Fluß, liegt der niedrige rauhe Bezirk „Neu-Caledonien", welcher im allgemeinen einen ziemlich fruchtbaren Boden hat, aber mit beinahe undurchdringlichen Wäldern bedeckt ist. Der Peace-River-Bezirk, östlich von den Felsengebirgen, besteht aus reichem anbaufähigem Boden und wellenförmigen Prärien und ist im ganzen gut bewaldet. Die Bevölkerung der Provinz besteht aus ca. 75,000 Seelen, wovon etwa 12,000 auf die Hauptstadt Victoria kommen, welche sehr malerisch an der Südostküste von Vancouver-Island liegt. Der Hauptort in dem festländischen Teil der Provinz ist New-Westminster, auf dem rechten Ufer des Fraser-Flusses, mit 6000 Einwohnern. Der Ausfuhrhandel der Kolonie beschränkt sich auf das Erzeugnis ihrer Bergwerke, Fischereien und Wälder und besteht in kostbaren Steinen, Kohlen, Lachsen, Oel, Bauholz, Pelzwerk, Häuten 2c. Der Einfuhrhandel umfaßt alle Arten von Manufakturwaren und Lebensmitteln. Unter den mineralischen Schätzen des Landes sind zu nennen: Gold (in den westlichen Ausläufern der Felsengebirge), Steinkohlen (an der Westküste), Eisenerz (in der Nähe der Küste), Silber (im Fraser-Thal und

Digitized by Google

dem Bezirk Kootenay), Kupfer sowie etwas Quecksilber, Antimon, Platin und Wismuth. (Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie, 1887.)

---

# Kleinere Mitteilungen.

### Nekrolog.

Am 19. August starb in Woods Holl, Mass, unser geehrter Mitarbeiter, Herr Spencer Fullerton Baird, LL. D., Sekretär der Smithsonian-Institution und Direktor des Nationalmuseums der Vereinigten Staaten, ein Mann, welcher sich um die Förderung der Naturwissenschaften und der Länder- und Völkerkunde hoch verdient gemacht und durch seine eigenen Forschungen in den Annalen der Wissenschaft verewigt hat.

### Gesellschaften, Vereine, Museen ꝛc.

* Die Bayerische Geographische Gesellschaft in München hielt ihre erste allgemeine Versammlung in diesem Jahre am 27. Oktober in Anwesenheit Sr. k. Hoh. Prinz Leopold. Sie wurde vom I. Vorsitzenden, Professor Dr. v. Zittel, mit einem Nachruf an die verstorbenen Mitglieder Prof. Dr. Moriz Wagner (seit 1885 Ehrenmitglied der Gesellschaft) und Geheimrat Professor Dr. v. Brinz eröffnet. Hierauf ergriff Herr Privatdozent Dr. August Rothpletz das Wort zu seinem Vortrag über die Insel Teneriffa, auf welcher derselbe den vergangenen Winter zugebracht hatte. Nach einleitenden Bemerkungen über die Litteratur, welche zwar sehr umfangreich ist, aber nur wenig gründliche und zuverlässige Darstellungen enthält, und über die Karten der Insel, von welchen diejenige der englischen Admiralität nur von der Küste ein genaues Bild gibt, während eine systematische Vermessung des Innern durch die spanische Regierung weder ausgeführt noch anderen gestattet wurde, schilderte Redner den allgemeinen Eindruck, welchen man bei der Annäherung an die Insel empfängt. Die Landung erfolgt stets in Santa Cruz, der einzigen Hafenstadt der Insel. Das Klima von Teneriffa ist wegen seines heilsamen Einflusses auf die Gesundheit weit berühmt; doch treffen diese günstigen klimatischen Verhältnisse nicht auf die ganze Insel in gleichem Grade zu, sondern finden sich nur auf der Nordküste bis zu etwa 350 m. über dem Meere. Exakte meteorologische Beobachtungen besitzen wir nur von Orotava, dem Hauptkurort der Insel. Auf Grund derselben veranschaulichte der Vortragende den jährlichen Gang der Temperatur im Vergleich mit einigen anderen bekannten Städten durch selbst entworfene Kurven. Abgesehen von der geringen Differenz zwischen Sommer- und Wintertemperatur, welche sich hieraus ergibt, gereicht es dem Klima zu besonderem Vorteil, daß niemals schroffe Uebergänge stattfinden und daß die Temperaturschwankungen innerhalb eines Tages nur sehr unbedeutend sind. Dieser Charakter des Klima's ist in erster Linie durch die ozeanische Lage, dann aber durch die lokale Verteilung der Winde und Wolken bedingt; dagegen ist die Einwirkung des Golfstromes hierauf entschieden überschätzt worden. Die Insel wird von dem in der Richtung von Spanien herkommenden Nordostpassat bestrichen, während der Gipfel des Pic vermöge seiner Höhe stets in die Region des Südwest- oder Antipassats hineinreicht, so daß man bei einer Besteigung des Pic das interessante Phänomen des unmittelbaren Uebergangs aus der Region der nordöstlichen in diejenige der südwestlichen Luftströmung beobachten kann. Der wärmere Antipassat weht im Winter häufig von der Höhe des Pic herab der Nordküste zu und trägt dadurch wesentlich zur Milderung des Winterklima's daselbst bei. Der Regelmäßigkeit dieser Winde verdankt das Klima von Teneriffa seine Beständigkeit. Die öfter aufgestellte Behauptung, daß der Pic an der Grenze beider Passate von einem Wolkenkranz umgeben und deshalb sein Gipfel von unten fast nie sichtbar sei, hat nur für die Dauer des Sommers ihre Richtigkeit; in der That blickt man alsdann von der sonnenklaren Höhe des Pic auf diese Wolkenschicht wie auf eine weiße Gletschermasse hinab, welche den Bewohnern der Insel die Sonne vollständig verhüllt. Redner erläutert hierauf den geologischen Bau der Insel, welcher durchaus vulkanischer Natur ist, und unterscheidet in demselben drei Zeitalter. Die jüngste Bildung ist der Pic selbst, dessen Krater sich in solfatarenartigem Zustande befindet; Lava-Ausbrüche aus demselben sind in historischer Zeit nicht bekannt, dagegen haben solche bis in neuerer Zeit an der Basis des Pic stattgefunden. Die Besteigung wird von Orotava aus zu Pferd unternommen; man erreicht nach etwa 8 Stunden eine Holzhütte, welche ein notdürftiges Nachtquartier bietet, und hat dann noch 1½ bis 2 Stunden ziemlich mühsam bis zum Krater zu steigen. Die berühmte Aussicht ist schwer in Worten anschaulich zu machen, da es in der Erfahrung von unseren heimischen Bergen an den nötigen Vergleichen fehlt; als die wesentlichsten Momente sind hervorzuheben der eigenartige Anblick des Meeres, das sich gegen den Horizont zu mauerartig emporzutürmen scheint, der wilde, öde Ringwall der Cañadas, welcher, ähnlich wie die sogenannte Somma den Vesuv, nur in weit großartigeren Verhältnissen, den Pic umgibt, und in schroffem Gegensatze hiezu das anmutige Bild der Insel selbst. In eingehender Weise besprach der Vortragende hierauf die Vegetation, unter deren charakteristischen Formen wir hier nur die Laurusarten, die kanarische Fichte, den Drachenbaum und die Euphorbien hervorheben. Der merkwürdige Charakter der Flora (ein Drittel der im ganzen nicht sehr zahlreichen Arten sind eingewandert) hat die Vermutung eines ehemaligen kontinentalen Zusammenhanges der Canarischen Inseln mit Afrika veranlaßt — eine Vermutung, welche durch die Tiefe des dazwischen liegenden Meeres nicht widerlegt wird. Nachdem festgestellt ist, daß auf den Canarischen Inseln eine längst erloschene tertiäre Flora erhalten ist, darf mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die paläozoischen Teile von Südamerika (Brasilien) und Nordafrika in vortertiärer Zeit einem einzigen großen Festlande angehörten, von welchem uns in den Inseln des Atlantischen Ozeans noch Trümmer erhalten sind. Den Schluß des inhaltreichen Vortrags bildete eine Mitteilung über die Urbevölkerung der Canarischen Inseln, die Guanchen, von deren alten Königsgeschlechtern heute noch Nachkommen erhalten sind; sie gehörten dem hamitischen Völkerkreise an und waren somit den alten Aegyptern, sowie den heutigen Berbern, stammverwandt. Bekannt ist die eigenartige, verhältnismäßig hohe Kultur, welche sie entwickelten, sowie die grausame Unterdrückung, welche sie von den spanischen Eroberern, einer größtenteils aus Abenteurern und verkommenen Existenzen zusammengesetzten Gesellschaft, erfuhren. Durch Vermischung mit den Spaniern hat sich die Rasse bis heute fortgepflanzt, und man unterscheidet genau den Abkömmling der Guanchen von dem reinen Spanier. Der Zustand der heutigen Bevölkerung ist, was Charakter, Intelligenz und Schulbildung anbelangt, ein wenig erfreulicher. Um so wohlthuender wird andererseits der Kulturmensch, welcher sich aus dem Weltgetriebe auf dieses Eiland flüchtet, von dessen Ruhe, Abgeschiedenheit und landschaftlicher Schönheit berührt. („Allg. Ztg.")

### * Ein internationales Schriftsteller-Lexikon.

Herr Angelo de Gubernatis in Florenz wird im kommenden Jahr eine neue, vervollständigte und gänzlich umgearbeitete Auflage seines Dizionario Internationale degli Scrittori viventi erscheinen lassen, dessen Auflage schon seit mehreren Jahren vergriffen ist. Alle bekannteren und berühmteren Schriftsteller werden in diesem Lexikon ihre Stelle finden und werden speziell ersucht,

Digitized by Google

die biographischen und bibliographischen Notizen über sich und andere zeitgenössische Schriftsteller an den Herausgeber in Florenz einzusenden. Herr v. Gubernatis ist ganz besonders zu diesem internationalen litterarischen Werke bestimmt und dafür besonders befähigt und läßt eine sorgfältige und gediegene Arbeit erwarten.

—r.

### Die Höhenbestimmungen der russischen Seen.

Von Professor Hammer.

Sehr interessante Ergebnisse haben die genauen Höhenbestimmungen geliefert, welche General v. Tillo in den letzten Jahren im Gebiet der großen russischen Seen ausgeführt hat. Das Präzisions-Nivellement geht vom Finnischen Meerbusen bei Kronstadt aus, berührt die Ufer der Seen und führt zum Weißen Meer. Die Mittelwasserstände der beiden genannten Meeresteile zeigten eine so kleine Niveau-Differenz, daß die letztere ungezwungen aus der noch ungenügenden Kenntnis des Mittelstandes des Weißen Meeres sich erklärt. Eigentümlich aber berührt der Umstand, daß von dem in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt gelegenen größten Süßwasserbecken Rußlands, dem Ladoga-See, die Meereshöhe des Mittelwasserspiegels nicht einmal genähert bekannt war. v. Struve hat in einem Vortrag auf der im vorigen Jahr stattgehabten Berliner Konferenz der internationalen Erdmessung, in welchem er die russischen geodätischen und geographischen Arbeiten eingehend besprach, darauf hingewiesen, daß man bis jetzt allgemein die Meereshöhe des Mittelwasserspiegels im Ladoga zu 18 m. angenommen habe; thatsächlich beträgt nun diese Höhe nur 5 m.[1] (Auf der Petermann'schen 6-Blatt-Karte von Osteuropa findet sich die Zahl 46 Pariser Fuß = 15 m. Reclus gibt dem obigen entsprechend 18 m. an, Tillo selbst mußte für seine Höhenkarte von Rußland [1884] noch 17 m. annehmen). Wie diese irrtümliche Annahme, die noch aus dem vorigen Jahrhundert stammen dürfte, entstand, ist noch nicht aufgeklärt. „Welche Bedeutung andererseits die verbesserte Bestimmung für die Orographie des Reiches hat, wird einleuchten, wenn man bedenkt, daß für große Ländergebiete im nördlichen Rußland der Spiegel des mächtigen Ladoga-Sees zum Ausgangspunkte aller Höhenangaben gedient hat. Das Erkennen jenes Fehlers ist zugleich von sehr hoher Bedeutung für unsere Hauptstadt St. Petersburg. Ihr Bestehen mußte als gefährdet erscheinen, so lange die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt werden konnte, daß sie durch Sturmfluten im Finnischen Meerbusen bis zur irrtümlich angenommenen Höhe jenes Sees überschwemmt werden könnte. Jetzt ist diese Gefahr als nicht bestehend anzusehen. Erheben sich die Fluten über die Höhe von 5 m., so finden die Wasser sogleich einen Abfluß in das weite Bassin des Ladoga, und jene Höhe wurde bei den bekannten Sturmfluten vom 1./19. November 1824 nahezu erreicht, ohne daß dadurch die Stadt wesentlich gelitten hätte." Die achtjährigen Pegelbeobachtungen an den Stationen Schlüsselburg, Neu-Ladoga Sjaskija, Rjadki, Sagubskoi haben ferner die Thatsache außer Zweifel gestellt, daß die Mittelwasserfläche des Ladoga-Sees ein kleines Gefälle in der Richtung West-Ost besitzt. Die Mittelwasserstände der einzelnen Jahre zeigen bedeutende Schwankungen, bis zu 1.8 m. Bei mittlerem Wasserstand des Ladoga beträgt das Gefälle der Newa zwischen Schlüsselburg und der Insel Gutujew, wenn es auf die ganze Strecke gleichmäßig verteilt gedacht wird, 0⁰ 0,13''. Die Meereshöhen für die Mittelwasser der übrigen großen Seen sind mit Beifügung der entsprechenden Petermann'schen Zahlen in Klammern die folgenden: Peipus-See 30.5 m. (29), Ilmen-See 18 m. (22), Onega-See 35 m. (72).

[1] Mit der neuen Zahl stimmen auch befriedigend die barometrisch aus Beobachtungen der Jahre 1877—1884 abgeleiteten Zahlen.

### Berichtigungen.

Durch Entfernung des Verfassers vom Druckorte haben sich in dem Aufsatz: „Die Geographie auf dem Niederländischen Kongreß für Naturforscher und Aerzte" mehrere unangenehme Druckfehler eingeschlichen, welche wir zu verbessern bitten:

Seite 862 Spalte 1 Z. 31 v. o. lies Grum Grjimailo anstatt Schroem Grzjimailow; Seite 862 Spalte 1 Z. 38 v. o. lies Nordostgreuze anstatt Nordwestgrenze; Seite 863 Spalte 1 Z. 14 v. u. und Spalte 2 Z. 20 v. u. lies Beekmann anstatt Beckmann; Seite 864 Spalte 1 Z. 14 und 17 v. o. lies Sneek anstatt Snuk; Seite 865 Spalte 1 Z. 30 v. o. lies Aaru anstatt Aasu; Seite 865 Spalte 2 Z. 19 v. o. lies Geognosti- anstatt Geographi-.


### Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben erschien:

## Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung.

Von

**Dr. Heinrich von Eicken,**

Staatsarchivar in Aurich.

Groß-Oktav. XVI und 822 Seiten.

**M. 12.—.**

Die Eigentümlichkeit der vorbezeichneten Schrift liegt weniger in der materiellen Bereicherung des geschichtlichen Wissens, als vielmehr in der geistigen Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses. Das Buch begreift die europäische Geschichte vom Altertum bis zur Gegenwart als einen fest in sich zusammenhängenden, einheitlichen Entwicklungsprozeß. Es enthält demnach mehr eine geschichtsphilosophische als eine empirisch-kritische Darstellung. Doch verliert sich die Darstellung keineswegs in bloße Abstraktionen, vielmehr beruht sie in allen Teilen auf einem sehr reichhaltigen, empirischen Materiale. Schon insofern kann die Schrift als eine neue und eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der geschichtlichen Litteratur gelten.

Der Mittelpunkt der Arbeit ist, wie dies der Titel besagt, das Mittelalter, d. h. die religiöse Weltanschauung desselben. Das Erwachsen der letzteren aus dem Entwicklungsprozesse der alten Geschichte, ihre schöpferische Bedeutung für die verschiedenen Gebiete der mittelalterlichen Kultur, sowie ihre Auflösung mit dem Beginn der neueren Zeit, bilden das eigentliche Thema des Buches. Die Darstellung dieses Prozesses gewinnt dadurch an Originalität und wissenschaftlicher Bedeutung, daß der Verfasser jene zwei Strömungen in dem geistigen Leben des Mittelalters, die hierarchische und die asketische, welche bisher als zwei sich gegenseitig ausschließende Gegensätze angesehen wurden, auf einen einheitlichen Ursprung zurückgeführt hat. Da aber das geistige Leben des Mittelalters sich niemals mit seiner religiösen Lehre vollständig deckte, sondern der letzteren vielmehr auf allen Punkten einen oftmals heftigen Widerspruch entgegensetzte, so hat der Verfasser auch überall diesen Konflikt der weltlichen Interessen mit der religiösen Idee in die Darstellung hineingezogen.

Die Geschichte des Mittelalters hat bisher noch keine so zusammengedrängte und doch so tiefgreifende, sowie auf einem solchen Reichtum des geschichtlichen Materials begründete Darstellung erhalten, wie in der vorliegenden Schrift. Bei dem sich immer mehr geltend machenden Uebergewicht der historischen Spezialforschung innerhalb der geschichtlichen Litteratur dürfte aber eine Darstellung, welche die Ergebnisse der Spezialforschung nun wieder in ihrem großen Zusammenhange zu erfassen sucht, einem allgemeinen und dringenden wissenschaftlichen Bedürfnisse entgegenkommen.


Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

Nr. 48. Stuttgart, 28. November 1887.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Gesundheitszustand und Körperpflege bei den Eingeborenen des Malayischen Archipels. Von A. Oppel. S. 941 — 2. Die Insel Nias. S. 945. — 3. Spaziergänge in Zentralafrika. Von C. B. Herrmann. (Schluß.) S. 948. — 4. Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge. Von Fr. W. Groß. (Schluß.) S. 951. — 5. Die „Erdgeschichte" von Professor Dr. Melchior Neumayr. S. 954. — 6. Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen. Von Dr. med. H. Obst, Leipzig. S. 956. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 958. — Litteratur. S. 959.


## Gesundheitszustand und Körperpflege bei den Eingeborenen des Malayischen Archipels.

Von A. Oppel.

Die Erörterung der Frage nach dem Gesundheitszustand der Völker und nach den zu dessen Aufrechterhaltung angewandten Mitteln ist nur scheinbar eine rein medizinische Angelegenheit. In der That gewährt sie, zumal wenn es sich um außereuropäische Völker handelt, auch für Nichtmediziner ein doppeltes Interesse, ein theoretisches und ein praktisches. Theoretisch kann die Erforschung solcher Verhältnisse deshalb genannt werden, weil sie entschieden zur allgemeinen Kenntnis der Völker beiträgt, und somit der wissenschaftlichen Völkerkunde einen beachtenswerten Dienst leistet. Denn von dem Gesundheitszustande hängt beispielsweise nicht nur die gesamte äußere Erscheinung, der „Typus", der Menschen ab, sondern von ihm ist in gewisser Beziehung auch die körperliche Leistungsfähigkeit bedingt. Diese aber kann ihrerseits auf die Erwerbsverhältnisse und demnach auf den materiellen Wohlstand einen bestimmenden Einfluß ausüben. Der praktische Nutzen solcher Betrachtungen steht, mittelbar wenigstens, mit den in neuerer Zeit so häufig behandelten Fragen der Akklimatisation und Kolonisation in Beziehung. Denn wenn es richtig ist, daß diese Vorgänge, zumal wenn es sich um tropische Gebiete handelt, sich nicht ohne weiteres vollziehen, sondern wie jede größere Unternehmung planmäßiger Vorarbeiten bedürfen, so gehört dazu neben der Erforschung der Naturverhältnisse auch das Studium der eingeborenen Bevölkerung in hygienischer Hinsicht.

Für den letztgenannten Zweck hat die Beschäftigung mit den Eingeborenen des Malayischen Archipels deshalb ihre besonderen Vorzüge, weil diese ein Gebiet bewohnen, welches die Charakterzüge des Tropenklima's, als hohe Wärme und große Feuchtigkeit, in ausgesprochenster Weise besitzt, zugleich aber auch einen entsprechenden Wechsel zwischen Tiefland und Gebirge aufweist. Zudem ist die in Frage kommende Bevölkerung einerseits von einheitlicher Abstammung, denn sie gehört, abgesehen von einigen, wenig zahlreichen negroïden Stämmen, gänzlich zu der malayischen Rasse, andererseits aber repräsentiert sie auch verschiedene Kulturstufen, indem einzelne Teile als Naturvölker betrachtet werden, andere dagegen, wie die Javanen und die Milano, das Gepräge von Kulturrassen tragen. Schließlich nimmt überhaupt die malayische Rasse als solche eine besondere Stellung unter den sämtlichen Hauptrassen der Erde ein, weil sie die einzige ist, deren Wohnraum sich ausschließlich auf die Tropen beschränkt. In dieser Richtung würden zwar noch die Neger in Betracht kommen, aber doch erst in zweiter Linie, einmal weil sie auch einige außertropische Teile Südafrika's und Nordamerika's innehaben, sodann weil die Kenntnis von ihren Gesundheitszuständen noch sehr viele und große Lücken enthält. Nun sind zwar auch die einschlägigen Verhältnisse der Malayen keineswegs zur vollen Genüge untersucht und dargestellt, aber infolge der mehrhundertjährigen Beziehungen, welche die Holländer und Spanier zu ihren südostasiatischen Besitzungen gehabt haben, ist das Beobachtungsmaterial immerhin reichlich, gleichmäßig und zuverlässig genug, um ein Bild von den gesundheitlichen Zuständen der Eingeborenen, wenn auch nur in großen Zügen, zu entwerfen. Dasselbe hat jedoch zunächst nur für diejenigen Gebiete des Archipels Geltung, welche die längsten und innigsten Berührungen mit den




Digitized by Google

Europäern gehabt haben; das sind vor allem Java und Luçon, denn hauptsächlich hier sind seit längerer Zeit europäische Aerzte ansässig gewesen, welche ja in erster Linie befähigt sind, sich das nötige Beobachtungsmaterial zu beschaffen. Wenn irgend möglich, sind daher auch die im folgenden angegebenen Thatsachen ärztlichen Mitteilungen entnommen.

In erster Linie ist es nun von Wichtigkeit, zu wissen, ob ein Volk oder eine Rasse im Laufe der Zeit an Zahl wächst oder abnimmt; denn nur dann kann von einem gedeihlichen Gesundheitszustande die Rede sein, wenn das erstere der Fall ist.

Der Nachweis aber, ob ein Volk in diesem Sinne gedeiht oder nicht, kann nur durch die Statistik erbracht werden, vorausgesetzt, daß dieselbe in der Technik den modernen Ansprüchen entspricht und sich über einigermaßen größere Zeiträume zurückerstreckt.

Was den Malayischen Archipel anbetrifft, so können nun allerdings die zur Verfügung stehenden Zahlen weder an Zeitumfang, noch an Zuverlässigkeit mit den für die meisten europäischen Staaten vorhandenen statistischen Angaben auf gleiche Stufe gestellt werden. Am wenigsten darf dies bezüglich der spanischen und portugiesischen Besitzungen geschehen. Besser steht es mit der Statistik des Niederländischen Ostindiens. Da dieses im Jahre 1870 von 23,137,829, im Jahre 1885 aber von 28,757,102 Personen bewohnt wurde, so erfolgte im jährlichen Durchschnitte eine Zunahme von 374,618 Köpfen oder 1.6 Proz. Letzterer Prozentsatz ist so hoch, wie er während der letzten drei bis vier Jahrzehnte in keinem einzigen Lande Europa's erreicht worden ist; nur einzelne Gebiete derselben lassen sich zum Vergleiche heranziehen, weil bei den ganzen Ländern stets der Auswanderungsbetrag in Abrechnung kommt. Uebrigens ist nun zwar bei dem Niederländischen Ostindien der Vermehrungsprozentsatz nicht ausschließlich dem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle zuzuschreiben, sondern es haben dazu auch die Einwanderungen aus anderen Gegenden, hauptsächlich aus China, mit beigetragen; sodann mögen vielleicht die Zahlen, besonders diejenige für das Jahr 1870, nicht ganz richtig sein. Immerhin unterliegt es keinem Zweifel, daß die Bevölkerung der niederländischen Besitzungen in einem Grade zunimmt, der dem Prozentsatz der schneller anwachsenden Völker Europa's entspricht. (Vergl. darüber den Aufsatz: „Die progressive Zunahme der Bevölkerung Europa's" in ‚Petermann's Mitteilungen', Jahrgang 1886. S. 137.)

Was die Philippinen anbelangt, so läßt sich aus dem oben angedeuteten Grunde eine Berechnung der Bevölkerungsbewegung nicht anstellen. Da aber der spanische Anteil im Jahre 1857 nach offiziellen Angaben 4.3 Mill. Köpfe, neuerdings aber 5.56 Mill. zählte, so wird man annehmen dürfen, daß auch hier eine Zunahme stattfand. Doch scheint dieselbe nicht so beträchtlich zu sein wie im Niederländischen Indien. Denn nach J. Montano[1] sind die Familien der Eingeborenen nicht sonderlich zahlreich. Wie dieser Arzt berichtet, werden die Frauen infolge mangelhafter Pflege während des Wochenbettes bald unfruchtbar, die Sterblichkeit unter den Kindern zarten Alters aber ist infolge der ungeeigneten Ernährungsweise, die man anwendet, recht groß.

Wenden wir uns nun zu dem Gesundheitszustande der Eingeborenen, und zwar zunächst der Philippinen-Bewohner, so hat man bei diesen zwischen den Vertretern der malayischen Rasse (Tagalen, Bisayas u. a.) und den Negritos zu unterscheiden. Die ersteren haben nach J. Montano einen großen Vorzug vor den Europäern. Dieser besteht in dem bedeutend geringeren Grade von Schweißabsonderung, welcher sie vor den meisten katarrhalischen Affektionen und besonders vor der schnell um sich greifenden Blutarmut bewahrt, welche die große Klippe für den dauernden Aufenthalt der Europäer bildet. Der genannte Vorzug ist aber vielleicht der einzige, den die Einheimischen in gesundheitlicher Beziehung vor den Europäern voraus haben. Denn gegenüber der häufigsten Krankheit der Philippinen, dem Sumpffieber, sind die Eingeborenen mindestens ebenso empfindlich wie die Eingewanderten männlichen Geschlechts, ja die Anfälle sind bei den ersteren heftiger, die Genesung erfolgt langsamer, die Rückfälle aber ereignen sich häufiger und schneller. Man begegnet nicht selten älteren Personen beiderlei Geschlechts, welche seit ihrer Kindheit jedes Jahr intermittierende Fieberanfälle zu erleiden haben. Dabei wird beobachtet, daß, während die Körpertemperatur auf 40 bis 41° C. steigt, die Zahl der Pulsschläge nur 80—90 beträgt. Außer dem Sumpffieber, dem viele Eingeborene zum Opfer fallen, kommt die Lungenschwindsucht häufig und in rasch fortschreitender Weise vor. Auch Dysenterie und Rheumatismen gehören nicht zu den Seltenheiten. Hautkrankheiten beobachtet man dagegen nicht häufig. Zu den Ausnahmen aber rechnet man die durch Parasiten hervorgerufenen Erkrankungen, dank der Sorgfalt, mit der beide Geschlechter das Haar pflegen und dank den täglich mindestens einmal genommenen Bädern. Syphilis wird außerhalb der größeren Ortschaften und der Seehäfen wenig gefunden; übrigens leiden die Eingeborenen weniger schwer darunter als die Europäer.

Die den Spaniern nicht unterworfenen Völkerschaften zeigen in gesundheitlicher Beziehung ein verschiedenes Verhalten. Diejenigen z. B., welche das Innere von Mindanao bewohnen, sind meist kräftig und gut gebaut, weder lymphatisch, noch zu Blutarmut geneigt. Die Negritos der Sierra Marivelès auf Luçon sind zwar klein und schlank, haben aber eine gute Konstitution. Auch die Bewohner des Samat-Gebirges sind weder schwächlich noch kränklich.

[1] Dr. J. Montano, Rapport sur une mission aux îles Philippines et en Malaisie (1879—1881). Paris, 1885.

Digitized by Google

Wenn trotzdem die natürliche Vermehrung eine sehr geringe ist, so hat das seinen Grund hauptsächlich in gewissen Bräuchen. Unmittelbar nach erfolgter Niederkunft stürzt sich bei den Negritos z. B. die Mutter mit dem Kinde in einen benachbarten Bach, um sich zu baden. Nach dem Verlassen des Bades verbrennt sie die Placenta und verschluckt die Asche derselben mit etwas Wasser, wobei sie von dem Glauben beseelt ist, ihrem Kinde dadurch eine gute Gesundheit verschaffen zu können. Es ist begreiflich, daß durch solche Behandlungsweise die Gesundheit der Neugeborenen schwer geschädigt wird.

Wenden wir uns nun zu den Eingeborenen des Niederländischen Indien, so sind diese im allgemeinen von kräftiger Konstitution. Aus dem Umstande, daß der wenig Nährwert enthaltende Reis ihr Hauptnahrungsmittel ist, darf man nach Dr. van der Burg[1] nicht schließen, daß der Eingeborene wenig Muskelkraft und Arbeitsvermögen besitze; im Gegenteil verrichtet er, wenn es sein muß, auch mit Ausdauer, schwere Arbeit. Er legt erstaunliche Entfernungen zu Fuß zurück, auch mit schweren Lasten beladen; er ist ferner ein guter Reiter, sowie ein mutiger Jäger und kühner Seefahrer. Der Arbeitszwang tritt aber nur zu Zeiten an ihn heran, z. B. während der Felderbestellung und Ernte oder wenn Frohndienst zu leisten ist. Im allgemeinen arbeiten die Eingeborenen in unregelmäßiger Weise und thun überhaupt nicht mehr, als was zur Beschaffung ihrer einfachen Bedürfnisse nötig ist. Dieser Ungleichmäßigkeit der Arbeit und Anstrengung entspricht auch die Unregelmäßigkeit der ganzen Lebensweise; man schläft, wann und wo es paßt; häufig macht man die Nacht zum Tage; bei hellerem Mondschein oder bei Festen sitzen die Leute zuweilen bis zum nächsten Morgen zusammen.

Wenn eine solche Lebensweise an und für sich nicht gesund sein kann, so thun die Leute, sei es bewußt oder unbewußt, manches, was ihre Gesundheit fördert. Dazu gehört vor allem das regelmäßige Baden, das allerdings nur als ein Mittel zur Abkühlung betrachtet wird. „Fühlen sie sich warm, so gehen sie an den Fluß oder an den Brunnen und gebrauchen dabei weder Seife, noch trocknen sie sich ab" (van der Burg). Das Baden beginnt mit frühester Jugend, sogar Neugeborene werden am zweiten oder dritten Tage nach der Geburt im Wasser von gewöhnlicher Temperatur (d. h. von 26° C.) gebadet. Zur Beförderung des Wachstums, zur Entwickelung der Kraft und zur Erzeugung von Schönheit verwendet man verschiedene Tränke und Einreibungen, „djamoe" genannt, welche, in der Regel aus Abkochungen und Aufgüssen von Kräutern bestehend, harmloser Natur sind. Allgemein verbreitet ist die Sitte, den Körper mit wohlriechenden Stoffen einzureiben, besonders nach dem Bade oder bei feierlichen Gelegenheiten. In letzterem Falle werden Oberkörper und Arme mit einer meist durch Curcuma gelb gefärbten Salbe aus Pflanzenfetten eingeschmiert und bleiben unbekleidet.

Den allgemeinen Gesundheitszustand beurteilen die Eingeborenen nach dem äußeren Eindruck, den eine Person macht. Insbesondere haben sie gewisse Merkmale, nach denen sie sich ihre Meinung bilden. So gilt z. B. bei Frauen das Vorhandensein eines langen Halses, großer Ohren, bei kurzer Figur, zusammengewachsener Augenbrauen, einer langen Nase und einer recht vorspringenden großen Zehe als Zeichen einer guten Gesundheit; wer dagegen dünne oder kurze Haare, kurze, stumpfe Finger, abstehende Ohren oder Haarwuchs auf dem Handrücken besitzt, wird mehr oder weniger für ungesund gehalten. Da ferner ein bestimmtes Schönheitsideal besteht, so sucht man dies durch künstliche Mittel zu erreichen. So gelten z. B. schwarze Zähne für schön, ebenso rote Lippen, roter Mund und rote Nägel. Wenn die ersterwähnte Beschaffenheit durch das allgemein verbreitete Sirihkauen[1] nicht vollkommen bewirkt wird, so hilft man durch Essen unreifer Granatäpfel und durch Trinken von Cocosnußwasser, sowie durch Anwendung verschiedener mit Eisen versetzter Pflanzensäfte nach. Die Färbung der Nägel wird durch ein Gemisch von Oelen und dem Saft von Lawsonia alba bewirkt. Was die Zähne anbetrifft, so besteht der Gebrauch, die Schneidezähne des Oberkiefers beim Eintritt der Pubertät abzumeiseln oder mittels Bimsteins abzuschleifen. Diese Prozedur, entweder von Priestern oder heilkundigen Frauen vorgenommen, bewirkt ebenfalls, daß die Zähne mit der Zeit, infolge des stattfindenden Verlustes des Schmelzes, die beliebte schwarze Farbe annehmen; weiße Zähne werden nämlich für häßlich gehalten und verächtlicherweise als Hundezähne bezeichnet. Endlich wird die Beschneidung infolge religiöser Vorschriften sowohl bei Knaben als bei Mädchen vorgenommen; bei der starken Absonderung der Hautdrüsen der Geschlechtsorgane ist diese nach Dr. van der Burg auch als eine vortreffliche hygienische Maßregel zu betrachten.

Richten wir nun unser Augenmerk auf das körperliche Befinden der Eingeborenen, so ist zunächst der durch zahlreiche Beobachtungen festgestellten auffallenden Thatsache Erwähnung zu thun, daß die normale Körperwärme durchschnittlich nur 36.5° C. beträgt, demnach niedriger als bei den Europäern ist. Ob auch das Maß der Schweißabsonderung bei den Einheimischen geringer ist denn bei den Europäern, darüber findet sich bei Dr. van der Burg keine direkte Angabe. Jedenfalls stellt er fest, daß im allgemeinen der dunkelfarbige Mensch stärker riecht als

[1] Das Leben in der Tropenzone, speziell im Indischen Archipel. Nach Dr. van der Burg's: „De geneesher in Nederlandsch-Indie." Von Dr. L. Diemer. Hamburg, 1887.

[1] Unter „Sirih" versteht man ein Gemisch aus den Blättern der Sirih- oder Betelpalme, aus feinem Muschelkalk, Catechu, Betelnuß und Tabak. Diese Stoffe werden in Dosen von Holz oder Metall, bei Reichen oft von Gold oder Silber aufbewahrt. Die Mischung derselben wird erst unmittelbar vor dem Gebrauche hergestellt.

Digitized by Google

der hellfarbige; er glaubt sogar verschiedene Abstufungen von Gerüchen aufstellen zu können, „die ziemlich in dem Verhältnis zu- oder abnehmen, als die Hautfarbe dunkler oder heller ist.“ Ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Rassen besteht darin, daß sich der Leibesgeruch beim Europäer über den ganzen Körper verbreitet, während er beim Eingeborenen mehr örtlich an gewissen stärker transpirierenden Stellen auftritt. Endlich zeigt der letztere auch eine größere Fettabsonderung an der Haut; infolge dessen erscheint dieselbe je nach dem Grade ihrer Färbung mehr oder weniger glänzend.

Erkrankungen kommen bei den Eingeborenen oft vor. Zu den sehr häufigen Fällen gehören namentlich bei Frauen und Kindern die verschiedenen Arten der Eingeweide-Würmer und miasmatische Krankheiten. Etwas seltener sind Darmaffektionen, Rheumatismen und Blutaderknoten, letztere besonders bei Kulies, ferner auch Lungenschwindsucht, während Lungenentzündungen heftigeren Grades kaum beobachtet werden. Da die sehr verbreitete Syphilis selten zu richtiger Behandlung kommt, so zeigen die von ihr befallenen Personen schwere Narben oder sie sind an dem Verluste von Auge, Nase u. dergl. kenntlich. Geisteskrankheit ist nicht selten. Auch an Kretins fehlt es nicht; die meisten werden in den Gebirgsgegenden von Palembang gefunden. Endemisch ist in manchen Gegenden, besonders an den Küsten, die auch in Japan und Südbrasilien vorkommende Krankheit, „Beri-Beri“, deren Hauptsymptome in Gefühllosigkeit der Haut, Lähmungserscheinungen und Wassersucht bestehen. Sie gilt für sehr gefährlich; beispielsweise starben nach Gelpke in Atchin von 600,000 Einwohnern 2500 in einem einzigen Jahre. Von äußeren Krankheiten sind besonders zahlreiche Verwundungen zu nennen, besonders der Füße, weil diese nur ausnahmsweise durch Sandalen geschützt werden. Endlich führen auch gewisse, zum Teil schon genannte Gebräuche körperliche Schäden herbei. So hat das Abfeilen der Zähne häufig Knochenhautentzündung des Oberkiefers, Knochenfraß und starke Schwellung der Oberlippe und der Nase zur Folge; durch das Sirihkauen entstehen, zumal bei älteren Personen, in den Mundwinkeln häßliche Geschwüre. Auch das Opiumrauchen hat im Niederländischen Indien einen beträchtlichen Umfang gewonnen. Nach van der Burg verbrauchen arme Kampongbewohner ungefähr 11 bis 12 Gulden jährlich für Opium; der gewöhnliche Javane aber opfert dafür fast den fünften Teil dessen, was er für sein Hauswesen nötig hat. Uebrigens ist der Opiumgenuß kein allgemeiner; die Sundanesen fröhnen ihm überhaupt nicht und in den Preanger Regentschaften Java's ist die Einfuhr dieses gefährlichen Gegenstandes verboten.

Das Verhalten der Eingeborenen ist je nach den Erkrankungsarten verschieden. Während äußere Krankheiten, wie Wunden, Knochenbrüche, Geschwüre, als leicht befunden werden, pflegt man innere Schmerzen stark zu übertreiben. Als Zeichen schwerer Erkrankung gilt allgemein der Mangel an Appetit; man sagt dann: „tra soeka makan nasi“, d. h. „Er hat kein Verlangen nach Reis.“ Der Kranke selbst pflegt sich mit lautem Geschrei seinem Schmerze hinzugeben oder in stumpfe Apathie zu versinken. Der zu Hülfe gerufene Arzt muß sich dann von den Angehörigen des Betreffenden jede ihm erwünschte Auskunft geben lassen.

Ueberhaupt wird der europäische Arzt in der Regel nur bei länger dauernden oder schwierigeren Fällen zu Rate gezogen. Zuerst versucht man die beliebten Hausmittel oder wendet sich an eine heilkundige Frau, „doekoen.“ Mittel ersterer Art sind z. B. Chinin, Ricinusöl, sogen. Augentropfen, Santonin und Zittwersamen; letzterer heißt „obat-tjekok“, d. i. „Medizin, die mit Gewalt eingegeben werden muß.“ Zudem gibt es auch gewisse Behandlungsarten, die, teilweise wenigstens, mit abergläubischen Vorstellungen zusammenhängen. Allgemein beliebt sind Räucherungen der Krankenzimmer mit starkriechenden Substanzen, wie Myrrhen und Benzoë. Ferner macht man auf verschiedene Körperteile des Patienten Kreuzchen oder andere Zeichen mit feuchtem Sirihkalk oder man reibt den halben Körper mit reizenden Stoffen ein oder legt ein Gemenge aus verschiedenen zerkleinerten Blättern auf Stirn, Magengegend u. a. Für nützlich hält man das Bespeien des Kranken mit dem durch Sirihkauen rotgefärbten Speichel, besonders wenn dies von einem Priester, „hadji“, geschieht. Schließlich sollen auch Gebete und Festmahlzeiten nach dem Glauben der Leute zur Heilung von Krankheiten beitragen.

Wendet sich der Eingeborene an einen europäischen Arzt, so thut er dies in der Erwartung, daß die betreffende Krankheit schnell gehoben werde. Geschieht dies nicht, so kehrt er wieder zu den Hausmitteln oder zur Doekoen zurück; überhaupt nimmt man es weniger schlimm auf, wenn der Patient stirbt, als wenn er trotz der eingeleiteten Behandlung lang krank bleibt. Daß letztere häufiger als unter europäischen Verhältnissen nicht zur Heilung führt, liegt teils an dem für solche Zwecke mangelhaft eingerichteten malayischen Hause, teils aber auch an dem Umstande, daß es sehr schwer hält, die Befolgung einer angemessenen Diät durchzusetzen.

Trotz der vorerwähnten Krankheitserscheinungen muß die eingeborene Bevölkerung des Niederländischen Ostindien, auch nach europäischem Maßstabe beurteilt, als eine durchaus gesunde und widerstandsfähige bezeichnet werden. Für die Richtigkeit dieser Behauptung spricht neben der früher gegebenen Statistik auch der Umstand, daß wenigstens vier Fünftel derselben in den durch sie bearbeiteten Reisfeldern, „sawah“, lebt, welche bekanntlich für ungesund gelten. Dr. van der Burg glaubt allerdings, daß der Reisbau in Indien einen so nachteiligen Einfluß, wie anderwärts beobachtet oder wenigstens angenommen wird, nicht ausübe. Da nämlich auf den getrockneten Feldern sich sehr rasch

Digitized by Google

ein üppig wucherndes Unkraut entwickelt, wenn man sie nicht gleich zum Anbau der zweiten Gewächse (Mais, Weizen, Hülsenfrüchte 2c.) verwendet, so werden dadurch viele Stoffe verbraucht, welche sonst die Entstehung schädlicher Organismen und Miasmen begünstigt haben würden. Uebrigens, meint van der Burg, würde, wenn der Reisbau schädlich wäre, derselbe von den Eingeborenen eingeschränkt worden sein, da er in fast allen Residentschaften von Java mit erheblichen Verlusten an Geld verbunden sei. Wenn nun die Thatsache von der progressiven Vermehrung der Eingeborenen feststeht, so ist es leider unmöglich, im einzelnen das Verhältnis zwischen Geburten und Todesfällen zu betrachten. Listen werden zwar darüber geführt, aber sie sind für unseren Zweck nicht verwertbar, weil sie meist nach Angaben einheimischer Beamten aufgestellt werden, welche vielfach nicht schreiben können, sondern alle 14 Tage ihren Vorgesetzten nur mündliche Angaben machen. Vertrauenswürdige Zahlen liegen überhaupt nur für die Mortalitätsverhältnisse derjenigen Eingeborenen vor, welche in dem Zeitraum von 1850 bis 1879 in die Armee von Java und Madura eingereiht worden sind. Danach betrug die mittlere jährliche Sterblichkeit 3.78 Prozent, doch mit dem scharfen Unterschiede, daß sie an den Küstenplätzen 4.211 Prozent, im Inneren aber 2.35 Prozent ausmachte. (Demnach würde die mittlere Sterblichkeit der eingeborenen Soldaten etwa den entsprechenden europäischen Verhältnissen nahekommen.) Bemerkenswert ist füglich noch der Umstand, daß der Unterschied zwischen Küste und Binnenland auch in den Sterblichkeitssätzen der europäischen Armee-Angehörigen Ostindiens mit 7.276 Prozent und 4.625 Prozent wiederkehrt. Daraus geht hervor, daß das Küstenklima beiden Rassen in fast gleichem Grade schädlich ist und daß das hier vorherrschende Fieber die Einheimischen ebenso wenig verschont wie die Eingewanderten.

---

## Die Insel Nias.

Unter den Inseln, welche nordwestlich von der Mentawei-Gruppe der Westküste von Sumatra vorliegen, ist Nias die bedeutendste und in jeder Hinsicht interessanteste. Früher wenig von Europäern besucht und kaum bekannt, ist sie zum erstenmal eingehend beschrieben worden von dem deutschen Missionar H. Sundermann auf Dahana, welcher in der vortrefflich redigierten und der Länder- und Völkerkunde solch wesentliche Dienste leistenden „Allgemeinen Missions-Zeitschrift" von Dr. Gust. Warneck (Gütersloh, C. Bertelsmann) eine sehr eingehende Schilderung ihrer Natur und Bewohner und der an denselben versuchten Missionsbestrebungen gegeben hat, woraus wir einige unserer wesentlichsten Notizen entlehnen.

Nias ist eine vorwiegend aus Hügelland bestehende Insel, welche unter dem 1.° n. Br. und zwischen dem 97. und 98.° ö. L. von Gr. etwa 16 Mln. von der Westküste von Sumatra liegt. Man schätzt sie auf 17 Mln. in der Länge und 4—6 Mln. in der Breite, und ihr Flächenraum soll 76.5 Qu.-Mln. betragen. Die ganze Oberfläche, aus Sedimentgesteinen bestehend (im Gegensatz zu dem vorwiegend vulkanischen Sumatra, welches noch thätige Vulkane und heiße Quellen hat), ist in verschiedene niedere Höhenzüge verteilt, die hinwiederum in zahllose kleine und durch schluchtenartige Thäler getrennte Hügel gespalten sind, über welche sich als höchste Erhebungen der gegen 2000 Fuß hohe Solômatrea[1] und der beinahe ebenso hohe Maziaja erheben. Eine Eigentümlichkeit der Insel sind die zahlreichen Tropfsteinhöhlen und die ermüdende Unebenheit des Bodens, welche häufig die Zurücklegung einer Strecke von zwei bis drei Stunden Luftlinie zu einem mühseligen Tagewerk macht. Der Hauptort der Insel, Gunung Sitoli auf der Ostküste, ist mit den den beiden holländischen Stationen Ambôlata und Dahana durch eine Straße verbunden, welche die Regierung notdürftig anlegen ließ und unterhält, allein diese ist in der Regenzeit manchmal zu Pferde nicht zu passieren.

Der ganze Boden der Insel ist mit einem harten, dichten, mehr als mannshohen Grase bedeckt, durch welches sich die Menschen im Gänsemarsch ihre schmalen Wege bahnen und in welchem eine drückende schwüle Hitze herrscht. An Flüssen fehlt es natürlich nicht, welche sehr enge und tief eingeschnittene Betten haben, aber nur in geringem Maße als Verkehrsmittel dienen können, da sie nach Regengüssen zwar ungemein anschwellen, ihr Wasser aber ebenso schnell wieder abläuft, so daß sie nur wenig Wasser behalten und man sie leicht durchwaten kann. Die beiden größten sind der Mosoi im Norden und der Ojó im Westen; aber auch die bedeutendsten haben wegen des kleinen Umfangs der Insel nur einen kurzen Lauf. Die Mündungen der Flüsse sind meist versandet und wimmeln von Krokodilen, dem einzigen gefährlichen Tiere der Insel. An den Küsten von Nias liegen noch verschiedene kleine Inseln, wovon die Nakko-(Hinako-)Inseln in der Nähe der Westküste die bedeutendsten sind.

Die äquatoriale und insulare Lage verleiht den Inseln eine ungemein üppige und mannigfaltige Vegetation und wuchernde Fruchtbarkeit. Der tropische Urwald, welcher die Niederungen und unteren Hänge bedeckt, enthält eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Bäumen, worunter viele ein treffliches Bauholz geben. Dagegen kommen als Fruchtbäume nur die Cocos- und die Durian-Palme in Betracht, welche aber kaum eigentlich angepflanzt, sondern mehr nur geschont werden. Der Niasser ißt die Durianfrüchte sehr gern, aber ihre Ernte ist die einzige Mühe, welche er sich mit ihnen gibt. Die Cocosnüsse

[1] In den niassischen Worten ist der Vokal ô immer nasal, wie das französische on, das w gleich dem englischen w in Wales auszusprechen, und der Apostroph ' in den Worten bedeutet die scharfe Trennung der Silben.



Digitized by Google

werden teils roh gegessen, teils ihre fette weiße Milch zur Bereitung verschiedener Speisen gebraucht, teils verwendet man sie zum Futter für Schweine und Hühner, teils bereitet man daraus Oel oder trocknet sie zu Kopra, und diese und das Oel bilden einen Handelsartikel. Aus diesem Grunde werden die Cocospalmen auch teilweise angebaut und ebenso noch stellenweise die Sago-, und die Zuckerpalme; alle tropischen Gewächse würden hier vorzüglich gedeihen, wenn man sie nur anbauen wollte; allein hierzu sind die Eingeborenen zu unwissend und zu träge, und so haben sie von Kulturgewächsen außer dem Reis nur noch die süße indische Kartoffel (gowi), Caladien, Pisang oder Bananen, eine Art Spinat und eine Art kleiner Bohnen, und bauen nicht einmal von diesen so viel an, um ihren jährlichen Bedarf zu sichern, so daß auch ohne Mißernten meist alljährlich noch Reis von auswärts eingeführt werden muß. An den Anbau von Kaffee, Thee, Baumwolle und anderen Handelsgewächsen oder Gewürzen ist daher nicht zu denken.

Die Tierwelt stimmt im wesentlichen mit derjenigen der übrigen Sunda-Inseln überein und umfaßt u. a. Wildschweine, die noch sehr häufig und dem Landbau höchst schädlich sind, Hirsche, Rehe, Wildkatzen, Stachelschweine, Schuppentiere und viele andere kleine Tiere, besonders Fledermäuse, eine Menge von Vögeln, viele Schlangen, worunter auch Riesenschlangen, Krokodile, Tausendfüße, Skorpionen und Ungeziefer aller Art, schöne Käfer und Schmetterlinge ꝛc. Das Meer ist reich an schönen und guten Fischen.

Das Klima ist trotz der beinahe äquatorialen Lage ein ganz erträgliches, denn die Temperatur schwankt zwischen 18° und 25° R. Die Nähe des Meeres und die vielen Regen mildern die Hitze wesentlich. Im Freien ist die Sonnenglut allerdings erschlaffend und drückt einen am Abend beinahe zu Boden, aber unter Dach ist sie doch erträglich. Das Klima erzeugt sehr viele Fieber, namentlich unter den Eingeborenen und wirkt auch auf die Europäer erschlaffend. Da aber die Eingeborenen im höchsten Grade unvorsichtig sind und sich weder in Diät noch in Kleidung in Acht nehmen, so leiden sie weit mehr unter dem Fieber, das bei ihnen oft schnell einen tötlichen Verlauf nimmt und vielleicht der Hauptgrund ihres allmählichen Aussterbens ist.

Die Eingeborenen von Nias nennen sich niha, d. h. Menschen (im Unterschied vom Tier, oder auch ono niha. d. h. Kinder der Menschen. Ihre Insel nennen sie tanô niha, d. h. Land der Menschen, woraus man Nias gemacht hat, das aber hier kein Mensch kennt. Alle anderen Menschen nennen sie Dawa, z. B. Dawa Sina sind die Chinesen, Dawa Malaju die Malayen u. s. w. Woher sie stammen, ist noch nicht ermittelt. Linguistisch ist nachweisbar, daß sie mit den menschenfressenden Batta auf Sumatra und mit den Malayen zusammenhängen, denn viele ihrer Bezeichnungen von Gegenständen stimmen mit denen in der Battasprache und dem Malayischen überein. Sie selbst haben über ihre Abstammung nur Märchen und Mythen und behaupten, von vier oder fünf verschiedenen Stammvätern herzurühren, die sich an verschiedenen Orten der Insel niedergelassen haben. Ueber ihre Gesamtzahl ist nichts Sicheres bekannt: die Angaben schwanken zwischen 800,000 (was entschieden zu hoch ist) und 170,000 Köpfen, aber es dürften ihrer im ganzen nicht viel über 200,000 sein, die sich in 10—12 verschiedene Stämme gliedern. Ihre Kopfzahl nimmt aber zusehends ab, nicht allein durch Aussterben, sondern auch durch Auswanderung, da viele von ihnen nach Padang (auf Sumatra) hin übersiedeln.

Der heutige Niasser ist im allgemeinen mittlerer Größe und nicht sehr sehnig und muskulös; große starke Männer sind gegenwärtig ziemlich selten unter ihnen, und weitaus die Mehrzahl ist unter Mittelgröße und wenig kräftig, namentlich im Lastentragen, und nicht sehr ausdauernd, was mit ihrer schlechten Nahrung zusammenhängen mag, aber wohl auch Folge ihrer angeborenen Trägheit ist. Ihre Hautfarbe ist etwas dunkler als die der Malayen und etwas heller als die der Batta; der Schnitt ihrer Gesichter erinnert einigermaßen an den malayischen Typus. Die Nase ist meist eingedrückt, und große Nasen sind ziemlich selten. Die Niasser feilen ihre Schneidezähne meist stumpf und feilen sie auch an der Vorderseite noch ab. Die Frauen sind etwas kleiner als die Männer und werden als schön gerühmt, namentlich diejenigen in Padang, allein ihre Schönheitsbegriffe sind sehr relative, und jedenfalls altern die Weiber sehr schnell und sind dann häßlich.

Die Kleidung ist eine höchst einfache, aber außer den Kindern geht niemand ganz nackt. Die Männer tragen gewöhnlich nur ein Stück Zeug als Lendentuch oder in Ermangelung desselben auch nur ein Stück weichgeklopften Baumbast, das sie mehrfach um die Lenden schlagen und einmal zwischen den Schenkeln durchziehen, so daß das eine Ende vorn bis beinahe auf die Füße hinunterhängt. Dazu kommt dann noch bei besonderen Gelegenheiten ein Kopftuch und eine Jacke, die man aber den Tag über keineswegs immer anhat, und ein oder mehrere Gürtel aus schmalen Streifen Zeug, welche gleichzeitig als Geldkatzen dienen, oder ein lederner Gürtel. Bei Festen oder auf Reisen tragen sie auch einen Sarong, den sie aber meist über die Schulter hängen, nur um mit dem Besitz desselben zu prunken. Die Frauen tragen um die Hüften einen viereckigen Lappen Zeug, welcher am Rande mit bunten Läppchen besetzt oder gestickt (bei den reicheren auch mit Perlen benäht) ist und ein an der Seite offenes Röckchen bildet, unter dem sie gewöhnlich noch einen kleineren Lappen tragen. Wenn sie einem Mann begegnen, so halten sie aus Schamgefühl die offene Seite zu. Diese Röckchen werden durch einen Gürtel von Zeug über den Unterleib festgehalten. Die in einen Knoten geschürzten Haare stecken sie mit messingenen, silbernen oder im besten

Digitized by Google

Falle goldenen Nadeln auf und umwinden sie mit einem aus Zeug und Messingdraht oder Perlen hergestellten Kopfband. Außerdem gehören eigentlich zur Frauenkleidung auch eine Jacke (die man auf die Hochzeit oder auf Reisen trägt und nötigenfalls auch entlehnen kann) und ein Slendang (langes Tuch) um die Schultern, sowie ein etwa 5 Fuß langer, mit Messing beschlagener Stock mit einem Bleiknopf.

Die reicheren Niasser tragen gern einen Goldschmuck, dessen Hauptstück die sogen. Krone ist, nämlich ein aus gespaltenem Rottang geflochtener Trichter, dessen breites Ende gerade so weit ist, daß es auf den Kopf paßt. Dieser Trichter wird nun mit allen möglichen Goldplättchen und anderen Zierraten reich geschmückt, und hinten im Nacken wird ein Tuch daran gehängt, um die Krone im Gleichgewicht zu erhalten, was ohnedem besonders beim Tanze eine Kunst ist.

Außer diesen Kronen tragen die Männer noch kleine Kappen mit Schirm aus Goldblech, Halsringe aus Golddraht oder aus einer dünnen gerippten Platte. Aehnliche Zierraten tragen auch die Frauen im Haar, oder um den Hals, sowie auch spitzige mit Goldblech beschlagene Hüte. Die Männer schmücken sich ferner mit goldenen Schnurrbärten und großen goldenen Ohrringen in Form einer Acht. Die Ohrringe der Frauen sind von verschiedener Form und von Gold wie von Messing.

Auf diese Schmuckgegenstände, welche in den Augen der Menge Ansehen und Auszeichnung verleihen, sind die wohlhabenderen Niasser und die Häuptlinge sehr erpicht und suchen bei allen öffentlichen Gelegenheiten damit zu prunken. Bei diesen und namentlich bei Hochzeiten und Festen werden dann auch aus verschiedenfarbigen Stoffen zusammengenähte Jacken und Mützen und von den Häuptlingen lange Festmäntel aus rotem Tuch getragen, und seitens der Frauen Jacken, welche mit Silbermünzen besetzt sind.

Der Kunstfleiß der Eingeborenen steht noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Ihre Waffen sind ziemlich einfach und bestehen aus Lanze, Messer (Schwert) und Schild. Zum Schutze gegen Hieb und Stich zieht man eine ganze Anzahl dicker Jacken übereinander an und trägt hie und da auch Panzer aus Büffelhaut und Helme aus Idjuk, d. h. den Fasern von den Blattstielen einiger Palmenarten, oder aus den äußeren Schalen der Cocosnüsse. Schießgewehre führt man in größerer Anzahl nur im Süden; im nördlichen und östlichen Teil der Insel findet man nur hie und da ein altes verrostetes Gewehr. Die Einfuhr von Schießpulver ist schon seit lange verboten. Mehrere Häuptlinge sind im Besitz von kleinen Kanonen, von den Atchinesen, aus denen man bei Festen und Begräbnissen gern einige Schüsse thut, wenn man etwas Pulver bekommen kann. Die Bewohner der südlicher gelegenen Mentáwai-Inseln sollen Bogen und Pfeile führen, die aber hier niemals im Gebrauch gewesen zu sein scheinen.

Die Hausgeräte der Niasser sind ebenfalls von der einfachsten Art. Einige Matten versehen die Stelle von Matratzen und Bettdecken, ein Klotz vertritt die Stelle des Kopfkissens, und nur selten hat man dünne Matratzen und Kissen von Kapok (einer Art Baumwolle). Einige porzellanene Teller und Schüsseln findet man wohl in den meisten Häusern und im Süden der Insel besitzen die Häuptlinge dieselben zu Hunderten, aber gewöhnlich bedient man sich anstatt der Teller der Bananenblätter, die man nicht zu waschen braucht. Teller und Schüsseln werden aber nur im Innern rein gespült oder gewaschen, um ihr äußeres Aussehen kümmert man sich nur wenig. Größere hölzerne Schüsseln dienen zur Aufnahme und zu etwaigem Waschen des Schweinefleisches beim Schlachten, eine Wage dient zum Wiegen desselben und eine kleinere zum Wiegen des Goldes. Letztere, nebst einigen Gewichten, dem schwarzen Probierstein und einigen Goldstückchen werden in einem Beutel (tokosa) aufbewahrt. Das verarbeitete Gold und die Festkleider werden in einer Art Schrein verwahrt, den man wohl auch zugleich als Schlafstätte benützt. Zur Aufbewahrung anderer Gegenstände dienen ausgehöhlte, geschnitzte Baumstämme. Weitere Hausgeräte sind noch Reisbehälter, Blöcke zum Stampfen des Reises, selbstverfertigte irdene Kochtöpfe und hölzerne Schweinetröge. Damit wäre die Liste des niassischen Hausrates erschöpft. Außerdem findet man bei den Reicheren etwa noch die Metall- und Fell-Trommeln für Feste und Hochzeiten (kleinere Trommeln werden auch beim Opfern gebraucht).

Das Handwerksgerät besteht aus Messern zum Abhacken des Grases und Holzes, einem primitiven Beil, einem Meisel, einer Feile zum Abfeilen der Zähne und einem notdürftigen Schmiedegerät.

Die Wohnungen sind gar nicht übel, im Süden sogar großartig. Sie stehen auf ungefähr 6 Fuß hohen Pfählen, welche aber nicht eingegraben, sondern, wenigstens bei den besseren Häusern, auf Steine gesetzt sind. Diese Bauart wird hier nicht durch die sumpfige Beschaffenheit des Bodens bedingt, weil die Dörfer ohnehin beinahe alle auf Hügeln und Anhöhen liegen, sondern ist wegen der Feinde und Räuber üblich, und um Raum zu gewinnen für die Schweineställe, die sich beinahe unter allen Häusern befinden. Uebrigens sind alle diese Völker nicht gewohnt, zu ebener Erde zu wohnen. Das Haus hat eine ovale Form; das mit Palmblättern gedeckte Dach ist sehr steil, läuft aber nicht ganz spitz zu, sondern hat einen kleinen First; der Dachstuhl ist sehr kompliziert. Das Bauholz ist ausgesucht, der Fußboden sehr fest, sowohl in den Unterlagen als auch in den Planken, was schon des vielen Tanzens wegen nötig ist. Die innere Einrichtung des Hauses ist gut, jedenfalls besser als bei den Batta; in der Mitte befindet sich ein großer Raum, laluzalo, in welchen von unten her der Eingang mündet und worin sich der Hauptherd zum Kochen, ein mit Erde gefüllter Kasten, befindet. An den Enden sind Kammern angebracht,

Digitized by Google

welche meist auch noch Feuerstätten haben und in denen sich auch oft noch geheime Ausgänge nach außen befinden, um den Feinden entschlüpfen zu können. Dies gilt natürlich nur von den besseren Häusern, da es auch viele armselige Hütten gibt.

Die Dörfer liegen meist auf steilen Höhen und fast unzugänglichen Felsen und sind daher nicht eigentlich befestigt wie im Süden der Insel. Auch sind sie an Größe sehr verschieden, im Norden haben die kleinsten Dörfer nur noch zwei, die größten selten über dreißig Häuser, aber im Süden gibt es Dörfer von 400 bis selbst zu 600 Häusern.

Die Sprache der Niasser ist nicht leicht, aber sehr weich und klangvoll; sie berührt sich ziemlich nahe mit den Sprachen anderer Nachbarvölker, z. B. der Battas und Malayen, ist aber doch wesentlich in Grammatik und Syntax davon verschieden und hatte seither keine Schrift. Herr Sundermann, welcher die erste „Kurze niassische Formenlehre" (Batavia 1882) geschrieben, hat das lateinische Alphabet dazu benützt. Natürlich hat das Niassische auch keine Litteratur, dagegen eine ungemein reiche Ueberlieferung von Mythen, Gleichnissen, Sprichwörtern und Rätseln, sowie von Tanzgesängen, wovon manche sehr fein und sinnig sind. Wir gedenken später einige dieser Gleichnisse probeweise mitzuteilen.

Der Charakter der Niasser ist im Grund ein fröhlicher, sorgloser, kindisch-naiver; dabei sind sie aber, wie die meisten Völker auf dieser Kulturstufe, überaus verlogen und zu Betrug und Dieberei aufgelegt. Sie scherzen gern, sind drollig und spaßhaft und lieben es, wenn man mit ihnen scherzt. Sie leben in den Tag hinein, sorgen nicht einmal für die allernächste Zukunft und sind leichtsinnige Schuldenmacher und oft zudringliche Bettler. Da sich jeder sein Weib kaufen muß und er dazu Geld braucht, so borgt er dies von seinem Häuptling, dem er hohe Zinsen zahlen muß und dafür oft lebenslang verhaftet bleibt. Schwören, Fluchen, sich in Palmwein berauschen und möglichst wenig arbeiten, das sind die Hauptlaster der Niasser, die ihnen kaum abzugewöhnen sind. Wenn jeder täglich nur zwei Stunden arbeiten wollte, hätte er Lebensmittel im Ueberfluß; aber dazu sind diese Leute nicht zu bringen. Lieber hungern sie Monate-lang und begnügen sich mit Caladienblättern, Farnwurzeln und allerlei grünem Kraut und sorgen nicht einmal für das Futter ihrer Hühner und Schweine, ihrer einzigen Haustiere. Dann tritt die Not unerbittlich an sie heran. Die Weibe rarbeiten noch am regelmäßigsten, denn wenn sie keine gowi (Kartoffel) ausgraben, nicht für Schweinefutter und Brennholz sorgen, so gibt es keine Mahlzeiten mehr. Keine Aufmunterung und kein Beispiel hat die Insulaner bewegen können, mehr Boden anzubauen, neue Nährgewächse anzupflanzen oder Viehzucht zu treiben. Man hat einigen von ihnen von Gunung Btoli aus Kühe anvertraut, aber sie haben dieselben weder gehütet, noch gefüttert, noch gemolken. Das Beispiel der Missionare, welche in ihren Feldern Zitronen, Kaffee, Cacao, schwarzen Pfeffer, Muskatnüsse, Ananas u. s. w. mit dem besten Erfolge pflanzten, gieng an ihnen spurlos verloren, und so kommt es, daß sie auf dem wuchernd fruchtbarsten Boden stets vom Hunger bedroht sind. Kaum daß sie zu bewegen sind, die Wildschweine zu jagen, welche ihre Kulturen verheeren; auch Fischfang betreiben sie nur lässig.

Die Niasser lieben Feste, Gelage und Schmausereien, aber sie fragen nicht, woher sie das Geld dazu bringen; sie stürzen sich auf das leichtsinnigste in Schulden bei ihren kleinen Häuptlingen, welche unbarmherzig wuchern und sich dadurch Ansehen schaffen. Von irgend einer staatlichen oder gesellschaftlichen Organisation keine Spur, ebenso wenig von einem Volksverband oder einer Nationalität. Die Kopfschnellerei, d. h. das Erschlagen von Wehrlosen, um ihre Köpfe zu bekommen, welche man zu Festen bei einem Hausbau, beim Begräbnis eines Häuptlings 2c. nötig hat, ist im Innern noch immer im Schwange und auch Menschenraub soll gelegentlich noch vorkommen, um die Geraubten als Sklaven an die Atchinesen zu verkaufen. Die Häuptlinge der Dörfer und der Stämme haben wenig Einfluß und regieren ziemlich patriarchalisch. Die Frauen sind wenig besser als die Sklavinnen oder Arbeitstiere des Mannes und können leicht abgeschüttelt werden. Die Witwe eines Verstorbenen heiratet gewöhnlich der Bruder oder Vater desselben, damit der Kaufschilling nicht verloren gehe u. s. w.

So sind die Bewohner von Nias, woselbst seit einer Reihe von Jahren deutsche Missionare mit einer Gewissenhaftigkeit und Treue wirken, welche eines besseren Erfolges würdig wäre.

---

## Spaziergänge in Zentralafrika.

Von C. B. Herrmann.

(Schluß.)

### Elfenbeinhandel am Kongo.

Verkaufsplätze. — Was ist das „Innere?" — Hauptmarktplatz. — Haupthändler. — Reichtum derselben. — Wie Elfenbeinkarawanen gekapert werden. — Alte Kunden. — Art und Weise des Kaufes: a) des Wägens, b) des Kaufes der einzelnen Zähne. — Gewichte. — Kaufpreis. — Bons. — Art und Weise des Bezahlens. — Zahlobjekte. — Das Beschenken. — Die Bestitur. — Das Tauschen. — Extrageschenke. — Detailhandel. — „Frische" Zähne. — Heute kann niemand sagen, wo und ob viel oder wenig Elfenbein vorhanden ist oder daß die Elefanten aussterben.

Am ganzen unteren Kongo-Laufe sind nur die am linken Ufer am höchsten flußaufwärts gelegenen Faktoreien diejenigen Plätze, an welchen viel und schönes Elfenbein zum Verkaufe kommt. Das Elfenbein kommt aus dem „Inneren." Was ist das „Innere?" Bevor ein Zahn die Küste, den Weißen, erreicht, hat er wohl fünf- oder sechsmal, auch öfter, seinen Besitzer gewechselt. Im Osten

Digitized by Google

sind es die Araber, die teils das Elfenbein kaufen, teils, wie es jetzt unter Tippu-Tip's Führung am Kongo von den Stanley-Falls abwärts geschieht, es rauben, die sich wehrenden Besitzer niedermetzeln, die sich ergebenden zu Sklaven machen. Im Westen sind die Bateke die letzten von mir gesehenen Zwischenhändler, welche außerhalb ihres Landes von anderen Stämmen die Zähne erhandeln und sie dem Stamme der Fiote verkaufen, welche sie wieder an die Küste bringen.

Der Hauptmarktplatz ist bei Stanley-Pool, und von da wurde und wird noch, jedoch nicht mehr in gleichem Umfange wie in den früheren Jahren, das Elfenbein über Kinsuka, San Salvador, nach Muserra, Ambriz, Ambrizette gebracht. Seitdem nun die Faktoreien am Kongo eröffnet sind, erspart der Neger drei bis vier Wochen an Weg zur Küste — nicht an Zeit, denn die ist für ihn wertlos — und sucht daher lieber die Flußfaktoreien auf, da er ja in denselben ebenso viel Güter für sein Elfenbein erhält. Der bedeutendste, reichste und zugleich schlaueste dieser Zwischenhändler ist Makitu, der Häuptling von N'gombe; sein Reichtum wird von den Kaufleuten nach Millionen, aufgestapelt in den mannigfaltigsten Gütern, seine Sklavenanzahl nach Tausenden geschätzt. Makitu selbst erklärte mir, als ich ihn in seinem Dorfe besuchte, er habe gar nichts und sei viel schuldig.

Ein anderer bedeutender Händler ist der Neffe und Nachfolger Makitu's in der Herrschaft — nach dem Gesetze der Fiote hat nur der Sohn der Schwester reines Blut und ist successionsfähig. Zur Zeit, als ich mich in Ango-Ango und Umgebung aufhielt, waren teils mehrere Karawanen in den verschiedenen Faktoreien anwesend, teils kamen solche an. Jede Faktorei hat einen Lingster (Dolmetsch), dessen ausschließliche Beschäftigung es ist, Karawanen, die in einer anderen Faktorei verkaufen wollen, unter allerhand Besprechungen in die eigene zu bringen; erhält er doch für jeden der anderen Faktorei so weggekaperten Zahn eine gute Entschädigung. Dies gilt für kleinere Karawanen; die großen Händler haben ihre gewissen, stets besuchten Häuser, sind also sichere Kunden, mit denen man's nicht verscherzen darf.

Ein bis zwei Tage vor dem Eintreffen in einer Faktorei sendet der Karawanenführer sein den Weißen bekanntes Zeichen, einen Speer, eine Lanze, einen Häuptlingsstab und ähnliches, mit mehreren Sklaven und der Nachricht voraus, daß er mit so und so viel Zähnen und so und so viel Mann kommen werde. Dies bewirkt, daß der Faktorei-Chef ihm sofort Reis, Fische, Rum für seine Neger, feine Liköre („fein" für eine Negergurgel) für ihn selbst entgegensendet. Kommt er endlich, oft nach fünf bis sechs Tagen, und nachdem er ebenso oft Rationen verlangt, in die Faktorei, so wird er vom Chef im Zimmer empfangen; derselbe gibt ihm die Hand, läßt ihn niedersitzen, ihm ein — stets auf einen Zug geleertes — Glas Wein geben, behandelt ihn wie einen Weißen. Mittlerweile wurde das Elfenbein vor dem Magazine geordnet, der ganze Haufe der Träger erwartet seinen Führer und den Weißen, der die Zähne übernehmen und wägen soll. Nach kurzer Musterung und einigen obligaten Bemerkungen des Weißen, daß es nur wenig und schlechte Zähne sind, die diesmal gebracht wurden — mag es auch noch so viel und das schönste Billardballbein sein — wird das Magazin geöffnet und jeder Zahn gewogen. Die Wagen sind zumeist sehr gut und massiv; um aber das Gleichgewicht beim Einspielen des Züngleins zu erreichen, müßte man zuvor auf jene Seite, auf welche die Zähne zu liegen kommen, einige Gewichte legen; beinahe hätte ich einmal durch meine unvorsichtige Neugierde, vor den Negern mit der Wage spielend, denselben das Geheimnis verraten.

Die Zähne aller Besitzer, wenn deren mehrere sind, werden jeder einzeln gewogen, in einem Buche und auf dem Zahne das Gewicht notiert, für jeden Zahn eine Kiste Genéver als „Matabich" (Trinkgeld) gegeben, die Ration für die Träger verteilt und das Tagwerk ist vollbracht. Da es sich häufig trifft, daß mehrere Karawanen nicht nur Elfenbein, sondern auch Gummi und Erdnuß gleichzeitig in einer Faktorei verkaufen, so tritt der Fall ein, daß 1000 bis 2000 Neger täglich gefüttert werden müssen, ja in Ango-Ango waren, wie mir der Chef erzählte, im Monat Juni 3600.

Wie viel muß wohl beim Geschäfte verdient werden, um bei solchen Zuständen konkurrieren zu können.

Tags darauf, wenn nicht andere Verkäufer abzufertigen sind, wird das Elfenbein gekauft. Daß dies etwas langwierig zu werden schien, sah ich aus den getroffenen Vorbereitungen; denn als ich von einem Table boy vom Beginne des Kaufens verständigt wurde, waren vor dem Magazine im Schatten bequeme Schaukelstühle, Bier, Wein, Brandy, Tabak, Zigarren und auch Konsistenteres aufgestellt. Die Zähne kamen aus dem Magazine heraus, wurden ihrem Gewichte nach geordnet und der Kauf begann mit dem schwersten.

In einer der größeren Karawanen zählte ich 42 Zähne, von denen der schwerste 132 Pfund, der leichteste 40 Pfund wog. Rechnet man das Kilogramm nur mit 1 Lstrl., so macht eine Karawane schon einen sehr bedeutenden Warenumsatz im Tausche. Während nur immer der Karawanenführer und der Besitzer des jeweilig zu kaufenden Zahnes die Begünstigung genießen, in der Nähe des Weißen sich aufhalten zu dürfen, stehen, hocken und liegen alle übrigen Neger im Kreise herum, alle Vorgänge aufmerksam verfolgend und ihre Ratschläge dem Verkäufer aufs Lauteste erteilend.

Der anwesende Dolmetsch dient mehr zur Bequemlichkeit des Weißen, denn fast alle sprechen die Sprache der Neger.

Wie lange Zeit nun nötig ist, um zu kaufen, hängt von der Laune der Neger, den teils versprochenen, teils



Digitized by Google

gegebenen Geschenken, der Geduld und Geschäftsroutine des Weißen ab. Um einen Zahn zu kaufen, kann eine Stunde resultatlos vergehen, während andere zehn in einer halben Stunde gekauft sein können. Wenn es einem Kaufmann gelingt, zwanzig Zähne in einem Tage zu kaufen, so ist er mit diesem Erfolge zufriedengestellt.

Der Kaufpreis sind Messingstangen von 55—60 cm. Länge, deren jede im Inneren eine Geldeinheit repräsentiert. Der Verkäufer, gefragt, wie viel er für einen Zahn verlange, nennt eine vier- bis fünfmal größere Anzahl Messingstangen, als er selbst hofft zu erhalten, während der Weiße vier- bis fünfmal weniger bietet, als er selbst zu geben beabsichtigt. Je nach der Hartnäckigkeit des betreffenden Negers und je mehr er durch frühere Verkäufe zur Einsicht gelangt ist, daß trotz aller versuchter und verübter Betrügereien und Schwindeleien er vom Weißen doch immer übers Ohr gehauen wird, je lockender der Weiße alle Waren zu schildern vermag, die er sich dann mit seinen Messingstangen eintauschen kann, je verführerischer der Weiße ihm die Freuden auszumalen versteht, die er mit der großen Anzahl junger Weiber, welche er um die gebotenen Stangen kaufen könne, haben würde, wie lange er nichts zu arbeiten brauche, immer im Besitze von Rum sei und reicher als der König im Dorfe herumgehe — nach alledem richtet sich die Schnelligkeit des Einigwerdens.

Ist man einig geworden, wandert der Zahn in ein anderes Magazin und die Summe der Stangen wird notiert. Kein „Book", „Mukando", „Bon" wird ausgegeben, hier vertraut noch der Schwarze dem Weißen; aber wie lange wird es dauern und es muß der Weiße dem Schwarzen vertrauen, wird sich der Schwarze jeden Dienst im Vorhinein bezahlen lassen, wie es schon jetzt an der Küste nördlich vom Kongo geschieht, wenn diese weißen Schurken, über welche die Gelehrten noch nicht einig sind, ob sie vom Neger oder der Neger von ihnen abstammt, fortfahren, betrügerische Bons auf Faktoreien auszugeben, in welchen sie keinen Kredit genießen, die also nicht eingelöst werden und so die einzig mögliche leichte Zahlungsart illusorisch machen?

Ist der erste und schwerste Zahn gekauft, sagt der Kaufmann, dann geht es schon leichter mit den nächsten, denn dann kann man immer mehr und mehr den Preis drücken.

Kann, und dies ist sehr selten, ein Zahn allzu hoher Forderung wegen und nach langem Handeln nicht gekauft werden, so wird er mit seinem Besitzer weggeschickt; in diesem Falle und wenn ein Verkäufer vom Weißen erwischt wird, daß er Steine in den zu verkaufenden Zahn gesteckt hat, um sein Gewicht zu erhöhen, glaube ich eine Vorstellung vom Hohngelächter der Hölle erhalten zu haben. Ein geschickter Dieb wird hochgeehrt, ein plumper, ertappter verachtet. Die letzten Zähne und gleichgewichtige werden schnell verkauft.

Ist alles gekauft, so ist der erste Teil des Elfenbeinhandels beendet und es kommt nun das Bezahlen und — Beschenken. Ich habe bei dieser ungleich schwierigeren Beschäftigung oftmals die Geduld der Kaufleute bewundert. Das Zahlen nimmt im Vergleiche zum Kaufen die fünffache Zeit in Anspruch. Fast nie nimmt der Verkäufer die gebührende Anzahl Messingstangen, sondern nur einen kleinen Teil, um damit neues Elfenbein zu kaufen. Er kann vielmehr im Warenmagazine, in welchem die Tauschgüter bis zum Dachboden etagenweise geordnet liegen, nach seinem Geschmack und Bedürfnis wählen: weiße, blaue, rote, gelbe, bunte Baumwollenstoffe, schlechter und etwas weniger schlechter Qualität, Röcke, Schirme, Hüte, Mützen, Flanell- und Baumwollhemden, Messer, Busch-, Taschen-, Rasiermesser, Gabeln, Löffel, Teller, Krüge, Töpfe, Schalen, Gläser mit phantastischen Figuren, weiße und blaue kleine, rote große Glasperlen, Zwirn und Nadeln, Arm- und Fußringe aus Messing und Blei, Fingerringe mit bunten Steinen, eiserne Kochkessel, Spiegel, Pomaden, Parfüm, reich etiquettiert, mit fürchterlichem Inhalt, Steinschloßgewehre, Feuersteine, Salz, Pulver und die Hauptsache — Rum in großen gläsernen Krügen von ca. 25 Liter Inhalt. Das sind so die Dinge, die ein Negerherz in gerührte Stimmung zu versetzen imstande sind.

Ist ein Zahn bezahlt, so kommt die Vestitur (Kleidung) für die Träger, durchschnittlich zehn per Zahn. Je nach der Größe desselben fällt sie mehr oder minder reichlich aus und besteht aus einem Stück Kattun, Hemd, Hut, Spiegel 2c., sowie einem Gewehr und einigen Fäßchen Pulver. Dies wird als Matabich angesehen und durch unausstehliches Betteln so viel als möglich vom Weißen erpreßt, der, wenn die Grenze erreicht ist, mit der Peitsche aus Flußpferdhaut die Bande hinaustreibt; tüchtige Striemen am glänzenden Rücken eines Schwarzen, der nicht schnell genug aus dem Bereiche der Peitsche kommen konnte, werden von anderen Entwischten viel belacht. Ich glaubte, als ich den Vorgängen das erstemal zusah, daß, nachdem alle Zähne bezahlt, nun die Karawane abgefertigt sei. O nein, jetzt gehts von neuem an, jetzt kommt jeder um zu tauschen, und dies dauert so lange, bis dem letzten das Letzte recht ist, belehrte mich der Faktoreichef, und dies muß man der Konkurrenz und des Profits halber thun, denn viel, sehr viel Geld wird beim Tausche gewonnen!

Das sah ich auch, denn um einen Wertvergleich anstellen zu können, hätte der Neger wohl Sinne, aber kein Verständnis; zieht er ja einen buntbedruckten Kattunfetzen einem soliden einfärbigen Tuche vor. Vorerst gefällt dem einen das Muster seines Stoffes nicht, dem anderen ist der Hut zu klein, dem dritten ist der Ring zu groß, der vierte entdeckt ein rostiges Messer, dem fünften fehlt ein Knopf am Hemd, dem sechsten haben die Schaben ein Loch in den Rock gefressen, dem siebenten klingt die Gewehrfeder nicht hell genug, und so hat jeder und jeder Schmerzen. Sind nun diese gestillt, so glaubt er, daß

Digitized by Google

alle Fehler an der Ware ausgebessert sind — der Weiße hat ihn, den dummen Neger, ja betrügen wollen, indem er ihm mangelhaftes, fehlerhaftes gegeben — nun alles einen größeren Wert für den Weißen hat, da es vollkommen, und dann gehts ans Tauschen ins Unendliche. Minderwertige grelle und in unzählige Muster bedruckte Zeuge kommen jetzt erst ans Tageslicht und finden reißenden Absatz. Beim Umtausche von schön erhaltenen Gütern gibt natürlich der Kaufmann keine höherwertigen dagegen. Auch Messingstangen bringen sie zum Umtausch, nachdem sie vorher von jeder ein Stück abgeschnitten haben; ists unmerklich, so drückt der Weiße ein Auge zu, denkt, du bezahlst dies Stückchen doch mit tausendfachem Werte, während der Schwarze freudestrahlend zusieht, wie der Weiße die beschnittenen Stangen zu den anderen wirft, stolz, daß es ihm gelungen, den Weißen zu betrügen, die eingetauschte, nur halbwertige Ware in Empfang zu nehmen. Würde es von Weißen abhängen, so könnte das Tauschen so lange fortgehen, als eine Fabel von einem seine Goldklumpen tauschenden Bauer erzählt, der seinen zuletzt eingetauschten Schleifstein wegwirft, weil er ihm zu schwer geworden.

Sind die Neger zufriedengestellt, so werden die Geschenke an die Elfenbeinbesitzer verteilt, aus Zeugen, Rum, Genever, Pulver bestehend; der Karawanenführer erhält außerdem ein manchmal nach europäischen Begriffen nicht wertloses Extrageschenk: einen goldgewirkten Teppich, eine flimmernde Uniform, einen gigantischen Portierstock mit kindskopfgroßem, versilbertem Knopfe, einen federwallenden hellglänzenden Helm u. a. m.

Hierauf wird noch ein Extra-Matabich — Rationen auf mehrere Tage — erbettelt, alles in Matedden (aus Oelpalmzweigen schnell geflochtene Körbe) verpackt, und mit dem nun so gewonnenen Gelde, resp. Gütern, im Heimatsdorfe so lange lustig, faulenzend, fleißig trinkend gelebt, bis es dem Ende nahe ist, und mit dem Reste neues Elfenbein eingetauscht. Um welchen Preis sie kaufen, wird wohl keinem Weißen genau bekannt sein — es wird aber auch kein Weißer es zu gleich billigem Preise kaufen können; der Preis am Stanley-Pool ist heute für Weiße per Pfund sechs Francs in Gütern. Daß es an den Nebenflüssen des Kongo noch geringwertiger ist, ist selbstverständlich. So wurde beispielsweise von der Expedition Wißmann, die im Juli dieses Jahres den Kassai herabkam, ein Zahn von 70 Pfund um 20 Yards durch Regen verfärbtes, eigentlich wertloses Zeug gekauft, weil ein anderer Neger schlechtes — nicht neues refusiert. Der Handel mit einzelnen Zähnen — Detailhandel, wenn ich es so nennen kann — in den Faktoreien der Küste, in der Umgebung Banana's und weiter nördlich und südlich, spielt sich in derselben Weise ab, nur verhältnismäßig noch langwieriger. Um einen Zahn von 60 Pfund sah ich in Massabe einen Tag zum Kaufe, drei Tage zum Zahlen verstreichen. Nur zwischen fünf bis acht Prozent des gesamten Elfenbeins sind „frische" Zähne, Zähne von Tieren, die vor einem bis zwei Jahren getötet wurden. Diesen Prozentsatz habe ich nicht nur in Ango-Ango, Calla-Calla, Fuga-Fuga, gute Kaufhäuser am Flusse, selbst zu sehen Gelegenheit gehabt, sondern auch von Kaufleuten, die Jahre-lang im Süden gekauft haben, gehört, daß es auch derselbe sei. Der Stamm der Fiote ist feige, mehr vom Handel lebend; selten werden Elefanten durch Gewehr oder Fallgruben von ihnen erlegt. Es sind demnach die Stämme im Inneren, die der Jagd obliegen, der Gefahr sich aussetzen, während der Fiote den Verdienst hat. Wenn es wahr ist, was behauptet wird, daß der Stamm der menschenfressenden Panhins nicht nur in den französischen Kolonien nordwestlich vom Pool, wo de Brazza auf seiner Rückreise im Oktober dieses Jahres schon Soldaten und Matrosen am Alima aus ihnen gedrillt zu haben erzählt, sondern auch vom vierten und fünften Grad nördlich vom Aequator, vom Kongo bis an die Küste parallel, von da bis zum Ogowe unter dem Aequator südlich leben soll, dann wird es wohl kaum einen Zeitraum von zehn Jahren währen und es bringt dieses tapfere, kühne, intelligente Volk, das mir trotz der vielen unangenehmen, manchmal sogar gefährlichen Auftritte, die ich mit ihm hatte, in den französischen Kolonien beinahe eine Art Achtung abgewonnen hätte, seine Beute bis an die Küste, wenn es nur einmal vom wirklichen Werte derselben hört. Die Statistik ist gewiß eine sehr nützliche Wissenschaft, sie zu studieren, jedem Kaufmann zu empfehlen; aber aus der Ausfuhrstatistik des Elfenbeines an der Westküste Afrika's auf die im Inneren angehäuften Vorräte schließen zu wollen, andererseits wieder schließen zu wollen, daß der Elefant, wenn es so fortgeht, dem Aussterben nahe ist, finde ich unrichtig. Ich frage: „Wer kann vom Pool aufwärts bis zu den Fällen mit gutem Gewissen behaupten, hier ist viel, hier ist wenig, hier ist gar kein Elfenbein?"

Hierüber könnten nur Stanley, Mitglieder der Assoziation und englische Missionare eine Auskunft geben. Von denen aber weiß ich, daß sie keine größere Reise zu Lande gemacht haben, im Gegenteile froh waren und bis zur Stunde froh sind, wenn sie beim Befahren des Flusses, selbst mit Dampfern, jede Nacht einen Platz auf einer Sandbank, einer Insel, am Ufer finden, auf welchem sie unangegriffen die Nacht über verweilen können. Oder kann, weil man die Umgebung einer Mission, einer Station kennt, auf das übrige geschlossen werden?

---

## Eine Bärenjagd im südöstlichen Uralgebirge.

Von Fr. W. Groß.

(Schluß.)

Auch die zweite Ladung gieng dem Tiere in den Rachen, so daß es, wie das erstemal, zurücktaumelte und

Digitized by Google

so kläglich aufheulte, daß es einem hätte leid thun können. Es war vielleicht ein „Ach!“ — ein Seufzer — der rasch zum Gestöhne und Röcheln herabsank. Ueber die herabhängende Zunge sickerte das Blut, dann kam es in Strömen geflossen und lief über die blonden Haarspitzen des Felles herab, daß schnell ein großer Kreis im Schnee sich purpurrot färbte und der letztere zu dampfen anfieng.

Aber noch immer mehr Blut kam geflossen, als wäre die Zunge ein unerschöpflicher Schlauch gewesen. Bald schien es, als ob das Tier vom Schwindel ergriffen würde und der Kopf ihm zu schwer werden möchte. Mehreremale drehte es sich wie ein Kreisel um sich selbst herum, die Füße wurden schlotternd und die Kräfte nahmen zusehends ab. Noch erfolgte ein Seufzer, dann neigte sich sein Haupt und es brach zusammen — und war beinahe augenblicklich verendet.

Abdurrahman hatte vor Freude alle seine Müdigkeit vergessen, und als ob alles nur Heuchelei von ihm gewesen wäre, hüpfte er leichtfüßig vom Felsen herab, um sich an dem toten Tiere zu ergötzen.

Allein während der Baschkir sich hier der fröhlichsten Ausgelassenheit hingab und in seinem aus Flicken und Fetzen bestehenden Kostüm den ärgsten Hypochonder hätte zum Lachen bringen können, waren die übrigen Schützen mit dem Häuptling bei weitem nicht so glücklich, denen der alte Bär immer noch zu schaffen machte. Auch die letzte Kugel von Yussuff-Bey hatte das ungemein kräftige und lebenszähe Tier nicht niederstrecken können, als ob es ebenso dem Tode wie seinen Feinden hätte trotzen wollen. Aus mehreren Wunden blutend, vermochte anscheinend nichts seine Widerstandskraft zu brechen, und sowohl Bar-Akbar wie Ben-Hassan hatten noch Gelegenheit gefunden, von ihrer waidmännischen Geschicklichkeit im Gebrauch des Fangmessers eine Probe abzulegen.

Nach vielen Anstrengungen war es den letzten beiden auch wirklich gelungen, das Tier niederzustrecken, doch sollte das leider nicht geschehen, ohne für Bar-Akbar sehr verhängnisvoll zu werden. Als der letztere den Stoß führte, machte der Bär trotz seiner starken Verwundungen eine so geschickte Wendung, daß sein tückischer Meuchelmörder bei aller Gewandtheit und Geschwindigkeit einem Schlage mit der Tatze wohl nicht entgangen sein würde, wenn nicht durch die Schnelligkeit der Bewegung des Tieres dasselbe die Festigkeit verloren und zusammengebrochen wäre.

Aber auch Bar-Akbar, der durch einen raschen Sprung rückwärts dem Schlage ausgewichen und auf dem glatten Boden ausglitschte, war kaum eine Mannshöhe vom Bären hingestürzt und kollerte sich neben dem letzteren auf dem Schnee. Die Baschkiren lachten unmäßig, allein ihr Gelächter verwandelte sich rasch in starres Entsetzen, als das Tier noch im Sterben die Gefahr seines Feindes erkannte, sich noch einmal aufrichtete und schneller, als dieser sich erheben konnte, auf Bar-Akbar zu werfen versuchte.

Die Männer schrieen wie sie vorher gelacht hatten, und ehe man noch daran denken konnte, es zu verhindern, war es geschehen. Zum Glück reichten die Kräfte des Tieres nicht mehr aus, um sich noch auf seinen Füßen zu halten, und kaum hatte es sich emporgerichtet, als es auch sofort wieder mit einem Brummen befriedigter Rache zusammenbrach und, wie es schien, seinen Odem aushauchte.

Aber obwohl der Bär sein Opfer nicht mehr vollständig erreichte, stieß der Mann doch ein erschütterndes Geheul aus. Sämtliche Jäger sprangen hinzu, um Hülfe zu leisten, doch keiner wußte, wie man sie spenden sollte.

Es war das jedoch kein Wunder, denn Bar-Akbar's Gesicht war vollständig von der krampfhaft zusammengezogenen Tatze des Tieres bedeckt, so daß es in der That nicht leicht war, die in das Fleisch eingegrabenen Klauen zu lösen.

Auch der Häuptling war zum Verzweifeln ratlos und meinte: „Was sollen wir nur thun, um ihm zu helfen?“ Aber niemand konnte es ihm beantworten.

Ißan-Jul und einige Kameraden nahmen ihre Flinten und versuchten mit den Kolben derselben das tote Tier etwas abzuwenden, doch war das Gewimmer und Geschrei des Unglücklichen so furchtbar, als ob man ihn räderte.

Gleichwohl mußte irgend etwas geschehen, denn der Mann krümmte sich vor Schmerz zusammen. Da legte Yussuff-Bey selbst Hand an, kniete nieder, und ruhte nicht eher, bis es ihm gelungen war, die Klauen des Tieres aufzubrechen.

Es war das allerdings schon etwas, doch damit immer noch wenig geholfen, denn jetzt, als man Bar-Akbar aus seiner Umarmung befreit hatte, sah man erst, wie schwer die Verwundung ausfiel. Der Anblick war grauenhaft. Das ganze Gesicht war unkenntlich und von Blut überströmt, die Wange zerfleischt und das herausgerissene Auge glich einer an einer Schnur herabhängenden Kugel.

Was sollte jetzt geschehen? — Hier war guter Rat teuer und doch flehte der Aermste um Hülfe! Jeder hätte dieselbe gern gewährt, aber niemand konnte ihm auch nur Linderung bringen.

Der strenge Häuptling mußte sich abwenden, obgleich er sonst nicht eine nervöse und weiche Natur war, und die übrigen Mannschaften standen im Kreise herum und starrten den Kameraden bestürzt an.

Aber bei dem Anstarren und Bedauern wurde es nicht besser und dabei konnte es auch nicht bleiben. Es mußte mithin entschieden ein Entschluß gefaßt werden, ohne sich lange zu besinnen. Entweder konnte man das beschädigte Auge vollständig abtrennen oder dasselbe in die Augenhöhle zurückzubringen suchen. Es war eins so bedenklich wie das andere, aber schwer zu bestimmen, was vorzuziehen war.

In Ermangelung aller Hülfsmittel schien das Erstere beinahe das Kürzere und Bessere, aber Keiner mochte die

Digitized by Google

Operation oder Amputation ausführen und die Verantwortung auf sich nehmen. Das war natürlich und konnte man niemand verdenken, allein, da man nicht damit zum Ziele kam, so war ich der Meinung, daß etwas besser wäre als nichts, und daß wir das oder jenes thun könnten, aber jedenfalls eines von beiden thun müßten, und zwar schnell, da das Zögern nur die Schmerzen des Verwundeten verlängerte.

Es war das auch Yussuff-Bey's Meinung, und da sich keine Hand fand, die das Auge ablöste, so entschloß man sich zum Zweiten, zumal der Augapfel noch ziemlich unversehrt schien; davon abgesehen, daß ich mich an einen ähnlichen Fall in Moskau erinnerte, wo durch eine wütende Dogge dasselbe Unglück herbeigeführt wurde, das aber einen sehr günstigen Verlauf nahm.

Sobald man aber erst darüber einig war, gieng man sofort an die chirurgische Aufgabe, die Yussuff-Bey selbst übernahm. Das Auge wurde — so gut es gehen wollte und da Wasser nicht vorhanden war — mit Speichel gereinigt, und als es sich bei nochmaliger genauer Untersuchung vollkommen unbeschädigt erwies, in die Augenhöhle zurückgedrückt und verbunden.

Der ganze wundärztliche Akt war das Werk von höchstens zwei Minuten, und um das wunde Auge noch mehr gegen die Einwirkungen der strengen Luft zu schützen, wurde dasselbe noch mit Pelzlappen bedeckt, die von Abdurrahman in großer Anzahl herabhiengen.

Als endlich Bar-Akbar wieder auf den Beinen stand, mußte selbstverständlich sofort daran gedacht werden, denselben nach Hause zu befördern, und da Umras unterdessen die Pferde leicht wieder eingefangen hatte und am Platze wartete, fragte der Häuptling den Kranken, ob er würde reiten können.

Derselbe bejahte allerdings zur Freude aller Kameraden, und als er sein zweites, völlig gesundes Auge probierte und sich überzeugte, daß er damit vollkommen gut sehen konnte, verriet er, ungeachtet seiner großen Schmerzen, doch beinahe selbst etwas von Vergnügen. Allein als er das Roß besteigen wollte, stiegen doch Zweifel auf, ob er diesen Anstrengungen ausgesetzt werden sollte oder nicht, und man fand es doch ratsamer, ihn mit Abdurrahman auf unseren Schlitten nach Hause zu senden, während wir mit Yussuff-Bey die beiden freigewordenen Rosse besteigen wollten.

Einen Augenblick später trabte unser Gespann mit dem Patienten davon; allein kaum war der letztere seinen Kameraden aus den Augen gekommen, als auch die Traurigkeit schnell wieder vergessen wurde und jeder sich mit dem Unfall so gut wie möglich abzufinden suchte. Man gab zwar zu, daß Bar-Akbar von einem schweren Unglück betroffen worden war, daß ihm aber doch nichts begegnet sei, was nicht jedem anderen auch hätte widerfahren können.

Damit tröstete man sich leidlich gut, bis man sich zuletzt sagen mußte, daß Bar-Akbar eigentlich immer noch nicht schlecht weggekommen war, und daß es leicht noch viel schlimmer hätte ausfallen können. Nur der Häuptling konnte sich mit dieser Auffassung nicht ganz vertraut machen und war der Meinung, daß in diesem Falle kein Unglück so groß wäre, das nicht von einem noch größeren übertroffen werden könnte.

Ben-Hassan mußte das zwar zugeben, war aber doch der Ansicht, daß Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden könne, wogegen Iβan-Jul meinte, daß es jedenfalls immer noch besser sei, einäugig als mit gar keinem Auge umherzulaufen.

Das war schließlich die Ueberzeugung aller anderen, und Mehemed-Selim fand sogar, daß Bar-Akbar sehr froh sein müsse, wenn er nur ein Auge verloren habe, anstatt aufgefressen worden zu sein. Es sei einfach ein heißer Kampf gewesen, weiter nichts, und die Schmerzen würden überstanden werden, besonders wann der Häuptling dem Kranken Thee zu trinken gäbe und vielleicht noch einen Rubel mehr vom Beute-Anteil hinzufügte.

Yussuff-Bey fand das selbst beinahe heiter, erklärte sich aber gern damit einverstanden, womit der tragische Fall so gut wie erledigt war, so daß wir nun selbst daran denken konnten, unsere Rückreise anzutreten.

Während Umras die Pferde herbeiholte, wurden nun rasch die beiden Bären zusammengetragen und mit grünen Tannenbrüchen bedeckt, was in wenigen Minuten geschehen war, und da die Beute des Tages an der Stelle zurückblieb, bis sie von einem Schlitten aus dem A-ul eingeholt werden konnte, so wurden sofort die Pferde bestiegen, um so schleunig wie möglich dem vorausgegangenen Schlitten zu folgen. Von einer Betrübnis war auf der Rückkehr auch nicht mehr eine Spur zu entdecken, sondern die Freude über die reiche Jagdbeute des Tages überwog das Unglück eines einzelnen Menschen und machte den Heimzug eher noch fröhlicher wie den Auszug. Kaum merkte man etwas von der Schnelligkeit, mit welcher der Zug dahin jagte, und als der Gebetverkünder vom Minaret des Bethauses zur Abendandacht rief, hatten wir bereits das A-ul erreicht, wo schon wieder der Samowar brodelte.

Sofort wurde ein neuer Schlitten bespannt und abgesandt, der die beiden Bären heimholen sollte, und noch war es lichte Abenddämmerung, als fröhlicher Lärm auf dem Gehöfte des Häuptlings verkündigte, daß man bereits mit der Beute angelangt war.

Wir verließen augenblicklich unsere Theemaschine und eilten hinaus, wo die sämtlichen Schützen damit beschäftigt waren, die abgeladenen und auf den Schnee gelegten Bären zu bewundern. Nur einer fehlte, und zwar Bar-Akbar, den die Schmerzen hinderten, an dem freudigen Ereignis teilzunehmen, und der vorläufig in einem Behältnis des Häuptlings untergebracht und in Pflege genommen worden war, bis man überlegt haben würde, was eigentlich gethan werden sollte.

Digitized by Google

Dagegen übertraf Abdurrahman an Fröhlichkeit alle seine Kameraden, und war weit entfernt, sich über die bedeutenden Defekte zu beklagen, die sein aus Flicken und Lappen bestehender Pelz davon getragen hatte. Selbstverständlich konnte er denselben auch nicht wechseln, weil er ein anderes Kleidungsstück nicht mehr besaß, und ebenso wenig dachte er daran, auf die Ausbesserung viel Mühe zu verwenden. In seiner glücklichen Stimmung ging er sogar so weit, mir außerordentlich freigebig den jungen Bären unter dem Vorgeben zu widmen, daß ich denselben wohl verdient hätte, und während er das Tier von allen Seiten befühlte und untersuchte, sagte er: „Herr, möge Dich seine Haut ebenso wärmen, wie er mich lebendig in Schweiß gebracht hat!“

Yussuff-Bey war übrigens ganz damit einverstanden, und fand es sogar in der Ordnung, daß ich meinen Beuteanteil vorwegnähme, da mir der junge Bär von Rechts wegen gehöre; außerdem konnte er nicht umhin, anzuerkennen, daß mein Gewehr die übrigen übertroffen habe.

Was die Haut betraf, so nahm ich dieselbe gern an, verzichtete jedoch auf alle anderen Vorteile, wie z. B. auf das Wildpret, was man mit Vergnügen einging. Hierauf sprach der Häuptling mit seinen Leuten in ihrer Mundart, wie es schien über den Beuteanteil, der den Schützen vom großen Bären zufallen sollte, und da es mir vorkam, als ob die Verhandlung nicht allerseits befriedigte, erkundigte ich mich nach dem Preis des großen Tieres.

Yussuff-Bey schien meine Absicht zu erraten, sagte aber doch: „Wir haben ihn mit Haut und Fleisch auf achtzehn Rubel abgeschätzt, wenn Du es gerade wissen willst.“

„So! Und wie viel würde das Fleisch wert sein?“

„Ungefähr die Hälfte! Aber weshalb, Herr?“

Ich erwiderte, daß mir die Haut gefiele und ich zehn Rubel dafür geben würde, wenn sie verkäuflich wäre, worauf alle sehr befriedigt eingingen und nun augenblicklich dazu schritten, beide Bären ihrer Haut zu berauben.

In weniger als fünfzehn Minuten war dies nicht nur geschehen, sondern auch die Tiere zerlegt, so daß die Teilung jetzt keine Schwierigkeiten mehr verursachte. Yussuff-Bey dagegen übernahm die Häute, die er mir am nächsten Tage entweder übersenden oder selbst überbringen wollte, und vier Wochen später lag die größere Haut, die ihres borstigen Haares wegen zum Pelz nicht geeignet war, als Fußdecke in meinem Arbeitskabinet, das zur guten Hälfte damit ausgefüllt wurde, während die kleinere Haut gerade zu einem kurzen Reit- oder Gehpelz ausreichte, dem erst in ganz letzter Zeit die Motten leider den Untergang bereiteten, nachdem er mir nach Abdurrahman's Wunsch wirklich die guten Dienste geleistet hatte und oft bei Frost und Kälte auf meinen Reisen im strengen Norden ein angenehmer und wärmender Begleiter gewesen ist.

Von Bar-Akbar bleibt nur noch zu sagen, daß er nach Verabredung nicht nur einen Rubel über seinen Beuteanteil als Schmerzensgeld erhielt, sondern auch so viel Thee trinken durfte, als er wollte, was nicht wenig betrug; allein das war auch alles, und zum Glück war der Aermste über diese Auszeichnung auch geradezu gerührt. Sobald die erste Aufregung und der größte Schmerz vorüber war, wurde selbstverständlich auch an ärztliche Hülfe nicht mehr gedacht, die übrigens aus der beinahe dreißig Meilen entfernten Gouvernementsstadt nicht so leicht zu haben war. Auch der Kranke sah zuletzt recht gut ein, daß er sehr glücklich mit dem Verlust des einen Auges weggekommen sei, so daß er sich keineswegs vernachlässigt fühlte, wenn weiter nichts geschah.

Das wunde Auge verwuchs sehr bald wieder, und trotzdem es sehr mangelhaft eingepaßt worden war, behauptete Bar-Akbar doch, daß er noch einen Lichtschimmer mit demselben wahrnähme; allein von einem wirklichen Sehen konnte selbstverständlich nicht die Rede sein. Dennoch bemerkte man nicht, daß sich der Mann darüber grämte, sondern im Gegenteil erinnerte er sich noch später mit Stolz an jene verhängnisvolle Bärenjagd und erzählte mit vielem Vergnügen davon.

Da Bar-Akbar sogar in der Folge längere Zeit in meine Dienste trat und mich öfters auf die Enten- und Birkhühnerjagd begleitete, so hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, daß er mit einem Auge noch besser sah, wie die meisten Menschen mit zweien, und manchmal konnte man wirklich im Zweifel sein, ob er den Vogel thatsächlich sah oder sich denselben nur dachte. Sein erstaunlich scharfes Gesicht war daher auch der Grund, daß mir seine Begleitung viel angenehmer war, wie die eines vierfüßigen Gehilfen.

Selbst die Bärenjagden waren ihm keineswegs verleidet worden, sondern mit bewundernswürdiger Leichtfertigkeit setzte er noch sehr häufig auch sein zweites Auge der Gefahr aus, wenn es galt, einem verwundeten Bären den Leib aufzuschlitzen oder demselben das Herz zu öffnen und wenn der Jagdruf „Ussa Medwjedi!“ ertönte, war Bar-Akbar auch in der Folge immer noch einer der ersten, die dabei zu sein pflegten.

---

## Die „Erdgeschichte“ von Professor Dr. Melchior Neumayr.

So hoch auch die Flut der litterarischen Produktion unserer Tage geht, so begegnet uns doch gegenwärtig nur selten eines jener hervorragenden, eminent praktischen und gediegenen Bücher, in welchen wir eigentliche Meilensteine auf der Entwickelungsbahn der gesamten Wissenschaft erkennen. Ein derartiges seltenes Werk aber ist die soeben erst mit ihrem zweiten Bande vollendete „Erdgeschichte“ des rühmlichst bekannten Wiener Geologen und Paläontologen Professors Dr. Melchior Neumayr, die

Digitized by Google

einen der integrierenden Teile der von dem berühmten Bibliographischen Institut in Leipzig herausgegebenen großen „Naturkunde“ bildet.[1] Es hat unserer Litteratur seither entschieden an einem größeren Werke gefehlt, das uns die Gesamtheit des zu einem gewaltigen Umfang angeschwollenen geologischen Wissens in einer klaren, jedem Gebildeten verständlichen und doch zugleich anziehenden Form darzubieten verstand, und diese nicht leichte Aufgabe hat Herr Professor Neumayr auf eine geniale Weise in dem vorliegenden Werke gelöst, das in seiner innigen Verbindung von Wort und Bild, in seiner reichen Illustration durch die Munifizenz der Verlagshandlung, zu einem Prachtwerke in vollstem Sinne des Wortes geworden ist.

Die „Erdgeschichte“, wie sie uns im vorliegenden Werke dargelegt wird, ist gewissermaßen die Grundlage unseres ganzen naturwissenschaftlichen Wissens, denn auf ihr baut sich die unorganische Welt und alles organische Leben auf, und sie ist die unerläßliche Basis aller Geographie; dies spricht genugsam für die hohe Bedeutung des vorliegenden Buches an sich, für die Wichtigkeit des Stoffes, dessen Bearbeitung wohl kaum einer glücklicheren und sichereren Hand als derjenigen unseres Wiener Professors anvertraut werden konnte, da nicht nur der dem Ganzen zu Grunde liegende Plan und die Einteilung höchst gelungen und zweckmäßig sind, sondern auch das gewaltige und mit großer Umsicht, Sachkenntnis und Fleiß gesammelte Material nicht blos aneinandergereiht, sondern gewissenhaft und vorzüglich verarbeitet ist und die Darstellung eine mustergültig gemeinfaßliche ist.

Was den Inhalt und die Einteilung des Stoffes anlangt, so behandelt der erste Band von 670 Seiten groß Lexikonoktav schönen und ökonomischen Druckes (Format und Schrift von Brehm's „Tierleben“) die allgemeine Geologie. Nach einer Einleitung in die Geschichte und Grundbegriffe der Geologie legt der Verfasser uns zunächst die physikalische Geologie dar, nämlich die Erde im Weltraum, in ihrem Verhältnis zum Fixsternhimmel, Planetensystem, zur Spektralanalyse, zu Sonne, Mond und Gestirnen, die Vergangenheit und Zukunft der Erde, die Meteoriten und ihre Zusammensetzung; dann die physische Beschaffenheit der Erde nach Gestalt, Größe, Gewicht der Erde, Temperatur ihres Innern und Dicke der Erdkruste. Sodann führt er uns ein in die dynamische Geologie durch eingehende, reich illustrierte Schilderung des Wesens der Vulkane und Erdbeben, der Gebirgsbildung, der Wirkung von Wasser und Luft in der Konfiguration der Erdoberfläche, und erörtert dann die Gesteinsbildung nach Schicht- und Massengesteinen, krystallinischen Schiefern u. dergl. Dieser Band gewinnt durch seine Illustration mittelst 334 Abbildungen im Text, 15 Aquarelltafeln und 2 Karten eine Lehrhaftigkeit und Anschaulichkeit, welche beinahe alle anderen verwandten Bücher übertrifft und nichts zu wünschen übrig läßt.

Noch reicher und lehrreicher gestaltet sich der zweite Band, welcher auf 892 Seiten die beschreibende Geologie behandelt und in drei Hauptabschnitte zerfällt. Im ersten derselben, der historischen Geologie, werden uns nach der orientierenden Einleitung über geologische Altersbestimmung und Formationen, über die paläontologische Methode der Altersbestimmung, die Fossilreste, die physische Geographie früherer Perioden und die Feldgeologie, geschildert: die älteren paläozoischen Ablagerungen (Grauwacken- oder Uebergangsgebirge); die jüngeren paläozoischen Bildungen (Kohlen- und Perm-Formation); die Triasformation; die Jura-, die Kreide- und die Tertiärformation und das Diluvium. Im zweiten Abschnitt: der topographischen Geologie, werden die Gebirge der Erde nach den Weltteilen in einer übersichtlichen und deutlich erklärenden Weise geschildert. Den dritten Abschnitt bildet eine vorzügliche übersichtliche Darstellung der nutzbaren Mineralien, der Salze und Solen, der brennbaren Materialen, der metallischen Mineralien (Erze), der Steine und Erden, der edleren Gesteine ꝛc., von Dr. Victor Uhlig — eine Darstellung, die sich in Geist und Form möglichst derjenigen des Herrn Professors Neumayr anschließt. Die prachtvolle Illustration des zweiten Bandes besteht in 581 Abbildungen im Text (worunter viele Seitenbilder), in 12 Aquarelltafeln und 2 Karten. Jedem der beiden Bände ist ein sehr ausführliches alphabetisches Register beigegeben.

Die formell vollendete, geistvolle und gewissenhafte Behandlung des überreichen Stoffes nimmt besondere Rücksicht auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens und setzt keine vorhandenen gründlicheren naturwissenschaftlichen Kenntnisse voraus; hierin und in der gelungenen Darstellung des dermaligen Höhenpunktes und der höchsten Entwickelung unseres gesamten geologischen Wissens sehen wir ein Hauptverdienst dieser vorzüglichen Erdgeschichte, deren Inhalt heutzutage keinem unserer wirklich Gebildeten mehr fremd sein darf, weil dasselbe in alle unsere heutigen

[1] Von diesem nach Anlage und Ausführung ebenso gemeinnützigen wie gelungenen Gesamtwerke, welches das gesamte naturwissenschaftliche Wissen der Gegenwart auf dem heutigen Höhenpunkt dem gebildeten Leserkreise in praktischen Handbüchern zu vermitteln bestimmt ist, sind außer den beiden oben erwähnten Bänden bis jetzt erschienen: „Der Mensch“ von Professor Dr. Johannes Ranke, 2 Bände, und von Prof. Dr. Ratzel's „Völkerkunde“ die beiden ersten Teile (der dritte erscheint zu Anfang des Jahres 1888). Wir heben dies ganz besonders hervor zum Beweise, daß es sich hier nicht um eine buchhändlerische Belletität oder ephemere Erscheinung, sondern um ein hoch wertvolles wissenschaftliches Unternehmen handelt, welches seit langer Zeit vollkommen sorgfältig und umsichtig vorbereitet worden ist und bei welchem Verleger und Verfasser ihre ganze Kraft und Ehre eingesetzt haben, um ein zeitgemäßes Sammelwerk zu liefern, wie es in keiner anderen modernen Litteratur existiert oder auch kaum möglich ist und welches in der Hand keines wirklich Gebildeten fehlen sollte, wie das berühmte „Tierleben“ von Brehm, an das alle diese genannten Werke sich ergänzend anschließen.

Digitized by Google

Lebens- und Wissensverhältnisse so tief eingreift. Neumayr's Erdgeschichte erweitert und vertieft unser theoretisches Wissen und lehrt uns aus demselben den vielfachsten Nutzen für das praktische Leben ziehen. Die glänzenden Vorzüge des Werkes und namentlich sein reicher praktischer Gehalt bei so edler vornehmer Form und so glänzender gediegener Ausstattung treten aber zumeist erst dann mit voller Deutlichkeit uns vor Augen, wenn wir das Buch mit anderen geologischen Werken der Neuzeit vergleichen, welche es weit überflügelt hat und vor denen es in seiner wirklich edel-populären Tendenz und brillanten Darstellung unverkennbare Vorzüge besitzt.

Da die Geologie unbestreitbar eine der wichtigsten Hülfswissenschaften der Geographie in der neueren Auffassung von deren Zweck und Inhalt ist, so schuldet eine Zeitschrift wie die unserige dem vorliegenden Werke des Professors Neumayr eine ganz besondere Beachtung und Würdigung. Wir stehen daher auch nicht an, allen denjenigen, welche sich geographischen Studien hingeben, diese Erdgeschichte angelegentlichst als dasjenige Werk zu empfehlen, worin sie alles für ihr Studium Notwendige und Nützliche in der faßlichsten und erschöpfendsten Darstellung finden und das sie jederzeit als Nachschlagewerk benützen können.

Neumayr's „Erdgeschichte" bildet einen der wertvollsten Teile des großen naturwissenschaftlichen Sammelwerkes, zu welchem es gehört. Wenn nun noch, wie zu erwarten steht, das Pflanzenleben einen ebenso genialen und anziehenden Darsteller findet, wie das Tierleben ihn in dem verstorbenen Alfred Brehm gefunden hat, und wenn Ratzel's Völkerkunde mit dem bevorstehenden dritten Bande vollendet sein wird, so haben wir Deutsche in dieser „Naturkunde" des Bibliographischen Instituts einen Hausschatz des naturwissenschaftlichen Wissens, ein klassisches Sammelwerk von monographischen Arbeiten, wie ihn kein anderes Kulturvolk mehr besitzt — ein wirkliches ehrenvolles Denkmal deutscher Wissenschaft und deutschen Buchhandels. Möge dies besonders auch von Seiten der wirklich Gebildeten, zu welchen ja vorzugsweise der Leserkreis unseres Blattes gehört, beachtet und beherzigt werden; möge die nahe Festzeit unseren Lesern Gelegenheit geben, die Bände dieses vortrefflichen Sammelwerkes sich und den Ihrigen als Bereicherung ihrer Hausbibliothek durch wirkliche Hausbücher von bleibendem Werte unter den Weihnachtsbaum zu legen!

---

## Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen.

Von Dr. med. H. Obst, Leipzig.

Als vor nunmehr vierzig Jahren Nabert in seiner Schrift „Ueber Sprachgrenzen" und mehr als zwanzig Jahre später Richard Böckh in seinem 1869 erschienenen Werke: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten", die deutsch-französischen Sprachgrenzen zum Gegenstand statistischer Untersuchungen gemacht hatten, hatte dies lediglich eine wissenschaftliche Bedeutung. Die denkwürdigen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 haben aber diesen Bestrebungen auch einen neuen, praktischen Wert beigelegt, der heutzutage ganz besonders schwer in die Wagschale fällt und für die in den wiedergewonnenen Reichslanden zu befolgende Sprachpolitik von der größten Wichtigkeit ist. Gründliche statistische Untersuchungen in Bezug auf die heutigen Sprachverhältnisse in Elsaß-Lothringen, verbunden mit historischen Erörterungen, mit Nachforschungen über die Wandlungen, denen die Sprachgrenze in den bezeichneten Gebieten im Laufe der Zeit unterworfen gewesen ist, und über die Kräfte, welche dabei mitgewirkt haben, dürften am besten uns die Wege weisen, welche zur Lösung der deutschen Frage in den Reichslanden führen.

Ein überhaupt und im gegenwärtigen Augenblick ganz besonders löbliches Unternehmen der Verlagsbuchhandlung von Heitz u. Mündel in Straßburg ist es, unter dem Titel: „Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen" in zwangloser Folge Abhandlungen und Mitteilungen erscheinen zu lassen aus dem Gebiete der Geschichte und Litteraturgeschichte von Elsaß-Lothringen, Beiträge zur Kunde der natürlichen geographischen Beschaffenheit des Landes, seiner Bevölkerung und seiner Bevölkerungsverhältnisse in der Gegenwart und in der Vergangenheit, seiner Altertümer, seiner Künste und kunstgewerblichen Erzeugnisse. Daneben sollen auch selten gewordene litterarische Denkmäler durch Neudruck allgemeiner zugänglich gemacht und weiteren Kreisen vermittelt werden. Ein ganz besonderes Interesse dürften aber die Veröffentlichungen von Erhebungen über Volksart und Volksleben, über Sitte und Brauch der Stände, über Aberglauben und Ueberlieferungen, über Singen und Sagen der Landesgenossen deutscher und romanischer Zunge gewähren und die Teilnahme an Land und Leuten Elsaß-Lothringens nicht wenig fördern helfen.

Eröffnet wird das in wissenschaftlicher wie in praktischer und ganz besonders auch in patriotischer Beziehung belangreiche und rühmenswerte Unternehmen durch eine Abhandlung über „Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen von Constant This", worin sehr fleißige Untersuchungen über die Sprachverhältnisse Lothringens niedergelegt sind, die gerade im gegenwärtigen Augenblick von der größten aktuellen Bedeutung sein dürften, indem sie wichtige Fingerzeige zur Ueberwindung des Widerstandes geben, welche den deutschen Bestrebungen in dem Reichslande in den Weg gelegt werden. Wie kaum ein anderer war der Verfasser für eine solche Arbeit geradezu berufen, indem ihm als Sohn des Landes die Befähigung gleichsam angeboren ist. Von Jugend auf unter Lothringern aufgewachsen, hat er sich ein schärferes Auge, ein feineres Gehör und ein richtigeres Verständnis für alle Verhält-

Digitized by Google

nisse anzueignen vermocht, als dies auch durch das fleißigste Studium für einen im Lande Fremden möglich ist. Die Ergebnisse, welche This uns vorführt, beruhen auf Beobachtungen, Erkundigungen und Forschungen, welche er an Ort und Stelle gesammelt hat, indem er, von Ort zu Ort wandernd, alles, was sich ihm für den zu verfolgenden Zweck als von Wichtigkeit erwies, aufzeichnete. Im August und September vorigen Jahres ist die Reise unternommen worden, die dabei gewonnenen Ergebnisse über die sprachlichen Verhältnisse in Lothringen sind dadurch von ganz besonderem Wert, daß sie auf dem Boden, wo deutsche und französische Rede sich berühren, durch unmittelbare Anschauung und durch vorurteilsfreie Beobachtung gewonnen worden sind.

Bei der Bestimmung der Sprachgrenze leitete den Verfasser die Frage: „Wie weit wird französisches Patois in der Familie gesprochen?“ Er ist der gewiß ganz richtigen Ansicht, daß, wenn sich ein Ort in der Nähe der Sprachgrenze befindet, in welchem kein Dialekt, sondern nur eine Art Schriftfranzösisch gesprochen wird, besonders die Schule, die Kirche und der Verkehr diesen Zustand herbeigeführt haben. Wir haben es hier nicht mit einem natürlichen, sondern durch das französische Regiment künstlich erzeugten zu thun. Es zeigt sich, daß solche Ortschaften alle im Keime deutsch sind, denn wo die Schule, die Kirche und der Verkehr auf das Patois der ganz französischen Orte eingewirkt haben, da haben sie, und wenn die Wirkung des Schriftfranzösischen noch so mächtig gewesen ist, doch das Patois nicht ganz verdrängen können. Die Sprachgrenze wird also im allgemeinen durch die Ausdehnung des französischen Patois in Lothringen bestimmt. This hat dieselbe gleichsam Schritt für Schritt abpatrouilliert und die Ergebnisse in einer sehr instruktiven Karte vor Augen geführt, nachdem er für die einzelnen an der Sprachgrenze gelegenen Orte die Sprachverhältnisse festgesetzt hatte. Nach seinen Beobachtungen wird die natürliche Sprachgrenze in Lothringen durch Gebirge und Höhen, große Wälder und Weiher gebildet, wozu noch der frühere Mangel an Verkehrswegen hinzutritt. Wasserläufe bilden in Lothringen keine eigentliche Sprachscheide. Diese Grenzen sind besonders scharf im südöstlichen Teile des Landes, wo außerdem zur französischen Zeit das „génie militaire“ soviel wie möglich bequeme Verkehrswege beschränkt hat, um einen direkten Anmarsch nach Metz zu verhindern. Noch jetzt gibt es französische und deutsche Ortschaften, welche durch bequeme direkte Wege nicht verbunden sind. Gebirge bilden eine scharfe Sprachgrenze in den Vogesen und ihren Ausläufern, und zwar derart, daß in Ortschaften, die kaum drei Kilometer von einer deutschsprechenden Ortschaft entfernt sind, nur französisches Patois gesprochen wird. In den Kantonen Saarburg, Finstingen und Dieuze sind zusammenhängende Wälder und in denselben gelegene große Weiher, welche eine strenge Sprachscheide bilden. Hier gerade ist die natürliche Sprachgrenze so scharf, daß die auf der einen Seite gelegenen Ortschaften gar nicht oder nur kaum Namen der auf der anderen Seite gelegenen Ortschaften kennen. Auch in anderen Teilen von Lothringen sind es von Waldungen bedeckte Höhen, welche die Sprachscheide herbeigeführt haben; hinter diesen Höhen liegen die Ortschaften in Thalsenkungen verborgen. Wo diese natürlichen Verkehrshemmungen nicht sind und wo außerdem die Anlegung von bequemen Verkehrswegen nicht beschränkt war, da findet man zumeist eine mehr oder weniger gemischte Bevölkerung. Endlich haben auch die Erzgruben und Hochöfen eine sprachlich gemischte Bevölkerung herbeigeführt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die Sprachgrenze von Ort zu Ort verfolgen, die vorwiegend deutschen, vorwiegend französischen und gemischt sprachlichen Ortschaften aufzählen. Die beste Anschauung der Verhältnisse gewährt ein Blick auf die von This entworfene Karte. Die deutsche Linie verläuft hier, im Nordwesten bei Nadingen beginnend, in südöstlicher Richtung bis nach Donon, während die französische Linie bei Deutsch-Oth beginnt und, ebenfalls in südöstlicher Richtung verlaufend, bei St. Quirin endet.

Vergleicht man die von This angegebene Sprachgrenze mit der von Nabert, so zeigen sich zum Teil große Unterschiede, dagegen wenn man jene Ergebnisse mit den Feststellungen des statistischen Bureau's des Kaiserlichen Ministeriums für Elsaß-Lothringen, beziehungsweise mit den 1872 durch die Behörden veranstalteten Ermittelungen, vergleicht, so weichen sie im ganzen nicht erheblich von einander ab, da die Hauptfülle gemischte Ortschaften und deren Beziehungen als vorwiegend deutsch oder französisch betrifft. In den Abweichungen drücken sich vielfach die Ergebnisse von Wanderbewegungen jüngsten Datums aus.

An die Feststellung der Sprachgrenze reiht sich nun die Frage, ob einerseits das gesprochene Deutsch und andererseits das gesprochene Französisch einheitlich sind. This beantwortet dieselbe dahin, indem er sagt: „In Bezug auf das in Lothringen gesprochene Deutsch lassen sich drei Hauptgruppen unterscheiden, natürlich nur insoweit als sie sich längs der Sprachgrenze haben beobachten lassen. Diese drei Hauptgruppen sind das Elsässer, das Saargemündner und das Luxemburger Deutsch. Zwischen dem Saargemündner und dem Luxemburger Deutsch besteht noch als verbindendes Glied eine Abart, das sogen. Bolcher Deutsch. Das gesprochene Idiom ist in den Grenzortschaften mehr oder weniger unrein. Unrein ist es insofern als das Schriftfranzösisch durch Schule und Kirche ein großes Kontingent Wörter geliefert und dadurch deutsche Bezeichnungen verdrängt hat. Diese französischen Lehnwörter sind dem gesprochenen Idiom mehr oder weniger angeglichen worden. In mehreren Ortschaften sind auch französische Patoisausdrücke aufgenommen worden, ja in einzelnen Grenzorten ist infolge des Verkehrs mit französischen Ortschaften sogar der gesprochene Dialekt so arg

Digitized by Google

mitgenommen worden, daß solche Orte ein Gegenstand des Spottes für die deutschen Nachbarorte geworden sind. So weiß man in Einschweiler, Kreis Forbach, Kanton Großtännchen, den deutschen Artikel nicht mehr richtig zu gebrauchen, indem daselbst vor Wörtern männlichen Geschlechts meist der weibliche Artikel gesetzt wird."

Das französische Patois läßt sich dagegen nach This' Untersuchungen nicht in so feste abgegrenzte Gruppen einteilen, wie wir es eben vom Deutschen mitgeteilt haben. Anfangs- und Endpunkte gewisser Haupteigentümlichkeiten fallen meist nicht zusammen. Es ist ein deutlicheres Ineinandergreifen wahrzunehmen.

Sehr wichtige Schlußfolgerungen sind es, die man aus den von This gefundenen Thatsachen ziehen kann, namentlich wenn man dieselben mit den von Nabert gegen Ende der vierziger Jahre gewonnenen Ergebnissen vergleicht. Man ersieht daraus, mit welchem Hochdruck die französische Verwaltung unter dem Kaiserreich gearbeitet hat, die Provinz französisch zu machen, und welche Erfolge sie erzielt hat. Höchst lehrreich sind die Wandlungen, und sehr zu wünschen wäre es, daß die maßgebenden Kreise, denen die Verwaltung Elsaß-Lothringens obliegt, die genaueren Ergebnisse beherzigten und für die zu befolgende Sprachpolitik zu Nutzen machten.

---

## Geographische Neuigkeiten.

Tucopia. Fern im westlichen Stillen Ozean, in 12° 21′ s. Br. und 168° 40′ ö. L. von Gr., liegt das einsame kleine Eiland Tucopia, welches 5 e. Mln. im Umfang haben mag und sich in Gestalt eines rauhen, zerrissenen, zusammengepreßten Kegels zu einer Höhe von nahezu 3000 Fuß erhebt. Es ist bis zur höchsten Spitze dicht mit tropischem Wald und Pflanzenwuchs bedeckt, unter welchem man vom Meere aus gelegentliche Gruppen von Brotfruchtbäumen und Cocospalmen bemerken kann. Auf der Südwestseite springt vom Fuße des Berges eine niedere sandige Strandfläche vor, die mit Palmen bedeckt ist und der Mittelpunkt der Bevölkerung zu sein scheint und vor welcher sich auch der einzige Ankergrund befindet, welchen die Insel darbietet. Tucopia ward von dem spanischen Seefahrer Queiros entdeckt und später von dem britischen Kapitän Edwards in dem Kriegsschiff „Pandora" besucht, welches von England ausgeschickt worden war, um die Meuterer der „Bounty" aufzusuchen. Die Eingeborenen der kleinen Insel werden als die physisch schönste Rasse im westlichen Stillen Ozean geschildert; sie haben eine helle Kupferfarbe und die meisten von ihnen regelmäßige und höchst intelligente Züge, ohne die geringste Spur von papuanischem Blut. Nur wenige von ihnen werden weniger als sechs Fuß hoch sein und sind im selben Maßstabe korpulent. Das Haar, welches sie sehr lang tragen, hat durch die beständige Anwendung von gebranntem Kalk eine rötliche Farbe angenommen. Sie sind an Brust, Schenkeln und Armen tätowiert mit rohen Zeichnungen von Fischen und anderen Geschöpfen. Wie die Malayen, kauen sie Betelnüsse, was den Lippen eine hellrote Farbe und den Zähnen einen dem schwarzen Marmor ähnlichen Schmelz verleiht. Sie glauben an einen guten und einen bösen Geist und haben gleich den Eingeborenen von Rotumah einen Kultus der Vorfahren. Ihre Sitten, Bräuche und Traditionen, sowie der Bau ihrer Sprache deuten unverkennbar auf einen gemeinsamen Ursprung mit den Samoanern des östlichen Polynesiens hin. (Kapitän John Mackay, in Proceedings and Transactions of the Queensland Branch of Royal Geographical Society of Australasia, Vol. II. 1886—87.)

* Neu-Guinea. Die Herren Black und Co. von Mackay, Queensland, haben die Schilderung einer wichtigen Binnenlandreise veröffentlicht, welche einen praktikablen Weg quer über die Halbinsel des südöstlichen Guinea nachzuweisen scheint, welchen Dr. Clarkson und Mr. Hunter im Juli und August 1886 zurückgelegt haben. Anstatt, wie Mr. H. O. Forbes, den Versuch zu machen, das Owen-Stanley-Gebirge durch Uebersteigung der schwierigen Astrolabe-Bergkette zu erreichen, landete Dr. Clarkson in Kappa-Kappa, 30 Mln. südlich vom Port Moresby, umging diese Bergkette an ihrem südlichsten Ende, wo ein ausgedehnter Strich schönen, ebenen, fruchtbaren Landes zwischen dem Ende der Astrolabe- und den vorspringenden Ausläufern der Macgillivray-Bergkette liegt. Ueber diesen Landstrich hinauf, welcher das Thal des Kemp-Welsh-Flusses bildet, suchte die Expedition ihren Weg, immer den Mount Obree vor sich. Man kam nur langsam vorwärts wegen des fortdauernden Kriegszustandes, worin die eingeborenen Stämme untereinander leben, und die Reisegesellschaft mußte trotz ihrer geduldigen Diplomatie umkehren, als sie bis auf zwei Tagereisen den Seen nahe gekommen war, welche, den Angaben der Eingeborenen zufolge, am Fuße des Owen-Stanley-Gebirges liegen und von wo aus nach ihrer weiteren Behauptung ein gangbarer Weg über die Berge nach der Nordküste hinüberführe. Man bemerkte eine große Aehnlichkeit zwischen den verpalissadierten Städten im Innern und denjenigen des Berglandes von Fidschi (Tholo), und auch im Aussehen und der Sprache der beiderseitigen Bevölkerungen schien sich eine gewisse Gemeinsamkeit geltend zu machen. Die Rückreise auf Flößen den Kemp-Welsh-Fluß hinab ward rasch und leicht zurückgelegt. Dem Tagebuch des Mr. Hunter sind die nachfolgenden Einzelheiten entnommen, welche sich offenbar auf einen Teil der vorerwähnten Reise beziehen: „Das Land besteht von der Küste aus bis zur Linie der Garier-Hügel aus Strecken dichten Buschwaldes und offener Grasflächen. Die genannten Hügel ziehen sich etwas nach Nordwest und sind in vielen Teilen bis zu den Gipfeln dicht mit Graswuchs

Digitized by Google

bedeckt; auf den Gipfeln der Hügel liegen sechs von den hauptsächlichsten und wehrhaftesten Dörfern des (Garier-) Stammes, deren Bewohner Zuckerrohr, Bananen, Yams und Taro bauen. Ihre Dörfer liegen auf den höchsten und felsigsten Spitzen der Hügel. Da die Garier ein kräftiger kriegerischer Stamm sind und zwischen zwei- und dreitausend waffenfähige Männer zählen, so errichten sie sich ihre Wohnungen nicht auf Bäumen, wie viele andere schwächere Stämme thun. Sie sind hochgewachsene starke Leute von dunklerer Hautfarbe und gröberen Zügen als die Stämme an der Küste. Die Häuser sind kleiner als die im Flachlande üblichen, weil das Baumaterial schwieriger zu beschaffen ist. Die Gärten und Kostäcker liegen zwischen dem Buschwalde an den Berghängen. Große Mengen von Schweinen laufen in den Dörfern und in deren Umgebung herum und folgen ihren Besitzern nach den Gärten und Aeckern. Die Eingeborenen begraben ihre Toten nicht nach Art der Küstenstämme, sondern wenn einer stirbt, so errichten die Verwandten ein Gerüst an der Langseite des Hauses, legen die Leiche auf dasselbe und lassen sie der Luft ausgesetzt bis sie verfault, wobei sie ihre hölzernen Geschirre daruntersetzen, um alles aufzufangen, was von dem Körper herabläuft. Dies vermischen sie dann mit Yamswurzeln und verzehren es. Wenn ein Häuptling stirbt, so verlassen die Eingeborenen das Dorf und leben eine Zeit lang im Busch. Sie glauben nicht, daß ein Mensch eines natürlichen Todes sterbe, sondern sind der Ansicht, er sei durch den „Teufel" irgend eines benachbarten Stammes getötet worden, und erschlagen sehr oft irgend einen anderen Mann, den sie für die Ursache seines Todes halten. Die Eingeborenen eines Dorfes (Sarowah) in derselben Gegend, welche aber eine von denjenigen des Garierstammes verschiedene Sprache sprechen, trocknen ihre Toten an der Sonne und verstecken sie dann im Busch, wo sie dieselben in die Rinde eines Palmbaumes eingebunden aufhängen. Ziemlich entfernt vom Küstengebirge und rechts nach den Ufern des Kemp-Welsh hin ist die Gegend flach und offen, mit reichem Graswuchs und bewässert von Flüßchen, die sich in den Kemp-Welsh ergießen; auch Striche von Buschwald und kahle Hügel sind hier zerstreut bis an die Abhänge der Höhen auf der Nordwestseite. Eine Strecke weiter oben ergießt sich ein Flüßchen, Tahoro genannt, in den Kemp-Welsh, nachdem der Unterlauf desselben eine Strecke weit dem linken Arm des Hauptflusses entlang geströmt ist. Zwischen den beiden, gerade oberhalb der Quelle des Tahoro, steht das gleichnamige Dorf, in einer Höhe von etwa 2000 Fuß auf dem Gipfel eines steilen Grashügel horstend. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Kemp-Welsh erhebt sich ein anderer Berg (Mount Douglas) beinahe 3000 Fuß hoch und bis zum Gipfel mit dichtem Buschholz bedeckt. Nach Südwesten hin zeigen sich Reihen von grasigen Hügeln und flußabwärts offenes Land, während die Bodenfläche stromaufwärts rauher wird und in eine hohe Bergregion übergeht. Gegenüber vom Mount Douglas war der Fluß etwa hundert Yards breit und vier Fuß tief. In diesem Teil zeigte der Barometer von 28.50 bis zu 30.20. Etwa 12 e. Mln. weiter hinauf beschreibt der Kemp-Welsh, der durchaus einen sehr gewundenen Lauf hat, eine große Krümmung und fließt über ein eingeschnittenes steiniges Bett zwischen einer Kette hochgipfeliger Berge auf der Ostseite und einer parallel mit dem Flusse laufenden hohen Kette an der Nordseite. Ungefähr eine Meile weiter aufwärts treten die Berge dicht an den Wasserrand heran, fallen steil ab und sind nur mit Graswuchs bedeckt. Hier scheint die östliche Bergkette zu endigen, denn das Land darüber hinaus ist ganz eben bis zum Fuß der großen Bergkette, deren hervorragende Gipfel Mount Obree und Mount Brown sind. Im allgemeinen zeigten die Eingeborenen in allen dem Lauf des Kemp-Welsh entlang gelegenen Dörfern, welche Mr. Hunter besuchte, ein scheues, furchtsames Gebahren und flüchteten sogar bei seiner Annäherung, um sich zu verbergen. (Im Auszug aus den Proceedings and Transactions of the Queensland Branch of Royal Geographical Society of Australasia, 1886—87.)

---

## Litteratur.

* *Saint-Martin*, Vivien de, et *Rousselet*, Louis: Nouveau Dictionnaire de Géographie Universelle, contenant la géographie physique, politique et économique, l'éthnologie, la géographie historique et la bibliographie. Tome troisième. (K—M). Paris, Librairie Hachette & Comp., 1887. — Das vorgenannte, auf fünf starke Quartbände berechnete Werk, von welchem uns hier der dritte Band vorliegt, hält vollkommen was sein Titel verspricht, es ist ein Universallexikon der Geographie, wie wir in allen neueren Litteraturen noch kein einziges besitzen, und ist unbedingt das vollständigste und reichhaltigste, welches wir überhaupt kennen. Wir müssen die Franzosen um ein derartiges Nachschlagewerk beneiden und den beiden Herausgebern die aufrichtigste Anerkennung für den ungemeinen Fleiß und die gewissenhafte Sorgfalt aussprechen, mit welcher das kolossale Material zusammengetragen und nach einem klaren, einheitlichen praktischen Plane behandelt ist. Namentlich die Artikel aus der physikalischen, ökonomischen und historischen Geographie sind mit einer Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit behandelt, welche an Verständlichkeit, Deutlichkeit und bündiger Kürze nichts zu wünschen übrig läßt und das höchste Lob verdient. Es ist ein Werk, welches den Autoren und der Verlagshandlung, die ohnedem eine der ersten und bedeutendsten des heutigen französischen Buchhandels ist, alle Ehre macht und die allgemeinste Verbreitung auch bei uns verdient, da es bei den dermaligen Verhältnissen des deutschen Buchhandels leider noch lange dauern wird, bis wir ein ähnliches Werk besitzen.

* Meyer's Reisebücher: Türkei und Griechenland, untere Donauländer und Kleinasien. Zweite Auflage, mit 9 Karten und 27 Plänen und Grundrissen. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1888. — Wir freuen uns jedesmal, wenn wir einen neuen Band der Meyer'schen Reisebücher in die Hand bekommen, denn wir sehen jedesmal von neuem bestätigt, was wir schon beim Erscheinen der ersten Bände derselben ausgesprochen haben: die Umsicht, den Scharfblick, die gewissenhafte Sorgfalt

Digitized by Google

und das unverkennbare Bemühen der Verlagshandlung, wirklich praktische, lehrreiche und übersichtliche Reisebücher zu schaffen, die ebenso handlich als wohlfeil und allen Bedürfnissen des Touristen, des Geschäfts- und des Vergnügungsreisenden entsprechend sind. Mit ganz besonderer Anerkennung und Freude begrüßen wir diese vorliegende zweite Auflage, die einen großen Fortschritt bethätigt; zunächst ist das neue Format entschieden bequemer und portativer, der Druck durch das Aufgeben der zweispaltigen Seiten deutlicher, das Nachschlagen bequemer geworden und diesen äußeren augenfälligen Vorzügen entsprechen auch die inneren: die sorgfältige Revision, die gewissenhafte und fleißige Ergänzung des Inhalts und die weise Beschränkung des behandelten Raums. Griechenland, die Balkan-Halbinsel, die europäische Türkei und die ethnographisch zu den genannten Ländern gehörige Westküste Kleinasiens sind auf den 672 Seiten des vorliegenden Bandes mustergültig geschildert und dem abendländischen Reisenden erschlossen, und die Bereisung dieser in so mancher Hinsicht höchst interessanten Länder ist dadurch wesentlich erleichtert, genuß- und lehrreicher und wohlfeiler gemacht worden. Dieser Band steht an Wert in keiner Weise hinter den übrigen Meyer'schen Reisebüchern zurück, sondern auf der vollen Höhe der Zeit; und wenn dann auch der zweite Band, welcher „Aegypten, Palästina und Syrien" behandelt und gegenwärtig in Vorbereitung ist, vollends erschienen ist, so wird damit ein Reisehandbuch für die ganze Levante vorliegen, wie es eingehender, genauer und zuverlässiger keine der neueren Litteraturen aufzuweisen hat. Möge es recht allgemeine Benützung und Bereicherung durch die Erfahrungen der Reisenden selbst finden!

* Drei Jahre im hohen Norden. Die Lady Franklin-Bay-Expedition in den Jahren 1881—1884 von Adolph W. Greely, Lieutenant der Vereinigten Staaten, Führer der Expedition. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von R. Teuscher, Dr. med. Mit zahlreichen Illustrationen nebst Karten und Plänen. Jena, H. Costenoble, 1887. — Infolge der am 1. Mai 1880 und 3. März 1881 gefaßten Kongreßbeschlüsse wurde seitens der Vereinigten Staaten eine Expedition ausgerüstet, um nördlich vom 81.0 n. Br. in oder nahe bei der Lady Franklin-Bay eine Station zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtung zu gründen. Zum Kommandanten derselben wurde der Premierlieutenant A. W. Greely vom 5. Kavallerie-Regiment, thätiger Signaloffizier, ernannt. Es wurde bestimmt, daß bei der Ankunft an der permanenten Station der die Expedition begleitende Dampfer sofort ausgeladen und nach St. Johns zurückgeschickt werden sollte. Nach dem Abgang des Dampfers hatte sich die Thätigkeit der Mannschaft zunächst der Erbauung eines Wohnhauses und der Observatorien zuzuwenden, worauf Schlittenfahrten zum Zweck von Forschungen und Entdeckungen ausgeführt, Sammlungen von Gegenständen aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich angelegt und meteorologische, magnetische, Flut-, Pendel- und andere Beobachtungen, wie sie von der Hamburger internationalen Polarkonferenz empfohlen worden, angestellt werden sollten. Das Schicksal der Expedition ist bekannt. Sie geriet bei Kap Sabine in eine unbeschreiblich trostlose Lage. Ungenügend bekleidet, Monate-lang ohne Trinkwasser, ohne Wärme, die Schlafsäcke am Boden festgefroren, Wände, Dach und Fußboden mit Eis bedeckt, lebte die Mannschaft von dem fünften Teil einer arktischen Ration und war trotz der Entbehrung von Kleidern, Wärme, Licht und Nahrung niemals ohne Mut und Hoffnung. Von diesen traurigen Erlebnissen gibt das vorliegende Buch zunächst eine ergreifende Darstellung, die sich stellenweise wie ein Roman liest und die doch durchaus auf strengster Wahrheit beruht, wie sie sich denn meist an die Tagebuchaufzeichnungen der Beteiligten anschließt. Aber in dieser ergreifenden Darstellung beruht der Wert des Greely'schen Werkes nicht allein; vielmehr gibt dasselbe eine Fülle wissenschaftlichen Materials, das unsere Kenntnis von den nördlichst gelegenen Teilen unseres Erdballs nicht unwesentlich bereichert. Nachdem der Verfasser einleitend eine interessante historische Skizze über die Polarforschung gegeben, indem er die Verdienste der „Pioniere des Smith-Sundes" von John Davis (1585) bis Georges Nares und Stephenson (1875) treffend charakterisiert, macht er uns mit der Natur und den Einwohnern Grönlands bekannt, schildert die Fahrt von Melville-Bay bis Fort Conger, teilt die wissenschaftlichen Beobachtungen, welche die Expedition mittelst Thermometer, Anemometer, Magnetometer, Transitinstrument, Gonographen und Pendel machte, mit, beschreibt Hygiene und Lebensweise in den Polargegenden und malt die eigentümlichen Schrecken der Polarnacht aus. Wir reisen weiter mit ihm zum Chandler-Fjord und zum Hazen-See und kommen dann zum nördlichsten Punkt von Kap Bryant bis Kap Washington. Nach der Rückkehr wohnen wir den Sommerforschungen bei, machen den zweiten Winter mit, fahren wieder gen Norden, quer durch Grinnell-Land, kommen von Conger nach Kap Baird, durchfahren den Kennedy-Kanal, werden im Eise eingeschlossen und siedeln nach Sabine über, wo das neue Haus errichtet wird. Nach einer Reise zum Kap Isabella beginnen dann die furchtbarsten Schicksale der Expedition, aus denen die noch Ueberlebenden durch die Ankunft der „Thetis" endlich befreit werden. Die wissenschaftlichen Resultate, die das Werk namentlich auch in den ausführlichen Anhängen gibt, sind, wie gesagt, äußerst wertvoll. Sie werden durch eine große Anzahl vortrefflicher Karten und interessanter Abbildungen erläutert, wie denn überhaupt die Ausstattung des Werkes eine vorzügliche genannt werden muß. Alles in allem stellt es eine wertvolle Bereicherung unserer Polar-Litteratur dar.

Witten a. d. R. Dr. Wilh. Beumer.

---

**Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

So eben erschienen:

**Aus zwei Welten.**

Erzählungen und Bilder

von

**Adolf Friedrich Graf von Schack.**

Kl. 80. IV und 433 Seiten.

Eleg. brosch. M. 4.—. Eleg. gebunden M. 5.—.

Das Buch enthält 26 kleine poetische, nach Umfang, Form, Kostüm, überhaupt nach ihrem ganzen äußeren und inneren Charakter sehr verschiedene Erzählungen aus zwei Welten — aus der alten und der neuen. Die meisten darunter sind, abgesehen von ihren dichterischen Schönheiten, von so spannendem Inhalt, daß sie Stoff zu dramatischen Bearbeitungen bieten könnten. Sie werden gewiß nicht minder Anklang finden als des Dichters in ihrer Art einzigen „Episoden" und „Tag- und Nachtstücke."

**Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart,**

**Friedrich der Große als Kronprinz.**

Von

**Reinhold Koser,**

a. o. Professor an der Universität Berlin.

Oktav. 267 Seiten. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

---

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

**Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,**

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 49.** Stuttgart, 5. December **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Neue Forschungen am Karste. Von Franz Kraus. S. 961. — 2. Die Zukunft Südafrika's. Von Hans Altona. S. 964. — 3. Skizzen von der Balkan-Halbinsel. Von Emilie de Laveleye. Aus dem Französischen übersetzt von Eugenie Jacobi. S. 965. — 4. Wie ist Island entstanden? Von Thorvaldur Thoroddsen. S. 969. — 5. Obst, Wein und Nüsse in Texas. S. 973. — 6. Aus den Weidegründen des fernen Westens. S. 975. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 980.


## Neue Forschungen am Karste.

Von Franz Kraus.

Die Erforschung der hydrographischen Verhältnisse am Innerkrainer Karste hat im Verlaufe des Jahres 1887 bedeutende Fortschritte gemacht und hat abermals Daten über wichtige geologische Verhältnisse geliefert, die eine Bekanntmachung in Fachkreisen wohl verdienen dürften.

Bekanntlich sind zwei Ingenieure mit den Aufnahmen beschäftigt, von denen jeder ein Flußgebiet selbständig bearbeitet. Zum Flußgebiete der Laibach gehören die Kesselthäler von Loitsch, Planina, Adelsberg, Zirknitz und Altenmarkt. Zu jenem der Gurk gehören die Thäler von Ratschna, Leitsch, Guttenfeld, Schalna, Groß-Lack und das Raschitza-Thal. Die genaueste Untersuchung dieser langen ostwestlichen Linie ergab, daß von allen genannten Thälern kein direkter Abfluß in die Laibacher Ebene hinab stattfindet, außer im Planina-Thale, wo der Dolomitzug, der in der Richtung Auersperg, Zirknitz, Rakeck, Planina und darüber sowohl westlich als östlich noch hinaus sich verfolgen läßt, eine Lücke besitzt, durch die die Gewässer der ersten Gruppe einen Ausweg nach Norden finden, während jene der zweiten Gruppe erst im Osten, bei Ober-Gurk, einen dauernden Oberflächenlauf gewinnen.

Im großen Ganzen ist man über den Verlauf der Gewässer in diesem Teile des Karstes ganz im Klaren, wenn auch noch einige kleinere Wasserläufe, wie jener in der Höhle von Kumpole und ähnliche, noch nicht aufgeklärt sind, weil sie nicht wichtig genug sind, um die mit bedeutenden Kosten verbundenen Erforschungsarbeiten zu verlohnen.

Die bedeutenden Quellen, die am Südrande der Laibacher Ebene entspringen, können, insoweit sie nicht die eigentlichen Laibach-Quellen betreffen, ihr Niederschlagsgebiet nur nördlich des Dolomitzuges haben, wenn nicht nachträglich eine weitere Lücke entdeckt wird, durch welche dieses auffallend beschränkte Niederschlagsgebiet eine Vergrößerung erhalten würde. Die Hauptquellen der Laibach kommen durch die Lücke von Planina und aus den nördlich der Dolomitzone gelegenen Kesselthälern und Karstrücken. Die Verfolgung des Verlaufes lieferte jedoch Resultate, die von den bisherigen Annahmen bedeutend abwichen.

Die äußerste östliche Grenze dieses Niederschlagsgebietes ist die Ebene von Babenfeld, welche mit dem Kesselthale von Laas (recte Altenmarkt) korrespondiert. Vom Laaser Thale dringen die Gewässer auf zwei Wegen in jenes von Zirknitz hinüber. Bei hohem Wasserstande sind die Zuflüsse auf der Zirknitzer Seite sichtbar, bei niedrigem aber nicht. Sie dringen dann in vielfachen Verzweigungen auf der einstigen Sohle des Kessels fort, bis sie die tiefer gelegenen ehemaligen Abflußhöhlen erreichen, durch die sie ihren Weg in das Thal von Planina fortsetzen.

Die Schürfungen in der Situation Kameni (südlich vom Orte Zirknitz), am Südrande des Zirknitzer Thales, haben die Existenz von tiefer gelegenen Abflußhöhlen erwiesen. Die nahe gelegene Svjnska jama (Schweinehöhle) hat ihren Namen davon, daß ein Schweinetreiber samt seiner Heerde durch den Einbruch des vorderen Teiles der Höhle verschüttet wurde, und sie hat ihre Saugkraft dadurch wesentlich eingebüßt. Großes Blockmaterial findet man auch in den zugänglichen Abflußhöhlen (große und kleine Karlovca) weithin eingeschwemmt, und wo man im




Digitized by Google

Thale aufgräbt, stößt man auf unregelmäßig gelagerte Deckenbrüche, die oberflächlich mit Lehm bedeckt sind, der mitunter mächtige Lager bildet.

Auf welcher Tiefe die alten Höhlensohlen lagen, läßt sich aus den Niveau-Verhältnissen berechnen, die zwischen der heutigen Thalsohle und den einstigen Fortsetzungen der Höhle bestanden. Dieselben sind vom Planina-Thale bekannt und betragen zwischen 15 und 20 m. Die Flächenausdehnung einzelner der neu entdeckten Hohlräume ist eine geradezu überraschende und beträgt beispielsweise jene des Domes in der Graf-Falkenhayn-Höhle (am Ostrande des Planina-Thales bei Laase), zwei Katastraljoch. Der Hauerdom in der Gradisnica (bei Loitsch) hat über ein Joch und das tiefe Kahr in derselben Höhle hat über drei Joch Flächenraum und 45 m. Höhe. Bricht ein solcher Raum ein, so ergibt dies eine Doline, die mit Hinzurechnung der nachträglichen Abböschung schon ein kleines Kesselthal genannt zu werden verdient.

Bei dem Umstande, daß am Karste die oberirdische Erosion noch von der unterirdischen so mächtig unterstützt wird, um eine eigentümliche Art von Thalbildung zu erzeugen, ist es nicht zu wundern, daß die Höhlendecken immer dünner und zum Einbruche geneigter werden. Zudem ist nicht zu vergessen, daß den Karst eine bekannte Erdbebenspalte durchzieht, auf deren Conto wohl viele Brüche von Höhlendecken zu setzen sein dürften.

Der Verlauf jenes Armes, der vom Zirknitzer Thale unterirdisch zu den Fürst-Windischgrätz-Höhlen in den Haasberger Forsten hinüberzieht, ist ein Beleg dafür, daß mächtige Höhlendecken nicht so sehr zum Einsturze geneigt sind als dünnere, wodurch die überraschend geringe Höhe des Bruchmaterials in den Kesselthälern eine Erklärung findet. Die Mächtigkeit der eingestürzten Decken in den genannten Höhlen beträgt von 10 bis nur 2 m. herab, was an den stehengebliebenen Teilen gemessen werden kann. Die durch diese Aufschüttungen erzeugte Barre, von der allerdings ein Teil abgeschwemmt worden ist, beträgt heute noch 6 m., was aus der Tiefe des im intakten Höhlengange hinter der Barre aufgestauten Wassers ersichtlich ist.

Dieses Wasser kommt vom Zirknitzer Becken auf direktem Wege in die Fürst-Windischgrätz-Höhlen und gelangt durch das Mühlbach-Thal nach Planina. Der leitende Ingenieur, Herr Putick, konstatierte aber noch die Existenz eines zweiten Parallelarmes, der von Zirknitz auf noch unbekanntem Wege in die Kleinhäusler Grotte gelangt und mit dem Poik-Arme Schmidl's daselbst identisch ist. Was Schmidl dagegen den Kaltenfelder Arm nannte, das ist die eigentliche Poik, welche aus der Adelsberger Grotte auf schon zum großen Teile erforschtem Wege herüberkommt.

Aufschlüsse, durch welche man das wirre Durcheinander in den Schichtungen des mit Lehm überdeckten felsigen Ausfüllungsmaterials der Thalsohle erblicken kann, gibt es im Planina-Thale viele, insbesondere im nördlichen Teile an den Saugtrichtern. In den Spalten, zwischen den Blöcken, verschwindet das Wasser und nur selten trifft man dort auf Räume, die begehbar oder mindestens schliefbar sind. Ein solcher Kanal wurde jedoch verfolgt und durch Sprengung erweitert, bis man auf das Anstehende traf, welches die normale Schichtung zeigte, die man auch am Tage an der Felswand bei Pod stenami deutlich bemerken kann, und die in diesem Teile des Karstes fast durchgehends die gleiche ist, mit Ausnahme von Stellen, an denen lokale Störungen eine Veränderung bewirkt haben. Diese auf der Oberfläche nur selten bemerkbaren Störungen treten in den Höhlen sehr auffallend hervor, und sind zumeist die Ursachen der Verrammlung von Höhlengängen.

Insbesondere sind die senkrechten Schichtenstellungen zu Nachbrüchen geneigt. Viele Höhlen schließen mit derlei aufgerichteten Schichten ab, die sich ohne jeden Uebergang an die horizontal gelagerten anschließen. Für die Ingenieure haben derlei Stellen das Mißliche, daß es nur schwer möglich ist weiter vorzudringen, da auch das Sprengen dort sehr gefährlich ist. Außer der Piuka jama endet auch der bekannte Teil der Grotte von Ober-Gurk mit derlei aufgerichteten Schichten. Die Abschlüsse der beiden Höhlen haben überhaupt eine große Aehnlichkeit, da auch der Schuttkegel neben der abschließenden Steilwand nicht fehlt.

Bei der Piuka jama war es durch die Erhebungen des Jahres 1885 bekannt, daß der Schuttkegel dem tiefen Schlunde der Rouglouza angehört. Um nun einen neuerlichen Beweis dafür zu schaffen, daß alle derartigen Schuttkegel mit Dolinen in Verbindung stehen, die *neben* dem Höhlenzuge liegen, hatte der Ingenieur Herr Hrasky die Güte, eine oberirdische Kontrolmessung zu machen, und traf auf eine weite, 40 m. tiefe Doline, die mit dem Schuttkegel korrespondierte. Die Messung ergab aber leider, daß der Schuttkegel eine Mächtigkeit von 60 m. besitzt, weshalb es nicht möglich war, ihn zu durchteufen. Trotz aller Schwierigkeiten muß diese Stelle forciert werden, um weiterhin vordringen zu können, denn an ein Ableiten des Wasserbeckens am Ende der Grotte ist nicht zu denken, weil der Höhlenfluß sich eine 400 m. lange Barre von mächtigen Blöcken vorgeschoben hat, die bis zum Ausgange reicht. Das Wasser gelangt in dieses Bassin durch einen Syphon, dessen Mündung mindestens 2 m. unter dem Wasserspiegel liegt. Hinter dieser Stelle liegen unbekannte Räume, der Oberlauf des unterirdischen Flusses ist dagegen aufgefunden worden und ist in mehrfacher Hinsicht interessant.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß die verschütteten Karsthöhlen früher eine größere Längenausdehnung gehabt haben und mit den Hauptabzugshöhlen in Zusammenhang gestanden sein müssen, schürfte Herr Hrasky in einer kleinen Höhle und gelangte durch dieselbe in eine großartige Galerie von 2 Km. Länge. Der durchteufte

Digitized by Google

Schuttkegel war aber zugleich das Hindernis, welches den Hochwassern des Ratschna-Thales den Abfluß erschwerte, weil er die große Höhle fast gänzlich abschloß und dem Wasser nur durch die schmalen Zwischenräume zwischen den Blöcken ein Durchsickern gestattete.

Erst nach der Entdeckung dieses Schuttkegels ward es klar, warum sich die hydrographischen Verhältnisse des Ratschna-Thales so sehr verschlechtert hatten, daß fast jeder bedeutendere Niederschlag eine Ueberschwemmung verursachte. Aus demselben Grunde funktioniert auch die Hauptabzugshöhle (Tucna jama) nicht mehr so gut wie früher, und Herr Hrasky war daher darauf bedacht, die Verbindung zwischen den beiden Höhlen durch Umfahrung des Schuttkegels aufzusuchen und wieder herzustellen. Er fand aber besseres, und zwar die Galerie, welche jenseit des Schuttkegels gegen den Tag hinaus führte, deren Verbindung mit der Thalsohle mit Hülfe eines nur 5 m. langen Stollens bewerkstelligt wurde. Diese Auffindung war nur möglich durch die richtige Deutung der Entstehung der Schuttkegel in den Höhlen, und die Bewohner des Ratschna-Thales danken dieser Auffassung die überraschend schnelle Lösung der Entwässerungsfrage.

Die große Wasserhöhle, deren Namen der Entdecker noch nicht bekannt gegeben hat, birgt auch eine weitere geologische Merkwürdigkeit in einem Seitengange (Sandhöhle), der in der Nähe des Endes des Hauptganges abzweigt. Es sind dies feine Sande, die aus glattgescheuerten winzigen Steinchen von verschiedenen Farben bestehen und die um so merkwürdiger sind, als sie plötzlich die Stelle des Lehmes einnehmen, der den Boden des vorderen Teiles dieses Ganges bedeckt. Die gleichen Steinchen finden sich auch an den Quellen des Schitza-Baches, der von Ponique im Raschitza-Thale auf unterirdischem Wege in das Ratschna-Thal gelangt. Lipold nahm an, daß sich die Raschitza direkt in das Gurk-Thal wende, ohne das Ratschna-Thal zu durchfließen, was von späteren Forschern bestritten wurde. Insbesondere Herr Hrasky, der von Seite des Landesausschusses von Krain mit den Vorerhebungen für die Entwässerung betraute Ingenieur, vertritt die Ansicht, daß nur das Ueberwasser von Ponique im Raschitza-Thale in das Guttenfelder Thal hinübertritt, während das normale Quantum als Schitza-Bach in den Schitza-Quellen bei Klein-Ratschna zutage kommt, um nach sehr kurzem Laufe nächst der Tucna jama in einer Gruppe von Sauglöchern wieder zu verschwinden, und motiviert die Identität des Schitza-Wassers mit jenem der Raschitza durch die an den Schitza-Quellen ausgeworfenen Sägespäne, die nur von den Sägemühlen im Raschitza-Thale herrühren können, da es deren sonst weit und breit keine anderen gibt, die höher als das Ratschna-Thal liegen.

Dagegen deutet das Vorkommen der gleichen Sande an den Schitza-Quellen wie in der Sandhöhle darauf hin, daß noch eine unbekannte Verbindung besteht, die um den Südrand des Ratschna-Thales herumgeht, wonach Lipold gewissermaßen Recht hätte, obwohl er eigentlich einen geradlinigeren Verlauf der unterirdischen Kommunikation zwischen dem Raschitza- und dem Gurk-Thale angenommen zu haben scheint.

Sande, wie sie an den beiden angegebenen Orten vorkommen, sind sonst nirgends bekannt. Etwas ähnliches gibt es nur im benachbarten kleinen Kesselthale von Leitsch. Das Format der abgeschliffenen Steine ist jedoch ein viel größeres, von Nuß- bis zu Erbsengröße. Die Entstehungsursache ist aber wahrscheinlich die gleiche. Die Leitscher Grotte ist ein Speiloch, welches erst bei mächtigem Auftriebe in Thätigkeit tritt. Am Ende der Vorhalle zieht ein zwar 3 m. breiter, aber nur einen halben Meter hoher Querspalt schräg in die Tiefe, und am Rande dieses Schlundes findet man große Mengen der zu Kugeln oder Scheiben abgeschliffenen Steine. Je weiter man in den Spalt hinabsteigt, desto kantiger werden die Stücke, was dafür spricht, daß sie ihre Kugelform erst durch das Anschleudern an die schrägen Teile des Ganges erhalten. Sowohl der Boden, als auch die Decke des Schlundes sind da so glatt gescheuert, daß es selbst mit Hülfe eines Seiles schwer fällt, sich auf der über 30° geneigten Fläche hinaufzuarbeiten. Außer den Steinen werden bei Hochwasser auch Proteen ausgeworfen, die nur in größeren Höhlenflüssen vorzukommen pflegen.

Daß im Kesselthale von Leitsch Wasser ausgeworfen wird, wenn im Ratschna-Thale Hochwasser ist, zeigt andererseits, daß im unterirdischen Laufe der Verbindung zwischen dem Ratschna- und dem Gurk-Thale ein arges Hindernis bestehen muß, welches den Abfluß der Hochwasser hemmt und dieselben zurückstaut. Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß der Einbruch der Doline am derzeitigen oberen Ende der Grotte von Ober-Gurk dieses Hemmnis geschaffen hat, und daß man daher weiterhin auf offene Räume stoßen wird, wenn es gelingt, diese Stelle zu umgehen oder durchzusprengen. Eine Umgehung wäre nur am Rande des Schuttkegels in der Grotte von Ober-Gurk möglich, wenn das Anstehende verfolgt wird, und sollen sich da auch, nach einem Berichte des Ingenieurs Hrasky, Zwischenräume zeigen, die das Vordringen erleichtern könnten.

Die nun seit drei Jahren fortgesetzten Studien über die hydrographischen Verhältnisse des Karst und besonders die damit verbundenen Schürfungen und Versuchsarbeiten bringen alljährlich neue Daten über den merkwürdigen Karstboden von Inner-Krain. Die wissenschaftliche Ausbeute wird aber noch bedeutend gewinnen, wenn die Vorerhebungen abgeschlossen sein werden und an die definitive Entwässerung der Kesselthäler gegangen werden wird, die berufen ist, noch manches Rätsel der Natur zu lösen.

Digitized by Google

# Die Zukunft Südafrika's.

Von Hans Altona.

Der Fremde, welcher in London vom Viktoria-Bahnhof zur Westminsterabtei wandelt, kommt auf seinem Wege an einem ansehnlichen Gebäude vorüber, das seine Aufmerksamkeit unwillkürlich fesseln wird. Verschiedene Inschriften „Abteilung für Indien", „Canada", „Australien", „Kapland" u. s. w. belehren ihn über den Zweck desselben. Es ist das „Colonial Office." Ununterbrochen sind hier viele Hunderte von fähigen Beamten beschäftigt, die umfassenden und schwierigen Angelegenheiten der auswärtigen Besitzungen Großbritanniens zu ordnen. Wahrlich, keine leichte Arbeit, zumal unter obwaltenden Zeitverhältnissen.

Der Reichtum und die Macht Englands basieren, wie allgemein bekannt, in erster Linie auf seinem Handel und seinen Kolonien. Durch letztere hat es sich zur ersten seefahrenden Macht der Alten und Neuen Welt emporgeschwungen. Aber wird es auch fernerhin imstande sein diesen stolzen Rang zu behaupten? Das ist die Frage, die besonders in den letzten Jahrzehnten viel und eifrig erörtert worden ist.

Die Gründe, die dagegen angeführt werden, beziehen sich einmal auf die wachsende Konkurrenz der anderen europäischen Nationen, namentlich Deutschlands und Frankreichs, und dann auf die immer mehr hervortretende bedenkliche Lockerung des Verhältnisses der Kolonien zum Mutterlande. Was den ersten Punkt anlangt, so erfüllt die wachsende koloniale und maritime Ausdehnung der anderen Mächte den britischen Löwen schon lange mit wachsender Furcht und Besorgnis. Namentlich gilt dieses von Deutschland. Wir erinnern nur an die jüngst veröffentlichten Berichte der englischen Konsuln, in denen über das Zurückgehen des Handels, namentlich infolge der deutschen Konkurrenz, lebhaft geklagt wird. Es kann uns Deutsche dieses mit hoher Genugthuung erfüllen. Denn wer hätte wohl vor 25 Jahren daran gedacht, daß das uneinige und zerrissene Deutschland, welches vor wenigen Schiffen des kleinen Dänemark zurückweichen mußte, mit dem stolzen Albion nach so kurzer Zeit in Wettbewerb treten würde? Weit gefährlicher als der Wettbewerb der fremden Nationen ist der Zustand der britischen Kolonien selbst, sind die Gefahren, welche dieselben im Inneren und nach außen bedrohen. Man kann nicht sagen, daß die englischen Staatsmänner nichts aus der Geschichte gelernt hätten. Seit dem Abfalle der nordamerikanischen Staaten, besonders aber seit den Tagen der „großen Rebellion" in Indien, hat England ungeheuer viel für die materielle und geistige Entwickelung seiner auswärtigen Besitzungen gethan. Mehr noch: es hat ihnen eine politische Freiheit und Selbständigkeit gegeben, die sie fast unabhängig vom Mutterland erscheinen lassen. Hierin liegt aber auch eine große Gefahr. Die Kolonien streben nach gänzlicher Lostrennung. Besonders zeigt sich dieses bei den südafrikanischen Besitzungen, die gerade in den letzten Jahrzehnten so häufig die Aufmerksamkeit der englischen Staatsmänner in hohem Grade beschäftigt haben.

Die Südspitze Afrika's wurde bekanntlich zuerst entdeckt von dem Portugiesen Bartholomäus Diaz (1486) und später von seinem glücklicheren Landsmann, Vasco de Gama, der dadurch seinen Namen unsterblich machte, umsegelt (1498). Zu Anfang des 17. Jahrhunderts erwarben die Niederländer, welche die Erbschaft der Spanier und Portugiesen antraten, diese fruchtbare und blühende Kolonie. Ueber 150 Jahre sind sie im Besitze derselben verblieben, bis sie ihrerseits durch einen glücklicheren Rivalen, England, daraus vertrieben wurden. Auch nach dem Frieden blieb das Kapland bei England. Die materielle und geistige Wohlfahrt desselben begann von nun an rasch zu steigen. Kapstadt, in vorzüglicher Lage, auf halbem Wege nach Indien und Australien, wurde ein Handelsemporium ersten Ranges.

In den ersten Jahrzehnten erfreuten sich die Engländer ungestört des neuen Besitzes. Die benachbarten afrikanischen Völkerstämme verhielten sich im großen und ganzen ruhig, und auch die holländischen Ansiedler (Boeren) kämpften, da ihre Rechte unangetastet blieben, nicht gegen die englische Regierung an.

Dies änderte sich aber, als im Jahre 1834 die Sklavenfrage die Boeren gewaltig aufregte. Sie zogen mit Weib und Kind, Vieh und Bagage aus, um sich nach Norden hin eine neue, freie Heimat zu gründen. Ein Teil gieng über den Oranje-Fluß und gründete dort den Oranje-Freistaat, der andere bildete jenseit des Vaal die Transvaal-Republik. Aber noch vieler, langer und erbitterter Kämpfe bedurfte es, ehe die Unabhängigkeit dieser beiden Reiche von den Engländern endgültig anerkannt wurde (1852 und 1854).

Die Sachen blieben in diesem Zustande, als im Jahre 1877 das Streben der Engländer, das schöne und fruchtbare Küstenland von Englisch-Natal bis zur Delagoa-Bay mit dem Transvaal-Gebiet zu vereinigen, zu Grenzstreitigkeiten mit den Zulus, dem streitbarsten Stamme der auf ihre Nationalität und Unabhängigkeit stolzen Kaffern, und zu einem Kriege mit Cetewayo, dem Nachfolger des im Jahre 1872 verstorbenen Zulu-Königs Pandu, führte. Der Ausgang des Feldzuges ist bekannt: nach erbitterten Kämpfen und tapferster Gegenwehr wurden die Zulus besiegt. Ihr Häuptling Cetewayo fiel in die Gewalt seiner Feinde.

Die Engländer hatten nun gleich den Anfang des Krieges dazu benützt, um den Boeren-Freistaat Transvaal ihrem Besitze einzuverleiben. Sie bedienten sich dabei des Vorwandes, die Boeren seien zu schwach, um allein die Angriffe der Kaffern zurückzuweisen. Im Laufe des Krieges aber, als die Verlegenheiten der Engländer wuchsen, suchten die holländischen Kolonisten ihre verlorengegangene Freiheit wieder zu gewinnen. Das Kabinet von St. James verstand

Digitized by Google

sich denn auch schließlich zu einem Vertrage, wodurch der Transvaal-Republik unter Anerkennung der englischen Hoheit die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten gewährt wurde (27. Februar 1884).

Der Oranje-Freistaat war von den inneren Unruhen verschont geblieben und hatte sich seine vollständige Unabhängigkeit zu bewahren gewußt.

Wir haben hier in kurzen Zügen die Ereignisse der letzten Jahrzehnte angeführt, weil sie mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge in innigstem Zusammenhange stehen. Wir ersehen daraus vor allen Dingen, daß es England trotz wiederholter Bemühungen nicht gelungen ist, das widerstrebende holländische Element mit dem angelsächsischen zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen.

Daß die Verwaltung der auswärtigen Besitzungen in gewisser Beziehung eine Aenderung verlangt, wissen die englischen Staatsmänner recht wohl. Aber man ist nur noch im Unklaren darüber, wie denn diese Aenderung durchzuführen sei.

Es ist bekannt, daß im vorigen Jahre, bei Beginn der großen Kolonialausstellung in London, das Projekt der „Imperial Federation“ auftauchte. Die englischen Besitzungen genießen eine fast vollständige politische und administrative Unabhängigkeit und folglich die freie Verwendung ihrer Einnahmen. Als Gegendienst wünschte nun England die militärische Unterstützung seiner Kolonien im Falle eines Krieges. Lord Salisbury drückte diesen Wunsch der Regierung den Abgesandten von Australien, Canada und vom Kapland auch ziemlich unverblümt aus.

Die Sache sieht auf den ersten Anblick gut aus. Aber bei sorgfältiger Betrachtung hat sie doch ihre großen Schwierigkeiten. Abgesehen davon, daß jeder Staat durch seine Sonderinteressen die anderen in mehr oder minder unangenehme Verwickelungen hineinziehen könnte, würde auch schon die Zusammensetzung eines Föderativparlaments, in welchem die verschiedensten Bestandteile vertreten wären, auf ungeahnte Schwierigkeiten stoßen.

Was nun speziell Südafrika anlangt, so läßt sich nicht leugnen, daß eine einflußreiche Partei diesen Plan der „Imperial Federation“ mit Begierde erfaßt hat. Aber eine andere, mächtigere Partei, der „Africander Bond“, setzt diesem Beginnen einen ebenso hartnäckigen, als erbitterten Widerstand entgegen.

Der Africander Bond, die mächtigste Partei des Kaplandes, ist erst in den letzten Jahren offen zu Tage getreten. Ihre Losung ist: „Afrika den Afrikanern!“ Es ist die nationale Partei. Sie setzt sich zusammen aus Unzufriedenen und Ehrgeizigen. Ihre Hauptstütze findet sie aber bei den Boeren der Transvaal-Republik, in Prätoria. In den Kammern verfügt sie bereits über eine beträchtliche Anzahl von Stimmen, und ihr Ziel ist: gänzliche Lostrennung von Großbritannien. Besonders den Boeren ist jede Annäherung an England, in welcher Form dieselbe auch geschähe, ein Greuel, und sie werden gewiß mit Freuden jede Gelegenheit benützen, um die verhaßten Eindringlinge aus dem Lande zu entfernen.

Man sieht, die Gefahren, welche England in seinem südafrikanischen Besitze bedrohen, sind keine geringen. Vielleicht mag man auch schon den Plan erwogen haben, diese Kolonie, welche dem Lande bereits so viele Unruhen und Kosten gemacht hat, gänzlich fahren zu lassen. Die Bedeutung der Kapstadt ist ja seit Eröffnung des Suez-Kanals beträchtlich gesunken. Bietet sie auch noch immer einen wichtigen Uebergangspunkt nach Australien, so hat sie doch bei weitem nicht mehr die strategische und handelspolitische Bedeutung der früheren Jahre. So leicht wird der britische Löwe die Beute allerdings wohl nicht fahren lassen. Denn was er einmal mit seinen Tatzen gepackt hat, das hält er auch gewöhnlich fest. Erst dann, wenn schwere Verwickelungen wichtigere Besitzungen bedrohen, wenn England gezwungen ist, seine ganze Kraft auf einen Punkt zu konzentrieren, werden die stolzen Briten wohl nicht mehr imstande sein, der naturgemäßen Entwickelung des Kaplandes sich hemmend in den Weg zu stellen.

---

## Skizzen von der Balkan-Halbinsel.

Von Emile de Laveleye.

Aus dem Französischen übersetzt von Eugenie Jacobi.

### 1. Ein Besuch in den „Zadrugas“ von Siroko-Polje.

Bei den Südslawen haben sich bis auf den heutigen Tag diese eigentümlichen, uralten Einrichtungen, die „Zadrugas“, erhalten. Die Mitglieder einer solchen „Zadruga“ — das Wort selbst bedeutet „Vereinigung“ — bilden eine Familie, welche auf dem gemeinsamen und unteilbaren Besitztume lebt und, gleich einer Stiftung, rechtlich wie eine Person dasteht. Die Einzelnen haben nicht das Recht, eine Teilung des Gesamteigentums zu verlangen oder etwas davon zu verkaufen oder zu verpfänden; das Mädchen, welches heiratet, erhält eine Aussteuer, aber nichts weiter. Ein Erbrecht kennt man hier ebenso wenig, wie in religiösen Gemeinschaften, und beim Tode der Eltern erben die Kinder, von einigen beweglichen Gegenständen abgesehen, nicht, sondern beziehen nur nach wie vor den ihnen zukommenden Anteil an den Gesamterträgnissen, kraft ihres persönlichen Rechtes als Familienmitglieder. Wer für immer aus der Gemeinschaft scheidet, verliert jeden Anspruch an dieselbe. Die Regelung der inneren Angelegenheiten und äußeren Beziehungen liegt in den Händen eines gewählten Oberhauptes, und zu einem solchen wird gewöhnlich entweder der älteste oder der klügste Mann gemacht, der nun „Gospodar“, der Herr, oder „Starechina“, der Alte, heißt. Die Leitung der Wirtschaft liegt einer Matrone, der „Domatchika“, ob, welche für ihren Bereich mit unumschränkter Machtvollkommenheit versehen ist. Der „Starechina“ sitzt den Beratungen vor, welche jeder wichtigen



Digitized by Google

Entschließung vorangehen, er leitet die Feldarbeiten, kauft, verkauft, und seine Stellung entspricht genau der des Direktors einer Handelsgesellschaft, deren Firma keinen Personennamen aufweist, oder einer Produktivgenossenschaft, welch letzterer Vergleich noch zutreffender wäre, weil die „Zadrugas" ja landwirtschaftliche Produktivgenossenschaften sind, die, statt durch Aussichten auf Geldgewinne, durch hundertjährige Gewohnheiten und durch Familienbande zusammengehalten werden. Früher konnte eine „Zadruga" nur durch den Tod all ihrer Mitglieder aufgelöst werden.

Siroko-Polje, ein slawonisches Dorf, liegt in einiger Entfernung von Essek. Es ist Sonntag, und Männer und Frauen haben sich festlich gekleidet. Während der Woche tragen letztere nur ein langes, an den Aermeln und am Halsausschnitt gesticktes Hemd, eine Schürze in lebhaften Farben, auf dem Kopfe ein rotes Tuch oder Blumen und an den Füßen gar keine Bekleidung. Hüten sie das Vieh oder gehen sie auf das Feld, so hängt stets ein Spinnrocken an ihrem Gürtel, und geschickt den Faden drehend, verarbeiten sie Wolle, Flachs oder Hanf und gewinnen so das zur Webearbeit des Winters Gehörige. Ihr aus grober Hanfleinwand gefertigtes Hemd ist in einen malerischen Faltenwurf gelegt und gleicht vollständig dem Gewande der jungen Athenerinnen, die, unter der Leitung des Chorführers an den Panathenäen (Feste zu Ehren der Athene, in Athen) sich beteiligend, auf dem Friese des Parthenon abgebildet sind. Seit unvordenklichen Zeiten verfährt man in gleicher Weise bei der Anfertigung dieser hemdartigen Bekleidungsstücke, die ebenso einfach wie würdevoll erscheinen und zu einem Vorwurfe für Bildhauer wie geschaffen sind; eine derartige Hülle mußte die eben aus dem Naturzustande heraustretende Schamhaftigkeit ersinnen. Die jungen Mädchen lassen die Haare in langen, mit Blumen oder Bändern geschmückten Zöpfen herabfallen, während die Frauen dieselben aufgesteckt tragen. Auch die Männer kleiden sich weiß; ihr Hemd ist weit, aber ihr wollenes oder leinenes Beinkleid ähnelt nicht, wie bei den Ungarn, durch seine vielen Falten einem Frauenrock. Am Sonntag tragen Männer und Frauen eine gestickte Jacke, bei deren Ausschmückung ganz Erstaunliches geleistet wird. Diese Gestaltungen scheinen den Arabesken türkischer Teppiche entlehnt zu sein, sind aber wahrscheinlich durch die unwillkürlichen Eingebungen dieses angeborenen, unbewußten Schönheitssinnes entstanden, der den Menschen überall dazu treibt, Zeichnungen und Farben nachzuahmen, wie sie in den Blumenkelchen, auf dem Gefieder der Vögel und besonders auf den Flügeln der Schmetterlinge sein Auge entzücken. Die gleichen Entwürfe findet man auf den farbenschillernden Vasen aus den ältesten Zeiten vom Indus bis zu den geheimnisvollen Denkmälern des vorgeschichtlichen Amerika. Zu diesen Stickereien verwendet man kleine Tuch- oder Lederstückchen in sehr lebhaften Farben, welche mit einem Garn in abstechender Schattierung, bei den Frauenjacken mit Goldfäden aufgenäht werden; auf letzteren sind mitunter auch kleine Stückchen Spiegelglas angebracht. Die Gürtel werden in gleicher Weise bestickt, und das Schuhwerk besteht aus Sandalen mit Lederriemen, der von Triest bis nach Konstantinopel hin vorkommenden „Opanka"; einige von den Dorfschönen gehen in Seidenstrümpfen und Zeugschuhen mit Lackspitzen einher, was der volkstümlichen Gewandung gegenüber einen geradezu widerwärtigen Eindruck macht. Um Kopf, Hals und Gürtel schlingen die Frauen Schnüre von Gold- und Silbermünzen, die reichsten in zwei bis drei Reihen, was einen ganzen Schatz von kostbaren Metallen in sich schließt. Das Zusammensein dieser Frauen in ihrer malerisch schönen Gewandung macht einen bezaubernden Eindruck; bei aller Farbenpracht und allem Farbenreichtum darf das Auge sich nirgends verletzt abwenden.

Treten wir nun in das gemeinsame Wohnhaus einer „Zadruga" ein; dasselbe ist höher und sehr viel größer als das dahinter liegende Gebäude mit den Einzel-Behausungen und hat nach dem Wege zu acht Fenster, aber keine Thüre. Diese geht auf eine Art von Vorbau, einen verdeckten Gang, hinaus, und der Hof wird durch ein Gitter abgeschlossen. In einem großen Raum, dessen Ausstattung in einem Tisch, in Stühlen und Bänken und einem einfachen hölzernen Schrank besteht, und dessen stets sehr sauber geweißte Wände in farbigen Bildern Darstellungen frommen Inhalts aufweisen, werden die Mahlzeiten gemeinsam eingenommen; von hier geht's links in ein großes, fast ganz leeres Zimmer, woselbst im Winter alle zur „Zadruga" gehörigen Personen schlafen, um die Wärme des Ofens auszubeuten, der sich in der Mauer zwischen beiden Stuben befindet und dieselben gleichzeitig heizt, während im Sommer jedes Paar sein besonderes kleines Zimmer benutzt. Der Ofen und diese geweißten Wände und Decken sind eine Errungenschaft der Neuzeit. Früher — in einigen alten Häusern auch heute noch, selbst in Siroko-Polje — befand sich die Feuerstelle mitten im Zimmer, und der Rauch mußte seinen Weg durchs Gebälk suchen und durch einen aus kleinen Brettern gebildeten Schlot, über welchen man eine starke, schräg abfallende und auf vier Stützen ruhende Bohle gelegt hatte, um Regen und Schnee nicht auf den Herd kommen zu lassen. Die Wände bedeckten sich allerdings mit Ruß, doch räucherten dafür die Schinken besser. Der neue Ofen soll aus Bosnien herübergekommen sein und stark und andauernd wärmen. Er ist rund und aus gutem Thon und hat grün glasierte, scheibenartige Verzierungen, die an Flaschenböden erinnern. Die Gemeinschaft, deren Bezirk wir vorhin betraten, umfaßt 34 Personen jeden Alters, worunter sich vier Ehepaare befinden, und auch zwei Witwen, deren Männer in Bosnien im Kriege gefallen sind, und es gehören ihr mehr als 100 Joch Ackerland, ferner 200 Hämmel, 6 Pferde, etwa 30 Stück Hornvieh

Digitized by Google

und sehr viele Schweine. Das zahlreiche Geflügel aller Art, welches auf dem Hofe herumläuft, macht es möglich, hier dem Wunsche Heinrichs IV. gemäß, oft ein Huhn in den Topf zu bringen, und im Obstgarten gedeihen Birnen, wie auch sehr viele Pflaumen, die zur Bereitung der allbeliebten „Slivovitza", eines branntweinartigen Getränkes, nötig sind.

Hinter dem großen gemeinsamen Wohnhause liegt ein niedrigeres, aber langes Gebäude, das gleichfalls eine Veranda hat, deren Boden gedielt ist, und auf welche so viele Zellen münden, als die „Zadruga" Ehepaare und Witwen umfaßt. Wird innerhalb der Familiengemeinde eine neue Ehe geschlossen, so erweitert man das Gebäude um eine Zelle. Eine Frau öffnete die ihrige, welche mit Möbeln und Kleidungsstücken buchstäblich vollgepfropft war. Im Hintergrunde stand ein gewaltiges Bett mit drei großen Matratzen, gestickten und spitzenbesetzten Linnen und einer schönen farbenschillernden Steppdecke aus Wollenstoff; eine teppichartige Decke der gleichen Gattung lag auf dem Divan und unten am Boden befanden sich kleine, dunklere Teppiche aus gekräuselter Wolle in schwarzen, dunkelblauen und braunroten Tinten. Das Schuhwerk — darunter auch die ungarischen Stiefel, welche der Mann bei seinen Gängen nach der Stadt benützt — nahm die an den Wänden entlang gehenden Bretter ein; zwei große Schränke enthielten Kleidungsstücke und drei riesige Kästen gestickte Wäsche. Mit Stolz zeigte die junge Frau das Werk ihrer Hände und ihr persönliches Eigentum; um aber all diese entzückenden Sachen zu beschreiben, müßte man das vollständige Wörterverzeichnis eines Fachmannes erschöpfen. Den Arbeiten, welche zur Erhaltung des Gemeinwesens nötig sind, müssen die Einzelnen die erforderliche Zeit widmen; was sie aber in ihren Mußestunden schaffen, gehört ihnen persönlich, und so können sie zu einem Sonder-Eigentum kommen, das aus Wäsche, Kleidern, Schmuckgegenständen, Geld, Waffen und noch allerlei anderen Gegenständen beweglicher Natur besteht. In den Familien-Gemeinschaften Indiens sind die Besitzverhältnisse in gleicher Weise geordnet. Im Hintergrund des Hofes steht die Scheune, die „Kornkammer", deren Inneres ringsum hölzerne, mit Weizen, Mais und Hafer gefüllte Behälter aufweist; die Zeit der Ernte naht bereits und doch sind die vorhandenen Vorräte noch lange nicht bis zur Hälfte verbraucht. Die „Zadruga" ist vorsorglich wie eine Ameise; um einer schlechten Ernte oder einem feindlichen Einfalle gegenüber sich behaupten zu können, werden Vorräte aufgeschichtet, welche mindestens für die Dauer eines Jahres ausreichen. Seitwärts in einem allein gelegenen Gebäude befinden sich Keller und Fässer zur Bereitung des Weins und der „Slivovitza". Mit Befriedigung weist der „Starechina" auf eine ganze Reihe von Tonnen, die gefüllt sind mit letzterem Getränk, das man altern läßt, ehe man es verkauft. Ohne erspartes Kapital steht die Gemeinschaft keineswegs da. Die Viehställe befinden sich mitten in den Feldern; es ist dies ein Gebrauch, den man auch in Ungarn auf großen Landgütern antrifft und der sich vorzüglich bewährt. Die Tiere sind auf der Arbeitsstätte und man entgeht der Sorge für das Befördern der Fütterung und des Mistes; in der Pflege des Viehes lösen die jungen Leute sich ab. Die Zustände in den verschiedenen „Zadrugas" aber sind einander ziemlich gleich.

Diese Familiengemeinden zeichnen sich vor ihren nicht in solcher Vereinigung lebenden Nachbarn durch eine größere Wohlhabenheit aus: sie haben bessere Felder, mehr Vieh und mehr Geld. Ihrem Genossenschaftscharakter gemäß verbinden sie die Vorteile kleinen Besitzes mit der Bewirtschaftung im großen; sie verhindern eine übermäße Zerstückelung des Besitzes, beugen der Verarmung des Landvolkes vor und machen die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten unnötig. Sie unterhalten und kräftigen das Familiengefühl, und die gegenseitige Ueberwachung bildet eine Schutzwehr gegen die Verschlechterung der Sitten und die Zunahme der Verbrechen. Und doch sind sie im raschen Verschwinden begriffen. Das Streben nach etwas Neuem, das Wohlgefallen an Pracht und Aufwand, der Geist der Auflehnung, das Bewußtsein der Persönlichkeit und die Gesetzgebung durchschneiden den „Zadrugas" die Lebensader.

### 2. Alt-Serbien.

Zu den am wenigsten bekannten Teilen der Balkan-Halbinsel gehört Alt-Serbien, weil zahlreiche Arnauten daselbst hausen und es aus diesem Grunde stets gefährlich gewesen ist, das Land zu durchreisen. Diese Arnauten stammen von den Serben ab, die nach der Schlacht von Kossowo 1389 dem Sultan sich unterwarfen und zum Islam übertraten, um die Güter und Vorrechte zu erlangen, die denen, welche dem Halbmonde sich zuwandten, bewilligt wurden. Sie sind unstreitig die glaubenswütigsten und wildesten Moslims; nie trennen sie sich von ihren Waffen, und eine ganze Rüstkammer ist es, die sie bei sich tragen. In ihrem breiten Ledergürtel stecken gewöhnlich zwei große Pistolen und ein Kandjar oder wohl auch zwei dieser breitklingigen, zweischneidigen Dolche, dann hängen an demselben drei Patronenbüchsen oder -Schachteln aus ziseliertem Metall von verschiedener Größe, worin Pulver, Kugeln und Lunten sich befinden, und ein eiserner Ladstock an einem ledernen Riemen vervollständigt die nicht gerade an friedliche Zustände gemahnende Ausrüstung; auf Wanderungen oder Kriegszügen kommt dann noch eine gewaltige Flinte mit mehr oder minder gut ziseliertem kupfernem Kolben hinzu. Nur unter dem Schutze aller erdenkbaren Vorsichtsmaßregeln kann man sich also in das türkische Alt-Serbien hineinwagen, und die Zahl der Reisenden, denen es gelang, das Land zu durchwandern, ist äußerst gering. Im Jahre 1879 wurden Teile Alt-Serbiens — die Bezirke Nisch, Wranja und

Digitized by Google

Prekoplje — dem serbischen Königreiche einverleibt, dessen Bewohner gern jenes ganze Land mit dem ihrigen vereinigen möchten. In Prekoplje, mit Kurschumlje als Mittelpunkt, waren die Arnauten ganz besonders zahlreich vertreten und mußten durch Flintenschüsse verjagt werden, da sie der Besetzung ihres Landes durch serbische Truppen bewaffneten Widerstand entgegenbrachten. Unter christlicher Herrschaft konnten diese Arnauten von Prekoplje sich nicht in die veränderten Verhältnisse schicken und zogen sich, obgleich serbischer Abstammung, weiter nach Süden auf das türkisch gebliebene Alt-Serbien zurück, welches der beträchtlichste Bruchteil von Alt-Serbien ist und fast ausschließlich das Vilajet, d. h. den türkischen Verwaltungsbezirk, Kossowo bildet. Die Landstriche, aus denen dieses Vilajet besteht, heißen Kossowopolje, Metokja, Ljuma, Tetowo, Owetz und Kodjak.

Am ausgedehntesten und bevölkertsten ist Kossowopolje mit dem Hauptorte des Vilajets, der Stadt Prischtina, wo der türkische Oberstatthalter oder Vali seinen Sitz hat, und nicht weit von derselben liegt die Stadt Mitrowitza, der Ausgangspunkt der nach Saloniki führenden Eisenbahn. Nach Serbien, dessen Grenze Kossowopolje berührt, führen zwei Wege, von denen der eine von Prischtina nach Leskowatz und der andere von Tirnowatz nach Wranja geht. Auf geschichtliche Erinnerungen, die den Serben teuer sind, stößt man überall in Kossowopolje; so liegt zwischen dem Dorfe Wüschtrin und der Stadt Prischtina die berühmte Hochebene von Kossowo, welche dem Vilajet den Namen gegeben hat und von drei kleinen Flüßchen, der Grasena, der Lab und der Simnitza, die in den Ibarfluß einmünden, bewässert wird. Auf dieser ausgedehnten Hochfläche, die man auch das „Amselfeld" nennt, was „Kossowopolje" auf Slawisch wörtlich bedeutet, fiel 1389 Lazar, der letzte serbische Kaiser, in der Schlacht, die er an der Spitze der serbischen Heeresmacht den vom Sultan Murad befehligten Türken lieferte. Letzterer starb nach beendetem Kampfe; Milosch Obilisch, Lazar's Schwiegersohn, hatte ihm den Dolch in den Leib gerannt, und ein mohammedanisches Grabmal bezeichnet die Stelle, wo den Sultan das Verhängnis ereilte. Nach jener Schlacht aber nimmt die Knechtung Serbiens ihren Anfang. In der Nähe von Mitrowitza sieht man auch die noch ziemlich gut erhaltenen Ruinen eines großen Schlosses, in welchem der Vater des großen Serbenfürsten Duchan durch Meuchelmord umkam, und auf den Bergen, welche die Wasserscheide zwischen Lab und Ibar bilden, trifft man die Ueberreste anderer serbischer Schlösser, während zwischen Gilar und Nowobrdo schöne serbische Kirchen in ziemlich gutem Zustande sich finden.

Westlich von Kossowopolje liegt Metokja, in welchem Bezirke Djakowa und Ipek oder Petsch die beiden bedeutendsten Städte sind; an letzterem Orte hatte einst der Patriarch der serbischen Kirche für eine kurze Zeit seinen Wohnsitz, und die Bischofskirche des alten Serbiens steht noch da. Djakowa aber ist der rechte Mittelpunkt des Arnautentums; hier befindet man sich im gefährlichsten Teile der ganzen Balkan-Halbinsel, in einem wahren Räubernefte.

Weiter nach Süden zwischen den Bergen der Schar und dem rechten Ufer des Drin, liegt Ljuma mit Prizrend, der größten Stadt des ganzen Vilajets Kossowo, welche 40,000 Einwohner zählt und lange der Wohnsitz des türkischen Statthalters war; dann ist in diesem Bezirke noch Dibre oder Diwra zu nennen, das man im Hinblick auf seine Lederarbeiten als das türkische Cordoba bezeichnen könnte, und dessen Bewohner die glaubenswütigsten Mohammedaner der ganzen Umgegend und stolz, hochmütig und von beispiellosem Mute sind. Diese Arnauten von Diwra leben in beständiger Fehde mit ihren Nachbarn, den römisch-katholischen Miriditen, die das Christentum allerdings etwas anders auffassen, als die Lehren Roms es vorschreiben.

Tetowo ist der gebirgigste Bezirk und wird fast ausschließlich von Arnauten serbischer Abstammung eingenommen; diese wilden, bodenlos unwissenden Bergbewohner leben nur von der Viehzucht und lassen es sich kaum einfallen, daß sie unter türkischer Herrschaft stehen, denn die sonst so gestrengen Steuereinnehmer wagen sich nie hierher. Kalkandelen, Gustiwar und Kritschewo sind die bedeutendsten Städte dieses Gebietes.

Owetz, wo als wichtige Punkte die Städte Istib, Uskub und Kumanowo zu verzeichnen sind, liegt im südöstlichen Teile Alt-Serbiens und ist ein reiches Land, dessen Bevölkerung sich aber zu fast gleichen Hälften aus der serbischen und der bulgarischen Rasse zusammensetzt, und es würde wohl äußerst schwierig sein, zwischen diesen beiden Bestandteilen die Grenze abzustecken.

Kodjak ist der am wenigsten bekannte Bezirk und grenzt südlich von Wranja an Serbien; daraus aber, daß man ihn auf den Karten weiß gelassen hat, folgt nicht, wie schlecht unterrichtete Schriftsteller behauptet haben, daß er unbewohnt ist. Im Gegenteile, in den engen Thälern des Kodjak-Planina, eines bedeutenden Höhenzuges, nach dem der Bezirk seinen Namen führt, findet sich eine ziemlich große Anzahl bewohnter Dörfer und die gleichmäßig aus Serben und Bulgaren bestehende Bevölkerung gibt der von Tetewo an Wildheit nichts nach.

Dies also sind die Teile Alt-Serbiens, unter dessen Bewohnern die Serben die überwiegende Mehrzahl bilden, doch lassen sich zwei bestimmte Bruchteile deutlich unterscheiden: die Serben oder Bulgaren, welche Christen geblieben sind, und die mohammedanischen Serben oder Arnauten, von denen jene ungefähr zwei und diese ein Drittel des ganzen ausmachen. Das Vilajet aber hat nach den letzten Aufnahmen Bianconi's eine Gesamtbevölkerung, deren Zahl sich, Nowibazar nicht eingerechnet, auf 480,000 beläuft.

Digitized by Google

# Wie ist Island entstanden?[1]

Von Thorvaldur Thoroddsen.

Aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés.

Wir Isländer bewohnen unsere Insel nun seit mehr als tausend Jahren. Viele wechselnde Schicksale haben wir durchmachen müssen und sind oft von schweren Verhängnissen, Elend und Hungersnot heimgesucht worden; trotz alledem aber haben wir uns unsere Nationalität ungeschädigt erhalten. Die meisten jener großen und gewaltigen Wikingsströme aus den nördlichen Ländern, die sich in alter Zeit weithin über Europa ergossen, sind verschwunden und vergessen, indem sie mit den größeren Völkern, die von ihnen besiegt wurden, in Eins verschmolzen; ihre Sprache und Nationalität sind untergegangen. Wir Isländer allein haben uns unsere Sprache und die Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren bewahrt ungeachtet aller Schwierigkeiten, die eine feindliche Natur und die Uebermacht anderer Völker uns bereiteten. Geholfen hat uns dazu der Umstand, daß wir in solcher Abgeschiedenheit hier nördlich weit draußen im Meere wohnen. Wir Isländer sind Ueberreste aus einer früheren Zeit, das ist wohl allen bekannt; die wenigsten aber wissen vielleicht, daß das Land, welches wir bewohnen, unter den übrigen Ländern auf derselben Stufe steht, wie wir unter den anderen Nationen; es ist der Ueberbleibsel eines früheren Weltteils, der vor langer Zeit ins Meer versunken ist.

In diesem kurzen Artikel will ich mit wenigen Worten andeuten, wie Island entstanden ist, indem ich nur die Hauptresultate anführe, die ich aus meinen eigenen geologischen Untersuchungen und denen anderer habe entnehmen können.

Als die Ansiedler herkamen und zum erstenmale das Land erblickten, damals waldbewachsen von den Felsen bis zum Strande, da stand es keineswegs mehr in jugendlichem Alter, wenn es auch nun erst der Schauplatz der Geschichte und das Kampffeld der Menschen wurde. Die Gletscher schauten hinaus auf das Meer und sahen nichts als Seeschwalben und wasserschnaubende Wale; die Lachse plätscherten in den Strömen; die Ebereſche konnte in Frieden gedeihen und blickte aus dem zerklüfteten Gestein hervor: die Seehunde sonnten sich auf den Klippen und die Vögel ließen in jeder Bucht ihre Stimme erschallen. Dann und wann krachte der Erdboden und lärmend und donnernd schoß das Feuer aus den Felsen hervor, bis es zurücksank und alles wieder in die vorige Ordnung kam. So lag das Land seit vielen Jahrtausenden einsam draußen im Weltmeer. Da näherten sich Ruderschlag und menschliche Stimmen; irische Mönche kamen mit Glocke und Kreuz. Sie führten die Friedensbotschaft mit sich, aber gleichzeitig wurde dem Frieden das Todesurteil gesprochen, denn bald langten auch die Wikinge an auf ihren Drachenschiffen mit den klaffenden Rachen und gierigen Fratzen, vor denen die Schutzgeister des Landes sich entsetzten. Da war es mit allem Frieden vorbei.

So, wie die ersten Ansiedler es schildern, war Island schon viele Tausend Jahre gewesen. Diesem Zustand aber war die Eiszeit vorhergegangen. Da lag das ganze Land todesstarr unter seiner Frostdecke; einzelne Gipfel haben vielleicht aus der Eishülle hervorgeragt, nirgend aber war ein Halm oder Moos, noch irgend ein lebendes Geschöpf. Damals lag der ganze nördliche Teil der arktischen Halbkugel in Eisesbanden; wo jetzt der Weinstock und schöne Bäume und Früchte gedeihen, nagten Renntiere das Moos ab, und einzelne in Felle gekleidete Wilde rangen mit Mammuth und Bär, wobei der Sieg verschieden ausfiel und sie einander oft als Nahrung dienten. Die Menschen besaßen keine anderen Werkzeuge als Steinsplitter, die an Schäfte gebunden waren, und Speere mit Knochenspitzen. Des Nachts schliefen sie in Höhlen, die manchmal soeben erst einem Bären als Lagerstatt gedient hatten. Davon aber, daß in Island vor der Besiedelung durch die Mönche jemals Menschen gewohnt hätten, haben sich keine Spuren noch Anzeichen gefunden.

Nun wollen wir in der Vergangenheit noch einen Schritt weiter zurückgehen. Einige Tausend Jahrhunderte vor der Eiszeit lag eine breite Ländermasse quer über den Atlantischen Ozean von Schottland bis nach Grönland und Amerika; da gab es kein Island in der Gestalt wie heute; auch war die Erdrinde damals noch nicht so weit abgekühlt und die Wärme in den arktischen Gegenden bedeutend größer als jetzt. Island war ein Teil dieser Ländermasse; es enthielt große schöne Waldungen, in denen nicht nur verschiedene Nadelhölzer, sondern auch Erle und Birke, Ulme und Eiche, Nuß- und Tulpenbaum wuchsen. Am häufigsten kam jedoch der Ahorn vor, ein mächtiger Waldbaum mit breiten, handförmigen Blättern. Weinstöcke rankten sich zwischen den Stämmen empor und hier und da ragten riesige Tannen aus dem Waldesdickicht auf. Die mittlere Jahrestemperatur war hier oben dazumal dieselbe wie heute in der Po-Ebene in Italien. Noch lebten auf Erden keine Menschen, um alle diese Schönheit bewundern zu können; zweifellos aber waren auch hier schon Reptilien, Vögel und andere höhere Tiere vorhanden, wenn man auch bei uns noch keine Ueberreste von ihnen gefunden hat; Island ist jedoch noch sehr wenig durchforscht, und die Tierwelt ist außerdem nie so reich an Individuen, wie die Pflanzenwelt. In mancher Hinsicht war aber die Natur des Landes bereits der jetzigen gleich. Von Zeit zu Zeit erfolgten großartige Vulkanausbrüche, Lavaströme ergossen sich über die Wälder, wobei diese manchmal in Brand gerieten; Bimsstein regnete auf die Bäume und versengte die Blätter, und manche Waldungen wurden von Bimssteinschichten bedeckt. In

[1] Dieser Artikel ist in der isländischen Zeitschrift „Andvari" erschienen, war aber ursprünglich für einen isländischen Volkskalender bestimmt und ist deshalb populär gehalten.



Digitized by Google

diesem Zustande blieb die Natur dieser Gegenden ungeheuer lange, wahrscheinlich viele Tausend Jahrzehnte, wenn auch die Wirkung von Feuer und Wasser mit der Zeit Aenderungen zuwege brachte; die Erde kühlte sich ab und zog sich zusammen, eine Länderstrecke nach der andern versank allmählich in die See und zuletzt blieb Island einzeln und losgelöst im Meere draußen stehen. Alles andere ringsum war verschwunden, kein Verkehr von Tieren und Pflanzen konnte über diese Landstrecken mehr stattfinden, aber der Meeresgrund läßt deutlich erkennen, wo sie gelegen haben. Mehr und mehr kühlte sich die Erde ab, bis die Eiszeit anbrach und alles Tier- und Pflanzenleben erstarren machte, um in derselben Gestalt nie wieder zu erstehen. Wir sehen nichts mehr davon als Blätter und Baumstümpfe in den Thon- und Sandlagern zwischen den Basaltschichten; das ist der Friedhof, der die Ueberreste jener prächtigen Vergangenheit birgt. Alle diese Veränderungen sind ganz sacht vor sich gegangen, kaum schneller als die, welche sich noch jetzt vor unseren Augen zutragen und deren wir kaum gewahr werden, weil das Leben des einzelnen Menschen nicht nur, sondern das ganzer Völker, ja die gesamte Geschichte des Menschengeschlechts nur eine so kurze Spanne Zeit umfaßt, daß sie, verglichen mit den unermeßlichen Zeitaltern, mit denen die Natur rechnet, nur wie ein flüchtiger Augenblick ist. Das Schöpfungswerk wird fortgeführt durch Millionen Jahre; es steuert seinem Ziele zu, letzteres aber bleibt uns kurzsichtigen Menschen stets verborgen, weil es so hoch erhaben ist über alles, was unser Geist und unser Scharfblick zu erfassen vermögen. Das Buch der Natur ist für alle aufgeschlagen, die Augen und Ohren haben; man kann unendlich viel daraus entnehmen, was den Geist zu bilden und die Seele zu schönen und guten Gedanken zu erheben vermag. Daher ist es betrübend, daß in unserem kleinen Lande so wenige ihren Verstand und ihre fünf Sinne gebrauchen, um das zu betrachten, was sie täglich vor Augen haben.

Island hat seit seiner Entstehung viele bedeutende Umwälzungen erfahren und ist jetzt, was Formation und Oberfläche betrifft, durchaus verschieden von dem, was es früher war; der Stoff ist jedoch derselbe. Ich will hier in wenigen Worten die Bodenbeschaffenheit des Landes berühren und daran einige Betrachtungen knüpfen, denn um die geologische Geschichte desselben zu wissen, muß man seine Gestaltung kennen und hieraus die Ursachen des Gewordenen erraten.

Die Bestandteile unseres Landes sind nicht sehr mannigfaltig. Drei Gesteinsarten sind es, aus denen es fast einzig und allein zusammengesetzt ist und von denen zwei allgemein bekannt sind: Basalt und Tuff; die dritte heißt Liparit und ist viel weniger häufig als die beiden ersteren. Außerdem finden sich hier und dort auf der Oberfläche Thon- und Sandschichten, die aus den obigen Gesteinen durch die Thätigkeit des Wassers und der Gletscher gebildet worden sind.

Jeder, der an den Küsten Islands entlang segelt, besonders jedoch an denen der Westfjorde und des Ostlandes, sieht, wie steil sich das Land aus der See erhebt; überall sind die Felsen und Klippengürtel 2000—3000 Fuß hoch. Diese Wände sehen aus, als seien sie gleich den isländischen Bauernhäusern bis oben hinan aus langen Rasenstücken aufgeführt. Die Felsen sind steil, weil die Brandung sie abgebröckelt hat. Jeder Rasenstreifen ist der Rand einer Basaltschicht, welche den Felsen durchlagert und auf beiden Seiten der Fjorde sich gegenüber steht, so daß man leicht sieht, wie die Fjorde sich erst später gebildet haben, indem die Basaltschichten durchnagt wurden. Jede solche Basaltlage ist im Grunde nichts anderes als eine gewaltige Lavaschicht; das kann man aus der ganzen Natur des Gesteins erkennen, aus den Schlackenkrusten an den Grenzen der einzelnen Lagen ꝛc. Dies ist ganz dasselbe, was man in jeder tieferen Lavaspalte sehen kann, z. B. in der Almannagjá. Manchmal sind zwischen den Basaltschichten rotfarbige Tuffränder; diese haben sich bei den Vulkanausbrüchen aus der Asche gebildet, während die Lava flüssig war.

Oft sieht man 70—80 Basaltschichten übereinander, und doch ist jetzt nur noch wenig von der ganzen Mächtigkeit der Basaltformation sichtbar, weil Bergstürze und Trümmerhalden den Felsen gewöhnlich bis zur Mitte des Abhanges verdecken. Aus der Neigung der Basaltschichten und anderem habe ich entnommen, daß im Ostlande diese Formation wenigstens 9000—10,000 Fuß stark ist. Durch Sprünge in den Schichten ist Lavamasse aus dem Erdinnern emporgequollen und dann in den Spalten erstarrt; dadurch sind harte Steinplatten quer durch die Felsen entstanden; in den Thälern und Fjorden sieht man ihre Ränder. Man nennt sie Gänge. Manchmal hat das Wasser die Umgebung dieser Gänge fortgefressen, so daß sie aus den Felswänden herausstehen, wie Wände und Steinpfosten.

Das Ostland, das Westland und der größte Teil des Nordlandes bestehen aus Basalt, über die Mitte des Landes aber geht eine breite Strecke aus Tuff; dieser ist aus vulkanischer Asche entstanden und gewöhnlich bräunlich, rötlich oder gelblich. Der Tuff ist durchsetzt mit großen und kleinen Lavasteinen, Bimsstein und allerlei halbgeschmolzenen Gesteinsbrocken, welche beim Ausbruche vom Vulkane ausgeworfen wurden. Häufig sind im Tuff Brocken von Palagonit eingeschlossen; dies ist ein dunkelbraunrotes oder schwarzes Glas mit Wachs- oder Fettglanz, welches gleichfalls von Eruptionen herrührt und sich nachher auf verschiedene Art umgebildet hat. Hie und da finden sich im Tuff auch sehr unregelmäßige Gänge und Schichten von Basalt. An den Außenrändern des Landes neigen sich die Basaltschichten überall ein wenig einwärts gegen den Tuff in der Mitte des Landes. Fast sämtliche Vulkane, die seit der Besiedelung des Landes in Thätigkeit gewesen sind, stehen auf Tuff.

Digitized by Google

Der Liparit ist ein hellfarbiges Gestein, grau, weiß, gelb oder rotbraun. Er ist, wo er sich in den Felsen vorfindet, dem Auge leicht erkennbar, denn es sieht aus, als lägen dort scharf abgegrenzte Sonnenlichter, so sticht dieser helle Stein von der dunkelfarbigen Umgebung ab. Liparit findet sich häufig in kegelförmigen Felsen, z. B. im Berge Baula bei Norðurárdalur, im Hlíðarfjall am Mývatn, im Sandfell am Fáskrúðsfjörður und an anderen Orten: am häufigsten aber geht der Liparit in Gängen und dicken Schichten innen durch die Basaltformationen, besonders im Ostlande; dort sieht man in den Felsen vielfach hellfarbige Trümmermassen von Liparit und an manchen Stellen nach der See hinaus vielfarbige Klippen, z. B. in Barðsneshorn und Dalatangi.

Neue und alte Vulkane gibt es zu Hunderten im Lande; im Südlande stehen die Krater in Reihen von Südwesten nach Nordosten, in der Þingeyjarsýsla aber ungefähr von Norden nach Süden. Die Vulkane stehen auf Sprüngen, die sich in der Erdrinde gebildet haben; durch die Zusammenziehung der Erde und die daraus folgende Spannung in den Erdschichten entstehen stellenweise Risse und Spalten; dabei hebt sich die glühende Masse im Erdinnern und die Wasserdämpfe schleudern Asche und Lava aus den Oeffnungen hervor. Höchst wahrscheinlich stehen die Vulkane in irgendwelchem Zusammenhange mit der See; dies scheint u. a. daraus hervorzugehen, daß verschiedene im Meerwasser vorhandene Salze sich an den Spaltenrändern der Lava absetzen, wenn diese sich abkühlt.

Mehr als 250 Quadratmeilen sind in Island vom Eise bedeckt; die Gletscher, welche durch die Schluchten und Thäler niedergehen, üben großen Einfluß auf die Bodengestaltung; sie schieben Schutt und Gesteinsmassen vor sich her, zertrümmern die Felsen und zerreiben sie zu Thon, und die Gletscherflüsse führen dann den Thon in die See und füllen die Fjorde aus; in der Skaptafellssýsla nähern sich die Gletscher am meisten der See, und dort sind alle Fjorde verschwunden. Erfolgt unter dem Eise ein Vulkanausbruch, so schmilzt die Eisdecke und stürzt, Schlamm und Steine mit sich führend, hinab ins Tiefland; solche Gletscherstürze aus dem Vulkan Katla haben seit der Besiedelung des Landes die Küsten bedeutend verbreitert. Die Felsen, über welche Gletscher fließen, werden geschliffen, so daß sie ganz mit Furchen und Schrammen bedeckt sind.

Im Anfange ist die Erde ein glühender Ball gewesen, durch Wärmeausstrahlung in den kalten Weltraum begann sie sich abzukühlen und erhielt eine Kruste. Als die Hitze auf der Erdoberfläche einigermaßen erträglich geworden war, erschienen auf ihr Tier- und Pflanzenarten, die mit der Zeit immer vollkommener wurden. Zuerst waren Fauna und Flora auf der ganzen Erde die nämlichen, weil die Wärme überall dieselbe war. Später jedoch, als die Kruste dicker geworden, begannen Tiere und Pflanzen sich nach den Wärmezonen zu sondern, weil nun die Wirkung der Sonne entscheidend wurde und Lebensbedingungen verschiedener Art schuf. Wenn heiße Körper erkalten, so ziehen sie sich zusammen; ebenso die Erde; ihre Oberfläche zieht sich nach dem Mittelpunkte, und die Verteilung von Wasser und Land ist dadurch entstanden, daß einige Stellen mehr sanken als andere. Hier und da kamen Falten und Runzeln in die oberen Erdschichten, dort bildeten sich große Gebirge. Vom ersten Anbeginn hat das Gesetz der Schwere auf die Oberfläche der Erde gewirkt; die Umwälzungen in der Lage der Erdschichten, die noch heute wie früher vor sich gehen, sind größtenteils ihm zuzuschreiben. Alle Körper streben dem Mittelpunkt der Erde zu, deshalb sind die meisten Bewegungen der Erdschichten nach unten gerichtet, doch kommt es auch vor, daß Schichten sich nach oben biegen und heben, was gewöhnlich durch den Seitendruck anderer Erdschichten bewirkt wird.

Auf dieses allgemeingültige Gesetz bei der Formation der Erde hat namentlich Eduard Sueß in Wien hingewiesen.

Dieses Gesetz ist es auch, nach welchem Island sich von anderen Ländern losgetrennt hat, wie oben gesagt wurde, weil die umgebenden Länderstrecken gesunken sind; die Formation des Landes hängt damit zusammen und die Vulkanausbrüche und Erdbeben treten ein, wenn irgend ein Landesteil sich senkt.

Die Pflanzen der Vorzeit, die ich vorhin nannte, wuchsen hier in der Periode, die von den Geologen Miocän genannt wird. Niemand weiß, was für Erdschichten es sind, auf denen der Basalt ruht, so daß es nicht möglich ist, die Geschichte des Landes weiter zurück zu verfolgen. Die Basaltschichten sind Lava, und man kann sich einen Begriff davon machen, welcher ungeheuer langen Zeit es bedurft hat, um sie zu bilden. Vergleicht man sie mit dem kurzen Zeitraum, den wir zu überblicken vermögen, so möchte einem schwindeln. Während die Basaltschichten entstanden, sind augenscheinlich häufige Unterbrechungen in den Ausbrüchen eingetreten, in denen sich Erdreich bilden konnte, auf welchem dann Kräuter und Bäume wuchsen. Darnach strömte Lava über die Wälder, die Blätter wurden vom Thon bedeckt und die Baumstämme wurden zu Surtarbrandur. Diese Versteinerungen sind nirgend so schön, wie im Westlande, besonders bei Brjámslœkur und Steingrímsfjörður.

In den Polarländern sind häufig Pflanzen und Bäume aus dieser Periode gefunden worden, z. B. in Grönland, Spitzbergen, Alaska, Kamtschatka u. s. w., und sämtliche Gewächse in jenen weit getrennt liegenden Gegenden sind einander so ähnlich, daß kaum etwas anderes denkbar ist, als daß diese Länder damals unter sich zusammengehangen haben, worauf auch so manches hinweist. Die Bäume, die damals in Island wuchsen, gleichen viel mehr den jetzt in Amerika heimischen als denen, die heutzutage in Europa vorkommen; dasselbe gilt von den Gewächsen, welche damals in Grönland und anderen

Digitized by Google

arktischen Gegenden gediehen. Man glaubte daher früher, diese Vegetation sei von Amerika ausgegangen, aber Engler in Deutschland und Nathorst in Schweden haben bewiesen, daß man den Ursprung dieser Flora in den Polarländern zu suchen habe, von wo sie sich nach Amerika und anderen Gegenden verbreitet haben. In ihrer ursprünglichen Heimatsstätte ist diese Vegetation jetzt ausgestorben, ihre Abkömmlinge aber gedeihen nun in fernen Weltteilen viel weiter südlich. Als die Erde sich noch mehr abkühlte, wurde es in den Polarländern zu kalt für diese Bäume, sie zogen sich allmählich mehr nach Süden und starben zuletzt in ihrer ersten Heimat gänzlich aus; dann kam die Eiszeit und alles Leben in den arktischen Gegenden erlosch. Einige jener früheren Gewächse flüchteten sich vor der Kälte in südlicher Richtung über Amerika; dort gehen die Gebirgsketten von Norden nach Süden, so daß der Pflanzenwuchs sich retten und während der Dauer der Eiszeit am mexicanischen Meerbusen weiter leben konnte; als es nach deren Aufhören wärmer wurde, breitete sich die Vegetation wieder in nördlicher Richtung aus. Einige Gewächse zogen sich auf der Länderstrecke südwärts nach Europa; beim Eintritt der Eiszeit jedoch legte sich nicht nur eine Eisdecke über dessen ganzen nördlichen Teil, sondern es lagerten sich auch Eis und Schnee auf den Gebirgen, welche den Erdteil quer durchschneiden; da konnten die Pflanzen nicht weiter gen Süden vordringen und giengen am Frost zu Grunde. Hieraus ersieht man, wie es kommt, daß die frühere Vegetation Islands der heutigen Amerika's näher verwandt ist, als derjenigen Europa's. Die Nachkommen jener Pflanzen, die im Miocän auf Island und Grönland wuchsen, sind jetzt über ganz Nordamerika verbreitet und zum Teil von großem Nutzen für die Menschen.

Aus diesem kurzen Ueberblick geht hervor, daß es nicht unwichtig für die Wissenschaft ist, die Bodenbeschaffenheit Islands zu untersuchen. Ebenso wie unsere alten Litteraturschätze für die Kulturgeschichte der nördlichen Länder von hoher Bedeutung sind, so auch die Erforschung der isländischen Formationen für die Entwickelungsgeschichte der ganzen Erde.

Als die Länderstrecken rund um Island versanken, entstanden natürlich unzählige Spalten in der Erde, durch welche die glühende Masse hinausgepreßt wurde; auf diese Weise entstand die Mehrzahl der Basaltgänge, von denen vorhin die Rede war. Der mittlere Teil des Landes senkte sich am meisten, dort bildeten sich die größten Spalten und dort wurden die Ausbrüche am häufigsten. Wenn die feurige Flüssigkeit aus der Erde dringt, ist sie mit Wasserdämpfen gesättigt, und je mehr Wasserdämpfe vorhanden sind, desto mehr zersetzt sich die Lavamasse und wird zu Asche. Lagert sich Eis auf den Vulkanen, so schmilzt es beim Ausbruche und die Dämpfe verwandeln die ganze Lavamasse in Asche; deshalb werfen die Vulkane im Südlande (in den Skaptafellssýslur) niemals zusammenhängende Lava, sondern lauter Asche aus. Da der mittlere Teil des Landes am meisten sank, so daß einige Strecken tiefer als der Meeresspiegel zu liegen kamen, warfen dort die Vulkane nichts als Asche aus, und ich denke mir, daß die Tuffformationen im mittleren Teile des Landes auf diese Art entstanden sind. Dieser mittlere Teil des Landes ist noch jetzt im Sinken begriffen und nirgend sonst als hier haben seit dem Miocän Ausbrüche stattgefunden.

Nachdem Island ein vereinzeltes Land geworden war, wurde die Temperatur nach und nach kälter. Nicht viele Spuren aus dieser Zeit sind in den Erdschichten zu finden, einige aber gibt es. Im Hallbjarnarstaðarkambur auf Tjörnes finden sich viele versteinerte Muscheln aus dieser Zeit, welche die Geologen „Crag" nennen; sie ähneln denen, die jetzt in den britischen Gewässern leben, woraus man ersieht, daß die Temperatur damals bedeutend wärmer gewesen sein muß als heute.

Dicht vor der Eiszeit haben viele Vulkanausbrüche stattgefunden, bei denen sich ungeheure Lavafelder mitten im Lande bildeten; das Gestein in diesen Lavafeldern ist eigentümlich, grobkörnig und grau von Farbe; man nennt es Dolerit. Paijkull war der erste, der erkannte, daß der Dolerit bei Reykjavík vom Eise zerriebene Lava ist, die vor der Eiszeit ausgeworfen wurde. Ich habe später gefunden, daß diese Doleritlavafelder sich über ein ungemein großes Gebiet ausdehnen; sie erstrecken sich vom Berge Ok bis hinaus nach Garðskagi, und unter dem ganzen 'Oðáðahraun liegt bis nördlich an die See alte Doleritlava; auch war ich so glücklich, einige der Vulkane aufzufinden, aus denen diese Ergüsse gekommen sind. Ok ist einer dieser Vulkane, und im 'Oðáðahraun sind Urðarháls und Bláfjall vor der Eiszeit thätig gewesen; der Krater des Bláfjall hat während derselben aus der Eisfläche hervorgeragt.

Das Eis ist während der Eiszeit bis zu 2000 Fuß mächtig gewesen. Es hat viele Spuren hinterlassen, Furchen und Eisschrammen auf den Felsen, steinige Hügel, Sand- und Thonbänke. Die Eiszeit hindurch stand die Oberfläche des Meeres 100—200 Fuß höher als jetzt; die ganze Tiefebene des Südlandes war unter Wasser. Die Gletscherflüsse führten Thon und Schlamm herzu und setzten ihn auf dem Grunde der Fjorde ab; diese Thonschichten sieht man noch jetzt überall in den Uferbänken an den Flüssen entlang, und vielfach sind in ihnen Muscheln, die nur in sehr kalten Gewässern, z. B. bei Spitzbergen, leben. Ueberall an den Küsten Islands sieht man Spuren davon, daß die See höher am Lande hinaufgereicht hat; an vielen Orten sind von der Brandung bearbeitete Dünen hoch über dem Meeresniveau; manchmal Strandlinien und Höhlen in den Felsen, da und dort Treibholz und Walfischknochen viele Hundert Faden von der Flutgrenze entfernt. Vor der Eiszeit hatte sich das Wasser bereits tiefe Betten in die Felsen gegraben; dort bildeten sich

Digitized by Google

Gletscher und vertieften die Thäler, und am Schlusse der Eiszeit war die Gestalt der Thäler und Fjorde so ziemlich dieselbe wie heute; doch arbeitet das Wasser noch stetig fort und bewirkt, wenn auch langsam, viele Veränderungen.

Als das Eis vom Lande fortzuschmelzen begann, war dieses ganz entblöst von lebenden Wesen; nirgend war ein Halm zu sehen, überall nur kahle Sandbänke und Steingeröll. Nur in der See lebten Tang-Arten und verschiedenes Getier und stellenweise findet man in den Hügeln in der Nähe des Meeres Muscheln, welche darauf hindeuten, daß gleich nach der Eiszeit die Temperatur etwas, wenn auch nur unbedeutend, höher gewesen ist als jetzt. Ganz allmählich begannen einzelne Pflanzen aufzusprießen; Strömungen und Vögel trugen Samen aus den nächsten Ländern herbei. Diejenigen Gewächse, für deren Gedeihen die Verhältnisse günstig waren, vermehrten sich, die anderen aber giengen wieder zu Grunde. Einzelne Insekten wurden von Treibholz oder auf andere Weise ans Land getragen; Bären und Walrosse kamen auf Eisschollen herbei, ebenso Füchse; aber keine anderen Landsäugetiere konnten eine so weite Meeresstrecke passieren, und noch weniger Frösche und andere Reptilien. Fauna und Flora in Island sind arm, wie es wegen der Kälte und der Entfernung von anderen Ländern nicht anders zu erwarten ist.

Nach und nach erhielt das Land sein jetziges Aussehen; zur Zeit der Besiedelung war die Vegetation sogar üppiger als heutzutage, weil die Buschwälder größere Ausdehnung hatten und fast jeden Abhang bedeckten; überall im Lande erkennt man aus den verwitterten Stümpfen in Sümpfen und an Bergseiten, daß es früher viel mehr Waldungen als jetzt gegeben hat. Aber nicht nur haben die Schafheerden vieles zerstört, auch die Menschen haben aus Gedankenlosigkeit und Unverstand jedes Reis, dessen sie habhaft werden konnten, ausgerissen und zerhackt und dadurch dem Lande unverbesserlichen Schaden zugefügt.

Sobald im Lande Pflanzen und Tiere auftauchten, begann eines mit dem andern zu wetteifern; die Natur ist ein ewiger Streit und Kampf, in welchem die Kräftigsten und Tüchtigsten den Sieg davontragen. Daher kommt es, daß in jedem Lande diejenigen Tier- und Pflanzenarten vorhanden sind, welche für die örtlichen Verhältnisse am besten geeignet sind, während die schwächeren bald aussterben.

Dieses selbe Gesetz gilt, wenn auch in etwas anderer Weise, ebenfalls für die Menschen.

Das sollten wir Isländer bedenken. Eine entscheidende Zeit steht jetzt bevor. Wir müssen uns in den zwischen den Völkern der Erde geführten Wettstreit hinein begeben, und da gilt es, entweder seinen Platz auszufüllen oder vernichtet zu werden. Wir müssen mit den Fortschritten der übrigen Menschheit mitzukommen suchen, wenn es bei uns auch langsamer gehen wird; gleichzeitig aber müssen wir unsere Nationalität zu bewahren trachten und es lernen, die von der Natur uns gebotenen Gaben in rechter Weise zu benutzen.

Hoffen wir, daß die Tüchtigkeit, Geduld und Charakterstärke unserer Vorfahren uns in zukünftigen Jahrhunderten den Weg weisen wird.

Wenn wir die Zeichen der Zeit nicht verstehen und nicht mit allen Kräften des Leibes und der Seele um unsere geistigen und materiellen Fortschritte ringen — nicht nur mit Worten, sondern mit der That — so könnte es kommen, daß wir unsere Nationalität einbüßten, unsere Freiheit und alles, was uns das Teuerste ist, oder in Elend und Jammer verkämen, denn das Naturgesetz, welchem Pflanzen und Tiere, einzelne Menschen und ganze Völker unterworfen sind, duldet keine Halbheit.

Was im Daseinskampfe unnütz und untauglich befunden wird, muß aussterben und wird aus dem Buche des Lebens getilgt.

---

## Obst, Wein und Nüsse in Texas.

Selbst das in der gemäßigten Zone Nordamerika's gezogene Obst hat nicht den feinen, zugleich kräftigen Geschmack unseres französischen und deutschen Obstes. Es reift zu rasch. Dagegen liefert Nordamerika z. B. in Rockland- und Orange-County (Staat New-York) einen vortrefflichen Cider, welcher dem Frankfurter Apfelwein und Trier'schen Viez (vice vino) in jeder Hinsicht gleichsteht. Die Holländer waren die ersten Obstzüchter Nordamerika's, und zwar im Staate New-York; die Spanier dagegen im Süden im Rio-Grande-Thale. Texas, als ein subtropisches Land, ist kein Obstland und wird nie eines werden. Erst am Red-River habe ich wohlschmeckende Kirschen und Pflaumen gegessen, welche die Soldaten unserer Kompagnie uns aus dem benachbarten Arkansas mit nach Texas herüberbrachten. Das Obst wurde in der Umgegend von Fort Smith gezogen. Aepfel-, Birn-, Pflaumen- und Kirschbäume hat man oft in Texas gepflanzt, aber niemals größere Erfolge damit erzielt. Die Bäume und Früchte blieben jedoch vereinzelte Kuriositäten ohne viel Ertrag. Aprikosen geraten, besonders aber Pfirsiche. Im Hügellande von Texas besitzen die Farmer ganze Pfirsichwälder. Doch bleiben die Pfirsiche kleiner als die unseren und schmecken fader. Mandeln und Feigen gedeihen besonders im unteren Küstenrande. Dort finden sich alte, umfangreiche Feigenbäume, einige noch aus spanischer Zeit, und es fehlen weder grüne noch reife gelbe und braune Feigen jemals zum Dessert an den Tables d'hôte der Küstenstädte. Wilde Pflaumen- und Kirschbäume sieht man im Oberlande in großer Anzahl, häufig in den Bottoms oder Flußgründen. Diese Pflaumen sind

Digitized by Google

kaum halb so groß als unsere, rundlich geformt und nur genießbar, wenn sie, überreif, abgefallen sind oder einen Nachtfrost bekommen haben; ebenso die wilden Kirschen, welche an Größe den unseren gleichkommen. Beide, wilde Pflaumen und Kirschen, sind wie unsere Pflaumen mit einem weißlichen Reif überzogen, welcher sich leicht abwischen läßt. Eingemacht, mit reichlich Zucker, geben sie vorzügliche Konserven, Kompots und Gelées. Weiße Maulbeerbäume finden sich vorzugsweise in den Bottoms oder am Rande derselben. Die weißen Beeren sind klein aber von lieblichem Geschmack. Mancherlei Beeren liefern die Bosquets der Prairien. Auch findet man Cranberries (eine Art Moosbeere), Bilberries, Heidel- und Brombeeren von bedeutendem Umfang und sehr saftig.

Die Persimonbäume (Diospyros virginiana) werden 10—12 F. hoch und unseren Mispeln zur Seite gestellt. Doch gilt der Vergleich nicht. Die Persimonen sind kleiner als die Mispeln, viel saftiger und süßer. Was Form, Farbe und Geschmack betrifft, ähneln sie mehr unseren Aprikosen. Sie heißen bei den Botanikern auch Persimon-Pflaumen. Der baumartige Strauch trägt elliptische, oben glänzende, glatte Blätter, rote und gelbe Blüten.

Als Obst dienen in Texas: Bananen, Ananas, Melonen, Tomatos, Kürbisse (Squashes). Bananen werden nur stellenweise gezogen; sie gelten als Ersatz für Birnen; die schönsten Exemplare sah ich in Governor Bell's großem Garten in San Antonio, wo sie stets unter Wasser gehalten wurden. Die Bananen, die man besonders an der Küste genießt und massenhaft auf den Schiffen des Golfs vorfindet, kommen meist von Cuba und anderen westindischen Inseln her. Ananas geraten in Texas sehr gut, werden aber auch nur als Luxusartikel gezogen; die meisten sah ich in den Gärten von Galveston. Melonen werden von Gärtnern sowohl, als von allen Farmern und Pflanzern in Menge gewonnen. Es gibt rote und weiße Wassermelonen, Zucker- oder Netzmelonen, ungarische und Apfelmelonen — alle von feinstem Geschmack. Erstere erreichen häufig eine sehr bedeutende Größe und sind von einem so köstlichen Geschmack, wie vielleicht nirgend anderswo. Auf der Farm bricht man sie früh Morgens in der Kühle ab und verzehrt sie zum Frühstück oder legt sie an kalten Orten, in Kellern oder Felsengrotten, nieder. Eiskalt sind sie am schmackhaftesten. Zucker wird nie zugethan, sie sind übersüß. Die gewöhnliche rote Wassermelone ist wohl die zuckerreichste. Lieblich aromatisch ist der Geschmack der kleineren, runderen Netzmelone. Die Apfelmelonen, nach ihrer Form sogenannt, werden apfelgroß und zugleich mit dem Mais angepflanzt. Bei der Maisernte verzehrt man sie zur Labung unterwegs im Felde und bringt dann immer noch ein Dutzend mit nach Hause zur Nachkost. Die ungarische Melone, aus Ungarn eingeführt, gedeiht in Texas sehr gut. Man ißt in Texas so viel Melonen, als bei uns Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen zusammengenommen, und es bekommt einem sehr gut. Bei den frugalen Mexicanern sind sie Nahrungsmittel und diese nehmen eine Beere spanischen Pfeffer (Chiltepèn) dazu. Wegen ihres großen Zuckergehaltes werden die Melonen, besonders die roten Wassermelonen, ohne zu schaden, auch von Fieberkranken genossen. Die Tomatos, überall gezogen, werden faustdick, und es gibt gelbe und rote. Sie dienen besonders zum Salat oder als Sauce zu Braten und Fleisch, kommen auch in die Suppe, werden häufig frischweg aus der Hand verspeist. Sie stammen aus Südamerika, wo sie wild wachsen. Die Kürbisse geraten riesig groß. Aus den Schalen fertigt man allerlei Hausgerät an: Löffel, Kantinen, Laternen, Näpfe. Man röstet und schmort die Kürbisse in Stücken mit der Schale oder kocht Kürbisbrei, welcher die Stelle des Apfelmuses einnimmt. Kürbispasteten, Pumpkin-pies, sind bekanntlich in ganz Nordamerika ein beliebtes Nationalgebäck. In Texas bilden die Kürbisse ein extra Vieh- und Pferde-Futter; im Staate New-York sah ich sogar Hofhunde an der Kette mit Kürbismus in ihrem Napf, selbst mit rohen Kürbisschalen füttern. Pferde sah ich am Rio Grande sich nach vorgängigem Grasen zum Schlusse von den am Rande des Chaperals stehenden Meskitbäumen die langen, braunen Schoten mit ihren klebrig süßen Kernen herunterlangen; in den Orchards oder Obstgärten in Rockland-County (Staat New-York) hielten sie die Apfelnachlese. Die platten, oft wunderlich geformten Squashes, mit ihrer dicken, weißen oder gelbgrünlichen Schale, werden kartoffelgroß und rechnen schon mehr zum Gemüse; sie werden gekocht oder gebraten und gehören zum Gebiet der Hausfrauen.

Edelobst, wie Zitronen, Pomeranzen, Apfelsinen, gewinnt Texas immer mehr, doch wird es meist aus Westindien und Louisiana importiert, wo ich einmal von New-Orleans nach der Atschafalaya-Bay durch die wohlgepflegten Orangen-Plantagen, durch die Gärten der Hesperiden gefahren bin. An der Golfküste sind diese Edelfrüchte spottbillig.

Alles in allem genommen, nicht Amerika, sondern Europa bleibt das eigentliche Obstland. Wie mir Bekannte aus Californien versicherten, macht auch das dortige Obst keine Ausnahme in Qualität. Hinsichtlich dieser zeichnet sich immer noch der Gürtel des veränderlichen Niederschlags in Frankreich und in Deutschland aus.

Texas ist ein wildes Weinland. Es gibt vielerlei einheimischen wilden Wein. In den Bottoms ranken die Reben 80—100 F. hoch über die Gipfel der Bäume hinauf, über und über mit schweren, großbeerigen, blauen, auch weißen, sogen. Catawba-Trauben behangen, welche aber von sehr herbem Geschmack sind.[1] Um die Trauben

[1] Die sogen. Catawba-Trauben sind eigentlich Labruska-Trauben. Dr. H. O. Lenz kennzeichnet sie in seinem „Pflanzenreich" (Gotha, Verlag von Thienemann) folgendermaßen: Der Labruskawein (Fuchstraube), V. Labrusca *L.* (V. vulpina), ist ist überall in Nordamerika, von Canada bis Texas, heimisch; gedeiht am besten an südöstlichen Abhängen, rankt sich bis 100 F.

Digitized by Google

zu gewinnen, welche eingemacht werden oder Essig, selten Wein liefern, fällt man oft den ganzen Baum, an dem die Rebe emporwächst. Die Bergabhänge in den oberen Flußgebieten sind viel mit wildem, schwarzem, kleinbeerigem Wein bekleidet und stellen natürliche Weinberge in Terrassen dar. Ein erfreuliches Ereignis ist es, wenn man einen Stock weißen Wein entdeckt hat. Die kleinbeerige, schwarze Traube ist über ganz Texas verbreitet und bildet einen Hauptbestandteil der Bosquets der Prärien. Die Traubenblüte erfüllt die Atmosphäre mit balsamischem Dufte. Reichlicher Genuß dieser Trauben ist das gründlichste Heilmittel für Leberkrankheiten, Milzanschwellungen, welche sich infolge von Fiebern einstellen. Aus der kleinbeerigen, schwarzen Traube kelterten die Deutschen in Westtexas, so wie die von Considerant's und Cabet's Kolonien übrig gebliebenen Franzosen in Dallas-County (Ost-Texas) längst einen ebenso angenehmen als feurigen Wein. Die von den Deutschen seit einer Reihe von Jahren mit dem Anbau rheinischer und anderer deutscher Reben angestellten Versuche haben noch keinen rechten Erfolg gehabt. Auch die von Amerikanern mit den vier Sorten Ozark-Reben angestellten Versuche sind noch nicht recht geglückt. Die Ozark-Rebe ist in Arkansas (Aarkansa, wie man zu Lande mit indianischer Accentuierung spricht) heimisch. Dagegen wird in dem altkultivierten Rio-Grande-Thale, z. B. schon in der Umgegend von El Paso del Norte, ein sehr geschätzter Wein gewonnen. Am höchsten gilt in Texas der aus Mexico eingeführte Parraswein, welcher, von einer spanischen Rebe gezogen, dem Portwein an Feuer nicht nachsteht, aber lieblicher von Geschmack ist. Der Wein wird so genannt nach der im nördlichen Mexico gelegenen Stadt Parras.

Im Rhein- und Weinlande gibt es zum jungen Wein frische Nüsse, an der Mosel geröstete Kastanien, in Texas läßt man sich zu den Trauben die Pekannüsse schmecken. In den texanischen Wäldern findet man die besten Arten Nüsse, Schwarzwallnüsse, Hickory-, Pekannüsse oder mit ihrem botanischen Namen Juglans nigra L., Juglans cinerea L., Juglans olivaeformis, R., auch Carya olivaeformis. Alle drei geben Nutzhölzer. Auch in einzelnen Gruppen treten diese Bäume selbständig auf, dann wieder gibt es ganze Nußbaumwälder mit dem herrlichsten, hellen Grün, Stamm für Stamm kerzengerade und gesund. Schwarzwallnuß wird viel zu Getäfel, Zimmer- und Plafondleisten, Möbeln verwandt. Das zähe Hickory-Holz ist das beste Wagner- und Drechslerholz. In Texas macht man sich nicht viel aus den Nüssen, da man genug Pekannüsse hat. Schwarzwallnuß und Hickory kommen auch in den nördlichen Staaten vor; in dem einst waldreichsten Staate Nordamerika's, im Staate New-York, werden die sammetartig-filzigen Nüsse gesammelt und auf den Markt gebracht. Die Schwarzwallnuß springt leicht unter dem Hammer oder unter dem Handbeile auf. Die Hickory weicht nur der Gewalt, sie ist steinhart. Hickory- und Schwarzwallnußbaum werden umfangreicher als Pekan. Pekan wird am höchsten. Besonders geschätzt ist der Pekanbaum. Es gibt zweierlei Pekannüsse, die kleine und die große, welche letztere daumenlang ist. Die Bäume selbst erreichen gleiche Höhe und tragen gleiches Blatt. Das Kernhaus der Nüsse ist fast vierseitig, dünnschalig, glatt, mit vierlappig aufspringender Fruchthülle. Die großen, länglichen, weichschaligen Pekannüsse mit ihrem vollen Kern lassen sich mit zwei Fingern aufdrücken und schmecken wie Mandeln. Die Erhaltung des Pekanbaums sichert dem Ansiedler einen Vorrat für eigenen Gebrauch und für die Ausfuhr, da die Nüsse sehr gesucht sind, und der Bushel mit 25 bis 35 Cents bezahlt wird. Drei Kinder können in einigen Wochen über 100 Bushel derselben sammeln. Man wartet füglich ab, bis ein Norther (von Norden einbrechender Sturmwind) die Nüsse vom Baume geweht hat, alsdann liegen sie massenweise im Nußwald und man braucht nicht zu schütteln oder gar mit Stecken zu werfen, wodurch die Zweige und Aeste des Baumes zu sehr leiden. Der wie eine Tanne schlanke Pekanbaum wird höher als unser Wallnußbaum; sein hellgrünes Blatt ist länger und schmäler als das unseres Nußbaumes, auch oval. Wagner und Tischler wissen das Holz gut zu verwerten; dem Farmer dient es zu Hammer-, Axt-, Sensenstielen, Rechen, Reifen, Steigbügeln, Sattelböcken, auch zu Schindeln. Wie schon gesagt, Schwarzwallnüsse und Hickorynüsse sammelt man in Texas nicht, preßt auch kein Oel daraus; sie sowohl, als die vom Farmer nicht eingeheimsten Pekannüsse überläßt man den Eichhörnchen, Hirschen, Bären und Schweinen zur Mast und zum Dessert zu ihrer gewöhnlichen Eicheln- und Wurzelkost. Das aus Pekannußmast gewonnene Schweineschmalz hat einen höchst angenehmen Geschmack, wird aber nicht fest und ist wie Oel aufzubewahren.

Somit scheide ich wieder aus dem wilden Obst-, Wein- und Nußland Texas. E. v. W.

hoch an anderen Bäumen empor, kann unten am Stamm bis 2 F. Durchmesser bekommen. Die Zweige sind mit bräunlichem Flaum bedeckt, die herzförmigen dreilappigen, scharf gezähnten Blätter an der Unterseite mit weißlichem oder rostfarbenem Filze. Die gelblich grünen Blüten erscheinen im Juni, die Beeren reifen im Oktober, sind länglich rund, dunkel purpurfarbig oder bernsteinfarbig oder grünlich weiß. In Nordamerika hat man sie durch Kultur zu veredeln gesucht und schätzt besonders eine Sorte, die man Isabelltraube nennt. In Europa hat diese Rebe noch nichts bedeutendes geleistet.

## Aus den Weidegründen des fernen Westens.

Die großen Weidegründe des fernen Westens ziehen von Jahr zu Jahr eine größere Einwanderung von Männern von Geburt und Erziehung aus dem alten Lande heran — auch von Männern, welche wahrscheinlich mit mehr Körperkraft begabt sind, als man von dem Ergebnis jener

Digitized by Google

Lebensverfeinerungen erwarten dürfte, mit denen in England selbst der gebildete Landbewohner sich zu umgeben gewohnt ist. Die Hoffnungen dieser Männer sind auf jeden Fall groß und ihre Befähigung für Arbeit hält ihrer Möglichkeit dieselbe zu verwerten, die Wage. Diese Leute bringen eine Summe Geldes mit sich, welche vielleicht gerade hinreichen würde, um sie für ein weiteres Jahr des Bummelns auf ihrem heimatlichen Boden zu erhalten, mittelst welcher sie jedoch sich, wo nicht ein Vermögen, so doch wenigstens ein Auskommen in ebenso wenigen Jahren wie dem Hörensagen nach andere vor ihnen gethan haben, zu erwerben gedenken — einen Wohlstand auf der festen Basis einer wohl organisierten und sich stetig vermehrenden Heerde, der ihnen erlaubt, im Sommer im Auslande und im Winter zu Hause zu leben. Mit diesen Bestrebungen und je mehr Vertrauen in sich selbst desto besser werden sie in einigen wenigen Tagen aus der Gesellschaft und den Umgebungen, welche die Menschen sanft und artig, wenn nicht etwa selbstgefällig machen, in eine Welt übergeführt, welche ihrer eigenen so unähnlich ist als nur irgend eine Englisch-sprechende Welt sein kann. Die erste Berührung mit diesem Menschenstrom muß ihnen einen Schauer bis ins Mark hinein senden, allein sie schütteln die Köpfe und beißen die Zähne übereinander, wenn sie nach einem Eintauchen in denselben wieder an die Oberfläche kommen; sie greifen mit der ganzen Entschlossenheit von Männern aus, welche ins Wasser gesprungen sind, um zu schwimmen, und nicht, um zu ertrinken. Je älter sie sind, desto schwerer ist der Stoß zu ertragen und zu überwinden. Die Jugend ist zwar dünnhäutiger, steigt aber schneller wieder an die Oberfläche, erwärmt sich schnell wieder im Sonnenschein der Hoffnung und schüttelt die Erkältung ab, ehe sie das System durchdringt. Das reifere Alter leidet in der That, wo die Jugend sich nur belustigt; es seufzt und stöhnt innerlich, während die Jugend laut lacht. Das reifere Alter trägt eine Menge Empfindlichkeiten mit sich herum, auf welche jedermann in der Menge, worin es verkehrt, schmerzlich tritt. Die jungen Leute, welche eben erst aus der Schule oder dem Universitätsleben getreten sind, betrachten diesen neuen Zustand nur als einen Tausch gegen eine teilweise Sklaverei; sie haben an den schwerbeschuhten Füßen keine Hühneraugen darzubieten; sie fühlen sich nicht beleidigt, wenn man ihnen auf die Zehen tritt; sie sind bereit, alles herzlich mitzugenießen. Das Einzige, was das reifere Alter thun kann, ist natürlich, die Haut abzuhärten, und dieses Verfahren ohne Verzug zu beginnen. Die Jugend mag möglicher- und verzeihlicher Weise es für ratsam erachten, sich den Verhältnissen und den Menschen so genau anzupassen, daß sie binnen kurzem sich in stolzer Nachahmung derselben gefällt. Allein hiezu wird sich auf jeden Fall das reifere Alter nicht aufgefordert finden. Leben und Leben-lassen ist der Grundsatz, an welchem die Männer des Westens starr hängen, und sie erwarten ebenso wenig, daß sich ein erwachsener Brite in Sterne und Streifen kleide, als sie sich über das lustig machen, was sie notgedrungen als die seltsamen Excentricitäten in Sprache und Gebahren ansehen, die er mitbringt. Er braucht sich nur, und um seiner selbst willen, in ihre Weise zu finden. Sie verlangen von ihm weder, daß er ihre Idiosynkrasien annehme, noch versuchen sie, ihn sich seiner eigenen schämen zu machen.

Die soziale Akklimatisation des künftigen Ranchman oder Viehzüchters beginnt gewissermaßen schon an Bord seines Atlantischen Dampfers oder jedenfalls in New-York. Bis er Chicago erreicht, hat er wenigstens gelernt sich mit einem einzigen Teller und Besteck über die ganze Mahlzeit zu begnügen, ohne daß er seinen Appetit beeinträchtigt findet; sein Ohr wird mehr oder weniger abgestumpft geworden sein gegen die unaufhörlichen Töne geräuschvollen Auswurfs, und er wird ein Priemchen Kautabak für einen kaum minder fashionablen Anblick betrachten, als einen Zahnstocher in Piccadilly. Es wird ihm nicht mehr auffallen, daß ein Reisegefährte ihn nach einer Bekanntschaft von wenigen Minuten nach dem Preise seiner Uhr oder seines Ueberrockes fragt, und er wird den halbblütigen Eisenbahnschaffner nicht mehr als den Inbegriff unverschämter Vertraulichkeit ansehen, nur weil dieser ihm auf die Schulter klopft oder sich für ein Priemchen Tabak neben ihn setzt, ehe er ihm eine Frage bezüglich des Weges beantwortet. Die Freiheit und Gleichheit einer großen Nation wird ihm schon hübsch anerzogen worden sein, ehe er noch in die Brüderlichkeit des Westens eintritt. Auf seiner Reise hat er ohne Zweifel mehr als einen Vertreter der Rasse der Viehzüchter kennen gelernt und ohne Zweifel ihn bis zu einem gewissen Grade angenehm, umgänglich über das hochwichtige und alles absorbierende Kapitel des Viehs mitteilsam gefunden. Wenn unser Freund nicht thöricht eitel auf seine Herkunft ist, so wird er jeden Vorteil dieser bereitwilligen Mitteilsamkeit sich zu Nutzen gemacht haben, um jede mögliche Belehrung über ein auch für ihn so wichtiges Kapitel zu erlangen, und wird den andern zum Sprechen ermutigen, während er sich darauf beschränkt, das Gehörte zu verdauen. Als Mann von Welt wird er wahrscheinlich die Aeußerungen seines neuen Bekannten cum multo grano salis hinnehmen. Allein zu Gunsten der westlichen Wahrheitsliebe darf ich billigerweise aus eigener Erfahrung sagen, daß dies nur in einem merkwürdig geringen Grade nötig ist. Ein Viehzüchter mag bei seinem Lieblingsthema gelegentlich enthusiastisch werden, aber er ist in der Regel nicht nur deutlich und klar, sondern auch absichtlich wahrheitsliebend — ausgenommen wenn er Dir etwas verkaufen will. Indessen geh' in den Westen, lieber Leser, und lerne für Dich selbst! Wenn der Viehzüchter sich jedoch an das Allgemeine hält, so ist er beinahe unwandelbar ein lehrreicher und zuverlässiger Führer in allem, was zu dem Geschäft gehört, das ihn reich gemacht und das ihm vielleicht sogar den Luxus erlaubt hat, in einigen sogen. Neben-

Digitized by Google

unternehmungen total Fiasco zu machen. Daß seine Ansichten und statistischen Angaben ziemlich richtige zu sein scheinen, wird mehr oder weniger durch die innige Uebereinstimmung zwischen seinen Aussagen und denen seiner nicht minder gesprächigen Berufsgenossen bestätigt, mit welchen unser neuer Einwanderer sich zu unterhalten Gelegenheit hat. Allein der Viehzüchter ist nicht nur mitteilsam, um den neuen Ankömmling über Gegenstände zu erbauen und zu belehren, welche sich auf die Kunst der Viehzucht beziehen, sondern er ist auch mit Großmut erbötig, ihn vor den bösen Menschen zu verwarnen, mit denen er in Berührung kommen wird, und von denen er ihn versichert, daß sie vor nichts zurückschrecken würden, wenn nur etwas Geld dabei zu verdienen ist. Er wird die Geschäftsvorteile ebenso freimütig und mit ebenso viel Behagen zum Besten geben, als wäre er ein Kriminalpolizist, welcher von Verbrechen erzählt, die er ans Licht gebracht hat, und er wird seine Warnungen mit manchen Zügen von Geriebenheit illustrieren. Vor allem wird er — und darauf ist Tausend gegen Eins zu wetten — mit der ganzen Innigkeit einer langen und sehr praktischen Erfahrung hinzufügen: „Glaubt keinem Mann wenn Ihr mit ihm ein Geschäft macht; und wenn Ihr mit Einem handelt, Sir, so feilscht mit ihm immer, als hättet Ihr es mit einem Schurken zu thun, bis Ihr ihn als einen Anderen erprobt habt!" Der letztere Teil dieses Rates gleicht etwa demjenigen, man solle nicht ins Wasser gehen, ehe man schwimmen könne, und die ganze Aeußerung gemahnt den neuen Ankömmling an Epaminondas und seine unlogische Behauptung, daß alle seine Landsleute Lügner seien.

Ueberhaupt wird der Einwanderer aus der alten Welt in den Bahnwägen, welche ihn dem Stillen Ozean zutragen, manche interessante und lehrreiche Reisegefährten treffen, und muß, wenn er sich diese Gelegenheit zu Nutz macht, notgedrungen manches wichtige Körnlein von Kenntnissen zu dem Vorrate sammeln, aus welchem er Brot zu machen gedenkt. Die hohe Meinung, welche er von der Ehrliebe und Gewissenhaftigkeit seines neugewonnenen Bekannten sich bereits gebildet hat, mag vielleicht etwas erschüttert werden, wenn er das schallende beifällige Gelächter bemerkt, mit welchem der letztere eine Geschichte aus dem Munde eines namenlosen Geschäftsmannes, betreffend die erfolgreiche Durchführung einer kürzlich vergebenen Mehllieferung für die Indianer, begrüßt, welche dieser dunkle Ehrenmann in der Weise verwirklichte, daß er ein Gemisch von dumpfigem Weizen- und geringem Maismehl als beste Rationen durchgebracht hat. Allein man citiert dann als Entschuldigung hierzu sogleich die angeblich von General Sheridan herrührende Aeußerung: „Der einzige gute Indianer sei ein toter", und so fühlt der neue Ankömmling sich hier verpflichtet, sich jeder Spur von Verwunderung zu enthalten, wenn er sich auch nicht ganz dazu bringen kann, in die allgemeine Kundgebung von Beifall und Billigung einzustimmen.

So wird der Einwanderer den Viehzüchter, den stockgrower oder stockowner, finden, wann und wo immer er ihn trifft, wozu er um so häufiger Gelegenheit finden wird, wenn er sich seine eigene Niederlassung gewählt hat und nun in Geschäften nach der nächsten Stadt kommt, denn außerdem wird er wenig Zeit haben, seinen eigenen Rancho zu verlassen, um den geselligen Verkehr mit seinen weit entfernten Nachbarn zu pflegen. Immer freundlich, zugänglich und zu allen Zeiten erbötig, zum Besten des Neuangekommenen ihm mit ihrer Erfahrung an die Hand zu gehen, werden sie ihn willkommen heißen und ihm mit einem allgemeinen Wohlwollen beistehen, welches er kaum wieder in einem anderen Gemeinwesen finden könnte.

Sehr häufig hat der angesehene Viehzüchter sich mit anderen zu einer Handelsgesellschaft zusammen gethan, und im Interesse derselben findet er ebenso viel Beschäftigung für sich selbst in einiger Entfernung von seinem Vieh, wie auf dem Rancho selbst. Infolge davon hat er längst die shaps (lederne Reithose) und den breitkrämpigen Hut mit der weißen Halsbinde und Weste der Zivilisation vertauscht und die wirkliche Aufsicht über das Vieh an einen Aufseher oder Verwalter übertragen. In diesem Aufzug und im Besitze eines der zerstreuten hölzernen Häuser, welche stolz eine heraufkommende Stadt des Westens bilden, gilt der Boß für einen mit allen Zeichen der Wohlhabenheit begabten Mann, welcher alle die Ehre verdient, die hier dieser höchsten aller Tugenden gezollt wird.

Auf seiner Suche nach einer neuen Niederlassung wird der neue Ankömmling ausgedehnte Gelegenheit haben, sich mit dem Rancho-Leben bekannt zu machen, zumal wenn er Chancen hat, die gewöhnliche Routine zu verfolgen, in irgend einer Grenzstadt abzusteigen und von dort eine Rundfahrt im Einspänner oder einen Ausflug zu Pferde durch diejenige Gegend zu machen, in welcher er dem Vernehmen nach eine passende Oertlichkeit zu seiner eigenen Niederlassung finden könnte. Es wird ihm nicht schwer fallen, derartige Erkundigungen einzuziehen, zu denen es ihm am besten verhelfen wird, wenn er sich einen Führer, eine Rolle Bettzeug (das für das einzig notwendige Gepäck im Westen gilt) und einen Sack Hafer einthut und dann sogleich seine Entdeckungsreise zur Besichtigung des Landes antritt. Wohin er sich nun wenden mag, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach überall dieselbe Antwort auf seine Fragen erhalten, nämlich, daß dieser besondere Teil des Landes bereits ziemlich dicht bevölkert sei, daß er aber ein Stückchen Weges weiter noch Raum genug für eine Viehbahn finden werde, denn unverkennbar lastet auf den Gemütern der bereits ansässigen Leute eine krankhafte Angst vor Uebervölkerung. Gleichzeitig wird er jedoch überall eine Gastfreundlichkeit finden, die nicht übertroffen werden kann. Cowboy, Verwalter oder Eigentümer, alle haben dieselbe allezeit bereite Begrüßung für ihn, er möge nur unter ihr Dach treten und mit dem

Digitized by Google

Besten vorlieb nehmen, was Küche und Speisekammer vermögen. Jeder Tag wird ihn mit einem Mittagsbrot unter den gleichen Ausdrücken versorgen, und jeden Abend wird er ein Nachtessen und einen Winkel auf dem Fußboden finden, wo er sich sein Bett herrichten kann. Ueppige Genüsse darf er natürlich nicht erwarten. Gebratener Speck in Menge, heiße Semmeln und Kaffee nach Belieben, werden seine Mahlzeit bilden, flink gekocht von seinem Wirte (denn jedermann im Westen muß ein gewandter, wenn auch einfacher, Koch sein), und ein zinnerner Becher und Teller, eine Gabel und ein Löffel von Eisen werden sein Tafelgeräte bilden. Schweinefleisch ist das hauptsächlichste Nahrungsmittel des Rancho-Lebens, namentlich während der Frühlings- und Sommermonate. In der kalten Jahreszeit wird auf den Rindvieh-Ranchos eine beschränkte Anzahl Ochsen geschlachtet; allein die Wintermonate sind wahrscheinlich nicht die Jahreszeit, welche der neue Ankömmling für seine Inspektionsreise wählt, und ich bin fest überzeugt, daß er auf seiner Reise mit beneidenswertem Appetit sich über sein geräuchertes Schweinefleisch und sein saures Brot hermacht. Seine Fahrt auf dem sogen. Buckboard — einem Fuhrwerk, welches ich am besten schildere, indem ich es als eine Art skelettähnlichen vierräderigen Wagens ohne Federn, aber mit in Federn hängenden Sitzen beschreibe — ist eine sehr gesunde und Appetiterweckende Bewegung. Dieses primitive Fuhrwerk wird von zwei Pferden gezogen, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß das Buckboard überall, wohin die Pferde gehen, denselben folgt. Gräben, Gruben, Dämme, Schluchten, Auswaschungen, Salbeigebüsche — keines dieser aufgezählten Hindernisse vermag einen Buckboard zurückzuhalten, so lange seine Pferde noch ziehen und seine Insassen sich noch festhalten, während er oft senkrecht nach unten taucht und dann seine Lage verändert und beim Passieren des Bettes irgend eines Wasserlaufs mit steilen Rändern, wie sie das Schmelzen des Schnees im Frühjahr eingerissen hat, ebenso senkrecht wieder hinaufsteigen muß. Ganz Montana und Wyoming besitzen diese eigentümliche Bodenbildung: die Thäler erscheinen eingeschnitten und ausgenagt nur durch die Einwirkung des Wassers, welches die lose Erde zuerst in kleinen Auswaschungen, dann in tieferen Kanälen und endlich in großen steilen Schluchten oder breiteren Thälern hinwegspielt. Die Folge dieser leichten Veränderung des Bodens unter dem Einfluß von Regen und Schnee ist, daß es einem nur selten möglich ist, sogar zu Pferde eine gerade Luftlinie für mehr als eine englische Meile oder dergleichen einzuhalten, in solchem Grade ist die Oberfläche des Landes zerrissen und gebrochen. Gar manche Meile weit an Umwegen muß der neue Ankömmling auf seinen täglichen Ritten hinter seinem Vieh her zurücklegen und auf diese Launenhaftigkeit im Bau der Erdrinde schieben!

Kommen wir nun aber vom Land zu seinen Bewohnern! Der Cowboy oder Kühjunge des Westens ist, in weit höherem Grade als irgend ein anderer Teil der Viehgemeinde, ein deutliches Erzeugnis seines eigentümlichen Gewerbes. Ist er einmal in Reih und Glied aufgenommen und eingewöhnt, so nimmt er alle die Kennzeichen und Attribute dieses Standes an, gleichviel, was für eine Stellung im Leben er früher bekleidet haben mag, er scheint alsbald die Vergangenheit hinter sich zu werfen, die Zukunft vor sich zu versenken und zufrieden die Gewohnheiten, Geschmäcke und das Dasein des Cowboy für alle Zeiten hinzunehmen. Nicht die unbedeutendste seiner Eigentümlichkeiten ist sein Aufzug, der in der That eine kurze Schilderung verdient und in der richtigen Ordnung von seiner Haut nach außen beschrieben werden muß. Unmittelbar auf der Haut legt er eine warme gewobene Jacke und Beinkleider von Kammgarn an, wenn er mit einem guten Cheque in der Tasche sich etwa zweimal im Jahr in der nächsten Stadt einfindet, um in einer für einen Mann aus den Oststaaten unbegreiflich kurzen Zeit sein Gehalt „totzuschlagen", das in Anbetracht, daß er 40 Dollars im Monat und „Alles frei" hat, sehr bedeutend ist. Diese Unterkleider legt er gelegentlich ab, wenn sie nach seiner Ansicht des Waschens bedürfen; allein unter der heißesten Sommersonne arbeitet er in einer Kleidung, welche ihn mitten im Winter schützen würde. Ueber den Unterkleidern trägt er ein Paar gewöhnlicher Tuchhosen, deren Enden er in die hohen Stiefeln steckt, welche mit hohen Absätzen und mächtigen scharfen Sporen versehen sind. Dann steckt er seine Beine in ungeheure Shaps, d. h. dicke lederne Ueberbeinkleider, welche dem äußeren Saum entlang Fransen haben. Sein Oberkörper steckt in einem kurzen Hemd von farbigem Flanell, mit einem weißen umgeschlagenen Kragen aus demselben Stoffe und mit Spitzen vor der Brust. Bei kälterer Witterung fügt er hiezu noch eine weite Tuchjacke. En grande tenue trägt er ein kleines Seidentuch von möglichst schreiender Farbe über dem Hemdkragen um den Hals gebunden und läßt die Enden frei im Winde flattern. Ein weicher, aber schwerer runder Filzhut, mit ungemein breitem Rande, von hell gelbrötlicher oder staubgrauer Farbe (welche je nach seinem Alter wechselt) ist seine Kopfbedeckung; die Krone desselben ist entweder mit einem ledernen Bande und Schnalle oder mit einem seltsam geflochtenen Roßhaarband umgeben. Es begreift sich, daß der Cowboy gern den Stutzer spielt und seine Stellung mittelst einer sorgfältigen Beachtung aller Einzelheiten der Verzierung seiner Klasse aufrecht zu erhalten bemüht ist. Sein Sattel und Zeug sind noch mehr als seine Kleider eine glückliche Verbindung zwischen den Anforderungen roher Zweckmäßigkeit und Dienstleistung und denjenigen phantasievoller Verzierung. Der Sattelknopf vor ihm endet in einer Art Horn und vertritt gewissermaßen die Stelle eines Pfostens, um daran das Ende seines Lariat (Lasso) zu befestigen, wenn er eine Kuh oder ein Pferd eingefangen hat, und wird außerdem zu anderer Zeit in verschiedener Weise zum Tragen von aller-

Digitized by Google

hand Gegenständen benützt. Die Sattelpausche hinter ihm erhebt sich ebenfalls zu bedeutender Höhe, und er ist auf diese Weise in einen Sitz eingekeilt, welcher gegen das Bocken und Stoßen jedes Broncho oder halbgezähmten Pferdes sichern sollte. Seine Steigbügel sind überdies breiter und aus Holz verfertigt (darum, beiläufig gesagt, um vieles wärmer als unsere nordeuropäischen eisernen Bügel) und auf jeder Seite derselben hängen die großen ledernen Flügel oder Tapideros herab, um seine Füße vor der Kälte und den Salbeibüschen zu schützen, durch die er beständig hingaloppieren muß. Der Körper des Sattels erstreckt sich hinter die Pausche und dient zur Aufnahme des „Slicker" (Wettermantels von Wachstaffent) oder des weiten Ueberrockes, ohne den er niemals ausreitet, und ebenso wenig läßt er seine Handschuhe zu Haus oder den riesigen sechsschüssigen Revolver, den er selbst halb verborgen unten an seinem rechten Rockflügel trägt. Unter seinem Sattel sind zwei Wolldecken zusammengefaltet, welche bei Tage den Rücken des Pferdes bedecken und bei Nacht dem Reiter zum Bett dienen sollen (wobei ich beiläufig noch bemerken will, daß die einzige Vorbeugung gegen den wunden Rücken der Pferde in einer hügeligen Gegend eine sorgfältig zusammengefaltete Wolldecke unter dem Sattel ist.

Ein Cowboy hat zu seiner Verfügung selten weniger als sechs Pferde, und deren noch mehr während des Zusammentreibens der einzelnen Heerden im Frühjahr und Herbst — eine Notwendigkeit, welche man leicht begreifen wird, wenn man sich erinnert, daß seine Pferde nur allzu oft kleine Klepper sind, kaum auf viermal schwerer geschätzt, als er selbst mit seinem ganzen Aufzuge, seinen Sporen, Tapideros, seinem Revolver, Sattel und seinen sonstigen Habseligkeiten ist, denn ein für das Feld gerüsteter Cowboy trägt mutmaßlich all sein Hab und Gut mit sich herum, außer etwa eine Reisetasche, die er in der letzten Stadt zurückgelassen hat und die möglicherweise seinen modischen Anzug und die Photographien seiner Eltern und Lieben zu Hause enthalten mag. Die Arbeit, welche jedes Pferd der Reihe nach zu leisten berufen ist, wenn sie sich auch nur über einen halben Tag erstrecken mag, reicht gewöhnlich vollkommen hin, um das Pferd zu einer dreitägigen Ruhe zu berechtigen, besonders da während dieser Zeit seine einzige Nahrung in Präriegras besteht, welches vielleicht nicht einmal in genügender Menge vorhanden sein mag. Von Jahr zu Jahr steigt übrigens die allgemeine Vorliebe für die größeren und stärkeren Pferde aus Oregon und Washington, von welchen große Mengen über die Rocky Mountains herübergebracht und eingeführt werden; und Montana verspricht nun derjenige Teil des nordamerikanischen Festlands zu werden, welcher die schönsten Pferde züchtet.

Ein Cowboy wird — einem Dichter unähnlich — durch den Drang der Umstände; er ist nicht zu diesem Stande geboren. Seine Geburt mag zurückdatieren zu irgend einem reichen Bürgerhause in New-York, zu einem Blockhaus in Colorado oder Wyoming, zu einem Bauernhause in Missouri oder sogar zu irgend einem aristokratischen Herrenhause in England. Allein eines Mannes vergangene Geschichte hat mit seinem nunmehrigen Stande nichts zu schaffen und hat entschieden nur wenig Bezug auf sein Leben als Cowboy. Ist er einmal in jene lustige, tollkühne, in den Tag hinein-lebende Bruderschaft eingetreten, so wird er es wahrscheinlich treiben wie die andern, d. h. arbeiten und reiten wie ein Tiger, im Notfalle bei Wasser und Thee, und dann nach der Stadt eilen, um seinen Verdienst so rasch zu verbrauchen, als es nur Branntwein und der Geist dämonischer wilder Sinnlichkeit erlauben. So verschieden seine Herkunft, so verschieden ist natürlich auch seine Gemütsart und Anlage; nimmt man aber einer Durchschnitt aus der Mehrheit, so findet man in ihm beinahe unwandelbar einen gemütvollen, warmherzigen Kameraden, der stets dienstfertig und hülfsbereit ist und sich niemals über Trübsal beklagt. Und gegen keinen kehrt er die Eigenschaften seines Wesens bereitwilliger heraus als gegen den neuen Ankömmling, gegen welchen er nie und unter keinen Umständen mürrisch, sauertöpfisch und unfreundlich ist. Sein Leben ist notgedrungen mehr eine Geltendmachung körperlicher Kraft, als geistiger Entwickelung, wie eine nur oberflächliche Bekanntschaft mit dem geselligen Verkehr und dem herrschenden Ton der Unterhaltung unter einer Schaar junger Bursche, die allein auf einem Rindvieh-Rancho leben, zur Genüge darthun wird. Auch kann man nicht sagen, daß ihre Brotherren oder die Cowboys selbst sich sehr um Beschaffung der wünschenswerten geistigen Nahrung der Cowboys während jener langen Monate bemühen, wo dieselben den größten Teil ihren Zeit unter Dach zubringen müssen. Im Gegenteil, die Kost in dieser Richtung ist ganz so roh, kaum ebenso gesund und gewiß nicht einmal so reichlich als die leibliche Kost, womit der Cowboy versorgt wird. Zwei oder drei alte Nummern der „Police News". ebenso viel zerlesene und halbzerrissene Romane und vielleicht der illustrierte Katalog einer Modewarenhandlung bilden kaum einen litterarischen Festschmaus für ein halbes Dutzend Männer den ganzen Winter hindurch. Bei diesen spärlichen Vorteilen und dem Mangel an aller Verbindung mit der Außenwelt während einer so verlängerten Periode ist es kaum zu verwundern, daß Erzählung, Erörterung und Unterhaltung in einem Kuhrancho, mild ausgedrückt, eher prononziert als glänzend sind. Unter einer Gesellschaft seiner vertrauten Bekannten würde man einem Cowboy die bessere Seite seiner Natur nicht zutrauen; nimmt man ihn aber einzeln, so werden sich seine guten Eigenschaften unfehlbar bald kundgeben, und es ist sogar alle Möglichkeit vorhanden, daß man binnen Kurzem zu dem Schlusse gelangt, das Genus Cowboy sei keineswegs der mindest günstige Typus des Westlichen Lebens. Er wenigstens wird nicht von dem alles absorbierenden Fieber des Geldmachens verzehrt. Er liebt es allerdings sehr, solches zu verdienen, aber nur, um nach

Digitized by Google

Matrosenart es wieder zu verjubeln. Die übrige Menschenmasse, mit welcher der neue Ankömmling möglicherweise in Berührung kommt, betet den allmächtigen Dollar mit einer Inbrunst an, worin ihre ganze Seele aufgeht, betrachtet seinen Besitz als das höchste Gut des Lebens, als den hauptsächlichsten Anspruch auf Ansehen und Würdigkeit, macht seine Erringung zum Angelpunkt ihres Dichtens und Trachtens bei Tag und Nacht und strebt darnach in wahnwitziger Weise — wofür? — damit der Besitz die Grundlage dafür werde, noch mehr zu verdienen!

## Geographische Neuigkeiten.

* Poti und Suchum. Die „Nowosti" von St. Petersburg brachte jüngst einen Aufsatz, welcher der Beachtung der russischen Regierung die Bucht von Suchum empfiehlt, über welche wir vor Kurzem aus der eigenen Anschauung eines kompetenten Beobachters ebenfalls eine höchst lehrreiche Schilderung brachten. Auch der Artikel in der „Nowosti" ist der Ansicht, daß diese Bucht den denkbar günstigsten Punkt für den Ausfuhrhandel des Kaukasus sein würde. Die Stadt vergrößert sich zusehends; das Klima gehört zu den gesündesten, und die Bucht bietet alle wünschenswerten Sicherheiten für die Fahrzeuge dar. Vergleicht man die Bucht von Suchum, welche keinen Hafen hat, mit derjenigen von Poti, wo man einen solchen einrichten will, so begreift man nicht, weshalb man einen solchen an einem Orte gründen will, wo die Natur Hindernisse darbietet, deren Ueberwindung mit ungeheuren Kosten verbunden sein wird. Es sind bereits Millionen für den Hafenbau in Poti aufgewendet worden, aber gleichwohl kommen noch immer Schiffbrüche und Beschädigungen daselbst vor und erreichen sogar unheilvolle und erschreckende Proportionen, wie dies im Verlaufe der Monate Februar und März des laufenden Jahres der Fall gewesen ist. Es handelt sich angeblich um die Frage, noch weitere sechs Millionen Rubel auf die Verbesserung von Poti zu verwenden. Allein schon ein Teil dieser Summe würde hinreichen, um zu Suchum einen in jeder Hinsicht trefflichen Hafen zu gründen und diese Stadt mit einer der Stationen der Poti-Eisenbahn zu verbinden. Man hätte alsdann einen vorzüglichen Hafen, in welchem das Aus- und Einladen der Waren in aller Sicherheit bewerkstelligt werden könnte, worunter die wirtschaftlichen Zustände Mingreliens und Abchasiens, dieser höchst ertragfähigen Länder, nur gewinnen könnten. Es ist schon vor mehreren Jahren die Rede davon gewesen, Suchum durch eine Zweigbahn mit der Station Nowo-Senaki der Bahn Poti-Tiflis zu verbinden; diese Zweigbahn hätte nur etwa 30,000 Rubel per Werst, also im ganzen 4 Mill. gekostet.

* Der Hafen von Sewastopol. Sewastopol erhebt sich schnell aus seinen Trümmern und die Stadt wird in Jahresfrist ganz ausgebaut sein; die Einwohnerzahl, welche sich vor zehn Jahren kaum auf 12,000 belief, überschreitet heutzutage bereits 40,000 Seelen. Es wurde im Jahre 1784 unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. in der Nähe des Tatarendorfes Achtiar (wörtlich weißes Kleid) gegründet; Kaiser Nikolaus trug wesentlich dazu bei, der Stadt eine große Entwickelung zu geben; er machte es zu einem wichtigen Kriegshafen und zu einem vorgeschobenen Fort gegen Konstantinopel. Nach dem Krimkriege 1854—1855 waren von der ganzen Stadt nur fünfzehn Häuser stehen geblieben; heutzutage ist die Stadt mit ihren neuen herrlichen Prachtbauten ein wahrer Vergnügungs- und ein sehr besuchter Badeort und ein Kriegshafen ersten Ranges geworden. St. Petersburger Zeitungen melden, die Südbucht von Sewastopol sei in das Eigentum des Marineministeriums übergegangen, welches dort den Kriegshafen und die Flottenstation der Stadt errichten wird; der Handelshafen dagegen soll von dieser Bucht nach der Streletskaia übersiedelt werden, denn man hat nun in Wirklichkeit erkannt, daß die Erhaltung des Kriegshafens auf der großen Rhede mit den Interessen der Kriegsflotte unverträglich sein würde. Die russische Regierung ist entschlossen, Sewastopol zum Hauptquartier seiner Flottenmacht im Schwarzen Meere zu machen und gewährte in dieser Absicht der Stadt eine jährliche Beisteuer von 750,000 Rubeln; der auch in anderer Hinsicht vortreffliche Hafen hat noch den ungeheuren Vorzug, niemals vom Eise versperrt zu werden.

* Merw. Die „St. Petersburger Zeitung" enthält eine interessante Schilderung der Stadt Merw, welcher wir folgendes entnehmen. Die Züge der transkaspischen Eisenbahn machen hier einen Halt von neun Stunden. Der Bahnhof ist mit einem guten Restaurant versehen. Die zweispännigen Mietkutschen sind sehr bequem und haben einen festen Tarif. Die Preise der Lebensmittel sind in Anbetracht der Transportkosten und der großen Hitze des Landes sehr mäßig. Die Häuser der Eingeborenen haben nach morgenländischer Sitte die Gestalt von Pilzen und sind zwar schlecht gelüftet, aber mit Galerien und Balkonen versehen. Der einzige Uebelstand ist der Mangel eines Straßenpflasters, weshalb es viel Staub gibt. Das schönste Haus der Stadt ist dasjenige des Kommandierenden des Militär-Bezirks. Der Oberstlieutenant Alichanow verbindet den Typus eines Soldaten mit demjenigen eines feinen Diplomaten, ist der Landessprache vollkommen mächtig und trägt bedeutend zur wirtschaftlichen Entwickelung des Landes bei. Um die Teppichweberei zu begünstigen, hat er den besten turkmenischen Webern persische Teppichmuster gegeben — eine Ermutigung, welche vom besten Erfolge begleitet gewesen ist.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 50.** Stuttgart, 12. December **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Englische landwirtschaftliche Aussichten. S. 981. — 2. Der Vogelfang in Lincolnshire. S. 984. — 3. Ein Leichenraub in Mexico. Von einer deutschen Dame. S. 986. — 4. Unter den „Tausend Inseln." Von Allan Grant. S. 991. — 5. Skizzen von der Balkan-Halbinsel. Von Emile de Laveleye. Aus dem Französischen übersetzt von Eugenie Jacobi. (Fortsetzung.) S. 993. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 997. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 998. — 8. Notizen. S. 1000.


## Englische landwirtschaftliche Aussichten.

Seit einer Reihe von Jahren leidet der englische Weizenanbauer unter dem niedrigen Preise, welcher durch die große Weizenzufuhr aus allen Teilen der Welt herbeigeführt ist, so daß ihm schon von verschiedenen Seiten der Rat erteilt wurde, er solle von dem unfruchtbaren Wettbewerbe abstehen, den Weizenanbau aufgeben, sich anderen Produktionen zuwenden. Dies würde aber im Großen und Ganzen mit einem bedenklichen Niedergange der englischen Landwirtschaft überhaupt gleichbedeutend sein, denn der englische Boden und das Klima eignen sich vortrefflich für diesen Anbau und die ganze englische Landwirtschaft ist auf ihn hin zugeschnitten.

Die jüngste „Quarterly Review" sucht nun den Mut der Weizenanbauer zu heben, indem sie in einem langen Artikel, der auch für uns des Interessanten sehr viel enthält, zu dem Resultate kommt:

„Man hat zu voreilig angenommen, daß in dem Kampfe ums Dasein unter den Weizenanbauern der britische, der beste Farmer der Welt, nicht unter denen sein soll, welche die anderen überleben. . . . In allen Teilen der Welt, mit der zweifelhaften Ausnahme Indiens, sind die Weizenanbauer teilweise oder völlig ruiniert worden durch die lange Periode der niedrigen Preise, und die britischen Anbauer haben nur mit den übrigen gelitten. Wenn wir noch ein Jahr so niedriger Preise haben sollten, wie sie seit drei Jahren, bis Ende 1886, vorgewaltet haben, so wird die Gesamtfläche des Weizenanbaues auf der Erde wahrscheinlich um viele Millionen Morgen verringert und wir haben wieder einmal zeitweilig teures Brot. Gegenwärtig indessen ist Grund vorhanden, auf ein so weit genügendes Steigen der Weizenpreise zu rechnen, daß die Farmer ermutigt werden, wenigstens noch auf ein Jahr ihre Felder in bisherigem Umfange mit Weizen zu bestellen. Ein sehr bedeutendes Steigen der Preise ist weder zu erwarten, noch zu wünschen, selbst im Interesse der Anbauer, da dies unfehlbar abermals zur Ueberproduktion führen würde."

Der Hauptrivale der englischen Weizenproduktion ist Amerika, da es billige Bodenpreise, große Fruchtbarkeit des Bodens und sehr billige Transportmittel für sich hat. Dies hat seit 10 Jahren ein solches Sinken der Weizenpreise in England zuwege gebracht, daß man dort den Anbau schon um 25 Prozent eingeschränkt hat. Die niedrigen Pachtzinsen und verbesserte Hülfsmittel hielten einstweilen noch weitere Einschränkungen zurück; damit diese aber auch ferner nicht stattzufinden haben, ist neben einer mäßigen Preissteigerung des Produktes auch die Verminderung der Anbaukosten eine Hauptfrage. Nach einer Berechnung im Jahre 1885 beliefen sich die durchschnittlichen Kosten des Weizenanbaues für einen Morgen auf 8 Lstrl. 7 d. und die durchschnittlichen Erträgnisse auf 8 Lstrl. 2 sh. 7 d., der Malter (quarter) Weizen zu 36 sh. gerechnet. Dies ergab also einen durchschnittlichen Gewinn von 2 sh. der Morgen; dabei war aber keine Verzinsung des Kapitals mit angesetzt und ein Gewinn ergab sich meistens auch nur dann, wenn das Stroh verkauft werden durfte. Den meisten englischen Pächtern ist es aber auferlegt, das Stroh nicht zu verkaufen, sondern es als Streu und somit als Dünger zu verwenden. Bei dem Preise von 36 sh. bauten also nur die Pächter mit einigem Gewinn, die vorzüglichen Boden hatten, der ihnen mehr als den Durchschnittsertrag gab, wenig Düngung bedurfte und den Verkauf




Digitized by Google

des Strohes gestattete. Wem diese Vorteile nicht zur Seite standen, der mußte 40—45 sh. für den Malter (acht Scheffel, Bushel) einnehmen, um auf seine Kosten zu kommen, und diese Höhe erreichte der Marktpreis in den letzten 10 Jahren nicht mehr. Auf die Dauer könnte der englische Farmer solche Verluste nicht aushalten, auch wenn ihm von anderer Seite einigermaßen Ersatz käme; die Weizenproduktion in England müßte also fast vollständig aufgegeben werden, wenn die importierenden Länder noch weiter imstande wären, unter dem angegebenen Preise Weizen auf den englischen Markt zu bringen. Der „Reviewer" ist nun bemüht, mit Zuhülfenahme eines ganz bedeutenden statistischen Materials zu beweisen, daß dies nicht der Fall sein wird. Sollte er hierin Recht haben, so muß die Rückwirkung auch auf unsere Landwirtschaft und damit auch auf unsere gesamten sozialen Verhältnisse eine ganz bedeutende sein.

Nicht nur England soll in den letzten Jahren fast durchweg den Weizen mit Verlust angebaut haben, sondern auch in den übrigen Weizen-bauenden Ländern, mit einziger Ausnahme Indiens, soll dies durchschnittlich der Fall sein, so daß der Anbau eingeschränkt werden wird, bis sich der Preis auf 40 sh. der Malter in England steigert.

In den Jahren von 1870—1880 hat der Weizenanbau auf der ganzen Erde außerordentlich zugenommen, von da bis 1883 in geringerem Umfange. In den Vereinigten Staaten Nordamerika's stieg in diesen 10 Jahren der Anbau allein um 19 Millionen Morgen; in Australien in den 10 Jahren bis 1884 um 2 Millionen Morgen Weizen; in Indien um den vierten Teil der gesamten bebauten Fläche. Aegypten überschwemmte die europäischen Märkte mit seinem Weizen bis zum Jahre 1876 ungefähr, aber in den beiden letzten Jahren war die Zufuhr hierher nur unbedeutend. Chile machte 1872 große Fortschritte als ein Weizen-exportierendes Land, stand aber dann still damit. Diese vermehrten Zufuhren waren mehr als genügend, den Bedarf der vermehrten Bevölkerung Europa's zu decken. Bei den jetzigen niedrigen Preisen wird die Zufuhr sich aber nicht auf dieser Höhe erhalten, sie hat sich schon von 1885—1886 um ungefähr 2½ Millionen Malter vermindert.

Betrachtet man nun die Aussichten des Weizenanbaues in den verschiedenen exportierenden Ländern, so zeigt sich zunächst in den Vereinigten Staaten, daß man auch dort durchschnittlich mit Schaden oder doch ohne nennenswerten Nutzen produziert, so daß sich der Anbau von 1880—1886 um ungefähr eine Million Morgen reduziert hat, mit Ausnahme des Jahres 1884, das für den Anbau ein besonders günstiges war. Eignete sich nicht das Neuland so vortrefflich für den Weizenbau, so wäre derselbe wahrscheinlich um zwei Millionen Morgen zurückgegangen. Der durchschnittliche Brutto-Ertrag von 33 sh. pro Morgen ist für den amerikanischen Weizenbauer kein genügender, da er meist weit entfernt ist von dem nächsten Verladeplatze. Das Stroh wird in Amerika meistens verbrannt und wo dies nicht ist, müssen die Felder gedüngt werden. Selbst wenn die Brutto-Einnahme reiner Profit wäre, würde der amerikanische Weizenbauer nicht reich werden. Die Farmen sind in der Regel 80—160 Morgen groß, und natürlich kann nicht jedes Jahr alles Land mit Weizen bestellt werden, sondern ein Teil liegt fast immer brach. So kommt es, daß der Farmer nicht selten in den letzten drei Jahren eine geringere Einnahme gehabt hat als der Farm-Arbeiter in vielen Staaten. Nur wo mehr als 20 Scheffel vom Morgen geerntet werden, befindet der Farmer sich wohl; wollte man aber überall sonst den Weizenbau aufgeben, so würde Amerika bald ein importierendes Land werden.

Wenn die Bevölkerungszunahme in den Vereinigten Staaten stetig so fortschreitet, wie in den letzten zehn Jahren, und die Weizenproduktion nicht größeren Umfang annimmt als bisher, so wird sie gegen Ende des Jahrhunderts Export nicht mehr gestatten, so daß Europa sich nach anderen Quellen für seinen Bedarf wird umsehen müssen. Steigen dagegen die Weizenpreise, so wird der Weizenanbau auch wieder für die minder fruchtbaren Ländereien in Amerika lohnend. Ein Steigen der Preise, in bestimmten Grenzen, ist also ebenso vorteilhaft für die Anbauer wie für die Konsumenten.

Im allgemeinen sind der englische Boden und das Klima besser für den Weizenbau geeignet als der amerikanische. Die Billigkeit des Landes ist in stetem Abnehmen in Amerika, so daß eine große Anzahl der Farmer nicht durch die Erträge ihre Ländereien, wohl aber durch das Steigen des Landpreises wohlhabend wird, was natürlich zum Teil wilde Landspekulationen zur Folge hat. Die Teuerung der Arbeitskräfte mindert sich mit der steigenden Volksvermehrung, so daß nach allen Richtungen hin sich Ausgleiche vorbereiten.

Amerikanische Eisenbahnen und Schiffsgesellschaften haben nicht selten für längere Zeit den Weizen mit Verlust verfrachtet, was sie auf die Dauer jedenfalls nicht auszuhalten imstande sind. Trotz des billigen Landes und der billigen Frachten schreibt ein amerikanischer Statistiker 1884:

„Die Weizenanbauer Amerika's sind heutzutage faktisch bankerott. Auf den inneren Märkten von Kansas wird Weizen für 16—40 Cents pro Scheffel verkauft. . . . Das Verlangen nach Geld zu 3 Prozent pro Monat übersteigt in allen Städten innerhalb des Weizengürtels weit das Angebot. Die Zugtiere, Geräte, Ernte und Saat sind großenteils verpfändet."

Von den westlichen Farmern berichtet er, daß sie großenteils genötigt seien, ihre Farmen zu verpfänden zu übertrieben hohen Zinsen. Noch schlimmer seien die Verpfändungen der Ernten, so daß verlassene Farmen nicht zu den Seltenheiten gehören. Von allen Seiten

Digitized by Google

wird deshalb dem amerikanischen Farmer geraten, den Weizenbau einzuschränken, sich mehr der Viehwirtschaft zuzuwenden. Die Bebauung des Neulandes ist nur zu oft Raubbau gewesen und die schlimmen Folgen hiervon kommen jetzt nach. Das Leben des amerikanischen Farmers, so wie seiner Frau, ist voll von aufreibender Anstrengung, so daß es sehr schwer hält, die Söhne auf der Scholle festzuhalten.

Daß Amerika nach all diesen Darlegungen nicht mehr ein ernstlich zu fürchtender Rivale des englischen Weizenbaues ist, glaubt der „Reviewer" evident dargelegt zu haben.

Etwas anders steht es mit Indien. Obgleich es wegen seiner klimatischen Bedingungen und gelegentlichen Hungersnöten ein ganz unberechenbarer Importeur ist, läßt sich doch nicht leugnen, daß seine gewaltigen Zufuhren in den letzten Jahren wesentlich zum Sinken der Preise mit beigetragen haben. Daß trotz der niedrigen Preise der Weizenanbau in Indien noch zugenommen habe, schreibt der „Reviewer" den niedrigen Silberpreisen zu und den niedrigen Frachtsätzen auf den indischen staatlichen oder vom Staate garantierten Bahnen. Die Frachtzuschüsse bezahlt der indische Steuerzahler aus seiner Tasche; der indische Weizenbauer befindet sich fast durchweg in sehr gedrückter Lage; so lange aber die Rupie nicht wieder einen Geldwert von zwei Schillingen hat, wird der europäische und amerikanische Weizenbauer einen harten Kampf zu bestehen haben, um gegen den indischen aufzukommen.

In Rußland ist der Weizenbau zu den gegenwärtigen niedrigen Preisen gleichfalls nicht lohnend; der Anbauer erhält nach den neuesten Regierungsberichten nur ein Drittel des in London gezahlten Preises, und dies ist in den meisten Fällen kaum hinreichend, um die Kosten der Produktion und des Transportes nach der nächsten Eisenbahn- oder Verschiffungsstation zu decken. Der Zustand der ackerbauenden Klassen soll ein höchst elender sein. Im Herbst 1885 bot die russische Regierung, um dem Ruine von Millionen von Ackerbauern vorzubeugen, Darlehen zu 6 Prozent ihnen an. Von den verschiedensten Seiten klagt man, daß der Weizenbau sich nicht mehr bezahle; es ist indessen schwierig, besonders im südlichen Rußland, etwas anderes an die Stelle des Weizens zu setzen, so daß man sich mit der Hoffnung auf die Zukunft tröstet. Gleich den indischen Bauern sind die russischen von Wucherern bedrängt, welche sie zwingen, auf Ernten zu sehen, die sich leicht in Geld umsetzen lassen, was schließlich doch unhaltbare Zustände herbeiführt. Da nur die großen Landeigentümer in Rußland Maschinen anwenden und gehörig düngen, so ist der Landbau fast durchweg in elendem Zustande, so daß der Morgen in der Regel nur acht Scheffel Weizen bringt, bisweilen auch nur sechs; selbst in dem außergewöhnlich guten Jahre 1884 war der Ertrag durchschnittlich nur 9 Scheffel für den Morgen. Nur die äußerste Bedürfnislosigkeit des russischen Bauern macht unter diesen Verhältnissen den Anbau noch möglich, so daß er von dem englischen Pächter als Rivale nicht zu fürchten ist.

Auch Oesterreich-Ungarn und Deutschland erscheint in dem Wettbewerbe um den Weizenanbau für England nicht als gefährlich. Die große Feinheit des ungarischen Mehles ist zum Teil der Güte des Weizens zuzuschreiben, zum Teil der Vortrefflichkeit der Mühlen, die in England jetzt auch allerwärts angestrebt wird, so daß die englischen Mühlprodukte selbst bald werden mit den ungarischen wetteifern können. Der Import von Mehl und Weizen aus Deutschland ist schon seit langer Zeit im Abnehmen begriffen, so daß in den sechs Jahren, die mit 1885 endeten, nur zu zwei Dritteln die Einfuhr der vorhergehenden sechs Jahre stattfand. Außerdem ist Deutschland selbst ein Weizen-importierendes Land. Daß auch dort die niedrigen Preise auf den Anbau sehr ungünstig eingewirkt haben, dafür lassen sich leicht Beweise bringen.

Europa in seiner Gesamtheit erzeugt nicht den Weizen, den es für seine Bevölkerung bedarf. Nach neuesten Berechnungen soll dieser Manko sich jährlich auf 168 Mill. Scheffel belaufen. Wenn auch seit 1881 sich die Fläche des Weizenanbaues in Europa um 3 Mill. Morgen vergrößert hat, so ist dies doch lange nicht genügend, die Bedürfnisse der vermehrten Bevölkerung zu befriedigen.

In den australischen Kolonien war der Weizenanbau 1885—1886 um eine halbe Million Morgen geringer als in der Zeit bis 1883—1884, wahrscheinlich auch infolge des Sinkens der Weizenpreise. Der durchschnittliche Weizenertrag in Südaustralien ist während der letzten 14 Jahre nur $7^4/_7$ Scheffel pro Morgen gewesen, so daß der Anbau nur fortgesetzt werden kann, wenn in England der Durchschnittspreis pro Malter 40 sh. ist. Viele der südaustralischen Farmer sind ruiniert und haben schon die Regierung um Darlehen für das Saatkorn angehen müssen. Im letzten Jahre erzeugte Australien nicht Weizen genug für seinen eigenen Bedarf und mußte zum erstenmal aus Indien und Californien einführen; so kam es, daß in den australischen Kolonien der Weizen teurer war, als in England.

Neu-Seeland, mit seinem fruchtbaren Boden und einem zwölfjährigen Durchschnitt von über $26^1/_2$ Scheffel Weizen pro Morgen, war nicht geneigt Weizen zu den niedrigen Preisen nach England zu senden; der Anbau wurde von 1884—1886 bedeutend vermindert, ein Beweis, daß er nur für vorteilhaft erachtet wird, wenn der Malter in England 40 sh. gilt.

Auch Canada ist von England als Weizen-bauender Rivale nicht zu fürchten, trotz seines teilweise so fruchtbaren Bodens. Der Export an Körnern hat den Import an Mehl und Körnern stets nur um Unbedeutendes überstiegen; bei den letzten beiden schlechten Ernten aber war der Import überwiegend. Die Provinzen Ontario und

Digitized by Google

Manitoba, die lange als Vorratskammern Europa's galten, sind 1886, sowohl in Betreff der bebauten Flächen, als der erzeugten Quantitäten, bedeutend hinter 1885 zurückgeblieben, obgleich Boden und Klima so günstig sind, daß der Durchschnittsertrag von 1881—1886 in Ontario 18.2 Scheffel pro Morgen, und in Manitoba 19.7 Scheffel war. Offizielle Berichte meinten sogar, daß Manitoba das beste Weizenland der Erde sei, da es im Durchschnitte 29 Scheffel pro Morgen bringe, was aber doch wohl nur zu den seltensten Ausnahmen gehören mag. Im allgemeinen ist das Klima von Manitoba zu arktisch für den Weizenbau, so daß sich die bebaute Fläche in fünf Jahren nur um 330,000 Morgen vermehrte.

Daß der Weizen-Export von Chile nicht von Bedeutung ist, wurde schon erwähnt; 1886 betrug er nur 400,000 Malter, kaum genug um den Bedarf der Bevölkerung Großbritanniens auf sechs Tage zu decken. Die Bearbeitung des Bodens steht noch auf der untersten Stufe; der Farmer pflügt mit einem zugespitzten Stücke Holz und seine Egge ist ein Bündel Ruten. Der durchschnittliche Ertrag ist nur 4 Scheffel pro Morgen, wobei noch ein Teil Unreinigkeit mit inbegriffen ist. Seit 1880 scheint die bebaute Fläche sich nicht vergrößert zu haben.

Die Argentinische Republik sandte 1885 nicht mehr als 77,421 Malter nach England, gerade genug, um den Bedarf eines Tages zu decken.

Aus all diesen Darlegungen geht deutlich hervor, daß die Preise auf dem Weltmarkte sich von selbst regulieren. Erreichen sie ein gewisses Maximum, so tritt Ueberproduktion ein, gehen sie unter ein bestimmtes Minimum, so wird der Anbau so lange beschränkt, bis der Mangel des Produktes wieder ein Steigen der Preise bewirkt. Freilich vollzieht sich dieser Ausgleich oft erst in längeren Perioden und nachdem viele schwache Existenzen den ungünstigen Konjunkturen zum Opfer gefallen sind. E. Ov.

---

## Der Vogelfang in Lincolnshire.

Eines der ersten und sichersten Anzeichen für das Nahen des Winters in der nördlichen Hemisphäre ist das Erscheinen der Myriaden hochnordischer Zugvögel an unseren niedrigen Küsten im Herbst. Fünfundneunzig Prozent von den Strandläufern, Regenpfeifern, wilden Enten und Gänsen, welche die unabsehbaren sandigen und schlammigen Strecken unserer Küsten im Herbste beleben, haben den Sommer in den arktischen Regionen, auf den einsamen öden Inseln und Tundras des nördlichen Europa und Sibiriens verbracht. Viele von denselben verweilen an den Küsten von Norddeutschland und England nur etwa eine Woche, ehe sie ihre Wanderung nach Afrika fortsetzen. Sie sind sämtlich Flüchtlinge aus einem eisumgürteten Land oder Wanderer, welche nur nach den Polarregionen eilen, um ihre Jungen während des kurzen heißen arktischen Sommers aufzuziehen und dann mit der Sonne wieder gen Süden zu fliehen. Der kommerzielle und volkswirtschaftliche Wert dieser nordischen Vögel ist ein sehr bedeutender und ihr Zug wird daher aufmerksam von denjenigen beobachtet, welche aus ihrem Fang und ihrer Erlegung einen unsichern Lebensunterhalt ziehen und dieselben als Nahrungsmittel auf die Märkte des Binnenlandes schicken.

Bei uns in Deutschland ist der herbstliche Vogelfang verhältnismäßig unbedeutend, obwohl von Mitte September bis Mitte Oktober auf unseren Dohnenstrichen und Schneusengängen eine erkleckliche Menge der sogenannten Krammetsvögel (d. h. der verschiedenen Drosselarten, die auf dem Zug vom Norden nach dem Süden unsere Gegenden passieren) gefangen wird. Um aber von der Menge und Mannigfaltigkeit der Zugvögel, welche im Herbst gefangen werden können, einen Begriff zu haben, muß man einmal den herbstlichen Vogelfang in England und in Italien mit angesehen haben, dessen Ertrag unsere allgemeinen Begriffe davon weit übersteigt. Den ersteren in kurzen flüchtigen Zügen zu schildern, ist der Zweck der nachstehenden Zeilen.

Wer im Herbst, wo die Nächte schon kühler werden und sich die ersten Reifen zeigen, in London verweilt, dem kann auf einem Morgengang nach der City hin die Wahrnehmung nicht entgehen, wie reich die Läden der Wildprethändler an Federwild aller Art zu werden beginnen. Diese Läden haben im Sommer in der Regel ein kahles und uneinladendes Aussehen; allein im Herbst und Winter bieten sie oft Gelegenheit zu einem interessanten kleinen Studium in der Ornithologie. Gegen Ende Oktobers z. B. sieht man sie übervoll von Fasanen, Moor- und Feldhühnern, ganz behangen mit Festons von Brachvögeln, Regenpfeifern, Waldschnepfen, Bekassinen und Wildenten, zwischen denen dann häufig auch noch ein großer Reiher, Kranich, wilder Schwan, eine Möve oder Eule mit ausgebreiteten Schwingen hängt, letztere beide oder eine Rohrdommel, ein Sturmvogel oder eine der seltenen Arten von Enten, Polartauchern, Steißfüßen nur als Sehenswürdigkeit und des Schmuckes wegen. Fragen wir nun, woher diese interessanten Sammlungen des mannigfaltigsten Federwildes kommen, so wird uns beinahe unfehlbar die Antwort zu teil: „Aus Lincolnshire". Versetzen wir uns nun in Gedanken aus der rußigen Atmosphäre London's hinauf an die ferne Küste der Nordsee zwischen Great Yarmouth und Flamborough Head, zwischen 52° 60′ und 54′ n. Br., und suchen wir zu erfahren, wie diese Vögel gefangen werden.

Die unabsehbaren Schlamm- und Sandbänke im Wash, zwischen der Mündung des Witham und dem Wainfleet Haven, sind einige der wichtigsten Rastorte der Zugvögel an der Ostküste Englands und strotzen vom Oktober bis zum März von Vogelleben. Ungeheure Flüge

Digitized by Google

von Regenpfeifern, nordischen Strandläufern (Tringa canutus), wilden Gänsen und Enten und kleinere Scharen vom großen und kleinen Brachvogel (Numenius arquata und Tringa subarquata), vom Rotschenkel (Totanus fuscus und calidris) u. a. m., besuchen diese endlosen Schlammwüsten, äsen sich zur Ebbezeit und kreisen über der weiten Fläche seichten Wassers, wenn die Flut den schlammigen Grund überschwemmt hat. Ein großer Teil des Landes in der unmittelbaren Nachbarschaft des Meeres ist diesem abgewonnen worden, indem das Wasser durch gewaltige Dämme und Deiche abgehalten wird, in denen hie und da ein Schleusenthor dem angesammelten Wasser den Abzug verstattet. Zwischen der Hochwassermarke und dem eigentlichen Ufer ist der Boden mit grobem Gras und anderem niedrigen Gestrüpp bedeckt und von Wasserlöchern und kleinen Kanälen durchschnitten. Auf Meilenweite ist keine menschliche Wohnung zu sehen als da und dort eine einsame kleine Hütte, welche der Küstenwache gehört. Die Fischer, welche in diesen seichten Gewässern die Ernte des Meeres einsammeln, wohnen in den paar zerstreuten Dörfern und fahren zur Ebbezeit in kleinen Pony-Karren meilenweit über den verräterischen Schlamm und Schlick zu ihrer Arbeit hinaus und zurück auf einem Weg, den sie nur durch die sicher in den weichen Boden gesteckten Dornbüsche bezeichnen. Die meisten Fischer und Küstenwächter auf der Lincolnshirer Seite des Wash erhöhen ihren armseligen Verdienst im Herbst und Winter durch den Fang in Netzen und den Abschuß derjenigen Vögel, welche überhaupt eßbar sind. Zu Anfang Oktobers werden die Flugnetze draußen in den Sümpfen aufgestellt. Diese Netze sind ungefähr sechs Fuß hoch, hundert bis zweihundert Meter lang und werden zwischen Pfählen aufgehangen, welche in den Schlamm getrieben sind. Dutzende von Netzen werden in Zwischenräumen von etwa hundert Metern aufgespannt, und ein einzelner Mann besitzt vielleicht mehrere Meilen von Netzen. Die Netze sind aus feinem Bindfaden gestrickt und die Maschen haben ungefähr fünf e. Zoll ins Gevierte und sind zur Flutzeit halb untergetaucht. In Wirklichkeit wird bei Tage nur selten ein Vogel in ihnen gefangen, aber bei Nacht — und je dunkler diese, desto besser — verwickeln sich ungeheure Mengen von den Myriaden von Vögeln, welche an dieser Küste auf und ab streichen und vom Meere hinein zu Lande fliegen, in den unsichtbaren Schlingen. Am frühen Morgen — und gewöhnlich schon vor Tagesgrauen — sobald nur die Flut einigermaßen abgelaufen ist, sind die Eigentümer der Netze schon rührig an der Arbeit, welche in der schneidend kalten Luft, im dichten weißen Nebel oder niederströmenden Regen eine sehr unangenehme ist. Die Leute müssen aber früh bei ihren Netzen sein, wenn sie nicht wollen, daß irgend eine schlaue Krähe oder Möve sich unter ihren flatternden Gefangenen ein tüchtiges Frühmahl hole oder die gefangenen Vögel so verstümmele, daß sie für den Markt nicht mehr brauchbar sind. Einer der begehrtesten Vögel an der Küste ist der nordische oder isländische Strandläufer, Tringa canutus, dessen Fleisch ein Leckerbissen ist. Dieser kleine Vogel, etwa von der Größe einer schwachen Taube, verbringt den Sommer in den arktischen Regionen und geht so weit nach Norden als nur das Land sich erstreckt, bewohnt aber im Winter die schlammigen Gegenden der britischen Küste. Er zieht und kröpft in ungeheuren Flügen und in einem einzigen Netze fangen sich oft über Nacht Hunderte von diesem kleinen Fremdling. Eine andere gewöhnliche Beute ist der Goldregenpfeifer oder Tüte (Charadrius pluvialis), der myriadenweise diese schlammigen Wüsten besucht. Große und kleine Brachvögel, Rotschenkel ꝛc. werden ebenfalls oft in großen Mengen gefangen, und hier und da in besonders dunklen Nächten bei stürmischem Wetter oder während der Springfluten, geraten auch Mengen von wilden Gänsen und Enten und von Möven in die verräterischen, tückischen Netze. Zuweilen kommt eine Schar Gänse oder Enten so dicht und schnell herangeflogen, daß die Netze nachgeben und die Vögel wie ein Messer durch dieselben hindurchgehen. Möven fliegen immer langsamer und in weniger regelmäßiger Ordnung und fügen auf diese Weise den Netzen nicht so viel Schaden zu; oft hat man an Einem Morgen ein Hundert Möven aus einem einzigen Netz genommen. Der häufigste von allen Strandvögeln, welche sich in diesen Küstennetzen verfangen, ist die sogen. kleine Meerlerche (Tringa cinclus) und häufig sind die Läden der Wildprethändler ganz von unten bis oben mit Gewinden von diesem reizenden kleinen Vogel verziert, der weitaus der gewöhnlichste Vogel an dieser Küste ist, wo man ihn sieht, wie er in ganzen Flügen am Strande und dicht am Wasserrande über den glänzenden Schlamm und Schlick hinläuft oder sich von den kleinen Wogen, welche nach verbrauchter Wucht in den letzten Zuckungen von Ebbe und Flut auf diesen Sand- und Schlammbänken hinsterben, einholen läßt.

Begleiten wir in Gedanken einen dieser wettergebräunten alten Fischer auf seiner Morgenrunde bei den Netzen, welche er trotz Wind und Wetter jeden Morgen unternehmen muß, auch wenn er zuweilen nicht einmal einen einzigen Vogel bekommt.

„Was hofft Ihr gefangen zu haben?“ fragen wir ihn.

„Kann's nicht sagen“, versetzt er; „wir wissen das nicht eher, als bis wir zu dem Netze kommen; vielleicht sind es viele Vögel, vielleicht auch bekommen wir gar keinen.“

Gerade diese Unsicherheit des Fanges ist einer der großen Reize dieser Vogelstellerei. Wir machen uns auf den Weg, wenn gerade der erste Lichtstreifen am östlichen Horizont das Nahen der Sonne verkündigt; die Morgennebel beginnen in dichten weißen Bänken über dem Marschlande aufzusteigen; die kleine Dorfgasse widerhallt von unseren Schritten, wenn wir uns auf den zwei englische Meilen langen Spaziergang nach den Netzen auf den



Digitized by Google

Weg machen. Endlich klettern wir über die Strandböschung und suchen den Weg über die endlose Strecke von Sumpf und Marsch nach der Stelle, wo die Netze aufgehangen sind. Das erste, welches wir untersuchen, ist schlecht weggekommen: ein Flug Wildenten oder Wildgänse ist hindurchgestrichen und hat es zerrissen; aber gegen das Ende hin hängen hülflos einige Häringsmöven, Larus fuscus, in den weiten Maschen. Diese werden herausgenommen und in einen Sack geschoben, welchen der Fischer über seinen Rücken geschlungen trägt; sodann geht es weiter zu den anderen Netzen. Aus einem zweiten Netze werden mehrere kleine Brachvögel, einige Dutzend Meerlerchen (Tringa cinclus), ein paar kurzöhrige Eulen und ein isländischer Strandläufer genommen, die meisten tot und von der Flut ersäuft, welche bei Hochwasser beinahe das Netz bedeckt. Ein drittes Netz enthält ein Dutzend oder mehr isländische Strandläufer, von welchen einige so verwickelt sind, daß ihre Auslösung zu einem sehr langweiligen Geschäft wird. Da hängen sie nun, die einen mit einem Flügel, die anderen mit beiden verwickelt; die einen haben sich mit dem Halse, andere mit dem Bein, wieder andere mit einem Bein und einer Schwinge verfangen, wieder andere in hoffnungsloser Verwirrung so in die Maschen hineingewirbelt, daß der feine Bindfaden an vielen Stellen tief unter den Federn vergraben ist. Ein viertes Netz enthält zwei ziemlich ungewöhnliche Vögel in seinem Garn, nämlich einen Fulmar-Sturmvogel (Procellaria glacialis), den man selten in großer Entfernung von St. Kilda trifft und einen großen Eistaucher (Colymbus glacialis), welche hier als seltsame Unglücksgefährten hängen. In einem anderen Netze finden wir ein Paar Pfeifenten und einen Goldregenpfeifer. Es ist überraschend, auf welche Weise sich einige von den Vögeln gefangen haben, da doch die Maschen so groß sind; allein oft werden Vögel gefangen, welche nicht größer sind als eine Feldlerche, denn wenn auch nur eine Flügelspitze zufällig das verhängnisvolle Netz berührt, ist der Vogel verloren. Dies ist jedoch eine ganz außergewöhnliche Morgenarbeit, und des alten Fischers Gesicht strahlt vor Vergnügen, wenn er die Beute überschaut. Allein ein solcher Erfolg ist zuweilen notwendig als Ersatz für die Wochen von Unglück, welche diese Leute zuweilen erfahren. Der Vogelfang ist so ungewiß und unsicher wie ein Glücksspiel — zuweilen kann ein Netz ganz voll von Vögeln sein, während man in anderen meilenweit keinen einzigen Vogel fängt. Die ganze Beute des Fangs wird dann zu dem Vermittler gebracht, welcher für jeden einen bestimmten Preis — zwei bis sechs Pence je für die kleineren Vögel, und einen bis zwei Schillinge für die größeren bezahlt. Dieser Vermittler steht in Verbindung mit den Londoner Wildprethändlern und läßt zwei- bis dreimal wöchentlich eine Sendung an dieselben gehen.

Viele Vögel werden in dieser Gegend auch geschossen, hauptsächlich Lerchen und die verschiedenen Schnepfenarten, welche oft in unglaublichen Mengen aus Nordeuropa über das Meer herüberkommen. Ein großer Teil des Erfolges beim Vogelfang in Netzen hängt von dem Zustand der Witterung und der Jahreszeit, von den Mondsphasen und der Beschaffenheit der Gezeiten ab. Dunkle Nächte und stürmisches Wetter füllen die Netze mit Vögeln; Hochfluten machen dieselben stärker als gewöhnlich an der Küste auf- und abstreichen und leichter in die Netze gehen. Infolge der Drainagen, der Reklamation so vielen Marschlandes in der Niederung und der strengeren Handhabung des Vogelschutz-Gesetzes ist das Vogelstellerhandwerk ziemlich heruntergekommen. Lockenten gehören der Vergangenheit an; der Fang von Wasserläufer (Recurvirostra avocetta) und Kampfhuhn (Philomachus pugnax) in Schlingen hat aufgehört, und es ist ein tröstlicher Gedanke, daß wenigstens in diesen Marschgegenden noch ein bescheidener Zweig von der altehrwürdigen Kunst der Vogelstellerei sich erhalten hat.

---

## Ein Leichenraub in Mexico.

Von einer deutschen Dame.

„Und die Strafe folgte auf dem Fuß ihm nach." Das hat sich gestern bewahrheitet, als man Juan Gonzalez der als Totengräber schon vielen die letzte Ruhestätte hergerichtet hat, in ein von ihm selbst Tags zuvor geschaufeltes Grab bettete. Geweint hat niemand um ihn, viele aber haben gesagt: „Den hat Gott gerichtet." Auf sonderbare Weise ist Juan Gonzalez plötzlich gestorben. Komisch war sein Tod, aber schon recht tragikomisch. Trotzdem würde ich es nicht der Mühe wert halten, von Juan Gonzalez und seinem eigentümlichen Tod nach Deutschland zu berichten, wenn erstens Juan Gonzalez nicht gestorben wäre bei und an der unbewußten Umarmung eines Deutschen, und zweitens Juan Gonzalez' Todesursache nicht eine heute Morgen abgehaltene Versammlung aller Deutschen und Ausländer nach sich gezogen hätte. Deshalb erlaube ich mir, von dem Fall und seinem Ergebnis zu berichten.

Vor zwei Tagen begruben wir unter aufrichtiger Teilnahme einen liebenswürdigen jungen Deutschen, der etwa seit zwei Jahren hier lebte. Er fiel jener bis jetzt namenlosen Krankheit zum Opfer, die, von den Einheimischen nicht gekannt, nur durch vermehrtes Auftreten hauptsächlich unter den Deutschen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Es steht bis jetzt fest, daß die Hauptursache der Erkrankung in nicht dem Klima angemessener Lebensweise liegt und zu reichlicher Genuß des Bieres den Krankheitsstoff zeitigt — eine Annahme, die ihre Berechtigung darin findet, daß es meist Deutsche waren, die bis jetzt von jener stets unter gleichen Symptomen auftretenden Krankheit befallen wurden. Das mexicanische Klima erfordert große Mäßigkeit, wenig einfache leichte Kost, jedoch sehr stark mit Pfeffer gewürzt, und Vermeidung aller das

Digitized by Google

Blut erhitzenden Getränke. Daß aber Bier viel erhitzender auf das Blut hier zu Lande einwirkt als Wein, das fühlt jeder an sich selbst sofort. Es wird gegen jene bedingte Lebensweise noch immer zu viel gesündigt; fordert der Tod dann mal wieder ein Opfer, wie jetzt, dann sind alle anderen jedenfalls für längere Zeit sehr vorsichtig. Der junge Mann starb hier im Hospital und, wie diese Kranken, ohne Ahnung, daß sein Ende nahe. Wir hatten ihn auf ausdrücklichen Wunsch nach dem Hospital gebracht, ich füge ausdrücklichen Wunsch, zur Beruhigung aller, die Söhne oder Brüder hier in Mexico haben, hinzu. Speziell hier in der Stadt ist in gesunden wie kranken Tagen, jedem der hier angestellten und in der Familie eingeführten jungen Männer meines Bruders Haus geöffnet und meine Schwägerin täglich bereit, einen Kranken in Pflege zu nehmen. Aber auch außerdem sind die Herren alle in den besten mexicanischen Familien eingeführt. Es herrscht unter den Mexicanern die schöne Sitte, jedem einzelnstehenden ihnen bekannten Herren bei Erkrankung nicht nur ihr Haus anzubieten, sondern auch den Kranken, gleichviel welcher Nation, welcher Religion er angehört, wie ihren eigenen Angehörigen selbst mit größten persönlichen Opfern zu pflegen. Das gleiche findet jeder Fremde, der unterwegs erkrankt, in der ärmsten mexicanischen Hütte, welche am Wege liegt. Die Mexicanerin zählt Hülflosen und Kranken gegenüber unbestreitbar zu den mitleidigsten, selbstlosesten und aufopferungsfähigsten Frauen der Welt. Dem jungen Herrn war alles angeboten worden, aber er bestand darauf, nach dem Hospital gebracht zu werden. An Nachtwache der Freunde hat es ihm auch dort nicht gefehlt und selbst in letzter Minute hat an Mutterstatt eine deutsche Frauenhand ihm die Augen geschlossen. Er starb Morgens acht Uhr, und Abends fünf brachten wir ihn nach dem Campo Santo. Wer sich in Deutschland entsetzt beim Gedanken, wie schnell hier die Beerdigung dem Tode folgt, dem diene zur Erklärung, daß schon kaum zwei Stunden nach dem Tode der Verwesungsprozeß beginnt. Eine Leiche über Nacht im Hause zu behalten, ist nicht nur gesetzlich verboten, sondern auch ein Ding der Unmöglichkeit. Als wir Deutsche, zu denen sich noch eine ziemliche Anzahl Mexicaner und Ausländer hinzugesellt hatten, gegen fünf Uhr nach dem Campo Santo kamen, schien die Sonne noch recht heiß über die kahlen, öden Gräber. Aber trotz der Sonnenhitze fror es uns fast alle, so trostlos vernachlässigt ist der Campo Santo. Von Wegen keine Spur, der Fuß muß fortwährend den von Tieren zernagten, von der glühenden Sonne gedörrten menschlichen Ueberresten ausweichen. Längst ist der Kirchhof überfüllt, und ohne Umstände wirft man den ersten Nächsten, der scheinbar schon einige Jahre da geruht, heraus, und die Gebeine bleiben liegen, wohin sie mit der Erde geflogen sind. Ein Totengräber ist wohl da, aber er gräbt nur das Grab, wofür er bezahlt wird. Die Armen graben sich als letzten Freundschaftsdienst die Gräber, natürlich eben da, wo sie Lust haben. So sind nur die Gräber vor Angriff geschützt, die mit einem kalten kahlen Stein bedeckt sind. Das Grab für unsern Landsmann war gegraben, allein als man den Sarg hinunterlassen wollte, zeigte es sich zu kurz. Die Männer welche den Sarg hinausgetragen, zogen mit aller Anstrengung denselben der schief eingezwängt war, wieder in die Höhe und setzten ihn wohl etwas zu hart auf die Erde oder der Deckel war nicht gut geschlossen, kurz, er selbst löste sich und schräg fiel der Sonnenstrahl auf die in schwarzem Frack und weißer Halsbinde so festlich geschmückte Leiche. Auch Juan Gonzalez, der Totengräber, sah hin, und er vielleicht war wohl der einzige, der sich nicht entsetzt abwandte, so entstellt war schon der Körper. Die Arme, hoch aufgeschwollen, wie schon die ganze Leiche, waren über der Brust fast bis zu den Schultern gekreuzt. Schnell versuchte man den Deckel zu befestigen, aber es gelang erst nach schwerer Anstrengung, so daß mehrere Männer sich auf den Sarg stellen mußten, bis der Deckel neu befestigt war. Nun ließ man ihn abermals hinab, da inzwischen Juan Gonzalez das Grab verlängert hatte. Selbst die stärksten unter den Herren wandten sich in diesem Moment entsetzt ab. Juan Gonzalez hatte bei der Verlängerung des Grabs einen Frauenkopf vollständig vom Rumpfe gehackt, die kohlschwarzen üppigen Haare, die gewiß aufgesteckt gewesen und sich beim Wurf gelöst hatten, lagen weit ausgebreitet um den Kopf und nicht weit davon ein Stück Schulter und Arm mit Fetzen von Bekleidung. Juan Gonzalez gab, ehe einer es hindern konnte, mit dem Fuß einen Stoß und der Kopf kollerte auf den Sarg hinab. Mit bebender Stimme hielten ein Deutscher, dann ein Mexicaner, jeder in seiner Sprache, eine herzliche Abschiedsrede, und endlich sandte jeder abgewandten Blickes, um nicht den Kopf, nicht die offenliegende verstümmelte Leiche des Nebengrabs zu sehen, eine Handvoll Erde nach und endlich bedeckte Juan Gonzalez im Beisein aller das Grab. Kaum duldete es uns, bis er damit zu Ende und bis er, sich verbeugend, fromm zum Himmel blickend, das Zeichen des Kreuzes über das Grab gemacht, um ganz entsetzt, moralisch totkrank, dem Kirchhof zu entfliehen. Für diejenigen, welche fragen: „Und ohne Geistlichkeit hat man den armen Schelm begraben?“ diene zur Aufklärung: Nach mexicanischem Gesetz ist jede religiöse Zeremonie auf das Innere der Kirchen beschränkt. Obwohl die Mehrzahl der Mexicaner strenggläubige Katholiken sind und sogar selbst von Regierungswegen noch vor etwa 20 Jahren kein Fremder in das Land gelassen wurde, der sich nicht zur katholischen Religion bekannte und darüber den schriftlichen Ausweis führen konnte, so fordert doch das Verfassungsprinzip Glaubensfreiheit für die Kinder der Republik. Die mexicanische katholische Geistlichkeit mit dem Bischof an der Spitze geht denn allen anderen Vertretern der verschiedenen Konfessionen als Vorbild christlicher Toleranz voran. Man sieht die beste Bürgschaft für Duldung und Einigkeit

Digitized by Google

darin, daß keine Konfession durch öffentliche Zeremonien einer anderen sich in ihren Gefühlen verletzt sehen soll. Wer in Mexico das Bedürfnis hat, daß die Leiche des Verstorbenen gesegnet wird oder noch irgend welcher religiösen Feier unterworfen werde, der läßt den Sarg vom Hause in die betreffende Kirche tragen und dort wird je nach den Vermögensverhältnissen oder, besser gesagt, je nach dem Geldopfer die kirchliche Feier gestaltet. Natürlich kann ein Geistlicher von der Kirche aus den Sarg begleiten, aber nur wie die anderen als Freund, denn niemals darf ein Geistlicher im Ornat über die Straße gehen. Ein Geistlicher kann auch am Grabe sprechen, aber als Freund, nicht als Geistlicher. Alle Konfessionen ruhen vereint auf dem Campo Santo. Still zu beten ist jedem gestattet, und am Allerseelentage zündet dort jeder Katholik seine Kerzen an. Allerseelentag ist aber der einzige Tag im Jahre, wo ein Fuß freiwillig den Campo Santo betritt, und am Tage zuvor sucht man die das ganze Jahr herausgeworfenen Gliedmaßen zusammen und wirft sie über die Mauer. Als wir den Kirchhof verließen, lag er wie zuvor einsam da; nur Juan Gonzalez schaufelte ein neues Grab, und zwar sein eigenes, ohne es zu ahnen.

Durango lag in tiefem Schlaf, wie es schien, so lautlose Stille war rings umher, als ein in der Nähe des Campo Santo wohnender Mexicaner, gerade als die Turmuhr die elfte Stunde meldete, aus seinem Schlaf und von seinem harten Lager auffuhr. Er glaubte einen markdurchschütternden Hülferuf vernommen zu haben, weckte eiligst sein Weib, seine Söhne und teilte ihnen das Vernommene mit. Alsbald — denn der Mexicaner streckt sich Nachts angekleidet, nur in eine Decke als Unterlage gehüllt, auf dem kahlen Fußboden hin — alsbald eilten alle, die Pistolen schußbereit, ins Freie. Sie sehen und hören nichts, aber am mondhellen Himmel zieht mit Riesenschritten ein fürchterliches Unwetter heran. Schon peitscht der Wind die Staubwolken in der Luft, es kracht, daß die Erde erbebt, in Strömen stürzt der Regen nieder. Bis auf die Haut durchnäßt, brummend mit dem Vater über die durch einen Traum hervorgerufene nächtliche Störung, eilt die Familie der Hütte zu. Im Bemühen, das eindringende Wasser zu bewältigen, vergaß bald jedes das Vorkommnis.

Wie im Sturm gekommen, so im Sturm verschwunden war das nächtliche Unwetter. Die arme Mexicanerfamilie kauert auf dem durchnäßten Boden, in ihre Decken eingehüllt, zitternd in den nassen Kleidern, ihrem einzigen Besitztum, das auf dem Leibe trocknen muß, sind diese bedürfnislosen Armen, in ihrer Bedürfnislosigkeit glücklicher wie Tausende, neu entschlummert.

Wie zuvor steht der Mond hell und klar am wolkenlosen Firmament, Tausende in Deutschland mit dem bloßen Auge nicht erkennbare Sternchen mehr funkeln, durch die reine Luft sichtbar, in die klare, zauberisch schöne mexicanische Nacht. Ein Mondstrahl stiehlt sich durch die offene Thür der Hütte, die dunklen Gesichter schattenhaft beleuchtend, Friede ist in der Hütte und Ruhe, so auch draußen, gerade wie vor dem Unwetter, so scheint auch jetzt von Neuem ganz Durango in tiefem Schlafe zu ruhen.

Nächsten Morgen sehr früh, denn der Mexicaner steht mit der Sonne auf, brannte vor der kleinen Hütte des alten Mexicaners das Holzfeuerchen. Darüber hieng der Kessel, worin die Morgenmahlzeit brodelte, nämlich Frijoles (braune Bohnen), ohne die der Mexicaner keine Mahlzeit kennt. Das Wasser zum Kaffee steht an der Seite in einem irdenen Topf. Die Frau gießt den Kaffee auf und holt die ärmlichen Eßgeräte herbei. Der Mann ist fort, Brot, Milch und Zucker zu holen, das er für wenige Ilaco bekommt und, wie alle Bedürfnisse, für jede Mahlzeit gerade genügend einkauft. Die Söhne sind mit dem Faß zum Fluß, um das für den Tag nötige Wasser herbei zu holen. Alles, was die Außenwelt angeht, vermittelt der Mann, und selbst des Bettlers Weib verläßt nicht allein ihre Hütte, das wäre gegen Sitte und Anstand, worauf selbst der Bettler noch hält. Der Kaffee ist fertig, Mann und Söhne zurück und alsbald kauert die Familie nach mexicanischer Sitte rings um das erlöschende Feuerchen auf der Erde im Kreis. Jeder löffelt sich aus dem großen Topf seine Frijoles, die sehr fett gekocht, auf unzählige Arten, aber nie ohne Chile (spanischen Pfeffer) zubereitet werden, direkt in den Mund. Dazu trinkt er seinen stark zubereiteten Kaffee aus irgend einer Büchse, die er im Kehricht aufgelesen, nie ohne Milch und Zucker, und ißt dazu sein weißes Brot; daneben geht keinem, weder Mann noch Frau, weder Sohn noch Tochter, die selbstgedrehte Cigarette aus.

Noch saß die Familie, ein glücklich zufriedenes Bild von Armut und Ueberfluß, fröhlich plaudernd, als Freunde sich näherten, worauf die ganze Familie sich erhob, um jene zu begrüßen, überschwänglich in Form und Etiquette, wie sie eben diesem Volke angeboren ist. Die Einladung zu den Resten des Mahles wurde mit vieler Höflichkeit dankend abgelehnt, weil man gekommen war, ein Grab für einen in der Nacht gestorbenen Freund herzurichten. Mit der Bemerkung, Juan Gonzalez müsse wohl schon auf dem Campo Santo sein, weil das Thor nicht festgeschlossen erscheine, entfernten sich nach dem Abschied schleunigst die Männer. Während die Familie neu niederkauernd den Todesfall mitleidig besprach und sich dabei der nächtlichen Suche nach Mördern erinnerte, sah sie die Männer hinter dem also nur angelehnten Thor verschwinden. Ein Sohn machte noch die Bemerkung, daß Juan Gonzalez sich gestern mit dem Gelde für des Deutschen Grab einen Rausch angetrunken und so vergessen haben müsse, das Thor zu schließen, denn hineingegangen sei er heute noch nicht, — als die Familie die kurz vorher eingetretenen Männer mit allen Zeichen des Entsetzens dem Campo Santo entfliehen sahen.

Digitized by Google

Man eilte denselben natürlich entgegen, die todesbleich, sich wiederholt bekreuzigend, erzählten, den Juan Gonzalez habe ein Toter gepackt und halte ihn fest umschlungen. Nach kurzer Beratung beschlossen die Männer, zu denen sich Vorübergehende gesellt hatten, und nachdem mit dem ersten Entsetzen auch die Furcht verflogen war, daß einige Anzeige bei der Polizei erstatten, Andere Aerzte holen und der Rest nach dem Campo Santo zurückgehen sollten, um zu sehen, ob es ein wirklich Toter war, der Juan Gonzalez umfaßt hielt und ob endlich Juan Gonzalez auch wirklich tot sei. Die etwa zehn Leute blieben indes alle wie gelähmt am Eingang stehen, so entsetzlich war das Bild, das sich ihren Blicken darbot. Sie riefen Juan Gonzalez, denn er war es, sein Gesicht konnten sie freilich nicht sehen, da der große Tote, der dort an der Mauer stand, seine Arme fest um Juan Gonzalez geschlungen hatte und Juan Gonzalez's Gesicht an des Toten Brust lag. Juan Gonzalez gab keine Antwort. Die Sonne schien hell, sie sahen ein offenes Grab, die Schaufel lag daneben, dicht an dem zweiten offenen Grab, auch einen leeren Sarg, wie aber kam das? Und noch mehr, wie kam Juan Gonzalez in diese haarsträubende Stellung? Es war noch früh am Morgen und in Mexico geht alles „hasta mañana", d. h. „bis morgen". Dieser gewiß sehr verwirrte und schauerlich klingende Bericht hatte, ganz und gar gegen das „hasta mañana", schon sofort die Behörden zur Stelle gebracht, und mit ihnen erschienen auch zwei Aerzte. Und alle diese mutigen unerschrockenen Männer, die jede Stunde jeder Gefahr entgegentreten, standen sekundenlang entsetzt, so grauenhaft war der Anblick als der Gedanke: „Und wie lange befindet sich Juan Gonzalez in dieser Umarmung?" An dem getrockneten Sand, der sich an den Beinkleidern festgeklebt zeigte, war bald erwiesen, daß schon vor dem Ausbruch des nächtlichen Unwetters Juan Gonzalez an die Brust des Toten geklemmt worden war. Neues Entsetzen schüttelte alle. „Also vor dem Unwetter, während des Unwetters und die ganze lange Nacht?" Zunächst erlöste man den Totengräber mit vieler Mühe aus des Toten Armen. Juan Gonzalez war eisig kalt und erschien leblos, aber Juan Gonzalez war nicht tot. Die Erklärung lag ja den Herren bald nahe, Gonzalez war schon einmal bestraft wegen Leichenraubs; gewiß hatte ihn des Deutschen feiner schwarzer Anzug wieder zur Sünde verführt. Jetzt trat auch der alte Mexicaner hervor, und berichtete was er gehört und wie er mit den Seinen die Gegend abgesucht. Ja, wer konnte an den Campo Santo denken? Welche Christenseele betritt um Mitternacht einen Campo Santo? Gewiß, Juan Gonzalez mußte ein hartgesottener Sünder gewesen sein, den Gott darum selbst gerichtet, aber er hatte doch mit seiner Strafe auf Erden schon abgebüßt. Man legte den Toten von Neuem in sein Grab und brachte Juan Gonzalez, an welchem bis jetzt alle Wiederbelebungsversuche sich als vergeblich erwiesen, nach dem Hospital. Dortselbst gelangte er gegen zwei Uhr zum Bewußtsein und verlangte zu beichten. Man erfüllte sofort seinen Wunsch, und nun gab er die schon gedachte Erklärung, welche die fehlende Lücke ausfüllte.

Richtig, als am gestrigen Nachmittag der Deckel losprang und jeder sich abwandte, sah Juan Gonzalez nichts, dachte Juan Gonzalez nichts als: „Wieviel löse ich wohl für diesen feinen schwarzen Anzug, mit welchem sicher noch der feinste Caballero zum Ball gehen kann? Wer hat Schaden davon?" Hah, wie ihm freudig das Herz klopfte beim Gedanken, wie viele Male er sich für den Erlös, wie das Volk sagte, einen antrinken konnte. Das war sein einziger Gedanke, als er später allein zurückblieb und das neue Grab grub, sein einziger Gedanke bei seiner Abendmahlzeit, und endlich gieng er und trank sich Mut an mit dem Letzten, was er verdient hatte. Zehn Uhr war es, grabesstill lagen die armen Hütten in der Nähe des Campo Santo, als er sich leise dahin schlich. Das Thor geräuschlos öffnend, lehnt er es an, um rasch nach geschehener That sich entfernen zu können. Rüstig und furchtlos, denn wie soll ein Totengräber Furcht vor Toten kennen? gieng er ans Werk. Die Erde hatte er am Nachmittag schon wohlbedacht nur lose darauf geworfen, tief war das Grab auch nicht, Riesenkräfte hatte Juan Gonzalez, bald lag der Sarg geöffnet vor ihm im hellen Monden schein. Jetzt schnell! er hört fern leisen Donner, er sieht nichts am klaren Himmel, aber schnell, denn er weiß ja, wie die Gewitter, die kaum sich gemeldet, losbrechen. Ja, so geht es am schnellsten, denkt er; dort in die Ecke der Mauer trägt er den schweren Toten, dort steht er fest. „So, nun zuerst den Frack, wie fein das Tuch!" aber die Arme sind so fest gekreuzt, mit der einen Hand kann er nichts ausrichten. Jetzt, so geht es; — mit jeder Hand einen Arm an die Wand gebogen, jetzt läßt er die Arme los und will blitzschnell den Rock erfassen, dicht am Toten stehend, als noch schneller des Toten Arme auf seinem Rücken sich kreuzen und ihn wie mit eisernen Banden an des Toten Brust pressen. Er rüttelt, umsonst, er stößt einen Schrei aus, — als einzige Antwort blitzt es, und dann ein Krach, daß die Erde bebt — „Heilige Maria und Josef!" stammelt Juan Gonzalez, an diesem Punkt seines Berichtes angelangt, „Heilige Maria und Josef, ich sah es im Blitz, der die höllische Nacht erleuchtete, wie der große Mann, der mich so fest hielt, zornig und fürchterlich die Augen aufriß, so — so . . .!" Ein Beben durchzittert den Körper, er sinkt zurück und Juan Gonzalez war wirklich tot. Schreck und Rückerinnerung des Schreckens hatten ihn getötet. Noch am selben Abend legte man ihn in das Grab, welches er hergerichtet, dicht neben unsern deutschen Landsmann, — das ist die Geschichte des Todes von Juan Gonzalez.

Unser deutscher Landsmann hätte es in seinem Leben sicher nie geglaubt, wenn ihm jemand prophezeit, daß er nach seinem Tode noch eines Andern Todesursache würde. Mehr oder minder aber hat sowohl die Beerdigung als



Digitized by Google

die Störung der Todesruhe uns alle tief ergriffen. Leichenraub kommt öfters vor, aber selbst wenn der Mexicaner tief gesunken ist, so tief sinkt er selten, um Leichenraub an seinen Landsleuten zu begehen, die unter den besseren Ständen stets im schwarzen Anzug beerdigt werden. Immer sind es die Fremden, welche der Störung ihrer Todesruhe ausgesetzt sind. Deshalb und weil der Friedhof den Lebenden zur Unehre gereicht, ist in uns die Absicht sofort gereift, einen eigenen Kirchhof anzulegen, unsere Toten schattig und menschenwürdig zu betten und sie durch zuverlässige Wärter vor Raub zu schützen. Das ist schnell geschrieben, aber schwerer ausgeführt, weil dazu ein größeres Kapital gehört. Nicht etwa, um den Platz zu kaufen, welchen sicher die Stadt, die gute Absicht erkennend, uns schenken wird. Jenen Platz aber mit einer festen Mauer einzufriedigen, ein Leichenhaus und ein Wohnhaus für den Gärtner und Totengräber zu bauen, welchen man aus Deutschland kommen lassen muß, Anlagen und vor allem die Wasserleitung herzustellen, erfordert Kapital. Die Gegend ist arm an Wasser in der Nichtregenzeit, also neun Monate des Jahres. Es müßte eine Verbindung hergestellt werden weit ab mit einer anderen Wasserleitung, denn ohne Wasser würde der neue Friedhof bald ebenso trostlos darniederliegen wie der mexicanische; trockene sonnverbrannte Erde deckt jedes Grab, kein Baum, kein Strauch, kein Pflänzchen, nicht einmal Unkraut, eine trostlose abstoßende Stätte. Alles in allem, um einen schönen schattigen Kirchhof zu schaffen und bei dem hiesigen riesigen Wachstum in unglaublich kurzer Zeit Bäume und Sträucher hoch aufschießen zu sehen, ist ein Grundkapital von 15,000 Dollars oder 45,000 Mark nötig. Daraus muß außer dem Kirchhof und seiner Unterhaltung ein Kapital zinsbar zum festen Jahresgehalt des Gärtners, der zugleich Totengräber ist, übrig bleiben — ein Grundkapital, das allerdings den Deutschen Zinsen tragen kann und trägt, insofern, als ihnen, geschieden von der Heimat, eine freundlich wohlgepflegte Ruhestätte winkt, daß fernerhin nicht jeder, wie jetzt, schaudernd davor den Friedhof verläßt, nur notgedrungen wiederkehrend, jedesmal neu mit Schrecken denkend: „Auch Du mußt vielleicht da ruhen, einsamer als im Urwald, wo doch noch Baum und Strauch Dich beschatten, der Fuß eines wilden Tieres flüchtig Dein Grab streift und die Vögelein ein Liedchen singen". Ein Kapital, das Zinsen tragen kann, indem wir Mexicanern gegen reichliches Entgelt ein Grab gestatten. Diese Zinsen sollen hinwiederum einen deutschen Wärter besolden für das Hospital und mit der Zeit einen Fonds schaffen, aus welchem armen Deutschen, die hier erkranken, eine gute Verpflegung im Hospital und, wenn sie sterben, ein ordentliches Begräbnis gesichert werden kann.

Dies ist das Ergebnis unserer Versammlung. In seinen Toten ehrt man die Lebenden. Das Comité ist ernannt und jeder aus der Versammlung hat es übernommen, das Kapital nach und nach aus freien Herzensgaben zu beschaffen. Die Deutschen und sonstigen wenigen Ausländer sind meist junge Leute, welche entweder zur Ausbildung oder Vermehrung ihrer Kenntnisse hier leben oder beflissen sind, sich eine Zukunft zu gründen. Die drei einzigen Herren, welche wesentliche Beisteuer geben können, sind zwei lange hier ansässige Deutsche und mein Bruder; diese bilden das Comité, übernehmen alle Mühe und Arbeit der Anlage, liefern auch alles nötige Material ohne persönlichen Nutzen und haben schließlich eine größere Summe gezeichnet. Die Deutschen sind nicht allein die von den Mexicanern geliebteste Nation, sondern aufrichtig gesteht der Mexicaner, daß er deutschem Einfluß viel Gutes verdankt. Die Deutschen in Mexico, so sehr sie ja auch noch an Vielköpfigkeit leiden, sind doch in Einem stets gleich bestrebt: in guten Sitten und solidem Leben den Mexicanern als leuchtendes Vorbild zu dienen. Der Einfluß, den die Deutschen auf die fortschreitende Entwickelung Mexico's ausüben, ist ein unberechenbar großer. Wir fühlen dies auch hier alle mit einem gewissen Stolz, und so in diesem Sinne möchten auch wir Deutsche abermals die Ersten sein, welche durch Aufwand von persönlichen Opfern den Mexicanern beweisen, wie die deutsche Nation ihre Toten ehrt. Wir alle haben hier mehr oder minder einflußreiche und wohlthätige Freunde unter den Mexicanern, aber es erscheint uns eine Art nationaler Ehrensache, daß wir den deutschen Friedhof aus deutschen Mitteln schaffen. Wir alle haben es übernommen, außer dem eigenen bescheidenen Scherflein von Freunden zu sammeln, ein jeder nach seiner Weise — so auch ich. Dem Redakteur dieser Blätter ist diejenige, welche die Herzen ihrer deutschen Landsleute mit Erzählung dieses Vorfalls und seinem Ergebnis zu einer kleinen Gabe nach dem fernen Mexico bewegen möchte, persönlich bekannt. Er verbürgt gewissenhafte Bestellung jeder Gabe, welche der Redaktion übermittelt wird. Durango ist genannt aus Rücksicht für die vielen weitverzweigt in Deutschland lebenden Anverwandten der drei kürzlich hier verstorbenen Deutschen. Der Name thut ja nichts zur Sache, es wird dem, der zu geben gesonnen, genügen, daß es eine bekannte mexicanische Hauptstadt ist, in welcher verhältnismäßig viele Deutsche angestellt sind. Niemand kann vor seinem Ende sagen, wo er dieses findet, jeder aber wünscht, daß sein Ende ein leichtes sei und daß eine liebende Hand sein Grab einst pflege. Den wenigsten, ja richtiger gesagt, fast keinem, der so fern von der Heimat hinscheidet, wird dieser Wunsch erfüllt. Ich meine darum, wenn die Lebenden sich von Herzen bereit zeigen, ihren Landsleuten gegenüber in letzter Stunde und nach dem Tode die liebevollen Pflichten der Angehörigen zu übernehmen, so könnte in der alten Heimat mancher an sich oder einen fernen Lieben denken und uns Deutschen hier eine kleine Gabe senden, die, eben aus dem Heimatland kommend, doppelt erfreut und eine Zusammengehörigkeit fühlen läßt, die im Ausland viel schwerer aufrecht zu erhalten ist, und stets von

Digitized by Google

neuem, wo man sie fühlt, anfeuert, des Vaterlandes treuer Sohn auch fern dem Vaterlande zu bleiben. Wenn schließlich meine Zeilen dazu beigetragen haben, unser Vorhaben zu erreichen, so darf jeder, der sein Scherflein dazu geopfert, sich versichert halten, daß ich mit einer gewissen Freude als einzig hier und als erstes hier unter den Mexicanern lebendes deutsches Mädchen mit schwesterlichem Gefühl alljährlich am Allerseelentag für jedes Grab den Kranz binden und darauf niederlegen werde. Die Redaktion dieser Zeitung, welche gern ihre Spalten der Wohlthätigkeit öffnet, ist bereit, die kleinste Gabe entgegenzunehmen und wird dann später die Quittung des Comité's über die empfangene Summe veröffentlichen.

---

## Unter den „Tausend Inseln.“[1]

Von Allan Grant.

„Der Kolibri hat nun seine Eier in das Nest auf der Veranda gelegt“, schrieb uns unsere Freundin aus Gananoque; „kommt bald, wenn ihr sie sehen wollt. Und Miß Sinclair hat einen Chipmunk von dem großen Baum gezähmt, daß er ihr beinahe aus der Hand frißt. Ich bin überzeugt, euer Junge möchte ihn gern sehen. Auch beginnt der indianische Pfeifenstrauch im Wald hinter dem Hause zu blühen. Er hält nicht lange an. Ihr müßt euch also beeilen oder ihr werdet dafür zu spät kommen.“

Wir kannten das gastliche Landhäuschen zu Gananoque von alter Zeit her, und selbst wenn die Gesellschaft unserer Freundin nicht an sich schon genügt hätte, uns dorthin zu locken, so würden die hinzugekommenen Ergötzungen eines Kolibri-Nestes, eines zahmen gestreiften Eichhörnchens und des indianischen Pfeifenstrauches in voller Blüte sicher hingereicht haben, um auch das Herz der steinernsten Eltern zu bewegen. Ich selbst schmeichle mir, durchaus kein Herz von Stein zu haben — im Gegenteil, wo es sich um die jüngeren Oelbaumzweige handelt, da bekenne ich, daß ich so weich bin, wie Thon in der Hand des Töpfers. So sah uns denn schon der nächste Tag sicher verstaut an Bord des Flußdampfers „Prinzeß Louise“, drei kostbare Seelen, alle begierig durch Dick und Dünn über den wogenden Busen des St. Lorenz-Stromes hinzusteuern.

Und der mächtige St. Lorenz *wogte* in der That an jenem Juli-Abend. Ein frischer Westwind blies über den See her, und der Schaum sprühte mit meerähnlicher Heftigkeit empor, als wir von der hölzernen Anlände von Kingston hinwegdampften und unseren Kurs stromabwärts nach den „Tausend Inseln“ nahmen. Der Ontario-See kann, wenn er will, wirklich einen sehr anständigen Sturm aufbringen, und auch der St. Lorenz kann in seinen breiteren Strecken inmitten der weiten, unter dem Namen der „Tausend Inseln“ bekannten Ausbreitung Wellen von der Höhe von Meereswogen schlagen. Nun ist Gananoque die kleine Hauptstadt des Bezirks der „Tausend Inseln“ auf der canadischen Seite, wie es Alexandra-Bay und Clayton auf dem amerikanischen Ufer sind; und die „Prinzeß Louise“ ist der kleine Dampfer, welcher zur Sommerszeit, wenn das Eis vergangen und die Schifffahrt offen ist, täglich zwischen Kingston und Gananoque hin und her fährt. Allein da ich immer gefunden habe, daß die Begriffe der Europäer von der Geographie von Canada ziemlich undeutliche sind, so will ich ohne eine spezielle Entschuldigung meine Erzählung mit einer kurzen Schilderung der „Tausend Inseln“ und deren unmittelbaren Umgebungen einleiten.

Gerade an dem Punkte, wo der mächtige St. Lorenz träge aus dem Ontario-See tritt — oder wo der Ontario-See sich zum St. Lorenz-Strom verengert, wie man es nach Belieben bezeichnen kann — kreuzt das Strombett eine querlaufende Reihe niedriger Granithügel, deren nackte Gipfel durch die ungeheuren Treibeismassen der Eisperiode in kuppelförmige Höcker (roches moutonnées, wie man sie in der Schweiz nennen würde) abgeschliffen worden sind. Der Granit der Hügelkette ist sehr hart und rein und wird auf diesen Inseln selbst in großen Massen zu monumentalen und baulichen Zwecken abgebaut; so war denn der große Strom außerstande, sich hier selbst ein so tiefes Bett auszuhöhlen, wie er es sonst in einem nachgiebigeren Gestein gethan haben würde, und hat sich in weiten Tümpfeln über ein breites und seichtes Bett verbreitet, welches nur in zwei oder drei wohlbekannten Strömungen für die große Schifffahrt mittelst Flußdampfern tief genug ist. Die Hauptlinie der großen canadischen Stammbahn (Grand Trunk Railway) zwischen Kingston und Montreal führt durch diese selben niedrigen Granithügel und zeigt sehr deutlich die Bedingungen, welche der Bildung einer so seltsamen und schönen Erscheinung, wie die Tausend Inseln sind, vorangiengen. Die Hügelreihe besteht aus zahlreichen niedrigen, vom Eise abgeriebenen Hügeln, Kuppen oder besser Rücken, denn sie sind auffallend wie ein Schweinsrücken oder, um artiger zu reden, wie der Rücken eines Walfisches gestaltet, und zwischen ihnen liegen tiefe, ebenfalls durch Eis abgeriebene Furchen oder Thäler, welche alle einander parallel laufen und in gleicher Weise geritzt sind, wie es mit Furchen der Fall sein muß, die von der Abwärtsbewegung eines einzigen großen Gletschers oder Eisfelds herrühren. Die mittlere Breite des St. Lorenz nun ist — um uns nicht einer yankeemäßigen Aufschneiderei schuldig zu machen — unter normalen Verhältnissen höchstens anderthalb englische Meilen oder zwei Kilometer

[1] Wir entlehnen diese reizende Reiseskizze, aus dem schönsten Teile von Canada, von Grant Allan, dem trefflich redigierten „Longman's Magazine“, welches trotz seines verhältnismäßig kurzen Bestehens sich bereits zu einer der gediegensten britischen monatlichen Revuen emporgearbeitet hat. D. Red.

Digitized by Google

allein wenn der Strom diesen Gürtel von altem, eiszerriebenem Gneiß mit seinen begleitenden Einsenkungen erreicht, so breitet er sich in eine Art eingeengten Sees von 10—15 e. Mln. Breite aus und erfüllt die Furchen und Zwischenräume zwischen den gerundeten Höckern, läßt aber die höheren Hügelkuppen und Rücken selbst als kleine Eilande von zahllosen winzigen Kanälen und Wasserwegen durchzogen stehen.

Der Name Tausend Inseln rührt aber keineswegs von einer amerikanischen Aufschneiderei oder Uebertreibung her, denn die dem Friedensvertrag von Gent zugrunde gelegte offizielle Vermessung gibt die Zahl der Eilande auf 1922 an, und sie erstrecken sich 40 e. Mln. weit stromabwärts von Kingston bis Brockville in einer beständigen Reihenfolge wunderschöner und lieblicher Landschaftsbilder.

Selbst wenn diese Inseln und Eilande in ihrem ursprünglichen Zustande als gerundete, kuppelförmige, mit Kiefern, Fichten, Ahorn und virginischer Waldrebe bekleidete Anhöhen geblieben wären, welche in sanfter Böschung und langsam vom Wasserrande aus ansteigen, würden sie noch ausnehmend romantisch und malerisch sein. Allein sie sind noch weit mehr als dies. Die rastlose Thätigkeit der Strömung an ihren Seiten, unterstützt von den die Verwitterung fördernden Winterfrösten und dem Druck der Eisschemel, wenn der See im Frühjahr „aufgeht“, hat viele ihrer Ränder in steile, kleine Klippen ausgefressen, welche so phantastisch, wie der Granit immer verwittert, in schön gebrochene Zacken und Gipfel verwittert sind. Auf diese Weise erheben sich die Klippen oft steil und unmittelbar aus der Wasserfläche, von Regen und Frost in seltsame vorspringende Formen gestaltet und mit seltenen Farnen und blühenden Gewächsen und Schlingpflanzen bedeckt, welche aus ihren Ritzen, Nischen und Spalten malerisch herabhängen. Ihre Gipfel bleiben meist glatt und von der langjährigen Eiswirkung wie poliert, und der Kontrast zwischen ihren kahlen, abgerundeten, vor Alter und Flechten beinahe grauen Oberflächen und den zackigen, zerfressenen, rötlichen Umrissen der neueren Brüche, bildet ein ausnehmend kühnes und effektvolles Element in dem Gesamtbilde. Auch die Eilande sind von jeder nur erdenklichen Gestalt, Größe und Gruppierung — einige groß genug, um einige Maierhöfe zu enthalten, andere einsam mitten aus der Strömung ragend, nur mit einem Schopf oder einzelnen Stamm der canadischen Ceder gekrönt. Hier z. B. erhebt sich eines in Gestalt eines einzelnen nackten Zackens von zerbröckeltem Gestein, dort ist ein anderes, zwar nur ein kleines Felseneiland, aber doch bedeckt mit einer endlosen Mannigfaltigkeit von Hochwald, dessen wogendes, üppiges Laubwerk über die Ufer herabhängt und sich wohlgefällig drunten in der silbernen Flut spiegelt. So zieht einem eine Gruppe um die andere vor dem Auge vorüber, alle gleich feen- und märchenhaft, grün und romantisch, aber alle ebenso unendlich mannigfaltig in Gestalt und Umrissen, wie die verwickelte Mischung von Fels und Vegetation und Land und Wasser sie machen kann.

Ich will den Leser hier von vornherein darauf vorbereiten, daß ich in diesem Punkte vielleicht etwas enthusiastisch bin, denn wenn ich — um die Wahrheit zu sagen — ganz frisch von der Leber hinweg sprechen darf, so spreche ich mit der verzeihlichen Parteilichkeit eines Eingeborenen. Ich stamme in der That aus diesem selben Bezirk, bin zu Kingston, auf der Schwelle des St. Lorenz, geboren und auf der größten und längsten der Tausend Inseln aufgewachsen. Daher umgibt in meinen Augen noch etwas von dem Zauber der Kindheit diese Region: Holdere Blumen als sonst irgendwo auf diesem prosaischen Planeten, blühen dort; größere Fische lauern in den Felsspalten, blauere Vögel flattern durch das Gaisblatt, und lebhaftere Eichhörnchen tummeln sich in den Kronen der Hickory-Bäume, als in irgend einem anderen Winkel unseres flachen Sphäroids. Ich sehe im widergespiegelten Lichte zehnjähriger Erinnerungen noch die Blüten der orangegelben Lilien und des Frauenschuhes. Darum wird der vorsichtige Leser vielleicht wohl daran thun, reichlich zwanzig Prozent von allen meinen Adjektiven abzustreifen, meine Lobsprüche einem strengen Rabattabzuge ad valorem zu unterwerfen und den Rest so anzunehmen, als stelle er eine vorurteilsfreie Ansicht der Sachlage vor. Ich bin (ich will es zugeben) kein patriotischer Canadier — in einer so kleinen politischen Gemeinschaft läuft der Patriotismus zu sehr Gefahr, Provinzialismus zu werden; aber ich muß zugeben, daß die Felsen und Stromstrecken der Tausend Inseln noch immer ein sehr warmes Winkelchen in meinem Herzen einnehmen.

Die „Prinzeß Louise“ dampft den Canadischen Kanal, eines der beiden hauptsächlichsten schiffbaren Fahrwasser, hinunter, an Wolfe's Island vorüber, wo ich meine Knabenzeit in ländlicher Stille mit den Waschbären und Sonnenfischen verlebt habe, und durch endlose Gruppen von anderen bewaldeten Inseln hin, wo die Cedern sich bis zum Wasserrande herunter neigen, bis nach einer Fahrt von einigen Stunden zwei weiße hölzerne Leuchttürme, welche den Eingang des kleinen Hafens hüten, uns ankündigen, daß wir uns Gananoque nähern. Ein Creek oder Flüßchen ringt hier mit dem mächtigen St. Lorenz und ergeht sich natürlich in seiner Weise in einigen örtlichen Wasserfällen, die einst sehr hübsch waren, aber nun leider dem amerikanischen Nützlichkeitsgeiste zum Opfer gefallen sind und die Schneidemühlen treiben müssen, welche die Veranlassung zur Entwickelung des blühenden kleinen Städtchens gegeben haben. Ich will Gananoque selbst nicht beschreiben — man überläßt es besser der Phantasie des geneigten Lesers, sich ein Bild von canadischen Städtchen und Dörfern zu machen; ich will nur sagen, daß seine natürliche Lage reizend und seine Bucht und sein Ausblick so schön sind als jene sie macht. Die „Prinzeß Louise“ legte an der rohen Anlände von Blöcken an,

Digitized by Google

welche mit ungeheuren Stößen von Bohlen und Planken von Weißfichtenholz — „lumber“, wie der amerikanische Sprachgebrauch es anmutig nennt — angefüllt ist; und gerade als wir das kleine Quai erreichten, gewahrten wir unsere Wirtin in ihrem Ruderboot, welche von ihrem Landsitze her gerade um einen felsigen Vorsprung herumbog, um uns abzuholen. Infolge einer privaten Verabredung mit dem Kapitän — von solch holder Einfalt und Heimelichkeit ist das Leben noch in diesen neuen Ländern — gibt in der That der Maschinist, wenn er an dem Leuchtturm vorüberfährt, jedesmal drei Stöße mit der Dampfpfeife, so oft er Gäste für das Chalet unserer Freundin an Bord hat. Sobald auf den Felsen dieses Signal vernommen wird, setzen die Leute im Chalet ihr Boot aus und rudern nach dem Landungsplatze herüber, um ihre Gäste bei der Ankunft ohne Zeitverlust abzuholen.

Es ist einer der Reize unseres ungeheuren Englands, daß hier ein Mensch in der Menge verloren geht. Das Individuum vergeht (zum Vorteil seiner eigenen Behaglichkeit) und die Welt waltet immer mehr vor. Du kannst jeden Tag in den Straßen von London herumwandern mit dem heitern Bewußtsein, daß niemand Dich kennt oder auch nur im mindesten sich um Dich kümmert, daß Du für alle Vorübergehenden nur ein anderer namenloser Vorbeiwanderer bist, daß Deine Persönlichkeit vollständig versinkt in der Anerkennung Deines abstrakten Daseins als einzelne Einheit in der gesamten Menschheit. Dies verleiht, sage ich, dem Menschen ein erhebendes Bewußtsein von Freiheit und Unabhängigkeit. Man fühlt sich gewissermaßen „in den strategischen Mittelpunkt des Weltalls versetzt“, wenn unsere Individualität in dem allgemeinen Bewußtsein unserer gemeinsamen menschlichen Bürgerschaft aufgegangen und aufgehoben ist. Allein hie und da einmal, als ein Sommerferien-Erlebnis, ist es auch nicht ganz unangenehm, sich des Kontrastes wegen einmal in einer derartigen engeren Welt wechselseitigen Erkennens zu befinden, wo der Schiffskassier alsbald weiß, Du wolleſt Dich bei Deinen Freunden in ihrem Sommerquartier aufhalten, und dem Maschinisten den Auftrag gibt, drei Stöße mit der Dampfpfeife zu thun, sobald man an dem Chalet vorüberfährt, worin sie gegenwärtig wohnen. Ein gewisser patriarchalischer, kolonialer Ton darin zieht Einem wirklich eine nicht ungünstige Aufmerksamkeit zu. Wäreſt Du ein Herzog in England, so würden die vorhandenen Behörden sich weigern, die Dampfpfeife für Dich spielen zu lassen; es ist zuweilen angenehm, sich selbst als Herzog zu fühlen und mit einer mehr als herzoglichen Bedeutung anerkannt und durch die Dampfpfeife angemeldet zu werden.

(Schluß folgt.)

---

# Skizzen von der Balkan-Halbinsel.

Von Emile de Laveleye.

Aus dem Französischen übersetzt von Eugenie Jacobi.

(Fortsetzung.)

### 3. Aus Serajewo.

Serajewo, die Hauptstadt Bosniens, liegt 1750 Fuß über dem Meeresspiegel, also fast in gleicher Höhe mit Genf oder Zürich. Während der Name der Hauptstraße, dem österreichischen Kaiser zu Ehren „Franz Josef-Straße“ genannt, auf den dauernden Besitz Oesterreichs hindeutet, erinnert zugleich in derselben Straße der unvollendete Glockenturm der großen Kirche mit ihren vier hohen Kuppeln an die Herrschaft der Türken. Ein türkischer Statthalter berief sich auf ein altes Gesetz, welches den Christen verbot, ihre Bauwerke über die Moscheen hinaus aufzuführen, und man mußte auf den Turm, welcher die Glocken aufnehmen sollte, verzichten. Es ist ein großartiger Anblick, den die weiß und lichtblau gehaltene Kirche gewährt. Geht man von ihr aus weiter, so stößt man zunächst auf Häuser und Läden nach abendländischem Muster. Buchhändler, Krämer, Photographen, Putzhändler, Haarkünstler haben sich da niedergelassen, doch bald kommt man ins muselmännische Viertel. Ein Brunnen sprudelt krystallhelles Wasser hervor, und auf dem weißen Marmor stehen Koranverse in halberhabener Arbeit. Auf der ganzen Balkan-Halbinsel, selbst hoch im Gebirge, findet man diese Brunnen, welche zu den lichten Seiten des Islams gehören, dessen Bekenner sie zu der ihnen vorgeschriebenen religiösen Reinigung brauchen.

Die „Tschartsia“ von Serajewo, das Kaufmannsviertel, hat ein so ganz und gar morgenländisches Aussehen, wie man es in Kairo nicht vollendeter trifft. Ein ganzes Netz von kleinen Straßen mit vollständig offenen Läden, in denen die verschiedenen Handwerke zugleich ausgeübt werden, mündet auf einen ausgedehnten Platz, auf dem ein Brunnen und ein Kaffeehaus stehen. Jedes Handwerk hat sein eigenes Gäßchen und der Handwerker, welcher zugleich auch Kaufmann ist, arbeitet im Angesicht der Menge. Am zahlreichsten vertreten und am anziehendsten sind die Kupferschmiede; in Bosnien verlangen Christen und Mohammedaner kupferne Gefäße, weil dieselben nicht zerbrechen, und nur die ärmsten Leute benutzen irdenes Geschirr. Manche Gegenstände tragen ein künstlerisches Gepräge: so diese großen Platten mit den eingegrabenen Zeichnungen, auf denen nach türkischer Sitte das Mittagessen gebracht wird und die auch als Tisch für acht bis zehn Personen dienen, diese Kaffeekannen in arabischer Art diese edelgeformten, einfachen und doch kunstvollen, vermutlich aus Griechenland herübergekommenen Gefäße jeder Größe, diese Tassen, Krüge und röhrenförmigen Kaffeemühlen. Gleichfalls sehr eindrucksvoll wirkt das Gäßchen der Schuhmacher, woselbst man eine vollständige Sammlung der im Morgenland gebräuchlichen Fußbekleidungen

Digitized by Google

zu sehen bekommt; da sind niedrige Stiefel aus gelbem und rotem Leder, Frauen-Pantoffel aus Sammt und mit Goldstickerei, besonders aber zahllose Arten der volkstümlichen slawischen „Opankas", von welchen es auch ganz kleine, allerliebst aussehende für Kinder gibt. Schuhflicker hocken in kleinen Nischen, zusammengekauert und in der Ausübung ihres Gewerbes begriffen. Bei den Weißgerbern liegen Riemen und Zäume aufgestapelt, doch spielen hier besonders die zu den Eigentümlichkeiten der Volkstracht gehörigen sehr großen Gürtel in ihren verschiedenen Abstufungen eine Rolle; die ganz einfachen sind für die Rajahs, die reichgestickten und verzierten für die vornehmen Türken bestimmt. Die Töpfer stellen viele Pfeifenköpfe aus rotem Thon her, und diese wie ihre anderen Waren sind zwar nur aus grobem Stoffe, überraschen aber oft durch die Schönheit der Form und das Eigentümliche der Verzierung. Sehr begehrte Leute sind die Kürschner, denn in dem langen kalten Winter hat man oft 15 bis 16 Grad unter Null, und es werden daher in ganz Bosnien mit Pelzwerk gefütterte und besetzte Kaftane und Jacken getragen. Die bosnischen Wälder liefern 50,000—60,000 Pelztiere, deren Felle man seltsamerweise zur Bereitung nach Deutschland schickt, während die Schaffelle, mit denen die Bauern sich begnügen, von diesen selbst zugerichtet werden. Niedliche Arbeiten aus Silberdraht — Behälter, in welche man die kleinen Kaffeetassen hineinsetzt, Schnallen, Armbänder, Ohrringe — liegen bei den Goldschmieden aus, die außerdem nur minderwertige Waren haben. Die reichen Mohammedanerinnen ziehen Schmuckgegenstände vor, welche aus der Fremde kommen, und die Frauen der Rajahs — ist ihnen noch etwas geblieben und fehlt's ihnen nicht an Mut — tragen aufgereihte Münzen. Die Hufeisen der Grobschmiede sind weiter nichts als Scheiben mit einem Loch in der Mitte, und die sonst wenig geschickten Schlosser fertigen recht geschmackvolle Thürdrücker und Sattelknöpfe. Seit dem Verbote des Waffentragens werden weder Flinten und Pistolen noch diese geschweiften türkischen Dolche, die Yatagans, feilgehalten, und nur schön ausgelegte Messer und Meißel sind ausgestellt. Möbelhändler trifft man in der „Tschartsia" nicht an: in der türkischen Behausung gibt es keine Tische, Stühle, Bettgestelle, Waschtische oder sonstige Möbel und der Divan mit seinen Kissen und Teppichen muß all diese Dinge ersetzen.

Die in der „Tschartsia" betriebenen Gewerbe sind ausschließlich den Mohammedanern vorbehalten, und jedes derselben bildet eine besondere Zunft mit nur nach neuerdings wiederum genehmigten Bestimmungen. In Bosnien hat jede bedeutende Stadt ihre „Tschartsia", und hier kann man den Betrieb aller Gewerbe beobachten, welche nicht innerhalb der Familie ausgeübt werden. Letztere sind allerdings von größter Wichtigkeit und umfassen die Bearbeitung der zur Bekleidung nötigen Leinen- und Wollenstoffe, wie auch die Anfertigung vieler, sehr haltbarer Teppiche, deren einfaches, aber anmutig zusammengestelltes Muster das Auge wohlthuend berührt und deren Farben, welche die Frauen sich selbst aus den Pflanzen bereiten, sehr dauerhaft sind. In den Handel kommen derartige Teppiche aber äußerst selten. In gewissen Straßen der „Tschartsia" sieht man mohammedanische Frauen auf der Erde kauern, die sehr arm zu sein scheinen; ihr Gesicht ist verschleiert und ihre Gestalt verschwindet vollständig unter den weiten Falten des Mantels. Neben sich haben sie gestickte Taschen- und Handtücher zum Verkaufe ausgebreitet, doch nicht mit einem Worte oder auch nur mit einer Geberde suchen sie Käufer anzulocken; unbeweglich sitzen sie da und sagen auf Befragen den Preis, aber auch nichts weiter. Ist es der Fatalismus, welcher ihnen diese Art des Benehmens eingibt, oder haben sie das Gefühl, durch ein solches Verkaufen sich mit einer Sache zu befassen, welche einer mohammedanischen Frau eigentlich gar nicht zusteht? Der Unterschied zwischen dem mohammedanischen und dem christlichen und jüdischen Kaufmann ist überhaupt ein ganz gewaltiger. Jener steht in ruhiger Würde da; er preist nicht an, schlägt nicht vor und läßt nichts ab, während diese die Käufer sich gegenseitig streitig zu machen suchen, laut kreischend ihre Waren ausrufen und unsinnige Preise fordern, von denen sie dann bis auf die Hälfte, bis auf den dritten und vierten Teil heruntergehen, und wobei sie doch noch immer überteuern. Das Sticken ist die Hauptbeschäftigung der mohammedanischen Frauen, die nicht lesen, sich wenig mit der Wirtschaft befassen und keine andere Handarbeit machen. Unter diesen gestickten Wollenstoffen, Taschentüchern, Hemden 2c. gibt es aber auch wahre Meisterwerke der Kunst, die von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt werden, und jede Familie setzt ihren Stolz darein, möglichst viel von diesen wertvollen Sachen zu besitzen. Die Mohammedaner, welche in der „Tschartsia" einen Laden haben, wohnen jedoch nicht daselbst, sondern in der Umgegend der Stadt und erinnern dadurch an die Kaufleute Londons. Gegen 9 Uhr Morgens öffnen sie die zwei großen Flügel ihrer Ladenwerkstatt, und mit untergehender Sonne schließen sie dieselbe, was sie bisweilen auch am Tage thun, um zu den vorgeschriebenen Gebeten nach der Moschee gehen zu können; gerade diese Mohammedaner slawischen Ursprungs kommen mit peinlichster Sorgfalt allen Vorschriften des Islams nach. In wechselseitigem Entgegenkommen bleibt die „Tschartsia" um der Mohammedaner, Juden und Christen willen am Freitag, Sonnabend und Sonntag geschlossen. Einen wahren Hochgenuß gewährt die farbige Gewandung der Menge dem Auge, das über rote, braune und grüne Turbane, braune Jacken, blaue oder dunkelrote weite Zuavenbeinkleider schweift. Alle ohne Unterschied des Glaubens kleiden sich nach türkischer Weise, und nicht an der Gewandung, sondern an der Haltung und dem Benehmen erkennt man die Leute: den Christen und Juden an dem unruhigen Blick und scheuen

Digitized by Google

Wesen, was daran erinnert, daß er den Stock zu fürchten hat, den Mohammedaner, sei er vornehm oder gering, an dem stolzen Aussehen und der Herrschermiene.

Der „Bezestan", der Bazar, ist ganz in morgenländischer Weise eingerichtet, allein die Waren, welche die Kaufleute in den Nischen auslegen, die sich auf der rechten und linken Seite des langen, gewölbten Ganges befinden, kommen sämtlich aus Oesterreich hierher. Serajewo hat, so behauptet man, mehr als 80 Moscheen, deren bedeutendste die von Usref-Beg gestiftete und nach ihm benannte ist. In dem gewaltigen Kuppelbau gibt es keine Seitenschiffe, keine Altäre, nichts von Schmuck oder Ausstattung und nur die betenden Gläubigen, welche auf Matten oder Teppichen knieen und von Zeit zu Zeit die Erde berühren, erblickt man hier. Mitten auf dem Vorhofe erhebt sich ein riesiger Baum, dessen Zweige bewegliche Schatten auf dem weißen Marmor einer Quelle herumhüpfen lassen; in neunfachem Strahle sprudelt das Wasser, und sein leises Murmeln wird begleitet von dem Gegirre der Tauben.

Selbst in der Hitze des Mittags ist es hier entzückend frisch. Gläubige waschen sich in der sorgfältigsten Weise vor ihrem Eintritt in die Moschee Füße und Hände, die Arme bis zum Ellenbogen hinauf, den Hals, die Ohren, das Gesicht und besonders die Nase; andere sitzen auf der Bank, welche an den Springbrunnen lehnt, und lassen ihre Gebetsschnüre durch die Finger gleiten, wobei sie mit abwechselnd erhobener und sinkender Stimme Koranverse aufsagen und den Kopf im Takte von rechts nach links bewegen. In einer Kapelle dicht neben der Moschee liegen Usref-Beg und seine Frau begraben und hier befindet sich auch eine höhere Schule für junge Leute, die den Koran studieren, um einst Richter, Priester, Erklärer des Korans u. s. w. werden zu können; sie wohnen einzeln in kleinen Zellen, in denen sie sich auch ihre Mahlzeiten bereiten. Ein öffentliches Bad hat selbst der kleinste Flecken der Balkan-Halbinsel, der von Mohammedanern bewohnt wird; die Männer, auch die armen, besuchen es sehr oft, und die Frauen müssen dies mindestens einmal in der Woche, am Freitag, thun. Das saubergehaltene Hauptbad von Serajewo besteht aus einer Reihe von Gebäuden, die in runder Form aufgeführt sind und mit einer Kuppel abschließen; durch zahlreiche in Blei gefaßte Scheiben von sehr dickem Glas fällt Licht in das Innere und die Heizung geschieht, wie in den Bädern der alten Römer, vermittelst unterirdischer Röhren. Der Islam verpflichtet seine Bekenner dazu, öffentliche Bäder zu unterhalten. Doch mit den Mohammedanern verschwinden dieselben; in Belgrad gibt es keine öffentlichen Bäder mehr, und in Philippopel hat man das Hauptbad zur Aufnahme für die Nationalversammlung eingerichtet. Was die Türken Gutes geschaffen haben, sollte man von ihnen herübernehmen.

### 4. Bosnien unter mohammedanischem Einflusse.

Der Islam hat eine vortreffliche Gesundheits- und Sittenlehre; seine das Grundeigentum regelnden Gesetze stehen über denen des römischen Rechtes, achten Arbeit und Menschlichkeit besser als diese und nähern sich mehr den Idealen des Christentums. Woher kommt es nun aber, daß er dennoch überall den Verfall hervorgebracht hat, daß die Länder, die im Altertum die reichsten waren, unter ihm sich entvölkert haben und wie mit einem Fluche belastet erscheinen, und die unter seiner Herrschaft lebenden Völker die unglücklichsten des Erdballs sind? Die besten und tiefsten Einblicke in das innerste Wesen des Mohammedanismus lassen sich in Bosnien gewinnen, weil hier Bekehrer und Bekehrte nichts von den Eigentümlichkeiten der Rasse miteinander ausgetauscht und ineinander verwoben haben, so daß man von einem reinen, unverfälschten Einfluß des Korans sprechen kann. Die mohammedanischen Bosnier sind vollständig Slawen geblieben, die weder vom Türkischen noch Arabischen Kenntnis haben, und welche die vorgeschriebenen Gebete und Koranverse auswendig lernen und hersagen, aber ebenso wenig verstehen wie die italienischen Bauern das lateinische Ave Maria. Alte slawische Wappen liegen noch heute im Kloster Kreschova, und die slawischen Namen auf „itsch" haben sich gleichfalls erhalten. Die Kapetanovitsch, Tchengitsch, Reykovitsch, Sokslovitsch, Philippevitsch, Tvarkovitsch, Kulinovitsch sind stolz auf die Rolle, welche ihre Vorfahren vor der Ankunft der Türken spielten; das reinste slawische Blut fließt in ihren Adern, und doch überragen sie den Sultan und selbst den Scheik-ul-Islam an Glaubenseifer. Sie verachten die aus Konstantinopel kommenden Beamten, besonders seitdem dieselben sich europäisch kleiden, betrachten sie als Abtrünnige und Verräter, die schlimmer noch wie die Ungläubigen sind, und haben mit der Hauptstadt beständig in offenem oder geheimem Kampf gelegen; es kommt bei ihnen auch die entsittlichende Wirkung der Vielweiberei nicht in Frage, denn sie haben immer nur eine Frau gehabt. Eine unumstößliche Thatsache ist es aber, daß mit dem Siege des Halbmondes das reiche und bevölkerte Bosnien des Mittelalters zum ärmsten, unwissendsten und unwirtlichsten Lande Europa's wurde und es bis zum Einzug Oesterreichs auch blieb, und das ist dem Islam zu danken.

Der wahre Mohammedaner, dem der Koran völlig genügt und der nie mit seinem Geschicke hadert, steht jedem Fortschritte, jeder Neuerung und Belehrung teilnahmslos gegenüber und fragt nicht nach Verbesserungen. Gleichzeitig aber haßt und verachtet er den christlichen Rajah, den Arbeiter, welchen er beraubt, aussaugt und erbarmungslos mißhandelt, und so sind diejenigen, welche einzig und allein den Boden bebauen, der Vernichtung und dem völligen Untergange preisgegeben. Nachdem die Osmanen Bosnien erobert hatten, teilten sie ihrem gewöhnlichen Verfahren gemäß das ganze Land in drei Teile:

Digitized by Google

in einen für den Sultan, einen zweiten für die Geistlichkeit und einen dritten für die mohammedanischen Besitzer, d. h. die zum Islam übergetretenen Bosnier und die mit einem Lehen beschenkten „Spahis" oder türkischen Reiter. Die Christen, in deren Händen die ganze Feldarbeit lag, gerieten in eine Art Leibeigenschaft und wurden „Kmets" — Kolonisten — oder auch „Rajahs" — das Vieh — genannt. Anfangs — und bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts hinein — hatten die Kmets den Eigentümern des Bodens — die „Beys" oder Statthalter waren die großen und die „Agas" oder Beamten die kleinen Besitzer — nur ein Zehntel des Ertrages abzuliefern, und zwar an Ort und Stelle, ohne die Verpflichtung, das Betreffende nach der Behausung ihrer Herren zu schaffen, während der Staat ein zweites Zehntel als Steuer erhielt. Dieser that nichts und brauchte daher nicht viel Geld und die Beys und Spahis lebten großenteils von den Raubzügen, die sie in benachbarte Länder hinein unternahmen. Nach und nach aber wuchsen die Anforderungen und Bedürfnisse der Besitzer derartig, daß dieselben im voraus den dritten Teil oder die Hälfte von sämtlichen Erträgnissen des Bodens erhoben; dabei mußte ihnen alles nach ihrer Behausung geschafft und wöchentlich auch noch zwei bis drei Tage Frohndienst geleistet werden. Als dann auch die Janitscharen Grundbesitz erwarben, nachdem sie aufgehört hatten, die Leibwache zu bilden und von ihrem Solde in den Kasernen zu leben, erstanden den Rajahs neue, erbarmungslose Quäler, und den eingeborenen Statthaltern wurde ein Beispiel grenzenloser Erpressung. Die Kmets konnten jetzt buchstäblich nur noch vegetieren, und in den Wintern, die einer schlechten Ernte folgten, mußten sie verhungern; die beispiellosen Leiden, denen sie in ihren abgelegenen Dörfern ausgesetzt waren, blieben gewöhnlich unbemerkt und leben nur im Volksliede fort, wie es z. B. der Gesang vom Tode des Aga Tschengitsch zeigt. „Wohlan, Mujo, Hassan, Omer, Vasar! Auf, zur Jagd auf diese Christen!" ruft Tschengitsch seinen Trabanten zu, eben im Begriff stehend, diese verhaßte Kopfsteuer — den „Harabsch" zu erheben, welche man den Christen zum Zeichen ihrer Knechtschaft aufgelegt hat. Aber die Rajahs haben nichts mehr und können weder den Harabsch noch die Zechinen, welche Tschengitsch außerdem für sich verlangt, zahlen; vergebens schlägt und martert man sie und entehrt in ihrem Beisein ihre Frauen und Töchter. „Der Hunger schnürt uns zusammen, Herr, unser Elend ist maßlos. Barmherzigkeit! Fünf oder sechs Tage nur, und wir werden den Harabsch bettelnd eingesammelt haben", jammern sie und ihr Peiniger schreit ihnen wütend zu: „Ja, der Harabsch! Ich will ihn, zahlt." Und wieder wimmern die Unglücklichen: „Brot, Herr, Brot! Ach, wenn wir doch einmal nur Brot essen könnten!" Neue Martern werden erdacht und angewendet, doch dürfen die Opfer nicht getötet werden, damit der Harabsch nicht aufhöre. Der alte Montenegriner Durak, den Tschengitsch als Gefangenen mit sich führt, bittet für die Unglücklichen und wird dafür aufgehängt; doch in Nowitsa, dem Sohne Duraks, ersteht ein Rächer und Tschengitsch fällt.

Früher konnte der Kmet seine Abgaben in Naturalien zahlen, während man späterhin baares Geld von ihm verlangte. Man wird begreifen, was es heißt, die Erzeugnisse der Landwirtschaft flüssig zu machen in diesen abgelegenen, weglosen Gegenden, wo es keinen Handelsverkehr gab; bevor aber der Bey am Orte selbst den ihm gebührenden Anteil festgestellt hatte, durfte der Kmet überhaupt nicht an die Ernte gehen, und war jener auf Reisen oder durch Vergnügungen in Anspruch genommen oder weigerte er sich zu kommen, ehe der einen oder anderen seiner ungerechten Forderungen genügt wäre, so mußte dieser die Früchte des Bodens rettungslos verkommen sehen, ohne seinem Hunger und Elend vorbeugen zu können. War aber der Anteil des Bey bereits festgestellt und es kam nun ein Hagelschlag, eine Ueberschwemmung oder irgend ein anderer Unfall vernichtete ganz oder teilweise die Früchte, so wurde die Abgabe doch nicht ermäßigt, und oft mußte mehr geliefert werden, als geerntet ward. Bei der Einnahme des Zehnten für den Staat gieng es nicht besser zu, und die Kmets mußten sich allen Forderungen der Bevollmächtigten desselben unterwerfen; die Erhebung der Steuern war an den Meistbietenden verpachtet, so daß die Steuereinnehmer nur durch möglichste Schindung der Bauern ein gutes Geschäft machen konnten, und die Habgier der Unterbeamten blieb außerdem noch zu befriedigen. Daran aber, daß dieses arme niedrige Geschöpf, der Rajah, hätte Gerechtigkeit verlangen können, war auch nicht im Traum zu denken. Sein Zeugnis wurde nicht angenommen, und überdies entschieden die Richter, die sich ihre Stelle erkauft hatten, zu Gunsten dessen, der zahlte. Auch verstanden die „Kadis", die hauptsächlich Recht zu sprechen hatten, die Sprache des Landes nicht, denn sie waren vom Scheik-ul-Islam ernannte Türken, und kamen aus Konstantinopel, und die ihnen beigeordneten, vom Minister, dem „Vizir", berufenen Richter, die „Muselins", erhielten gar keine Besoldung und lebten nur von Erpressungen; vor ihnen, die das Vertrauen der Behörden besaßen, zitterte alles. Nur die Dorfobersten wagten es bisweilen, ihre Stimme zu erheben. Sie giengen zum Oberstatthalter, warfen sich diesem zu Füßen, schilderten das Elend der Kmets und erlangten mitunter einen Steuererlaß; oft aber mußten sie ihre Kühnheit teuer büßen, indem die „Malmudirs", die Beamten des Staatsschatzes, und die Beys, gegen welche sie geklagt hatten, ihnen die „Zaptiehs" auf den Hals hetzten. Diese, welche von den Rajahs mehr noch als früher die Janitscharen gefürchtet wurden, weil sie schlechter wie diese besoldet waren, bildeten die Gendarmerie; sie durchstreiften die Dörfer und lebten auf Kosten ihrer Bewohner, dieselben mitleidslos auspressend. Fürchtete man eine Empörung und sollten die Christen geschreckt werden, so warf man diese Unglücklichen ohne

Digitized by Google

Urteil scharenweise, mit gebundenen Händen und Füßen in die Gefängnisse, dunkle, ekelhafte Keller oder Verließe, die voll von Schmutz und Unrat waren, und gab ihnen hier entweder nichts weiter als Wasser und Maisbrot oder ließ sie verhungern.

Was den mohammedanischen Bosnier ganz besonders kennzeichnet, ist eine beispiellose Ergebung in sein Geschick. Leiden und Unglücksfälle erträgt er, ohne sich zu beklagen, und mit Hiob spricht er: „Gott hat es mir gegeben, Gott hat es mir genommen; der Wille Gottes geschehe!" In Krankheitsfällen ruft er keinen Arzt, denn Gott wird ihm helfen, sagt er, wenn seine letzte Stunde noch nicht gekommen ist; fühlt er seinen Tod herannahen, so erschrickt er nicht, und Gebete hersagend stirbt er. Um den Toten versammelt sich die Familie, doch keine Thräne fließt; die Nase, den Mund und die Ohren verstopft man mit Watte, um den bösen Geistern den Eingang zu verwehren, den Körper wäscht man, und ohne Sarg, nur in ein weißes Laken gehüllt, wird die Leiche noch am selben Tage der Erde übergeben. Gewiß verleiht diese Art und Weise, alles als unvermeidlich, unabänderlich und ohne Murren hinzunehmen, dem Mohammedaner etwas Männlich-Standhaftes, das man immerhin bewundern muß; aber für den Fortschritt bleibt bei einer solchen Auffassung nicht Raum, und derjenige, welcher von einer so wunsch- und willenlosen Ergebung befangen ist, tritt nicht thatvoll für Verbesserungen ein: der Koran läßt zu Stein erstarren. Auch bleibt es verhängnisvoll für den mohammedanischen Bosnier, der Moslim und Slawe zugleich ist, daß er — nur des Slawischen mächtig — weder das Buch versteht, welches für ihn hoch über allem thront, noch die Gebete, die er täglich und bei allen möglichen Anlässen hersagt, und als unausbleibliche Folge muß eine furchtbare Geistesöde über ihn kommen. Allmählich aber unaufhaltsam werden die Mohammedaner Bosniens — einst die Herren und heute noch die Grundbesitzer des Landes — von Stufe zu Stufe herabsteigen, um endlich ganz vom Schauplatz zu verschwinden. All den verhängnisvollen Wirkungen des Islams steht nur eine einzige Ausnahme, allerdings eine sehr glänzende, gegenüber. Die Araber haben in Spanien Wunderbares geleistet auf dem Gebiete des Ackerbaues, der Gewerbe, Künste und Wissenschaften; doch sie waren vom Geiste Zoroasters beseelt. Hier waltete persischer Einfluß, nicht der Arabiens und Mohammeds, und was man arabischen Baustyl nennt, ist in Wirklichkeit ein Erzeugnis persischer Kunst; mit dem Schwinden dieses Einflusses gerieten Persien und ganz Kleinasien auf Bahnen, die abwärts führen.

---

## Geographische Neuigkeiten.

* In Griechenland bereiten sich verschiedene wichtige öffentliche Arbeiten vor, z. B. auf der Insel Syra. Der neuerwählte Bürgermeister und Munizipalrat haben die Absicht kundgegeben, verschiedene schon längst begehrte öffentliche Arbeiten vorzunehmen. In erster Reihe dieser Projekte steht die Einrichtung von Gas- und Wasserleitungen und die Erbauung von Abzugskanälen; es handelt sich sogar um die Frage der Herstellung einer Pferdebahn von Syra nach Della-Grazia, um den Bau von Straßen quer durch die Insel, um die Wiederaufforstung der Berge und um die Verlängerung des Hafendammes. Der französische Ingenieur Eyssartier in Syra fordert sogar alle diejenigen Personen, welche sich an diesen Arbeiten beteiligen möchten, zur Meldung auf. Andererseits soll die griechische Regierung in Anbetracht der zahlreichen Klagen, welche bei ihr über die Schwierigkeit der Schifffahrt einlaufen, die Absicht haben, die Meerenge von Euripus zu verlängern, welche die Insel Euböa vom griechischen Festlande scheidet. Die Gesellschaft zur Ausbeutung der Bergwerke von Laurium hat der Regierung angeboten, die Ausführung der zu diesem Zwecke nötigen Arbeiten übernehmen zu wollen.

* Cinchona-Pflanzungen auf der Insel Réunion. Herr C. L. St.-John, britischer Konsul auf Réunion, spricht in seinem Jahresbericht (Nr. 207) über den Handel der Insel von den Cinchona-Pflanzungen, die seit einigen Jahren auf Réunion bedeutende Beachtung gefunden haben. Dieselben erreichten zwar bisher noch keine bedeutende Entwickelung, gewähren aber ganz befriedigende Ergebnisse. Die Pflanzungen sind in einer Höhe von ungefähr 4000 Fuß angelegt, wo keine hohen Bäume mehr vorhanden sind, sondern nur Buschholz. Parallele Alleen von fünf bis sechs Fuß Breite werden gebildet an Stellen, welche womöglich vor den auf Réunion so gewöhnlichen Winden geschützt sind. Diese Alleen sind von einander geschieden durch Reihen von 10 Fuß hohen Büschen, welche dazu dienen, die jungen Cinchona-Pflanzen vor dem Winde zu schützen, welche in bebautem Boden 15 Fuß von einander gepflanzt werden. Die Pflanzen wachsen auf diese Weise ohne Mühe, da man Sorge trägt sie von den Wurzeln des Buschholzes frei zu erhalten. Nach Verlauf von sieben oder acht Jahren erreichen sie einen Durchmesser von 3 1/2 Zoll und sind dann zum Schälen reif. Ungefähr im Monat Oktober, wenn der Saft seine aufsteigende Bewegung wieder annimmt, werden die Pflanzen auf etwa zwei Zoll vom Boden abgeschnitten und geschält und die abgenommene Rinde an der Sonne getrocknet. Aus dem Stumpf treiben dann bald eine große Menge junger Schößlinge aus, welche ein rasches Wachstum haben, so daß man nach sieben oder acht Jahren eine neue Ernte abnehmen kann. Auf diese Weise kann der Anbau der Cinchonen mit wenigen Kosten unterhalten werden, wenn man einmal mit der Anlage den Anfang gemacht hat. Die Cinchonen-Pflanzer legen sich daher alljährlich einen neuen „Schlag" an, um auf die Dauer eine gesicherte Jahresernte zu haben.

* Die Insel Formosa und der Handel mit

Digitized by Google

China. Die beiden wertvollsten Naturprodukte der Insel Formosa sind Kampher und Steinkohle. Die Erzeugung des Kamphers nimmt aber in solchen Verhältnissen ab, daß der Tag nicht mehr fern ist, wo dieselbe vollständig aufhören wird, wenn nicht der Zugang zu den ungeheuren Wäldern des Innern ermöglicht werden kann. Im Jahre 1880 hat man noch 12,335 Pikul Kampher aus Formosa ausgeführt; im Jahre 1885 ist die Ausfuhr auf 461 Pikul herabgesunken. Im gegenwärtigen Augenblick sind die einzigen ausgebeuteten Kohlenlager diejenigen von Tamsui und Kelung im Norden der Insel; allein nach chinesischen Berichten hat die Ausbeute dieser Kohlengruben infolge des mangelnden Verständnisses derjenigen, welche dieselben abbauen, bisher noch niemals die Kosten gedeckt. Sie können in runder Summe jährlich ungefähr 100,000 Tonnen Kohlen liefern und kosten in derselben Zeit offiziell etwa 48,000 bis 60,000 Taëls. Bei Tamsui und Takow hat man auch Petroleum gefunden, allein trotzdem daß die Chinesen sich desselben als Heilmittel und Beleuchtungsmaterial bedienen, haben sämtliche Ausbeutungsversuche nach europäischer Art seither fehlgeschlagen. Gediegener natürlicher Schwefel ist sehr häufig und in der Nähe von Kelung beinahe in reinem Zustand zu finden. Er würde daher einen wichtigen Handelszweig abgeben, wenn man die Aufhebung der Verbote der Gewinnung erlangte, welche die Arbeiten verhindern. Nach den amtlichen Berichten der chinesischen Seemauth betrug der Gesamtwert der Ausfuhren für die beiden Häfen Tamsui und Takow im Jahre 1875 5,587,469 Taëls, im Jahre 1881 8,200,118 Taëls, im Jahre 1885 6,977,936 Taëls. Die Hauptausfuhrartikel nach dem Auslande sind Thee und Zucker. Die Zunahme der Theeproduktion ist absolut unglaublich: im Jahre 1883 wurden 1350 Pikul schwarzer Ulongthee ausgeführt, im Jahre 1885 hatte die Ausfuhr in diesem Artikel bereits die fabelhafte Ziffer von 122,700 Pikuls erreicht. Der Zucker bietet zwar die Veranlassung zu einer der wichtigsten Handelsbewegungen, hat aber nicht so rasch wie der Thee die Anzahl der ins Ausland gehenden Pikuls erreicht. Im Jahre 1878 sind 413,674 Pikuls verschifft worden; im Jahre 1880 1,064,146 Pikuls, im Jahre 1884 erreichte die Ziffer der Ausfuhr nur 967,028 Pikuls, und im Jahre 1885 gar nur 558,980 Pikuls, ungerechnet desjenigen Quantums, welches auf Dschonken eingeführt worden ist. Der größere Teil des formosanischen Zuckers wird von Japan und Australien verbraucht. Höchst wahrscheinlich wird der Absatz desselben in den Vereinigten Staaten niemals sehr bedeutend werden, denn derselbe steht an Güte bedeutend hinter dem Havana-Zucker zurück. Die formosanische Zucker-Industrie wird auch dadurch einen schweren Schlag erhalten, wenn die Japaner ihr Vorhaben, auf den Liu-Tschiu-Inseln Zuckerrohr zu pflanzen, zur Ausführung bringen. Die Einfuhr nach Formosa ist weitaus nicht so bedeutend als die Ausfuhr, und die Vereinigten Staaten sind weit entfernt, in derselben den ersten Rang einzunehmen. Die Einfuhrartikel bestehen hauptsächlich in Opium, Baumwollen- und Wollenstoffen; für die einzigen Häfen Tamsui und Kelung belief sich der Gesamtwert der Einfuhr im Jahre 1875 auf 1,149,797 Taëls und im Jahre 1886 auf 1,860,209 Taëls. Voraussichtlich wird sich die Bevölkerung der Insel in ebenso großer Proportion vermehren, als die Verwaltung sich mit der Sicherung des Wohlstandes und der Sicherheit der Einwohner und der Ausdehnung der Kultur befassen wird; infolge davon wird alsdann die Nachfrage nach Waren von fremdem Ursprung sich in gleicher Weise vermehren. („Hong-kong Telegraph".)

* Der obere Hawasch. Ein italienischer Reisender, Dr. Traversi, machte im Sommer 1886 einen Ausflug nach dem Suai-See und dem Oberlauf des Hawasch. Er begleitete die Expedition, welche König Menelek von Schoa gegen die Arussi-Galla ausgesandt hatte. Obwohl er nur das nördliche Ufer des Sees erreichte, so vergewisserte er sich durch seinen Weg doch, daß der See keinen Ablauf nach dem Hawasch hat. Der in den Gurage-Bergen entspringende Fluß Maki fließt westwärts in das nördliche Ende des Sees, in welches sich der von Osten kommende Catara ebenfalls ergießt. Nach der Aussage der Eingeborenen hat der See einen Ablauf im Süden, den sog. Suzuki, welcher sich in einen zweiten See namens Hogga ergießt. Von den Anhöhen im Westen des Sees war der Reisende imstande, eines dritten und noch bedeutenderen Sees weiter südwärts ansichtig zu werden, der den Namen Lamina-See trägt. Die Skizzen und Belehrungen, welche Dr. Traversi gesammelt hat, sind von Professor Della Vedova in eine Karte eingetragen worden, aus welcher zu ersehen ist, daß Cecchi's Darstellung von dem ganzen südlich vom Oberlauf des Hawasch gelegenen Lande bedeutender Abänderung bedarf.

---

## Kleinere Mitteilungen.

### Vereine, Gesellschaften und Versammlungen.

* In der gut besuchten geschlossenen Versammlung der Bayerischen Geographischen Gesellschaft in München am 11. November referierte zunächst Dr. Gruber über seine „Forschungen im Quellengebiet der Isar und über die Entstehung dieses Flusses". Der Vortragende hat seit mehreren Jahren eine Reihe von Spezialforschungen in diesem Gebiete angestellt und im letzten Jahre mit Unterstützung des „Deutschen und österreichischen Alpenvereins" eine Reihe namentlich hydrologischer Untersuchungen durchgeführt. In seinem durch Vorlage von Karten und Skizzen unterstützten Vortrag gab er, nachdem er einleitungsweise die Geschichte der Erforschungen dieses hochinteressanten Alpengebietes vorgeführt, zunächst eine Beschreibung des Karwendelgebirgs in orographischer Beziehung. Dasselbe besteht in seinem mittleren und südlichen Teile aus vier in mächtigem Faltenwurfe von Ost nach West aneinandergereihten Hauptkämmen. Sie verleihen dem Isarquellengebiet eine ausgezeichnete Parallelgliederung, welche um so deutlicher hervortritt, als stark eingenagte Thalungen hier nur in der Längsachse des Gebirges verlaufen. So trennt das Rinnsal des Karwendelbaches den eigentlichen Karwendel- und

Digitized by Google

den Hinterauthaler-Kamm; das Thal der jungen Isar schaltet sich zwischen den letzteren und die Gleirsch-Hallthaler-Gruppe ein, und östlich des Hallanger hat die Furche der Vomp die Fortsetzungen jener beiden Bergreihen von der Zinne bis zum Fundament herab zerrissen; endlich lagert das Gleirsch-Samer-Thal schmal aber tief zwischen der Gleirsch- und der Nordinnthaler-Kette. Die mittlere Gipfelhöhe dieser Berglandschaften schwankt zwischen 2400 und 2600 m. Den 95 Hochzinnen, deren absolute Höhe mehr als 2000 m. ausmacht, stehen 20 häufig schwer zu überquerende Schartungen und Jochübergänge gegenüber. Außer den vier großen Längsketten bestimmen die denselben an beiden Seiten rechtwinkelig und in paralleler Lage angegliederten kurzen, aber zahlreichen Querzüge den orographischen Bau des Gebietes. Gleich gewaltigen Widerlagern ziehen sie in südnördlicher Richtung von den Mauern der Hauptkämme gegen die drei Hauptthäler hinaus, unter sich getrennt durch die trümmererfüllten Mulden der Kare, durch schmale Felstreppen, ungestufte Steilhänge und turmtiefe Klammen. Da sie vorherrschend auf die Südseiten treffen, bedingen sie eine scharf ausgeprägte Einseitigkeit in der Anlage des Karwendel. Die buchten- oder nischenförmigen Einschnitte der Kare werden in der Region des Isar-Ursprungs durch die Geselligkeit ihres Auftretens, den äußeren Umfang und ihren durch einen außergewöhnlichen Schuttreichtum mitbedingten landschaftlichen Charakter für ähnliche Hohlformen in den Gebirgen typisch. Im ganzen treffen 64 umfassendere Zirken auf die vier Hauptketten, und zwar lagern 45 an den Süd- und nur 19 an den Nordhängen. Im Gegensatz zu den schwachgeneigten drei Längsthälern, die in imposanten Klammschluchten endigen, zeigen die verkürzten, schmalen Steilrinnen der Seitenthäler sehr steile Sohlen; ihrem Gefälle entspricht indes die Geschwindigkeit der Bäche infolge des großen Geschiebereichtums durchaus nicht allenthalben, was der Redner durch eine Reihe von ihm vorgenommener Messungen illustrierte. Die Querrinnen des mittleren Karwendel leiden ganz besonders unter dem außergewöhnlichen Reichtum des Gebirges an Steinflächen, Blockwerk und Schuttströmen. Sie reichen von den Gipfelruinen bis herab zur Basis der Berge und umkleiden Spitzen und Gehänge gleich dichtanliegenden Gewändern, da im Isarquellgebiet weniger eine Abfuhr als eine Umlagerung des Schuttmaterials von oben nach unten stattfindet. Letzteres wird außerordentlich bedeutsam für die Entwickelung der hydrographischen Verhältnisse; denn der Schutt trägt einerseits zur Bildung intermittierend fließender Wasseradern und andererseits zur Erzeugung einer Reihe von Quelllandschaften bei, wie sie jedes der drei Hauptthäler in seiner oberen Hälfte besitzt. Ihre Abflüsse bestimmen und regulieren bei niedrigem, zum Teil auch bei mittlerem Wasserstand die Quantität des Isar-, Karwendel- und Gleirschbaches, überdauern in den trockenen Monaten die meisten Kargewässer und helfen deshalb zur Herstellung ununterbrochen fließender Wasserfäden auch an solchen Stellen der Thalsohlen mit, welche durch ihre breite Anlage und Ausfüllung mit Gerölle andernfalls zu subterranem Lauf zwingen würden. Ausführlich behandelt der Vortragende die bisher in sehr verschiedener Weise beantwortete Frage nach der eigentlichen Isarquelle. Das Quellbassin der Isar umfaßt an 900 Q.-Km. Zwölf Dauerbäche und acht Gruppen von Thalquellen vereinigen sich hier zu einem Fluß, der bereits nach 19 Km. langem Lauf bei mittlerem Stande 15 bis 20 Cm. Wasser abführt. Als eigentlicher Quellarm der Isar ist der Halleranger-Lafatscherbach anzusehen. Ihren Namen als zentrale Wasserader des deutschen Alpenvorlandes verdient die Isar aber erst von jenen perennierenden Schuttquellen an, welche unterhalb des Gerölldelta's am Birkkarbach hervorbrechen und die auch das Volk als „Isarursprung" bezeichnet, da von dieser Stelle ab der Fluß beständig, auch während der Wintermonate, Wasser führt. In der dem Vortrag sich anschließenden Diskussion wird zunächst anerkannt, daß durch den Vortragenden die Frage nach den Isarquellen für immer und gründlich gelöst worden sei. Professor v. Zittel und Privatdozent Rothpletz weisen auf die Bedeutung der geologischen Verhältnisse für die Quellenbildung hin, wo unter den Schuttmassen undurchlässige Moräne, oder wo an Stelle des Wetterstein-Kalks der schwarze Muschelkalk, da Quellen- und Bachbildung, auftritt. Professor Sepp weist auf die Veränderungen des Isarbettes im Voralpenlande und in der Hochebene hin, welcher Hinweis von dem Vorsitzenden mit der Anführung der Thatsache erwidert wird, daß hier ein allgemeines Phänomen vorliege, das bei allen Alpenflüssen sich zeige und dessen Ursache in der Abfuhr der großen Wassermassen nach der Abschmelzung der großen Gletscher zu suchen sei. — Im Anschlusse hieran referiert Dr. Clauß über Paul Soleillet's Reisen in Nord-, West- und Ostafrika. Gravier, der Präsident der Geographischen Gesellschaft in Rouen, hat das von Soleillet auf dessen Reisen gesammelte Material gesichtet und verarbeitet und hat das umfangreiche und hochinteressante Werk zugleich mit einer Biographie Soleillet's der Geographischen Gesellschaft übersandt. Der 1886 verstorbene Soleillet ist der jüngste Pionnier des französischen Handels in Afrika. Er war kein wissenschaftlicher Forscher, er reiste als Laie, verfolgte ausschließlich praktische Ziele und sah in der Förderung des französischen Handels in Afrika seine Lebensaufgabe. Deshalb waren auch seine Reisen zum größten Teile nicht in gänzlich unbekanntes Gebiet gerichtet. Durch längeren Aufenthalt in Algier hat er sich für die Lösung der selbstgesteckten Aufgaben vorbereitet. Der Krieg von 1870/71 stellte ihn in die Reihen der Vaterlandsverteidiger. Zurückgekehrt nach Afrika, macht er von Marokko aus einen Vorstoß nach dem Sudan in bisher den Europäern unbekanntes Gebiet. Das Ergebnis dieser Reise war das Projekt einer Eisenbahnverbindung durch die Sahara bis Timbuktu nnd zu den französischen Kolonien am Senegal. Den Hauptinhalt des vorliegenden Werkes bildet die Beschreibung der in die Jahre 1878 und 1879 fallende Reisen Soleillet's von Medine am oberen Senegal ins Reich Segu am oberen Dscholiba. Das Buch enthält die Erzählung der persönlichen Reise-Erlebnisse, ethnographische Notizen, Kapitel allgemeinen Inhaltes (wie über Sklaverei), geschichtliche Mitteilungen über die Entstehung und den Zerfall des Reiches von Segu, Art und Gegenstand des Tauschhandels in den vom Reisenden besuchten Gebieten, namentlich auch eingehende Berichte über die produktreichen und stark bevölkerten Landschaften von Segu. Timbuktu erreichte der Reisende nicht. Im Jahre 1880 machte er einen neuen Vorstoß von Medine aus, wurde aber gefangen genommen und war genötigt, umzukehren. Gegenwärtig, nachdem die Regierung die Mittel hiezu bewilligt, ist Frankreich mit der Ausführung eines Eisenbahnbaues von Medine ostwärts in die von Soleillet besuchten Gegenden beschäftigt. Im Jahre 1882 finden wir Soleillet in Obok an der Tadschurra-Bay, um im Auftrag einer französischen Handelsgesellschaft das Terrain für Gewinnung einer französischen Kolonie zu erforschen. Er tritt mit König Menelek von Schoa in Verbindung, unternimmt eine Reise nach Schoa, wird dort hochgeehrt und zum General von Schoa ernannt und nach seiner Rückkehr in seinem Vaterlande hochgefeiert. Unter den Vorbereitungen zu einer zweiten Reise nach Schoa ereilte den mutigen und verdienstreichen Mann der Tod zu Ende des vorigen Jahres, mitten unter großen Entwürfen und Veranstaltungen zur Verwirklichung weitaussehender Pläne.

### * Eine riesige Cobra oder Brillenschlange.

In den meisten Naturgeschichten und Werken über Schlangen bis zum Anfang dieses Jahrhunderts finden wir die Behauptung, daß die höchst giftige Cobra di Cabello (Hut- oder Brillenschlange) bisweilen eine Länge von 10 bis 12 Fuß erreiche. Dr. Cantor war der erste, welcher diesen Irrtum berichtigte durch

Digitized by Google

den Nachweis, daß es zwei deutlich verschiedene Gattungen oder Arten gibt, daß die Cobra niemals die Länge von ungefähr fünf Fuß überschreitet, und daß die größere Schlange eine andere Art ist, welche er Hamadryas ophiophagus nannte, weil dieselbe erwiesenermaßen andere Reptilien und Schlangen frißt. Die Hamadryas unterscheidet sich von den echten Cobras dadurch, daß sie hinter den Gift- oder Fangzähnen noch einige Backzähne hat und auf diese Weise ein verbindendes Glied zwischen den unschädlichen und den giftigen Schlangen bildet; sie gleicht aber der Cobra dadurch, daß sie ihren dehnbaren Hals zu einem sogen. „Hut" aufblähen kann. Sie wird bis zu 15 Fuß lang, nährt sich vorzugsweise von Eidechsen und Schlangen, lebt zumeist auf Bäumen, hat aber auch eine große Vorliebe für das Wasser, in welches sie sich am liebsten flüchtet. Sie ist sehr wild und bösartig und ist geneigt, menschliche Wesen nicht allein anzugreifen, sondern auch zu verfolgen. Ihr Gift ist beinahe so tötlich in seiner Wirkung, wie dasjenige der Cobra. Ihre Heimat beschränkt sich nicht allein auf die Malayische Halbinsel, sondern sie kommt noch häufiger in Bengalen, Assam, auf der Coromandel-Küste, auf Java und Sumatra vor. Sie ist sehr gefürchtet wegen ihrer ungeheuren Größe und Stärke, ihrer Wildheit und Tücke und ihres Giftes. Der britische Geistliche J. E. Tenison-Woods, ein tüchtiger Naturforscher, welcher in der „Singapore Free Preß" einen höchst lehrreichen und gehaltvollen Artikel über die Schlangen des Indischen Archipels veröffentlicht und sich mit dem Studium der Hamadryas ganz besonders beschäftigt hat, schreibt: „Ich schickte ein Exemplar nach Sydney, wo dasselbe nun in dem Museum des Hon. W. Macleay von Elisabeth-Bay zu sehen ist. Dieses Exemplar ist 13 Fuß lang und ward gefangen, während ich zum Besuch bei einem Zuckerpflanzer in der Provinz Wellesley, gerade Penang gegenüber, war. Ein Hinduweib gieng eines Tages nach dem Ufer eines Flüßchens hinab, um Gras zu schneiden; hier sah sie die Schlange, warf in ihrem Schreck einen Stock nach ihr und lief davon; sie ward aber augenblicklich von der Schlange verfolgt, welche unbedingt das Weib geschlagen haben würde, wenn dessen Geschrei nicht den Mann der Armen herbeigerufen hätte, der die Schlange durch einen Schlag betäubte. Der Mann und sein Weib packten dann die Schlange am Hals und Kopf und brachten sie lebendig nach dem Hause des Pflanzers, hätten sie aber ohne Hülfe nicht weit tragen können. Hier ward die Schlange sogleich getötet und in Rum aufbewahrt. Sie ist meines Erachtens eines der größten Exemplare, von denen wir beglaubigte Nachricht haben. Ich hörte viele Beispiele von ihrem wilden bösartigen Charakter, welche beweisen, daß sie sich gegen den Angreifer wendet und Widerstand leistet. Bei einem Piknik in der Nähe der Wasserwerke machten einige Offiziere des 27. Regiments Jagd auf eine große Hamadryas, waren aber noch nicht weit gekommen, da machte die Schlange Kehrt, wandte sich gegen ihre Verfolger und zerstreute sie schnell; dann flüchtete sie ins Wasser, wo sie von zweien der Gesellschaft in einem Boote verfolgt wurde, aber bald den Versuch machte, an Bord zu kommen, so daß die Ruderer ihre ganze Kraft einsetzen mußten, um ihr zu entgehen. Und doch trotz all dieser Wildheit und dieses Mutes habe ich niemals von einem Unglücksfall durch ihr Gift gehört. Die Malayen behaupten allgemein, sie schlage (beiße) niemals, sondern speie nur gegen ihre Feinde. Ich war sehr begierig, zu ermitteln, ob sie auch mit eigentlichen Giftzähnen versehen sei, und erlangte mit einiger Mühe, daß eine für mich gefangen wurde, welche ungefähr neun Fuß lang war. Sie wurde mir lebend gebracht und nur mittelst einer kleinen Schleife von Bambus um den Hals gehalten. Ich kann mit Zuverlässigkeit bezeugen, daß sie, wenn man sie reizte, mit einem eigentümlichen Geräusch zischte, aber nur schwer zu bewegen war, nach einem Stück Lappen zu schlagen oder zu beißen. Ich secierte den Kopf und fand das Gift- oder Fangzähne vollkommen entwickelt und mit der ganzen wirksamen anatomischen Vorrichtung, um eine giftige Wunde zu bewirken, versehen." — Wir können nicht umhin, diese für Naturgeschichte und Geographie so wichtigen Thatsachen hier in weitere Kreise zu bringen. r.

## Notizen.

* Eine Kilima'ndscharo-Stiftung. Herr Meyer, der Besitzer des Bibliographischen Instituts in Leipzig, hat aus Anlaß der ersten erfolgreichen Besteigung des Kilima'ndscharo durch seinen Sohn Dr. Hans Meyer und zum Gedächtnis dieser bedeutenden wissenschaftlichen That ein Kapital von 30,000 Mark zu einer Kilima'ndscharo-Stiftung ausgesetzt, aus deren Zinsen Forschungsreisende im deutschen Ostafrika unterstützt werden sollen. Möchte dies schöne Beispiel zum Besten der genaueren Erforschung unserer jugendlichen Kolonialgebiete viele Nachahmer finden. (K. Z.)

* Die Broken Hills-Silbermine in den an Silbererzen reichen Barrier Ranges an der westlichen Grenze der Kolonie Neu-Südwales hat in den letzten 12 Monaten den glücklichen Aktionären einen Ertrag von 1,529,448 Unzen metallisches Silber im Werte von 385,000 Lstrl. geliefert. Gr.

**Elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben**
aus dem Verlage der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

**Goethe's** Werke in Auswahl. 4 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 6. —
**Schillers** sämtliche Werke. 4 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 7.—
**Lessings** Werke in Auswahl. 3 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 5.—
**Uhlands** Gedichte und Dramen. Taschenformat. Eleg. gebunden M. 5.—
**Uhlands** Gedichte und Dramen. **Jubiläums-Ausgabe** (1787—1887). Hocheleg. gebunden mit Goldschnitt M. 7.—
Illustrierter **Weihnachtskatalog** der J. G. Cotta'schen Buchhandlung **gratis** und **franko.**

So eben erschien:

**DAS WEIB**
**in der Natur- und Völkerkunde.**
Anthropologische Studien
von **Dr. H. Ploss.**
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von **Dr. Max Bartels.**
Mit 7 lithogr. Tafeln, 107 Holzschnitten und Ploss' Portrait.
Zwei starke Bände, 83 Bogen. Lexikon-8°.
Preis broschiert 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.
**Leipzig.** **Th. Grieben's Verlag.**
Gegen vorher. Frankozahlung direkt vom Verleger.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Hierbei Prospecte der Verlagsbuchhandlung **Gebr. Paetel** in **Berlin** und der **Herder**'schen Verlagshandlung in **Freiburg.**

Digitized by Google

# Das Ausland

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 51.** Stuttgart, 19. December **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Die indische Baumwollenindustrie. Von Emil Jung. S. 1001. — 2. Betrachtungen über die Wanderung der Zugvögel in England. S. 1006. — 3. Skizzen von der Balkan-Halbinsel. Von Emile de Laveleye. Aus dem Französischen übersetzt von Eugenie Jacobi. (Schluß.) S. 1008. — 4. Skizzen aus Kreta. S. 1011. — 5. Unter den „Tausend Inseln." Von Grant Allan. (Schluß.) S. 1013. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 1016. — 7. Litteratur. S. 1019.


## Die indische Baumwollenindustrie.

Von Emil Jung.

Die Baumwollenspinnerei und -Weberei Indiens ist uralt; sie wird schon im Gesetzbuch des Manu, also etwa 1400 Jahre vor Christi Geburt, erwähnt. Nach den Indica, deren Verfasser, Arrian, wahrscheinlich im ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus lebte, brachten arabische Kaufleute indische Baumwolle und Baumwollenzeuge nach Adulis am Roten Meere, dessen Häfen damals einen ziemlich regen Handelsverkehr mit Patala am Indus, Ariake und Barygaza, dem jetzigen Barotsch an der Narbadda, unterhielten. Masalia (Masulipatam) war wegen seiner Baumwollenwaren berühmt, allein die feinsten Musseline lieferte das Ganges-Gebiet, woher sie von den Griechen auch *γαγγετικοὶ* genannt wurden.

Die Spinn- und Webvorrichtungen der Indier waren und sind auch noch heute der einfachsten Art. Das Reinigen der Baumwolle von Samen und anderen fremden Bestandteilen besorgen die Frauen mit den Kinnbacken des Boalifisches (Silurus boalis), dessen feine, dichtstehende und rückwärtsgekrümmte Zahnreihen wie für diese Arbeit eingerichtet erscheinen, sowie mit einer kleinen eisernen Walze, welche über die auf einem Brett ausgebreitete Baumwolle mit den Händen hin und hergezogen wird. Das Kardätschen wird darauf mit einem kleinen Bogen aus Bambusrohr mit doppelten Saiten aus Darm, wilder Seide oder gedrehten Pisangblattfasern besorgt und die Baumwolle darauf in eine kleine zylindrische Rolle geformt, welche man während des Spinnens in der Hand hält. Der Spinnapparat besteht aus einer sehr dünnen eisernen Spindel, an deren einem Ende eine kleine Thonkugel befestigt ist, welche durch ihr Gewicht beim Drehen Stetigkeit verleihen soll, und aus einem Stück von einer harten Muschel, das in etwas Thon eingesenkt ist. Auf letzterem soll sich die Spindel beim Spinnen drehen. Mit diesem höchst primitiven Instrument spinnen die Hinduweiber Fäden von einer Feinheit, die an die Geschicklichkeit der mythischen Arachne erinnert. Die bewundernswerte Organisation der Hindu, namentlich ihrer kleinen Hände zu zarter Handarbeit, eignet sie ganz besonders für dieses Spinnen.

Das feinste Garn wird früh am Morgen gesponnen, ehe noch die aufgehende Sonne den Thau vom Grase gesogen hat, denn so groß ist die Zartheit der Faser, daß sie reißen wollte, würde man sie zu einer wärmeren und trockeneren Tageszeit verspinnen. Die Kohäsionskraft der Baumwollenfaser wird durch hohe Temperaturgrade, verbunden mit Trockenheit der Luft, stark geschädigt, so daß, wenn die Abwesenheit von Thau auf dem Boden das Mangeln von Wasserdampf in der Luft anzeigt, die Spinnerinnen der Baumwolle die nötige Feuchtigkeit dadurch geben, daß sie den Faden über einem flachen mit Wasser gefüllten Gefäß drehen. Ein im Jahre 1851 auf der ersten Weltausstellung gezeigtes Garnbündel maß 1349 Yards und wog nur 22 Grain, so daß also ein Pfund dieses Garns eine Länge von 250 e. Mln. gehabt haben würde.

Für das Weben wird das Garn zugerichtet, indem man es zuerst ein paar Tage in mit feinem Pulver aus Holzkohle oder Ruß vermischtem Wasser liegen läßt, dann in reinem Wasser sorgfältig spült, darauf trocknet und mit Reiswasser, dem feiner Kalk zugesetzt ist, bestreicht. Seinen einfachen Webstuhl aus Bambusrohr schlägt der




Digitized by Google

Hindu im Schatten eines Baumes auf und beginnt das langsam fortschreitende Tagewerk. Auf diesen primitiven Apparaten verstanden aber die Indier die feinsten Gewebe herzustellen.

Die Reisebeschreibungen des Mittelalters sprechen von indischen Geweben als so zart, daß sie eher von Feen oder Insekten als von Menschen verfertigt erschienen. Ganze Röcke konnten durch einen mäßig weiten Fingerring gezogen werden. Marco Polo, der im 13. Jahrhundert reiste, rühmt die Kattune von der Koromandelküste als die prachtvollsten, die irgendwo zu finden seien, und mit demselben Enthusiasmus spricht der Portugiese Barbosa, welcher um das Jahr 1500 Indien besuchte, von den vielen kostbaren Kleidungsstücken, welche er in Bengalen sowohl aus weißen und gestreiften, als aus zierlich bemalten Baumwollenzeugen gefertigt sah. Ein venezianischer Kaufmann schätzte im Jahre 1563 einen mäßigen Ballen solcher Waren auf 1000 bis 2000 Dukaten. Der Schweizer Tavernier, welcher um die Mitte des 17. Jahrhunderts Indien und Persien bereiste, sagt, manche Zeuge seien so zart, daß sie in der Hand kaum gefühlt werden, und das Gespinnst so fein, daß es das Auge kaum zu sehen vermöge. Zu Sakonga in Malwa verfertige man Gewänder von völliger Durchsichtigkeit, die aber nicht in den Handel kämen, da sie ausschließlich dem Serail des Moguls und seinem Hof überlassen werden müßten, denn diese Herrschaften fänden ein besonderes Vergnügen daran, ihre Frauen in solchen Gewändern tanzen zu sehen. Eine englische Schrift aus dem 17. Jahrhundert bestätigt die Feinheit der indischen Gewebe, indem sie dieselben tadelnd als „einen bloßen Schatten von etwas Nützlichem" erklärt. Neuere Reisende sprechen von einem so feinen Musselin, daß er, auf eine Wiese gelegt und vom Thau befeuchtet, ganz unsichtbar werde, daher nennen die orientalischen Dichter den feinen Musselin „gewebten Wind".

Für die Herstellung dieser feinsten Gewebe war Dacca lange Hauptsitz. Der in seiner Umgebung erzeugten Baumwolle sagt man nach, daß sie eine besondere Feinheit besitze, und die hier im 18. Jahrhundert gewobenen Musseline erlangten bald einen hohen Ruf auch in Europa, wohin die Ostindische Kompagnie von Dacca allein jährlich für 250,000 Lstrl. ausführte. Aehnlich waren die Exporte von Surate, Kalikut, Masulipatam, Hugli u. a., wo die Engländer ihre Faktoreien inmitten einer betriebsamen Weberbevölkerung angelegt hatten. Daran änderten auch die Beschränkungen, welche man in England der ostindischen Einfuhr bereits am Anfang des vorigen Jahrhunderts auferlegte, sehr wenig. Denn alle die schon seit Heinrich VIII., namentlich aber seit Edward VI. in Manchester, Lancashire und Cheshire hergestellten Baumwollenwaren waren halbleinene und blieben es bis 1770, weil man es nicht verstand, Baumwollengarn für die Kette stark genug anzufertigen. Manchester war schon früh wegen seiner Kattune berühmt. Aber ihren eigentlichen Aufschwung erhielt die englische Baumwollenindustrie erst durch Erfindung der Maschinenspinnerei und der Schnellschütze. Damit hörten die früher sehr bedeutenden Einfuhren indischen Garns sofort auf, die Rollen wurden vertauscht; England, das früher einer der besten Abnehmer der indischen Gewebe gewesen war, überschwemmte nun plötzlich die indische Halbinsel mit seinen billigen Fabrikaten. Mit der massenhaften Maschinenarbeit konnte der arme Hindu an seinem ärmlichen Handstuhl nicht konkurrieren und es brach nun über diese schon ohnehin aufs kärglichste lebende Klasse eine Periode des größten Elends herein.

Noch verschärft wurde dasselbe durch die staunenswerte Ausbreitung der Baumwollenkultur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Im Jahre 1791 exportierten dieselben erst 81 Sack, 1821 aber schon 125 Sack und 1826 über 200 Millionen Pfund. Dabei hatte die amerikanische Baumwolle den Vorteil größerer Länge vor der indischen voraus. Der Stapel von Sea Island Cotton ist 4.05 cm., von indischer Baumwolle durchschnittlich nur 2.50 cm. Die ostindische Baumwolle ist im allgemeinen kurz, fast grob, brüchig, stark gelblich und unrein, aber wohlfeil und wird daher massenhaft auf Schuß- und Strumpfwaren verarbeitet. Die große Feinheit, durch welche viele indische Garne sich auszeichneten, konnte nur erreicht werden durch Verwendung einer geringeren Zahl von Fasern und durch jenes oben berührte Spinnen über Wasserbecken bei trockener Luft; die Spinner in Dacca benützten nur die Morgenstunden von Tagesanbruch bis 9 oder 10 Uhr und den Nachmittag von 3 bis 4 Uhr bis gegen Sonnenuntergang. Seine große Festigkeit erhielt das Garn durch die große Zahl seiner Drehungen, welche auf einen Zoll engl. 80.7 bis 110.1, dagegen bei englischen Garnen nur 56.6 bis 68.8 beträgt. Der Nachteil, an welchem die indische Baumwolle gegenüber der nordamerikanischen, brasilianischen und ägyptischen litt, blieb aber immer ihr kürzerer Stapel.

Dennoch wurde sie massenhaft und zu hohen Preisen von englischen Spinnern aufgekauft, als der amerikanische Sezessionskrieg das dortige Bezugsfeld verschloß. Die indischen Pflanzer machten gute Geschäfte, aber über den Spinner und Weber brachte die Verteuerung des Rohmaterials neues Unheil. Die indische Baumwollenindustrie, namentlich aber die Baumwollenspinnerei, erhielt damit einen Schlag, unter dem sie fast gänzlich zusammenbrach. Die gewerbsmäßige Handweberei begann mit ihren Produkten fast allein auf den einheimischen Konsum sich zu beschränken; für den Export wurde nur wenig mehr hergestellt und die feineren Fabrikate verschwanden zusehends vom Markt. Erst in neuester Zeit beginnt die indische Baumwollenindustrie unter völlig veränderten Verhältnissen sich wiederum aufzurichten. An die Stelle des Spinnrockens und hölzernen Webstuhls trat die Maschine und der Fabrikbetrieb.

Die erste mechanische Baumwollenspinnerei wurde 1854 in Bombay eröffnet, ihr folgte sehr bald eine Weberei

Digitized by Google

mit Maschinenbetrieb. Die Industrie entwickelte sich schnell, namentlich in der Umgegend der Stadt Bombay, deren nördliche Vorstädte mit ihren qualmenden Riesenschornsteinen dem reisenden Europäer die Unschönheiten seiner eigenen Heimat bereits in sehr wenig angenehmer Weise in Erinnerung bringen. Dann hat sie sich auch nach Madras, Bengalen, den Nordwestprovinzen, den Zentralprovinzen Haiderabad und Indore ausgebreitet. Am 30. Juni 1886 besaß Indien nicht weniger als 95 Baumwollenspinnereien und -Webereien, teils im Betriebe, teils im Bau begriffen, mit 2,261,000 Spindeln, 17,455 Stühlen, 74,383 Arbeitern und einem Verbrauch von nahezu 650,000 Ballen Rohbaumwolle. Der Hauptsitz der Baumwollenindustrie ist die Präsidentschaft, insonderheit die Stadt Bombay, wo 1865 erst 13 Fabriken mit 285,524 Spindeln, 3579 Webstühlen und 7357 Arbeitern bestanden, im verflossenen Jahre aber bereits 70 Fabriken mit 1,698,797 Spindeln, 14,635 Webstühlen und 54,179 Arbeitern in Thätigkeit waren. In dem letzten Dezennium hat ein kolossaler Aufschwung dieser Industrie stattgefunden, der eine Zunahme von 85 Proz. bei den Fabriken, um 94 Proz. bei den Spindeln und um 78 Proz. bei den Handstühlen darstellt. Für das Jahr 1887 wurde ein Zuwachs von 100,000 Spindeln angenommen.

In derselben Weise ist auch die Produktion und, was sehr bedrohlich für die englische Industrie erscheint, auch der Export indischer Fabrikate gestiegen. Denn Indien führt bereits jährlich wachsende Mengen von Garn nach China (Hongkong) aus, kleinere Posten auch nach Japan und Java. Im Jahre 1876 betrug die indische Ausfuhr 7,926,710 Pfund Garn und 15,544,168 Yards Zeuge im Gesamtwert von 7,409,593 Rupien, dagegen 1886 nicht weniger als 78,241,771 Pfund Garn und 51,577,727 Yards Zeuge im Wert von 35,687,407 Rupien. Die Zeuge gehen meist zu den Häfen am Persischen Golf, dem Arabischen und Roten Meer, in neuester Zeit aber ganz besonders nach Sansibar und zu den Häfen von Portugiesisch-Ostafrika (Mosambik, Quilimane und Ibo). Die früher dort allein verkauften englischen, amerikanischen und schweizerischen Zeuge sind in den letzten Jahren durch die indischen Fabrikate ganz vom Markt verdrängt worden. Das meiste Garn aber geht nach China. Es ist erstaunlich, wie dieser Zweig des indischen Handels gegenüber dem englischen sich entwickelt hat. Es betrugen die Ausfuhren von Garn nach China (incl. Hongkong):

| | von Indien: | von England: |
|---|---|---|
| 1876—1877: | 6,334,719 Pfund | 12,475,335 Pfund |
| 1885—1886: | 68,498,720 „ | 20,373,900 „ |

Das bedeutet für den indischen Handel eine Zunahme um 981.3 Proz., für den englischen dagegen nur um 63.3 Proz. Im Jahre 1876 betrugen die englischen Garnexporte nach China fast das Doppelte der indischen, 1886 waren die letzteren bedeutend mehr als dreimal so groß als die ersteren. Indien führt nach China gegenwärtig über 50 Proz. Garn mehr aus als England nach Indien sendet. Ja die englischen Garnexporte nach China und Indien zusammengenommen sind kleiner als die Garnexporte Indiens nach China allein.

Bis Anfang 1885 hatten die indischen Fabrikanten einen schweren Stand, weil sowohl die Peninsular and Oriental Company, als der Oesterreichisch-ungarische Lloyd den einer Prohibition fast gleichkommenden Frachtsatz von 15 Rupien per Tonne verlangten und bei sehr häufig bereits voll in Anspruch genommenem Laderaum große Posten von Garn lange Zeit auf Beförderung zu warten hatten. Als aber nach fruchtlosen Verhandlungen der Association mit den beiden genannten Gesellschaften die Florio-Rubattino-Compagnie sich bereit erklärte, monatlich einen Dampfer von Bombay nach Hongkong zu dem Satz von 8 Rupien per Tonne zu expedieren, dauerte es gar nicht lange, bis die Fracht bei der Konkurrenz aller drei Gesellschaften auf 5 Rupien per Tonne hinuntergieng. Die herabgesetzten Preise, zu denen die Fabrikanten von Bombay danach ihre Produkte anbieten konnten, haben eine Nachfrage hervorgerufen, welche die kühnsten Erwartungen derselben weit hinter sich läßt.

Von dem gesamten in indischen Spinnereien hergestellten Quantum von Garn gehen zwei Drittel nach dem Ausland und nur ein Drittel findet in den heimischen Webereien Verwendung. Denn noch immer sind die indischen Webereien gezwungen, zum großen Teil in England gesponnene Garne einzuführen. Mr. O'Conor, dessen jährliche Berichte wie über alle anderen Zweige indischer Produktion und indischen Handels so auch über die Verwendung der Baumwolle und den Absatz der im Lande hergestellten Baumwollenwaren sehr interessante Mitteilungen bringen, berechnet den jährlichen Verbrauch von Baumwollengarn in Indien auf 87 Millionen Pfund, wovon 45 Millionen Pfund englischer Provenienz sind. Daß dieser Import sich auf einer solchen Höhe erhalten kann, obschon die indische Produktion fortwährend steigt und der englischen Ware, wie wir gesehen haben, eine immer stärker werdende Konkurrenz macht, beruht auf folgenden Gründen.

Die indische Baumwolle gehört, wie wir gesehen haben, zu den kurzstapeligen Sorten, läßt sich daher nicht zu den feineren Garnnummern verspinnen. Versuche, die amerikanischen langstapeligen Sorten einzuführen, sind an verschiedenen Orten gemacht worden, aber nur in sehr geringem Umfange geglückt. Die große Masse der indischen Garne gehört zu den Nummern 9, 10 und 20 Mule-Twist. Water-Twist wird in weit geringeren Mengen gesponnen, gewöhnlich von Nummer 16. Die höchste für beide Sorten gesponnene Nummer ist 30, obschon die Spinnereien bis Nummer 40 gehen können, was aber thatsächlich niemals geschieht, teils infolge der geringeren Qualität des Rohmaterials, teils infolge der Nachlässigkeit der Arbeiter. In den feineren Garnnummern, welche auf den Hand

Digitized by Google

stühlen Verwendung finden, hat Manchester ebensowohl noch ein Monopol als in den besseren Sorten von Geweben.

Was die letzteren anlangt, so werden in den mechanischen Webereien vornehmlich die in England als T-Cloths, Domestics, Sheetings, Drills und Jeans bekannten hergestellt, und zwar sämtlich aus indischen Garnen. Außerdem werden Longcloths gewebt, ferner Tschadars, große Tücher, und Dhutis, die 2½ bis 3 Yards langen und 2 bis 3 Fuß breiten, an den Rändern und Enden oft reichverzierten Lendentücher, welche der Hindu für unerläßlich hält, selbst wenn er Beinkleider tragen sollte. In den letzten Jahren sind auch Versuche gemacht worden, Strümpfe, Unterbeinkleider, Nachtmützen und Handtücher zu liefern.

Die finanzielle Lage der indischen Baumwollenfabriken war 1886 mit wenigen Ausnahmen keine gute. Die durchschnittliche halbjährliche Dividende betrug nach der „Bombay Gazette“ bei 53 Etablissements in und um Bombay nur 1.01 Proz. Das gesamte eingezahlte Kapital dieser Fabriken betrug 53,649,125 Rupien, der Betrag der Dividenden 543,097 ½ Rupien und der durchschnittliche Wert der Aktie 96.25 Proz. des Nominalwertes. Von 53 dieser Fabriken zahlten nicht weniger als 35 gar keine Dividende, einige mußten sogar liquidieren. Die Fabriken in Bengal (alle in der Nähe von Kalkutta) standen noch ungünstiger, der Wert ihrer Aktien betrug nur 70.17 Proz. des Pari-Wertes. Von den vier dort arbeitenden Fabriken mit einem Kapitalwert von 5,503,500 Rupien verzinste sich die eine allerdings mit 5 Proz., eine zweite aber nur mit 0.5 Proz., die beiden anderen zahlten gar keine Dividende. Nur zwei Fabriken in den Nordwestprovinzen hatten günstige Resultate (8 und 7 Proz. Dividende) aufzuweisen und ihre Aktien stehen demnach auf 28.33 Proz. über Pari. Es ist daher nicht zu verwundern, daß dort bereits zwei neue Unternehmungen (zu Delhi und Agra) in Vorbereitung sind.

Die in den verflossenen Jahren eingetretene Depression erklärt sich aus mehreren damals vorhandenen Umständen teils wirtschaftlicher, teils politischer Natur. Das Jahr 1884—1885 war für die Spinner im allgemeinen ein besonders unglückliches. Der Krieg zwischen Frankreich und China schmälerte den Absatz nach dem letzteren großen Gebiet ungemein, die Garnpreise fielen, zugleich aber stieg der Preis des Rohmaterials infolge einer schlechten Ernte sehr bedeutend. Die Verhältnisse haben sich inzwischen geändert, und dem neuesten vorliegenden offiziellen Bericht zufolge finden alle Fabriken lohnende Beschäftigung.

Die indischen Baumwollenfabriken sind fast ausnahmslos Eigentum von Aktiengesellschaften, bei denen indisches Kapital in hervorragendem Maße beteiligt ist. So besteht die Bombay Millowners Association mit einer einzigen Ausnahme aus Parsis. Und in der That entsprang eine Reihe von Gründungen einem nationalen Antagonismus gegen England und dem Ehrgeiz, eine im Lande selber entstandene und gepflegte Industrie zu besitzen. Bei der Bevölkerung aber fanden sie eine nicht unwesentliche Stütze durch die herrschende Ueberzeugung, daß die indische Ware frei von jenen Verfälschungen ist, welche die englische Ware im Osten bereits in sehr üblen Ruf gebracht hat. Werden die indischen Unternehmungen schon dadurch gefördert, so genießen sie auch den großen Vorteil, das Rohmaterial und den Markt für ihre Fabrikate recht eigentlich vor der Thür zu finden und so zweifach an Fracht zu sparen.

Freilich sind auch die Kosten des Baues und der Installation einer Fabrik in Indien sehr bedeutend, da das Material zum sehr großen Teile aus England, resp. Europa, zu beziehen ist. Einem im Jahre 1877 veröffentlichten Bericht zufolge kostete eine Spinnerei mit 50,000 Spindeln, welche in Lancashire mit einem Aufwand von 1 Lstrl. pro Spindel, also für 50,000 Lstrl., erbaut und eingerichtet werden konnte, damals in Bombay 150,000 Lstrl., also dreimal soviel, und für dieses Kapital, das in England nur zu 5 Proz. zu verzinsen war, also 2500 Lstrl. jährlich erforderte, mußte man in Indien 9 Proz., also 13,500 Lstrl., zahlen. Nicht unerheblich fällt auch die Kohlenfrage ins Gewicht. Die Fabriken von Bengalen und den Nordwestprovinzen können allerdings einheimische Kohle verbrauchen, die, wenn auch viel geringwertiger als die englische, durch die Eisenbahn leicht herbeigeschafft werden kann; die Fabriken in Bombay aber, welche doch die überwältigende Mehrzahl bilden, sind auf die viel teurere englische Kohle angewiesen, die freilich auch viel mehr Heizkraft besitzt. Der Preis englischer Kohle stellte sich nach neuesten Berichten auf 1 Lstrl. 12 Sh. per Tonne, während der Kostenpreis indischer Kohle an der Grube sich auf 6—19 Sh. per Tonne belief. Wie tief die Kohlenfrage in die finanzielle Gebahrung indischer Industrie-Unternehmungen eingreifen muß, läßt sich aus den statistischen Ausweisen über die Betriebsresultate der indischen Eisenbahnen ersehen. So hatte die Bombay-Baroda- und Central-India-Eisenbahn, welche englische Kohle und Holz verbraucht, für ihre Feuerung 31.96 Sh. per Tonne zu zahlen, während die East-Indian-Bahn mit Feuerung von Kaharbari-Kohle nur 4.16 Sh. per Tonne ausgibt.

Was die Arbeiterfrage anlangt, so stellt sich dieselbe für die indischen Fabrikanten recht günstig. Die Arbeiter sind reichlich vorhanden, billig, lenksam und zu Strikes nicht angelegt. Sie zu bekommen, ist nicht schwer, da die Löhne im Vergleich mit den in anderen Gewerben gezahlten und den in Indien sonst üblichen Lohnsätzen ziemlich hoch sind. Männer können monatlich 30—65 Rupien, Frauen 8—10 Rupien, Knaben und Mädchen 7—10 Rupien verdienen. Die Arbeitsstunden sind von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends mit einer einstündigen Unterbrechung in der Mitte des Tages.

Digitized by Google

Bis 1881 waren den Fabrikbesitzern keinerlei Vorschriften hinsichtlich der Verwendung ihrer Arbeiter gemacht. In dem genannten Jahr wurde aber die Indian Factories Act erlassen, welche indes nur auf Fabriken mit einem Arbeiterpersonal von mehr als 100 Personen Anwendung findet und beiläufig für die Indigofabriken und die Thee- und Kaffeepflanzungen gar keine Geltung hat. Darnach ist die Beschäftigung von Kindern unter 7 Jahren in den Fabriken überhaupt verboten und Kinder zwischen 7 und 12 Jahren dürfen nur 9 Stunden des Tages in der Fabrik arbeiten und davon muß mindestens eine Stunde für Mahlzeiten und Ruhe reserviert sein. Außerdem müssen sie in jedem Monat vier Feiertage bekommen, dürfen nicht bei gewissen gefährlichen Operationen beschäftigt werden und sind in ein Register einzutragen. Dagegen ist die Beschäftigung von mehr als 12 Jahre alten Personen männlichen und weiblichen Geschlechts völlig freigestellt; gewöhnlich arbeiten dieselben, wie in Bombay, 7 Tage in der Woche und nicht selten 14 Stunden des Tages. Zur Durchführung dieser Vorschriften hat man Fabrikinspektoren angestellt, meist solche, die das Amt bereits in England bekleidet hatten. Die unmittelbare Folge dieses Gesetzes war die sofortige Entlassung einer großen Anzahl von Kindern aus der Fabrikarbeit. Im Jahre 1880 beschäftigten von 31 Fabriken auf der Insel Bombay alle mit einer einzigen Ausnahme Kinder, dagegen fand 1882—1883 von 38 Fabriken nur in 18 Kinderarbeit statt und die Zahl der Kinder belief sich auf nur 668. In demselben Jahre verteilte sich mit Ausschluß von Bengalen (5029 Arbeiter) die Fabrikbevölkerung nach Alter und Geschlecht auf folgende Kategorien: Es wurden aufgeführt 29,546 als Männer, 8555 als Frauen, 7882 als junge Leute und 2732 als Kinder.

Das ganze in den indischen Baumwollenfabriken 1885 investierte Kapital wird auf 60,364,125 Rupien angegeben, eine Summe, die sich noch bedeutend steigert, wenn wir die übrigen zur Reinigung und zum Pressen der Baumwolle dienenden Apparate mit in Rechnung bringen. In der Präsidentschaft Bombay allein gab es 1882—1883 zur Reinigung der Baumwolle 2787 mit Dampf betriebene Apparate, 96 Dampfpressen und 41 Handpressen.

Was nun den Import von Baumwollenwaren und anderen Bekleidungsstoffen anlangt, den ich bereits mehrmals berührt habe, so ist derselbe in den letzten Jahren ziemlich konstant geblieben; er bezifferte sich 1881—1882 auf 2649.26 Lakhs Rupien und 1885—1886 auf 2693.84. Das macht nach Hinzurechnung von 93.17 Lakhs für fertige Kleider und nach Abzug der wiederausgeführten Waren und von Nähzwirn, Jutesäcken und Segeltuch einen Betrag von nicht weniger als einer Rupie, welche die indische Bevölkerung jährlich per Kopf für importierte Kleider und Kleiderstoffe und für Garne, die in solche verwandelt werden sollen, an England zahlt. Der Gesamtwert der Einfuhren von Baumwollenwaren betrug 1885 242,826,285 Rupien oder 46.8 Proz. der indischen Einfuhr überhaupt, und es wird bemerkt, daß diese Ziffer noch erheblich höher gewesen sein würde, wenn die 13 Monate, welche mit dem November vorigen Jahres endeten, von den Hindu-Astrologen nicht als ganz besonders ungünstig für das Schließen von Ehen bezeichnet worden wären. Hochzeiten aber bedeuten neben vielem anderen auch den Einkauf von baumwollenen Zeugen und anderen Fabrikaten.

Aus allem Vorhergegangenen ist ersichtlich, daß Indien für England's Baumwollenindustrie bereits ein sehr bedeutender Rivale geworden ist und es mit den Jahren noch viel mehr zu werden verspricht. Seit 1875 ist auch der Ausfuhrzoll fortgefallen, welcher gleich anderen indischen Produkten auch die Baumwollenwaren mit 3 Proz. vom Wert belastete. Allerdings wurden dafür 1882 auch die Einfuhrzölle endgültig abgeschafft, welche englische Waren in Indien zu zahlen hatten und die 3½ Proz. vom Wert für Garn und 5 Proz. für Stückgüter betrugen. Aber es sind auch zugleich alle anderen Zölle abgeschafft worden, welche auf der Einfuhr überhaupt ruhten, also auch alle diejenigen, welche solche Gegenstände trafen, die zur Errichtung und Ausrüstung von Fabriken u. a. nötig sind. Die indische Baumwollenindustrie hat den unleugbaren Vorteil, ihr Absatzgebiet in allernächster Umgebung oder, wie Persien, Arabien, Ostafrika, China, doch viel näher als England zu haben. Können die Fabriken in Bombay erst mit einheimischer billiger Kohle arbeiten, so werden sie, unberührt von Strikes, wie sie die europäische Industrie so häufig lahmlegen, und bei sehr billigen Lohnsätzen, sehr bald die englische Konkurrenz ganz vom indischen Markte verdrängen.

Ueber die Zukunft der indischen Baumwollenindustrie spricht sich der bereits wiederholt zitierte O'Conor in dem Statement of the Trade of British India für 1877—1878 wie folgt aus: „Mögen wir nun hoffen können, uns eine Ausfuhr zu sichern oder nicht, gewiß bleibt es, daß Indien einen Markt bietet, groß genug für zweimal fünfzig Fabriken, und daß, wenn die Industrie mit Geschick geleitet wird, die Erzeugnisse unserer Fabriken notwendig mit der Zeit die gröberen Sorten von Manchesterwaren aus dem indischen Markt treiben müssen." Schon in seinem Bericht für 1885 meldet er, daß seine Erwartungen sich erfüllt haben, mit den Worten: „Der Import der gröberen Sorten von Twist ist schon lange unwesentlich geworden, da das Garn der indischen Fabriken dieselben vom indischen Markt vertrieben hat. Selbst die Einfuhr der mittleren Sorten fängt an, abzunehmen, ein Beweis, daß indische Spinnereien es bereits verstehen, auch diese herzustellen." Was bei solchen Fortschritten das Ende sein muß, ist unschwer zu sehen.

---



Digitized by Google

## Betrachtungen über die Wanderung der Zugvögel in England.

„Seit der letzten rauhen Witterung haben sich ungeheure Mengen wilder Vögel an unseren östlichen Küsten eingestellt.“ So lauten alljährlich im Spätherbste die Nachrichten in den englischen Zeitungen, sind aber meist verfrüht, weil sie sich wahrscheinlich nur auf Möven und andere Seevögel beziehen, welche durch stürmisches Wetter nach dem Lande getrieben worden sind; jedenfalls tragen sie aber dazu bei, uns daran zu mahnen, daß die Zeit für den Vogelzug und Vogelfang nicht mehr fern ist.

Der Gedanke ist geeignet, selbst kaltes Blut wallen zu machen, und weckt Erinnerungen an manchen abendlichen Anstand auf Wildenten hinter dem niedrigen Meerdeich, an schwere Bootsladungen von Brandgänsen, der Belohnung für geduldiges stilles Anschleichen an deren dunkle dichte Reihen, welche auf der Flutwoge steigen und fallen, geräuschvoll, aber undeutlich zu erkennen im Zwielicht unter dem winterlichen Morgenhimmel. Es ist wunderbar, wie lebhaft einem derartige Scenen vor dem innern Blick wieder auftauchen. Hinter uns die lange flache Strecke Marschland, worauf nur etliche magere hustende Färsen weiden; vor uns der stille niedere Strand, auf welchen gerade noch die letzten Sonnenstrahlen fallen; jeder braune Schilf und jeder hervorragende Binsenbüschel noch seltsam deutlich zu erkennen in dem nun folgenden kalten Licht, und drüben, jenseit des Seedeichs, das rhythmische Kräuseln und Wogen der steigenden Flut; dann ein Geräusch von raschem Flügelschlage, ein rascher Schuß rechts und links, und der Sturz eines Paares Krickenten, welche dem apportierenden alten Hunde beinahe ins Maul fallen. Eine Welt von Erinnerungen, aber im Grunde nur Erinnerungen, und dem alten Waidmann entringt sich ein tiefer Seufzer.

Für den noch jungen und abgehärteten eifrigen Waidmann aber bedeutet eine derartige Mahnung nur das Hervorholen hoher Wasserstiefeln und großkalibriger Flinten, tägliche Nachfragen beim Geflügelhändler, ängstliche Telegramme an Korrespondenten an der Seeküste und, wie wir leider hinzusetzen müssen, auch manches stille Gebet um stürmische und feuchte Witterung. Die Jagd auf das Wildgeflügel, welches im Herbst und Frühling auf dem Zuge die britischen Küsten berührt, ist zwar anstrengend auch für den kräftigsten Mann, erheischt viele Selbstverleugnung und noch mehr Findigkeit, ist launenhaft in ihren Chancen und ungewiß in ihren Ergebnissen, hat aber nichts destoweniger einen ganz eigentümlichen Reiz; alles in allem genommen, gibt es vielleicht keine andere Form des englischen Waidwerks, welche einen solch mächtigen und eigenartigen Zauber auf alle diejenigen ausübt, welche darin einige Erfahrung haben! Allein wir haben uns da in den wachen Traum eines alten Waidmanns versenkt und müssen zu unserem eigentlichen Gegenstand zurückkehren.

Jene Vögel also sind nur Besucher, nur Gäste. Durch einen nie irrenden Instinkt vor der Annäherung des Winters gewarnt, kommen sie aus nordischen Ländern zu uns: Brandgänse von den flechtenbedeckten Küsten von Spitzbergen und Nowaja-Semlja, wo sie zwischen der Schneelinie und dem Eisgürtel des Ozeans nisten; Wildenten aller Art von den norwegischen Fjorden und den Sümpfen und Seen Schwedens, und mit ihnen vielleicht die wilden Schwäne. Im Vortrab dieser Wanderung werden schon früher Flüge angekommen sein von den Wald- und Pfuhlschnepfen, Goldregenpfeifern 2c. und große Schwärme von Krammetsvögeln aus den ungeheuren Fichtenwäldern Skandinaviens. Es wird manchem auffallen, daß diese Wachholderdrosseln an den britischen Küsten nur ankommen müssen, um zu finden, daß sie die Scylla mit der Charybdis vertauscht haben, und daß sie bei stürmischem Wetter rasch wieder aufbrechen und nach wärmeren Ländern ziehen sollten; allein dieser zweite Instinkt scheint ihnen größtenteils zu fehlen, und in strengen Wintern gehen große Mengen von ihnen durch Kälte und Mangel an Nahrung zu Grunde. Eine weitere Frage drängt sich uns natürlicherweise von selbst auf, nämlich: wie kommt es, daß — da doch Futter reichlich vorhanden und der britische Sommer ihrem nordischen nicht unähnlich ist — kein einziges Beispiel erwiesen werden kann, daß Wachholderdrosseln in England geblieben sind, um dort zu nisten? Die Antwort darauf scheint zu sein, daß der Nistort eines Vogels ausdrücklich seine Heimat ist. „Aber“, kann man ja einwenden, „viele von diesen Vögeln sind Nestlinge des laufenden Jahres, welche noch nie genistet haben!“ Diese Schwierigkeit kann in zweierlei Weise erklärt werden: zuerst ist der Heimatsinstinkt der Art, nicht derjenige des Individuums, dabei beteiligt; zweitens, um zurückzubleiben, wenn alle Verwandte und Freunde weiter ziehen, erfordert mehr moralischen Mut und Entschlossenheit, als erwiesenermaßen seither bei irgend einem Paar Krammetsvögel gefunden wurde.

Das Nachstehende ist interessant als Beweis, wie gänzlich subjektiv diese Gewohnheit der Vogelwanderung ist. Wildgeflügel mit beschnittenen oder gelähmten Schwingen auf Zierteichen werden stark davon beeinflußt. Ein Paar Pfeifenten, welche wir kennen, liefern ein bemerkenswertes Beispiel davon. So zahm und gemessen sie auch zu anderen Zeiten sind, so werden sie doch gegen Nahen und Ende des Winters unruhig und unstät und verraten, besonders an windigen Tagen, den lebhaftesten Wunsch, davon zu ziehen. Sogar in Gefangenschaft ausgebrütetes Wildgeflügel wird von ähnlicher Wanderlust ergriffen. Wer flügellahmes Wildgeflügel in Parks und auf großen Teichen schon beobachtet hat, dem konnte nicht entgehen, wie diese Vögel jeden Abend vergessen, daß sie nicht mehr fliegen können, und den Versuch machen, nach ihren Futterplätzen zu entkommen, und wie sie den Versuch immer wieder machen, obwohl er ihnen jedesmal unfehlbar mißlingt. Wenn

Digitized by Google

sie auch noch so gut mit Gerste und Mais gefüttert werden, so thun dies einzelne Vögel jeden Abend viele Jahre hindurch, so stark ist die Macht der Gewohnheit.

Unsere Definition von „Heimat" regt einen Gedanken an, welcher bei vielen Anklang finden wird. Die Rauchschwalbe nistet bei uns, ist also ein einheimischer Vogel. Ueber wenige Vögel ist so viel geschrieben worden, wie über die Schwalbe, von den Zeiten David's bis auf den heutigen Tag. Bis vor kurzer Zeit wurde die Wanderung der Vögel etwas mißverstanden. Das Gehen und Kommen der Schwalbe war in ein gewisses Geheimnis gehüllt; es war eine kitzliche Frage sogar für einen solch genauen Naturbeobachter, wie der verstorbene Geistliche Gilbert White von Selborne, welcher merkwürdigerweise schreibt: „Ich sehe mich mehr und mehr zu dem Glauben veranlaßt, daß mehrere Schwalbenarten gar nicht von unserer Insel wegziehen, sondern sich in Löchern und Höhlen verstecken und, nach Art der Insekten und Fledermäuse, bei milder Witterung zum Vorschein kommen und sich dann wieder in ihre Schlupfwinkel zurückziehen."

Und zu unserer Ueberraschung finden wir, daß derselbe Schriftsteller von den Schwalben, welche im Herbste in den Weidenkulturen am Flusse aufhockten, sagte: „Diese Zuflucht in jenem bekannten Element zu dieser Jahreszeit scheint die (so seltsam sie auch ist) im Norden herrschende Ansicht zu bestärken, daß die Schwalben sich unter das Wasser zurückziehen." In Syrien, Aegypten und Afrika ist die Schwalbe ein wohlbekannter Vogel; sie wandert vor dem Eintritt der starken Sommerhitze aus, fliegt über das Mittelländische Meer nach Norden und die alten Vögel kehren zu demselben Nest zurück, das sie zuvor innegehabt haben.

Das Verzeichnis unserer Sommerzugvögel begreift in sich Nachtigallen, die verschiedenen Sylvien und andere Singvögel, Wendehälse, Turteltauben, Wiesenläufer, Kuckuck und noch viele andere. Man kann es begreifen, daß es weichschnäbeligen oder insektenfressenden Vögeln bei uns im Winter nur schlimm ergehen würde (obwohl auch einige, z. B. der Waldsperling, die Zaunkönige, welche ja zu unseren kleinsten einheimischen Vögeln gehören, sich gut durch den Winter bringen), allein weshalb die Turteltaube uns verläßt, deren Futter (Erbsen, Bohnen und andere Körner) mit demjenigen der bei uns bleibenden Holztaube übereinstimmt, das ist nicht so deutlich einzusehen. Es kann sich hier nicht um zarte Leibesbeschaffenheit handeln, denn wir haben viele Beispiele, daß Turteltauben in unbedeckten Volièren bei uns den Winter überdauern.

Anläßlich der sommerwandernden Zugvögel verdient noch eine Thatsache erwähnt zu werden. Angestellte Peilungen zeigen, daß das Mittelländische Meer eine sehr verschiedene Tiefe zeigt; an manchen Stellen, z. B. vor Italien, Gibraltar, Griechenland ꝛc., ist es vergleichsweise seicht, und die Geologen behaupten, diese Stellen seien ursprünglich zu Lande mit entsprechenden Punkten an der gegenüberliegenden Küste verbunden gewesen. Diesen seichteren Stellen entlang ziehen nun jene Vögel, denn eine Seereise ist für sie eine Sache der Notwendigkeit, nicht der Wahl. Jene Landstrecken haben sich langsam, Zoll um Zoll und Jahr um Jahr, gesenkt und sind längst verschwunden; allein worüber die Vögel in jenen alten Zeiten hinflogen, da ziehen sie noch heute — ein so interessantes Beispiel von Gedächtnis innerhalb der Art, als man zu finden nur wünschen könnte. Manche Arten von Vögeln sind nur teilweise Zugvögel, von welchen einige gehen, andere bleiben. Die bei uns bleibenden ziehen das Land auf und ab, je nachdem Nahrung oder Witterung es erheischen. Die Holztaube wird hierin beeinflußt durch das Vorhandensein der Bucheckernmast, Buchfinken scheiden sich den Geschlechtern nach in eigene Flüge, und weiße Bachstelzen ziehen nach den südlichen Küsten von England hinunter.

Wir haben in dieser Beziehung Sommer- und Winter-Zugvögel bemerkt; aber es gibt auch andere, wie der große graue Würger, der Waldstrandläufer und der feuerköpfige Zaunkönig, welche zuweilen nur einige Tage in England zubringen, wenn sie im Frühling oder Herbst auf dem Zuge von oder nach den südlicheren Küsten sind.

Soviel denn von Vögeln, welche uns regelmäßig und periodisch besuchen. Es gibt übrigens noch eine Klasse unregelmäßiger Besucher, welche solch seltene Beispiele einschließt, wie der Nußheher (Nucifraga caryocatactes) und die Rosendrossel (Pastor roseus), die sich an keine Regeln von Zeiten und Jahreszeiten binden und bezüglich deren die Ornithologen sich seither begnügt haben, sie als zufällige und gelegentliche Besucher Englands zu betrachten, welche entweder ihren Weg verloren haben oder von Wind und Wetter verschlagen worden sind. Und doch, erscheint es nicht möglich, daß wir sie auf einen Zeitpunkt zurückzuweisen vermöchten, wo auch sie auf den britischen Inseln heimisch waren? Der Dudu, der flügellose Alk sind moderne Beispiele von dem möglichen vollständigen Verschwinden einer ganzen Art. Die große Trappe, welche urkundlich früher in großen Scharen in England nistete und von welcher das letzte einheimische Exemplar vor etwa 30 Jahren geschossen wurde, kommt noch in seltenen Zwischenräumen aus ihren Standorten in Spanien, in Nordostdeutschland und Südostrußland nach England hinüber gleichsam zum Besuche. Könnte denn nicht das Vorkommen derartiger seltener Gäste und „gelegentlicher" Besucher auf irgend eine in der Art noch fortlebende dunkle Erinnerung oder Bewußtsein an die Tage vor der Uebervölkerung und des Schießgewehres deuten, wo diese Vögel noch ihre Heimat in England hatten? Die Theorie wird jedenfalls unterstützt durch die Thatsache, daß im Laufe der Jahre kaum irgend eine neue Art zu dem Verzeichnis der britischen Vögel hinzugekommen ist.

Man hört oft als Gegenstand des Erstaunens die

Digitized by Google

Bemerkung machen, daß Vögel, welche anscheinend nur selten oder nur für kurze Entfernungen ihre Schwingen benützen, imstande sein sollten, weite und lange Flüge zu unternehmen; aber der Flug der Vögel ist eine trügerische Sache. Wiesenknarrer stehen im Klee vor dem Vorstehhunde wieder und wieder auf, um nur wenige Schritte weiter wieder einzufallen, und doch können sie, wenn sie einmal aufgeflogen sind, sehr gut, schnell und weit fliegen. Wasserhühner, welche man, wenn man sie bei Tage aufstört, oft kaum zum Auffliegen bringen kann, weil sie sich auf ihre Fähigkeit zu tauchen und sich zu verstecken verlassen, fliegen bei Nacht frei und hoch, wobei man oft ihren bekannten Schrei hören kann.

Vögel auf dem Zug werden von Lichtern angezogen; in dunklen, windigen Nächten stoßen sie gegen die Laternen der Leuchttürme, rennen sich den Schädel ein und fallen tot herab. Ornithologen haben sich diese Neigung zu Nutz gemacht, die Leuchtturmwächter an den britischen Küsten mit weißen Etiketten versehen und dadurch wertvolle Belehrung erhalten, welche nicht wenig zur Beseitigung seither vorhandener Ungewißheiten beigetragen hat. So ist endgültig nachgewiesen worden, daß mondhelle Nächte dem Flug übers Meer ungünstig sind; daß die Vögel lieber, anstatt mit dem Wind zu fliegen, welcher ihr Gefieder aufbläht und sie ermüdet, gegen den Wind fliegen, obwohl sie womöglich einen Wind von der Seite vorziehen; daß die Summe der Vögel, welche nicht wandern, weit kleiner ist als die Zahl der wirklichen Zugvögel, wozu noch manches andere Interessante kommt.

Englische Zeitungen haben letzten Herbst mehrfach das Erscheinen von Goldadlern an den östlichen britischen Küsten berichtet; allein beinahe in allen Fällen erwiesen sich diese Vögel als unausgewachsene oder weißschwänzige oder Seeadler. Raubvögel vertreiben ihre Jungen aus dem Horst, sobald diese ausgewachsen sind. Auf diese Weise erhalten die Falkener ihre „Zugfalken" und fangen sie, wenn dieselben im Herbst über die Tiefländer streichen.

Das wären denn die hauptsächlichsten Erscheinungen, welche die Wanderung der Vögel aufweist. Der Schleier, welcher dieselbe einst umgab, ist gelüftet worden, und wenn auch noch einige wenige Thatsachen einer Erklärung harren, so ist doch jedenfalls nicht mehr viel zu lernen. Allein der Gegenstand selbst heischt eine niemals fehlende Teilnahme und Aufmerksamkeit, und es ist zuweilen etwas, daß wir imstande sind uns etwas darauf einzubilden, ein hartes und materielles Zeitalter habe noch dieses Glied der Verbindung mit seiner einfacheren Vergangenheit, daß in unseren Heimstätten die Rückkehr der Schwalbe noch beobachtet und mit Teilnahme begrüßt wird. (S. R.)

---

## Skizzen von der Balkan-Halbinsel.

Von Emile de Laveleye.

Aus dem Französischen übersetzt von Eugenie Jacobi.

(Schluß.)

### 4. Mohammedanische Eigentumsverhältnisse.

Nach den Grundsätzen des Korans ist Gott der Eigner des Bodens und sein Vertreter, der Sultan, verfügt darüber; die Begs und Agas, wie früher die Spahis, haben ihre Besitzungen nur als Lehen, zur Belohnung von Kriegsdiensten, inne. Ihrer Natur nach unterscheidet man fünf Arten von Gütern und bezeichnet dieselben als „Milk", „Mirié", „Ekvoufé" oder „Vakouf", „Metruké" und „Mevat."

Die ersteren entsprechen dem englischen Freilehen und erinnern am meisten an unser Landrecht und das Privateigentum bürgerlichen Charakters. Einige vornehme Familien haben noch heute Eigentumsrechte, deren Ursprung um Jahrhunderte hinaufreicht.

Mit dem Ausdrucke „Mirié" bezeichnet man diejenigen Güter, deren erbliche Nutznießung der Staat für einen jährlichen Zins und persönliche Dienste gewährt, und die neuere türkische Gesetzgebung hat den Inhabern das Recht zugestanden, diesen Nießbrauch, der in auf- und absteigender Linie erblich ist und auch auf die Frau und die Geschwister übergeht, zu verkaufen und zu verpfänden.

Die „Vakoufs", denen ein gewisser geheiligter Charakter innewohnt, sind die Güter, welche zu Stiftungen gehören, wie sie in ähnlicher Weise früher überall in Europa bestanden haben, und ihr Ertrag ist nicht, wie man wohl meint, ausschließlich zum Unterhalte von Moscheen bestimmt. Die Absicht der Stifter war es, überhaupt für alles zu sorgen, was dem großen Ganzen der Allgemeinheit zum Nutzen gereichte: für Schulen, Bibliotheken, Friedhöfe, Bäder, Springbrunnen, Wege, Anpflanzungen, Krankenhäuser und Unterstützungsanstalten für Sieche, Arme und Greise. Jede Stiftung hat einen Verwaltungsrat, und dieser steht unter dem „Vakouf"-Ministerium, welches durch seine Beamten von der Hauptstadt aus die über das ganze osmanische Reich hin äußerst zahlreich verbreiteten verschiedenartigen Anstalten im einzelnen überwachen läßt. Solange das religiöse Gefühl an Macht und Stärke nichts verloren hatte, wurden die Einnahmen der Bestimmung gemäß verwendet; seitdem aber Entsittlichung und Zerrüttung es zu einem Raubkriege Aller gegen Alle gebracht haben, fließen die Erträge zum allergrößten Teile in die Taschen der Ueberwachungsbehörde und der örtlichen Verwaltung, und es ist dies ganz besonders im Hinblicke auf ein Land zu bedauern, wo weder der Staat, noch die Gemeinden irgend etwas für die öffentliche Wohlfahrt thun. Was hier zum allgemeinen Besten geschieht, ist einzig und allein den für die Kultur unentbehrlichen „Vakoufs" zu verdanken, deren Einziehung ein wirtschaftlicher Fehler und ein Verbrechen gegen die Menschheit

Digitized by Google

wäre. Ist es nicht besser, die Ausgaben für Armenunterstützung, Unterricht und allerlei Verbesserungen aus den Erträgen einer Besitzung, als durch Steuern zu bestreiten?

In den neuerdings von der Türkei abgetrennten Ländern, in Serbien und Bulgarien, sollte man diese, einem nützlichen Zwecke gewidmeten Güter nicht verkaufen, sondern einer vernünftigen, geordneten und vom Staate überwachten Verwaltung unterwerfen, und die Einkünfte verfallener oder aufgegebener Moscheen, wie man deren mehrere selbst in Serajewo sieht, könnten wohl für das Gebiet des Unterrichts nutzbar gemacht werden. Die „Vakouf"-Güter nehmen, so schätzt man, den dritten Teil vom gesamten Grund und Boden ein, und manche Leute machen ihre Besitzungen in der Weise zu solchen, daß sie ihren Nachkommen den lebenslänglichen Nießbrauch davon vorbehalten, was an die Fideikommisse des Mittelalters erinnert.

Die Bezeichnung „Metruks" tragen diejenigen Güter, welche einem öffentlichen Gebrauche dienen; sie bestehen aus den Dorfplätzen, auf welchen gedroschen wird und wo man das Vieh und die Packpferde unterbringt, und aus den Waldungen und Gehölzen der Gemeinden.

Die auf den Bergen befindlichen Wälder und Weiden nennt man „Mevat", d. h. herrenlos, weil sie weit entfernt von den Wohnungen, „außerhalb des Bereichs der Stimme", liegen. Omer Pascha erklärte im Jahre 1850, nach Unterdrückung des Aufstandes, daß diese Wälder Staatseigentum seien, doch haben die Dorfbewohner Gebrauchsrechte, die sich nicht umgehen lassen.

Das mohammedanische Recht hat sehr viel vollständiger als das römische oder französische den von Volkswirtschaftslehrern herangezogenen Grundsatz gewahrt, daß die Arbeit die Quelle des Eigentums ist, und die auf dem Boden eines anderen gepflanzten Bäume oder aufgeführten Bauten bilden getrennt und unabhängig von der Scholle einen Besitz für sich allein. In Algerien, bei den Arabern, teilen sich oft drei Eigentümer in die Erzeugnisse, die ein Stück Land hervorbringt, indem einer das Getreide, der andere die Feigen und der dritte als Sommerfutter fürs Vieh die Blätter der Esche nimmt, und derjenige, welcher fremden Boden gehörig bebaut oder bepflanzt, kann Besitzer desselben gegen Zahlung eines angemessenen Preises werden, falls der Wert seiner Arbeit höher zu veranschlagen ist als der des Grundes, was hier auf dem Lande meistens zutrifft. In der ganzen mohammedanischen Welt, von Marokko bis Java, wird hauptsächlich durch die Bearbeitung des Bodens Grundbesitz erlangt und es geht derselbe verloren, sobald jene aufhört. Wer drei Jahre hindurch sein Land nicht bebaut, verliert jedes Anrecht an dasselbe, es sei denn, daß er es als Weide oder als Vorbereitung für die Ernte zum Brachfelde macht; der Besitz aber, welcher seinen Herrn verlor, fällt an den Staat zurück. Der berühmte arabische Rechtsgelehrte Sidi Kelil, dessen Aussprüche an den Gerichtshöfen seiner Heimat eine so große Geltung besitzen, daß die französische Regierung sein Buch hat übersetzen lassen, stellt den Grundsatz auf: „Wer die tote Erde belebt, wird ihr Eigentümer; sind aber die Spuren der früheren Besitznahme verschwunden, so erwirbt derjenige den Boden, welcher ihn von neuem belebt." Der allgemeine Vorteil beschränkt nach mohammedanischem Rechte die freie Verfügung des Einzelnen, der nur brauchen, aber nicht mißbrauchen kann, und dem es nicht freisteht fruchtbares Land nach seinem Belieben an den ersten Besten zu verkaufen. Nachbarn, Dorfbewohner und Pächter haben das Vorrecht, die „Cheffaa", welche früher überall bei den Deutschen und Slawen zum Nutzen der Bewohner desselben Dorfes bestand und Fremde verhindern sollte, sich mitten in einer Gemeinschaft niederzulassen, die eigentlich nichts weiter als eine Familie im großen war.

Der Verkauf liegender Gründe wurde in Bosnien vor der bürgerlichen Obrigkeit und in Gegenwart von Zeugen vollzogen, und die Uebertragungsurkunde, der „Tapou", mußte mit fünf Prozent des Wertes bezahlt und mit dem nur in Konstantinopel zu erlangenden Namensstempel des Sultans, „Rugra" genannt, versehen werden. Dieser „Tapou" war ein Auszug aus einem Verzeichnisse, das, dem Hypothekenbuche gleich, eine ziemlich genaue Uebersicht über die Verteilung der liegenden Gründe und ihrer Eigentümer gab, welches aber leider nicht in die Hände Oesterreichs gelangt ist. Ein neueres Gesetz der Vereinigten Staaten erklärt das Haus des Landwirts und den umliegenden Boden für unantastbar. In Bosnien und Serbien hat man seit den urvordenklichsten Zeiten ein solches Heimstättengesetz, einen Schützer des Herdes, und die Gläubiger können dem zahlungsunfähigen Schuldner weder seine Wohnung nehmen, noch das Stück Land, welches zu seinem Lebensunterhalt unumgänglich nötig ist; ja, wenn sich auf den mit Beschlag belegten Gütern keine den augenblicklichen Verhältnissen des Schuldners entsprechende einfache Behausung fand, so war es Sache der Gläubiger, für die Beschaffung einer solchen Sorge zu tragen.

### 5. Die besseren Hälften der Moslims. Mohammedanische Eheschließungen.

Was dem Fortschritte des Mohammedaners einen gewaltigen Hemmschuh entgegensetzt, liegt nicht sowohl in der Polygamie selbst, als vielmehr in der Stellung des weiblichen Geschlechts. Die Frau, selbst wenn sie die einzige ist, bleibt immer nur ein untergeordnetes Wesen, eine Art von Sklavin ohne jede Geistesbildung; sie erhält fast gar keinen Unterricht und öffnet nie ein Buch, selbst den Koran nicht, welchen sie auch nicht verstehen würde. Ohne Beziehungen zur Außenwelt, beständig einer Gefangenen gleich, in dem düsteren Harem weilend, lebt sie kaum anders als der Insasse eines Zellengefängisses; sehr selten nur geht sie aus, und in den Straßen Serajewo's



Digitized by Google

waren blos diejenigen ihres Geschlechtes anzutreffen, die betteln mußten. Weder von den Ereignissen da draußen, noch von den Angelegenheiten ihres Gatten weiß sie etwas; sie kann nicht, wie dieser, Kaffeehäuser besuchen und sich an den Schönheiten der Natur ergötzen, und ihre einzige Beschäftigung besteht darin, zu sticken, ihre einzige Zerstreuung ist es, Zigaretten zu drehen und zu rauchen. Die Frau des Handwerkers, des Krämers kann ihrem Manne in keiner Weise helfend zur Seite stehen, und in trauriger Oede und Leere verfließt ihr Dasein. Die in Serajewo lebenden und des Kroatischen mächtigen österreichischen Damen können sich leicht mit den bosnischen Mohammedanerinnen verständigen, weil sie die gleiche Sprache reden; allein der Umstand, daß diese armen Klausnerinnen durchaus nichts zu sagen haben, macht jede Unterhaltung zur Unmöglichkeit. Diese vollständig unwissenden, geistestoten Wesen aber sind es, unter deren Obhut die Kinder bis zu einer ziemlich vorgerückten Altersstufe bleiben; all das bedeutsame Wirken und Schaffen der Frau bei den Völkern christlichen Bekenntnisses, der ganze Einfluß, den sie dort besitzt, geht den Mohammedanern völlig ab. Und erklärt sich hieraus nicht die Unzugänglichkeit derselben für abendländisches Sein und Wesen? Obgleich man bei der religiösen Unterweisung der Mohammedanerinnen nur sehr summarisch verfährt, sind dieselben dennoch im höchsten Grade glaubenseifrig, und pünktlich wie die Männer nehmen sie die fünf Bäder, welche nach dem Ritus den vorgeschriebenen fünf Gebeten vorangehen müssen; letztere sagen sie auswendig wie Zauberformeln her. Heiraten werden blindlings geschlossen; man verfährt hierbei in geschäftsmäßiger Weise und denkt nicht daran, sich um die Gefühle der jungen Mädchen zu kümmern. Allerdings kann bei denselben von Gefühlen wohl kaum die Rede sein, sondern höchstens von sinnlichen Trieben und Begierden, die geweckt wurden durch die Art und Weise der Haremsunterhaltungen.

Unter den drei Formen der Eheschließung gibt es indessen eine — eine uralte und sehr merkwürdige — bei welcher die Frau wirklich als Person auftritt, statt nur als Sache behandelt zu werden, nämlich die Entführungsheirat. Hat ein junger Mann hinter den Querhölzern des Muscharabies, des an den Fenstern befindlichen Gitterschirmes, mehrmals ein junges Mädchen gesehen und mit demselben Blicke der Liebe und des Einverständnisses ausgetauscht, so erfährt die „Taube" durch eine Mittelsperson wann ihr Geliebter sie entführen wird. Mit einer Pistole bewaffnet, kommt derselbe angeritten, und das junge, dicht verschleierte Mädchen steigt hinter ihm auf. Er galoppiert davon, hält aber schon nach etwa 100 Schritten an, um seine Pistole abzuschießen, worauf die an verschiedenen Punkten aufgestellten Freunde ihre Flinten abfeuern. Nun weiß man, daß soeben eine Entführung sich vollzogen hat, und die Mittelsperson benachrichtigt hiervon eilig die Eltern. Der Entführer bringt die Entführte nach dem Harem seines Hauses, bleibt aber nicht bei ihr, sondern hält sich während der folgenden sieben Tage — so viel Zeit nehmen die Vorbereitungen zur Vermählung in Anspruch — im Selamlik auf, wo er festlich gekleidet seine Freunde empfängt. Die Eltern des Mädchens geben schließlich immer ihre Einwilligung, weil ihre entführte Tochter entehrt wäre, wenn sie unvermählt zurückkehren müßte. Frauen, weibliche Verwandte oder Freundinnen, bleiben bei derselben, baden sie, ziehen sie ganz weiß an, und gemeinsam schreitet man zu den vorgeschriebenen Gebeten. Während der sieben Tage unterliegt das junge Mädchen einem sehr strengen Fasten und darf täglich nur einmal, und zwar blos nach Sonnenuntergang, essen und Wasser trinken. Am siebenten Tage versammeln sich die Freundinnen von neuem in großer Zahl; man badet die Braut abermals mit großem Gepränge und legt ihr dann die Festgewandung an, d. h. ein reich gesticktes, hemdartiges Kleidungsstück, und einen mit Goldborten besetzten Fez, über welchen ein durch Goldmünzen verziertes Linnen gebreitet wird. Nun hat die Braut das Antlitz zur Erde zu neigen, in ein stilles Gebet sich zu versenken und so unbeweglich zu verharren, während die Frauen allmählich und geräuschlos sich entfernen, und erst nachdem die letzte derselben verschwunden ist, betritt zum erstenmale der Mann den Harem. Gleicht der ganze Vorgang nicht weit mehr dem Einkleiden der Nonnen in den Klöstern als einer Hochzeit?

Die zweite Form der Eheschließung ist die von Angesicht zu Angesicht. Eine Mittelsperson arbeitet einer Verständigung zwischen beiden Teilen vor, und am festgesetzten Tage empfängt der Vater den Bewerber im Selamlik. Hier erscheint alsdann die Begehrte unverschleiert, in ihren schönsten Gewändern und mit einer dünnen, die Brust kaum verhüllenden Gaze. Der junge Mann betrachtet sie, indem er Kaffee trinkt, und reicht ihr die leere Tasse mit den Worten: „Gott möge Dir's lohnen, schönes Kind!" Ohne ein Wort gesprochen zu haben, zieht sie sich zurück; hat sie gefallen, so schickt der junge Mann am folgenden Tage dem Vater einen Ring, in den er seinen Namen hat eingraben lassen, und eine Woche später findet die Hochzeit, „Dujun" genannt, statt. Verwandte und Freunde bringen der jungen Wirtschaft nützliche Gaben zu, und das Schmausen dauert so lange als der Vorrat reicht, wobei die Männer im Erdgeschoße, die Frauen im ersten Stockwerke weilen.

Die dritte Form der Eheschließung ist hauptsächlich in reichen Familien gebräuchlich und hat ein ausschließlich geschäftliches Gepräge, wie dies auch wohl unter Christen vorkommt. Die Heirat wird abgeschlossen, ohne daß die Gatten sich vorher gesehen haben; beim Vater finden die Festlichkeiten statt und Abends geleitet man den Mann von der einen und die Frau von der anderen Seite unter Musik und Flintenschüssen nach der gemeinsamen Wohnung, wo die beiden Gatten sich nun zum erstenmale erblicken.

Digitized by Google

# Skizzen aus Kreta.

Die Insel Kreta, das heutige Kandia, das sich so sehr nach der Befreiung vom Türkenjoche und dem Eintritt in die europäisch-christliche Völkerfamilie sehnt, ist für uns Deutsche noch ein unbekanntes Land. Wir haben keine Reisebücher, welche uns dort orientieren, keine Reisebeschreibungen, welche uns von Land und Leuten daselbst erzählen. Bädeker und Murray begnügen sich mit der Schilderung einiger allgemeiner Verhältnisse, und Stangen und andere Veranstalter von Gesellschaftsreisen gehen dieser Insel weit aus dem Wege. Wäre Kandia eine Insel in der Südsee anstatt im Mittelländischen Meere, es könnte kaum weniger besucht sein, denn jedenfalls gäbe es dann Leute, welche dorthin gehen würden, wär's auch nur, um seiner Entlegenheit von den betretenen Heerstraßen der Touristen erwähnen zu können. Unter bewandten Umständen sind daher ein begeisterter Archäolog, ein eifriger Botaniker oder Sportsman die einzigen, welche vielleicht gelegentlich diese herrliche Insel besuchen, die ja schon seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht heiliger Boden für ernste Pilger war. Und doch ist dieses hochinteressante Inselland so leicht zu erreichen, denn jeder, der eine Fahrt nach Cypern oder in die Levante macht, kann ja so leicht dorthin gelangen und hat den Vorteil, für eine kurze Ferienreise ein Ziel zu haben, welches ihm nicht nur des Neuen und Unbekannten so viel bietet, sondern auch gestattet, alle die klimatischen Vorzüge und landschaftlichen Reize des Aegäischen Meeres unverfälscht und aus erster Hand kennen zu lernen. Kandia ist ein Stück des „sonnigen Südens", wie es reiner und eigenartiger, reicher und anmutiger Sicilien und Unteritalien nicht bieten. Er hat hier den ersten Vorschmack der Levante, sowohl was Natur-, wie was Völkerleben anbelangt; der Archäolog findet hier eine noch unverfälschte reiche Auswahl der denkwürdigsten Ueberbleibsel des Altertums und des Mittelalters; der Botaniker eine reiche herrliche Flora, der Maler die prächtigsten Landschaften voll südlicher Ueppigkeit und eine großartige Entfaltung des Mittelgebirges mit einer unvergleichlich-schönen zauberischen Beleuchtung, der Kaufmann eine Anzahl schlauer verschmitzter Griechen, welche noch gewitzter sind als die Handelsherren von Smyrna; der Ethnolog begegnet hier dem merkwürdigsten Völkergemisch nebst uralten Sitten und Bräuchen; der Politiker gewinnt hier eine Einsicht in die rivalisierenden Strömungen von Christen und Muslimen, welche den Zerfall des Türkischen Reiches herbeigeführt haben, und lernt hier einen kräftigen Stamm echter Inselgriechen kennen, einen tüchtigen Menschenschlag, gut genährt, in guten Häusern wohnend, fleißig, rührig, mit tüchtigen Pferden, einer sehr entwickelten Landwirtschaft, geschickt in Gewerben, heiter und fröhlich, zutraulich und sanguinisch, und er findet dies alles für einen Bruchteil der Kosten und Mühe, welche die Reise in anderen Gegenden der Levante kostet. Für diese Genüsse und Vorteile ist der abenteuernde Reisende, welcher die Insel besucht, zumeist den klassischen Tendenzen der modernen Erziehung und dem Bildungsdrange verpflichtet, welcher sich dermalen besonders in diesem Teile des Griechenvolkes kundgibt, der weit besser ist als sein Ruf, den derselbe den Schilderungen eines Polybius, Epimenides und des Apostels Paulus verdankt.

Nach Kreta oder Kriti, wie es im Munde der Neugriechen heißt, ist nicht schwer zu kommen. Wer über England reisen und die ganze Reise zur See machen will, der bedient sich der bequemen Dampfer der Linie Papayanni zwischen Liverpool und Cypern, von wo aus es Reisegelegenheit genug nach Kandia oder Kanea gibt. Für uns Deutsche ist der nächste Weg der über Brindisi, von da mit den Lloyd-Dampfern über Korfu nach Korinth, dann zur Bahn nach Athen und dem Piräus und von hier mittelst Dampfers nach Kreta, wobei man noch Gelegenheit hat, einen Teil von Italien und Griechenland zu sehen, und dabei auf eine wohlfeile Weise reist.

Das heutige Kreta oder Kandia bildet das türkische Wilajet Kirit und umfaßt die ganze Insel, welche, 15 geographische Meilen von Morea entfernt, 260 Km. lang, von 9 bis zu 64 Km. breit ist und einen Flächenraum von 156.5 geogr. Qu.-Mln. hat. Auf der ganzen Ausdehnung der Insel nach Länge und Breite sind allerdings keine förmlichen Vorkehrungen für die Unterkunft von Reisenden vorhanden, allein die drei Hauptstädte der Insel: Kanea, Kandia und Retimo, besitzen je ein Hotel, worin der Fremde bei bescheidenen Ansprüchen ein leidliches Unterkommen findet. Diese Städte aber sind ungesund und uninteressant. Kandia (Megalokastro oder Kandiá) besitzt zwar einige venezianische Gebäude und Festungswerke aus dem 17. Jahrhundert, allein da seine größte Sehenswürdigkeit der umfangreichste Friedhof von ganz Europa ist, bildet dies nicht gerade einen ermutigenden Anziehungspunkt. Der Reisende, welcher einen längeren Aufenthalt auf der Insel nehmen will, sieht sich daher auf das Land angewiesen und wird sich hier in seinen Erwartungen nicht getäuscht finden. Er kann sich hier überall ein behagliches Haus mit sechs bis acht unmöblierten Zimmern und großem Gartenraum für acht bis zehn Medschidiés (26—33 Mark) monatlich mieten und darf überzeugt sein, daß er hier vollkommene Reinlichkeit und reichliche Dienstfertigkeit findet. Er kann seine Thüre offen stehen lassen, ohne Diebstahl oder Zudringlichkeit befürchten zu müssen, und wenn er es seinem Wirte überläßt, sein Mobiliar für ihn einzukaufen, wird er sich vieles Feilschen ersparen und bei seinem Abschied und dem Verkauf seiner Einrichtung finden, daß der Unterschied im Verkaufspreis seine Hausmiete nicht wesentlich erhöht. Hat er sich einmal auf diese Weise eingerichtet, so liegt liegt eine Ferienzeit mit reichem Genusse vor ihm. Der einzelne Reisende findet bei der orientalischen Gastfreund-

Digitized by Google

schaft, welche schon hier beginnt, allenthalben in anständigen Häusern ein billiges Unterkommen.

Die Scenerie der Insel ist überall lieblich und großartig. Die weißen Berge Kreta's bilden einen reizenden Kontrast zu dem dunklen Blau des Aegäischen Meeres, und die Bergspitzen — vom Berge Ida (Phiioriti, 2440 Meter hoch), wo Jupiter zur Welt kam, bis zum Berg Dschukta, wo seine letzten Bekenner ihn zur ewigen Ruhe betteten — sind nach Umrissen und Sagen gleich großartig und entzückend. Die Berglandschaft ist überall kühn und unregelmäßig. Die drei Berggruppen, welche als Gebirgskette die ganze Insel durchziehen: das weiße oder sphakiotische Gebirge, das Lasithi- oder Lasthir- und das Sitia-Gebirge, erheben sich von den steilen Küstenklippen aus und schwellen in einer eigentümlichen konvulsivischen Unordnung an, als seien sie wirklich, wie die Sage behauptet, von den Titanen übereinander gehäuft worden. Zwischen diesen steilen Höhen liegen die schluchtenartigen Thäler und breiten Ebenen, deren Fruchtbarkeit der Insel seine hauptsächlichste Schönheit leiht. Sie sind bedeckt mit farbenreichen Feigen- und Mandel-, Oliven-, Orangen-, Citronen-, Granatapfel- und Johannisbrot-Bäumen, riesigen Weinreben und anderen Gewächsen, deren reiche bunte Färbung mit dem dunklen Grün der Berghänge kontrastiert und für das Auge des Nordländers etwas Warmes und Ueppiges hat. Diese Berge gewähren einen Anblick von endlos mannigfaltiger Naturschönheit, und die einzelnen Gewächse, mit denen jeder Fußbreit Boden bedeckt ist, sind von einer Kraft und Lebensfülle, welche den Nordländer überrascht. Straßen und Wege gibt es eigentlich auf Kreta nicht oder das was man mit diesem Namen belegt, ist so dürftig, daß es keinen Anspruch auf den Namen Kunstbauten machen kann und effektiv so schlecht ist, als es nur sein kann. Die Venezianer bauten allerdings während ihrer Herrschaft einige Straßen, namentlich zwischen Suda und Kanea, allein dieselben wurden später nicht mehr unterhalten und die türkischen Gouverneure haben das übrige der Natur und dem Unternehmungsgeist des Einzelnen überlassen. Zur Reise gehören notwendig ein Pferd, ein Maultier oder ein Esel, und mit einem solchen und einem guten Vorrat von Willenskraft, Geduld und Ausdauer kann der fremde Besucher schon vom Flecke kommen. Auf seiner Wanderung durch die Insel wird der Fremde in jeder Provinz Klöster finden, deren erster Grundsatz unbedingte Gastfreundschaft ist, in deren Ausübung manche nur durch Armut beschränkt werden. Diejenigen, welche die Gastlichkeit der Klöster in Palästina oder auf dem Berge Athos kennen gelernt haben, werden die Aufnahme in den kretischen Klöstern ärmlich finden, allein der fremde Gast wird bekommen, was Küche und Keller vermag, nämlich in der Regel Geflügel und Wein, Raki und türkisches Eingemachtes, Cigarretten und Kaffee.

Die gute Absicht bethätigt sich immer und da die Klosterbrüder in der Regel lustige Bursche sind, so kann man einige Tage unter ihnen heiter verbringen. Der Prior wird gewöhnlich einen Jagdausflug vorschlagen, und der Durst, welcher dem Jagdvergnügen folgt, wird von den sämtlichen Insassen des Klosters geteilt und freigebig gestillt.

So lange der fremde Besucher sich nicht um die politischen Unterströmungen kümmert, wird sein Leben auf Kreta ebenso friedlich als angenehm sein. In der ganzen Bevölkerung kocht ein wilder Haß und eine Unzufriedenheit mit der Regierung, und die Abneigung zwischen Christen und Muslimen ist eine eingewurzelte und ererbte. Von den etwa 200,000 Einwohnern der Insel sind drei Viertel Christen, entweder Griechen oder von diesen getaufte Türken. Alle haben einen genügenden Grund zum Groll gegen die türkische Regierung, deren habsüchtige Beamte durch ihre Erpressungen den Einzelnen bedrücken und jeden gewerblichen und landwirtschaftlichen Aufschwung und Fortschritt hemmen, denn wozu soll der Einzelne arbeiten, wenn ihm sein mühevoller Erwerb durch die Steuerschraube und Gewaltthätigkeit fortwährend geschmälert wird? Der Fremde sieht dies bald ein, aber er sollte Erörterungen über Politik und öffentliche Angelegenheiten so geflissentlich vermeiden, wie der Fremde in Irland. Thut er dies, so geht alles gut. Ist er ein Menschenkenner und gewandter Beobachter, so wird ihm nicht entgehen, daß der kretische Stadtbürger ein geborener Gauner, der Landmann so ländlich wie ein Bursche in einem Idyll, der Bergbewohner nach Aussehen, stolzem Gebahren und Kleidung ein idealer Bandit, nach seinem Wesen aber so harmlos ist, wie ein Statist in der Oper, daß der Türke ein feierlicher Feuerbrand ist, daß die Araber und Beduinen identisch sind mit ihren Brüdern in der Sahara und in den syrischen Wüsten. Neu und fremdartig werden dem Ausländer die mohammedanischen Frauen sein, welche sich dicht in kostbare Gewänder hüllen, um ihre vermeintliche Schönheit zu verbergen, und die anmutigen Christenfrauen, die seit uralter Zeit sich ihre Liebenswürdigkeit, Schönheit und Grazie erhalten haben, um derentwillen sie schon in ferner Vorzeit in Dichtung und Sage als Meisterinnen in der Liebe gefeiert waren. Alles dies kann der Besucher sehen und studieren; er kann zwischen hinein wilde Ziegen auf dem Berg Ida jagen, kann in den Ausgrabungen umherklettern, aus denen Lord Elgin die berühmten Marmorskulpturen „entfernte" und die besten zurückließ, und kann die Insel nach allen Richtungen durchstreifen. Kreta wimmelt von prächtigen Ruinen, cyklopischen Mauern, althellenischen Tempeln, Säulen, Kapitälen, Skulpturen, nicht zu reden von der Unmasse der Grabhügel, aus welchen ungeheure Schätze altertümlicher Kunstgegenstände entnommen werden, nämlich außer den Knochen eines Volkes der fernen Vorzeit auch Cameen, Ringe, Amphoren, Münzen, Fibeln, Bronzen und die etwas plumpen, aber mächtigen, tragbaren Götterbilder.

Digitized by Google

Was aber für den Reisenden besonderen Wert hat, ist die Gewißheit, herrliches Wetter und glorreichen Sonnenschein, einen klaren Himmel und ein feurig blaues Meer zu finden, ein mildes prächtiges Klima voll Sonnengold auf den reichen Ebenen, voll Silberglanz auf den blinkenden Spitzen der Gebirge. Dabei sind alle Lebensbedürfnisse wohlfeil, und mit der üblichen türkischen Silbermünze, dem Medschidié (Mk. 3.40), reicht man weit, namentlich als Backschisch für die niederen Beamten. Die Sicherheit der Person und des Eigentums läßt nichts zu wünschen übrig, und der Revolver oder die Doppelflinte wird mehr als Schmuck wie zum ernsten Gebrauch mitgeführt; selbst unter den verrufenen Sphakioten kommt selten mehr ein Raubanfall vor. Man hüte sich nur, Politik zu treiben, um den türkischen Beamten nicht verdächtig zu werden, und wenn man Empfehlungen mitbringt, so ist das sehr angenehm, besonders wenn in denselben betont wird, daß man in Politik ganz teilnahmslos und ein unverfänglicher Charakter ist. Diese Empfehlungsbriefe sind namentlich in den Städten von Nutzen, besonders in Retimno (Rithymna), dessen guter Hafen zum Landen besonders bequem und sehr besucht ist und wo die Bazare und Straßen auch besser sind als in Kanea.

Wenn man sich nach den obigen Winken richtet, so wird man Kreta als einen ebenso unterhaltenden und lehrreichen wie angenehmen Punkt kennen lernen, der als Rastort auf einer Orientreise zwischen Athen und Smyrna oder Syrien nicht lebhaft genug empfohlen werden kann.

---

## Unter den „Tausend Inseln.“

Von Grant Allan.

(Schluß.)

Wir stiegen aus der „Prinzeß Louise“ aus und nahmen unsere Sitze in dem Ruderboot des Chalet ein. Unsere Wirtin ruderte; die Artigkeit zwang mich, mich als unwürdigen Ersatzmann anzubieten; allein als sie es entschieden ablehnte, mir die Ruder zu überlassen, fühlte ich einen geheimen Kitzel der Genugthuung, denn wenn man auch einen leichten Kahn von Oxford nach Sandford Lasher steuern kann, so ist es doch ein ganz anderes Ding, einen schweren Hühnerstall von Kielboot an einem windigen Abend gegen die großen Wellen des vollen St. Lorenz zu rudern. Canadische Damen machen sich nichts daraus, eine oder zwei Meilen weit zu rudern oder einer steifen Brise zu trotzen; und Bescheidenheit anerkannte die greifbare Thatsache, daß die Schaufelruder in weit befähigteren Händen waren. Uebung macht übrigens den Meister, und ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Canada machte mich bald wieder zu einem gewandten und ausdauernden Ruderer.

Das Chalet, das Ziel unserer Bootsfahrt, steht etwas entfernt vom Dorfe Gananoque, auf einem eigenen wilden Grundstück, das hoch zwischen den Wäldern auf dem Gipfel einer steilen Klippe liegt, unter deren drohenden Abstürzen wir in eine kleine Bucht oder Hafen einruderten, durch eine kühne granitene Landspitze vor der Strömung geschützt, welche draußen auf dem offenen Strom in hohen Wellen rollte. Hier ruderten wir an die schwimmende hölzerne Landungsbrücke heran und betraten den Grund von Moßbank. (Der wirkliche Name war nicht Moßbank, sondern um vieles hübscher und passender, allein die feierlichen Beschwörungen meiner Freundin haben mir das unverletzliche Versprechen abgerungen, seine wirkliche Lage oder seine Namen weder zu offen dem profanum vulgus, noch sogar, was ein ganz anderer Fall ist, dem geneigten Leser gegenwärtiger Zeitschrift zu enthüllen.) Ich vergaß, wie viele teils hölzerne, teils in den Stein gehauene Stufe vom Wasserrande an bis zu der Platform des Chalet an der fast senkrechten Stirn der Klippe hinaufführten. Man nannte mir damals die Zahl; ich glaube 190. Allein das wundervolle Bild jener ruhigen, friedlichen Bucht, der hängenden Wälder, des Frauenhaar-Farns, welcher in wilder Ueppigkeit aus allen Felsenspalten sproßte, der Bärentraube, die sich an den eisabgeschliffenen Rücken anklammerte und der wilden Sassaparilla, welche ihre grünen Beeren auf ihrem hohen kahlen Stengel entfaltete und aller der tausend und einen Einzelheiten von Blatt und Wedel, Blüte und Frucht, lenkten meine Aufmerksamkeit von arithmetischen, gradweisen und sonstigen Thatsachen ab und ließ mir nur Augen und Sinne für die wunderschöne Scene, welche sich langsam, Stufe für Stufe, vor mir aufrollte.

Auf dem Gipfel, auf einem gerundeten felsigen Plateau von nacktem Granit, welcher nur stellenweise mit Schlinggewächsen, Ziersträuchern und kriechenden Pflanzen bedeckt war, stand das Chalet selbst, mit der Front den Sunset-Islands zugekehrt, und schaute von seiner luftigen Höhe auf die verworrene Masse von rötlichem Land und purpurnem Wasser herab. Zur Rechten lagen die Leuchttürme und die Eilande in deren Nachbarschaft; nach vorn stand ein Eiland hinter dem anderen vor dem Blicke aufgereiht und hob sich vom Hintergrund der niedrigen Hügel des New-Yorker Ufers ab; zur Linken schloß die hohe Klippe die Aussicht ein, mit einer einzigen felsigen Insel in vollem Profil, und der Strom dehnte sich in unbegrenzbarer Weite dahin, unterbrochen von endlosen winzigen Archipelagen, in der Richtung der Cornwall-Stromschnellen. Und das Chalet selbst, wie soll ich es beschreiben? Ein reizenderes Sommerhaus ward noch nie für einen menschlichen Wohnsitz ersonnen. Da es nur für den Gebrauch im hohen Sommer bestimmt war, so waren Wärme und Heimeligkeit ganz unberücksichtigt geblieben und der ganze Nachdruck nur auf Kühle und Luftigkeit in der drückenden Schwüle des canadischen Augusts gelegt. Von innen und außen war das Chalet gewissenhaft von Holz und nur von Holz, ganz aus dem einheimischen weißen Fichtenholz

Digitized by Google

erbaut, auf beiden Seiten gebohnt, nur von einer einzigen Bohlendicke, und alle Einzelheiten des Baues, innen und von außen, für das unbewaffnete Auge deutlich sichtbar in einer Weise, welche jedes Künstlerauge entzückt haben würde. Die inneren Wände zeigten (wie ein gutes Kirchendach) das polierte Rahmenwerk, welches die einfache Lage von Bohlen, ohne Tapeten oder sonstige Verunstaltung, trug; die polierten Durchzugs- und Verbindungsbalken trugen das Gewicht der Bohlen, welche gleichzeitig die Decke des Salons und den Fußboden der hübschen kleinen Schlafzimmer darüber trugen. Auf diese Weise hatte jedes Zimmer sechs Seiten von gebohntem oder gefirnißtem, hellbraunem Fichtenholz, nämlich Fußboden, Decke und vier Wände. Einige hübsche orientalische Teppiche und etliche Felle von einheimischem Wilde bedeckten den gewichsten Boden; Kupferstiche und einige Skizzen hiengen an den Wänden; leichte, zierliche, sommerliche Möbel erfüllten die Zimmer; allein außerdem war alles das reine hölzerne Rahmwerk und sah entzückend kühl und passend aus. Um den sommerlichen Eindruck des Ganzen noch mehr zu erhöhen, waren die drei Empfangszimmer im Erdgeschoß nicht mit der stereotypen Förmlichkeit städtischen Lebens durch Wände voneinander abgeteilt, sondern durch breite Bogen miteinander verbunden, in welchen man Flügelthüren hätte anbringen können, aber nicht angebracht hatte und so dem Salon, dem Speise- und Bibliothekzimmer gleicherweise ein Ansehen von Geräumigkeit und Freiheit gab, welche namentlich an heißen canadischen Mittagen besonders angenehm war. Standen Thüren und Fenster weit offen und dufteten die Rosen und das Gaisblatt, welche die Pfeiler und Säulen der Veranda umrankten, in diese Räume herein, so konnte man sich kein entzückenderes Plätzchen denken, um einen wolkenlosen Sommer darin zu verbringen.

Um den Reiz des Ganzen zu vollenden, lief eine Veranda mit breitem Schattendach und behaglichen Schaukelstühlen um das ganze Erdgeschoß herum; Schlingpflanzen kletterten an den Pfosten empor und bildeten gleichsam einen ländlichen Rahmen für das ausgesuchte Bild von Strom und Inseln, welches darüber hinaus lag. Im oberen Stockwerk öffnete sich jedes Schlafzimmer immer auf einen fortlaufenden Balkon, welchen das Dach der Veranda bildete, und um das ganze Chalet herum lief, nach Schweizer oder norwegischer Weise, eine Balustrade von Holzwerk, an welcher die feinen Spitzen einheimischer Schlingpflanzen sich emporrankten. Die Aussicht vom Balkon war sogar noch schöner als diejenige von der Felsenplatform aus, auf welcher das Haus stand; sie eröffnete sogar noch weitere Ausblicke auf den Strom und gewährte eine breitere Fernsicht über die blauen Hügel des im Duft der Ferne verschwindenden amerikanischen Ufers hin.

Ich bin mit der Schilderung des Hauses in Moßbank besonders eingehend verfahren, weil man es als ein hübsches Beispiel von den köstlichen kleinen Sommer-Cottages betrachten kann, in denen die Amerikaner und Canadier die schwülen Monate des transatlantischen Sommers verbringen. Unsere Wirtin, welche das Auge des Künstlers mit der Phantasie des Dichters verbindet, war in der Wahl der Lage wirklich besonders glücklich gewesen. Moßbank stand auf dem bei weitem hübschesten Punkte, den man auf jenen 1692 feenhaften Inseln und Eilanden finden konnte; allein beinahe alle die Cottages, welche wir besuchten, waren malerisch und ihrem Gebrauch und ihrer Lage ganz angepaßt, wenn auch vielleicht keine andere in ihrer Zeichnung so grazids oder in ihrer Möblierung so schmuck und niedlich war, wie diejenige, in welcher wir unser Hauptquartier aufzuschlagen so glücklich waren. Dutzende derartiger Cottages besäumen nun die hübschesten Teile der verschiedenen Kanäle, und es ist örtliche Mode geworden, dieselben als eine Entstellung und Modernisierung eines schönen Stückes ländlich wilder Scenerie zu verschreien. Ich für meinen Teil, der ich die Inseln von Jugend auf genau gekannt habe und mich derselben noch aus der Zeit erinnern kann, wo sie nur von Nörzen und Moschusratten bewohnt waren und ihre Haupterzeugnisse in Heidelbeeren und Feldblumen bestanden, ich halte die seltsamen kleinen Cottages und hölzernen Bungalows in den meisten Fällen für alles andere, als für Entstellungen des Bezirks, und auch in Angelegenheiten dieser Wildheit der Natur bin ich eher ein Puritaner. Ich hasse zwar den zudringlichen Fuß der Zivilisation. Allein die Zivilisation, wie sie unter den Tausend Inseln sich zeigt, ist nicht zudringlich; sie erhöht eher den Gesamteindruck, als daß sie ihn vermindert. Die Inseln selbst neigen sich zu einer gewissen Gleichartigkeit und Monotonie; ein anmutiges Chalet, ein leichtes hölzernes Farmhaus, wie aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel, ein weißer, glänzender Leuchtturm, mit Verständnis auf einer vorspringenden Anhöhe errichtet und hübsch eingebettet in Sprossenfichten und Ahorn, leihen dem Gemälde Individualität und Unterschied und liefern der Landschaft dasjenige, was ihr sonst leider fehlt: Ruhepunkte in der wirren Masse von Wald und Wasser. Jede Ansicht wird um so besser durch eine gelegenheitliche Landmarke; die wildeste Natur wird einigermaßen gehoben durch irgendein Anzeichen von der Gegenwart des Menschen und von der Möglichkeit des Verkehrs mit der Masse der Menschheit.

Die Cottages ausgenommen, sind nämlich die Inseln meist durch den guten Geschmack ihrer Eigentümer und Bewohner in ihrer natürlichen Wildheit von Fels und Laub gelassen worden. Man hat nirgends sich an dieser Natur mit Versuchen sogenannter Landschaftsgärtnerei versündigt; die granitenen Zacken und die Festons von wildem Wein und anderen Schlingpflanzen sind weislich in Gottes eigener Herstellung belassen worden. Das Grundstück von Moßbank ist besonders reizend. Vor dem Hause hat die kahle Platform von gerundetem Granit hie und da unregelmäßigen Fleckchen von feichtem Rasen weichen müssen,

Digitized by Google

in denen einige farbenhelle Blumen wie von Natur aus wachsen, während einheimische Sträucher einen festen Fußhalt in den tiefen Gräben gefunden haben, welche in Fugen und Ritzen des harten Gesteins ausgewittert sind. Ringsumher dehnte sich reiches canadisches Waldland aus, mit einem Teppich und Unterholz von Heidelbeeren und Giftepheu. Vom Rande der Klippe, welche beinahe senkrecht mehrere Hundert Fuß tief zum Strom abstürzte, schaute man in durchsichtige Tiefen klaren Wassers hinab und konnte sogar aus solcher Höhe deutlich den Barsch und Grashecht unterscheiden, wie er seine rastlosen Flossen vom dunklen Hintergrunde des felsigen Bodens abzeichnete. Ueberall rundherum lagen köstliche Fleckchen, wo man sich nach Behagen auf dem glatten, wie künstlich polierten Gneiß hätte hinstrecken und süßduftende Blumen jener von unseren europäischen Blüten so verschiedenen prächtigen canadischen Waldflora aus den Ritzen des Gesteins pflücken mögen.

Auf der einen Seite, rückwärts vom Chalet (dem man sich praktisch nur zu Wasser nähern konnte) lag eine tiefe Schlucht, deren Sohle mit fetten Torfmulden, dem Standorte zahlloser wunderschöner Farne, angefüllt war — ein Paradies für den Botaniker, aber auch voll Winken über das Verhalten der Natur gegen die Blüten und Insekten. Ich konnte hier stundenlang verweilen und mich mit den seltsamen und lieblichen Pflanzen beschäftigen, welche in diesem schattigen Winkel in Menge wuchsen, will aber die Nachsicht der Leser nicht mit deren näherer Schilderung mißbrauchen, sondern zu dem Boothause eilen, welches an der dem Flusse zugekehrten Mündung der tiefen Schlucht lag und gleichsam die Anländе nach allen Seiten hin bildete, denn der Strom ist natürlich die rechte Heerstraße der Tausend Inseln und das Boot das Fuhrwerk, womit man den Verkehr mit der Außenwelt herstellt und Freunden und Bekannten Besuche in der Nachbarschaft abstattet.

Zwischen den Inseln lebt man in der That auf dem Wasser. Kraft eines stillschweigenden Uebereinkommens zwischen den Inselbewohnern hat jeder hier Wohnende ein anerkanntes Recht, das kleine Besitztum jedes andern zu durchforschen. Nirgends findet man jene Plakate mit der ungeselligen und mißgünstigen Drohung, daß Eindringlinge mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfolgt werden wie in England; im Gegenteil nimmt die schriftliche Benachrichtigung auf den Plakaten neben den kleinen Landungsplätzen mehr die optative als die imperative Form an und lautet etwa: „Gesellschaften, welche auf dieser Insel landen, werden gebeten, sich freundlichst der Beschädigung der Farne und Blumen zu enthalten.“ Thatsächlich sind alle Inselbewohner hier nur Sommerbesucher; jeder hat nur ein kleines eigenes Besitztum, das oft von schöner Mannigfaltigkeit, aber immer seines angeborenen Interesses bald entkleidet ist, und es würde der ganze Reiz der Oertlichkeit vollständig verduften, wenn die Eigentümer mit eingefleischter britischer Sauertöpfigkeit auf ihrem gesetzlichen Recht beständen, sich von der landlosen Menschheit mittelst des wirksamen Protestes einer hohen Backsteinmauer abzusperren. Demgemäß landet jedermann frei und ohne jemandes Verhinderung auf jedermanns privater Insel; und der Tag wird meist angenehm damit verbracht, daß man in einer köstlichen ziel- und harmlosen Weise die kleinen Kanäle zwischen den Inseln hinab und um dieselben herumfährt, hier anhält um auf der einen Seite eine seltene wilde Blume von der Felswand zu pflücken, und dort landet, um irgend einen vorspringenden Felsen zu erforschen und zu erklettern, dessen Gipfel einen weiteren Ausblick über die ganze umgebende Inselwelt verspricht.

Viele von den Inseln sind noch unbewohnt und diese sind für die Zwecke des Botanisierens die allerbesten. Dort findet man möglicherweise die indianische Pfeifenpflanze, die auch unter dem noch seltsameren und richtigeren Namen „Leichenkraut“ bekannt ist (Monotropa uniflora, eine auf Baumwurzeln wachsende Schmarotzerpflanze); ihre schöne überhängende weiße Blüte ist in ihrem Bau so blaß und so zart wie ein Pilz, so daß unsere Wirtin sehr hübsch äußerte: „Als ich sie zuerst erblickte, fürchtete ich mich halb, das wunderliche Ding zu berühren, denn ich glaubte, ich habe das Gespenst einer Blume gefunden.“ Es ist in der That eine lilienartig-blühende Pflanze, zu den haidenartigen gehörig, die aber, wie unsere einheimische Fichtenspargel, Habitus und Lebensweise eines Pilzes angenommen hat, ganz wie ein Schmarotzer auf faulendem Laub unter Waldbäumen lebt, daher ihre grünen Blätter verloren und sich in allen unwesentlichen Punkten den anderen Pilzen assimiliert hat, deren Wesen sie nachahmt. Doch ich will hier keine Botanik preisgeben und mich der Aufzählung aller anderen wunderbaren und hübschen Dinge enthalten, welche auf diesen reizenden Eilanden zu finden sind. Ich will nur im Vorübergehen bemerken, daß die scharlachroten Columbinen, die weiß und rosa Wasserlilien, die karminroten Christophsbeeren (Actaea rubra) und die schneeweißen Anemonen in Verbindung mit den Schlingpflanzen, den Farnen und den Keulenmoosen einen so schönen und mannigfaltigen Pflanzenteppich bilden, als ich ihn irgendwo jemals gesehen habe.

Andere von diesen Inseln tragen Chalets und Cottages auf ihren höchsten Punkten, und zu diesen ruderten wir oft durch gewundene Kanäle und schleppten hinten ein Netz nach für Schwarzbarsche, fiengen aber meist nichts darin als Seerosenblätter und canadische Wasserpflanzen. Manchmal nimmt eine Cottage ein einzelnes Felseneiland ein und ihre Grundstücke erstrecken sich dann noch auf zwei oder drei benachbarte, mit der ersten durch ländliche Brücken verbundene, welche gerade hoch genug gewölbt sind, um ein Boot leicht unter ihnen passieren zu lassen. Auf der amerikanischen Seite wird der malerische Charakter der Scene gelegenheitlich beeinträchtigt durch eine allzu reichliche Entfaltung der Nationalflagge; die canadische Loyalität, so aufdringlich sie sich auch zuweilen geltend

Digitized by Google

macht, ergeht sich doch nur selten in einer solch verschwenderischen Schaustellung der britischen Fahne. Es gibt auch Inseln, auf welchen ein schlechtberatener Eigentümer takt- oder geschmacklos genug war, den Namen seines Besitztums — „Idlewild", „Sunnyside", „River Home" und ähnliches — auf ein großes Brett gemalt, anzubringen, als ob das Eiland eine Eisenbahnstation und der Portier bei der Hand wäre, um in unverständlichen Silben auszurufen: „Hier umsteigen nach Montreal und Chicago!"

Kaum kann eine Lebensweise anmutiger oder sittigender sein, als eine Sommerfrische in dieser köstlichen Inselwelt. Allerdings haben manchmal, wie im sogen. Thousand Island Park, Spekulanten und Leute, welche sich damit befassen, Camp-Meetings und andere religiöse Erweckungsversammlungen ins Leben zurufen, eine ganz große Insel angekauft und als eine Art ausschließlichen Parks angelegt, wo nur bewährte Mitglieder einer besonderen Sekte sich eine Cottage bauen dürfen. Ein derartiges Sommerdörfchen ist ausschließlich methodistisch, während ein anderes nur von einer anderen strengen Sekte bewohnt ist. Allein in den meisten Teilen dieser Inselgruppe, welche, wie schon erwähnt, 40 e. Mln. lang und 10—15 breit ist, nimmt jedes Haus ein kleines eigenes Inseln-Königreich ein, wo die Knaben und Mädchen unbelästigt schwimmen, fischen, rudern, spielen und sich tummeln, wo die Erwachsenen in Hängematten unter den Bäumen liegen und über Politik, Philosophie und die zärtlichen Triebe grübeln können; wo man die Besucher schon von weitem erspähen kann, wenn sie sich dem Ufer nähern, und wo Gastfreundschaft in einfachem Maßstabe ebenso allgemein wie unaufdringlich ist. Ferner ist noch zu bemerken, daß der große Schwarzbarsch, der Muskallonge und andere Fische noch immer zwischen den Spalten und Klüften des untergetauchten Granits lauern, und daß man auf vielen Eilanden auf dem vorspringenden Ende eines kleinen Vorgebirgs sitzen und seine Angel nach ihnen unmittelbar vom Ufer in 20 Fuß tiefes, klares, grünes Wasser auswerfen kann.

Nun noch ein Wort an den Touristen, der, angeregt von meiner berechtigten und angeborenen Begeisterung, sich vielleicht mit dem Gedanken tragen mag, einmal diese Tausend Inseln zu besuchen und zu durchforschen. Er bilde sich ja nicht ein, daß man diese Inseln richtig vom Verdeck eines der großen Dampfer aus sehen kann, welche zwischen Montreal, Kingston und Toronto auf und ab fahren. Dies ist die stereotype Manier britischer Touristen, dieselben zu sehen, und nichts könnte schaaler und enttäuschender sein. Wenn einer diese Manier befolgt, so wird er mich ohne Zweifel aus tiefstem Herzensgrund für meinen Rat verwünschen. Der Dampfer hält sich an einen oder zwei der Hauptkanäle, welche breit und tief und vergleichsweise wenig durch Felsen oder Eilande versperrt sind; er vermeidet die kleineren schmalen Strecken des Fahrwassers, welche so reich an endlosen Ueberraschungen und mannigfaltigen Aussichten sind, die gerade die wirkliche Schönheit und Anmut und die Reize dieser fantastischen, feenhaften Region bilden. Nein, nein! um diese Inseln richtig zu sehen, muß man auf einer derselben mindestens einige Tage lang wohnen und in den verlorenen Seitenkanälen und gewundenen Hinterwässern derselben auf und ab rudern, die kleinen Buchten und Einfahrten erforschen und sich gelegentlich zwischen dem endlosen Gewirre dieses Wasserlabyrinths einmal ganz verirren. Wer aber die Zeit nicht aufwenden kann, um sie so zu sehen, der sollte wenigstens einen oder zwei Tage in Clayton oder Gananoque zubringen und die Rundfahrt auf dem Excursionsdampfer „Island Wanderer" machen, welcher durch die lieblichsten Windungen des landumgürteten Stromes hindurch fährt.

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Montana's verborgene Schätze. Die bergmännische Thätigkeit in Montana begann im Jahre 1862 mit der Entdeckung des Alder Gulch, aus welchem für 30 Millionen Dollars Waschgold gewonnen worden sind. Die Zeiten, während welcher der goldführende Sand und Kies dieses Schluchtthales ausgewaschen wurde, waren die liederlichen Tage des Bergbaues von Montana. Die Eigentümer der Claims im Alder Gulch, welche jeder nur wenige Arbeiter beschäftigten, nahmen täglich aus ihren Schleusenkästen mehr Gold, als sie möglicherweise in der darauffolgenden Nacht verjubeln konnten. Viele von den Claims warfen einen täglichen Reingewinn von je tausend Dollars ab. Der Sonntag war gewöhnlich nur dazu bestimmt, dieses Gold zu vergeuden. So verschwenderisch aber die Goldsucher auch waren, so vermochten doch viele von ihnen das Gold, welches ihre Claims ihnen lieferten, in Virginia City nicht zu vergeuden, und es wanderten alljährlich gewaltige Summen nach San Francisco, um hier im Winter verschwendet zu werden. Es wurden noch andere Schluchten entdeckt, worin die Schichten von Quarzfels wirklich mit Gold bedeckt waren, und die Hochlande von Montana widerhallten von dem trunkenen Lärm der Goldgräber. Männer, welche zum Uebermaß mit Whisky beladen waren, wankten durch die Straßen der Lager der Bergleute und warfen unter trunkenem Geschrei aus ihren hirschledernen Taschen das Gold, das sie nicht verbrauchen konnten, mit vollen Händen in die Straße. Die Trinksalons und Spielhäuser wurden Tag und Nacht nicht geschlossen und nicht leer. Die Männer welche in jenen wilden Tagen in Montana lebten, waren mit wenigen Ausnahmen nur darauf erpicht, ihr Geld los zu werden. Viele von ihnen glaubten, ihr Gold werde wertlos werden, und wollten ihr Leben noch genießen, solange man um Gold Vergnügen kaufen konnte. Die

Digitized by Google

placeres oder Fundorte des Goldes wurden aber rasch erschöpft und die Goldgräber, welche ihre 5000 bis zu 150,000 Dollars jährlich vergeudet hatten, sahen sich ohne einen Cent in der Tasche in den Hochlanden trocken gesetzt. Einige gewerbsmäßige Spieler, einige Kneipwirte und einige wenige Hotelbesitzer allein behielten das Gold, das sie gewonnen oder verdient hatten, allein die Goldgräber verloren beinahe alle das ihrige. Jetzt bildeten sich große „Prospecting-Parties" oder Schürfgesellschaften und man durchforschte die Felsengebirge nordwärts hin bis zum Peace-Fluß nach einem neuen Fundort, allein es wurde nichts von Wert gefunden. Alsdann brachen große Banden auf, Männer nahmen ihre Wolldecken und Werkzeuge auf den Rücken und ihre Büchsen in die Hand und drangen in die fernsten Winkel und Schluchten jener mit Nadelwäldern bedeckten Hochlande. Tausende und aber Tausende von Schächten wurden in den Thälern von Tausenden von Bächen und Flüßchen abgeteuft und abermals nichts gefunden. Die geschicktesten Goldsucher besaßen nur dürftige Kenntnisse im Abbau von Bergwerken oder in der Behandlung des goldführenden Erzes in den Stampfwerken, und Tausende von Goldsuchern trieben sich in den Hochlanden von Montana herum und wußten nicht wie und wo sie schürfen sollten; sie schlugen aufs Geratewohl Löcher und Schächte ein und vergeudeten damit ihre Zeit. Sie biwakierten unter Bäumen, fischten in klaren Tümpeln und jagten. Die meisten von ihnen waren so arm, daß die Krämer in dem kleinen Bergmannslager ihnen die allernötigsten Lebensmittel auf halben Gewinnanteil liefern mußten und doch nur wenig Aussicht hatten, jemals von ihnen einen Cent für die gelieferten Lebensmittel zu bekommen. Aber Goldgruben mußten gefunden oder das Gebiet verlassen werden; so fuhren die Krämer fort, ihnen Lebensmittel zu liefern, und die Goldsucher trösteten sich auch ferner mit der Hoffnung auf reiche Fundorte. Heutzutage ist darin eine Veränderung eingetreten, denn wie F. Wilkeson in der „New-York Times" erzählt, wimmeln die Hochlande von Montana dermalen auch von Bergleuten, welche nach Gold schürfen, aber es sind nicht mehr die früheren Goldsucher und Goldwäscher, sondern hochgebildete Männer, welche die Keilhaue unter den Fichten schwingen. Die Söhne der früheren Goldsucher von Montana, der Männer, welche in Alder Gulch arbeiteten und in Last Chance Gulch Kramläden hielten, haben eine gute Erziehung erhalten und sind ins Gebirg geschickt worden, um für sich selbst ein Vermögen zu suchen und zu finden. Sobald eine lohnende Grube gefunden wird, verbreitet sich die Kunde von deren Entdeckung in geheimnisvoller Weise auf viele Meilen in der Runde und gelangt zu jedem Bergmann oder Schürfer, welcher dort arbeitet. Augenblicklich strömen alle nach dem Schachte, untersuchen das Erz und das Muttergestein, suchen das Streichen des Erzganges zu beurteilen und machen sich ans Werk, um die Ausdehnungen des Erzlagers zu finden. Ein Hundert Männer mit Päcken von Lebensmitteln, Wolldecken und Arbeitsgeräte, macht sich in den Wäldern der Umgebung des ersten Fundortes ans Schürfen: sie ziehen Gräben, teufen Schächte ab und treiben kleine Stollen ein. Jeden Tag hoffen sie, den Erzgang zu finden und jeden Tag werden sie enttäuscht. Endlich legt ein einzelner Mann den längst erwarteten Quarz blos; er schlägt seine Eckpfähle ein und läßt sich einen Schürfschein auf seinen Claim geben und eintragen. Nun kommen die anderen Schürfer von ihren vielen verschiedenen Löchern herbei und betrachten sich seinen Fund. Wenn sie sich überzeugen, daß es wirklich der Erzgang ist, nach welchem sie gesucht haben, so beglückwünschen sie ihren glücklichen Gefährten, verlassen sogleich ihre Löcher und wandern weiter, um die Fortsetzung der Erstreckung des jüngst gefundenen Erzganges zu suchen. Die Ausbeute von Montana an Gold und Silber wird im Jahre 1887 auf einen Wert von 35 Millionen Dollars geschätzt und beinahe diese ganze Ausbeute wird aus goldführendem Quarz und silberführenden Bleierzen gewonnen. Es gibt keinen einzigen Bergmann in diesem Gebiet, welcher glaubt, daß bisher mehr als ein einziges Erzlager aus jedem von den Hunderten derselben gefunden worden ist, welche in diesen Bergen noch vorhanden sind und auf Entdeckung durch die Keilhaue des Bergmanns warten. Auf ausgedehnten Strichen innerhalb dieses Territoriums ist noch kein einziger Schürfungsversuch gemacht worden. Von anderen weiten Gebieten weiß man, daß sie große Mengen von wertvollem Metall enthalten, allein die Zahl der Bergleute ist noch weitaus nicht groß genug, um Schürfungsversuche in diesen ausgedehnten Regionen zu gestatten. „Hochgebildete Männer, welche mit den bergmännischen Verhältnissen und den mineralischen Schätzen dieses Gebietes vertraut sind, haben mich wiederholt versichert", sagt Herr Wilkeson, „daß es in Montana mehr Gold und Silber gebe als dermalen in der ganzen Welt im Umlauf ist, und daß in den nächsten 75 Jahren die Bergwerke von Montana allein eine Ausbeute von fünf Milliarden Dollars geben werden, welche Summe ungefähr dem dermalen in der ganzen Welt im Umlauf befindlichen Gold gleichkommt. Dazu kommt noch die hierbei gar nicht in Berechnung genommene Ausbeute an Kupfer. Urteile ich nun nach demjenigen, was ich von den Bergwerken in Montana gesehen habe, so glaube ich, daß die vorstehenden Schätzungen richtig sind. Ich habe eine praktische bergmännische Erfahrung von zwanzig Jahren. Ich habe die berühmten Blei- und Silbergruben von Leadville durchwandert, und ich glaube nicht, daß sie von Dauer sind. Ich habe alle größeren Bergwerksunternehmungen und bergmännischen Lager in den Vereinigten Staaten besichtigt, allein niemals zuvor solche wertvolle Gruben gesehen, wie diejenigen in Montana sind. Und der Ertrag der lohnenden Bergwerke, welche im Besitz von Eigentümern aus Montana sind, ist groß genug, daß sie

Digitized by Google

ihr Eigentum nach all' seinen Hülfsquellen entwickeln können, ohne auch nur einen Dollar von dem östlichen Kapital zu Hülfe zu nehmen. Das ist in den Hochlanden so bekannt, daß ich alle Geldmänner in den Oststaaten von vorn herein vor jedem Manne aus Montana warnen möchte, welcher mit einem Beutel voll Gold oder Erz in ein Komptoir treten und von den Golden-Crown- oder Silver-Bar-Bergwerken zu sprechen beginnen würde."

* Die Küstenregion von Südwestafrika. Eine der jüngsten Nummern von „Petermann's Mitteilungen" (Nr. 9, 1887) enthält eine Karte des unteren Kuisip-Thals in der Region der Walfisch-Bay, worin die Ergebnisse der Vermessungen und Erforschungen eingetragen sind, welche von Dr. F. M. Stapff im Verlaufe einer vollständigen Durchforschung von Dezember 1885 bis zum Mai 1886 vorgenommen worden sind. Der Reisende begleitet diese Karte mit einem Aufsatz, welcher sich eingehend mit der Geologie und den physikalischen Grundzügen dieses Bezirkes beschäftigt und einen sehr wichtigen Beitrag zur Geographie von Südwestafrika bildet. „Groß-Nama-Land", wie Dr. Stapff diesen Landstrich nennt, kann nach seiner Ansicht bezüglich seiner natürlichen Bildung in drei Teile geschieden werden: 1. in die steinige Wüste oder das Namieb im Norden; 2. in das Kuisip-Thal, und 3. in die sandigen Dünen im Süden. Das Namieb ist eine ausgedehnte Ebene, welche sich mit einer beinahe unbemerklichen Ansteigung vom Meere erhebt, bis der Reisende sich in einer Entfernung von etwa 60 Mln. von der Walfisch-Bay in einer Erhebung von beinahe 2000 Fuß über dem Meeresspiegel befindet. Die Ebene wird von Bergen unterbrochen, welche vereinzelt oder in Gruppen beisammen stehen, deren dunkle Klippen in schneidendem Kontrast zu der graugelben Ebene stehen. Kein Baum oder Busch unterbricht den Ausblick über die grenzenlose Ebene. Diese anscheinend isolierten Berge gehören übrigens zu Ketten, welche von Nordost nach Südwest verlaufen. Die Abrundung und Durchbohrung dieser Klippen rührt von dem windgetriebenen Sand her. Das Regenwasser sammelt sich in Tümpeln oder Vleys und hinterläßt beim Verdunsten wachsende Niederschläge von Sand und Salz. In diesen Niederungen und den sandigen Flußbetten wachsen tiefwurzelnde Bäume. Nach den Regengüssen sproßt ein neuer Pflanzenwuchs auf, verdorrt aber bald wieder. Der vorherrschende Wind ist Südwest, allein vom Mai bis Juli weht es häufig auch aus Nordost. Die Dünen zwischen dem Namieb und der Meeresküste bilden einen Gürtel sandiger Wüste, der zwischen dem Orange-Fluß und dem Kuisip 100 Meilen breit ist. Dr. Stapff pflichtet nicht der Theorie bei, daß diese Dünen von dem Sande gebildet worden seien, den der Westwind landeinwärts geblasen habe; er sieht in ihnen vielfach aufgehäufte Meeresufer, welche durch Einwirkung des Windes in ihrer gegenwärtigen Gestalt gebildet worden sind. Im Herzen der sandigen Wüste fand er häufig seltsame Bruchstücke von polierten und durchbohrten Meeresmuscheln, sogar noch in einer Höhe von mehr als tausend Fuß über dem Meeresspiegel, welche jedoch vom Seewind dorthin getragen worden sein mögen. Die Seemuschelbänke längs dem Weg von Riet nach Fredriksdam und um die Walfisch-Bay herum weisen jedoch deutlich auf eine Erhebung des Landes in alten Zeiten hin, welche sich wahrscheinlich über die ganze südafrikanische Küste erstreckte. Was das Flußthal anbelangt, so hat man allen Grund zu der Vermutung, daß der Lauf des Kuisip früher eine mehr nordwestliche Richtung nahm, und daß auf seinem linken Ufer die sandigen Dünen gegen den Fluß vorgerückt sind, wie sich ohne Zweifel durch seine geringe Wassermasse erklären läßt. Hahn's Theorie von einem Arm des Flusses, welcher früher durch die Dünen nach der Sandfisch-Bay verlaufen sei, ist nach Dr. Stapff's Ansicht unhaltbar. Das Absterben des Baumwuchses im Flußthal scheint auf einen verminderten Wasserzufluß hinzuweisen. Man findet viele alte oder teilweise verdorrte Stämme von Ebenholz-, wilden Feigen- und anderen Bäumen, aber kein neues Holz. Nach den schweren Regen tritt der Fluß in seinen unteren und breiteren Strecken aus und führt in seiner gelben Flut Baumstämme und die Hütten der Hottentotten mit; das ausgetretene Wasser versickert jedoch rasch in den Sanddünen. Dr. Stapff gibt manche interessante Belehrung über das Niveau dieses unterirdischen Wassers, welches zur Kultur benützt werden könnte, wie in den algierischen Schotts.

* Der Ursprung der Eskimos. Nach der Theorie des Dr. H. Rink waren die Eskimos ursprünglich ein Binnenvolk, welches irgendwo im nordwestlichen Teil von Nordamerika lebte, von wo es den Flüssen entlang nach der Meeresküste herabstieg. Dr. Rink versucht diese Theorie in mehreren Artikeln durch Vergleichung der Sprachen und Sitten verschiedener Stämme zu beweisen. Hiegegen tritt nun im Augustheft 1887 des „American Naturalist" Herr Lucian M. Turner mit einer scharfen Kritik auf. Dr. Rink kann zwar keine überzeugenden Beweise beibringen, allein es erscheint doch wahrscheinlich, daß die Eskimos von den Flüssen und Seen des Innern von Amerika herabgekommen sind. Diese Theorie läßt sich zwar anfechten, allein Turner's Einwendungen vermögen uns nicht zu überzeugen und die von Rink vorgebrachten Beweise nicht zu entkräften. Der letztere legt mit vollem Recht Nachdruck auf die Thatsache, daß die Eskimos nicht so ausschließlich ein Küstenvolk sind als man allgemein vermutet. Das schwierigste Problem des Studiums ist der Unterschied der Stämme westlich und östlich vom Mackenzie. Rink betont nachdrücklich die Thatsache, daß die ersteren verschiedene Erfindungen haben, welche die letzteren nicht besitzen, während andere Werkzeuge desto entwickelter werden, je weiter wir nach Osten kommen. Aus dieser Thatsache schließt er, daß die Eskimos zuerst westlich

Digitized by Google

vom Mackenzie, in der Nähe der Mündungen der alaskanischen Flüsse, das Meer und ihr dermaliges Niederlassungsgebiet erreichten. Diese Theorie ist zwar nicht unwahrscheinlich, müßte aber durch ein Studium der Anthropologie der alaskanischen und der östlichen Eskimo-Stämme erprobt werden. Nach unserem Dafürhalten dürfte jene Verschiedenheit zum großen Teil fremdem Einfluß zuzuschreiben sein. Einen interessanten Aufsatz über die Anthropologie der Eskimos, ganz besonders derjenigen des östlichen Grönland, enthält das „Bulletin de la Société d'Anthropologie" (IX. S. 608). Während die Bevölkerung von Westgrönland in solchem Maße mit dänischen Elementen vermischt ist, daß es im südlichen Grönland wahrscheinlich kein einziges Individuum von reiner Eskimo-Abkunft gibt, hat sich der Stamm in Ostgrönland niemals mit Europäern vermischt. Diese Eskimos sind weniger dolichokephal und etwas größer als die Westgrönländer und andere westliche Stämme. Sie sollen vorwiegend Adlernasen aufweisen, was aber auch bei anderen Stämmen vorkommt. Die von Lieutenant Holm in Ostgrönland ausgeführten Nachforschungen zeigen definitiv, daß die Stämme der Ostküste niemals mit den alten Norsemännern in Berührung gekommen sind.

---

## Litteratur.

* Topinard, Dr. Paul: Anthropologie. Nach der dritten französischen Auflage übersetzt von Dr. Richard Neuhauß. Leipzig, 1886/1887. Verlag von Paul Frohberg. — Eine gute Uebersetzung der von der Pariser Akademie der Wissenschaften preisgekrönten „Anthropologie" des auch in Deutschland als tüchtiger Anthropolog geschätzten Dr. Paul Topinard, des Generalsekretärs der Pariser Anthropologischen Gesellschaft, kann zweifelsohne auf eine freundliche Aufnahme bei uns rechnen. Das Werk will eine im besten Sinne des Wortes populäre Uebersicht über den jetzigen Stand der Anthropologie sein, ein Leitfaden dieser echt modernen Wissenschaft, ein Buch, welches, wie Prof. Broca in seiner Vorrede sagt, „gleichzeitig Führer für Anfänger und Nachschlagewerk für die übrigen sein soll." Die Aufgabe, welche sich der Verfasser bei Abfassung seines Werkes gestellt hatte, darf als recht gut gelöst bezeichnet werden. Eine Einleitung gibt zunächst eine Definition der Anthropologie, bezeichnet dann die Aufgaben dieser Wissenschaft, skizziert ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften und ihre Geschichte. Der eigentliche Inhalt des Buches zerfällt in drei Teile: der erste betrachtet den „Menschen in seiner Gesamtheit und in seinen Beziehungen zu den Tieren", d. h. gibt eine zoologische Beschreibung der Spezies Mensch in morphologischer, physiologischer und pathologischer Hinsicht, soweit das der Zweck des Werkes erfordert. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den Menschenrassen, indem er uns zunächst mit den Untersuchungsmethoden (z. B. Kraniometrie, Raummessung der Schädelhöhle 2c.) bekannt macht, darauf die morphologischen und physiologischen Merkmale der verschiedenen Rassen vorführt. Nach einem Kapitel über den Einfluß der Medien, Akklimatisation u. dgl. werden die Gründe des Aussterbens der Rassen besprochen, worauf ein Kapitel über ethnologische, linguistische, historische und archäologische Merkmale und ihren Wert für die Unterscheidung der Rassen folgt. Drei Kapitel über die verschiedenen Völkertypen bilden den Schluß dieses umfangreichen Teiles. Der dritte Teil behandelt den Ursprung des Menschen. Ausführlich geht hier Topinard auf die Abstammungslehre ein und die Stellung des Menschen zu derselben. Der französische Anthropolog spricht sich offen für dieselbe aus, ist also einer der wenigen französischen Naturforscher, welche den auf den Ursprung des Menschen bezüglichen Schlußfolgerungen Darwin's, Häckel's u. a. rückhaltlos beitreten. Ein großer Vorzug des vorliegenden Werkes ist die elegante, gefällige Schreibweise, die den an sich oft schwer zu behandelnden Stoff gewissermaßen spielend bewältigt und so die Lektüre angenehmer macht wie die mancher deutschen Werke ähnlicher Art. Freilich müssen wir bei einem französischen Werk dagegen mancherlei kleine Ungenauigkeiten in den Kauf nehmen, die wir, wenn sie auch der Wirkung des Ganzen keinen Abbruch thun, in deutschen Werken nicht zu finden gewohnt sind. So wird, um nur einen Fall anzuführen, in der Einleitung S. 20 das Tierreich „je nach dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines inneren oder äußeren Skeletts" eingeteilt in Zoophyten, Mollusken, Gliedertiere, Wirbeltiere. Jeder Anfänger weiß, daß das grundfalsch ist. Auch der Franzose tritt hie und da hervor, was in einem wissenschaftlichen Werk unstatthaft ist. „Dem Deutschen ist die Nationalität durch die Sprache bestimmt, eine ethnographische und durch und durch falsche Lehre." Solche Kleinigkeiten sind aber, wie gesagt, unwesentlich und sollen uns den Genuß an dem sonst trefflichen Buch nicht stören, das wir allen Freunden der Anthropologie von Herzen empfehlen können. Die dem Werk von Seiten der Verlagsbuchhandlung zu Teil gewordene Ausstattung ist eine würdige.

Dr. W. B.

* Booch-Arkossy, Dr. F.: Die Kunst, die portugiesische Sprache schnell zu erlernen. Kurzgefaßte theoretisch-praktische Anleitung, die portugiesische Sprache in kürzester Zeit durch Selbstunterricht sich anzueignen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. — Diese kleine und sehr praktische Sprachlehre bildet den zehnten Teil jener sehr gemeinnützigen und empfehlenswerten, gedrungenen sprachlichen Lehrbücher, welche die rühmlichst bekannte, äußerst thätige und umsichtige Hartleben'sche Verlagsbuchhandlung in Wien unter dem Sammeltitel: „Die Kunst der Polyglottie" in kleinen handlichen Bänden herausgibt. Wir haben die spanische Sprachlehre desselben Verfassers und Sammelwerkes im laufenden Jahre mit gebührender Anerkennung besprochen und müssen auch von dieser portugiesischen Sprachlehre rühmen, daß die Anordnung derselben eine ungemein praktische und fördernde ist, indem das Grammatikalische unserer früheren Grammatiken darin nicht vorwiegt, sondern der ganze Inhalt darauf berechnet ist, schon von der Formenlehre an dem Schüler den nötigen Bedarf an Worten und Wissen für den lebendigen und praktischen Gebrauch der portugiesischen Sprache in Konversation und Korrespondenz zuzuführen und ihm wirkliche Uebung zu verschaffen. Gerade in unseren Tagen, wo man mit Recht bemüht ist, unsere auswanderungslustigen Landsleute auf die Vorteile einer Ansiedelung in Südbrasilien hinzuweisen, kommt eine derartige Sprachlehre zum Selbststudium ganz erwünscht und verdient auf das angelegentlichste empfohlen zu werden. r.

* Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Achter Jahrgang 1887. Berlin, Puttkamer und Mühlbrecht, 1887. — Im früheren Gewande und nach dem seitherigen erprobten Plane erscheint auch dieser neue Jahrgang des Statistischen Handbuchs wieder als ein Denkmal deutschen Fleißes und gewissenhafter Ueberwachung aller staatlichen und sozialen Verhältnisse an der Hand der angewandten Mathematik, der überzeugendste Beweis von der Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, womit das Deutsche Reich regiert und in allen Beziehungen und Lebensäußerungen unter Mitwirkung der befähigtsten Beamten kontroliert wird, wie kein anderer Staat der Welt. Neu sind in diesem Jahrgang die

Digitized by Google

zum erstenmal gegebenen Nachweise aus der Statistik der Krankenversicherung der Arbeiter. Wir fühlen uns gedrungen, dem von dem Herrn Geheimen Oberregierungsrat Direktor Dr. K. Becker so trefflich geleiteten Unternehmen hiemit die innigste Anerkennung für diese gediegene, geduldige, fleißige und gewissenhafte Arbeit auszusprechen, welche dieses für jeden Politiker, Volkswirt und Patrioten so unentbehrliche Jahrbuch geschaffen hat.

* Pechuel-Loesche, Dr.: Kongoland; I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Kongo-Unternehmen. II. Unter-Guinea und Kongostaat als Handels- und Wirtschaftsgebiet, nebst einer Liste der Faktoreien bis zum Jahre 1887. Jena, H. Costenoble, 1887. — Obwohl die Ansichten kompetenter Beobachter und Beurteiler über die Zukunft des Kongo-Unternehmens kaum mehr geteilt sind, ist es doch sehr wünschenswert, die Geschichte desselben in authentischer Weise aus der Feder eines Mannes kennen zu lernen, welcher an derselben persönlich beteiligt war. Herr Dr. Pechuel-Loesche hat in seinen früher von uns besprochenen Schriftchen gegen Stanley und dessen Partisane schon einen Teil des Schleiers gelüftet, der auf diesem fernen, anscheinend großartigen Unternehmen lag. Was er dort nur angedeutet, das belegt er nun mit Urkunden und Thatsachen, welche zumeist unwiderleglich sein dürften und jedermann eine Einsicht in die wahre Sachlage verstatten, denn dem offiziellen und objektiven Teil des vorliegenden Buches fügt der Verfasser noch die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen, Wahrnehmungen, Beobachtungen 2c. über Handel und Produkte Unter-Guinea's und der Loango-Küste, über das Gebiet des Kuilu-Nyadi, den Gebirgslauf des Kongo, über die Geologie und Geognosie (Bodenbeschaffenheit, Laterite u. s. w.) und Vegetation des westlichen Kongo-Gebiets, über Kongo-Forschung und die Kongo-Frage an — lauter Themen, welche für die wissenschaftliche Erdkunde höchst lehrreich und wertvoll sind. Gleiches gilt auch von seiner Schlußbetrachtung über das innere Kongoland und seine physischen Zustände. Zum Schlusse gibt der Verfasser noch ein Verzeichnis der Faktoreien und Handelshäuser und der vorhandenen Kongo-Litteratur. Wer sich daher auch nicht für den Streit des Verfassers mit Stanley und der Kongostaat-Regierung in Brüssel interessiert, für den wird doch die zweite Abteilung des Buchs durch ihre klare Uebersichtlichkeit und hohe Lehrhaftigkeit einen besonderen Wert haben und dem Buche auch über die Existenz des Kongostaates hinaus einen dauernden Wert verleihen. Wir kommen auf dasselbe in einer ausführlicheren Besprechung zurück.


**Elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben**
aus dem Verlage der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

**Goethe's** Werke in Auswahl. 4 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 6. —

**Schillers** sämtliche Werke. 4 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 7.—

**Lessings** Werke in Auswahl. 3 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 5.—

**Uhlands** Gedichte und Dramen. Taschenformat. Eleg. gebunden M. 5.—

**Uhlands** Gedichte und Dramen. **Jubiläums-Ausgabe** (1787—1887). Hocheleg. gebunden mit Goldschnitt M. 7.—

Illustrierter **Weihnachtskatalog** der J. G. Cotta'schen Buchhandlung **gratis** und **franko.**

So eben erschien:

**DAS WEIB**
**in der Natur- und Völkerkunde.**
Anthropologische Studien
von **Dr. H. Ploss.**
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von **Dr. Max Bartels.**
Mit 7 lithogr. Tafeln, 107 Holzschnitten und Ploss' Portrait.
Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexikon-8°.
Preis broschiert 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.
**Leipzig.** **Th. Grieben's Verlag.**
Gegen vorher. Frankozahlung direkt vom Verleger.

**Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**
So eben erschien:

**Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig**
**und die deutsch-venezianischen Handelsbeziehungen**
von
**Dr. Henry Simonsfeld,**
Dozent der Geschichte an der Universität und Sekretär an der kgl. Hof- u. Staatsbibliothek in München.
Mit Unterstützung der historischen Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften.
**Zwei Bände.**
**Band I:** Urkunden von 1225—1653. XXII u. 492 S.
„ **II:** Geschichtliches. Liste der Konsuln der deutschen Kaufmannschaft im Fondaco 1492—1753. Grabschriften von Deutschen in Venedig. Anhang: Zur Geschichte deutscher Gewerbetreibender in Venedig. XVI u. 396 S.
Eleg. broschiert M. 20.—
Aus dem II. Band erschien in Einzelausgabe:
**Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig**
**und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.**
Eine historische Skizze.
XI und 201 Seiten. Mark 6.—

Das vorliegende Werk des durch seine bisherigen Arbeiten auf dem Gebiet der venezianischen und deutschen Geschichte bereits rühmlichst bekannten Münchener Dozenten bildet eine wesentliche, unentbehrliche Ergänzung zu den früheren Publikationen über die deutsch-venezianischen Handelsbeziehungen in älterer Zeit, insbesondere zu dem von G. M. Thomas veröffentlichten Capitolare der Visdomini des Fondaco. Zum ersten Male hat der Verfasser die Akten der venezianischen Behörden systematisch bis über das Ende des Mittelalters hinaus durchforscht und aus denselben, wie aus den Archiven deutscher Städte (Nürnberg, Augsburg u. s. w.), im I. Bande ein reiches, bisher unbekanntes Material zusammengestellt. Der II. Band enthält eine eingehende, umfassende Darstellung der Geschichte dieser Handelsbeziehungen, welche im Fondaco dei Tedeschi in Venedig ihren Mittelpunkt hatten, wie des Fondaco selbst, welche gerade in jetziger Zeit, wo durch den mächtigen Aufschwung unseres Handels die Erinnerung an die Ausbreitung des deutschen Handels im Mittelalter wachgerufen worden ist, doppelten Anspruch auf das allgemeine Interesse erheben darf. Ebenso verdienen die übrigen für die deutsche Familien- und Kulturgeschichte gleich wichtigen Beiträge des II. Bandes in weiteren Kreisen Beachtung.

**Deutsch-Afrika**
und seine Nachbarn im schwarzen Erdteil. Eine Rundreise in abgerundeten Naturschilderungen, Sittenscenen und ethnographischen Charakterbildern. Nach den neuesten und besten Quellen, für Freunde der geographischen Wissenschaft und der Kolonialbestrebungen, sowie für den höheren Unterricht von Dr. Johannes Baumgarten. Geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf. So eben erschienen in **F. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.**


Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Hierzu ein **Prospektus** der Buchhandlung **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Digitized by Google

# Das Ausland.

## Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

**J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.**

**Sechzigster Jahrgang.**

**Nr. 52.** Stuttgart, 26. December **1887.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.



**Inhalt:** 1. Mythische Wesen in dem rumänischen Volksglauben. Von Professor Oskar Mailand. S. 1021. — 2. Der Kaukasus. S. 1023. — 3. Die Nomaden im persischen Hochland. Von Dr. Gustav Weisbrodt. S. 1025. — 4. Neues vom Niagara-Fall. S. 1029. — 5. Die australische Kolonie Neu-Südwales. Von Henry Greffrath. S. 1031. — 6. Thouar's neueste Reise im Gran Chaco. Von Christian Nusser. S. 1032. — 7. Reptile in Texas und Allerlei. Von E. v. Westphalen. S. 1033. — 8. Die neapolitanische Schildpatt-Industrie. S. 1036. — 9. Geographische Neuigkeiten. S. 1038. — 10. Litteratur. S. 1039.


## Mythische Wesen in dem rumänischen Volksglauben.

Von Professor Oskar Mailand.

In dem Bildungsprozesse der Volksseele bildet der rumänische Volksglauben einen sehr interessanten Punkt, bei welchem der Ethnologe verweilend in den Besitz uralter, von der Zivilisation noch gar nicht berührter Elemente gelangt.

Von den Wesen der rumänischen Himmelsauffassung hatte ich die Ehre, ein anderesmal zu berichten; jetzt werde ich auf, Grund meiner Sammlungen, einen Blick auf jene Wesen werfen, welche in den Sagen, Märchen, Zaubersprüchen, Volksliedern 2c. der Rumänen eine große Rolle spielen und so sehr zur rumänischen Volksseele gekettet sind, daß wir nicht umhin können, diese als Elemente eines alten, längst verwitterten Glaubens (oder Kultus) zu betrachten.

Nach dem rumänischen Volksglauben haben die Götter dem Menschen zwei Wesen beigegeben, einen guten und einen schlechten Geist. Der gute Geist heißt Ingeru (Engel), der schlechte Diavolu (Teufel). Beide stehen im fortwährenden Kampfe mit einander, und je nachdem einer oder der andere die Oberhand gewinnt, sind die Menschen gut oder böse. Die Auffassung scheint ganz römischen Ursprungs zu sein, doch finden wir sie bei vielen anderen Völkern, zunächst bei den Slawen.

Der Dracu (δράκος, Lindwurm) ist ein teufelartiges Wesen, dessen Wohnung auf hohen Felsen ist. Er tauscht die Rinder aus und wird von Gott immerfort verfolgt. Er ist eine stabile Gestalt der Märchen, wo er von armen Menschen und Zigeunern überlistet wird. Daß er auch dem Menschen innewohnend aufgefaßt wird, bezeugt der rumänische Fluch: „Der Teufel fahre in Dich". Die Auffassung des Dracu als Lindwurm findet sich nur spärlich, doch wird er oft mit dem Prikoliç und Belauer vertauscht.

Der Belauer ist ein Wesen mit Drachenkörper. Er wohnt in Gewässern und wird auch als Wassermann aufgefaßt. Bei Aufgang des Abendsterns (Lucaferul) lauert er an Teichufern und Höhlenmündungen auf seine Beute. Er ist manchmal so groß, daß sein Kopf in einem Teiche oder Sumpf, sein Schwanz aber in einer entfernten Höhle ist. Dieses Wesen verursacht den Regen und wird vom Volke durch verschiedene Zaubermittel besänftigt.

Der Nosferatu (Vampyr) ist von zwei unehelichen Kindern geboren. Der Vampyr frißt Menschen und der Geist dieser gefressenen Menschen hat die Eigenschaft, in Gestalt aller Tierarten zu erscheinen. Dieses Wesen ist dem polnischen Mora und der russischen Kikimora ähnlich. Bei den Rumänen ist der Nosferat unter dem Namen Zburatoriul den Verlobten sehr gefährlich.

Dem deutschen Wehrwolf entsprechend ist der rumänische Prikoliç, welcher ein aus Menschen verwandelter Wolf oder Hund ist. Er liebt das Blut der Menschen, aber wenn man ihn gut prügelt, ist er ungefährlich. Er scheint den sagenhaften Wesen Vârcolaçi oder Valcolacii ähnlich zu sein, doch von diesen mehr unten.

Die personifizierte Krankheit ist die Csuma. Sie ist der schlechte Geist der Pest und der Blattern. Sie erscheint als ein auf einem Wagen hin- und herfahrendes altes häßliches Weib, welches Gift ausatmet, und in dessen Haaren Schlangen herumsteigen. Sie umarmt und küßt ihr Opfer zu Tode. Sie kann nur so verjagt werden, wenn sieben alte Weiber in einer Nacht gerupften, bearbeiteten




Digitized by Google

und gewebten Hanf zu einem vollständigen Kleide aufarbeiten und dieses Kleid an das Ende des Dorfes ausstellen.

Die Majestrele entsprechen den deutschen Feen und den slawischen Willis. Wenn diese gereizt werden, verwunden sie mit ihren Pfeilen und verursachen Starrheit der Glieder. Wenn jemand über den abgetretenen Rasenplatz, wo sie getanzt haben, schreitet, ist er gegen jede Krankheit gefeit und versteht die Sprache der Vögel.

Das rumänische Volk glaubt auch an ein Wasserfrauartiges Wesen, welches die Wasserschöpferinnen beschützt. Die Wasserfrau liebt es nicht, wenn man die Quelle trübt oder mit der Oeffnung des Kruges aufwärts Wasser schöpft. Das rumänische Mädchen geht laufend zur Quelle und weicht jeder Frage eines ihr Begegnenden aus, doch mit vollem Kruge bleibt sie gerne stehen und ladet sogar zum Trunke ein, denn dies liebt die Wasserfrau.

Die Waldmutter (Mamea Paduri) wohnt in den Waldungen und ist nach einer Version schön, nach anderer häßlich. Sie ist den Menschen wohlwollend und geleitet den verirrten Wanderer auf gute Fährte.

Ein drachenartiges Wesen ist der Zmeu. Er hat neun Häupter und tauscht die Kinder aus. Das vom Zmeu ausgetauschte Kind ist häßlich, gefräßig und lauft vom Pfarrer. Der Zmeu wohnt in Bäumen, und der Baum, in welchen der Blitz schlägt, ist sicher von einem Zmeu bewohnt. Der Zmeu wohnt zumeist in Pflaumenbäumen, und kann nur so getötet werden, wenn eine schwangere Frau diesen Baum mit einer Nadel sticht.

Das interessanteste Wesen des rumänischen Volksglaubens ist die Hexe (Stigoie). Sie ist der slawischen Hexe, ihren Eigenschaften nach, sehr ähnlich. Ihre Eigenschaften sind das Behexen (Deiotie), mit welchem sie den Rindern sehr schädlich wird. Sie verändert sich und nimmt die Gestalt des Hundes und Frosches an, und in dieser Gestalt raubt sie die Milch der Kühe oder verwandelt sie in Blut. Das Aufzählen der vielen Mittel gegen Behexen würde zu weit führen; es sei nur noch erwähnt, daß so Weiber wie Männer als Hexen betrachtet werden können, und es kommt auch in neuerer Zeit vor, daß bei Individuen, die für Hexen gehalten werden, ein barbarisches Mittel des Unschädlichmachens gebraucht wird, das darin besteht, daß man den toten Hexen große eiserne Nägel in den Leib schlägt und sie mit dem Gesicht abwärts kehrt. Hexen werden von einem Orte ferngehalten, wenn man mit geweihtem Salze auf den Boden Kreuze zeichnet.

Die ungetauften Kinder gelangen in den Mond und bilden dort merkwürdige Wesen, die Varcolaçi genannt werden. Diese Wesen sind blaß und mager und speisen den Mond auf (so erklärt sich das Volk das Ab- und Zunehmen des Mondes). Sie steigen auch zur Erde und spielen die Rolle des Vampyrs.

Ein sagenhaftes Wesen der rumänischen Volkspoesie ist die Iliana Cosiçiana (die goldhaarige Helene). Sie wohnt auf einem gläsernen Berge und wird von Rittern auf ehernen und goldenen Rossen bestürmt. Bis zu ihrer Wohnung kann man nur durch eine Wiese gelangen, die mit Seide besäet ist. Sie hatte ein Verhältnis mit dem Zmeu (Teufelsbrut). Von diesem befreite sie der Held Peter, welcher die Kraft des Teufels in Gestalt eines Ebers tötet, und ihn so entkräftigt. Doch Helene wird auch Peter untreu und entflieht in den Himmel. Peter bricht auf, sie zu suchen und trifft drei Teufel, die über eine unsichtbar machende Kappe, einen fliegenden Mantel und einer Wünschelgerte in Streit geraten sind. Er betrügt die Teufel und sucht Helenen auf. Iliana Cosiçiana scheint die personifizierte Sonne zu sein und ist die Hauptheldin auch der Märchen dieses Volkes. Aehnlich kommt diese Gestalt auch im ungarischen Volksglauben vor und ist auch mit Abänderung ihrer Eigenschaften bei den Slawen zu finden. Die mythische Permutation dieses Wesens deutet auf einen gemeinsamen uralten Ursprung.

Ein dem Donnergott ähnliches mythisches Wesen ist der heilige Ilia, der die von den Teufeln gestohlene Sonne dem Gotte zurückbringt und dafür die Macht über Donner und Blitz bekommt. Er ist der Schrecken des abergläubischen Volkes und wird durch allerlei Zaubermittel besänftigt.

Die Geister, die dem Volksglauben nach die verschiedenen Naturerscheinungen des Himmels beherrschen, bilden eine ganze Schule und sind unter dem Namen Solomonarii bekannt. Die Solomonariis wohnen in den Wolken, steigen aber auch zur Erde nieder und erscheinen dem Landvolke in Bettelkleidern. Den Ort, wo sie gute Almosen bekommen, lassen sie ungeschoren, doch rächen sie sich an denen, welche ihnen kein Almosen geben, und verwüsten die Umgebung des Dorfes. In ihrem Dienste stehen die Belauer (Drachen), die sie bei Gewittern auf dem Himmel herumjagen.

Ein anziehendes mythisches Wesen ist die Ruzsuliera (Tate dalbe), die Rosenkönigin, welche den Blumen den Duft, dem Himmel die Bläue und dem Walde die grüne Farbe verleiht. Sie wohnt in dem Himmel und wird von einer lahmen Biene bedient.

Eine merkwürdige Kraft wird den Schlangen zugeschrieben, indem man glaubt, daß sie die Perlen und Edelsteine verfertigen. Bei einem Felsen versammeln sich die Schlangen und indem sie sich ineinander verschlingen, bilden sie den Edelstein. Wenn der Mensch bei so einer Gelegenheit zwischen sie schießt, so lassen sie den Edelstein dort liegen, sonst führen sie ihn mit sich in den Stein. Wenn man aber sie mit einem Stocke stört, so verschlingen sie den Störer.

Sagenhafte Wesen sind noch der heilige Sonntag und Freitag, ersterer den Menschen wohlwollend, letzterer den Menschen in allen Geschäften mißgünstig. Der schwarze, rote und weiße König spielt auch eine große Rolle in den

Digitized by Google

Märchen, und sind eigentlich oft nachzuweisende Permutationen historischer Personen.

Ruzsan ist der Geist des Feuers und wird als rachsüchtig und bösmeinend geschildert. Er wird auch in den Märchen personifiziert und ihm die Rolle des Friedensstörers zugeteilt.

In der Volkspoesie dieses Volkes spielen die Pferde eine bei anderen Völkern nicht nachweisbare Rolle. Das Pferd ist der stabile Begleiter der Helden. Die Pferde der Sage sind riesengroß, werden mit neun Sätteln gesattelt und sind der Sprache mächtig; sie sind die guten Geister ihrer Herren und stehen diesen mit Rat und That bei. Wie ich schon erwähnt habe, kommen die 7. und 3. Pferde als Attribute der Sonne vor; doch reist der Wanderer oft mit einem roten, einem schwarzen und einem grauen Rosse, d. h. mit dem Tag, der Nacht und dem Morgengrauen. Dies ist eine merkwürdige Animalisierung (ad analog.: Personifizierung) der Tageszeiten, die in der Perzeption des Fortschreitens ihren Ursprung zu haben scheint.

Doch finden wir im allgemeinen, daß die Auffassung dieses Volkes an Personifizierungen sehr reich ist. So spricht der Rabe mit dem Helden Gruja, ja er hilft ihm sogar, sich zu befreien. Der Kukuk ist auch der Sprache mächtig und ein guter Freund und Ratgeber der Verliebten.

Wie aus Obigem ersichtlich, sind mehrere Gestalten der rumänischen Mythen in den ihnen aufgebürdeten Eigenschaften auffallend ähnlich. So die Varcolaçii und der Nosferat wie die Stigoie (Hexe), die das Blutaussaugen gemein haben. So fließen ineinander die Gestalten des Dracu und des Zmeu; mit einem Worte, das Volk vermischt die Auffassungen. Meiner Ansicht nach deutet dies auf eine nicht unabhängige mythologische Bildung. Dies Volk hat seine mythischen Gestalten von Fall zu Fall von den mit ihnen in Berührung stehenden Völkern assimiliert. Die mythische Bildung beeinflußte am mächtigsten das slawische Element, welches, wie es scheint, die ganze Volksseele dieses Volkes beherrscht.

Am merkwürdigsten ist es aber, daß das Volk, das ja einzelne, ja bedeutende Forscher als kontinuierlich von den Römern abstammend auffassen, in seinem Glauben in seinen Auffassungen der Dinge, der Natur und in der Bildung phantastischer und sagenhafter Wesen fast gar nichts Römisches beibehielt, obwohl ja diese ihre Abstammung sich wenigstens in ein paar Zügen äußern würde, wenn von einer kontinuierlichen Weiterbildung im römischen Geiste die Rede sein könnte. Doch führt uns auch die Beschaffenheit dieser Elemente, sowie die Beschaffenheit der Sprache der Rumänen auf den Balkan zurück, wo dieses Volk im Schooße mannigfaltiger Elemente, vom römischen, d. h. italienischen, Elemente beeinflußt, aber doch selbständig sich bildete und später im 15.—16. Jahrhundert nach Siebenbürgen einwanderte.

---

## Der Kaukasus.

Herr Douglas W. Freshfield, einer der Sekretäre der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London, schreibt in den „Verhandlungen" derselben:

Ich bin soeben von meiner zweiten Reise in den Kaukasus zurückgekehrt. Sie wurde unternommen auf die Einladung des Herrn v. Déchy in Budapest, eines korrespondierenden Ehrenmitglieds der Königl. Geographischen Gesellschaft, welcher in den drei vorhergehenden Jahren den Kaukasus besucht und auf seiner ersten Reise den Elbrus und Adai Tschotsch erstiegen hatte. Er war so freundlich, die Zelte, verschiedene Lebensmittel, Instrumente 2c. für die gemeinschaftliche Expedition zu besorgen, und ich konnte vermöge seiner Kenntnis der russischen Sprache auch der Dienste eines Dolmetschers entbehren. Ebenso hatte ich bei mir meinen alten Begleiter und Führer François Dévouassoud aus Chamouniz, nebst dessen Bruder und Neffen.

Wir brachen am 22. Juli von Naltschik, auf der Nordseite der Bergkette, auf und zogen von Urusbieh aus über einen selten benützten Gletscherpaß von mehr als 12,500 F. Höhe, den Adyr-su, hinüber nach Mestia in Swanetien. Von Betscho, in diesem Thale, aus erstiegen ich und zwei meiner Führer einen Ausläufer des Aschba (ungefähr 12,500 F.) und untersuchten genau die mächtigen Zwillingstürme dieses glorreichen Berges, welche sich noch weitere 4000 F. in gewaltigen, an Lawinenstürzen reichen Klippen über uns erhoben. Am 6. August erstieg ich mit drei Führern die große, von ganz Swanetien aus sichtbare Schneepyramide, welche bei den Eingeborenen und Russen den Namen Tetnuld führt. Die Ersteigung kostete uns einen Marsch von 13 Stunden von einem Biwak aus, das in einer Meereshöhe von 9000 F. gelegen ist. Die Kälte war zwar nicht streng und keiner von uns allen litt außer einem der Führer, welcher infolge eines schlecht sitzenden Stiefels den Fuß stark erfror. Die Aussichten, besonders bei Sonnenaufgang und vom Gipfel aus, waren klar und glorreich. Die Lage des Tetnuld, des einzigen von den hohen Gipfeln, welcher aus einem kurzen südlichen Ausläufer von der kaukasischen Wasserscheide aufragt, ist besonders günstig.

Als wir hinanstiegen, erhoben sich die ungeheuren weißen Kurven des Elbrus immer höher und höher über die Felsengipfel der Hauptkette. So beherrscht, aus einiger Entfernung gesehen, Brunelleschi's Dom die Campanili von Florenz oder die Kuppel der St. Paulskirche die Kirchtürme der City von London. Zu unseren Füßen lagen die Niederungen von Mingrelien und die Höhlung des Schwarzen Meeres, und dem südlichen Horizont entlang dehnten sich die noch mit Schnee gestreiften Gebirge von Armenien und Kleinasien aus. Eine einzelne Beobachtung ergab eine Höhe von 16,700 F. rheinl. Der Gipfel im Norden, welcher im vorigen Jahre von Herrn Dent und Herrn Donkin, dem Präsidenten und dem Sekretär

Digitized by Google

des britischen Alpenklubs, erstiegen und von ihnen auf 16,550 F. geschätzt worden war, erschien mir derzeit als um 100—150 F. niedriger als der Tetnuld. Dicht dabei waren vier noch höhere Gipfel: Schkara und Djanga auf der Wasserscheide (ihre Höhe berechne ich einstweilen schätzungsweise auf 17,200 und 16,900 F.) und der Koschtantau mit 17,096 und der Dychtau mit 16,925 F. auf den russischen Karten eingetragen, auf einem nördlichen Ausläufer.

Am folgenden Tage holte ich Herrn v. Déchy ein und überstieg mit ihm einen lange unbenützten Paß (13,600 Fuß) über den Zanner-Gletscher nach dem Urbanthale. Die Menge von Schnee und Eis auf diesen Pässen übersteigt weit diejenige auf irgend einem Paß über die Wasserscheide der Alpen. Wir verbrachten auf beiden Uebergängen der Kette die ganze Zeit von Sonnenauf- bis zum Sonnenuntergang auf den Gletschern. Der Aletsch-Gletscher allein kann sich mit diesen ungeheuren Eisfeldern vergleichen, allein die Gipfel, welche über jenen aufragen, sind nur Schneehaufen im Vergleich zu den Felsenpyramiden und Zinnen der Zentralgruppe des Kaukasus.

Von Bezingi aus besuchten Herr v. Déchy und ich miteinander die Gletscher nördlich vom Dychtau, und ich erstieg mit François Dévouassoud und seinem Neffen einen Gipfel nördlich vom Mischirghi-Gletscher und von mehr als 15,200 F. Höhe, von wo aus sich vor uns ein edles, majestätisches und vom Gesichtspunkte eines Topographen aus höchst lehrreiches Panorama der Nordflanke der Gebirgskette ausbreitete.

Am 14. August kehrte Herr v. Déchy von Naltschik aus nach Odessa zurück, während ich nach Tiflis und Kutais hinüberreiste, um den dienstuntauglich gewordenen Führer nach Hause zu schicken und mir einen Dolmetscher zu verschaffen, was mir glücklicherweise an letzterem Orte gelang. Ich kehrte dann bei wolkenlosem Wetter über den wohlbekannten Latpari-Paß nach Swanetien zurück, untersuchte genau die südlichen Gletscher der großen Zentralkette, wanderte dann durch Wälder und riesigen Blumenflor des Zenes Skali hinüber nach Gebi und erstieg von da den panoramischen Gipfel Schoda, 11,128 rheinl. F. hoch. Diesen Teil des Landes hatte ich im Jahre 1868 nur bei schlechtem Wetter gesehen. Die Gletscher- und Waldscenerie ist in vielen Teilen prächtig. Man vermöchte sich kaum eine erhabenere und phantastischere Landschaft zu denken, als diejenige von Uschkul, der höchsten Gemeinde von Swanetien, wenn hinter seinen fünfzig Türmen und zwei schwarzen Burgen der eisige gefrorene Rücken des Schkara 10,000 F. hoch sich von einem unbewölkten Himmel abhebt. Die fünf Zacken desselben gewaltigen Berges, welche sich aus dem Thale des Scena oder der westlichen Quelle des Zenes Skali erheben, gemahnen an eine der großartigsten Ansichten der Alpen, an diejenige des Monte Rosa von dem Anzasca-Thale aus, und man sieht sie über Urwälder und ein Feld blumenreichen Grases hin, welcher hoch genug ist, um ein beladenes Packpferd zu verbergen.

Die Schneemasse, welche dieses Jahr auf den Gletschern und den Felsengipfeln lag, war ganz abnorm. Die ältesten Einwohner versicherten, nie etwas ähnliches gesehen haben, und noch zuverlässigere Sachkenner, wie Dr. v. Radde und Mr. Peacock, der britische Vizekonsul zu Batum, versicherten mich, daß der letzte Winter zwei Monate länger gedauert habe als gewöhnlich. Dieser außerordentliche Schneefall, der meinem Führer zugestoßene Unfall und der Mangel an einem gleich begeisterten Gefährten auf meinen Kletterpartien, hinderte mich bis zu einem gewissen Maße an der Verwirklichung meiner Bergbesteigungspläne. Ich glaube, in gewöhnlichen Sommern sind alle die großen Gipfel ersteigbar, wenn auch manche derselben sich als sehr schwierig erweisen und alle Fähigkeiten erfahrener Bergsteiger zu ihrer Ueberwindung erfordern werden.

Herr v. Déchy bereicherte während der drei Wochen, welche wir miteinander im Gebirge zubrachten, seine schon sehr große Sammlung um etliche und achtzig neue Platten mit Landschaften und Volksscenen und um einige Höhenmessungen. Ich habe eine Menge roher Skizzen und topographischer Notizen angesammelt, welche mich in den Stand setzen werden, mit annähernder Genauigkeit die räumlichen Verhältnisse und Beziehungen der Gletscher und hauptsächlichsten Gipfel der großen Zentralgruppe des Kaukasus zu skizzieren, welche mindestens sechs Gipfel enthält die höher sind als der Kasbek und nur dem Elbrus nachstehen. Von vier derselben hat der russische Generalstab leider bis jetzt noch keine Messungen veröffentlicht. Der von mir in meinen Schriften und von Herrn Grovo genannte Koschtantau erweist sich als der Schkara der russischen Karte und ist wahrscheinlich der zweithöchste Gipfel in der ganzen Kette. Mein „unbekannter Gipfel", Herrn Dent's Guluku, ist der Koschtantau der russischen Karte. Die Gletscher der Zentralgruppe auf beiden Seiten der Kette fangen, nach einer Periode des Rückgangs, wieder an vorzurücken, und gleichen darin denjenigen der westlichen Alpen.

Weitere Einzelheiten muß ich für eine künftige Gelegenheit vorbehalten; allein ich will ohne Zeitverlust eine Nachricht korrigieren, welche während meiner Abwesenheit in die Presse gelangt ist, nämlich daß mein Reisegefährte und ich infolge einer Beraubung unseres Lagers in Swanetien, des Verlusts unseres Gepäckes und des Zerbrechens unserer Instrumente gezwungen worden seien, einen beabsichtigten Besuch im Daghestan aufzugeben.

Es ist vollkommen wahr, daß unter dem Schutz einer dunklen regnerischen Nacht ein Dieb aus dem Dorfe Adisch einen Revolver, einige Steigeisen, ein halbes Schaf und einen kleinen Mantelsack stahl, welcher einen Anzug des Herrn v. Déchy zum Wechseln enthielt. Dieser Verlust seiner Berggarderobe war natürlich für meinen Reisegefährten unangenehm und unbehaglich; allein ich war

Digitized by Google

glücklicherweise in der Lage, seiner dringendsten Not abzuhelfen, denn in Naltschick hatten wir eine Gepäckreserve und Tiflis ist eine reich mit Läden versehene Stadt. Der Verlust störte faktisch unsere Reisepläne in keiner Weise und wir waren schon auf dem Punkt, nach dem östlichen Kaukasus aufzubrechen, als Herr v. Déchy, wie er mir mitteilte, Nachrichten von Hause erhielt, welche seine Rückkehr wünschenswert machten. Ich gieng nun auf den Rat des Dr. v. Radde lieber nach der Südseite des mittleren Kaukasus als nach Basardjusi. Ich war so glücklich gewesen, Herrn v. Radde in Tiflis zu treffen und er stellte mit seiner gewöhnlichen Güte seine ganze unerreichte Kenntnis des Kaukasus rücksichtlos zu meiner Verfügung.

Die Folge unserer „Beraubung", welche Herr v. Déchy nicht mehr erfuhr, weil er das Land zuvor verlassen hatte, muß noch erzählt werden. Als der Pristaw (Beamte) von Betscho, in Swanetien, die Anzeige von unserem Verlust erhielt, kam er mit der ihm zur Verfügung stehenden kleinen Abteilung Kosaken das Thal heraufgeritten, ließ 15 Familienhäupter des benachbarten Dorfes Adisch zu sich entbieten und erklärte ihnen, daß er sie als Geiseln behalten werden, bis die gestohlenen Gegenstände zurückgegeben sein würden. Da es gerade in der Höhe der Heuernte war, so erwies sich diese Maßregel als sehr wohl berechnet und schließlich erfolgreich. Die gestohlenen Güter, oder wenigstens der größere Teil derselben, wurden wieder herbeigeschafft.

Ich habe über diesen kleinen und rasch bestraften Diebstahl einige Einzelheiten gegeben, weil der anfänglich verbreitete übertriebene Bericht wahrscheinlich oder wirklich die unliebsame Wirkung hatte, vollständig falsche Ansichten und Eindrücke über die Schwierigkeit oder sogar Gefahr des Reisens im mittleren Kaukasus zu verbreiten. Es wäre ein Unglück, wenn intelligente Reisende sich von einem Lande abschrecken lassen würden, welches nach meinem Dafürhalten in hohem Grade verdienen würde, von der besseren Klasse der Ferienreisenden und Alpentouristen besucht zu werden. Zwei Gesellschaften ausländischer Reisender, jede mit einem Alpenführer, waren in Swanetien, als ich es verließ. Ich wanderte ungefähr fünf Wochen lang unbewaffnet und oft allein und bei Nacht in vollkommener Sicherheit auf beiden Seiten der Zentralkette herum und begegnete nur freundlicher Begrüßung und zuweilen herzlichen Händedrücken von Seiten aller Bekannten von vor 19 Jahren her. Ich fand, mit oder ohne Papiere von Seiten der Regierung, wenig Schwierigkeit, mir Lebensmittel, Pferde oder Träger zu verschaffen. Aufenthalt und Verzögerung gibt es natürlich auch hier, wie in allen Ländern, wo die Zeit keinen Wert hat, und Geplauder vertritt die Stelle des Zeitungslesens als tägliche Beschäftigung. Ist man aber einmal unterwegs, so bewähren sich die Einheimischen in der Regel als gute Reisende. Alisch, der Schauplatz unseres vereinzelten unangenehmen Abenteuers, ist ein entlegener Weiler, dessen Einwohner früher wegen ihrer Wildheit berüchtigt waren, und genau der Ort, wo ein Rückfall in die alten Gewohnheiten zu erwarten war.

Die obigen Bemerkungen beziehen sich natürlich nur auf den Bezirk, welchen ich kürzlich besucht habe, den interessantesten für Gebirgsfreunde und -Kenner. Ich spreche durchaus nicht vom ganzen Kaukasus im allgemeinen, welcher als politischer Ausdruck sich mit jeder russischen Annexion erweitert und Grenzbezirke umfaßt, welche von Zeit zu Zeit unsicher werden mögen.

Ich darf noch beifügen, daß ich und die Alpenführer in der zweiten Hälfte des Augusts zweimal und bei ausnahmsweiser Hitze die südlichen Thäler passierten, ohne vom Fieber oder irgend einem Unwohlsein zu leiden, und daß gegenwärtig ein geringes Wagnis damit verbunden zu sein scheint, daß man sich in Batum einschiffe oder lande, da das Klima daselbst durch die Ausdehnung der Stadt und die Erbauung großer Docks sich bedeutend verbessert hat.

Die Vollendung einer Eisenbahn nach Noworossisk, welches als Hafen zu jeder Jahreszeit zugänglich ist und daher alle Aussicht hat, Taganrog zu ersetzen, wird nächstes Jahr eine neue Straße nach dem Kaukasus eröffnen, welche von England und Deutschland aus in acht bis zehn Tagen über Kiew, Charkow, Rostow, Odessa und Batum oder mit dem Orientexpreßzuge und die südlichen Küsten des Schwarzen Meeres erreicht werden kann.

---

## Die Nomaden im persischen Hochland.

Von Dr. Gustav Weisbrodt.

Es ist nicht lange her, daß Dr. Otto Stapf, in erster Linie botanische Ziele verfolgend, Persien durchwanderte und durchforschte. Wir wollen hier nicht die bedeutenden Resultate auch nur skizzieren, die seine Forschungsreise für die Botanik im Gefolge hatte, aber der Reisende hat für alles, was seine Wege kreuzte, ein offenes und verständnisvolles Auge gehabt, und so ist er denn auch imstande gewesen, in einem in engeren Wiener Kreise gehaltenen Vortrage uns interessante Aufschlüsse über das Nomadenleben in Persien und speziell im persischen Hochland zu bieten.

Die Abhängigkeit des Menschen — wir geben im folgenden den wesentlichen Inhalt seines Vortrags wieder — von der Natur des Landes, das er bewohnt, tritt nirgends deutlicher zu Tage, als in den Steppen des Orients. Die Verteilung der Niederschläge und des Trinkwassers in den betreffenden Gebieten gibt den Schlüssel zu der Gliederung des Landes in Wüste, Weideland und Kulturland. Nur wo das Wasser nie ganz versiegt, können sich feste Ansiedlungen bilden; wo es blos vorübergehend den Boden befruchtet, findet nur der Nomade die Bedingungen seiner Existenz; das übrige Land bleibt Wüste.



Digitized by Google

Alles das hat schon gewirkt, bevor es noch eine Geschichte gab; gewechselt haben nur, je nach den Bewohnern und den Herrschern, Umfang und Blüte des Kulturlandes sowie die Ausdehnung des Weidelandes, die Richtung, in welcher die Nomadenstämme wanderten, und diese Stämme selbst nach Nationalität, Sitte und Macht. Schon Herodot führte unter den zehn Stämmen der Persis vier Nomadenstämme auf. Als im 7. Jahrhundert die Araber Persien eroberten, wanderten auch arabische Nomadenhorden ein und sie haben sich teilweise bis auf den heutigen Tag erhalten. Sechs Jahrhunderte später überschwemmten unter Dschengis-Khan türkische und tatarische Stämme die iranischen Länder, und diese bilden gegenwärtig noch die Hauptmasse der persischen Nomaden; ob neben ihnen überhaupt noch rein persische Wanderstämme existieren, ist zweifelhaft. Jeder Stamm führte seinen eigenen Namen fort, aber schon früh, schon im 10. Jahrhundert, wurden sie zur Unterscheidung von der seßhaften Bevölkerung unter dem Gesamtnamen „Eschum" zusammengefaßt, und im südlichen Persien hat sich diese Bezeichnung bis heute erhalten, obgleich seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts der Name „Iliat" sich noch weiter verbreitet hat. „Iliat", von „Il" (der Stamm), heißt „die Stämme", und der Nomade selbst nennt sich so, mit einem gewissen Selbstbewußtsein sagt er „Iliat acae", d. h. ich bin ein Iliat. Auch für die beiden Hauptstationen der Wanderstämme, für das Winter- und für das Sommer-Quartier, haben sich schon frühzeitig gemeingebräuchliche Bezeichnungen gebildet. Im Süden heißt das Land, in welchem der Nomade sein Winterquartier aufschlägt, Hermsir, d. h. Warmland, das Land für das Sommerlager Saerhad; im Norden dagegen zieht der Nomade vom Kischlak, dem Winterplatz, auf die Jaila, die Sommerweide. Als Hermsir gelten die tiefgelegenen warmen Teile der Uferprovinzen am Persischen Golf, Arabistan, Fars und Laristan, und hier traf unser Reisender zuerst mit den Nomadenstämmen zusammen.

Nouruz, das auf die Tag- und Nachtgleiche fallende persische Neujahrsfest, war bereits vorüber. Das ist im allgemeinen die Zeit, zu welcher die Iliat ihr Winterlager abbrechen, und im Süden beeilt man sich damit um so mehr, als die Weide bereits zu vertrocknen beginnt. Im April und bis Ende Mai wimmeln die Thäler südlich von Schiras von wandernden Horden, die, bald in kleinen Trupps, bald in langen, fast endlosen Zügen auf den Karawanenstraßen oder auf kleinen Bergpfaden nordwärts steuern; oft brechen sie aus Schluchten heraus, die man für ganz unwegbar halten möchte, oft überschreiten sie Höhenrücken, auf denen noch kaum der Schnee geschmolzen. Die Wanderung geht aber nicht ohne Unterbrechung vorwärts. Tief unten im Süden, wo der Stamm den Winter zugebracht, beginnt schon die Steppe sich gelb und grau zu färben, oben in den Bergen ist es noch grün. Hier lockt an den wasserreichen Bächen, an den Seen und Sümpfen ein üppiger Rasen und köstliches Wasser zum Weilen und an den Gehängen der Berge treibt das Buschwerk; höher hinauf, wo der Schnee frisch geschmolzen, leuchten ganze Halden im maigrünen Schmuck riesiger Blattbüschel der großen Doldenpflanzen, dem persischen Schaf ein köstliches Futterkraut bietend. Der Nomade kann da nicht vorüber. Rasch sind die Zelte aufgeschlagen und nun bleibt der Trupp, so lange die Weide vorhält oder bis die immer weiter hinaufrückende Schneelinie auf den Hochgipfeln zum Aufbruch mahnt, um noch rechtzeitig sein „Saerhad" zu erreichen, und weiter geht es über Berg und Thal immer höher hinauf.

In der ersten Hälfte des Mai — erzählt unser Reisender — war in den Thälern von Kasrun alles voll von Nomaden. Am See von Kasrun lagerte eine große Horde mit vielen schönen Pferden und stattlichen Zelten; im Tang i Tschirkun, nahe der alten Sassanidenstadt Schagur, und nördlich davon im Thale von Nadrun weideten kleinere Abteilungen ihr Vieh und auf der Straße nach Schiras folgte Zug auf Zug. Bis Ende Mai hatte ich meine Station in Daescht-Aerdschin, einem Alpendorfe auf halbem Wege zwischen Kasrun und Schiras, und kaum ein einziger Tag verging, daß nicht Iliat durchzogen oder man nicht ihre Zelte am jenseitigen See-Ufer aufgeschlagen sah. In schmalem langem Zuge bewegten die einzelnen Trupps sich vorwärts, die Frauen und Kinder auf Maultieren und Eseln, die Männer und die kräftigeren Buben als Garde zu Fuß und mit langen Flinten bewaffnet oder als Treiber mit Stöcken die Schafe und Ziegen in Ordnung haltend. Hier waren Esel mit langen Zeltstangen, dort andere mit Päcken schwarzen Zelttuchs, wieder andere mit Zwerchsäcken, die allerlei Geräte bargen, beladen; mit lautem Rufe holten die Knaben die Tiere herbei, welche die Weide abseits gelockt. Ward hin und wieder ein Schaf oder eine Ziege lahm, so wurde das Tier in einen Zwerchsack gehangen oder auf den Rücken eines Maultieres gebracht, und so ging es weiter und weiter. War ein Tier gar zu schwach und elend, so fiel es hin und verendete in der sengenden Sonne, aber das geschah nur selten, denn der Iliat weiß, was es ihm wert, und lieber schleppte er es ein Stück weit, verband es und legte ihm Amulette auf das linke Bein. Den Sommer hindurch verbrachte ich in der Umgebung von Schiras und Persepolis. Niemals sah ich einen Iliat die Ebene von Schiras durchziehen oder dort sein Lager aufschlagen: offenbar wird das nicht geduldet. Dagegen stehen in der Ebene von Persepolis, im Merdäscht, den ganzen Sommer hindurch, entlang dem wasserreichen Bändemir, die schwarzen Zelte der Nomaden.

Der Autor gibt uns nun eine Schilderung des Lebens der Nomaden, und zwar, wie er es auf den hochgelegenen Ebenen von Asugas und Khoftar zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Hochsteppe, an deren nordwestlichem Ende Asugas liegt, ist ein mächtiges, zwei Tagereisen langes Hochthal von bedeutender Breite. Zu seinen Seiten ziehen sich waldlose Berggipfel hin, die Gipfel 10,000—12,000

Digitized by Google

Fuß hoch; von den steilen, grauen und von Schluchten zerrissenen Felsen senken sich meilenbreite Kieshalden in sanftem Gefälle gegen den Thalgrund, den der Fluß Kurr durchströmt; hie und da fließt ihm von den Bergen ein Bach zu, der die Kieshalden mit krystallhellem Wasser durcheilt, aber, noch bevor er den Kurr erreicht, versumpft ist. Ueber die große Fläche sind nur wenige Ortschaften verteilt; ein Teil derselben steht, wie kleine Festungen anzuschauen, auf künstlich aufgeworfenen Hügeln, andere sind rings von Mauern umschlossen, über welche nur die Kronen der Pappeln oder Platanen hervorragen. Ackerland gibt es auf der weiten Fläche nur verschwindend wenig, alles ist Steppe oder, längs des Flusses, feuchtes Sumpfland von eigentümlichem Charakter. Im Hochsommer ist die Färbung überaus einförmig: die Berge kleiden sich in das natürliche Kolorit ihres Gesteins, eines bald helleren, bald dunkleren harten Kalks; auf den Kieshalden ist das frische und zarte Gras- und Kräuterwerk, das im Frühjahr die Grund-Vegetation bildet und sich dann mit zahllosen glänzenden Blumen schmückt, längst verdorrt; Millionen kleiner, fahlfarbiger Stauden sind dazwischen aufgewachsen und stehen nun allein in später Blüte; Stengel und Blätter der einen sind mehr braungrün, der anderen mehr grau, wieder anderer mehr seegrün, so daß die Kieshalde, weil die gleichartigen Pflanzen sich gern zusammenstellen, in feinen matten Farben wechselt. Grell ab sticht davon das sattgrüne Band, das längs des Flusses sich hinzieht, bald schmal, bald mächtig sich ausbreitend, je nachdem das Wasser tiefer in den Boden einschneidet oder die Ufer sich mehr oder weniger in der Umgebung verlieren und Bäche oder Quellen zufließen. Aber über dem allem wölbt sich Tag um Tag ein immer heiterer Himmel. Der Morgen und der Abend bringen köstliche Kühle, um Mittag aber glüht, trotz der hohen Lage, die Sonne brennend herab und dann entstehen eigentümliche lokale Luftströmungen, kleine Wirbelwinde, die Sand, Staub, Blätter, oft ganze Stauden vom Boden reißen, zu Säulen aufwirbeln und bald langsam, bald schnell über die Steppe tragen; bisweilen eilt ein Rudel Gazellen über den großen Grund zur Tränke, am Wasser schreiten und schreien allerlei Wasservögel, Störche, Reiher ꝛc. Sonst aber ist es still und einsam im ganzen weiten Hochthal und nur längs des Flusses stehen lange Reihen, oft Doppelreihen schwarzer Zelte, die Lager der Iliat. Um sie herum grasen, von Männern und Knaben mit großen zottigen Hunden bewacht, ihre Tiere: Pferde, Maultiere, Esel, Schafe und Ziegen, Kühe seltener .... Wie im Hochthal von Asugas sieht es auch weiter nördlich bei Khoftar aus, nur daß hier das Thal noch breiter, der Bergkamm noch höher und, da sich hier das Wasser zu einem langen seichten See aufstaut, der sumpfige Wiesenboden noch ausgedehnter ist. Jahr für Jahr kommen, oft aus weiter Ferne — aus dem Südosten am Persischen Golf, aus Arabistan ꝛc. — dieselben Stämme dahin.

Die Iliat gehorchen ihren Häuptlingen, Khan genannt; große Stämme, wie die Katschkai, welche in den Hochthälern von Kuh Padinah ihr Sommerlager haben, gehorchen einem Ilchane, der dann über Tausende von Nomaden herrscht. Ihr Abhängigkeitsverhältnis von der Regierung in Teheran, resp. von den Statthaltern der Provinzen, ist ein sehr lockeres. Durch ihre Häuptlinge zahlen sie Steuern an den Schah und leisten ihm Heeresfolge, im übrigen aber sind sie meistens sehr selbständig. Ein Geleitsbrief beispielsweise vom Statthalter von Schiras wurde mit unverhohlener Mißachtung — „Wir sind nicht seine Leute“ — beiseite gelegt.

Die Zelte, fast durchgehends schwarz, sind regelmäßig in Reihen und Gassen aufgeschlagen, doch stehen sie bisweilen auch in regellosen Gruppen. Das Tuch der Zelte ist aus grober Ziegenhaarwolle gewebt, oft so locker, daß jeder Regen — aber im Sommer regnet es eben nicht — durchschlagen muß. Bei den einfachsten Zelten wird das Zelttuch über 4—6 vertikal gesteckte Stangen, über deren 2 wieder 4—5 horizontal gelegt sind, ausgespannt. Das Zelt erhält dadurch die Form eines Parallelepipeds. Die kleinsten Zelte sind kaum 1.5 m. hoch, 2 m. breit und 3 m. lang, aber andere erreichen in Höhe, Breite und Länge das Doppelte, und das Zelt des Khans ist noch weit größer und mit Dächern in Giebelform überspannt, der Vorderteil baldachinartig weit hinaus ragend, so daß, da gleichzeitig die Vorderseite durch eine Schilfwand von 1 m. Höhe abgeschlossen ist, ein Vorraum entsteht. Es kommt auch vor, daß die eine Längenseite frei bleibt und dann bis zur halben Höhe von Schilfmatten gedeckt ist. Die ganz kleinen Zelte brauchen nicht besonders befestigt zu werden, aber bei den großen Zelten macht man die Stangen mit starken Seilen fest. Ausnahmsweise steht unter der Masse der schwarzen Zelte ein weißes Kegelzelt zur Beherbergung vornehmer Gäste.

Das Innere der Zelte richtet sich nach dem Wohlstand der Bewohner. In den Zelten der Aermeren ist ein grober dicker Filzteppich (naemaet) über den Boden gebreitet, in den Zelten der Reicheren findet man neben ihm noch andere Teppiche, oft von prachtvollen Mustern und von großem Wert, und hier sind denn auch vielfach die Wände damit behängt. Den Hintergrund füllen kleine buntbemalte Koffer oder Kisten, das Bettzeug und die nötigen Wirtschaftsgeräte. Kleinere Gegenstände werden auf Schnüre gereiht oder zwischen die Stangen und das Tuch der Zelte gesteckt. Für die Familie bleibt wenig Raum übrig: ist doch in diesem Klima der Himmel ihr Dach und kann sie doch die ganze Steppe als ihr Haus betrachten und dient doch das Zelt wesentlich nur als ein Zufluchtsort für die Nacht und für die heißeste Zeit des Tages, als ein Obdach für die Kranken und die kleinsten Kinder, sowie als Aufbewahrungsort für das Eigentum der Familie, soweit es nicht in Vieh besteht. Deshalb kocht das Weib des Nomaden draußen im Freien vor dem

Digitized by Google

Zelt, dort mahlt sie ihr Getreide, backt sie ihr Brot und spinnt sie ihre Wolle. Der Mann beschützt das Lager, hütet das Vieh, reitet die Pferde zu, düngt den Acker, wo ein solcher vorhanden, und jagt in den Bergen. In größeren Lagern gibt es auch einen oder den anderen, welcher ein Handwerk treibt, der ein Schmied ist oder die Filze für die Filzteppiche oder die Kopfbedeckung (die Kullah) anfertigt. Das Vieh setzt sich, wie schon angeführt, aus Pferden (immer schon ein Zeichen der Wohlhabenheit), aus Maultieren, Eseln, Ziegen und Schafen zusammen; die Schafe, durchweg tatarische, mit mächtigen Fettschwänzen, erreichen oft eine bedeutende Größe und ihr Fleisch ist von vorzüglicher Güte; Kühe sind selten, im Süden meist Tiere von schönem, aber zartem Körperbau, mit kleinem Kopf und einem Höcker auf dem Widerrist; Kameele kommen nur bei jenen Stämmen vor, die in den Salzsteppen wandern; Hühner fehlen in keinem Lager. Ackerbau treibt der Nomade — und das liegt eigentlich in dem Begriff Nomade — nur dann, wenn er mehrere Monate in seinem Sommerlager bleibt; gewöhnlich sind es kleine Felder, die er mit schnell reifenden Früchten, besonders mit Linsen und Kicher-Erbsen, bestellt; Aecker mit Gerste und Weizen sieht man selten. Die Jagd gilt entweder den Gazellen oder dem wilden Schaf oder dem Steinbock, der übrigens von dem Steinbock der Alpen etwas abweicht.

Den Hauptbestandteil seiner Nahrung liefert dem Nomaden das Vieh, insbesondere das Schaf; Reis und Weizen muß er sich durch Tausch gegen sein Brot und seine Hülsenfrüchte in den Dörfern erwerben. Geschlachtet wird das Schaf nur in größeren Lagern und liefert dann köstliche Braten; häufiger genießt man das zarte Fleisch junger Lämmer. Am wichtigsten aber ist die Milch, sowohl der Schafe als der Ziegen: sie wird entweder frisch genossen oder, und das ist weit häufiger, in geronnener Form als „mart“ oder als „dugh“, beides durch Zusatz von Cichorienblättern erzeugt und von ungemein erfrischender Wirkung. Auch wird Butter daraus gemacht, magerer Käse (poanir) und Kugelkäse (keschk), die man in Suppen verkocht. Zur Bereitung der Butter dienen den Frauen große Lederschläuche, die auf ein Gerüst von Stäben festgebunden und an einem Ende mittelst einer Schnur an einem Pfahl aufgehängt werden. Man füllt sie dann mit Milch, bindet sie zu und schwingt sie mit kräftigen Stößen hin und her. Das Brot ist dasselbe, wie man es in allen Dörfern findet, dünne, auf heißen Steinen gebackene Fladen. Der Reis wird zu Pillau verwendet, indem man ihn nach einer bestimmten Methode kocht und mit Fleisch, mit Bohnen ꝛc. versetzt.

Infolge der schweren Arbeit, der frühen Heiraten und der Rasse-Anlagen altern die Frauen außerordentlich früh und werden dann abschreckend häßlich. Die jungen Mädchen und Frauen unterscheiden sich von den Städterinnen gewöhnlich durch robustere Formen. Schöne Gesichter, nach europäischem Geschmack finden sich selten, meist sind sie zu voll und derb, dabei stark gerötet; sie werden übrigens unverhüllt auch dem Fremden gezeigt. Die Kleidung ist so ziemlich überall dieselbe, weite Beinkleider, so zusammenfallend, daß man sie für einen Rock halten könnte, meist von dunkler, mitunter aber auch von grellroter Farbe, dann über dem Oberkörper eine weite und kurze Jacke, um den Kopf endlich, mit einem Band, einem Ziegenhaarstrick oder mit zweien seiner Enden an ihm festgebunden, ein großes, entweder über den Rücken herabfallendes oder über die Schultern nach vorn geschlagenes Tuch. An der Jacke hängen häufig kleinere oder größere durchlöcherte Münzen, Ringe ꝛc.; bei einzelnen Stämmen kommt es auch vor, daß sie einen Nasenflügel durchbohren und Metallplättchen daran befestigen. Die Kinder laufen entweder nackt herum oder tragen kleine bunte Hemdchen. Die Wiege besteht aus einer Decke, die mit Schnüren an den vier Ecken aufgehängt und durch Stöße in schaukelnde Bewegung gebracht wird. Weit schöner als die Frauen sind die Männer, in der Regel schlanke, sehnige Gestalten mit schwarzem Haupt- und Barthaar und mit dunklen blitzenden Augen. Sie tragen, wie die Dorfbewohner, gewöhnlich weite, aufzusteckende Hosen, ein seitwärts zu schließendes Hemd und einen langen dunkleren oder helleren Rock, um die Mitte von einem Gürtel zusammengehalten, in welchem — die lange Flinte hängt über der Schulter — Pulverbüchse und Dolchmesser stecken. Die Kopfbedeckung ist eine Mütze (kullah) aus Filz, bald hochkugelig und in der hellbraunen Farbe des ungefärbten Filzes, bald hoch, fast zylindrisch, weiß, schwarz oder grün, gewöhnlich vorn eingedrückt, seltener kugelförmig und oben spitz. Die Schuhe (maleki) sind eine Art Pantoffeln, aus Schnüren gearbeitet, aber außerordentlich fest.

Vor der seßhaften Bevölkerung Persiens haben die Nomaden manches voraus: mit einem starken Unabhängigkeitsgefühl verbindet sich bei ihnen Treue (wenigstens gegen den eigenen Stamm) und persönlicher Mut, Eigenschaften, welche dem Bewohner der Städte und Dörfer fast ganz abhanden gekommen sind. Auch der Familiensinn ist stark entwickelt und mit ihm die Achtung vor der Stellung der Frau, was freilich nicht ausschließt, daß ihr die schwersten Lasten aufgebürdet werden. Ihre Gastfreundlichkeit ist sprichwörtlich und sie wird meist ohne Hintergedanken geübt. Wohl kennen und schätzen auch sie die Trinkgelder, den Backschisch oder Inaam, aber doch erlebt man es oft, daß der Khan eines kleinen und armen Iliat-Lagers das Dargebotene höflich-vornehm dankend ablehnt. Es steckt in diesen Nomaden viel natürliche Würde, die stark absticht von der gekünstelten und überfließenden Höflichkeit des Städters. Wohl scharen sie sich neugierigen Blickes um den fremden Europäer, aber wirklich lästig fallen sie ihm fast nie. Die Frauen sind überaus arbeitsam und ihre Treue und Sittsamkeit ist nie angezweifelt. Die Nomaden sind übrigens meist Sunniten, während die Städter und Dörfler Schiiten sind.

Digitized by Google

Der Aufbruch der Iliat in die Winterquartiere beginnt teilweise schon mit Ende des Hochsommers; andere Stämme zögern bis in den Herbst hinein. Maßgebend für die Zeit des Aufbruchs sind einerseits die Weide- und Wasserverhältnisse, andererseits die Länge des zurückzulegenden Weges. Manche dieser wandernden Züge sind von malerischem Reiz. „Wir sahen" — erzählt unser Autor — „einen solchen Zug schon von weitem, wie er am Fuße einer langen Bergkette über den wellenförmigen Boden heranzog. Voran giengen einige Männer, die Flinte über die Schulter gehängt, dann folgte auf einem großen Maultier, auf Decken und Teppichen weich gebettet, ein junges hübsches Weib mit frischen roten Wangen, vor sich auf dem Schooß ein kleines Kind. Hosen, Jacke und der lange Kopf-Shawl waren grellscharlachrot, ein weißes Tuch hielt den Shawl zusammen, an der Jacke hiengen kleine Münzen, das Kind trug ein ebenfalls rotes Hemdchen und eine rote flache Mütze. Hinter dieser Gruppe kamen, auf Maultieren oder Eseln, entweder ebenfalls auf Kissen ruhend oder nach Männerart rittlings sitzend, andere Weiber. Neben ihnen waren Becken, Kessel und Töpfe aufgeladen oder es waren an den Seiten die langen Zeltstangen befestigt; die jüngeren Weiber waren meist bunt, die älteren dunkel gekleidet, fast alle aber während des Marsches beschäftigt, entweder einen Säugling zu nähren oder die Spindel zu handhaben. Dann kamen schwer bepackte andere Tragtiere ohne Reiterinnen, höchstens daß sie noch einen Knaben oder kleine Mädchen mit aufgeladen hatten. Dazwischen trabten Schafe und Ziegen, gehütet und angetrieben von größeren Buben und alten Frauen, alle barfüßig, die Frauen nicht blos die Tiere hütend, sondern dabei auch spinnend, ihre Züge eine einzige Runzel, das graue Haar in Strähnen herabhängend". Manchmal bleiben übrigens, aus diesem oder jenem Grunde, einzelne Familien zurück. Dann taugen — denn sie sind nur für den Sommer berechnet — die Haar-Zelte nicht mehr, es werden aus Astwerk und Laub winzige Hütten gebaut und mit Lehm beworfen. Einen einzigen Winter hindurch hält so ein Obdach notdürftig aus.

Die Zahl der persischen Nomaden wird gegenwärtig auf 1 ½ Million Köpfe geschätzt, eine sicher nicht zu verachtende Masse, auch ohne ihre größere moralische Tüchtigkeit und ihre kriegerischen Neigungen und Tugenden. Es ist denn auch nicht das erste Mal, daß aus ihrer Mitte politische Umwälzungen hervorgegangen sind. Mehr als einmal haben sie Persien eine neue Dynastie gegeben, und gerade die gegenwärtig herrschende Dynastie der Kadscharen entstammt einem hervorragenden Tribus der turkomanischen Nomaden. Wer weiß, was wieder die nächste Zukunft bringt. Der älteste Sohn des Schah, der Zil es Sultan, der wegen der Unebenbürtigkeit seiner Mutter von der Thronfolge ausgeschlossen ist, hat schon lange Fühlung mit den einflußreichsten Stämmen der Iliat gesucht und gefunden und vielleicht sind sie nochmals berufen — wenn es nicht sehr zweifelhaft wäre, ob das Schicksal Persiens überhaupt noch in den Händen der Perser selbst ruhe — in die Geschicke des tiefgesunkenen Reiches bestimmend einzugreifen.

---

## Neues vom Niagara-Fall.

Seit etwa 10 Jahren hat in der Union der Gedanke, daß die Niagara-Fälle „gerettet" werden müßten, immer größere Popularität erlangt, und seit zwei Jahren ist diese Rettung gesichert; es ist erfreulich, daß auch das wissenschaftliche Interesse, das sich an jene Wasserstürze knüpft, dabei seine Rechnung fand. Englischen und amerikanischen Quellen, insbesondere einigen Aufsätzen der „Nature" entnehmen wir darüber das Folgende:

Im Jahre 1878 gieng eine Anregung vom damaligen Gouverneur von Canada, Lord Dufferin, an die Regierung des Staates New-York des Inhalts, daß die Provinz Ontario und der Staat New-York als Angrenzer der Fälle Sorge tragen sollten, die gesamte Erscheinung derselben zu erhalten, der immer mehr um sich greifenden Zerstörung des ursprünglichen Landschaftsbildes und insbesondere auch der Ausbeutung der Besucher durch die Bewohner von Niagara-Falls möglichst bald Einhalt zu thun. Bald darauf beantragte der Gouverneur des Staats New-York, Robinson, bei der Legislatur dieses Staats, die Angelegenheit zu verfolgen; die eingesetzte Kommission sollte sich zunächst über die folgenden Punkte äußern: 1. Wie weit hat der Privatlandbesitz in der unmittelbaren Umgebung der Niagara-Fälle öffentlichen Schaden gebracht durch Vernichtung des ursprünglichen Charakters der Landschaft? 2. Was ist weiter zu befürchten? 3. Ist die vorgeschlagene Staatshülfe erforderlich, um den Prozeß der Zerstörung aufzuhalten und die Erhaltung zu sichern?

Die Untersuchung ergab, daß die Zerstörung des ursprünglichen Landschaftsbildes rasch voranschritt: häßliche Gebäude, besonders Mühlen, traten an die Stelle der prächtigen Bäume, das schöne Stück Urwald, welches früher die Insel Goat Island zwischen Horse Shoe Falls und American Falls bedeckt hatte, war zum großen Teil vernichtet; jeder Punkt auf dem amerikanischen Ufer, der eine leidliche Aussicht auf irgend einen Teil der Fälle gewährte, wurde von dem Besitzer desselben eingefriedigt zum Zweck der Erhebung eines Eintrittsgeldes von Fremden. Zwei Mitglieder der Kommission, Gardiner und und Olmsted, arbeiteten einen Plan aus, nach welchem auf dem rechten Ufer die Gebäude auf einem Streifen von 30—250 m. Breite niedergelegt werden sollten; die auf dem Streifen zu pflanzenden Bäume würden bald die dahinter liegenden Häuser der Ortschaft Niagara Falls dem Anblick der Besucher entziehen. Die Mühlen von Bath Island sollten ebenfalls abgebrochen und jene kleine Insel (je etwa 150 m. lang und breit) sollte aufgeforstet



Digitized by Google

werden, um auf ihr allmählich wieder die schönen Bäume zu ziehen, mit welchen sie ehedem bedeckt war. Die Ausführung dieses Planes, welche natürlich nur mit Staatshülfe geschehen könnte, würde auch alle Punkte freilegen, welche einen vorteilhaften Blick auf die Fälle bieten. Der Antrag auf Ankauf, z. T. durch Zwangsenteignung, der erforderlichen Privatgrundstücke durch den Staat fand 1880 die Zustimmung der Legislatur des Staats New-York, wurde aber im Senat des Staates verworfen, obgleich eine große Zahl von Adressen aus allen Teilen der Union, ja der Welt, seine Annahme befürwortete.

Etwa zwei Jahre darauf, im Anfang des Jahres 1883 kam nun eine Vereinigung von angesehenen Männern als „Niagara Falls Association" unter dem Präsidium von Howard Potter von New-York zustande, welche sich zur Aufgabe machte, die Angelegenheit nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern nicht zu rasten, bis die Rettung der Fälle gelungen sei. Die zu erwerbenden Ländereien wurden vermessen und geschätzt, der gesamte Voranschlag blieb nicht viel unter $1\frac{1}{2}$ Mill. Dollars. Im Jahre 1885 gelang es der Gesellschaft, nach vielen Anstrengungen, die Billigung der Voranschläge bei den gesetzgebenden Körperschaften des Staates New-York durchzusetzen, und es wurde nun, nach sechsjährigen Bemühungen, durch Gesetz erklärt, daß die unmittelbare Umgebung der Fälle auf dem amerikanischen Ufer innerhalb bestimmter Grenzen in das Eigentum des Staats New-York übergehen werde. Die ganze Landschaft soll in ihrem ursprünglichen Zustand wiederhergestellt und erhalten werden und jeder Teil dieses öffentlichen Eigentums soll für immer allen Besuchern ohne weiteres zugänglich sein.

Bekanntlich hat die Union durch Schaffung mehrerer „National-Parks" ihre größten Naturwunder und Landschaftsbilder dem Privatbesitz und der Privatspekulation entzogen, so die heißen Springquellen am oberen Yellowstone und die merkwürdigen Felsbildungen und Baumriesen des Yosemite-Thals; das freie Gebiet um den Niagara ist ausdrücklich zum „International-Park" bestimmt und damit ist Amerika's mächtigster Wassersturz für alle Zeit frei für die Welt.

Es ist dadurch keineswegs der Plan aufgegeben, einen Teil der ungeheuren Arbeit, welche die Niagara-Fälle vorstellen, nutzbar zu machen; ein verhältnismäßig geringer Aderlaß, welcher an den Fällen nicht zu bemerken wäre, würde schon Tausende von Pferdekräften liefern und in der That scheint das bereits seit einer Reihe von Jahren erörterte Projekt jetzt der Ausführung näher gerückt. Man will einen Tunnel von mächtiger Lichtöffnung und bedeutendem Gefäll anlegen, der, von einem Punkte ziemlich weit oberhalb der Fälle ausgehend, einen Teil des Wassers in sich aufzunehmen hätte; diese Wasser würden, nachdem sie zum Betrieb von Dynamo-Maschinen gedient hätten, unterhalb der Fälle dem Strom an der Wand der von ihm gegrabenen Felsenspalte wieder zugeführt werden. Von den Maschinen aus würde dann die Arbeit elektrisch nach entfernten Orten, insbesondere nach New-York, übertragen.

Der geschaffene „International-Park" umfaßt zunächst einen schmalen Streifen des rechten Ufers. Die Grenzlinie beginnt etwa 1700 m. oberhalb der Fälle, folgt dem River Street und Kanal Street in Niagara Falls und wendet sich unterhalb der Fälle, ungefähr 40 m. aufwärts von der großen Hängebrücke, gegen die Strommitte; von hier aus folgt sie dem Stromstrich aufwärts bis zu dem zuerst genannten Punkte, durchschneidet also die Horse Shoe Falls. Das freie Gebiet enthält so die sämtlichen Inseln am Rande der Fälle, vor allem Goat Island (etwa 850 m. lang, bei einer größten Breite von 550 m.), das durch eine über das kleinere Bath Island führende Brücke von den Häusern von Niagara Falls aus erreicht werden kann, dann die vier kleineren Sister Islands links von Goat Island, von dem letzteren aus ebenfalls durch Brücken zugänglich gemacht, endlich die Inseln zwischen Bath Island und den American Falls: Bird Island, Robinson's Island, Luna Island und einige kleinere.

Die „Association", deren Anstrengungen die Erhaltung der Fälle zu verdanken ist, hat noch eine andere Aufgabe von großer Wichtigkeit zu der ihrigen gemacht, nämlich die genauere Ueberwachung der Fälle in Beziehung auf das Stromaufwärtswandern der Fallkante; sie hat im August 1886 eine neue genaue Aufnahme der Fälle beschlossen, welche insbesondere darauf Bedacht nehmen soll, von festen Punkten aus die leichte und sichere trigonometrische Feststellung des ganzen Verlaufs der Fallkante zu ermöglichen. Bis jetzt war es wegen der ungenügenden Genauigkeit der Aufnahmen immer noch nicht möglich, die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Niagara-Fälle als eines geologischen Zeitmessers zweifellos festzustellen; für die Zukunft wird die Chronologie der vom Niagara gegrabenen Schlucht genau ermittelt werden. Seit einem halben Jahrhundert hat man versucht, aus den Messungen an den Fällen einen Wert für die (minimale) Zeitdauer der Alluvialperiode herzuleiten und damit wenigstens für den jüngsten Abschnitt der Erdgeschichte die relativen Zeit- und Altersbestimmungen, mit welchen sich die Geologie sonst begnügen muß, durch absolute Zeitschätzungen zu ersetzen. Bakewell gab zuerst im Jahre 1830 als Mittelzahl des jährlichen Zurückweichens der Fallkante 0.9 m. an, Lyell wollte 1841 nach eigenen Beobachtungen nur 0.3 m. annehmen; da die Fallhöhe am Anfang der Arbeit des Flusses, an den „Heights" gegen den Ontario-See hin, ungefähr dieselbe war wie jetzt, da ferner die beiden verschiedenartigen Gesteinsschichten, deren Uebereinanderlagern das rasche Zurückweichen der Fälle bedingt, längs der ganzen Schlucht zwischen den Heights und den heutigen Fällen ziemlich gleiche Beschaffenheit zeigen, so mußte zur Schätzung der Arbeitszeit des

Digitized by Google

Flusses nur noch die Annahme annähernd konstanter Wassermengen desselben gemacht werden. Die Schlucht ist etwa 10½ Km. lang und Lyell erhielt demnach für die gesuchte Zeit 35,000 Jahre. Wesson hat unlängst die Aufnahmen des New York Geological Survey (1842) mit denen des Lake Survey (1875) und mit den im Auftrage der New-Yorker Vereinigung im Sommer und Herbst 1883 ausgeführten Messungen zusammengestellt. Die folgenden Resultate geben das mittlere Zurückweichen der im Hauptfall jetzt bekanntlich flußabwärts stark konkaven Fallkante, d. h. die Zahlen, welche man erhält, wenn man das bald größere (Strommitte), bald kleinere (Ufer-) Zurückweichen sich gleichmäßig verteilt denkt auf die ganze Länge der Sturzkante, soweit an letzterer überhaupt in den angegebenen Perioden eine Veränderung zu konstatieren war.

**1. Horse Shoe Fall.**

| Periode. | Mittl. Zurückw. der Fallkante. | Mittl. jährl. Zurckw. d. Fallk. |
|---|---|---|
| 1842—1875 | 36 m. | 0.75 m. |
| 1875—1883 | 41 m. | 2.3 m. |
| 1842—1883 | 77 m. | 0.84 m. |

**2. American Falls.**

| | | |
|---|---|---|
| 1842—1883 | 11.4 m. | 0.25 m. |

Wie bemerkt, sind die obigen Zahlen Mitteweite für die ganze Länge der Fallkante; im American Fall ist das Abbröckeln der Kante ziemlich gleichmäßig auf der ganzen Länge derselben, im Horse Shoe Fall ist aber der Zurückgang in der Mitte viel bedeutender als der obige Durchschnitt. Nach Wesson betrug hier der durchschnittliche jährliche Maximalrückschritt in der ersten dreiunddreißigjährigen Periode 1.1 m., in der zweiten achtjährigen 5.0 m., in der ganzen einundvierzigjährigen 1.9 m.

Vor nicht sehr langer Zeit waren die beiden Fälle, aus welchen jetzt der Niagara besteht, in einem einzigen Sturz vereinigt, dessen Kante etwa dieselbe Länge hatte, wie der heutige Horse Shoe Fall sie allein besitzt. Addiert man oben die mittleren Jahreszahlen für beide Fälle, so zeigt sich, daß das jährliche Zurückweichen einer gleichmäßig angegriffenen Fallkante von der Länge der jetzt im Horse Shoe Fall vorhandenen, etwa 1.1 m. beträgt. Dies würde also der Bakewell'schen Annahme nahezu entsprechen und an Stelle der Lyell'schen Zahl von 35 Jahrtausenden wären unter der oben genannten Annahme der Konstanz aller Verhältnisse nur 10 Jahrtausende zu setzen.

Die Wesson'schen Zahlen würden, wenn sie zuverlässig sein könnten, eine große Ungleichförmigkeit des Rückschreitens der Fallkante andeuten; indessen ist schon darauf aufmerksam gemacht, daß die älteren Aufnahmen nicht den Grad von Vertrauen beanspruchen können, der zur Entscheidung über Wert oder Unwert der Fälle als eines geologischen Zeitmessers erforderlich wäre. H.

---

## Die australische Kolonie Neu-Südwales.

Die Kolonie Neu-Südwales wurde am 26. Januar 1788 durch ihren ersten Gouverneur, Kapitän Arthur Phillip, am Fuße von Port Jackson (Sydney Cove oder Circular Quay) proklamiert. Vom australischen Kontinent, dessen Umfang man damals noch nicht kannte, ward ihr die ungefähre östliche Hälfte bis zum 135.° ö. L. zugewiesen. Neu-Südwales ist die Mutterkolonie Australiens, von welcher Südaustralien im Jahre 1836, Victoria im Jahre 1851 und Queensland im Jahre 1859 als selbstständige Kolonien ausschieden, und hat im Jahre 1888 ihr erstes Jahrhundert zurückgelegt. Dieses Zentenarium soll durch eine im August 1888 in Melbourne zu eröffnende Internationale Kunst- und Gewerbe-Ausstellung, an welcher, wie bekannt, auch Deutschland durch einen besonderen Kommissär vertreten sein wird, gefeiert werden. Es mag auffallen, daß Melbourne, die Hauptstadt der Kolonie Victoria, und nicht Sydney, die Hauptstadt von Neu-Südwales, dazu ausersehen wurde. Der Grund ist ein doppelter. Zunächst sind die Staatsfinanzen in Neu-Südwales zur Zeit sehr derangiert — das Finanzjahr 1886/1887 schloß mit einem Defizit von über 2 Millionen Pfund Sterling — während die von Victoria brillant stehen. Dann wurde das mit einem Kostenaufwand von 240,000 Lstrl. hergestellte Prachtgebäude, in welchem im Jahre 1879 eine Weltausstellung in Sydney abgehalten ward, am 22. September 1882 durch eine Feuersbrunst gänzlich zerstört, während Melbourne noch sein großes Ausstellungsgebäude vom Jahre 1880 besitzt.

Das hundertjährige Alter der Kolonie Neu-Südwales gibt uns Veranlassung zur Aufstellung einer kurzen statistischen Uebersicht über den Stand derselben am Schlusse des Jahres 1886, bis wohin die letzten offiziellen Angaben reichen. Die in Parenthese beigefügten Angaben beziehen sich auf das Vorjahr.

Neu-Südwales umfaßt einen Flächeninhalt von 14,540½ d. Qu.-Mln. oder 797,671 Q.-Km. und hat damit so ziemlich die Größe von Deutschland und Italien zusammen. Die Bevölkerung belief sich auf 1,001,966 (+ 44,052), war am 30. Juni 1887 auf 1,022,700 gestiegen und hatte damit Victoria, die bisher bevölkertste Kolonie Australiens, um 3594 überholt. Das männliche Geschlecht verhielt sich zum weiblichen wie 100 : 80.20. Nach dem letzten Zensus zählten die dortigen in Deutschland geborenen Deutschen 7521, die eingewanderten Chinesen 10,205 und die zivilisierten Eingeborenen 11,643. Die City of Sydney hat mit Vororten jetzt ziemlich 300,000 Einwohner.

Es waren bis Ende 1886 von dem gesamten Areal der Kolonie 16,865,061 ha. Land in Privatbesitz übergegangen und davon 395,562 ha unter Kultur gebracht. Unter Weizen standen 136,463 ha. mit einem Ertrage von 5,868,844 Bushels, unter Hafer 9688 ha. mit 600,892

Digitized by Google

Bushels und unter Gerste nur 2459 ha. mit 132,949 Bushels. Ein Bushel enthält 36.34 Liter. Der Wein- und der Maisbau erweitern sich von Jahr zu Jahr. Der Viehstapel der Kolonie bestand in 361,663 (+ 16,966) Pferden, 1,367,844 (+ 50,529) Rindern, 39,169,304 (+ 1,348,398) Schafen und 209,576 (+ 879) Schweinen.

Der Import des Jahres 1886 hatte einen Wert von 20,973,548 (— 2,391,648) Lstrl. oder 21 Lstrl. 8 sh., und der Export den von 15,556,213 (— 985,522) Lstrl. oder 16 Lstrl. 17 sh. 6 d. pro Kopf der Bevölkerung. Es liefen 5439 (+ 255) Schiffe mit einem Tonnengehalte von 4,258,604 (+ 125,527) aus und ein.

Die öffentliche Revenue bezifferte sich auf 7,594,301 (+ 9708) Lstrl. oder 7 Lstrl. 15 sh., und die Ausgaben auf 9,078,869 (+ 505,581) Lstrl. oder 9 Lstrl. 5 sh. 4 d. pro Kopf. Die Staatsschuld war bereits auf 41,034,249 (+ 5,469,990) Lstrl. oder 41 Lstrl. pro Kopf angeschwollen, zu deren jährlicher Verzinsung 1,646,681 Lstrl. erforderlich waren. Im Jahre 1880 betrug die Staatsschuld erst 14,903,919 Lstrl.

Gold wurde in Neu-Südwales zuerst von Mr. Edward H. Hargreaves am 12. Februar 1851 entdeckt. Die früher so ergiebigen Funde sind schon seit Jahren kontinuierlich geringer geworden und fielen im Jahre 1886 auf 101,416 Unzen im Werte von 374,665 Lstrl. Es wurden bis Ende 1886 überhaupt 9,878,513 Unzen Gold zu 36,856,174 Lstrl. gefunden. Sehr reiche Silbererzlager sind in letzter Zeit in der Barrier Ranges an der Westgrenze der Kolonie entdeckt worden und werden mit glänzendem Erfolge bearbeitet. Auch Kupfererz ist viel verbreitet, der Betrieb darauf ist aber infolge der jetzigen sehr niedrigen Kupferpreise sehr beschränkt worden. An vorzüglicher Kohle ist Neu-Südwales außerordentlich reich. Im Jahre 1886 wurden 2,830,175 Tonnen gehoben und bis dahin im ganzen 36,970,364 Tonnen zu 18,369,716 Lstrl. Der gesamte Wert der bis Ende 1886 in der Kolonie gewonnenen Metalle und Mineralien wird auf 70 Millionen Pfund Sterling geschätzt.

Für das Volksschulwesen ist gut gesorgt. In 2170 Schulen wurden 186,126 Kinder unterrichtet. An höheren lateinischen Schulen fehlt es ebenfalls nicht. Seit 1851 besteht in Sydney eine Universität. Die freie öffentliche Bibliothek umfaßt gegen 66,000 Bände.

Auf den Postämtern der Kolonien wurden 33,891,300 (+ 3,324,700) Briefe, 27,517,906 (+ 3,824,506) Zeitungen und 4,531,200 (+ 368,800) Pakete befördert.

Im Eisenbahnwesen hat die Kolonie bedeutende Fortschritte aufzuweisen. Die erste 22.5 Km. lange Bahn von Sydney nach Paramatta wurde am 26. September 1855 eröffnet. Ende 1886 waren 3114 (+ 254) Km. im Betrieb, welche 24,079,555 Lstrl. gekostet hatten. Im Bau befanden sich noch 440 Km. Sydney ist nach Norden mit Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, und nach Süden mit Melbourne und Adelaide durch Eisenbahn verbunden. Auch das Telegraphennetz hat in der Gesamtlänge von 17,088 (+ 429) Km. eine große Ausdehnung erreicht. Henry Greffrath.

---

## Thouar's neueste Reise im Gran Chaco.

Von Chr. Nusser.

Zum zweitenmale hat nun der französische Reisende A. Thouar den bolivianischen Chaco durchquert, und zwar in viel kürzerer Zeit und mit weniger Leuten als das erstemal; denn im Jahre 1883 verläßt er Tarija den 18. Juli mit mehr als hundert Mann und gelangt an den Paraguay erst am 10. November, während er diesmal am 11. August ds. Js. aus der Umgebung des allerdings einundeinhalb Breitengrade östlicher gelegenen Caiza mit 22 Mann aufbricht und mit nur 10 Mann — die anderen kehren unterwegs um — in Puerto Pacheco die Ufer des Paraguay am 21. September erreicht.

Die Vorbereitungen zur Reise durch den Chaco warfen anfänglich ein schlechtes Licht auf die Expedition, indem sich deren Teilnehmer in der entlegenen Provinz Cordillera anscheinend drückende Vexationen gegen die dort sparsam verteilte Bevölkerung zu Schulden kommen ließen. Die der Expedition beigesellten, der Armee entstammenden Individuen konnten wahrscheinlich der eingewurzelten Gewohnheit nicht entsagen, auf dem Wege, wo sie durchkamen, den Leuten Transporttiere und Lebensmittel entweder einfach wegzunehmen oder weit unter ihrem Wert zu bezahlen. Die Einwohner der Ortschaft Izozo und die Indianer der dortigen Estancias sollen sogar vor ihnen geflohen sein.

Die gegen die Expedition laut gewordenen Klagen veranlaßten die Regierung, den Präfekten von Santa Cruz de la Sierra mit einer Untersuchung, sowohl gegen A. Thouar, als gegen die anderen persönlich angeschuldigten Teilnehmer der Expedition zu beauftragen, nachdem ein nach Izozo zu entsendender Kommissär die Richtigkeit der vorgebrachten Beschwerden festgestellt haben würde. Es war dies im April.

Die Schwierigkeiten, welche die Expedition bis zum Monat August zu überwinden hatte, und die nicht zum wenigsten auf geringe Unterstützung durch mutlos gewordene Begleiter zurückzuführen sind, riefen starke Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens hervor. Schon geraume Zeit waren Gerüchte über den vollständigen Zusammenbruch der Expedition im Umlauf. Ende August brachte ein Bote vom 15. und 16. August datierte Berichte von der Kolonie Crevaux und von Caiza an den Präfekten von Tarija mit folgenden Nachrichten: Am 10. August vertraute Thouar in dem 18 oder 20 Leguas von der Kolonie Crevaux entfernten, am westlichen Ufer des Pilcomayo aufgeschlagenen Lager der Laguna de la Providencia den Herren Ortiz und Colodro die Aufsicht

Digitized by Google

über das Lager an, für die Zeit, die er in Begleitung von 22 Mann auf einer Rekognoscierung abwesend sein würde und die etwa 10 Tage dauern sollte. Es wurde ausgemacht, daß an allen seinen Halteplätzen Briefe, die am Fuße von mit einem Kreuze bezeichneten Bäumen zu vergraben seien, über die von ihm verfolgte Richtung Aufschluß geben würden.

Am 11. brach Thouar auf und am 12. kamen die Offiziere Trigo und Valverde ins Lager der Laguna de la Providencia zurück mit zwei aus dem Lager de la Despedida datierten Schreiben Thouar's, in deren einem er die Herrn Ortiz und Colodro aufforderte, das Lager in die Nähe der Kolonie Crevaux zu verlegen, weil sowohl die zurückgebliebenen Leute sehr heruntergekommen seien, als auch des Mangels an Lebensmitteln wegen. Das zweite Schreiben übertrug dem Herrn Infante die Leitung der Expedition während seiner Abwesenheit, mit dem Auftrag, dem Minister für Kolonien Bericht zu erstatten und Instruktionen zu verlangen, im Falle er binnen 14 Tagen nicht wieder eingetroffen sei.

Am 15. trafen die bei der Laguna de la Providencia zurückgelassenen Leute in der Kolonie Crevaux ein. Von den 20 Mann, mit welchen er aufbrach, weigerten sich später, wie oben erwähnt, weitere 10, ihn zu begleiten und kehrten ebenfalls um.

Man darf auf die ferneren Berichte dieses Reisenden gespannt sein, der ohne Zweifel das noch so unbekannte Zentrum des Chaco durchzogen hat, wo, wie mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, Indianerstämme sich aufhalten, die kaum je in Berührung mit Weißen gekommen sind, denn das ungeheure Gebiet, das sich von den Quellflüssen des Guapore bis zum Bermejo zieht und zwischen die letzten Ausläufer der östlichen Cordilleren und dem Paraguay eingeschlossen ist, widerstand, mit geringen Ausnahmen, seit der Entdeckung des La Plata-Flusses allen Forschungsversuchen.

Den Jesuiten, die während zweier Jahrhunderte eine große Zahl der jene Wälder und Ebenen bevölkernden Indianer ihrer Herrschaft unterwarfen, gelang es nie, diese Region von Norden nach Süden zu durchstreifen oder sich über ihre Beschaffenheit aufzuklären. Die Padres Ortiz de Sarate und Salinas, die 1683 es wagten, das Gebiet der Mataguayos zu betreten, wurden von ihnen getötet.

Im Jahre 1721 versuchten die Padres Patiño und Niebla zum Paraguay zu gelangen. Kaum betreten sie das Territorium der Tobas, so werden sie zurückgetrieben. 1741 fährt der Padre Castañares den nördlichsten Arm des Pilcomayo hinauf, muß aber umkehren, weil seine Boote in dem seicht werdenden Kanal nicht weiter vordringen können. Drei Jahre später, 1744, verlieren er und der seines Reichtums wegen bekannte Francisco Azoca ihr Leben, als sie das Gebiet des Kaziken Marinazo betreten. 1844 unternimmt der Nordamerikaner Van Nivel eine Aufsehen erregende Expedition und bringt als einziges Resultat die Legende zurück, der Pilcomayo verliere sich in den glühenden Llanos de Manzo. 1863 verfolgt der Padre Gianelly, vom Konvent von Tarija, den gleichen Weg längs der Ufer des Pilcomayo; nachdem er beinahe die Hälfte der ihn vom Paraguay trennenden Distanz zurückgelegt hat, muß er umkehren, aber nicht, ohne vorher den Irrtum Van Nivel's berichtigt zu haben. Jules Crevaux wird, wie bekannt, am 25. April 1882 in Teyo von den Tobas erschlagen, und erst Arthur Thouar gelingt es, die gefährliche Region zweimal zu durchkreuzen. Daß es bei seinem jüngsten Unternehmen, bevor er sich mit einer Handvoll Begleiter in die vor ihm liegende Wildnis warf, großer Willensstärke bedurfte, um Herr der Situation zu bleiben und sein Projekt durchzuführen, geht aus Briefen hervor, die schon vor längerer Zeit aus Caiza und Crevaux berichten, Thouar zeige ein in sich verschlossenes, schweigsames Wesen, was auf große moralische Beunruhigung schließen lasse. Er sah eben sein Prestige gefährdet und beschloß daher, den Stier bei den Hörnern zu fassen und sich, gehe es wie es wolle, seinen Weg zu bahnen. Es ist ihm geglückt.

---

## Reptile in Texas und Allerlei.

Von E. v. Westphalen.

Schlimme Menschenfeinde sind dort vor allem die Klapperschlange und die Mokassinschlange, erstere ein Landreptil, die andere in trüben Gewässern, träge dahinschleichenden Creeks und in den Bayous unter Baumwurzeln und verwesendem Moder lauernd. Beide sind in den deutschen Aquarien einzusehen, sowie auch die gefährliche, schöne Königsschlange. Die giftigen Schlangen sind an dem dreieckigen, glatten Kopf kenntlich. Der Biß der Mokassinschlange gilt allgemein für tötlich. Sich sonnend und in der Ruhe liegend oder zusammengerollt ist die Klapperschlange harmlos. Nur wenn man ihr zu sehr naht oder auf sie tritt, wird sie erregt, entwickelt sich ihr Gift; sie steigt auf, raschelt schrill mit der Klapper, stürzt in förmlichem Sprung auf den Menschen oder sie beißt, sich bis zur Hälfte ihrer Größe emporrichtend. Am gefährlichsten ist sie für den Jäger, wenn er durch Gras und Gebüsch an den Hirsch oder an die Antilope herankriecht. Der texanische Jäger ist auch eine Art Schlange in Hirschleder. Denn nirgends mehr als im Westen Nordamerika's und in Texas kommt der altdeutsche Waidmannsspruch zur Geltung: „Was sich nicht läßt erschleichen, das läßt sich nicht erjagen." Auch finden sich ganze Schlangennester unter den auf den Feldern zum Trocknen aufgestellten Maisstengelbunden. Diese kleinen bis $^1/_2$ Fuß langen Würmer sind nicht giftig, klapperlos und der Neuling kommt beim Aufheben der Bunde mit dem bloßen Schreck davon. Die Gliederzahl der Klapper soll die Anzahl der Lebensjahre

Digitized by Google

der Inhaberin anzeigen. Ueber den Zweck der Klapper ist viel gefaselt worden. Klappert die Schlange mit der Klapper, so warnt sie, sie will damit sagen: Störe mich nicht in meiner Ruhe, bleib' mir vom Leibe, geh' mir aus dem Wege. Eine Notiz über den Bau und den Mechanismus des Schlangengiftzahns füge ich hier ein: der Zahn ist ungemein fein, spitz und hohl. Er ruht mit seiner breiten Basis auf der Giftblase. Beißt die Schlange, so drückt die Basis des Zahnes durch den Widerstand, den seine Spitze an dem gebissenen Gegenstande findet, auf die Giftblase und preßt dadurch einen Teil des Inhalts dieser Blase in den hohlen Kanal des Zahns und somit in die Wunde. Ein Analogon sind in der Pflanzenwelt die Nesseln (Urticeen). Der von der Schlange gebissene Jäger streut Pulver in die Wunde oder reibt frisch gekauten Blocktabak ein, der Indianer und auch der Neger saugt die Wunde aus, der Arzt wendet Salmiakgeist an. In Ostindien und Australien gebraucht man Aetzammoniak mit etwas Wasser verdünnt; 20 bis 30 Tropfen der Mischung werden in die verletzte Vene eingespritzt. In Tonking wenden die Eingeborenen eine eigene besondere Pflanze, die Hoagnon, gegen den Schlangenbiß an. Was Texas betrifft, so kann ich von 20 Jahren berichten, daß sämtliche Verwundete infolge des Bisses der Klapperschlange gestorben sind. Als ich einmal bei Dr. med. Schlömann in San Antonio zu Besuche war, wurden an einem Nachmittag die drei kleinen Kinder des nicht weit von Schlömann wohnenden Arztes Dinviddy, eines Irländers, als sie, das jüngste in der Wiege, in der Veranda ihr Schläfchen hielten, von zwei Klapperschlangen gebissen. Das dienstthuende Negerkindermädchen hatte, wie es Negern bei unvorhergesehenen, plötzlichen Ereignissen (accidents) gewöhnlich passiert, den Kopf verloren, lief heulend und jammernd in die Stadt, wo der Vater Kranke besuchte. Der Vater war sogleich bei der Hand, wandte Salmiakgeist und Schlangenwurz an; doch starben alle drei Kinder noch an demselben Tage. Schlangenosterluzey, Aristolochia serpentaria, virginische Schlangenwurz, ist in Nordamerika und in Texas zu Hause, und die Wurzel dieser Pflanze gilt als vorzügliches Heilmittel beim Klapperschlangenbiß. Im obigen Falle wirkte auch sie nicht. Als einziges sicheres Gegenmittel galt in Texas das, daß man so lange Whiskey trank, bis man total betrunken war, und sonderbar, der Gebissene vertrug oft eine volle Flasche Whiskey, welches Quantum ihn sonst vielleicht zu Grunde gerichtet oder wenigstens umgeworfen hätte. Ein Whiskeyfäßchen (keg) oder Demijohn steht auf jeder Plantage oder ordentlichen Farm als Medizin für vielerlei Fälle, und ist Whiskey, speziell Monongahela, nebst starkem Kaffee in heißen Ländern bei Strapazen und schweren Handarbeiten anerkannt das heilsamste Getränk; zu Fleischspeisen, insbesondere zu Häsch (haché) nimmt man massenweise spanischen Pfeffer (chile oder chiltepin). Das erwärmt den Magen und hilft verdauen. In Louisiana gebraucht man beim Schlangenbiß die Champagnerkur und trinkt in Uebermaß. In Neu-Orleans verscheucht man auch das gelbe Fieber mit Champagner, und trinkt derjenige, welcher die Mittel besitzt, Tag und Nacht Madeira und Malaga. Zur Fieberzeit rücken übrigens diejenigen, welche ihr Schäfchen im Trockenen haben, meistenteils aus und an ihre Stelle treten massenweise solche Personen, welche, der Gefahr trotzend, in einer Campagne sich ein kleines Vermögen erwerben wollen, denn in dieser Zeit sind die Gehälter und Löhne für Clerks, Handwerker, Kärrner, Werftarbeiter außerordentlich hoch.

Schweine und Hirsche, auch manche spanische Pferde machen sich um den Menschen verdient, indem sie die Klapperschlangen mit den Vorderfüßen zerstampfen. Früher thaten dies auch die Büffel. Der Landbewohner und der Reisende tötet das Reptil, wo er es findet, schießt es oder haut ihm mit einem Knittel über den Kopf und schneidet dann denselben ab. Mein Freund Brunkow, Bergelehe aus Westphalen, seinerzeit einer der thätigsten und gelenkigsten Frontiermen, ein glücklicher Jäger, der als texanischer Volunteer den mexicanischen Krieg mitgemacht hatte und in einer von ihm entdeckten Silbermine in Arizona von seinen eigenen mexicanischen Bergleuten ermordet wurde, fieng die Schlangen, auch die giftigen, mit der Hand; mit eisernem Griffe packte er sie im Genick und preßte sie zusammen, so daß sie sich streckten; dann zeigte er sie uns hoch emporgehalten und schnitt ihnen schließlich den Kopf ab. Das Klapperschlangenfleisch schmeckt wie Aal. Die Kinder der Farmer essen sie, nachdem der Kopf abgehackt ist, und sie diente Negern nebst Alligatorenschwänzen als fettes Lieblingsgericht. Außerdem ist es noch ein Nutzen der Schlangen überhaupt, daß sie nach vorherigem Abziehen der Haut und Schmoren des Fleisches das vorzüglichste, feinste Fett oder Oel zum Einschmiereu von Gewehrschlössern, Revolvern liefern; nur streiche man mit den warmen Fingern wenig auf, damit nicht etwa Verschleimung eintritt. Auf den hohen Llanos estacados (Staked plains) zwischen Texas und Neu-Mexico hausen, wie es heißt, Klapperschlangen mit Präriehunden (den amerikanischen Murmeltieren oder Hamstern) in deren Löchern zusammen. Kameraden von mir, welche die verunglückte Sibley'sche Expedition nach dem oberen Rio Grande mitgemacht und zweimal die wüsten Hochebenen durchzogen hatten, haben mir nur mitteilen können, daß ihnen die Löcher und Erdaufwürfe der Präriehunde beim Reiten sehr verwünscht vorkamen, da sie häufige Pferdestürze verursachten; was in den Löchern vorgieng, darum haben sie sich nicht gekümmert. Die Staked plains, 2500 Fuß hoch über dem Meere, sind häufig Schneewehen ausgesetzt, weshalb die Spanier, um den Weg kenntlich zu machen, von Süden nach Norden Pfähle in passender Distanz eingerammt hatten, die Indianer stürzten sie oft um, die Amerikaner richteten sie wieder auf.

In den Jahren 1847 und 1848 hatten die oft an-

Digitized by Google

getrunkenen Medizinmänner der Komantschen oder Paduchka in Westtexas ihre Zauberstäbe mit Schlangenhäuten umwunden; oben an der Spitze und am Griffe rasselten Klappern des Reptils.[1] Die Schlange überhaupt ist ein den Paduchka-Stämmen gemeinsames heiliges Symbol und die Paduchka des hohen Nordwestens hießen danach Schoschonen oder Schlangen. Die Macht des großen nordöstlichen Hauptstammes der Algonquins (Delawares oder Wapanachkis) wurde bereits im vorigen Jahrhundert gebrochen und die Delawaren zerstreuten sich über den ganzen Kontinent. Die nach Texas verschlagenen Delawaren, die sich Wabanarke nannten, waren als Spykompagnie unter dem luxusliebenden Häuptling John Connor längere Zeit innerhalb der deutschen Settlements stationiert und trugen die vorzüglichen, hellblauen United-States-Soldatenmäntel, welche in der Strafanstalt Singsing am Hudson verfertigt wurden. Einzelne Delaware-Biberfallensteller, mäßige, anspruchslose Leute, zogen in genannten Jahren noch am Llano und an den Colorado-Wasserfällen, der damaligen Grenze, herum. Ihre Köcher waren aus Pekariwildschweinsleder gefertigt und die Mündungen der Köcher waren mit Klappern der Schlange und blendend weißen Schnüren von spitzen Giftzähnen besetzt. Diese Delawaren und die Tonkowähs gehörten zu den freundlichen Indianern, und es war auf sie unbedingter Verlaß, was man von den Lipans gerade nicht sagen konnte. Klapperschlangenhäute, besonders die großen Exemplare, dienten in Texas überhaupt zum Zierrat auf den Galerien der Farmhäuser und schmückten sie die weißgetünchten Veranden der Pflanzerwohnungen. Dazwischen hiengen Häute der schwarz-rot-gelben Königsschlange und der niedlichen, kleinen, grünen Eidechsenschlange, vermischt mit farbigblühenden Schling- und Rankengewächsen, alles rauschend im Winde. (Die grüne Eidechsenschlange vertritt in Texas unsern Laubfrosch, indem sie sich gern im Laub der Büsche und Bäume aufhält und Fliegen fängt.)

Es war die Zeit, als noch Waschbären und junge Barribals, wie bei uns die Hofhunde, vor den Thüren der Farmhäuser an der Kette lagen und sich sonnten. Am Eingange des Adelsvereinshauses auf dem Sophienberg bei Neu-Braunfels standen zwei ausgewachsene schwarze Barribals vor Herrn Kolonialdirektor Joh. Otto v. Meusebach Schildwache. Meusebach gaben sie eine Patschhand; andere waren froh, wenn die Herren Bären sie unbehelligt vorbeiließen. Am größten wird in Texas die Eierschlange, welche die Hühnereier aussaugen, auch junge Küchlein verschlucken soll. Mir ist auf der Farm ein solcher Fall nicht vorgekommen; doch sind diese Schlangen so zutraulich, daß sie dem Eingeschlafenen Nachts im Hause unter die Decke kriechen, aber kein Leid anthun. Man wirft sie also aus dem Bett heraus und läßt sie laufen. In den Bayous und im östlichen Texas soll der schwarze Schlammvampyr, eine Art Spinnenblutegel, vorkommen, von der Größe eines gewöhnlichen Tellers, welcher im natürlichen Zustande vier Loth wiegt, wenige Minuten, nachdem er sich angesetzt, zum Umfang eines Mannshutes anschwillt und mehrere Pfund schwer wird. Ich kann über das Reptil nichts berichten, ich habe es weder in den Bayous, noch im östlichen Texas gesehen, auch dort nichts besonderes von ihm gehört.

Die Arachniden sind im Lande Texas zahlreich vertreten: Spinnen, Skorpione, Taranteln, Tausendfüße, Ameisen, alle miteinander häßliche Kriecher oder Reptile. Den Spinnen will ich weiter nichts Uebles nachsagen, Spinnen sind Spinnen. Schrecklich aber sind die Ameisen, sowohl die kleinen roten, als die zollgroßen schwarzen; sind die Texaner überhaupt bissig, so sind diese Ameisentexaner die allerbissigsten. Ich warne hiermit vor ihnen. Die Tausendfüße, auch Centipeden genannt (ich habe die Füße nicht gezählt), werden bis einen Fuß lang, sind dick, oben schwarz gepanzert, unten sind sie gelb. Sie sind von solcher Stärke, daß ein Mann sie nur mit Anwendung der vollen Muskelkraft seiner Faust vermittelst einer mit Tuch umwundenen Kneipzange in den Hals einer Spiritusflasche einzwängen kann. Die Tausendfüße finden sich besonders häufig in den Waldungen nach Arkansas hin und unter den dortigen Sassafras-Gebüschen vor. Als Soldat war ich einige Zeit in Bonhan, nahe Red River, stationiert und wir bereiteten uns aus den kleingeschnittenen Sassafraswurzeln einen braunen Thee, welcher ohne Zucker bitter, mit Zucker sehr lieblich schmeckte und uns sehr gut bekam. Auch kauten wir Sassafraswurzeln; deshalb wurden wir, die „Sesch" (Secessionisten, konföderierte Soldaten), von den „Feds" (Föderals, Unionssoldaten) „Sassafraßers" benamst; wir nannten sie „Teaboys." Ein junger, kerngesunder Rekrut unserer Kompagnie wurde beim Sassafraßwurzel-Ausstechen vom „Centiped gebissen." Fieberschauernd kam er ins Zelt, verfiel in Raserei, wurde gebunden, geschnitten und starb noch in der Nacht. Der Biß des Reptils gilt als tötlich. Die Taranteln kriechen gern am Lagerfeuer herum, sind aber ungefährlich, ebenso wie die Kröten, welche häufig auf Steine hüpfen und von da aus sich die feurige Szene stillehockend betrachten. Von Skorpionen wird man häufig beim Fenzenumlegen

[1] Damals herrschte reger Verkehr im Amerikanerstore des alten Starks in Friedrichsburg. Die Komantsche-Krieger schlugen meist einen ihnen angebotenen Drink aus und blieben nüchtern; eine Tasse Kaffee (tochpa) nahmen sie an, auch Zigarren. Unter sich gesprächig, beobachteten sie uns gegenüber Schweigen, eine Kriegertugend. Ein betrunkener Komantsche, der nicht gleich Ordre parieren wollte, wurde vom Häuptling auf der Plaça von Friedrichsburg niedergestochen. Die Weiber schnackten und kicherten, wie bei uns die gewöhnlichen Weiber, draußen vor dem Store; sie hielten Packmulen, Kinder und Hunde zusammen. Zum Zeitvertreib knackten sie Pekannüsse. Eine Gunstbezeigung bestand darin, daß sie dem Betreffenden eine solche Nuß, nachdem sie sie mit braunem Zucker oder Honig (pina) überstrichen, in den Mund steckten. Auch befanden sich unter ihnen gar nicht üble „Muchachas" (Mexicaner- oder Indianermädchen). Eine ungetreue braune Ehegesponsin mit verstümmelter Nase habe ich auch einmal gesehen.

Digitized by Google

gestochen; sie finden sich viel unter modernden, alten Baumstämmen, unter den trockenen Maisbunden, in den Maisschocks, in den Weizengarben. Auch die Skorpione melden sich Nachts beim lichten, warmen Campfeuer an. Der Stich derselben ist schmerzlicher, als der der Bienen, dennoch ist die danach entstandene Geschwulst nicht so bedeutend und nicht so schmerzhaft, als die durch den Stich der wilden und zahmen Bienen verursachte. Man legt nasse Erde oder feuchten Rasen auf und ist schnell und sicher kuriert. Gewöhnlich thut man gar nichts und wartet es ab. Man gewöhnt sich bald an Taranteln, Skorpione wie an Muskiten; mit der Zeit wird man gegen alle abgehärtet und unempfindlich; man bekommt unter dem lothrechten Strahle der Sonne, wie die Leute sagen, ein dickes Fell. Doch Reptilien und Stechfliegen gibt es überall und nicht blos in Texas, überall ist des Menschen Leben ein Leben mit Hindernissen unter Schlangen und Mücken, unter Rosen und Dornen, es sei denn, daß man als Hausbesitzer auf die Welt kommt und nicht mit zuviel Hypotheken belastet ist, denn letztere sind wohl auch zu den unangenehmen Reptilien zu rechnen.

---

## Die neapolitanische Schildpatt-Industrie.

Die neapolitanische Schildpatt-Industrie ist vom geschäftlichen Gesichtspunkt aus bedeutend, in künstlerischer Beziehung jedoch nicht besonders zu bewundern. Alle wirklich gute derartige Arbeit kommt aus Frankreich, namentlich aus Paris; die italienischen Artikel sind wohlfeil und wenn auch nicht geradezu schlecht, doch wenigstens nicht sehr hübsch zu nennen, was bei der künstlerischen Begabung der Italiener auffallend genug ist. Allein schon die wertvolleren Schildkrötenschalen kommen niemals nach Neapel und es würde sich, selbst wenn dies der Fall wäre, dort kein Arbeiter finden, welcher dieselben so fein behandeln könnte, wie es von Seiten der Franzosen geschieht. Andererseits kauft man echte Schildpatt-Waren und Zierraten in Neapel zu einem Preise, welcher den mit dem Schildpatt-Markt Vertrauten im Verhältnis zum Preise des Rohstoffs ganz unglaublich erscheint. Es dürfte sich der Mühe verlohnen hier zu sagen, wie dies möglich ist, um so mehr als es ein gewisses Streiflicht auf den Zerfall eines Zweiges des Kunstgewerbes wirft.

Der Wert des rohen Schildpatts hängt von der Tiefe und dem Kontrast seiner Farben und von seiner Dicke ab; die letztere ist ein sehr wichtiger Gesichtspunkt, weil es für die gewöhnlichen Zwecke der höheren Verarbeitung nicht mehr tauglich wäre, wenn es, nachdem man es den zu seiner Politur nötig werdenden Arbeiten unterworfen hätte, sehr dünn werden würde. Im vorigen Jahrhundert wurden diese dünneren Platten zum Einlegen in Bilderrahmen und in größere Möbelstücke verwendet, wie denn überhaupt die sogenannte Marqueterie sehr viel Schildkrott verarbeitete. Man pflegte nämlich ein sehr hellfarbiges Material, gewöhnlich steifes weißes Schreib- oder Kartenpapier, darunter zu kleben, dessen Anwendung dann den Glanz der Farbe oft ausnehmend wirksam machte, um so mehr als die Dünne des eingelegten Gegenstands seine Durchsichtigkeit und Helle steigerte. Die Marqueterie-Arbeit aber ist nunmehr sehr in Abnahme gekommen, und somit werden die früher hiezu benützten dünneren Schalen heutzutage nach Neapel ausgeführt, wo sie einen besseren Preis erzielen und eine andere Verwendung finden.

Wenn der neapolitanische Händler eine Anzahl Rohmaterial gekauft hat — und dieses ist nur selten mehr ganz roh, wenn es in seine Hände gelangt — so vergleicht er es Stück für Stück. Die Zeichnungen entsprechen natürlich einander niemals ganz, aber er legt diejenigen zusammen welche einander zumeist nahe kommen, und bezeichnet die Punkte an denen sie geschnitten werden müssen. Diejenigen Stücke welche nach seinem Dafürhalten zu einander passen, werden dann über einander gelegt, einem gewissen Wärmegrad unterworfen (welcher aber nicht zu hoch sein darf, weil sonst das Schildpatt versengt werden, an Farbe verlieren und spröde und wertlos werden würde) und in die Presse gebracht. Die zwei oder mehr Platten werden auf diese Weise verschmolzen und in eine einzige Masse zusammengepreßt; man kann sie nun nicht mehr von einander trennen oder auch nur die Fugen an ihnen entdecken; allein wann die Platte dann gegen das Licht gehalten wird, so erscheinen die Farben sogleich wolkig; sie verschmelzen ineinander und sind nicht mehr deutlich abgegrenzt und mit einander kontrastierend wie beim ursprünglichen Schildpatt, weil, wie schon erwähnt, die Zeichnungen niemals einander genau entsprechen. Die massiven Schildpatt-Stücke, wie Handgriffe von Schirmen und Spazierstöcken 2c. 2c. werden alle auf diese Weise verfertigt, und man verwendet dazu den Abfall der Werkstätten.

Die seit einigen Jahren ins Leben getretene Mode, welche das einfache hellfarbige Schildpatt dem bunten und gefleckten vorzieht, ist den neapolitanischen Händlern ungemein zu statten gekommen, weil es absolut unmöglich ist zu erkennen, ob der angebotene Artikel aus einer einzigen Schale ausgeschnitten oder aus mehreren verfertigt worden ist, da keine Zeichnungen daran zu sehen sind. Der verwendete Stoff ist die Brustplatte der Schildkröte, die Farbe bernsteingelb, von einer helleren in eine dunklere Nüance hinüber spielend, und die letztere oder vielmehr die mittlere zwischen beiden gilt für die wertvollere. Diese erzeugt man in Neapel dadurch, daß man eine dunklere Platte zwischen zwei hellere einpreßt, und wenn derartige Ornamente in einem Haar von entsprechender Farbe getragen werden, so sind sie sehr hübsch und wirksam. Dies ist der einzige Punkt, worin die neapolitanische Schildpatt-Industrie excellirt. Derartige Haarnadeln sind eben so gut wie die in Paris verkauften,

Digitized by Google

und kosten kaum halb so viel als die letzteren; doch ist fraglich, ob sie irgend einen Vorzug vor den aus sorgfältig gefärbtem Horn verfertigten besitzen.

Jedermann wird nun wohl einsehen, daß der einzige kunstgewerbliche Wert, welchen das Schildpatt besitzt, in seiner Halbdurchsichtigkeit und seiner Färbung besteht. Es ist schwer zu begreifen, was für ein Vergnügen jemand an einem derartigen Schirm- oder Spazierstockgriff finden kann. Sogar als reine Entfaltung von Wohlhabenheit ist derselbe nicht besonders imposant, weil nicht leicht zu erkennen. Jedermann weiß, daß ein derartiges Stück nicht aus einer einzelnen Schale ausgeschnitten werden kann, und für alle praktischen Zwecke sind Elfenbein, Horn, Hirschhorn oder sogar Knochen weit tauglicher. Gleichwohl müssen solche Gegenstände ihre Käufer finden, sonst würden sie nicht verfertigt. Der schlechte Geschmack, von welchem dies vielleicht das äußerste Ergebnis ist, beeinflußt unglücklicherweise das ganze neapolitanische Schildpatt-Gewerbe.

Der wirkliche Wert des Materials ward erst im letzten Jahrhundert begriffen und wird noch immer in den besten französischen Werkstätten verstanden. Um die Schönheit der Färbung zu zeigen, wurden in den Kämmen um welche man das Haar am Hinterkopf wand, große Flächen aufgespart; wurden diese Kämme mit ausgeschnittenen Zierraten versehen, so war dies meist ein Zeichen von einer mangelhaften Schale, welche dazu verwendet worden war. Obgleich mit der Abnahme dieser Mode der Brauch in Aufnahme kam, Reliefs in die Rückseite des Kamms einzuschneiden, so wurde die Platte nicht ganz durchgeschnitten und die Wirkung der Färbung nur beeinträchtigt, aber nicht zerstört. Allerdings waren sogar in der Zeit des besten Styles solche Kämme oft von einer mittleren oder zwei seitlichen Kugeln überragt, welche zuweilen durch ein durchbrochenes Ornament mit einander verbunden waren; allein der Grund davon liegt klar zu Tage: der Arbeiter wollte den Wert seines Materials zeigen, welcher zu einem großen Teil von seiner Dicke abhieng, während ein größerer Teil davon hinweggeschnitten werden mußte, um den Kamm auf seine erforderliche Größe zu reduzieren und seine Durchsichtigkeit zu vermehren. Er ließ daher einen, zwei oder drei Knäufe darüber stehen, von deren vorderer und hinterer Seite er so wenig wie möglich abfeilte; der verbindende Zierrat war mehr nebensächlich.

Der neapolitanische Schildpatt-Arbeiter ist ein umsichtiger Geschäftsmann, welcher alle Feinheiten seines Berufs versteht. Er weiß, daß seine aufeinander gepreßten Platten niemals die Durchsichtigkeit und schöne Färbung der einzelnen Schale besitzen können, und thut daher sein möglichstes, um deren Fehler durch Ornamentierung zu verbergen. In seinen kostbareren Erzeugnissen läßt er kaum eine Fläche ohne Verzierung und gefällt sich in offener durchbrochener Arbeit, welche den Zweck hat, eher die Fehler des Materials zu verbergen als die Eigenschaften desselben zu entfalten. Die ursprüngliche Sünde ist das Verderben dieses ganzen Kunstgewerbes. Die erste Täuschung macht alles das, was darauf gebaut wird, sowohl in Kunst wie in Wissenschaft falsch und trügerisch, und darum sind nicht allein die ornamentalen Zeichnungen der neapolitanischen Schildpatt-Arbeiter trivial, sondern sie thun auch noch ihr Möglichstes, um die Verdienste zu verbergen, welche ihre Handfertigkeit und Geschicklichkeit außerdem besitzen mag. Ihre Figuren sehen aus, als wären sie in einem Modell gegossen oder wenigstens mittelst erhitzten Metalls in die Platte eingestanzt, was jedoch, wie man mich versichert, nicht der Fall sein soll. Sie werden vielmehr aus freier Hand aus dem Material ausgesägt und ausgeschnitten; aber die Mode verlangt, daß sie alle bis zu einer geschmacklosen und runden Einförmigkeit herunter gefeilt und gerieben werden. Dieses Bestreben, die künstlerische Handarbeit soviel wie möglich der mittelst mechanischer Vorrichtungen hervorgebrachten ähnlich zu machen, gleicht ganz der Geringschätzung der Vorteile und Vorzüge, welche der behandelte Stoff darbietet, und die für die Gesammtheit der kostbareren neapolitanischen Schildpatt-Waren kennzeichnend ist. Allein es ist nicht leicht, den Zusammenhang zwischen den beiden Verkehrtheiten nachzuweisen, wenn man nicht etwa deren gemeinsamen Ursprung in dem schlechten Geschmack des kaufenden Publikums suchen will oder finden kann.

Ebenso schwierig ist es aber auch, zu entdecken, wie dieser Gewerbszweig dazu kam, eine der Spezialitäten des neapolitanischen Kunstgewerbes zu werden. Allerdings findet man im Mittelländischen Meer Seeschildkröten und an den meisten Küsten desselben die griechische oder die kleine Landschildkröte; allein Schale und Fleisch dieser Arten sind gleich wertlos, und zur Bearbeitung eignet sich vorzugsweise nur die Schale der Karett-Schildkröte, Chelone imbricata, welche über England und Frankreich in Italien eingeführt wird. Geschickte Arbeit ist allerdings in Neapel wohlfeiler als in Paris, und die Geschicklichkeit der Arbeiter in den untergeordneten Zweigen des Kunstgewerbes ist wahrscheinlich in beiden Städten gleich; allein nicht hievon, sondern von der geringeren Beschaffenheit des Materials rührt die Wohlfeilheit der neapolitanischen Waren her. Der Preisunterschied zwischen dem natürlichen und dem fabrizierten Schildpatt deckt mehr als genügend den weiteren Aufwand für die Ornamentierung.

Die Kniffe und Eigenheiten des neapolitanischen Gewerbebetriebs sind natürlich in Paris wohlbekannt, denn man macht in der That in Neapel selbst kein Geheimnis daraus, und die neuesten Verbesserungen in den angewandten Werkzeugen sind aus Frankreich gekommen. Sie werden daher wahrscheinlich bis zu einer gewissen Ausdehnung dort ebenso gut angewendet wie in Italien. Auch darf man nicht übersehen, daß die Gewohnheitssünde der gesamten technischen und dekorativen Kunst im heutigen Italien eine Vorliebe für detaillierte, ins Kleinliche

Digitized by Google

gehende, mechanisch herzustellende und flotte, blühende Ornamentierung ist. Die Arbeiter scheinen allen Sinn für die Einfachheit und Selbstbeschränkung verloren zu haben, welche eine so wichtige Rolle in den besten Zeichnungen ihrer Vorgänger spielte. Gleichzeitig scheint ihnen das alte, anscheinend instinktive Gefühl für die Natur des Materials, mit welchem sie zu schaffen haben, geschwächt worden, wenn nicht ganz abhanden gekommen zu sein. In dieser Beziehung sind selbst Künstler von anerkannter Stellung nicht tadelfrei, denn auch sie bemühen sich häufig, den Marmor zu behandeln, als wenn er Erz wäre, und die Bronze, als wenn sie Elfenbein wäre. Es kann daher gar nicht überraschen, daß die Geschmacksrichtung unsicher wird.

Alles dies muß in Rechnung genommen werden, wenn man die neapolitanische Schildpatt-Industrie beurteilt; es darf jedoch auch nicht vergessen werden, daß die geringere Beschaffenheit des Materials nicht allein zur schlechten Behandlung ermutigt, sondern häufig diese notwendig macht. Das Verlangen nach wohlfeilem Luxus- und Schaugepränge, nach Dingen, welche wie etwas Rechtes aussehen und doch um den halben Preis gekauft werden können, ist der Fluch der modernen Kunst, und so lange diese Mode währt, darf man es den Schildpatt-Arbeitern von Neapel nicht übelnehmen, wenn sie mit dem Strome schwimmen. (S. R.)

---

## Geographische Neuigkeiten.

* Eine russische Bettlerzunft. Ungefähr 100 Werst von Moskau, auf halbem Wege zwischen Mojaisk und Borowsk, in den Bezirken Wischegorodskaja und Simbuchowskaja, liegt eine Gruppe von etwa 30 Dörfern, deren Einwohner eine Bettlerbruderschaft bilden, welche durch das ganze russische Reich hin unter dem Namen der Schuwaliki bekannt ist. Sie leiten ihren Namen von den Grafen Schuwalow her, deren Vasallen und Hörige sie Jahrhunderte-lang gewesen sind. Man muß sich unter ihnen keine gewöhnlichen Bettler von der trägen Art denken, welche nur von der Hand in den Mund lebt. Für sie ist das Betteln ein Handwerk, ein wissenschaftlich organisiertes und künstlerisch ausgeübtes Gewerbe, und sie bilden eine große solidarische Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht behufs der Ausbeutung des Wohlwollens und der Nächstenliebe der russischen Gesellschaft in derselben Weise, wie es Gesellschaften für die Ausbeutung der nationalen Mineralschätze und anderer industriellen Hülfsquellen gibt. Wie bei anderen orthodoxen Gewerbszweigen, hat auch das Handwerk der Schuwaliki seine regelmäßigen Jahreszeiten, für welche die Vorbereitungen mit großer Schlauheit und Umsicht getroffen werden. Während des Frühlings und Sommers bleiben die Schuwaliki auf ihren schmucken und gedeihlichen Heimstätten, bestellen ihre Felder und thun ihre reichlichen Ernten ein. Sie bauen die schönsten Zwiebeln in ganz Rußland, und es gibt keine Provinz in dem ganzen ungeheuren Reich, wo ihre berühmten Zwiebelknollen nicht gesucht sind und verspeist werden. Wenn dann der Herbst herannaht und der gewöhnliche Bauer sich in sein Schaffell hüllt und für eine lange Unthätigkeit und einen halben Winterschlaf vorbereitet, so rüsten die Schuwaliki sich zu ihren Bettlerfahrten. In ihren unterschiedlichen Verkleidungen treten sie die ihnen zugewiesenen Runden an und betteln bald in jeder Ecke des Reichs von den Ostsee-Provinzen bis in die kleinrussischen Gouvernements hinein. Der Ruf, worin sie stehen, mag aus dem landläufigen Sprichwort entnommen werden: „Es gibt kein kleinrussisches Gefängnis, worin nicht ein Dieb aus Bokordsk oder ein Bettler aus Borowsk gefunden würde.“ Und dennoch finden sie ihre Rechnung auf diesen Bettelfahrten.

Der Ursprung der Schuwaliki als Bettlerzunft reicht auf den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zurück. Seit uralten Zeiten waren diese Leute gewohnt gewesen, in ihrer individuellen Eigenschaft zu betteln; allein als im Jahre 1812 ihre Behausungen durch eine große Feuersbrunst zerstört und sie alle zu gleicher Zeit gezwungen wurden, sich an die öffentliche Wohlthätigkeit zu wenden, fanden sie den korporativen Versuch so erfolgreich, daß sie sich entschlossen, forthin organisierte Bettlerfahrten zu unternehmen und den Ertrag derselben unter sich zu verteilen. Sie vereinigten sich daher zu einer regelmäßigen Gesellschaft mit Beamten und Satzungen und entwickelten sich im Verlauf der Zeit zu der gegenwärtigen merkwürdigen Organisation. Früh im Herbst wird die Zwiebelernte eingethan und verkauft. Von den Erträgnissen derselben wird ein gewisser Prozentsatz dem Kapitalkonto und ein anderer dem Reservefonds zugewiesen und der Rest unter die Gemeinde-Mitglieder verteilt. Ist dieses Geschäft erledigt, so werden die Pläne für die nächste Bettelcampagne durch einen Rat von Aeltesten entworfen, welcher aus den regelrecht gewählten Abgeordneten der 30 Gemeinden besteht. Jedes Mitglied der Bettlerzunft ist verpflichtet, sich streng an die Beschlüsse und Weisungen dieses Rates zu halten.

Mit dem ersten Schneefall entleeren sich die Dörfer der Schuwaliki. Jeder einzelne oder jede Gruppe von Bettlern wird mit einer besonderen herzbrechenden Geschichte versehen, welche durch reichliche Urkunden und andere Zeugnisse bewiesen und belegt und den eigentümlichen Empfänglichkeiten der heimzusuchenden Bezirke angepaßt ist. Eine große Anzahl Krüppel wird gemietet und je nach den Jammergeschichten, welche sie zu erzählen haben, verteilt. Hier wird ein paar junger Männer mit siechen Eltern, dort eine Witwe mit einem aussätzigen Sohn versehen, und für jeden Blinden, Taubstummen oder Verstümmelten findet sich Verwendung oder Beschäftigung. Der glücklichste Vorfall für den Schuwaliki zur Winterszeit ist ein Todesfall in seinen eigenen Reihen, denn nach

Digitized by Google

einer kurzen Trauerzeit wird der Leichnam ein Geschäftsartikel. Geleitet von einer Truppe armer wehklagender Verwandten wird derselbe von einem Bauernhaus oder Dorf zum anderen geführt und in herzbewegender Weise um einen Beitrag zu seiner Bestattung gebettelt. Man sagt sogar den Schuwaliki nach, daß sie sich nicht blos auf derlei glückbringende Unfälle verlassen, sondern sie werden sogar von ihren Feinden beschuldigt, sie verüben alle möglichen Grausamkeiten und Unthaten, um sich einen Vorrat von derartigen „Geschäftsartikeln" zu verschaffen. Zuweilen sind sie sogar ihre eigenen Geschäftsartikel; d. h. sie spielen die Krüppel und wissen der Darstellung derartiger Rollen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. Erst jüngst ward das Weib eines solchen Schuwaliki darauf abgerichtet, die Rolle einer Wahnsinnigen zu spielen, und wußte diesen Charakter so vorzüglich aufrecht zu erhalten, daß sie sogar hochgebildete Personen und erfahrene Polizeibeamte täuschte. Ein Lieblingskniff ist, sich große Löcher in die Kleider zu brennen und Narben und Wunden auf die Haut zu malen, um für das Opfer einer der zahllosen Feuersbrünste zu gelten, welche unter den hölzernen und strohgedeckten Bauernhäusern des zentralen und westlichen Rußlands große Verheerungen anrichten.

Die Schuwaliki jagen niemals allein. In jedem Bezirk haben sie eine Operationsbasis, wo eine Art Beamter die Arbeit seiner Untergebenen überwacht und die Beute in Empfang nimmt. Wenn man sich einer Dorfgemeinde nähert, von welcher man weiß, daß das Geld darin rar ist, so muß der eine Bettler mit einem Wagen außen bleiben, während ein anderer auf Krücken oder in einer sonstigen Vermummung von Haus zu Haus geht, in Christi Namen um Almosen bettelt und dankbar alles annimmt, was man ihm gibt: Brot, Fleisch, Gemüse, Getreide, Wolle, Flachs, Hanf, alte Kleider 2c., welche er unmittelbar nach dem Wagen trägt. Sobald dieser bis zu seiner äußersten Möglichkeit beladen ist, wird er nach der Zentralbehörde geführt und sein Inhalt zum Verkaufe sortiert. Es gilt für eine sehr schlechte Saison, wenn nicht jedes Mitglied der Bettlerzunft mindestens 50—60 Rubel in baarem Geld und fünfmal soviel an Waren heimbringt. Es gibt unter den Schuwaliki einige wenige Kapitalisten, welche nicht mehr selbst betteln, aber Lehrlinge heranziehen und gar keine Schwierigkeit haben, Prämien für die Einweihung von jungen Männern in die Bruderschaft zu erzielen, in Anbetracht, daß das Gewerbe als ein einträgliches bekannt ist. Das Gewerbe gilt natürlich für ein ungesetzliches und man nimmt an, die Polizei thue ihr möglichstes, um dasselbe auszurotten; allein es kostet die Schuwaliki gleichwohl keine Mühe, jene Pässe, Ausweise und Erlaubnisscheine zu erlangen, ohne welche kein Reisender in Rußland — gleichviel ob In- oder Ausländer — verkehren kann. Thatsächlich aber kann man in Rußland mit Geld alles erkaufen, und ohne Zweifel figuriert in der Bilanz der Schuwaliki ein besonderer Posten für geheimen Dienst oder Bestechung der Polizei.

* Die russische Eisenbahn vom Kaspischen Meer nach dem Stillen Ozean. Die russische Regierung hat sich nun für den Plan der Erbauung einer großen militärischen Eisenbahn entschieden, welche vom Kaspischen Meer bis zum Stillen Ozean gehen und in Wladiwostok ausmünden soll. Diese ungeheure Linie, deren Erbauung in wenigen Jahren vollendet sein wird, wenn es mit ihrem Bau ebenso rasch gehen wird, wie mit der Linie durch Zentralasien, ist vor allem in defensiver und offensiver Weise gegen China gerichtet. Neben den kommerziellen Vorteilen, welche sich ohne Zweifel künftig daraus entwickeln dürften, wird sie Rußland erlauben, im Falle eines Angriffs das Amur- und das Ussuri-Gebiet wirksam zu beschützen, welche durch die Mandschurei und die Thatsache sehr bedroht sind, daß die moskowitischen Kolonien dort inmitten der Bevölkerung von gelber Rasse ganz verloren sind. Andererseits wird die Möglichkeit, ein russisches Heer rasch entweder bei Kuldscha mittelst der Zweigbahn von Tomsk oder an der Grenze von Korea zusammenzuziehen, der Regierung von St. Petersburg Gelegenheit geben, eine günstige Konjunktur zu benützen, um ihrer Flotte im Stillen Ozean eine besser eingerichtete und eisfreiere Rhede als diejenige von Wladiwostok, z. B. Port Lazareff oder die Bucht von Oensan, zu verschaffen. Durch den Besitz dieser neuen Eisenbahn wird Rußland sich in Asien in eine gefürchtete Lage versetzt haben. Es wird seine Heere nach Belieben nach der Grenze von Indien oder derjenigen von China werfen und die Engländer entweder in Afghanistan oder am Stillen Ozean beschäftigen können, ohne daß irgend etwas ihre Bewegungen hindert. Es wird für einen bedeutenden Ausfuhrhandel die Wege geebnet haben, welcher unberechenbare Proportionen annehmen kann, namentlich wenn China gezwungen werden wird, die Schranken niederzulegen, welche es von der übrigen Welt trennen.

---

## Litteratur.

* Unter den litterarischen Weihnachtskatalogen, die jedes Jahr erscheinen, nimmt der von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig ausgegebene „Illustrierte Katalog" ausgewählter Werke ihres Verlags sowohl seines Inhalts als seiner typographischen und artistischen Ausstattung halber eine hervorragende Stelle ein. Derselbe ist soeben in neuer bis auf die jüngste Gegenwart vervollständigter Ausgabe erschienen und führt auf 64 Seiten Großoktav gegen 500 Werke aus den verschiedensten Litteraturgebieten vor; zahlreiche vortreffliche Abbildungen sind als Proben aus den illustrierten Werken abgedruckt. An der Spitze des Katalogs steht die 13. Auflage von „Brockhaus' Konversationslexikon", die gerade für das diesjährige Weihnachtsfest sich besonders als Festgeschenk empfiehlt, da sie, von ihren sonstigen Vorzügen abgesehen, nach ihrer soeben erfolgten Vollendung das neueste vollständig vorliegende Konversationslexikon ist. Dann folgen: „Brockhaus' Kleines Konversationslexikon" in 4. Auflage, eine Volksausgabe

Digitized by Google

des bekannten „Bilder-Atlas", mehrere Prachtwerke, Bibelausgaben, worunter die „Illustrierte Bibel" u. s. w. Eine stattliche Reihe bilden die Reisewerke, mit deren Verlag die Firma sich bekanntlich in erfolgreichster Weise beschäftigt; wir finden darunter die berühmten Werke von Stanley, Nachtigal, Rohlfs, Lenz, Schweinfurth, Nordenskjöld, mehrere derselben auch in populärer Bearbeitung. Daran schließen sich zwei auf afrikanisch-deutschem Boden spielende Jugendschriften: „In Kamerun" und „Der Zauberer vom Kilima'ndscharo" von C. Falkenhorst. In den übrigen Fächern begegnen wir ebenfalls Autorennamen von bestem Klang, wie Bodenstedt, Carriere, Gregorovius, Gottschall, Hammer, Sturm, Schliemann, Schopenhauer und vielen anderen. Brockhaus' „Illustrierter Katalog", der in allen Sortimentsbuchhandlungen zu haben ist, empfiehlt sich somit jedem, der ein litterarisches Festgeschenk auszuwählen hat.

* Hoppe, Prof. Dr. A.: Englisch-Deutsches Supplement-Lexikon als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen Wörterbüchern, durchweg nach englischen Quellen bearbeitet. Erste Lieferung: A-Close. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagshandlung, 1888. — Schon als die erste Auflage dieses vorzüglichen Supplement-Lexikons im Jahre 1871 erschien, haben wir dasselbe als ein höchst zeitgemäßes und dankenswertes Unternehmen auf das wärmste bewillkommt und seither unzählige Male dankbar benützt. Mit gleich lebhafter Freude begrüßen wir diese zweite, wesentlich erweiterte und vermehrte Auflage, welche mit allen Vorzügen der ersten noch eine größere Reichhaltigkeit und Vollständigkeit verbindet und der ungeheuer raschen, durch die Beziehungen zum britischen Kolonialreich so sehr beschleunigten und geförderten Fortbildung der englischen Sprache vollauf Rechnung trägt. Die vorliegende erste Lieferung der neueren Auflage umfaßt 240 Seiten dreispaltigen, sehr ökonomischen, aber noch äußerst deutlichen Druckes in großem Lexikon-Oktav, so daß das Ganze sich auf ungefähr 1000 Seiten dieses Formats berechnet. Bis wir das schon seit 18 Jahren in Vorbereitung befindliche große englisch-deutsche und deutsch-englische Wörterbuch von Prof. Dr. Murie bekommen, welches ein würdiges Pendant zu dem vorzüglichen französischen Wörterbuch von Sachs abgeben soll, ist ein Supplement-Lexikon für jeden notwendig und unerläßlich, welcher sich eingehender mit dem Studium der englischen Sprache und besonders der neueren Litteratur beschäftigt und der Fortbildung beider folgen will. Diesem Zweck aber entspricht das vorliegende Hoppe'sche Werk, dieses glänzende Denkmal geduldigsten Forscherfleißes, immenser Belesenheit und schärfsten Eindringens in den Geist der englischen Sprache, vollkommen. Wir haben die vorliegende erste Lieferung aufmerksam und eingehend geprüft und keine Lücke gefunden; wir sehen mit gespannter Erwartung dem Erscheinen der weiteren Lieferungen entgegen und fühlen uns gedrungen, das Buch auf das angelegentlichste zu empfehlen. Dabei aber möchten wir dem Herrn Verfasser noch die unmaßgebliche Bitte nahelegen, doch wenn möglich auch die minder gewöhnlichen naturwissenschaftlichen Eigennamen gefälligst aufzunehmen, z. B. cairngorm, schottisch, = Bergkrystall; chittal oder chital, indisch = Axishirsch; gaur, indisch, = Bison u. dgl. m., um namentlich auch die Lektüre von Reisen und ähnlichen Werken zu erleichtern, denn es gibt nicht viele gute englische Fremdwörterbücher und nicht jeder hat ein solches zur Hand.

* Moser, Heinrich: Durch Zentralasien. Die Kirgisensteppe — Russisch-Turkestan — Bochara — Chiwa — das Turkmenenland und Persien. Reiseschilderungen. Mit 160 Abbildungen, 16 Lichtdrucktafeln und einer Karte von Zentralasien. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. — Schon vor zwei Jahren, als die französische Ausgabe dieses schönen, gediegenen und gehaltreichen Prachtwerkes erschien, haben wir mit gebührender Anerkennung desselben gedacht und mit Erlaubnis des Herrn Verfassers auch einige Auszüge mit Illustrationen daraus gegeben. Wir begrüßen daher das Werk in seinem nicht minder prächtigen deutschen Gewande mit besonderer Freude als eine höchst wertvolle Bereicherung unserer geographischen und ethnographischen Litteratur. Die Länder Asiens, welche uns hier in Wort und Bild auf meisterhaft anschauliche Weise vorgeführt werden, könnte man „Neu-Rußland" nennen, denn sie sind die Schwelle, auf der sich die russische Eroberung in Asien bewegt und immer weiter vordringen wird. Dazu sind diese Länder, zum Teil bereits in einem Uebergangszustand von Halbwildheit in Kultur begriffen, uns Deutschen noch sehr wenig bekannt, obwohl es vorzugsweise deutsche Reisende waren, welche uns ihre bisherige Bekanntschaft vermittelten. Auch Herr Moser auf Charlottenfels bei Schaffhausen ist ein halber Deutscher, obwohl — wenn wir recht unterrichtet sind — in St. Petersburg geboren, wo sein Vater, ein geborener Schweizer, ein angesehener Kaufmann war. Eben darum aber war er für eine solche Reise geeigneter als irgend ein anderer: denn er beherrscht nicht nur die russische Sprache, welche binnen kurzem im westlichen und zentralen Asien die herrschende sein wird, sondern er kannte das russische Leben und war im Besitze jener gewichtigen Empfehlungen, ohne welche man eine derartige Reise kaum mit Sicherheit und Genuß machen kann. So hat er denn diese von ihm geschilderten Gegenden nicht als ein flüchtiger Reisender durcheilt, sondern kraft seiner Empfehlungen sich in den bedeutenderen Orten länger aufgehalten, die Gastfreundschaft der einheimischen Fürsten und Häuptlinge genossen und auf diese Weise vom eigenartigen Volksleben und den historischen Denkmälern ꝛc. mehr gesehen, als jeder andere Reisende, dem solche Erleichterungen nicht zu Gebot standen. Dabei war er Ethnolog und Sammler von wertvollen Kuriositäten und hat eine mit seltener Umsicht und Auswahl angeordnete Sammlung mitgebracht, welche bei ihren seitherigen öffentlichen Schaustellungen das Entzücken der Kenner war und als unter Brüdern eine halbe Million Franken wert geschätzt wurde, von welcher er viele der interessantesten Gegenstände, wie Waffen, Metallarbeiten ꝛc. in den Illustrationen seines Werkes vorführt. Was nun den Text seines Prachtwerkes anlangt, so ist derselbe durchaus die wahrheitsgetreue, anspruchslose, aber anschauliche Schilderung dessen, was ein Mann von gediegener Bildung und geübter Beobachtungsgabe, ein feiner Kenner von Welt und Menschen auf einer derartigen Reise unter fremden Völkern, Sitten und Umgebungen nur irgend zu sehen imstande ist. Im anmutigsten Plauderton gibt Herr Moser uns seine Erlebnisse, seine Begegnungen mit hervorragenden Persönlichkeiten wie mit Leuten aus dem Volk in jenen Ländern, seine Beobachtungen, seine Reise- und Jagdabenteuer, seine Einkäufe in den Bazars ꝛc. preis; nirgends macht sich der Drang, zumeist belehren zu wollen, geltend, nirgends ergeht sich der Autor in Reflexionen, Prophezeiungen, gewagten Urteilen oder gar in Konjekturalpolitik, allein die Eindrücke, welche man aus seinen Schilderungen hinnimmt, und die wirkliche Belehrung, welche man so unvermerkt beiher gewinnt, machen die so anziehende Lektüre des Buches doppelt wertvoll, so daß man demselben einen hohen Wert für Länder- und Völkerkunde unbedingt vindizieren muß und in ihm eine der schönsten Bereicherungen unserer geographischen Litteratur erkennt.

### Berichtigung.

Bei dem Artikel „Unter den Tausend Inseln", S. 981, 991, 1001 und 1013 ist der Name des Verfassers durch einen Schreibfehler falsch angegeben. Er heißt richtig „Grant Allen."

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Hierzu ein Prospektus der Verlagsbuchhandlung Carl Graeser in Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

.621.f.793, 946,

Stanford University Libraries
3 6105 012 211 467

AP
30
A88
v.60
pt.2
1887

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google